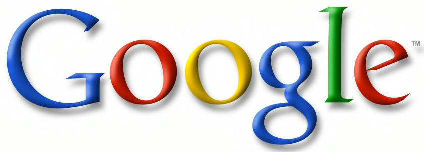
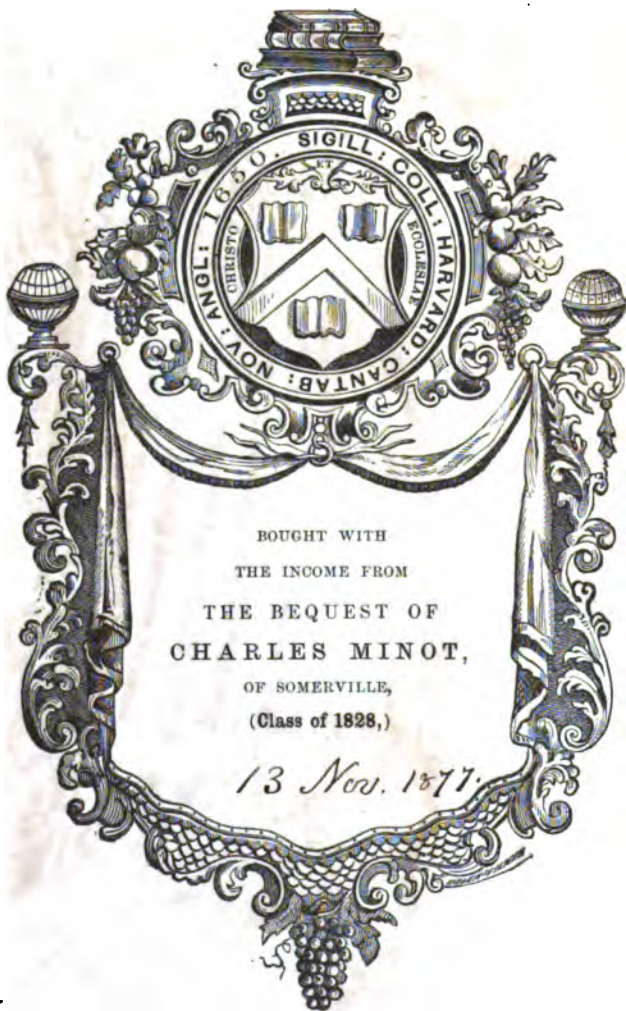
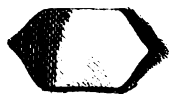



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
13 Nov. 1877.

Chronik v. Böhmen.



C. Steyrer lith.
Steindr. v. C. Hennig.

R
Et ad maius testimonium ego Karolus
quartus Romanorum augustus Rex
et Bohemorum Rex manu mea
subscripsi ad perpetuam memoriam

Büste Karls IV. im Prager Dome.

Illustrirte Chronik von Böhmen.

Ein

geschichtliches Nationalwerk.

Enthaltend

den gesammten Schatz vaterländischer Überlieferungen, als: National- und Lokal-Sagen, Historien und Legenden, politische, religiöse und culturhistorische Denkwürdigkeiten, Schilderungen des Hof-, Ritter-, Kloster-, Städte- und Volkslebens, der Kriegsführung und Kunstübung der Vorzeit u. s. w., in Verbindung mit den Kirchen-Alterthümern, Gnadenbildern, Baudenkmälern, Monumenten, Kunstschätzen und Curiositäten des böhmischen Landes und Volkes, namentlich der

Hauptstadt Prag.

Herausgegeben von

einem Vereine vaterländischer Gelehrten und Künstler.

Zweiter Band.

Mit 4 Tableaux, 32 Lithographien und 6 Holzschnitten.

Prag, 1854.

Druck und Verlag der Buchdruckerei von Anton Renn.

Historisches Gemälde

vom

alten Wyssehrad.

Zur Erläuterung des ersten Prämien-Tableaus der „illustrirten Chronik v. Böhmen:"

darstellend den Wyssehrad im Jahre 1550,

von

Dr. Legis Glückselig.

Motto: „Mach' den Zeitgeist dir willfährig,
„Deck' den Schutt, vierhundertjährig,
„Ab vom Felsen Wyssehrad:
„Und du siehst Libussa's Bad,
„Siehst die alten Herzogsgrüfte
„Unfern dem Sankt Peterstifte,
„Und noch mehr, was hier sich barg.
„Ja, wie einen Mumiensarg
„Mit gewalt'ger Hand erbrich es —
„Und vom Abhang kühn hinauf
„Taucht ein mittelalterliches
„Böhmisches Pompeji auf!"

Wie im Hintergrunde der Geschichte Böhmens, so steht der Wyssehrad noch heute als Vorburg an dem südlichen Ende der Moldaustadt Prag, und zwar auf einem dreißig Klafter hoch aus dem Flußbette emporsteigenden Bergkegel — einst, wie Cybele's Mauerkrone, mit dreizehn Kirchen und vielen Palästen geschmückt, mit riesenhaften Wällen ummauert.

„O der Wandlung!" Die stolzen und zahlreichen Zinnen, Thürme, Kirchen, Kapellen dieser sagenberühmten Burg und Felsenstadt der ersten Beherrscher Böhmens sind verschwunden! der Hussitenkrieg hat sie der Erde gleichgemacht. Wyssehrad fiel im Jahre 1420 — zwei Jahre darauf bekanntlich auch der Karlstein!! Die einst glanz- und lebensvolle Wyssehrader Anhöhe, die sich grau und felsig aus der

Moldaufluth erhebt, ist jetzt still und öde, Grasplätze, Fortifikationswerke, Uiberreste alten Gemäuers und einige mageren Ackerfelder findet man, wo einst hochgethürmte Dome, söllerreiche Burgen, Prachtgiebel, Thore, Säulen, vielleicht selbst Monumente gestanden!!!

Schon die älteste vaterländische Mythengeschichte kennt den Wyssehrad und feiert ihn. Glaubwürdig bleibt es daher, daß wir in dem Wyssehrad einen der ältesten bebauten Punkte Böhmens vor uns sehen, vielleicht eine Ansiedelung der Urbewohner dieses Landes. Die Sage meldet, der Wyssehrad sei älter als Libussa, und das ganze Nationalepos der alten Czechen spielt auf diesem Raume.

Wyssehrad, oder, wie es ursprünglich heißt: Wissegrad ist soviel als Hochburg, und mit dem Akropolis der Alten gleichbeutig. Bei Beginn unserer historischen Nachrichten erscheint Wyssehrad nicht bloß als Residenz, sondern auch als Hauptort der gleichnamigen Provinz oder Supanie, die da am rechten (sowie die Prager gegenüber am linken) Moldauufer lag. Nach Cosmas hat der Wyssehrad einst von dem vielen Gehölz Chwrasten geheißen: urbs, quam moderni nuncupant Wissegrad, tunc (zu Libussa's Zeit) ab arbustis traxerat nomen Hvrasten. Die untere oder heutige Stadt Wyssehrad führte einst den Namen Psar.

Die Sagen von Wyssehrads Gründung kennen wir aus der illustrirten Chronik (Bd. I. S. 690); der ganze Sagenschatz des Wyssehrad wurde übrigens von dem Verfasser dieser Zeilen in einem eigenen Werke*) niedergelegt.

Schon zur Zeit des aufkeimenden Christenthumes im Lande hatte der Wyssehrad eine St. Clemenskirche, die sich noch im XIII. Jahrhundert urkundlich nachweisen lässt. Die St. Martinskapelle wollen die Chronisten sogar noch aus der Heidenzeit herleiten. Dahingegen wissen wir bestimmt, daß die Collegiatkirche zu St. Peter und Paul durch Herzog Wratislaw den Zweiten im Jahre 1070 gegründet und 1088 dotirt und ausgebaut worden ist. Da die Prager Residenz schon seit 973 eine Cathedrale besaß, so musste die Gründung eines zweiten Dom- oder Collegiatstiftes innerhalb des benachbarten Wyssehrad manche Eifersucht wecken, zumal das letztere Stift an Reichthümern fast die bischöfliche Kirche übertraf. Und so wahrte sich die Wyssehrader Kirche auch den Vorzug der Unmittelbarkeit oder Exemtion gegenüber den Landesbischöfen, aus deren Diözese sie auch von Anbeginn bis 1763 aus-

---

*) Geschichten und Alterthümer der böhmischen Burg und Felsenstadt Wyssehrad und der dasigen Collegiatkirche zu St. Peter und Paul. Von Dr. Legis Glückselig. Mit 2 Holzschnitten, 6 Prospekten und vielen Urkunden. Prag und Leitmeritz 1853 bei C. W. Medau.

geschieden blieb — daher das Prädikat: Regia exempta et nullius dioecesis Wissegradensis ecclesia S. S. apostolorum Petri et Pauli.

Als abwechselnde Residenz der böhmischen Landesfürsten war Wyssehrad zugleich eine Präfektur von hoher, namentlich militärischer Bedeutung. Wir finden schon bei Cosmas (1109) einen gewissen Fabian, welcher die Reihe der Burggraven oder Kmeten des Wyssehrad oder der Wyssehrader Supanie zu eröffnen scheint. Allein es ist nicht auszumitteln, welcher böhmische Landesfürst zuerst den Wyssehrad mit der Prager Residenz bleibend vertauscht habe. Eine dritte Residenz in der niederen Stadt („Königshof") gab es vor dem XV. Jahrhunderte nicht, und eine vierte („Teynhof") hat ganz und gar nicht existirt.

Am 30. Julius 1119, wo sich ein Orkan von Süden erhoben hatte, wurde der Söller der Wyssehrader Burg sammt dem Mittelgebäude derselben niedergerissen. Von dem Wiederaufbaue schweigt die Chronik; aber er musste bald in's Werk gesetzt worden sein. Denn, außer den heidnischen Herzögen Böhmens, welche im Wyssehrad ihre gemeinschaftliche Gruft — angeblich Hrobka genannt — sich erbaut hatten: waren bereits auch Wladislaw I. mit seiner Gemalin Swatawa, dann beide Sobieslawe, auf dem Wyssehrad begraben; und je glanzvoller Kirche und Capitel hier fortblühten, desto weniger konnte die Residenz selbst dem Verfalle preisgegeben sein.

Im Verlaufe der Jahrhunderte hatte Wyssehrad zahlreiche, uns meist auch in Urkunden begegnende, Burggraven oder Castellane gezählt, und zwar (seit Fabian 1109) einen Welislaw (1142—1147), Heinrich (1160), Bznata (1167), Budilow (1177), Ratibor (1187—1197), Zudo (1212), Biczen (1213), Poich (1233—1237) und Andere. Allmälich sanken die hiesigen Castellane zu bloßen Schloßvögten, zuletzt zu militärischen Kommandanten des Wyssehrads herab. Die Könige Johann und Karl IV. wandten ihre Sorgfalt überhaupt mehr der Prager Residenz zu — natürlich auf Kosten der Wyssehrader. Im Jahre 1348 verlieh Karl IV. der Burg Wyssehrad auch äußerlich das Gepräge einer Festung. Denn als er die Mauern der eben erst angelegten Neustadt Prag von dem Wyssehrad bis zu dem Porzicz zog, gestaltete er die zinnenreiche Anhöhe des Wyssehrader Berges mittelst gethürmter Wälle zu einer Citadelle um. Anno Domini 1348 (meldet Benesch von Weitmül) Karolus rex fundavit novam civitatem Pragensem, protendens murum fortissimum cum valuis et turribus altissimis a castro Wissegrad usque in Porzicz. Sed et ipsum montem Wissegrad cinxit muro et turribus fortissimis, et totum opus consumavit infra biennium. Seither war die Bahn zu der Reihe von Eroberungen gebrochen, welche der Wyssehrad erlebt oder abgewehrt und endlich mit seinem Untergange gebüßt hat.

Der berüchtigte Žižka war einer der Ersten, der die militärische Wichtigkeit des Wyssehrad für seine Zwecke in's Auge gefasst hat. Kurz vor dem Ableben König Wenzels IV. — der noch zeitweise auf dem Wyssehrad zu residiren pflegte — improvisirte Žižka den bekannten Waffenzug mit der Prager Bürgerschaft, indem er vor den Wyssehrad rückte und den erschrockenen König bat, den Feind zu bezeichnen, gegen den es zu ziehen gelte. Nicht lange währte es, so war ganz Böhmen ein Reich des Aufruhrs. Am 30. Julius 1419 warf man die Neustädter Rathsherrn aus den Fenstern und spießte sie. Der König starb nach wenig Wochen und die Hussitengräuel nahmen sofort ihren Anfang.

Kaum war Prag von der einstweiligen Regentschaft in Vertheidigungszustand gesetzt, so überrumpelte Žižka mit den Neustädtern am 25. Oktober 1419 den Wyssehrad, und begann seine Streifzüge auf dem Lande von seinem Hauptlager „Tabor" aus. Unerschütterlich steht Prag mit vielen Städten gegen die Königsparthei. Im Junius 1420 belagert König Sigmund mit einem Kreuzheere von 10.000 Mann die Hauptstadt; am 14. Julius schlägt Žižka die siegreiche Schlacht auf dem Witkow (Žižkaberg) — und, nachdem die Taboriten Prag verlassen haben, setzen die Prager alle ihre Hoffnungen auf den Besitz und die Behauptung des festen Wyssehrad, wozu sie auch in der That die äußersten Kraftanstrengungen machen.

Am 15. September 1420 belagerten die Prager selbst den Wyssehrad in der Absicht, die königliche Besatzung auszuhungern. Dies hatte die Schlacht bei Wyssehrad — auf der Hochebene zwischen dem jetzigen südlichen Wyssehrader Thore und St. Pankraz — zur Folge (1. November 1420), welche unter die blutigsten ihrer Zeit gehört haben soll und worin die Prager eines glänzenden Sieges sich rühmen konnten. Als sie aber vom Wyssehrad Besitz genommen, drängte sich der Prager Pöbel hier ein und ließ seiner Zerstörungswuth freie Zügel. Nachdem unter dem gräßlichsten Lärm Bilder, Altäre, Orgeln und aller Zierrath der Kirchen zerschmettert worden,*) strömte am folgenden Tage (2. November 1420) der ganze Schwall der Prager Population auf den Wyssehrad, riß vorerst die Burgmauern gegen die Neustadt nieder und legte sodann die Kirchen und die Domherrnhäuser, ja selbst auch den Residenzpalast wüst, wie die böhmischen Annalen sich ausdrücken: A Pražané magic Wyšehrad, zdi ot mésta, véže a domy knéžské i královské

*) Et statim eodem die post prandium populo communi violenter Wissegradum ingrediente, in ecclesias irruunt, imagines, altaria, organa, sedes et cetera ecclesiae ornamenta cum magno strepitu conculiunt et disrumpunt. Laurentii de Brziezova Diarium belli Hussitici.

paláce a pokoge zbořili sú, i také kostelóm sú neodpustili (Letopisowé češlj p. 39).

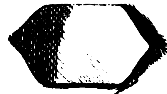
Wyssehrad war untergegangen bis auf wenige Spuren! Uiber die Zahl der zerstörten Kirchen und Kapellen schwanken die Angaben. Gewöhnlich werden dreizehn genannt, davon die namhaftesten waren: die Collegiatkirche zu St. Peter und Paul, die Kirche zu St. Martin, jene zu St. Johann dem Täufer und andere.

Das ganze Zerstörungswerk darf indeß nicht so gedacht werden, als ob der Wyssehrad sammt und sonders ein einziger Steinhaufen gewesen und geblieben sei. Denn, wenn aus dem Schutte auch nicht viel mehr als einzelne Gewölbe, Hauptmauern und Säulen hervorgeragt haben mochten, so war deßhalb der Wyssehrad als Festung nicht auf ewig unbrauchbar gemacht. Auch leuchtet ein, daß ein Punkt von solcher politischen, kirchlichen und militärischen Wichtigkeit, wie der alte Wyssehrad, möglichst bald aus seinem Verfall gezogen ward und daß nicht zugesehen werden konnte, wie Moos und Humus sich auf den Trümmern erzeugen. Der Landesfürst, das Kapitel, die Insassen boten ihre vereinten Kräfte zur Rettung des Rettbaren auf. Und daß dessen nicht gar so wenig gewesen, beweisen mancherlei Umstände, nämlich (außer den auf alten echten Prospekten vorfindlichen Bauüberresten) die noch heute vorhandenen gothischen Seitenschiffe des Wyssehrader Domes, ferner und hauptsächlich die Thatsache, daß der Wyssehrad schon nach siebzehn und achtzehn Jahren wieder als haltbarer Waffenplatz erscheint, der sogar am 2. September 1448 von Georg von Podiebrad mittelst eines Handstreiches erobert worden ist. Endlich wird 1445 Johann von Rabstein ausdrücklich als „Wyssehrader Burggraf“ genannt (pan Jan Rabstein purkrabie Wyssehradske Letop. p. 139); — ebenso 1505 Herr Bohuslaw von Ujezdecz „purkrabě Wyšehradský“ in einer Wladislawischen Urkunde 2c.

Bis zu dieser Zeit hatten unter andern auch die Wyssehrader Pröpste regelmäßig die königliche und oberste Kanzlerwürde Böhmens inne gehabt. Von dem Propste Benedikt (1088) bis auf Wenzel Kralik von Buřenicz (1380—1412) sind uns dreiundzwanzig Wyssehrader Pröpste und Kanzler urkundlich bekannt. Zu Ende des XV. Jahrhundertes aber gelangte die letztere Würde auf immer in weltliche Hand.

Schon vor zweihundert Jahren hatte sich die Phantasie der böhmischen Patrioten das Bild vom ehemaligen Wyssehrad zusammenzusetzen gesucht, und es sind aus diesem an sich löblichen Bestreben unterschiedliche Fiktionen hervorgegangen; wovon die vorgeblich „alte“ Abbildung des Wyssehrad im vierten Bande von Schallers Beschreibung Prags ein naheliegendes Beispiel gibt. Denn dieser Vorstellung liegt (man glaube es uns auf's Wort!) nicht das geringste verläßliche Original zu Grunde;

Chronik v. Böhmen.



C. Steyrer lith.
Steindr. v. C. Hennig.

Et ad maius testimonium ego Karolus
quartus Romanorum augustus Rex
et Bohemorum Rex manu mea
subscripsi ad perpetuam memoriam

Büste Karls IV. im Prager Dome.

Illustrirte
Chronik von Böhmen.

Ein

geschichtliches Nationalwerk.

Enthaltend

den gesammten Schatz vaterländischer Überlieferungen, als: National- und Lokal-Sagen, Historien und Legenden, politische, religiöse und culturhistorische Denkwürdigkeiten, Schilderungen des Hof-, Ritter-, Kloster-, Städte- und Volkslebens, der Kriegsführung und Kunstübung der Vorzeit u. s. w., in Verbindung mit den Kirchen-Alterthümern, Gnadenbildern, Baudenkmälern, Monumenten, Kunstschätzen und Curiositäten des böhmischen Landes und Volkes, namentlich der

Hauptstadt Prag.

Herausgegeben von

einem Vereine vaterländischer Gelehrten und Künstler.

Zweiter Band.

Mit 4 Tableaux, 32 Lithographien und 6 Holzschnitten.

Prag, 1854.

Druck und Verlag der Buchdruckerei von Anton Renn.

Moldauflut erhebt, ist jetzt still und öde, Grasplätze, Fortifikationswerke, Uiberreste alten Gemäuers und einige mageren Ackerfelder findet man, wo einst hochgethürmte Dome, söllerreiche Burgen, Prachtgiebel, Thore, Säulen, vielleicht selbst Monumente gestanden!!!

Schon die älteste vaterländische Mythengeschichte kennt den Wyssehrad und feiert ihn. Glaubwürdig bleibt es daher, daß wir in dem Wyssehrad einen der ältesten bebauten Punkte Böhmens vor uns sehen, vielleicht eine Ansiedelung der Urbewohner dieses Landes. Die Sage meldet, der Wyssehrad sei älter als Libussa, und das ganze Nationalepos der alten Czechen spielt auf diesem Raume.

Wyssehrad, oder, wie es ursprünglich heißt: Wissegrad ist soviel als Hochburg, und mit dem Akropolis der Alten gleichbeutig. Bei Beginn unserer historischen Nachrichten erscheint Wyssehrad nicht bloß als Residenz, sondern auch als Hauptort der gleichnamigen Provinz oder Supanie, die da am rechten (sowie die Prager gegenüber am linken) Moldauufer lag. Nach Cosmas hat der Wyssehrad einst von dem vielen Gehölz Chwrasten geheißen: urbs, quam moderni nuncupant Wissegrad, tunc (zu Libussa's Zeit) ab arbustis traxerat nomen Hvrasten. Die untere oder heutige Stadt Wyssehrad führte einst den Namen Psar.

Die Sagen von Wyssehrads Gründung kennen wir aus der illustrirten Chronik (Bd. I. S. 690); der ganze Sagenschatz des Wyssehrad wurde übrigens von dem Verfasser dieser Zeilen in einem eigenen Werke*) niedergelegt.

Schon zur Zeit des aufkeimenden Christenthumes im Lande hatte der Wyssehrad eine St. Clemenskirche, die sich noch im XIII. Jahrhundert urkundlich nachweisen lässt. Die St. Martinskapelle wollen die Chronisten sogar noch aus der Heidenzeit herleiten. Dahingegen wissen wir bestimmt, daß die Collegiatkirche zu St. Peter und Paul durch Herzog Wratislaw den Zweiten im Jahre 1070 gegründet und 1088 dotirt und ausgebaut worden ist. Da die Prager Residenz schon seit 973 eine Cathedrale besaß, so musste die Gründung eines zweiten Dom- oder Collegiatstiftes innerhalb des benachbarten Wyssehrad manche Eifersucht wecken, zumal das letztere Stift an Reichthümern fast die bischöfliche Kirche übertraf. Und so wahrte sich die Wyssehrader Kirche auch den Vorzug der Unmittelbarkeit oder Exemtion gegenüber den Landesbischöfen, aus deren Diözese sie auch von Anbeginn bis 1763 aus-

---

*) Geschichten und Alterthümer der böhmischen Burg und Felsenstadt Wyssehrad und der dasigen Collegiatkirche zu St. Peter und Paul. Von Dr. Legis Glückselig. Mit 2 Holzschnitten, 6 Prospekten und vielen Urkunden. Prag und Leitmeritz 1853 bei C. W. Medau.

geschieden blieb — daher das Prädikat: Regia exempta et nullius dioecesis Wissegradensis ecclesia S. S. apostolorum Petri et Pauli.

Als abwechselnde Residenz der böhmischen Landesfürsten war Wyschrad zugleich eine Präfektur von hoher, namentlich militärischer Bedeutung. Wir finden schon bei Cosmas (1109) einen gewissen Fabian, welcher die Reihe der Burggraven oder Kmeten des Wyssehrad oder der Wyssehrader Supanie zu eröffnen scheint. Allein es ist nicht auszumitteln, welcher böhmische Landesfürst zuerst den Wyssehrad mit der Prager Residenz bleibend vertauscht habe. Eine dritte Residenz in der niederen Stadt („Königshof") gab es vor dem XV. Jahrhunderte nicht, und eine vierte („Teynhof") hat ganz und gar nicht existirt.

Am 30. Julius 1119, wo sich ein Orkan von Süden erhoben hatte, wurde der Söller der Wyssehrader Burg sammt dem Mittelgebäude derselben niedergerissen. Von dem Wiederaufbaue schweigt die Chronik; aber er musste bald in's Werk gesetzt worden sein. Denn, außer den heidnischen Herzögen Böhmens, welche im Wyssehrad ihre gemeinschaftliche Gruft — angeblich Hrobka genannt — sich erbaut hatten: waren bereits auch Wladislaw I. mit seiner Gemalin Swatawa, dann beide Sobieslawe, auf dem Wyssehrad begraben; und je glanzvoller Kirche und Capitel hier fortblühten, desto weniger konnte die Residenz selbst dem Verfalle preisgegeben sein.

Im Verlaufe der Jahrhunderte hatte Wyssehrad zahlreiche, uns meist auch in Urkunden begegnende, Burggraven oder Castellane gezählt, und zwar (seit Fabian 1109) einen Welislaw (1142—1147), Heinrich (1160), Bznata (1167), Budilow (1177), Ratibor (1187—1197), Zudo (1212), Biczen (1213), Poich (1233—1237) und Andere. Allmälich sanken die hiesigen Castellane zu bloßen Schloßvögten, zuletzt zu militärischen Kommandanten des Wyssehrads herab. Die Könige Johann und Karl IV. wandten ihre Sorgfalt überhaupt mehr der Prager Residenz zu — natürlich auf Kosten der Wyssehrader. Im Jahre 1348 verlieh Karl IV. der Burg Wyssehrad auch äußerlich das Gepräge einer Festung. Denn als er die Mauern der eben erst angelegten Neustadt Prag von dem Wyssehrad bis zu dem Porzicz zog, gestaltete er die zinnenreiche Anhöhe des Wyssehrader Berges mittelst gethürmter Wälle zu einer Citadelle um. Anno Domini 1348 (meldet Benesch von Weitmül) Karolus rex fundavit novam civitatem Pragensem, protendens murum fortissimum cum valuis et turribus altissimis a castro Wissegrad usque in Porzicz. Sed et ipsum montem Wissegrad cinxit muro et turribus fortissimis, et totum opus consumavit infra biennium. Seither war die Bahn zu der Reihe von Eroberungen gebrochen, welche der Wyssehrad erlebt oder abgewehrt und endlich mit seinem Untergange gebüßt hat.

vielmehr von Prag) in Kupfer stechen lassen, um sie seinem Hajekischen Commentar einzuverleiben. Ja er fügte bei den acht heidnischen Přemysliden glagolitische Namen darunter — vielleicht, weil er die glagolitische Schrift für vorchristlich ansah — und legte auf die Bildnisse selbst einen hohen Werth (sieh Annal. Hagec. Tom. II. ad a. 804, 831, 851; Tom III. ad a. 873, 906, 916). Ohne Zweifel aber sind die Dobrawitzer Bildnisse mit den Clauserischen Miniaturen aus einer und derselben Quelle geflossen.

III. Die Galerie zu Neuhaus — leider! schon seit achtzig Jahren ein Raub der Flammen *). Am ausführlichsten bespricht diese Galerie ein vaterländisches Burgenwerk **), woraus wir Folgendes entlehnen: „Im obersten (vierten) Stockwerke eines Schloßtheiles von Neuhaus befindet sich eine Reihe ehemals prunkvoll ausgestatteter Gemächer, die nun als Dachbodenraum verwendet werden. Links breitet sich der berühmte, zwölf Klafter lange und sechs Klafter breite „goldene Saal" aus, dessen durch sechzehn Fenster erleuchtete Wände mit sechzig (?) in Goldrahmen eingefassten Porträten der Herrscher Böhmens bedeckt gewesen sind. Diese Gemälde waren getreue Copieen jener Bilder, die während der Einäscherung des Prager Schlosses im Jahre 1541 in Rauch aufgingen und noch aus der Zeit Karls des Vierten abstammten. Da sie anfangs nicht in chronologischer Reihe aufgestellt worden waren, so ließ sie Graf Ferdinand Wilhelm Slawata von Chlum und Kossumberg in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts durch den bekannten Geschichtsforscher P. Bohuslaus Balbin ordnen, der dann die ganze Sammlung bis auf das Porträt des damals regierenden Kaisers Leopold I. in gehörige Lage brachte. Aber diese seltene Gemäldegalerie ging sammt aller sie umgebenden kostbaren Einrichtung in dem großen Brande vom 13. Juni 1773 zu Grunde, und nur schmale von Rauch geschwärzte Streifen blieben an den kahlen Wänden zurück, um dem Beobachter die Formen der vergoldeten Rahmen anzudeuten."

Zu diesem traditionellen Berichte ist im Grunde wenig anzumerken. Sicher bleibt, daß diese Bildnisse Staffeleigemälde waren; wenn man auch bezweifeln muß, daß auf allen sechzig Tafeln böhmische Regenten dargestellt gewesen sind. Denn vorausgesetzt, daß acht heidnische Herzöge und sodann von Bořiwoy I. bis Leopold I. achtundvierzig christliche Beherrscher Böhmens gezählt werden, so haben wenigstens in der Galerie der Prager Burg zwei Könige (Rudolph und Heinrich der Kärnthner) gefehlt, und es ist unwahrscheinlich, den Gegenkönig Friedrich von der Pfalz in der Neuhaüser Regentenreihe zu vermuthen. Daher über sechs bis acht der Neuhauser Bilder Ungewißheit herrscht.

Ebensowenig kann der historische und künstlerische Werth dieser, ohne Zweifel auch mit Inschriften versehen gewesenen, Galerie ermittelt werden, da keine Copieen erübrigen und sonst ein Anhaltspunkt für den Kritiker nicht vorhanden ist.

IV. Die Galerie in der königlichen Burg zu Prag, nämlich in der älteren, noch von Karl IV. angelegten und von Wladislaw II.

---

*) Schallers Böhmen XIV, S. 111; Sommers Topographie X, 238.
**) Hebers Burgen, B. VI. S. 15.

ausgebauten (die Hinterseite der jetzigen Residenz einnehmenden) Burg — wie solche mitsammt der alten Landtafel am 2. Junius 1541 größtentheils durch Feuer *) zu Grunde ging. Uiber diese Regentengalerie vermögen wir glücklicherweise genügenderen Bescheid zu geben. Dieselbe behauptete bei der böhmischen Nation ein eben so altes als großes Ansehen, und gern zugeben wird der Kenner der Geschichte, daß Karl IV., oder vielleicht schon Wenzel II., der erste Urheber dieser Fürstenbilder gewesen sein dürfte. Daher die bittere Klage aller Zeitgenossen, als der Brand von 1541 diese theueren Bildnisse verzehrt hatte. Der bekannte Matthäus Collinus singt:

Perdidimus regum effigies ab origine prima
Actaque non ullo post reparanda modo.

Und Johann Orpheus, ein anderer vaterländischer Dichter:

Nunc ubi sunt pulchre reges ex ordine picti
Vix illo poteris signa videre loco etc.

Die Entstehungszeit und die Kunstweise dieser glänzenden, siebenundvierzig vaterländische Regenten umfassenden, Galerie lässt sich nur ungefähr sicherstellen — der Ort derselben (oder der Burgflügel) ist gänzlich unbekannt. Allem Anscheine nach hat Kaiser Karl IV. die Bildnisse seiner Vorgänger entweder schon hier angetroffen, oder dieselben aus dem Wyssehrad in Copieen hierher zu übertragen gesucht, wobei ihm die ausgezeichnete Technik seiner Hofmaler, eines Theodorich oder eines Wurmser ꝛc., so gut wie auf dem Karlstein **) zu Statten kam. Jede Untersuchung, ob diese Bilder in Fresko oder in Oel oder in Wachs gemalt waren, scheint vergeblich und unnütz; aber daß es eher Staffelei- als Wandgemälde waren, kann mit Fug behauptet werden.

Bekanntlich hat uns die Gunst des Schicksals eine vollständige Copie jener Regentenbilder überliefert, welche noch vor ihrer Zerstörung — zwischen 1496 und 1526 — so gut es anging, im Kleinen genommen ward. Wir meinen eben jenen Hasenburgischen Bildercodex, dessen kürzlicher Commentar den Schluß dieses Aufsatzes bildet. In dem Hasenburgischen Codex erscheint jedes Bildniß wie in einer Nische stehend, die Brustbilder befinden sich zwischen Halbsäulen, gleichfalls wie in einer Loge aufgestellt; so daß diese Umfassung auf Staffeleibilder in Rahmen schließen lässt, welche schon des steten Zuwachses halber sich als naturgemäß empfehlen mussten, indem sich sonst immer leere Wandflächen zu gelegentlicher Completirung ergeben haben würden. Man kann sich vorstellen, daß jene altehrwürdige vaterländische „Walhalla" in keinem abseitigen Burggeschoße untergebracht worden sein mag, daß dieselbe vielmehr geeignet war, den stolzesten Thronsaal zu dekoriren. Genaueres jedoch über die örtliche Lage dieser ganzen Regentenhalle ist bis jetzt zu liefern nicht möglich, da es nicht einmal einen guten Prospekt von dem älteren Prager Schlosse gibt. —

*) Eine Beschreibung dieser Feuersbrunst aus gleichzeitigen Quellen in der illustrirten Chronik v. Böhmen I. Bd, S. 155—160.

**) Illustr. Chronik, I. S. 363—365.

Nun zu unserer Bilderhandschrift! Dieselbe ist ein Denkmal des patriotischen Kunstsinnes der Hasenburge, welche (urkundlich) von 1350 bis 1663 das Erbamt der Obersten Truchsesse im Königreich Böhmen bekleideten *). Zur Zeit des furchtbaren Schloßbrandes vom 2. Junius 1541 war Johann II. von Hasenburg auf Budin Senior des Hauses und Oberstruchseß. Uiber sein Leben wissen wir nur Weniges **). Seinem Vater, Johann I. († 1495) hatte der gefeierte Bohuslaw Lobkowitz von Hassenstein ein Epitaph gewidmet. Von Johann dem Sohne schreibt der unten citirte Genealog: Joannes II. de Hazmburg, Joannis I. tertiogenitus filius, omnium suorum diutissime Archidapiferi dignitatem obivit ***), siquidem ab a. 1499 usque a. 1553 vitam perduxit, et Dapiferi titulum annis 54 gessit. Conjugem nobilissimam habuit Margaretham Münsterbergicam filiam Caroli Ducis Münsterbergensis Comitis Olsnicensis et Glacensis, Bohemiae Gubernatoris ex Saganensi Ducissa genitam, quae obiit 1551, quam post annos duos secutus est senex maritus, magnae vir authoritatis apud reges, anno scilicet 1553, relictis quatuor melioris sexus liberis: Wenceslao, Nicolao, Georgio et Christophoro.

Soweit Balbin. Johann von Hasenburg also — oder wie er sich selbst in der an Kaiser Ferdinand I. gerichteten Zueignung unserer Bilderhandschrift nennt „Joannes ab Hasenburgk et Budynae, supremus Regni Bohemiae Dapifer“ — hatte aus einer uns unbekannten Intention geraume Zeit vor dem Schloßbrande von 1541 die Galerie böhmischer Landesfürsten von einem Miniaturzeichner copiiren lassen und bewahrte die 47 Folioblätter in seiner Bibliothek zu Budin. Als die verhängnißvolle Feuersbrunst gerade den Burgflügel mit den Königsbildern verzehrt hatte, gewann die Hasenburgische Copie — obgleich nur mit der Feder und leichten Retouchen ausgeführt und um beinahe das Zehnfache verkleinert — plötzlich einen unschätzbaren Werth für alle Böhmen und das regierende Haus. Johann von Hasenburg beeilte sich daher, seinem Monarchen, Kaiser Ferdinand dem Ersten — welcher eben an die Wiederherstellung der Schloßburg und des Domes Hand angelegt — mit jenem Codex ein zeitgemäßes Geschenk zu machen. Er versah also denselben mit einem allegorischen Dedikationsbilde und einer lateinischen Zueignung ohne Datum, woraus wir folgende, am meisten bezeichnende Stelle hier wiedergeben:

Serenissimo Principi et Domino D. Ferdinando Rom. Hung. Boh. etc. Regi. — — — „Ac ne quid perversitas ingeniorum in arce Vestrae M. R. desiderare queat, quod videlicet priorum

*) Zbynko Zagjcz de Hasenburg († 31. Dec. 1368) erscheint als der erste Truchseß (dapifer) unter Karl dem Vierten; mit Jaroslaw II. v. .. Hasenburg ist dieses Geschlecht 1663 erloschen. Balbin Verzeichniß der Reichsbeamten Böhmens, in (v. Rieggers) Materialien XI, S. 28.

**) Dies hat Balbin zusammengestellt (am angeführten Ort, S. 26) und Hammerschmidt Prodrom. gloriae Pragenae p. 810 wiederholt.

***) Balbin zählt in Allem 18 Erztruchsesse aus dem Hause Hasenburg auf; aber seine Darstellung dürfte ungenau sein. Vgl. Palacky Přehled současný etc. Tab. III. Die Würde der böhmischen Truchsessen gelangte 1723 erblich an die Fürsten Colloredo auf Opotschno. Vom Jahre 1663, wo die Hasenburge ausstarben, bis 1723 scheint jenes Erbamt unbesetzt gewesen zu sein.

Ducum Regum et Caesarum verae picturae Ycones cum incendio perierunt, curavi illorum morositati repertis in mea tenui bibliotheca his imaginibus pictis occurrere, quas ante excidium arcis volui mihi excipiendas et delineandas fieri. Duxi itaque officii mei esse, ut pro tot Vestrae S. R. M. in me beneficiis collatis picto hoc libello Vestrae S. R. M. declarare fidem et gratitudinem meam pro benevolentia Vestrae R. M. ergo me. Quae picturae si ita placitum fuerit V. R. M. in loco et habitatione priori aut alibi depictae — si non augustiorem ut ego existimo at venustiorem poterint arcem reddere" etc.

Nach dieser (in mühseligem Latein einhergehenden) Dedikation schmeichelt sich Johann von Hasenburg, der Kaiser werde die Regentenbilder in den vorigen — also vielleicht nur innerlich ausgebrannten? — Räumen (in loco et habitatione priori) von Neuem anbringen lassen. Wenn er sich hierin getäuscht, so täuschte er sich um desto weniger über die Unentbehrlichkeit der den Bildern beigegebenen lateinischen Inschriften, die er mit gleicher Sorgfalt und der Nachwelt zu Danke unter jede einzelne Figur schreiben ließ.

Es hatten nämlich die bald kürzeren, bald längeren Inskriptionen kaum einen anderen, zumal höheren, Zweck, als den Beschauer mit dem Namen des vorgestellten Regenten, mit dem Jahre und den Umständen seines Regierungsantrittes und seines Todes, bisweilen auch mit einer seiner rühmlichen Thaten, bekannt zu machen. Nach Dobrowsky hielt sich der Conzipient dieser Inschriften großentheils an die Chronik des Pulkawa *), mitunter selbst an den übel berüchtigten Reimchronisten, der da insgemein Dalimil **) heißt; so daß also sämmtlichen Inschriften ohne Prüfung nichts weniger als zu trauen ist. Die böhmischen Aufschriften (in Dobrawitz und im v. Stentschischen Codex) erinnern vollends an Hajeks Chronik; doch dienen sie gegenwärtig dazu, die Lücken des am unteren Rande stark mutilirten Wiener Bildercodex entsprechend ausfüllen zu helfen.

Des Hasenburgers zierliche Bilderhandschrift wurde wol gleich von Anbeginn, also noch unter Kaiser Ferdinand I. selbst, der Wiener Hofbibliothek einverleibt. Es scheint aber, daß Hasenburg ein Makular davon in Budin zurückbehielt — wie denn der in solchen Dingen ebenso scharfsinnig als glücklich combinirende Dobrowsky meint ***): „Nach den Hasenburgischen Zeichnungen, die in der Bibliothek zu Budin zurückgeblieben, ließ wahrscheinlich auch Paprocky seine böhmischen Herzöge und Könige, wie sie im Diadochos (1598, Fol.) vorkommen, doch mit einigen geringen Veränderungen, verfertigen und in Holz schneiden."

Der betreffende Hasenburgische Originalcodex findet sich noch heute unter den handschriftlichen Schätzen der k. k. Hofbibliothek, und es besitzt

*) Pulkawa schrieb seine Chronik 1374, führte dieselbe jedoch nur bis 1330 in lateinischer (und böhmischer) Sprache pragmatisch fort. Abdruck in Dobner Monum. III, 63—290.

**) Dalimil, ein pseudonymer fahrender Sänger, schrieb oder dichtete vielmehr zwischen 1290 und 1314. Edition von Hanka 1850 und 1853.

***) Vorträge der k. böhm. Gesellsch. (1825) S. 4.

zugleich das vaterländische Museum zu Prag ein gutes und splendides Facsimile davon *). Daß mehrere von den dargestellten 47 böhmischen Landesfürsten mehr oder minder naturwahre Porträte sein mögen, wer wollte das läugnen? Bei den übrigen, namentlich den ältesten, Regenten interessirt vorzugsweise das Kostüm, welchem ebensowenig alle Authenticität abgesprochen werden darf. Der Kunststyl der ganzen Galerie, wie sie vor uns hier in später Zeit und im verjüngtesten Maßstabe aufgerollt erscheint, kann freilich kaum annähernd bestimmt werden; etwas Festes, Typisches, mithin Altes, haftet bei aller Bizarrerie der einzelnen Gestaltungen, unwiderleglich daran — möge auch das Meiste roh und Manches erweislich verfehlt und unwahr sein. Schon um der Inschriften willen, dann wegen der hohen Ehrwürdigkeit des Gegenstandes, endlich des unwiderbringlichen Verlustes der Originale halber, welche gewiß aus verschiedenen Jahrhunderten und ebensovielen Kunstepochen stammten, wird und muß uns der Hasenburgische Bildercodex werth und heilig sein; abgesehen davon, daß nur wenige Nationen und wenige Herrscherhäuser eines solchen Kunstdenkmals sich zu erfreuen haben dürften.

Die Hasenburgische Bilderhandschrift umfasst überhaupt eine (bis auf den Herzog Konrad Otto und die beiden Könige Rudolph und Heinrich) vollständige Galerie der Přemysliden, der Luxemburger und der Jagellonischen Beherrscher Böhmens und seiner mährisch-schlesischen Kronlande. Přemysl „der Ackersmann" eröffnet die Reihe, Ludwig schließt dieselbe; Georg von Podiebrad nimmt seine Stelle darin ein, Konrad Otto, Rudolph von Oesterreich und Heinrich von Kärnthen fehlen; so daß bei Durchblätterung des ganzen Codex siebenundvierzig herzogliche und königliche Gestalten — wahre heilige Schatten Böhmens! — an uns vorüberziehen.

Diese Bildnisse — meist ganze Figuren, höchst selten nur Brust- oder Kniestücke — gestatten keine andere Klassifikation, als nach dem Kopfschmucke. Die acht ersten (heidnischen) Herzoge haben sämmtlich fremdartige und abenteuerliche Kopfbedeckungen; die folgenden neunzehn (christlichen) Regenten von Bořiwoy bis Wladislaw I. (1204) haben fast durchweg eine mittelhohe aufgestülpte Pelzkappe als Charakteristikum; nur Zwei dazwischen weisen förmliche Herzogshüte auf, die Uibrigen tragen theils Blätter-, theils Lilienkronen; Heinrich Břetislaw trägt die Inful, sein Nachfolger eine Chorkappe — Karl IV. und Sigmund sind mit der Kaiserkrone geschmückt, Ludwig allein hat eine Krone mit Zinken. Soviel im Allgemeinen! Das Besondere wird später folgen.

---

*) Dieses facsimilirte Exemplar (Cod. Musei nat. boh. in fol. 2. D. 19) ist das eigenhändige Werk und zugleich patriotische Geschenk des k. k. Postbeamten Ludwig Crones, laut der Inschrift: Ludovicus Crones, officialis control. I. R. Directionis postar. curr. diligent. donavit MDCCCXXII. Abbé Dobrowsky hatte die Anregung dazu gegeben; Vorträge S. 3.

Die schreckliche Einnahme Pilsens
im Jahre 1618.

(Ein Seitenstück zu der Prager Schwedenbelagerung.)

In der Zeit, wo Böhmens protestantische Stände nach Verübung der Gewaltthat auf dem Prager Schlosse *) die ganze Nation — obgleich diese, so weit die Geschichte reicht, stets monarchisch gesinnt gewesen — zu ihrer Parthei herüberzuziehen bemüht waren: in jener verführerischen gesetzlosen Zeit waren gleichwol mehrere der wichtigsten Städte des Landes, wie Budweis, Krummau und Pilsen, fest entschlossen, dem Kaiser Mathias und seinem bereits seit Jahr und Tag zum künftigen König von Böhmen gekrönten, rechtmäßigen Nachfolger Ferdinand (nachmals dem Zweiten dieses Namens), treugesinnt zu bleiben.

Wie gewöhnlich, so gaben sich auch dießmal ausländische Abenteurer zu Werkzeugen der abgefallenen Stände, die bekanntlich ein Direktorium bildeten, her — darunter der kriegskundige Graf Peter Ernst von Mansfeld, dessen schon öfter im ersten Bande gedacht worden ist.

Mansfeld rückte mit (angeblich) 4000 Mann Soldtruppen, welche der Herzog von Savoyen der protestantischen Union abgetreten hatte, an Böhmens Grenzen, um hier sofort seine unheilvolle Rolle zu spielen. Gern empfingen ihn die Aufständischen, und Mansfeld wurde sogleich zum General der Artillerie und zum Obersten über mehrere Regimenter ernannt.

Wichtig für die Zwecke der Empörer war vor allen die Bezwingung der Stadt Pilsen, welche für den eigentlichen Paß nach Deutschland galt und in ihrer angestammten Treue gegen das Kaiserhaus nicht wankte, nichts fürchtete. Diese Stadt zu belagern und zu nehmen, war dem Mansfelder von den zu Prag regierenden Direktoren übertragen worden. Mansfelds anfänglich schwaches Corps wurde eiligst durch die, Namens der Stände in fünf Kreisen Böhmens geworbenen, Truppen auf etwa 16000 Mann verstärkt, mit welchen der thatenlustige Heerführer vor Pilsen rückte.

Am 19. September 1618 nämlich zogen zwei Fähnlein seiner Armee in das nahe an der Stadt gelegene Dorf Skurnian (Skwrňany). Doch kaum hatte dies der in Pilsen kommandirende Feldhauptmann Felix Dornheim, ein geborner Oesterreicher, erfahren, so ließ er die Skurnianer, Lititzer und Prager Vorstadt wegbrennen, zündete eigenhändig das erste Haus an, und drohte den Wehklagenden, sie über die Mauer hängen zu lassen, wofern sie nicht schwiegen. Die Einwohner erlitten schon mehr als eine halbe Million Verlust, weil die Scheuern voll Getreide waren; gleichzeitig mussten die Bäume in den Gärten umgehauen, Mauern und Zäune niedergerissen und fortwährend neue Verschanzungen an dem Prager, Reichs-, Sachsen- und Nonnenthore aufgeführt werden, wodurch Pilsen allmälich eine ungemeine Festigkeit erhielt.

---

*) Sieh den Prager Fenstersturz in der illustr. Chronik I. S. 93—110.

Einige Zeit zuvor ließen die Pilsner Bürger Handwerksgesellen anwerben und ihre Mannschaft durch fremdes Volk verstärken. Die Thore wurden Tag und Nacht bewacht, die Landstraßen durch Schlagbäume gesperrt, das Geschütz vor den Eingängen der Wälle aufgeführt. Man kaufte hinlänglich Kraut und Loth, und schaffte Falkoneten, Feldschlangen, Doppelhaken, Mörser, scharfe Thönlein, Teschinken, so wie Zielröhre u. s. w. herbei. Ein Theil der Thürme auf der Stadtmauer mußte niedergerissen werden, um das Geschütz besser aufstellen zu können, und Jung und Alt trug Tag und Nacht zu den Vertheidigungsvorbereitungen bei. Zu wiederholten Malen sandten die Stände ihre Abgeordneten nach Pilsen, doch wurden sie nicht eingelassen; man öffnete dagegen die Briefe der Gegner, wo man ihrer habhaft zu werden vermochte, zog von Tachau und Königswart Volk und Kriegsbedürfnisse an sich, und hielt tägliche, ja stündliche Musterungen. Die Klöster Tepl, Chotieschau und Plaß sandten Volk und Geld in die Stadt, wohin sich zugleich Alles aus der Nachbarschaft flüchtete, weil bereits von allen Seiten Schrecken und Unordnung hereinbrachen.

Mansfeld nahm jetzt sämmtliche, um Pilsen gelegenen Ortschaften in Besitz, und schlug sein Lager in Gestalt eines Viereckes auf, dessen Hütten er, aus Mangel an Stroh, mit ausgedroschenen Waizenschobern eindecken ließ. In der Mitte dieses Lagers wurde Mansfelds weiße Fahne, von den Gegnern als „die Teufelsfahne“ bezeichnet, aufgepflanzt, mit dem Wahlspruche: Pro religione et libertate! Dagegen hatte sein Heer kleine, weiß und blaue Fähnlein, mit dem böhmischen Löwen in der Mitte.

Die Plünderung der Dörfer und angrenzenden Flecken nahm sofort ihren Anfang; besonders litten die Klöster Plaß, Tepl, Chotieschau und Kladrau, deren tragbares, nicht geflüchtetes Eigenthum Bauern und Söldnern in die Hände fiel. Natürlich verkaufte man dann wieder Vieles um die billigsten Preise; z. B. eine Kuh für 12 Kreuzer, ein Schaf für 2 Kreuzer u. s. f. Wer nur etwas nehmen und davon tragen konnte, that es, mochte er Mansfeldisch oder vom Landvolke, katholisch oder protestantisch sein; und damals eben entstand das Sprichwort: „Wer vor Pilsen liegt, nichts nimmt und nichts bekommt, der ist des Teufels!“ Der Stadt rückten die Belagerer immer näher und näher, mit den von ihnen gebauten Laufgräben, Schanzen und Batterien, besonders von der Seite des Dorfes Skurnian her. Die Pilsner aber verschanzten die Thore inwendig mit Bäumen und Mist, und warfen am Prager Thore eine halbmondförmige Schanze auf. Nur Holz und Viehfutter fehlte ihnen; sonst aber hatten sie Getreide, Salz und Pulver in Uiberfluß; auch litten sie selbst keinen Wassermangel, wiewol die Feinde zwei Röhrenleitungen abgegraben hatten; denn fast in jedem Hause befand sich ein Brunnen; auch dämmte man das Regenwasser in den Straßen auf, um sogleich löschen zu können. Die Eingeschlossenen waren Anfangs voll heiteren Muths, indem sie auf baldigen Entsatz durch den Erzherzog Leopold hofften. Sie warfen Raketen, ließen Musik erschallen, und tranken unter Jauchzen, unter Trompeten- und Paukenbegleitung zahlreiche Gesundheiten. Und da man, der nahen Schanzen wegen, so dicht bei einander stand, um sich fast mit einem langen Spieße erreichen zu können; so fehlte es

nicht an gegenseitigen derben Witzspielen, die jedoch freilich bald in die ärgsten Schimpfreden ausarteten. Mansfeld, von den Schweden „der tapfere Mann-ins-Feld" genannt, hieß bei seinen Gegnern, „der deutsche Teufel, der Küh'- und Pferdedieb ꝛc."

Die Pilsner ließen alle Schlaguhren in der Stadt still stehen, um die Belagerer zu irren; diese aber richteten sich nach den brennenden Lunten, und den immer neu und vielfärbig ausgesteckten Fahnen.

Das Bier bräute man in den Seifensiederkesseln; man bediente sich der Hand-, Roß- und Ochsenmühlen, und glaubte schon die Feinde, ohne einen Kanonenschuß zu hören, wieder fast im Abziehen begriffen, da die Vorbereitungen zur Belagerung sehr lange Zeit währten; denn erst am 2. Oktober warfen Mansfelds Truppen die ersten Kugeln auf die St. Bartholomäikirche, — und nun begann das Feuern von allen Seiten.

Das Steinpflaster war ausgehoben und in die untersten Gemächer gebracht worden: alle Böden hatte man geräumt, und die Häuser statt der Schindeln mit Ziegeln eingedeckt, um das Feuerfangen zu verhindern. Schnell wurden die geschossenen Breschen der Stadtmauern mit Mist ausgefüllt, und Bäume an Ketten darüber gehangen, um sie auf die Stürmenden herabfallen zu lassen. Dahinter führte man reich mit Geschütz besetzte Batterien auf, und zog einen Graben voll spitziger Pfähle, worin man außerdem noch Eisenzacken verstreute. Alle Bürger machten mit der Besatzung gemeinschaftliche Sache, um die Feinde abzuwehren.

Sobald Kaiser Mathias von der Belagerung Pilsens Nachricht erhalten hat, sandte er einen Courier mit einem Schreiben aus Wien vom 19. Oktober 1618 an den Kurfürsten von Sachsen, worin es heißt: „Wir werden glaubwürdig berichtet, daß unsere getreue, gehorsame und standhaftige Stadt Pilsen von unsern ungehorsamen und widerwärtigen böhmischen Unterthanen und deren aus dem Reich ankommenden Hilf feindthätlich stark belagert worden." — Der Kaiser erklärt, wie ein solches Verfahren allen früheren Verträgen widerstreite, und dringt darauf, daß der Kurfürst bemüht sein möge, die Belagerung aufheben zu lassen.

Eben so schreibt der Herzog Maximilian von Bayern aus München den 5. November 1618 an die böhmischen Stände: sie hätten ihr, den 13. August ihm schriftlich gegebenes Wort, der Stadt Pilsen und ihren Bewohnern keinen Schaden zuzufügen, gebrochen und fährt fort: „Wir vernehmen, daß nunmehr auf euerem Befehl die Stadt Pilsen mit Kriegsmacht stark belagert, und derselben auf höchst zugesetzt werde. Dieweil aber solches eurer Erklärung zuwider, und dargegen anders nichts, als noch mehrer Offension und Widerwillen bei Ihrer Majestät, wie auch allenthalben ungleicher Verdacht und Weiterung, die ihr selbst aufs höchst zu verhüten gebeten habt, verursachen kann und wird: als ersuchen Wir euch, ihr wollet zur Erweisung euers friedliebenden Gemüths, dessen ihr euch je und allemal erboten, gegen oftgesagte Stadt Pilsen weiter nichts thätlich fürnehmen, von feindlicher Benöthigung abstehen und euer Kriegsvolk davon abfordern" ꝛc.

Um diesem Wunsche zu entsprechen, sandten die böhmischen Stände dem Grafen Mansfeld wirklich mehrere Weisungen zu, die Belagerung aufzugeben; was auch für einige Zeit geschah, indem er jetzt das Geschütz drei Meilen, und die Mannschaft zwei Meilen von der Stadt zurück

beorderte. Aber wahrscheinlich war es mit diesen Anstalten nicht eigentlicher Ernst; denn Mansfeld wandte sich bald wieder mit aller Macht gegen Pilsen, und ließ nunmehr Briefe an Pfeile heften, und diese in die Stadt schießen, worin die Belagerten zur Uibergabe aufgefordert wurden, unter nachstehenden Bedingungen, welche Mansfeld den 9. November eigenhändig unterzeichnete:

1. Sollte der Hauptmann Felix Dornhaim mit all' seinen Unterbefehlshabern und Knechten, und zwar mit eingewickelten Fahnen und gelöschten Lunten, die Stadt verlassen, und in das Bambergische Gebiet ziehen;

2. sollte die Stadt „für den Sturmmonat" und zur Befriedigung der Mansfeldischen Löhnung 60,000 rheinische Gulden zahlen;

3. zwei Fähnlein Mansfeldisches Volk als Besatzung einnehmen.

Man lehnte diese Vorschläge ab, und sandte jetzt, nicht ohne Schwierigkeit, Boten an den Kaiser, worin ihm die Noth Pilsens eröffnet wurde. Und sowol die Rathsherren der Stadt, als auch der Pilsner Prälat David Drahowsky, der Abt von Plaß, der Prälat von Chotieschau, der Prior der Dominikaner und der Quardian der Franciskaner, verdoppelten ihre feurigen Reden an das Volk, das fortwährend laut rief: „Wir wollen kaiserlich leben und sterben."

Die Direktoren, welche in dem Lager gegenwärtig waren, erließen nunmehr sehr strenge Drohungen, wodurch man sich etwas erschüttert und zu einer langen Procession in die Hauptkirche veranlaßt fühlte. Dann besuchten die Prälaten von Plaß, Chotieschau und Pilsen den Stadtkommandanten um seine Ansicht zu erforschen; doch auch er erklärte, gleich ihnen, lieber Alles wagen, als den ihm anvertrauten Ort übergeben zu wollen.

Unglaublich waren die Anstrengungen der Bürgerschaft, die Tag und Nacht zu arbeiten hatte, um die Wallgräben wieder zu reinigen, welche die Feinde mit Erde, Holz, Reißig und anderen Gegenständen anzufüllen suchten. Doch war all' dieser Widerstand zu gering gegen die andringende Gewalt der so sehr überlegenen Heeresmacht des unermüdlichen Mansfeld. Er hatte in der Mitte November zwei große Feldgeschütze aus Prag kommen lassen; an dem einen zogen 20, am andern 22 Pferde. Sie waren unter Kaiser Rudolph II. im J. 1594 gegossen worden, und auf dem ersteren sah man einen Bären mit der Inschrift:

„Ich heiß der wilde Beer,
Wann ich brumm, alls umkehr."

Damit wurde in die Stadt gefeuert und bedeutender Schaden verursacht, der Platzlieutenant verlor sein Leben, und einige Tage später auch Hauptmann Dornhaim, der Stadt-Commandant, und zwar geschah dies eigenhändig durch den Oberstlieutenant Grafen Hans Georg von Solms. Des Hauptmanns Stiefsohn, ein Fähnrich, übernahm von jetzt an den Oberbefehl.

Mansfeld traf nunmehr die nöthigen Anstalten zur Erstürmung der Stadt, da sie durchaus keinen Anträgen Gehör gab. Das äußerste Thor gegen Prag zu ließ er niederbrennen, und die Ziegeln, womit das Bindwerk auf der Mauer geblendet war, durch Muskettenfeuer herabschießen.

und obwol die Belagerten Minen anlegten, um sie während des Sturmes springen zu lassen, so führte dies doch zu keiner Entscheidung.

In der That kam auch alles Mansfelds Plänen sehr zu Statten; man bezeichnete ihm die leichter angreiflichen Stellen, und insbesondere ein schönes, hohes Haus unfern des Prager Thores zur Linken, „das alte Bad“, und früherhin das „neue Rathhaus“ genannt, welches Kaiser Rudolph II. erbaut hatte. Vor dieses Haus pflanzte man zwei Batterien auf, und schoß zwei starke, 5—10 Ellen breite Breschen; ebenso wurden die daran gebauten Fleischbänke durch die Gewalt des Geschützes größtentheils niedergeworfen.

Den 20. November ermahnte jeder Hauptmann seine Knechte zum Sturm. Mansfeld ließ den Befehl austheilen: „Ein Jeder sollte Eid und Pflicht bedenken, und sich als ehrlicher Soldat erzeigen. Gäbe Gott seinen Segen, daß die Stadt erstiegen würde, so sollte man Weiber und Kinder und alle Unbewaffneten so viel als möglich schonen; gegen die Bewaffneten sollte man jedoch nach Kriegsgebrauch verfahren. Im Uibertretungsfalle würde jeder am Leben gestraft werden.“

Am 21. November d. J. nach dem neuen Kalender am Tage des Opfers Mariä, nach dem alten am Martinstag (eigentlich 11. November), als im Lager die Losung oder Parole „Ernestus“ war, begann der Sturm.

Man unternahm am Lititzer Thore einen Scheinangriff; doch erst nach Tische um ein Uhr begann am schwarzen Kloster der eigentliche Sturm mit vier Fähnlein Mansfeldischer Truppen; während eine zweite Abtheilung bei der unteren Presse einzudringen suchte. Die Mansfeldische Fahne, vom Capitän-Lieutenant Francking geführt, war die erste auf der Mauer. An Hellebarden, Piken, Lunten und Stricken zogen die Soldaten sich gegenseitig empor; insbesondere am Barfüßerkloster, wo der Oberstlieutenant Graf Hans Georg von Solms mit fünf Compagnien die Bresche erstieg, jedoch durch eine mit großen, spitzen Eisen halb angefüllte Grube am Weiterdringen verhindert ward. Nicht minder geschah am Lititzer Thore abermals ein Anfall mit zwei Compagnien, so wie am Skurner oder Nürnberger Thore mit zwei Fähnlein Landvolk und am Malesitzer Thore mit zwei Compagnien Landleuten.

Durch das erwähnte hohe Haus am Prager Thore drangen die Mansfelder, unter der Anführung der beiden Lieutenants Raubitz und Escher, welche durch das Loos als die ersten Stürmer bestimmt waren, in die Stadt ein; nachdem sie den Wallgraben durchwatet, und unter dem heftigsten Feuer aus Geschossen voll gehackten Bleies, die inneren Schanzen erstiegen hatten. Mit ihren Aexten, Beilen und Steinpicken mussten sie nun auf beiden Seiten der Gasse mehrere zu Bollwerken umgeschaffene Häuser durchgraben, trotz des Feuers, das in hohen Flammen über ihnen brannte; und so drangen sie endlich, stets fechtend, bis auf den Marktplatz vor, wo sie zwischen die Erdfässer hineinstürmten und das Geschütz vernagelten.

In dem Barfüßer- oder Franciskanerkloster fanden jetzt die Capitulations-Verhandlungen Statt, während Mansfelds Truppen bereits hie und da zu plündern begannen; doch der General befahl sogleich bei Strafe des Aufhängens damit Einhalt zu thun, und allem Schießen ein Ende

zu machen, indeß aber sämmtliche Thore, den Markt und die Gassen streng besetzt zu halten.

Den folgenden Morgen übergab der Stadt-Commandant, d. h. der Fähnrich, dem Grafen Mansfeld seine Fahne; die Pilsner Besatzung, jetzt nur 400 Mann und darunter 160 Bauern, wurde mit eingewickelten Fahnen und umgekehrten Musketen ohne Lunten und Spiel, doch mit Sack und Pack aus der Stadt begleitet — 143 todte Soldaten der Belagerten ließ man gleich nach dem Sturme beerdigen; Viele starben später. Man versicherte außerdem, 25 Bürger, ein Weib, eine Magd und ein Knabe seien ebenfalls getödtet worden; andere aber endeten einige Zeit darauf zu Folge ihrer Wunden. „Die Entleibten (sagt die Chronik) lagen nackend, wie wann ein Fleischer seine abgezogenen Hämmel auf einander wirft, und das meistentheils starke Personen. Einstheils rasselten (röchelten) noch, einstheils wollten den Kopf aufheben, da war kein Erbarmen oder Labung: wer lag, der lag."

Den Tag nach der Einnahme ließ Mansfeld am 25. November in der Bartholomäikirche eine Dankpredigt halten, über den Text aus dem 118 Psalm V. 24—28. lautend: Dies ist der Tag, den der Herr gemacht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein! rc. Vor der Predigt wurde das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott," und nach derselben das Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort!" gesungen. Dann löste man das gesammte Geschütz und läutete mit allen Glocken.

Bald darauf empfing Graf von Solms, der in demselben Hause wohnte, wo 21 Jahre früher Kaiser Rudolph II. residirt hatte, als zu Prag die Pest herrschte, mit 43 anderen protestantischen Befehlshabern in der erwähnten Kirche das heilige Abendmal; und unmittelbar nachher ward der, während des Sturmes gebliebene, schwedische Fähnrich Hans Gebhard Schenk von Schweinsberg, in derselben begraben.

Die Belagerung hatte sieben Wochen und fünf Tage gedauert, und den Belagerten über 600 Mann an Gebliebenen und Verwundeten geraubt.

Später stellte man gegen Diejenigen Untersuchungen an, welche den Schweden und ihren Verbündeten besonderen Eintrag gethan hatten. Den Scharfrichter der Stadt ließ Mansfeld zuerst einziehen, weil er aus seinem auf der Stadtmauer erbauten Häuschen viele Mansfeldischen Truppen erschossen hatte. Er sowol als ein anderer, von dem man behauptete, er habe die Kugeln vergiftet, wurden gehangen. Auch den Abt des Cistercienserklosters Plaß, Georg Wachsmuth, verurtheilte man zum Schwerte, weil er, nächst manchem anderen Ausgezeichneten, was er für die Vertheidigung der Stadt that, auch die Kunst verstand und übte, das Geschütz zu richten; doch wurde ihm späterhin das Leben geschenkt.

Mansfeld, welchem die Stadt 147.000 Gulden Contribution zahlen musste, ließ die Glocken der Franciskanerkirche herabnehmen, zerschlagen und nach Nürnberg führen, um sie zu Geschützen umzugießen. Eben so befahl er, alle Kanonenkugeln, Schwerter, Geschütze und übrigen Waffengeräthschaften, welche seit Kaiser Ferdinand I. sich in Pilsen befanden, wegzuführen. Fast alle Gotteshäuser wurden den Protestanten eingeräumt, nur nicht die schöne Kirche der Dominikaner zu St. Margaretha. Jedoch erklärte der Pilsner Prälat, David Drahowsky, den Bürgern: seine

geistlichen Officia selbst auf den Straßen ausüben zu wollen, wenn man sie aller Kirchen berauben sollte.

Die böhmischen protestantischen Stände suchten ihre Verfügung: Pilsen zu belagern und nöthigenfalls zu erstürmen, unter dem 29. November in einem Schreiben an den Kaiser zu rechtfertigen, woraus hier eine Stelle Platz finden möge:

„Euer Kaiserlichen Majestät thun wir von Beschaffenheit der Sachen diesen wahrhaften Bericht: daß wir bald von Anfang dieses Wesens die Pilsner zum Frieden ermahnet und an sie begehret, nichts feindliches vorzunehmen, dessen sie sich dann, durch ihr Schreiben, so an uns von ihnen derentwegen ergangen, demselben nachzukommen, anerboten, sich friedlich zu verhalten. Sie haben aber bald ihre Zusagung gebrochen, und ohn' alle ihnen gegebene Ursach, wider die Stände sich feindlich aufgelegt und gesetzt, Volk geworben und dann, beneben auch, etlicher aus den Ständen eigene Unterthanen, zu ihnen in die Stadt einzugehen, gezwungen; mit welchem Volk sie alsdann aus der Stadt Ausfall gethan, viel Viehes eingetrieben und den umliegenden Benachbarten mit Plünderung ihrer Güter großen Schaden zugefügt; etlicher fremder Herrn und Obrigkeit Unterthanen, daß sie ihnen die Unterthänigkeit schwören müssen, dazu genöthigt; und lezlich sich auch dies unterfangen, daß sie ansehnliche rittermäßige Personen aus den Ständen, im Ausfallen, gefänglich eingezogen und in die Stadt eingeführet, von unsern Briefen die Siegel abgerissen, zu ihren erdichteten Polleten aufgedruckt, darauf in unsern Namen Volk werben lassen, und sich mit demselben also verstärkt, daß auch lezlich das Landvolk, so im selben und andern Kreissen aufgemahnt worden, ihnen und ihren Ausfällen und Plünderungen nicht steuern und wehren können. Und ob wir sie wol nicht einmal erinnert, daß sie das Land nicht verwüsten und plündern sollten, so haben sie sich doch je länger je mehr feindselig erzeigt, und den Inwohnern desselben Kreises Bedräuungen gethan. Von dessentwegen hat etwas Ernsthaftiges gegen ihnen fürgenommen werden müssen, — der Meinung und Hoffnung: daß sie sich hierauf etwas bedenken und von ihrem böslichen Fürnehmen abstehen würden. Es hat aber dieses Alles bei ihnen nichts verfangen wöllen; sondern sie haben sich selber muthwillig zur Belagerung geschickt, die Vorstadt vergebens und ohn' alle Ursach angezündet, und sich auf ihre Macht verlassen. Nach Erfahrung dessen, so haben wir jedoch nichts desto weniger aus treuherzigem Mitleiden nicht unterlassen: Hrn. Ernesten Grafen zu Mansfeld drei unterschiedliche Ordinanzen zu ertheilen, daß er aus vielen Ursachen von der Belagerung ablassen, und ihnen Pilsnern keinen Schaden mehr zufügen wolle; deme gemelter Herr Graf nachkommen, von der Stadt ganz und gar abgezogen, und das Geschütz drei, das Volk aber zwei Meil Wegs von der Stadt zurückgeführt. Darauf aber die Pilsner wiederum Dräuwort ausgesprengt, mit Fürgeben: daß sie bald den Hrn. Grafen von Mansfeld auch das Kriegsvolk nachschicken wollten; mit welchen Dräuworten sie dann die Inwohner desselben Kreises bewegt, daß sie selber dem Herrn Grafen hinwiederum nachgeschickt und denselben inniglich gebeten: er wolle zur Beschützung ihrer und Anderer, damit sie nicht etwa mehreren Schaden und größere Gefahr ausstehen dürfften, mit seinem Volk zurückkehren und verhilflich sein, die

Stadt Pilsen zum Frieden zu bringen; so der Herr Graf gethan und alsdann die Stadt aufs neu belagert." rc.

Kaiser Mathias war jedoch durch dies Schreiben nicht zu besänftigen, sondern erließ im Februar 1619 gegen den Grafen Mansfeld eine Achtserklärung, worin es heißt: „Wir setzen ihn aus den Frieden in den Unfrieden, und erlauben seinen Leib, Hab und Gut jedermänniglich!"

Zum Schluße etwas über die Persönlichkeit des Grafen von Mansfeld!

Dieser merkwürdige Held und echte Repräsentant seiner Zeit, welcher schon seit 1619 innig eingriff in die Händel Böhmens, ist nach kaum sieben Jahren, etwa 46 Jahre alt, im fernen Dalmatien gestorben. Ort und Datum seines Todes werden verschiedenfach angegeben.

Im I. Bande der illustrirten Chronik S. 348 wurde gesagt, Mansfeld habe nach dem Jahre 1623 sich vom Kriegsschauplatze zurückgezogen und dann im Haag als Privatmann gelebt. Dies aber dauerte nicht lange. Kaum hatte 1626 der Krieg von Neuem (und freilich nicht zum Vortheil der Protestanten) begonnen, so trat Mansfeld dem Wallenstein an der Niederelbe entgegen. Wallenstein schlug ihn am 25. April bei der Dessauer Brücke und verfolgte ihn über Frankfurt und Schlesien bis Ungarn (Khevenhiller Annales 1234; Theatrum europ. 929. 972: Richelieu Mémoir. III, 197).

Im Begriff durch Bosnien nach Venedig zu gehen, um auch hier wider das Haus Oesterreich zu wirken, erkrankte Mansfeld Ende Novembers in Rakau, zwischen Zara und Spalatro (Andere schreiben: Ratona, Racan, Bracovitz. Senkenberg Gesch. d. XVII. Jahrh. IV, 470; Lotichius I, 484; Sirot Mém. I, 89).

Peter Ernst Graf von Mansfeld war bekanntlich ein von Rudolph II. legitimirter Sohn des gleichnamigen Statthalters der Niederlande, hatte schon vor Anfang des dreißigjährigen Krieges mehreren Feldzügen in Ungarn und dem Elsaß beigewohnt, und dem Winterkönige Friedrich die Mannschaft zugeführt, welche ursprünglich für den Herzog von Savoyen gegen die Mailänder geworben war. Nach gleichzeitigen Berichten war Mansfeld ein kleiner, zusammengeschrumpfter, durch eine Hasenscharte entstellter Mann, der stets Mädchen und Frauen mit sich führte. Uiberall zeigte er Muth, Gewandtheit, Verschlagenheit im hohen Grade und, für seine Person, keine Grausamkeit oder Rachsucht; um aber, ohne eigene Mittel, die Soldaten an sich zu ketten, musste er ihnen fremdes Gut preisgeben, oder sie so führen, daß sie dessen Herr werden konnten. Seine Truppen waren stets übel berüchtigt, schonten weder Heiliges noch Weltliches, beraubten die Kirchen, verbrannten die Dörfer und mißhandelten alle Einwohner rc. (Mansfelders Leben und Ritterthaten — eine heftige Anklageschrift wider ihn selbst — S. 105 und Fortsetzung 10, 54; Mercure francais VIII, 267. 293.)

Während seiner letzten Krankheit es für unwürdig haltend, dem nahen Tode unmännlich zu erliegen, ließ sich Mansfeld sein bestes Kleid anziehen und gab stehend, in den Armen zweier Officiere, den Geist auf. Es war am 20. November 1626. Des Helden Leiche ruht in Spalatro.

Die Ritterorden der Templer und Kreuziger in Schlesien.

(Aus Urkunden des schlesischen Provinzialarchivs, mitgetheilt durch Hrn. Geh. Archivrath Stenzel in Breslau.

A.

Die Tempelherren.

An die kurze Geschichte der Tempelritter in Böhmen, welche im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 142—148) enthalten und durch einige Alterthümer erläutert ist, reiht sich hiemit ein ähnlicher Aufsatz über Schlesiens Tempelherren, welchem später noch ein dritter über denselben Orden in Mähren, nachfolgen soll.

Der um die Geschichte Schlesiens und der Lausitz vielfach verdiente Worbs hat in seinem neuen Archive für die Geschichte beider genannten Länder (Th. II, S. 49—68) in einem Aufsatze: „die Tempelherren in Schlesien" überschrieben, ziemlich Alles gesammelt, was diesen die Sage als ihnen ehemals in Schlesien gehörige Besitzungen zuschreibt; allein die kritischen Grundsätze, welche er bei der Untersuchueg dieses sehr dunklen Gegenstandes anwendete, waren der Art, daß bei genauer Betrachtung sich fast alle seine, meistens aus Erhardts diplomatischen Beiträgen genommene Angaben, theils als völlig unsicher, theils als erweislich falsch herausstellen.

Er geht davon aus, daß man als Regel annehmen dürfe: Schlesische Güter, die irgend einmal zum Bisthume Lebus gehört haben, besonders wenn sie in der Folge den Johannitern gegeben wurden, oder in der Nähe einer Johanniter-Commende lagen, gehörten vorher den Tempelherren. Wohlbrücks Geschichte von Lebus hat das Irrige dieser Behauptung einerseits hinlänglich nachgewiesen, und die von Stenzel bearbeitete urkundliche Geschichte der Johanniter-Commenden in Schlesien kann darthun, daß dieser Orden zwar Güter der Templer nach deren Auflösung erhielt, allein daß das nur mit wenigen der Fall war, während er bei weitem die meisten lange vorher schon besaß, oder doch nicht aus dem Nachlasse der Templer bekam.

Zum Beweise, daß die Johanniter fast überall, wo sie in Schlesien später Commenden hatten, bereits vor der Aufhebung des Tempelherren-Ordens Güter und zum Theile Commenden besaßen, die auch nicht, wie vorgegeben worden, von einer angeblichen Beraubung des Tempelherren-Ordens durch Herzog Heinrich I. herstammten, mag das Folgende, rein Urkundliche kurz angeführt werden.

1. Tinz im Nimptschischen besaßen die Johanniter bereits unter dem Bischofe Ziroslaus (starb 1180), als dieser Bischof die dortige Kirche weihete und ihnen den Zehnten von Tinz, Gleinitz, Peilau und noch 2

Dörfern und dann auch die Marienkirche zu Wartha und den Zehnten von vier Ortschaften gab.

2. Im J. 1238 gestattete ihnen Herzog Heinrich I. das Dorf Lossen im Briegischen, welches ihnen bereits im J. 1207 gehörte, nach Deutschem Rechte auszusetzen. Im J. 1255 besaßen sie auch die benachbarten von ihnen angelegten Dörfer Rosenthal, Jeschen und Bonhusen, welches letztere unter diesem Namen nicht mehr vorhanden ist; ferner Glosenau im Nimptschischen. Seitdem wird neben Tinz auch Lossen als Commende bezeichnet. Im J. 1284 wurde ihnen der Zehnten in Hilbersdorf bei Löwen, den sie seit undenklichen Zeiten besessen, bestätiget.

3. In Striegau erhielten sie im J. 1203 die Peterskirche, im J. 1238 Pasezno (jetzt Zedlitz), im J. 1239 die Erlaubniß, Lüssen nach Deutschem Rechte auszusetzen, und im J. 1255 gehörte ihnen, nach dem Zeugnisse des von Wristcynberk, Präceptors der Johanniter in Deutschland, Böhmen, Polen und Mähren: Alt-Striegau, Stanowitz, Lüssen und Zirlau zwischen Striegau und Freiburg, und Chehi, Lubesow und Besni, die man nicht auffinden kann, ferner die Zehnten von Gröben, Zedlitz und Heidau.

Im J. 1299 bezeugte Johann, Decan des Kreuzstifts der Burg zu Breslau, daß Heinrich, der ehemalige Komtur von Striegau, im Auftrage Herzog Heinrichs V. die Mauer der Stadt Striegau vollständig erbaut habe.

4. Das Patronatsrecht der Kirche in Löwenberg erhielten sie im Jahre 1281, in demselben Jahre Warmbrunn und 250 Hufen Ackers, wozu sie noch 100 Hufen am Zacken kauften.

5. In Ober-Schlesien besaßen sie schon im Jahre 1224 Makau bei Ratibor mit mehreren Ortschaften und im Troppauischen wurde ihnen

6. Gröbnig im J. 1244 und dann im J. 1263 mit 6 Dörfern bestätigt.

Daß sie bereits vor dem Anfange des XIV. Jahrhundertes Erndsdorf und Peterswaldau bei Reichenbach und auch wol Pfagwitz bei Löwenberg besessen, kann man jetzt noch nicht beweisen.

So bleiben nur die Johanniter-Commenden Corporis Christi und Klein-Oels übrig, welche die Tempelherren besessen haben könnten.

Uiber den Ursprung der Corporis Christi-Kirche haben wir erst unlängst entdeckt, daß sie im Jahre 1317 erbaut wurde und bereits im J. 1339 zum Hospitale der Johanniter gehörte; über den Ursprung dieses Hospitals aber hat sich bis jetzt keine Spur auffinden lassen, und daß es vor den Johannitern den Tempelherren gehört habe, ist eine Vermuthung ohne allen Grund.

Was wir bis jetzt von den Tempelherren in Schlesien urkundlich wissen, ist Folgendes:

Im Leben der heiligen Hedwig, in dem zweiten Bande der Sammlung Schlesischer Geschichtschreiber, finden wir im 6ten Kapitel angegeben: Herzog Heinrich I. habe, auf Veranlaßung seiner Gemalin, der heiligen Hedwig, den Templern: Olesnicz geschenkt, (quibusdam aliis religiosis de ordine templariorum impetravit a marito donari quedam magna predia, que Olesnicz vocantur in optimo terre solo, ubi procedente tempore multe sunt et magne ville locate). Das ist

die älteste geschichtliche Nachricht von den Templern in Schlesien. Klose in seiner Geschichte von Breslau (I. S. 376) führte sie an, da er die Quelle handschriftlich vor sich hatte. Eine handschriftliche Anmerkung Rehrbergs zu seiner Geschichte der Stadt Königsberg in der Neumark aus einer handschriftlichen Geschichte der Ballei Sonnenburg führt Ehrhadt in seinen diplomatischen Beiträgen (l. S. 20, Anmerk. 9) an: In Silesia habuerunt templarii ab anno 1226 domum in Olesnicz. Worauf sich die bestimmte Angabe des Jahres stützt, kann man nicht sagen, doch scheint es richtig zu sein; denn im J. 1227 befreite Bischof Thomas urkundlich die in Olesniza wohnenden Templer vom Zehnten, den sie von fünf Pflügen zu geben hatten, und gab der Kapelle in Wansen zum Ersatze dieser Zehnten den Zehnten in Bresin, welcher bischöflich war.

Im Jahre 1240 bestimmte Bischof Thomas, daß die Tempelherren, wenn sie ihr Dorf Brosewitz (Brosetz) unfern von Klein-Oels von Deutschen wollten erbauen lassen, anstatt des Zehnten neun Mark Silbers, wenn sie es aber von ihren eigenen Leuten würden bauen lassen, nur acht Mark Silbers entrichten sollten.

Fiebiger in seiner Ausgabe des Henelius (c. VII. S. 713) läugnet also mit Unrecht, daß Klein-Oels — denn dieses ist hier gemeint — ehemals den Tempelherren gehört habe, und behauptet eben so irrig, die Malteser hätten es bereits seit dem Jahre 1243 besessen.

Die alte Aufschrift einer Urkunde vom J. 1250, durch welche Papst Innocenz die Freiheiten der Tempelherren in Polen und Deutschland bestätigt, bei Ehrhardt a. a. O. I. S. 9 Anmerk., gibt an, die Brüder (des Templer-Ordens) hätten ihre Angelegenheit dem Leonhard, Procurator des Herzogs Wladislaus von Schlesien und Polen, übergeben, und durch Herzog Heinrich, Erben von Polen und Herzog von Schlesien, diese Bulle in Liegnitz erhalten. Doch möchte man darauf nicht viel geben, indem das später geschrieben sein muß, da sich weder Wladislaus, Herzog von Schlesien und Polen, noch einer seiner Brüder, wohl aber später, zu Anfange des XIV. Jahrhunderts, sein Neffe Heinrich von Glogau, Erbe von Polen nannte. Sicher ist, daß die Templer noch lange in Oels blieben.

Im Jahre 1260 besaßen sie Bankau, als Herzog Heinrich III. von Breslau in Olesnitz mehrere Hufen jenes Dorfes von Lasten befreite.

Im J. 1288 bekannte Sylvester, Präceptor der Häuser der Templer in Deutschland und Slavien, daß er festgesetzt, es sollten in dem Ordensdorfe Brosicz (Brosewitz) die Bauern von jeder Hufe dem Hause der Templer in Olesnitz jährlich einen Malter Korn und acht Scot entrichten. Unter den Zeugen wird genannt H. dictus barvus, commendator in Olesnitz. Das bezieht sich einigermaßen auf die bereits im J. 1241 getroffenen Bestimmungen über die Aussetzung des Dorfes Brosewitz.

Im J. 1294 bekannte zu Olesnitz Bertram, Komtur der Templer in Deutschland, Böhmen, Polen und Mähren, mit dem Schulzen und den Bauern in Frauenhain (bei Klein-Oels) vertragen zu haben; der Schulz solle 4 Freihufen haben, ferner den Kretscham, von welchem er jährlich 1½ Mark zahle; die Kirche besaß zwei Hufen für sich und eine dritte

zur baulichen Erhaltung und für die Lichter; den Nießbrauch der Mühle erhielt der Schulz gegen ½ Mark jährlichen Zinses. Außerdem waren noch 32 Hufen, welche jährlich jede den Zehntmalter und einen Vierdung entrichteten. Als Zeugen werden genannt die Schulzen von Kauern, Mergenau und Tempelfeld, als ohne Zweifel den Tempelherren gehöriger Güter.

Im J. 1308 bekannte Janussius, Präceptor des Tempelherren-Ordens und Meister des Hofs Oels, den Zehnten von drei Hufen in Gutschdorf (Gotschalksdorf) bei Striegau, welchen ein gewisser Hermann dem Hause überwiesen, der Witwe dieses Hermann verkauft zu haben.

Daß nun aber unter Olsenicz und Olesnitz von den vielen Oelsen in Schlesien gerade Klein-Oels im Briegischen gemeint sei, und daß dieses der Hauptort der bis jetzt bekannten einzigen Commende der Templer in Schlesien gewesen, beweist eine Urkunde vom J. 1314, in welcher Konrad, genannt Gracz, jetzt Komtur des ehemals den Tempelherren gehörigen Hofes in Oels, bei der Stadt Ohlau (commendator seu praeceptor curie quondam templariorum in Olsna, sita prope Olaviam civitatem) den Erbvoigt von Wansen wegen zurückgehaltenen Zinses von Fleisch- und anderen Bänken vor den Generalvikar Bischof Heinrichs von Breslau ladet und bezeugt, die Fleischbänke in Wansen wären von den ehemaligen Templern erworben worden, und hätten seit Jahren mit vollem Rechte und Herrschaft zum Hofe in Oels gehört. In der Zeit, als die Templer von dem genannten Hofe weggegangen, habe der Bischof diesen mit dem, was dazu gehörte, als verlassen betrachtet und verpfändet, worauf auch dem Komtur, was er in Anspruch nahm, zugesprochen wurde.

Hieraus ergibt sich also, daß Klein-Oels ein Sitz der Tempelherren, wahrscheinlich vom J. 1226, urkundlich vom J. 1227 bis zur Aufhebung des Ordens war, daß dieselben Brosewitz, Frauenhain und Bankau, und unstreitig auch Tempelfeld, Mergenau und Kauern besaßen. Zwar werden sich wahrscheinlich aus Urkunden noch einige vorzüglich zu Klein-Oels gehörige Besitzungen und Hebungen, die den Templern zustanden, entdecken lassen, doch muß man sehr zweifeln, daß sie in Schlesien mehr als diese Commende besessen haben sollten. Für die Besitzung des Hofs in Breslau, den nachher die Johanniter als Corporis Christi-Commende besaßen, könnte nur die Vermuthung geltend gemacht werden, daß der Ursprung ganz unbekannt und von den Maltesern nicht unabsichtlich verheimlicht sei.

B.

Die Kreuzherren mit dem rothen Stern.

Nachdem im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 210—217) eine übersichtliche Geschichte dieses geistlichen Ordens in Böhmen geliefert worden, ist wol nichts willkommener, als mittelst der folgenden (von uns freilich sehr abgekürzten) Darstellung eines berühmten Historikers die nöthigen Supplemente zu dem erstern Aufsatze nachzutragen.

Von der Geschichte der Kreuziger, Kreuzträger, dann **Kreuzherren mit dem rothen Stern** und ihrem so ansehnlichen Stifte in Breslau, ist außer dem Namen der Meister nur wenig, von dem eigentlichen Zwecke des Ordens und besonders seiner Einführung und Verbreitung in Schlesien fast nichts Zuverläßiges bekannt. Diesen Gegenstand wollen wir versuchen, nach den noch vorhandenen Urkunden und urkundlichen Nachrichten des schlesischen Provinzial-Archivs aufzuklären.

Der Ursprung des Ordens der Kreuziger oder Kreuzträger mit dem rothen Stern ist in ein größeres Dunkel gehüllt, als das Entstehen fast aller anderen Orden; denn weder der Stifter desselben, noch Ort und Zeit der Stiftung sind bekannt, und können nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit angegeben werden.

Die Sagen, welche darüber bei dem Orden umliefen, waren selbst ungemein verschieden, widersprechen einander und hatten das natürliche Schicksal aller ähnlichen Bestrebungen, den unbekannten Ursprung einer bestehenden Einrichtung, der man zu besonderen Zwecken ein höheres Ansehen geben wollte, eben so wie den Orden des heil. Geistes und den der Hüter des heil. Grabes, durch ihr Alter ehrwürdig, durch die Berühmtheit des Gründers glänzend zu machen. Während daher Einige den Ursprung des Ordens vom Cletus im ersten, Andere von der heil. Helena aus dem vierten, noch Andere von Gottfried von Bouillon aus dem zehnten Jahrhunderte nach Chr. Geb. herleiteten, so finden sich doch erst nach dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sichere Spuren seines Daseins, und zwar zuerst in Böhmen im Hospitale des heil. Petrus in Poricz bei Prag.*)

Agnes, Tochter König Ottokars I., Schwester König Wenceslaus I. von Böhmen, und der Herzogin Anna, der Gemalin Herzog Heinrichs II. des Frommen von Schlesien, stiftete, unterstützt von ihrem Bruder, dem Könige, um das J. 1234 in Prag an der Brücke, aus Mitleiden und Frömmigkeit für Arme und Sieche ein Hospital und ein Nonnenkloster, dem heiligen Franciskus geweiht, in welches letztere sie sich selbst begab, und vielerlei Freiheiten und Begünstigungen für dasselbe vom Bischofe von Prag, dem dasigen Domkapitel und dem Papste Gregor IX. erlangte, dessen unmittelbarem Schutze sie beides, Hospital und Kloster, übergab. Wenige Jahre nachher verzichteten Agnes und die Nonnen des Klosters St. Francisci auf das Hospital, und Papst Gregor IX. übergab dieses nun als Eigenthum des heil. Petrus — eine gewöhnliche Form bei Orden, welche keine Besitzungen haben sollten — dem Orden, welcher nach der Regel des heil. Augustinus in dem Hospitale auf seinen Befehl war errichtet worden, und stellte (1238) dieses Hospitals St. Francisci Meister und Brüder unmittelbar unter den heiligen Stuhl. Der Provinzial der Prediger-Mönche in Polen erhielt zu gleicher Zeit vom Papste die Visitation des Hospitals.

*) Wenn unsere historische Entwickelung der Anfänge und Wirksamkeit dieses Ordens in Böhmen von der vorliegenden abweicht, so liegt das theils in der Verschiedenheit der diesfälligen Quellenstudien, theils auch in dem kirchlichen Standpunkte Stenzels, (welcher bekanntlich Protestant ist). Letzteres blickt hier auch sonst mehrfach durch. Dr. L. G.

So treffen wir den Orden mit dem ersten urkundlichen Bekanntwerden desselben sogleich als Vorsteher eines Hospitals für Arme und Sieche an. Karl IV. bestätigte: Gott zu Ehren und den Armen zum Frommen, dieses Hospitals Besitzungen auf Bitten des Meisters desselben, und der sich daselbst aufhaltenden Siechen mit einer goldenen Bulle im J. 1355, König Wenceslaus im J. 1387 und König Ladislaus von Ungarn im J. 1454: weil in den Häusern der Kreuziger den Fremden gastliche Aufnahme, den von Alter und Krankheit Schwachen Lebensunterhalt und Pflege nicht mangele. Eine geraume Zeit hindurch bestand der Orden ganz oder doch zum Theile, wie andere ähnliche Orden derselben Regel, aus Laienbrüdern, wie sich aus den ältesten Statuten des Hospitals vom J. 1292 ergibt.

Nach und nach dehnte sich der Orden von Böhmen nach Mähren, Schlesien und Polen aus; weiter finden sich in anderen Ländern keine Spuren seines Daseins. Die nächste Veranlaßung zur weiteren Verbreitung desselben nach Schlesien gab wol die Frömmigkeit der Herzogin Anna, der Schwester der Agnes, und Gemalin des gleichgesinnten Herzogs Heinrich II. von Breslau, einer Frau, welche sich dadurch auszeichnete, daß sie großen Antheil an der Stiftung auch anderer Klöster, z. B. des Klosters der heil. Clara zu Breslau, hatte. Herzog Heinrich II. hatte schon kurz vor seinem Tode die Absicht, in Breslau ein Hospital für Arme und Sieche zu Ehren der heil. Elisabeth zu stiften und es dem Orden der Kreuziger mit dem rothen Stern zu übergeben, allein der Tod dieses Helden bei Wahlstatt (1241) und die fürchterliche Verheerung Schlesiens durch die Mongolen mußte die Ausführung des Planes verzögern.

Es ist ungewiß, ob der von Prag aus nach Schlesien zum ersten Meister des neuen Hospitals geschickte Bruder Merboto noch vor oder erst nach dem Tode des Herzogs Heinrich II. hier ankam; gewiß ist, daß schon mehrere Jahre vor der feierlichen Stiftung des Hospitals zu Breslau die Kreuziger in Schlesien waren und mehrere Güter und Grundstücke, vorzüglich im Kreuzburgischen und in Breslau kauften und geschenkt erhielten, so wie auch das Hospital St. Elisabeth, wie es ursprünglich hieß, schon vor dem J. 1253 erbaut war, da in einer Urkunde v. J. 1252 Heinrich schon Meister des Hospitals St. Elisabeth genannt wird. Die Kreuziger waren indessen schon seit mehreren Jahren in Schlesien, hatten ein Ordenshaus (domus), erhielten Schenkungen von Fürsten und Privatleuten, das Hospital zu St. Elisabeth bestand schon, ehe es noch möglich war, die bezweckte Hauptstiftung des Hospitals mit dessen Gütern, Rechten, Freiheiten u. s. w. zu vollenden, was erst im J. 1253 nach dem Tode des ersten Meisters geschah. In diesem Jahre wurde das Hospital zu St. Elisabeth des Hauses St. Mathiä der Kreuzträger mit dem rothen Stern zu Breslau mit der Hauptstiftungsurkunde ausgestattet, die Besitzungen desselben genau angegeben und der Zweck des Ordenshauses bestimmt.

Von hier breitete sich der Orden weiter über Schlesien und Polen aus, wo ihm mehrere Hospitäler übergeben wurden, welche (später Commenden genannt) vom Meister zu St. Mathias in Breslau abhingen, und nirgend findet sich dieser Orden ursprünglich unter einer anderen

Form, als der in Breslau, d. h. anders, als Vorsteher, Verwalter der Hospitäler und Verpfleger der Armen und Siechen. Das älteste Hospital, welches dem Haupthospitale zu St. Mathias außerhalb Breslau in Schlesien übergeben wurde, war das schon vor dem J. 1261 gestiftete zum heil. Geiste in Bunzlau. Das Hospital zu Münsterberg, welches schon im J. 1276 bestand, erhielt der Orden im J. 1282, im folgenden Jahre 1283 das zu St. Michael in Schweidnitz und im J. 1288 das zu St. Nikolaus in Liegnitz. In Polen besaß der Orden schon im J. 1268 das vom Herzoge Zemomisl von Kujavien gestiftete Hospital zu (Wladislaw) Inowraczlav, und im J. 1294 das mit Genehmigung des Herzogs Wladislaw, wie es scheint, von den Kreuzigern zu St. Mathias selbst errichtete Hospital zu Brzecsc. Alle diese Hospitäler standen unter dem Meister zu St. Mathias, wie dieser unter dem Großmeister des Hospitals St. Francisci in Prag.

Die beiden polnischen Hospitäler wurden im XVI. Jahrhunderte von den Kreuzigern aufgegeben. Das von Inowraczlav hatte, wie eine Urkunde des Meisters Thomas Smetana vom J. 1553 sagt, der Ordensbruder, welcher es verwalten sollte, durch Verschwendung des gesammten Vermögens und der Besitzungen völlig zu Grunde gerichtet, daher wurde es an Stanislaus Warkoz, Matzieowsky genannt, zur Herstellung auf dessen Lebenszeit übergeben. Später, nachdem beide Hospitäler lange verlassen gewesen waren, nahm sich derselben im J. 1592 der Bischof von Wladislav mit ihren Gütern an und verleibte sie seinem Bisthume ein. In den Jahren 1713 bis 1715 machte der Meister zu St. Mathias einige vergebliche Versuche, diese Hospitäler mit den dazu gehörigen Gütern wieder zu erhalten; sie blieben ihm auf immer entzogen.

Der Orden der Kreuzträger mit dem rothen Stern war, um den Zweck des Ordens im Allgemeinen darzulegen, wenn auch nicht ursprünglich, doch später ein eigentlicher Mönchsorden, der die drei Gelübde: des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit, übrigens die Regel des heil. Augustinus hatte. In den späteren Zeiten finden wir, daß die einzelnen Glieder des Ordens nicht mehr wie früher aus Laienbrüdern und Geistlichen bestanden, sondern daß alle insgesammt Geistliche waren, wenigstens werden seit dem XV. Jahrhunderte jene gar nicht mehr erwähnt, obgleich sich nicht genau angeben läßt, seit welcher Zeit sie aufhörten, einen Theil des Ordens auszumachen. Erst gegen das Ende des XVII. und vorzüglich im Anfange des XVIII. Jahrhunderts bemühten sich die Kreuziger, die Bezeichnung als ritterlicher Orden (equestris ordinis) der Kreuziger zu erhalten, bewirkten das in Rom im J. 1714 und bedienten sich dann desselben, was früher nicht geschah. Außer jenen drei Gelübden band den Orden der Kreuziger mit dem rothen Stern noch der ihm eigenthümliche Zweck der Verpflegung der Armen und Siechen, wie die Statuten ausdrücklich bezeugen.

Ganz bestimmt, ohne Raum zum Deuten zu lassen, spricht die Constitution vom J. 1292: Da alle Güter des Hauses vorzüglich für Sieche bestimmt sind, so soll dieselbe Speise, derselbe Trank, den die Brüder erhalten, auch den Siechen gegeben werden. Dies Letztere ließen

die späteren Constitutionen weg, und der Orden entfernte sich in Schlesien nach und nach immer mehr von seinem ursprünglichen Zwecke.

Da nun alle Güter hauptsächlich zur Verpflegung der Armen und Siechen dem Orden waren übergeben worden, so sah sich dieser ursprünglich nur als Verwalter derselben an. Die ältesten Statuten vom J. 1292, welche durch die Visitatoren des römischen Stuhls dem Orden gegeben wurden, sagen das ganz deutlich. Als zu Anfange des XVII. Jahrhundertes gegen den Meister zu Mathias, Johann Henze (1590 bis 1609), wegen unstiftsgemäßer Behandlung der Armen und Siechen Klagen entstanden, spricht der Großmeister Sbigneus Berka Eingangs der von ihm im Generalkapitel deßhalb eingerichteten Statuten: da die Hauptabsicht der Stifter des Ordens, nicht nur der Hospitäler ist, Arme zu ernähren, ihnen das zum Leben Nothwendige in den Hospitälern zu reichen u. s. w. So zeigt sich der Zweck des Ordens im Allgemeinen nach den besten urkundlichen Quellen. Später, im XVIII. Jahrhunderte, wollte man das: alle Güter des Hauses sind vorzüglich (principaliter) für Sieche bestimmt, auf eine Trennung der Güter in Hospital- und Ordensgüter beziehen, woran ursprünglich nie gedacht worden ist. Die Güter des Hospitals waren nicht ausschließlich für die Armen gegeben; denn auch die Verwalter des Hospitals, die Verpfleger der Armen und Siechen mußten leben und durften verfassungsgemäß kein Eigenthum haben. Aber Hauptzweck waren die Armen und Siechen. Aus der Geschichte des Mathiasstiftes kann übrigens bewiesen werden, wie der Orden erst im XVIII. Jahrhunderte wirklich den Versuch machte, Ordensgüter zu erwerben, welche dem Hospitale nicht gehörten.

Wenn nun dieses Alles beweiset, zu welchem Zwecke im Allgemeinen der Orden errichtet war, und weßhalb er so viele Güter, theils durch Schenkungen, theils durch Kauf erwerben konnte, so zeigt sich die Absicht der Stifter einzelner Hospitäler nicht minder deutlich, wobei wir uns, mit Uibergehung der mährischen und böhmischen, vorzüglich auf die schlesischen beschränken.

Das Haupt aller Hospitäler der Kreuziger in Schlesien war, wie gesagt, das zu St. Elisabeth des Hauses St. Mathiä zu Breslau, dessen Meister deßhalb wohl auch zuweilen mißbräuchlicher Weise Großmeister genannt wurde. Von hier gingen die Kreuziger zur Verwaltung der übrigen ihnen untergebenen Hospitäler in Schlesien aus, und alle Commenden blieben mit dem Hospitale zu Breslau in genauer Verbindung, wurden von dessen Meister visitirt und durch des Konvents Brüder besetzt und verwaltet.

Im J. 1253 wurde von den Herzogen Heinrich III., Wladislaus, Boleslaus II. und Konrad und deren Mutter Anna, der Absicht ihres Vaters Heinrichs II. gemäß, in Breslau das Hospital zu Ehren der heil. Elisabeth, und zwar: für Arme und Sieche, welche ohne Unterschied in dasselbe aufgenommen werden sollten, so weit die Mittel reichen würden, gestiftet, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß nichts dem Hospitale Gehörige außerhalb Schlesiens, sondern alles für die in dasselbe aufgenommenen Siechen und die Diener, die zum Dienste des Hospitals bestimmt sein würden, verwendet werden solle. Dann werden die Güter zur Stiftung des Hospitals genannt. Das bestätigte Papst Innocenz IV.

im J. 1254, und fügte hinzu: das Hospital sei von den Fürsten mit deren Vermögen gegründet und den Kreuzigern übergeben worden für Arme and Sieche. An demselben Tage trug der Papst den Bischöfen von Prag und Olmütz in einer eigenen Bulle den Schutz des von ihm bestätigten Hospitals auf, dessen Zwecke er mit den eben angeführten Worten abermals ausdrückte. Die späteren Bestätigungsurkunden der Stiftungsurkunde, z. B. von Herzog Heinrich IV. im J. 1283, wiederholten dasselbe. Herzog Heinrich V. bestätigte im J. 1313 die Privilegien des Hospitals St. Mathiä (oder, wie es vollständig genannt wurde, des Hospitals der heil. Elisabeth des Hauses des heil. Mathias) in Breslau, welches seine Vorfahren gegründet und zur Ernährung Siecher und Gebrechlicher begabt hätten. Im J. 1359 bestätigte Herzog Ludwig I. von Liegnitz alle Verträge, welche der Meister des Hospitals St. Mathiä im Liegnitzischen errichtet hatte und zugleich den armen Siechen im Mathias-Hospitale alle Einkünfte, die sie aus seinem Fürstenthume zögen, und befreite ihre Besitzungen von allen Lasten und Diensten. Daher erklärte Papst Martin V. im J. 1421, daß der Meister Georg Nymantz unrechtliche Schulden zum größesten Nachtheile der Armen und Elenden gemacht, die täglich zahlreich im Stifte erquickt zu werden pflegten. Im J. 1475 bestätigte König Mathias von Ungarn des Stifts Privilegien mit den Worten: haben wol betracht und zu Herzen genommen das arm, krank, nothdürfttg und gebrechlich Menschen in demselben Spital aufgehalten und erneret werden mit leiblicher Nothdurft, deßhalb wir mit wohlbedachtem und gutem Rathe und rechtem Wissen dem Allmächtigen Gott zu Lob und den vorgenannten armen Leuten zum Nutz, zu Trost, zu frommen u. s. w. Derselben Worte bedienten sich die Könige Ludwig im Jahre 1522, Ferdinand im J. 1527, Maximilian im J. 1570 und Rudolph im J. 1584. König Ferdinand nahm dasselbe: aus besonderer Gnade zum Troste und stattlicher Erhaltung der Armen in seinen Schutz.

Nicht selten werden auch die Armen und Siechen bei den an das Hospital gemachten Schenkungen, Bewilligungen u. s. w. ausdrücklich erwähnt. Wird irgendwo nur der Orden genannt, so stehen hier Convent, Haus, Brüder, Meister immer gleich bedeutend mit den Leuten des Hospitals. Dem Orden als solchen konnte nichts ausschließlich geschenkt werden, und es mußte öfter nur wegen des Kirchenpatronats, welches die Armen und Siechen begreiflicherweise nicht übernehmen konnten, der Orden selbst genannt werden.

Zu demselben Zwecke, wie das Hospital zu St. Mathias in Breslau, waren auch die übrigen Hospitäler oder Commenden in Schlesien gestiftet und auf gleiche Art den Kreuzherren übergeben. Das Hospital St. Petri zu Münsterberg erscheint in Urkunden zuerst 1281, das zu St. Michaelis in Schweidnitz 1283, das zu St. Nikolai in Liegnitz 1288 u. s. w.

Die Geschichte der schlesischen Kreuzherren zeigt ferner, daß der Orden schon seit dem XIV. Jahrhunderte bemüht war, sich der Armenpflege in den Hospitälern außerhalb Breslau's zu entledigen. Dies wurde bei dem Schweidnitzer Hospital 1347, bei dem Liegnitzer 1417, dem Münsterberger 1567, dem Bunzlauer 1569 angebahnt und vollführt, indem der

Orden die Spitalgebäude den Stadtgemeinden abgetreten und sich nur die Seelsorge vorbehalten hat. Allein jene, nun ohne Armenpflege bestehenden, sogenannten Commenden gehörten gänzlich zu dem Stifte St. Mathias und waren, wenn sie auch eigene Güter, Zinsen u. s. w. hatten, doch so mit dem Stifte vereint, daß die Uiberschüsse des Ertrages der Commenden mit zu den Gesammteinkünften des Mathiasstiftes gezählt wurden.

Der Erste, welcher sich am meisten von dem Hauptzwecke des Ordens zu entfernen anfing, war der Meister Thomas Smetana (1550—1567). Manche seiner Nachfolger thaten wieder Einiges mehr für die Armen. Im Jahre 1568 befanden sich im Hospitale zu St. Mathias 44, im Jahre 1582 nur 27 Arme, eben so viele im Jahre 1600; noch später schwankte die Anzahl zwischen 19 und 25.

Seit der Zeit wurde das Mathiasstift von den eigenen Großmeistern des Ordens hart in Anspruch genommen. Schon der Großmeister und Prager Erzbischof, Graf Lamberg, griff nothgedrungen in das Vermögen des Stiftes ein; Cardinal Graf Harrach begehrte 1624 als Spolienrecht gegen 100.000 Gulden Rheinisch, 1662 wieder 90.000 Gulden, wobei auch Gold, Silber und Kostbarkeiten mitgingen.

Die erste Gütererwerbung zu Handen des Ordens wurde 1725 eingeleitet, konnte indeß nicht durchgeführt werden. Nun aber mit Anfang desselben Jahrhunderts der Orden es nach vielen Bemühungen dahin gebracht hatte, daß er als ritterlicher Orden anerkannt worden, bemühten sich die Breslauer Meister sehr, auch eigene Ordensgüter zu erwerben, welche dem Hospitale nicht gehörten. Und so kaufte der Meister Daniel Schlecht 1733 die Güter Lissa, Muckerau und Stabelwitz ausschließlich für die Brüder, zu deren besserem Unterhalte für 132.898 Gulden — wozu er 100.000 Gulden aufnehmen musste. Diese letztere Schuld vermehrte sich unter Meister Hellmann (1745—1758) — wo also Schlesien schon preußisch war — um nochmals 100.000 Gulden. Da endlich die Gläubiger drängten und klagten, so ließ König Friedrich II. diese Güter wieder abverkaufen.

In den Commenden außerhalb Breslau's — wo allmälich die Gemeinden selbständig walteten — pflegten außer einem Commendator und Prior noch einige Brüder ernährt zu werden, welche von und aus dem Stifte St. Mathias gewählt wurden. Außerdem waren auch die Commenden durch unordentliche Wirthschaft so in ihren Einkünften geschmälert, daß sie kaum im Stande waren, diese Brüder nothdürftig zu erhalten. Als daher nach Aufhebung der Klöster in Preußen im Jahre 1810 die Frage entstand: ob nicht das Mathiasstift mit seinen Commenden und Gütern eigentlich doch zu den nicht aufzuhebenden milden Stiftungen für Armenpflege gehört habe? fasste die Ansicht Wurzel, der Orden sei in Schlesien für das Gemeinwesen unnütz, sei zu einem gewöhnlichen Mönchs- und Ritter-Orden geworden 2c. Der Orden hörte also auf zu existiren.

König Friedrich Wilhelm III., aber gründete das Breslauer Hospital zu St. Elisabeth neu für dreißig Arme, deren Zahl seither noch vermehrt worden ist.

Auf diese Weise dauern die Verdienste des Kreuzherren-Ordens um die leidende Menschheit Schlesiens seit dem Mittelalter, wenn gleich in sehr veränderter, weltlicher Erscheinung und Form noch heute fort; während z. B. bei demselben Orden in Böhmens Hauptstadt noch die ehrwürdigen, alten, statutenmäßigen Verhältnisse zum Heil der Armen und Siechen unverändert fortbestehen.

Prager Judensagen.

I.

Groß war die Weisheit des hohen Rabbi Löw in Prag *). Gar viele Wunder werden von ihm berichtet, und in der Altneuschule, dem düstern ehrwürdigen Gebäude, dessen Wände keines Menschen Hand vom Jahrhunderte alten Staube zu reinigen wagen darf, bewahrt man noch den Golam des hohen Löwen. Der Rabbi hatte mittelst seines kabbalistischen Wissens ein menschenartiges Wesen aus Lehm gebildet, ihm Leben eingehaucht und es zum Golam (Diener) der Altneuschule bestimmt, welche bekanntlich die Engel gleich nach Zerstörung des Tempels in Jerusalem erbaut hatten. Aber selbst der Weiseste hat Stunden der Schwäche und Rabbi Löw hatte, als er dem Golam den belebenden Odem einhauchte, ein Gebet herzusagen vergessen, und dadurch erlangte der Golam eine Macht, die selbst die Zaubergewalt des Rabbi überstieg. Glücklicherweise war sich der Golam seiner magischen Kräfte nicht bewußt und der hohe Löwe erhielt dadurch Muße, sein Versehen zu erkennen, und auf Mittel zu sinnen, wie es wieder gut zu machen. Er verfertigte für jeden der sieben Tage der Woche einen Talisman, der die Kräfte des Golam in Schranken, und seinen Sinn blos auf das Gute gerichtet hielt, und wenn der Rabbi am Abend beim Beginne des Tages in die Synagoge kam, nahm er den alten Sem (Talisman) aus dem Munde des Golam und vertauschte ihn mit einem neuen.

Der Rabbi hatte eine Tochter, Esther, die er sehr liebte, und der er jeden Sabbath Abend, wenn er aus der Synagoge kam, die Hände auf's Haupt legte und sie aus vollem Herzen mit dem vorgeschriebenen Spruche segnete: „Gott erfreue Dich, wie Sarah, Rebekka, Rachel und

*) Diese Sage erscheint unseres Wissens zuerst mitgetheilt im Panorama des Universums 1840. Rabbi Bezalél Löw („der hohe Rabbi Löw") von welchem hier die Rede ist, lebte unter Kaiser Rudolph dem II. zu Prag, und wurde, seiner ausgezeichneten, mathematischen und astronomischen Kenntnisse wegen, mit Tycho de Brahe so befreundet, daß dieser den Kaiser vermochte, ihn selbst in der Judenstadt mit einem Besuche zu beehren, und zwar in der breiten Gasse in jenem Hause, über dessen Hausthür sich noch ein steinerner Löwe befindet. Unter den Prager Juden lebt bis jetzt die Sage: Löw sei ein weiser Magier gewesen und habe, während des kaiserlichen Besuches die Prager Burg in die Judenstadt herabgezaubert — eine Fabel, die interessante Bedeutung gewinnt, wenn erwogen wird, daß Bezalél Löw für den Erfinder der Camera obscura gilt, durch deren Vermittelung er dem Monarchen allerdings das Residenzschloß in der Judenstadt zu zeigen vermochte, da dieselbe von der Burg unmittelbar beherrscht wird.

Lea.“ Esther trat eben in die Jahre, wo sie „Godolah“ (volljährig) wurde, da ward sie krank. Rabbi Löw nahm zu seinen geheimen Wissenschaften Zuflucht, um Esther zu heilen, auch hier fand er keine Hilfe, und Esther gesundete nicht, sondern ward immer kränker und kränker. So verfloß Tag auf Tag und Rabbi Löw nahm sich kaum Zeit, in der Synagoge die heiligen Gebete zu verrichten. Der Freitag nahte seinem Ende, und Esther war noch kränker, als zuvor. Da kam der Chassan (Vorsänger) aus der Synagoge und sprach: „Rabbi, wolltest Du heute den Sabbath nicht früher beginnen? denn es ist ein sehr heißer Tag und die Seelen im Fegefeuer bedürfen der Kühlung.“ *) Der Rabbi warf einen traurigen Blick auf das Bett seiner Tochter, und erwiederte, die Gemeinde solle nur heute ohne ihn den Sabbath beginnen, und der Chassan ging, und Rabbi Löw ließ die Lichter **) anzünden, und betete daheim neben dem Bette seiner Tochter das Kabbala Schabat, und die kranke Esther flüsterte es leise mit. Noch waren sie aber nicht bis zum zehnten Verse gekommen, da stürzte der Chassan athemlos und ganz bleich vor Schrecken wieder herein und vermochte vor Grausen kaum aufzuschreien: „Rabbi! der Golam!“

Bei diesem Schreckensrufe erinnerte sich der Rabbi, daß er heute vergessen, dem Golam einen neuen Talisman in den Mund zu thun, und daß dieser vielleicht zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt sei. Es war nicht ein Augenblick zu verlieren; denn kannte der Golam wirklich seine Macht, so war das Aergste zu befürchten, und er konnte die ganze Stadt verderben. Der Rabbi trat daher zum Bette der Kranken, legte ihr segnend die Hände auf's Haupt, empfahl sie dem Schutze des Allerhöchsten, nahm einen neuen Talisman und eilte mit diesem in die Altneusynagoge. Als er in das düstere Innere derselben trat, beteten eben die erschrockenen Juden den ersten Psalm, und riefen die Verse desselben um so eifriger und lauter, je mehr Unheil und Spuk der Golam bald hinter ihren Rücken bald vor ihnen trieb. Eben als der Meister eintrat, rüttelte der Golam an den Mauern des uralten Gebäudes, daß die Altneusynagoge in ihren tiefsten Grundfesten erbebte, und die Lade Aron Hakadosch, die an der Mauer gegen Morgen stand, umfiel, und die Leuchter niederstürzten, und die Lichter erloschen, und eine Finsterniß herrschte, als nahe der Tag des Weltendes. Als dieses der Rabbi Löw ersah, rief er den Psalmbetern mit mächtiger Stimme zu: Haltet inne! Und sie hielten inne, und gebrochen war dadurch des Golams Macht; denn so lange der erste Psalm noch nicht zu Ende gebetet ist, hat der Sabbath eigentlich noch nicht begonnen und der Freitagstalisman des Golam kam wieder in Kraft. Der Golam sah plötzlich seine Macht gehemmt, und der Rabbi trat mit dem neuen Talisman auf ihn zu, nahm

*) Dem Rabbinerglauben zu Folge feiern auch die Seelen im Fegefeuer den Sabbath, und verlassen, sobald die Sabbathfeier in der Synagoge begonnen, den Ort ihrer Qualen, und fliegen dem nächsten Wasser zu, in welchem sie so lange baden und sich abkühlen, bis der Sabbath zu Ende ist. Darum sollen auch die Juden am Sabbath aus keinem Bache trinken oder schöpfen, damit den Seelen nichts von ihrer Kühlung genommen werde.

**) Die Lichter beim Beginne des Sabbaths zünden die Weiber an, zur Sühne für die Sünde des ersten Weibes, welches durch den Biß in den verbotenen Apfel der Sonne einen Theil ihres Glanzes geraubt hat.

ihm den alten aus dem Munde, und that ihm den neuen hinein, und der Golam war dadurch wieder in den gehorsamsten Diener verwandelt, und vermochte kein Unheil weiter zu üben.

Und als nun die Ruhe wieder hergestellt, und die Lichter wieder angezündet waren, da priesen die Juden laut die Weisheit des Rabbi Löw, die sie gerettet hat vor dem Verderben, und beteten inbrünstiger als je, den ersten Psalm und die Gebete des Sabbath, und sandten mit solcher Gluth ein Gebet um Genesung der Tochter des hohen Rabbi's zu Jehovah, daß Jehovah gerührt den Malach Hamawod (den Würgengel), den er bereits in das Haus des Rabbi's gesandt hatte zurückrief, und der Rabbi, als er in seine Wohnung kam, seine Tochter Esther gesund fand.

Das Andenken an diesen Sabbath wird aber in der Altneusynagoge noch immer gefeiert, und so oft am Beginne des Sabbaths der erste Psalm gesprochen wird, brechen die Betenden plötzlich ab, und beginnen erst nach einer viertelstündigen Pause von neuem den Psalm: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, und nicht tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, wo die Spötter sitzen!"

Und der Golam wird noch heute mit mehreren anderen Reliquien berühmter Rabbi's aufbewahrt unter dem Dachstuhle der Altneusynagoge.

II.

Eine furchtbare Seuche herrschte unter den Kindern der Prager Juden, Monat für Monat wurden Hunderte von Kindern auf dem Beth Chaim (also, nämlich „Haus des Lebens" heißt im Hebräischen der nun kassirte Prager Judenfriedhof) begraben. Die gelehrtesten Talmudisten suchten vergebens die Ursache der schrecklichen Seuche zu ergründen. Da berief Rabbi Löw einen seiner Lieblingsschüler und befahl ihm, vor Mitternacht auf den Beth Chaim zu gehen, dort würde er die Leichen der verstorbeuen Kinder auf ihren Gräbern tanzen sehen, einem derselben solle er das Leichenhemdchen entreißen und es ihm, dem Rabbi, bringen. Der Bocher (Schüler) that, wie ihm der Rabbi befohlen und that Alles, wie ihm dieser gesagt. Als die Mitternachtsstunde schlug, erhoben sich die Kinder aus ihren Gräbern und begannen im Mondlicht unter den knorrigen Fliederbüschen zwischen Katafalken und Leichensteinen ihre gespenstigen Reigen. Der Bocher aber faßte sich Muth, entriß dem nächsten der Kinder sein Leichenhemd und eilte damit zu seinem Rabbi, der eben am offenen Fenster saß. Kaum hatte der Rabbi das Leichenhemd, so eilte pfeilschnell das Kind herbei, welchem das Leichenhemd — ohne das es nicht in's Grab zurückkehren durfte — geraubt worden war. Es streckte die Händchen nach dem Rabbi aus und bat um sein Leichengewand. Der Rabbi aber schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Nicht eher sollst Du dein Leichengewand wieder haben, als bis du mir den Grund der herrschenden Seuche verräthst." So sehr auch das Kind um sein Todtenhemd schrie, der Rabbi blieb unbeugsam, bis ihm das Kind enthüllte, die Seuche sei als Strafe für den lasterhaften Lebenswandel zweier Paare, welche im Ehebruche lebten. Als das Kind die Namen jener Frevler genannt, erhielt es sein Leichenhemd und kehrte in's Grab zurück; die Frevler wurden bestraft und von der Stunde an hörte die Seuche auf.

Das Kuttenberger Bischofshaus.

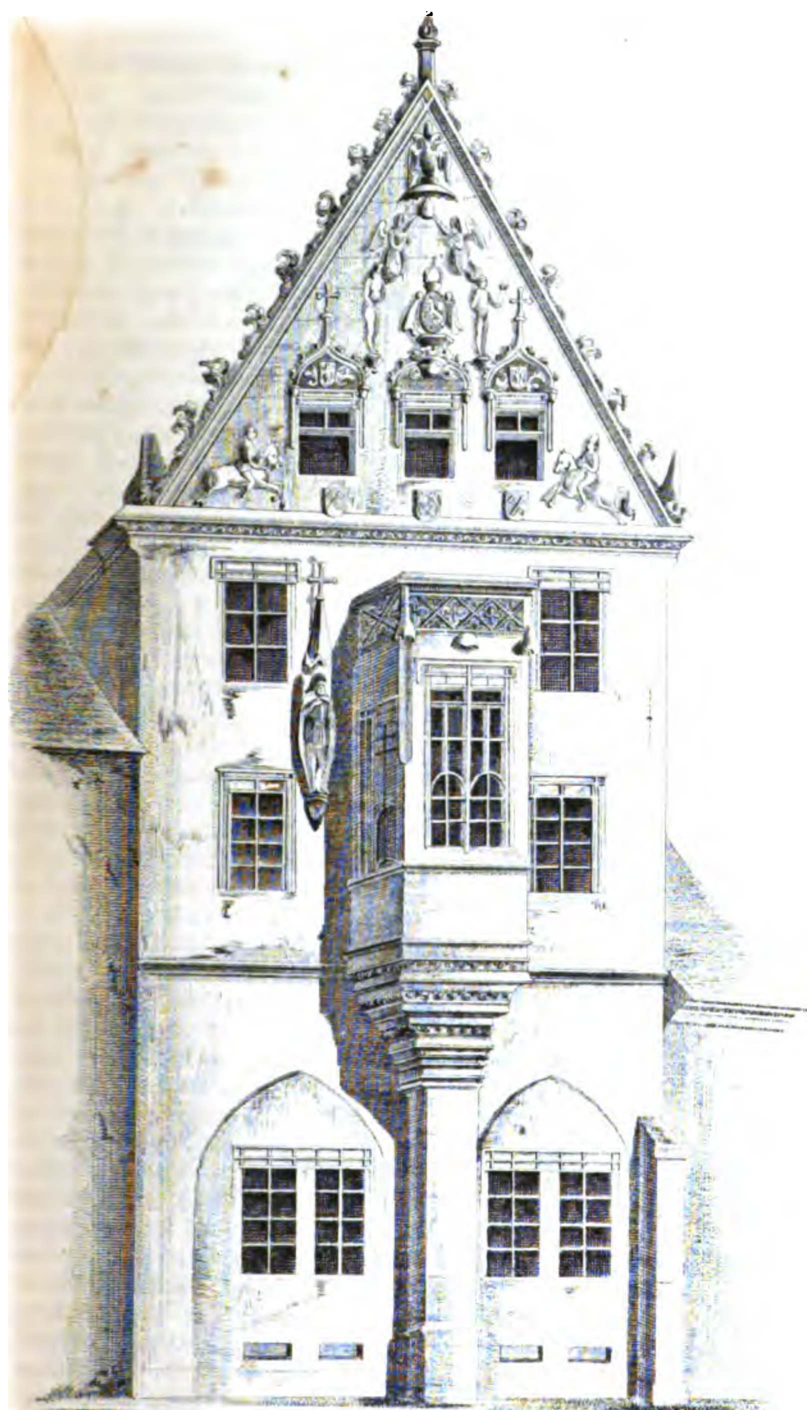
(Mit Abbildung.)

Die Bergstadt Kuttenberg, mit deren Denkwürdigkeiten sich schon der erste Band der illustrirten Chronik (S. 39—43, 111—114) beschäftigte, hat auch viele interessanten Alterthümer aufzuweisen. Unter diesen erscheint das sogenannte steinerne Haus (kamenný dûm) — insgemein das „Bischofshaus" genannt und nun Privatgebäude — für die Geschichte der vaterländischen Baukunst deßhalb erheblich, weil es noch, in der Façade wenigstens, seine Urgestalt größtentheils erhalten hat.

Der Name „Bischofshaus" weis't unzweifelbar auf den (utraquistischen) Bischof Philipp von Modena hin, welcher zwischen 1504 und 1507 in Kuttenberg gelebt, obiges Haus bewohnt hat und hier auch am 20. Oktober 1507 gestorben ist. (Vgl. Stařj letopis. českj S. 268, 273—284). Er wurde später in der Kuttenberger Barbarakirche bestattet. Wahrscheinlich war des Bischofs Wappen (er stammte von der Familie der Villanuova ab) am Giebel jenes Hauses unter dem Mittelfenster angebracht. Wir folgen in nachstehender Beschreibung einem Berichterstatter in den „Oesterreichischen Blättern" von 1845.

Das Kuttenberger Bischofshaus befindet sich auf dem sogenannten Töpfermarkte und überragt mit dem Giebel seiner schmalen Fronte alle in dessen Nähe befindlichen Gebäude. Die Façade wird von zwei Bogen getragen, welche noch vor wenigen Jahren einen Bestandtheil des Laubenganges bildeten, der sich längs dieser Häuserreihe hinzog, gegenwärtig sind aber beide Bogenöffnungen vermauert, und in jede derselben zwei Fenster angebracht, welche ein moderner Baukünstler nach dem Muster der oberen, fast um 400 Jahre älteren Fensteröffnungen auf eine ziemlich ungeschickte Weise gestaltete.

An dem Mittelpfeiler lehnt ein mächtiger Pilaster, welcher dem in des Hauses Mitte ragenden Erker zur Stütze dient. Zierlich stellt sich das Traggesims der Wandsäule und noch schmucker die auf demselben ruhende Unterlage der Erkerkapelle dar. Diese Unterlage besteht aus drei Basreliefbordüren, welche denselben Gegenstand, nämlich einen der Länge nach gespannten Ast, um den sich Weinblätter ranken, doch in kunstreicher Abwechslung darstellen; jede Gesimsbordüre ist von der andern durch Leisten, Cylinder und Platten getrennt. Uiber der einfachen Brüstung des Erkers befinden sich in der Fronte zwei durch zierliche Stäbe geschiedene Fenster, deren untere Hälfte mit einem gedrückten Bogen übersetzt ist, während der obere mit einem geraden Sturze gedeckte Fenstertheil von mehreren Leisten und Cylinderstäben höchst geschmackvoll eingefaßt erscheint; jede der beiden Nebenseiten des Erkers faßt ein auf gleiche Weise geformtes Fenster. An den beiden Ecken des Erkers gewahrt man leere Nischen; die über denselben angebrachten Deckensteine, auf denen man vor der letzten Renovirung des Hauses, die vor etwa fünfzehn Jahren geschah, das alte Emblem der Bergleute, Hammer und Fäustel gewahrte, weisen darauf hin, daß ehemals in den Nischenräumen Statuetten standen. Wahr-



Chronik v. Böhmen.

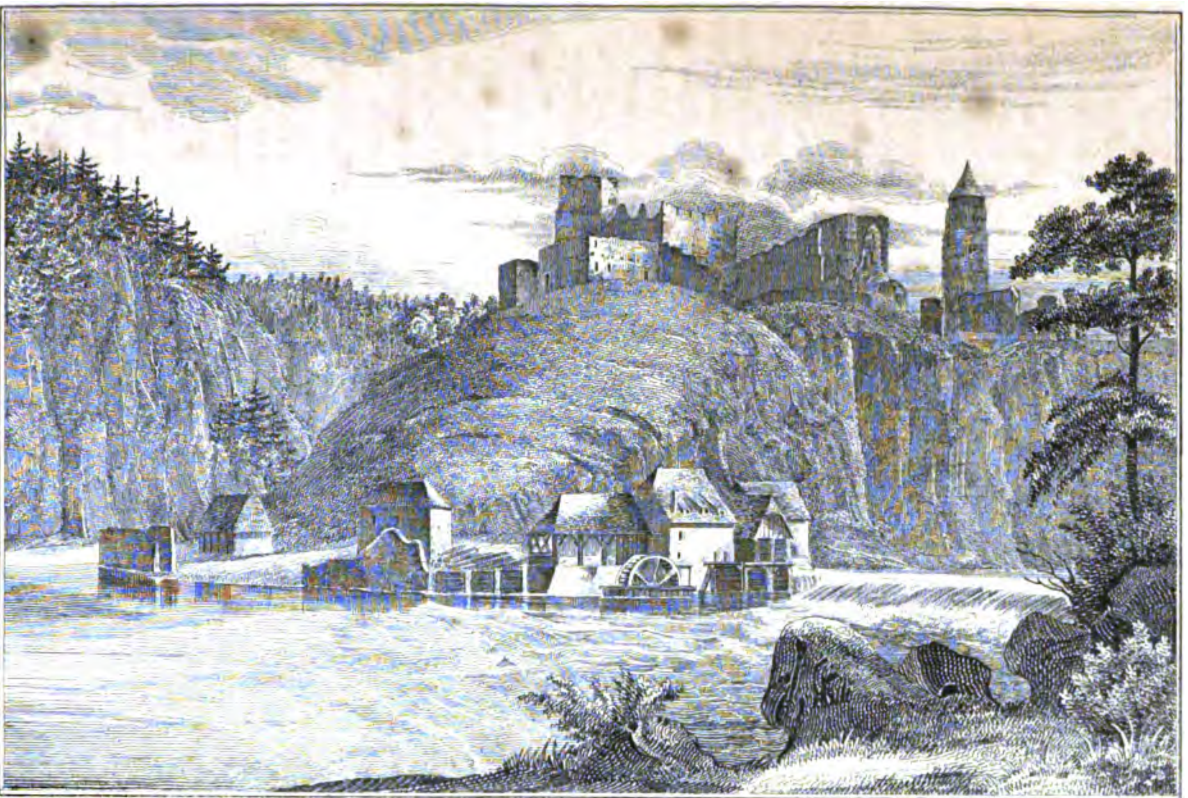
Das „Bischofshaus" zu Kuttenberg.

scheinlich bildeten diese Deckensteine zugleich Basen von Pyramiden, welche sich hier, mit Blumen gekrönt, erhoben; zu dieser Annahme berechtigt der Umstand, daß sich in des Erkers Mitte, wo ein bloßer Deckenstein zwecklos erscheint, der Uiberrest einer solchen Pyramidenbasis erhalten hat. Den oberen Theil des Erkers schmückt eine durchbrochene Balustrade, deren aus geometrischen Elementen gefügte Verzierung (Maßwerk) an ähnliche Verzierungen einer Brüstung im Chore der Barbarakirche und am Prager Pulverthurme mahnt. Ehemals war dieser Erkerkapelle ein kleines, hölzernes, spitzig zulaufendes Dach aufgesetzt. An der rechten Seite des Erkers erblickt der Beschauer noch heut zu Tage auf einem Tragsteine die fast lebensgroße Statue des heil. Wenzel, über die als Deckenstein eine Pyramide sich erhebt. Die Figur des Heiligen war vor der Restaurirung verstümmelt; ihr fehlte die linke und ein Theil der rechten Hand und der rechte Fuß vom Knie abwärts; hingegen waren die einzelnen Theile der Bekleidung und die Gesichtszüge der Figur sehr deutlich und trugen das Gepräge einer tüchtigen Meisterhand; der neue Kalkanwurf hat aber leider jede nähere Unterscheidung des Details an diesem Werke unmöglich gemacht; auch das alte Landeswappen Böhmens, der einfache Adler in der Hand des Heiligen, war am alten Standbilde deutlich ausgedrückt. Die Nische an der linken Seite des Erkers erscheint leer, der Tragstein und die Deckenpyramide, welche vor fünfzehn Jahren ziemlich gut erhalten waren, sind bei der letzten Restaurirung zu Grunde gegangen. Vier von Cylinderstäben eingefaßte Fenster befinden sich, zwei Stockwerke bildend, in der Fronte des Hauses, dessen Giebel vorzüglich die Aufmerksamkeit an sich zieht. Besonders kunstreich ausgeführt erscheint die Bordüre unter dem Hauptgesimse des Giebels; äußerst zart im haut-relief geformte Weinblätter ranken sich anmuthig um verschlungene Aeste, hinter welchen Thiergestalten in mannigfacher Stellung und Bewegung sichtbar werden. Die breiten Seitengesimse des Giebels heben sich in spitzigen Winkeln empor, ein gleichseitiges Dreieck fügend; an den beiden Endpunkten der Grundlinie des Giebeldreiecks, über der Verknüpfung erheben sich die Grundstücke zweier mächtigen Spitzsäulen. Drei Fenster nehmen die untere größere Hälfte des Giebelfeldes ein, die in ihren Formen den Fenstern des untern Theil der Façade gleichen, aber mit geschweiften, reich ornamentirten Bogen übersetzt sind; die Gipfel dieser Bogen krönten ehemals zierliche Blumen, welche die neuere Dilettantenhand in breitgestreckte Kreuze verwandelte. Die Mitte des durch den Bogen umspannten Feldes über jedem Fenster ziert ein Wappenschild, rechts der mährische, links der schlesische Adler; vor fünfzehn Jahren gewahrte man noch im Schilde über dem Mittelfenster die Spur des böhmischen Löwen, dessen Stelle gegenwärtig aber eine Art von Blumenkorb einnimmt, zierliche Arabesken schlingen sich noch heute um die Wappenschilde der beiden Seitenfenster. Unter jedem der drei Fenster erblickt man ferner ein Wappenschild; die beiden Wappenschilde weisen das oben erwähnte Emblem der Bergleute, während auf dem mittleren im linken Felde eine Glocke und unter derselben Hammer und Fäustel kreuzweise gelegt, im rechten aber eine nicht mehr deutliche Figur, wahrscheinlich die eines Vogels, sich darstellt. In den beiden unteren Zwickeln des Giebelfeldes sind die Basreliefsfiguren zweier Reiter in halber Lebensgröße sichtbar.

Der Reiter zur linken Hand des Beschauers hat einen spitzigen Helm auf, dessen Hintertheil bis auf den Ringkragen hinabreicht; die Brust deckt ein Turnierschild. Die übrigen Bestandtheile der Rüstung, weil durch den Anwurf verdeckt, sind eben so wenig wahrnehmbar, wie die des Reiters an der entgegengesetzten Seite, gegen den jener im Galopp anzusprengen scheint. Dieser zweite Reiter hat den untern Theil des Gesichtes in eine Barthaube gehüllt; von dem niedrigen Helme flattern lange Fittige bis an den Rücken hinab. Die Zäumung beider Pferde ist noch ziemlich wahrnehmbar.

Uiber dem oberen Wappenschilde des Mittelfensters gewahrte man vor wenigen Jahren noch deutlich die Reste einer fast lebensgroßen, von einem weiten Mantel umgebenen, Figur (der Mutter Gottes), über deren Haupte zwei schwebende Engel eine Krone trugen. Zu beiden Seiten der Hauptfigur standen zwei kleine nackte Gestalten, an deren Attributen man deutlich Adam und Eva erkannte; gegenwärtig ist jede Spur der Mittelfigur verschwunden, an ihre Stelle hat man ein Phantasiewappen angebracht und die Krone in eine Bischofsmütze verwandelt; hingegen hatte man die ehemals schadhaften Gestalten Adams und Evas zu ergänzen versucht. Uiber dieser Partie ragt noch ein mächtiger Deckenstein, das so reich dekorirte Mittelfeld des Giebels beschattend; vor der letzten Restaurirung stellte sich dieser Deckenstein als die Wurzel eines Baumstammes dar, der von hier aus sich bis zum Durchkreuzungspunkte der beiden Seitengesimse emporhob, und aus der Giebelspitze wieder hervorragte, wo er sich ehemals in eine gewaltige Kreuzblume verzweigte, und so das ganze Bauwerk krönte. Der neue Restaurator hat leider für gut befunden, über dem Deckensteine an die Stelle des Baumstammes eine Art von Doppeladler anzubringen. Vierzehn anmuthig verschlungene Giebelblumen, welche die Schenkel des Dreiecks zieren, verleihen noch gegenwärtig dem Gebäude ein eigenthümliches, prunkendes Aussehen, obgleich das Innere desselben weit entfernt ist, dem Eindrucke, den die Außenseite hervorbringt, zu entsprechen. Bloß die gothische Wölbung der kleinen Erkerkapelle, und einige mit Rundstäben und Hohlkehlen eingefaßte steinerne Thürstöcke erinnern an die entfernte Bauperiode und die Pracht des Hauses, während die übrigen Räume desselben auf gewöhnliche Weise in Privatwohnungen verwandelt worden sind.

Schriftliche Zeugnisse über den ersten Erbauer oder Besitzer dieses sogenannten Bischofshauses fehlen, ebenso wie über dessen Baumeister und Stuccator. Jede Meinung hierüber ist aus der Luft gegriffen, und nur die aus der Benennung „Bischofshaus“ gefolgerte Vermuthung, betreffend den (schismatischen) Bischof Philipp de Villanuova, scheint einigen historischen Grund zu haben. Uibrigens ist es nicht schwer, über dergleichen halbverstümmelte Alterthümer geistreich zu faseln — worin es der von uns allegirte Berichterstatter ganz besonders weit gebracht hat. Denn sein diesfälliger „kunstarchäologischer“ Aufsatz füllt nahezu einen ganzen Druckbogen. **Weit leichter bleibt es immer, über Alterthümer viel zu schreiben, als wenig.**



Chronik v. Böhmen.

Klingenberg.

Burg Klingenberg oder Zvikov.

(Mit einem Prospekte und einer Inschrifttafel.)

Uiber die Lage und Bauart der Burg Klingenberg — die, wenn sie auch kein Templersitz gewesen wäre, doch eine der ältesten landesherrlichen Burgen Böhmens ist — wollen wir in unserer illustrirten Chronik füglich hinweggehen, da uns das Geschichtliche und Antiquarische näher liegt.

Nur flüchtig sei hier wiederholt: daß auf Klingenberg Přemysl Ottokar noch als Prinz (1248) durch seinen Vater, den König Wenzel I., gefangen gehalten wurde; daß Ritter Bawor von Strakonitz 1307 diese Burg besaß, und einer jener böhmischen Dynasten war, die sich der Wahl König Rudolphs widersetzt hatten; daß dieselbe Burg später an das Geschlecht der Rosenberge kam, und hier im Jahre 1318 eine Versammlung der mit König Johann von Luxemburg unzufriedenen Großen des Landes gehalten ward. Auch bewahrte man, nach sicherer Uiberlieferung, vor der Erbauung des Karlsteins die böhmische Krone in dem ältesten Thurme der Veste auf, die von den Königen, wahrscheinlich der Jagd wegen, bisweilen Besuche erhielt, wie dies auch 1356 bei Kaiser Karl IV. der Fall war. — Die Familien der Herren von Lobkowitz und jene der Ritter von Schwamberg besaßen nach einander Klingenberg, und zwar Letztere bis zum J. 1622, wo Kaiser Ferdinand II. die Güter eines ebenfalls gegen ihn aufgetretenen Herrn von Schwamberg eingezogen hat. Graf Ernst von Mansfeld hielt die Burg während des dreißigjährigen Krieges einige Zeit besetzt, wurde aber durch den kaiserlichen Feldherrn, Grafen Ferdinand Lažansky, daraus vertrieben; 1623 kaufte sie Fürst Udalrich von Eggenberg, und in neuerer Zeit kam sie in den Besitz der fürstlich Schwarzenbergischen Familie, und bildet gegenwärtig einen Bestandtheil der ausgedehnten Domäne Worlik.

Von den Anhöhen der Westseite werden die drei Hauptbestandtheile des Ganzen völlig sichtbar. Der viereckige den nördlichen Eingang schützende Thurm; dann mehr zur Rechten der eigentliche Mittelpunkt des Baues, d. h. die ritterlichen Wohngebäude mit dem ebenfalls viereckigen sogenannten Markomanischen Thurme, seiner Kapelle und dem ehemaligen Krongemache, und endlich, als hervorragendster Theil: der südlich gelegene, hier abgerundete, gegenüber aber mit scharfen Seitenkanten versehene Wartthurm, der eine gothische, spitzige Bedachung und solche Höhe hat, daß man 110 Staffeln bis zu seiner früheren Wächterwohnung zählt. Neben ihm, noch südlicher, steht außerdem der starke Uiberrest des Brückenthurmes, dann folgt die Steinbrücke, einiges Mauerwerk der äußeren Schutzbauten u. s. w. Sämmtliche vier Thürme sind mit einer theilweise ausgezackten, mit Schießscharten versehenen Ringmauer umgeben, und durch die Uiberreste sonstiger Schloßgebäude

verbunden, die als Bräuhaus, Bäckerei, als Stallungen ꝛc. bezeichnet werden.

Wir schreiten nun zu der Untersuchung des vielbesprochenen Klingenberger „Markomanenthurmes.“

Die Veste Klingenberg hat drei bis vier Thürme; der hier in Rede stehende hängt auf der einen Seite vermittelst der Kapelle mit den Mauern der Burg zusammen und befindet sich so ziemlich im Mittelpunkte des Ganzen. Er ist viereckig und ganz aus Granitquadern erbaut. Die Zeichen sind ziemlich roh mittelst des Meissels eingehauen und größtentheils auf der Aussenseite des Thurmes kennbar; auch gehen sie (von der ersten Reihe über der Erdoberfläche an) nicht über die sechzehnte Granitschichte hinaus. Hier nemlich hören die Zeichen auf und ein jeder Stein hat nur noch ein rundes Loch in der Mitte, das nicht über zwei Zoll Durchmesser und ungefähr eben so viel Tiefe hat. Es ist leicht abzusehen, daß diese Löcher, die man ebenso innerhalb des Thurmes wieder bemerkt, beim Hinaufziehen der Steine zur Einfestigung der Klammern gedient haben, welcher Apparat jedoch bei den unteren Reihen, wo man sich die Bausteine reichen konnte, nicht erforderlich war. Ob auch die Grundmauern des Thurmes ähnliche Chiffern haben, fand ich zu untersuchen nicht mehr nöthig. Wichtig schien es mir, dieselben Steine, auf denen ich keine Zeichen bemerken konnte, an der Innenseite des Thurmes auszuzählen, indem ich vermuthete, daß die Stärke der Wände nur aus einer einzigen Steinbreite bestehe. Als ich mich nun auf solche Weise orientirt hatte, fand ich etwelche, von außen glatte Steine, auf der Kehrseite mit Chiffern versehen. Und da ich hierauf bei den, zu Ecken eingesetzten Steinen eine ähnliche Erfahrung machte, so gewann ich die Uiberzeugung, daß von jedem Steine nur immer eine einzige Seite bezeichnet, die dann bald und am häufigsten außen, seltener innerhalb des Thurmes sichtbar ist, zuweilen vielleicht auch gerade da angemauert sein mag. Da endlich ein und dasselbe Zeichen mehrmals in verschiedenen, durch die jedesmalige willkürliche Einlage des Steines herbeigeführten Richtungen erscheint, so ergibt sich hieraus die für die obige Behauptung günstige Thatsache, daß die Zeichen bereits vor der Aufbauung des Thurmes eingehauen, und da oft eine lange Reihe von Steinen mit einem und demselben Zeichen versehen ist, die völlige Gewißheit, daß es keine Schriftzüge, sondern einzig nur Steinmetzbezeichnungen sind. Ob aber diese Zeichen von den Markomanen, den angeblichen Erbauern dieses Thurmes, sind eingehauen worden, dürfte, wenn man will, zwar nie auszumitteln, aber dessenungeachtet mit mehr Gewißheit als Wahrscheinlichkeit zu negiren sein.

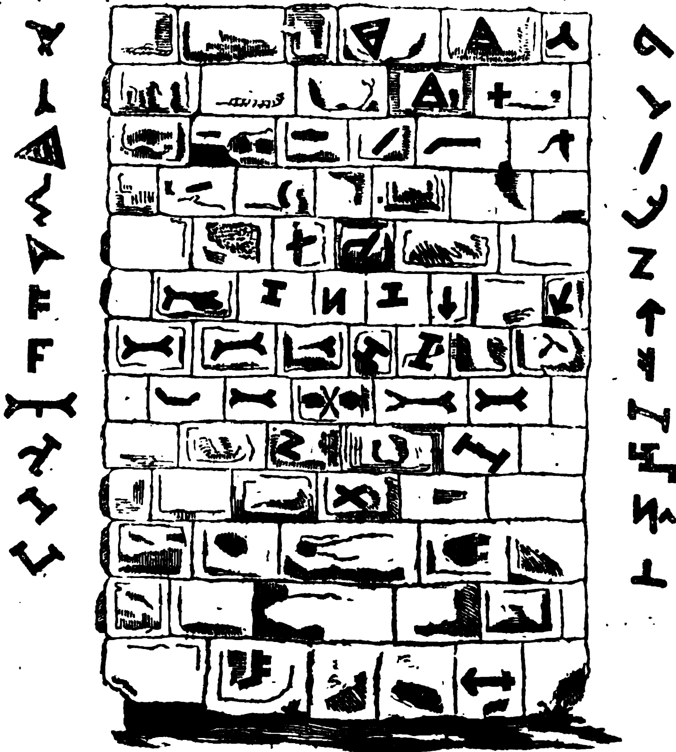
Die Geschichte sagt uns, daß eingewanderte Markomanen durch etwa fünf Jahrhunderte die rauhen Gegenden Altböhmens bewohnt haben. Neben dieser aus römischen Autoren geschöpften Nachricht übrigt uns schlechterdings kein Denkmal mehr, das dieser Markomanen ehemaliges Dasein verkündete; ohne Spur sind sie zu einer Zeit, nämlich gegen das Ende der Völkerwanderung, wie aus ihrem neuen Wohnlande Böhmen, so aus der Geschichte gänzlich verschwunden. Unter solchen Umständen ist es einigermaßen abnehmbar, was sich der vorurtheilsfreie Forscher bei Aufweisung von Markomanischen Alterthümern in Böhmen denken

mag, und vollends erst bei einem so bedeutenden, so großartigen Bau, wie der alte Thurm der Veste Klingenberg. Wie ungereimt ist es nicht in mehr denn einer Hinsicht, den unsteten, kriegerischen Markomanen die Erbauung eines, soviel Ausdauer und ungewöhnliche Anstrengung erfordernden Thurmes zuzumuthen? Welchen Zweck hätten auch die Erbauer mit dem einzelnen, auf einer zwar nicht sehr zugänglichen, aber äußerst mäßigen Höhe befindlichen Thurme erreichen wollen? Zu einer Verschanzung diente er gewiß nicht, wenigstens ist zu einer solchen Annahme weiter kein Grund vorhanden. Auch glaube ich nicht, daß selbst die Tempel und Heiligthümer der Markomanischen Gottheiten und die Königsburgen Marbods und Katualds aus etwas anderem als bloßem Holz erbaut waren; regelmäßig zugemeisselte Bausteine von überaus schwer zu förderndem Granit müßte etwa nur der in Rom erzogene Marbod unter den Markomanen in Gebrauch gesetzt haben; schwerlich haben diese einen Begriff von Baukunst aus ihren vormaligen Stammsitzen mitgebracht. Ob aber der kühne Marbod sein kriegerisches Volk zu mühsamer Sklavenarbeit, zu einem so zwecklosen Bau habe zwingen dürfen, ist eine sich von selbst aufwerfende Frage, die mit einer zweiten, ob nämlich Marbod im Strudel großer Unternehmungen, im Rausche noch größerer Plane, zu dem Entschlusse gelangen konnte, in einem Lande, wo er überdies gar nicht zu bleiben gedachte, einen so langwierigen, mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpften Bau zu unternehmen, meines Erachtens, gemeinschaftlich verneint werden muß.

Hat wol auch Marbod nöthig gehabt, seinem Volke die Schreibekunst beizubringen? Wahrscheinlich war unter seinen Markomanen, ob sich diese gleich zur Baukunst mit Steinen noch nicht erhoben hatten, wie unter den übrigen deutschen Stämmen, schon früher die Runenschrift üblich, die denn nicht leicht von der Römischen Schrift hätte verdrängt werden können. Darum dürfte ein jedes Denkmal dieser Art, folglich auch der Thurm von Klingenberg, sofern er Schrift, und zwar Markomanische Schrift enthalten hätte, ohne allen Zweifel Runen aufweisen.

Daß Klingenberg eine der ältesten unter den acht hundert Ritterburgen Böhmens sei, ist nicht ganz unwahrscheinlich; und daß hinwieder der erwähnte Thurm der älteste Theil der ganzen Veste sein muß, dies lehrt der Augenschein. Hieraus aber folgt noch keineswegs ein vierzehnhundertjähriges Alter desselben. Unsere einheimischen Nachrichten darüber heben erst mit dem dreizehnten Jahrhunderte an. Eine dergleichen Stelle steht in der Chronik des Pulkawa und lautet: Item eodem anno (1248) — — dissensionis materia suboritur inter Wenzeslaum Regem necnon filium suum Przemislonem tam magna, quod pater coactus est filio suo resignare coronam, sibi castro Zwikkow alias Klingenberg, Loket alias Elbogen et Ponte (Brüx) tantummodo reservatis. Auf dasselbe Jahr 1248 ferner berichtet der Domherr Franz: König Wenzel habe diesen seinen aufrührischen Sohn (den nachmaligen Ottokar II.) auf das Schloß Klingenberg verwiesen. Es heißt da nämlich: Videns (Przemysl) se patri resistere non posse, humiliter se gratiae paternae subdidit et submisit, et sic per Barones sunt reducti ad concordiae unitatem, quem pater ratione correctionis in castro Zwikow posuit, ut poenitentiam

agerei de excessibus praetaxalis. Beide Chronisten brauchen von Klingenberg den Ausdruck castrum, woraus erhellt; daß damals schon mehr als der bloße Thurm musste erbaut gewesen sein. Vielleicht stammt der Thurm doch noch aus dem zehnten oder elften Jahrhunderte; weil seine Bauart sich so auffallend von dem Style der übrigen Theile der Burg unterscheidet, welche allenfalls König Wenzel oder sein Vater Ottokar I. erbaut haben konnte. Schon seit dem dreißigjährigen Kriege liegt Klingenberg in Ruinen.



Zur Erklärung der xylographirten Inschrifttafel möge noch Nachstehendes dienen.

Um die Folge und gegenseitige Stellung der Klingenberger Steinchiffern möglichst ersichtlich zu machen, habe ich auf der vorliegenden Tafel zuerst die Abbildung eines Theils der äußeren, gegen Mittag gekehrten Thurmwand geliefert. Es ist dies zugleich jener Theil, auf dem die eingehauenen Zeichen am deutlichsten erscheinen. Sämmtliche Mauersteine haben sowol auswendig, wie auch an der entgegengesetzten, innerhalb des Thurmes erscheinenden Oberfläche, jedesmal eine etwa zollstarke bauchige Erhöhung (daher der Thurm auch bei dem Volke der Höckerige, bei Stransky tuberosa heißt); auf solchen Erhöhungen nun, welche be-

[illegible] seu in suburbio sive in villis. [illegible]

1536

reits an vielen Orten theils von Blitzschlägen abgestreift, theils von Hagel und Regen sehr beschädigt sind, finden sich die betreffenden Zeichen, die nur noch äußerst schwer und mit vieler Anstrengung unterschieden werden können. Es hat hiemit eine gleiche Bewandtniß, wie mit den Runensteinen. Von einigen Zeichen nämlich sind nur noch Theile kennbar, andere hingegen verlieren sich in verschiedene Striche, daß es oft schwer wird, die ursprüngliche Gestalt des Steinmetzzeichens herauszufinden. Ich hatte nicht nothwendig, alle Zeichen des Thurmes ohne Ausnahme zu copiiren, da sich eines und das andere sehr oft und stellenweise bis zwölfmal wiederholt. Darum bestrebte ich mich nur, alle diejenigen Zeichen zu sammeln, die unter sich eine merkliche Verschiedenheit zeigten, und ich bin gewiß, daß mir von diesen wol keines entgangen sei. Was die Ordnung betrifft, in welcher ich auf der gegenwärtigen Tafel die vereinzelnten Zeichen hinstellte, so bin ich dabei keinem bestimmten Gesetze gefolgt, sondern habe die verschiedenen Chiffern, wie ich sie da und dort zerstreut gefunden, ganz ordnungslos auf mein Blatt gebracht. Die Zeichnung selbst wurde 1827 gefertigt.

Dr. Legis Glückselig.

Prag

vor vier hundert Jahren.

(Mit einem Tableau.)

Die Stadt Prag — seit 973 zugleich Bischofssitz (metropolis im alten Sinne) — entwickelte sich zwischen den alten Burgen Hradschin und Wyssehrad als eine Mehrheit von Dörfern, Kirchspielen und Gehöften dies- und jenseits des Moldaustromes. Die Altstadt und die Kleinseite kommen anfänglich blos als Vorstädte (suburbia) vor; das älteste Judenquartier war ein Dorf, eben so Pořicz oder das Dorf der Deutschen, auch der Marktplatz nebst dem Kaufhause werden frühzeitig genannt. Aber erst 1135 wurde Prag nach Art der lombardischen Städte mittelst Ringmauern befestigt.

Außer Prag, das als Hauptstadt eigentlich vorgeschichtlich ist, erscheinen im XI. Jahrhunderte bei uns als Städte Melnik im Jahre 1006 als civitas, Leitmeritz als oppidum bezeichnet u. A. Doch verdankt Prag die Keime seiner Gemeindeverfassung dem Umstande, daß es (wie mehrere Städte Mährens und Schlesiens) eine Coloniestadt wurde, woselbst schon im Jahre 1061 Deutsche und Niederländer eine urkundlich nachweisbare Sondergemeinde bildeten und für Prags politische Gestaltung maßgebend zu werden anfingen.

Von ihrem ersten Ansiedelungspunkte, dem Pořicz aus, verbreiteten sich die fremden Colonen — welche „seit ihrer ersten Berufung" vertragsmäßige Rechte und Freiheiten, die aus dem I. Bande der illustrirten Chronik (S. 274) bekannten Jura Theutonicorum Pragensium von 1061 genoßen — über alle Stadttheile. Unter Wenzel I. (1191) wenigstens waren sie seßhaft seu in suburbio sive in villis. Nachdem

ihnen von jedem Landesfürsten bis auf Ottokar II. ihre deutsche Verfassung garantirt worden war, begehrten dieselben auch die Bürger der Altstadt für sich; und so wurde das Privilegium Einzelner gleichsam recipirt, um durch solches die Municipalverfassung Prags überhaupt zu gewährleisten.

Przemysl Ottokar II. hat sich um Böhmens Städtewesen bekanntlich die bei weitem größten Verdienste erworben; was er in dieser Beziehung begonnen, hat Karl IV. nur fortzusetzen und zu vollenden gehabt. Unter Ottokar entfaltete sich zumal das Gemeinwesen der Prager Kleinseite, welche von 1257 ab als civitas nova sub castro erscheint und sich selbständige Einrichtungen gibt. Karl IV. endlich gründete, um der Uibervölkernng zu steuern, 1348 entlang dem ganzen Saume — jedoch unbeschadet der Vorrechte der alten Stadt — ein drittes Stadtgebiet, die Neustadt; wodurch Prag (Praga triurbs) als Residenz des Reiches eine europäische Bedeutung erlangte.

Bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts hatte sich die politische Macht der Städte oder des dritten Standes in Böhmen allenthalben lebensfrisch, ja oft gewaltig entwickelt; namentlich seitdem weise Regenten ihnen große Begünstigungen zukommen ließen.

Das Ottokarische Stadtrecht für Prag ist im Jahre 1269 erlassen, in Böhmen also das älteste Denkmal dieser Art. Es beginnt mit den Worten: Hi hebit sich an der prager recht, daz kunic Ottacker gegebin hat vnd bestetigit — do man czelt tausent iar vnd czwei hundert vnd nevn vnd sechczig iar etc. Hievon hat schon die illustrirte Chronik früher gehandelt (Bd. I. S. 720).

Im XIV. Jahrhunderte wurde das alte Stadtrecht von Prag größtentheils umgebildet (1310—1360). Es entstanden städtische Oberhöfe, die ihre gesammelten Schöppensprüche (decisiones casuum forentium) anderen, oft sehr entfernten Städten mittheilten. Ein solcher, nach dem Magdeburger Rechte ausgesetzter, Oberhof war Leitmeritz, wo z. B. die Kleinseite Prags, dann Komotau, Raudnitz, Aussig, Leipa, Nimburg ꝛc. ihre Rechtsbelehrungen zu holen pflegten.

An der Spitze der politisch berechtigten Bürgerschaft Prags stand schon unter Ottokar II. ein von dem Landesfürsten eingesetzter Richter, dann eine Anzahl bürgerlicher, frei gewählter Schöffen oder Geschwornen, welche theils als Stadtgericht die höchste Gerichtsbarkeit über Gut und Blut ausübten, theils als Gemeinderath innere und äußere Verhältnisse autonomisch ordneten. Hiefür besitzen wir die vollgiltigsten Beweise in einer Handschrift des Prager Stadtbuchamtes, wenngleich deren Satzungen erst mit dem Jahre 1310 beginnen. Fast ein jeder Artikel hebt mit der Formel an: Nos judex ceterique jurati et tota communitas civium civitatis Pragensis ad publicam deferimus notionem oder: Wir richter vnd schepfin vnd purger gemeinclich der grosseren Stat zu Prag vellen und gebieten etc. In gleichem Tone sind auch andere Stadtrechte der Vorzeit gehalten.

Es war also in der Vorzeit, obgleich die Trennung der Justiz von der Verwaltung noch lange nicht scharf genug hervortrat, der Vorstand der Stadtgemeinde als Stadtgericht (judicium) und zugleich als Gemeinderath (consilium) organisirt.

Der königliche Richter (judex regius oder civitatis) führte den Vorsitz, und war dafür dem Landesfürsten verantwortlich, dessen Stelle er gewissermassen vertrat. Ohne eigentlich Recht zu sprechen, verhängte doch Er die Strafakte, hatte Antheil an den Gerichtstaxen und Sühngeldern, konnte aber selbst von den Schöffen belangt werden.

Die Schöffen oder Geschwornen (jurati, scabini) waren der Zahl nach zu verschiedenen Zeiten verschieden. Der ursprüngliche Schöffenrath zählte zwölf Mitglieder, aus Urwahlen hervorgegangen oder durch die Schöffen vorgeschlagen und vom König, jedoch stets nur auf ein Jahr, bestätigt. Unter ihnen machen sich frühzeitig die Aeltesten (seniores, cives majores) geltend; gleichwie die Schöffenwürde sich in gewissen, namentlich kaufmännischen Familien zum Nachtheil der niederen Bürgerschaft, so zu sagen, fortzuerben pflegte.

Da der ganze Rath dem Unterkämmerer des Königs unterstand, so durfte auch dieser Hofbeamte denselben vertretungsweise erneuern.

König Wenzel II. ordnete: „Es ist auch unsere ernste Meinung und wollen, daß jegliche von uns eingesetzte Schöffen ein ganzes Jahr zu Recht sitzen sollen und nicht länger. Und dasselbe Jahr soll sich immer anheben vierzehn Tage vor St. Wenzel. Und wenn ihr Jahr ausgeht, so sollen sie fünfzig ansäßige, ehrbare Leute und Bürger uns geschrieben geben oder senden — halb Böhmen und halb Deutsche — aus denselben wollen wir achtzehn Schöffen setzen und kiesen, halb Böhmen und halb Deutsche, die uns gefallen werden." Hiernach war also die Zahl der Schöffen im Jahre 1313 auf achtzehn gestiegen.

Von einem Bürgermeister ist in dieser Periode noch kaum die Rede. Unter König Johann kommt wol der magister civium vor: aber sein Einfluß bleibt durch jenen des k. Richters sehr geschmälert. Im Jahre 1380 geschieht von dieser Würde eine beiläufige Erwähnung im Altprager Stadtbuche: Item die purkmeister sullen das jar vmb susl des amptes warten.

Im Rathe fungirte ferner der Stadtschreiber (notarius), welchem das allerdings wichtige Amt der Führung der Stadtbücher oblag. Es war wo möglich ein studirter Mann (homo literatus), meist auch Rechtskundiger, indem ihm hauptsächlich zur Pflicht gemacht wurde: quod notarius diligenter ex libris et privilegiis et statutis et consuetudinibis perscrutare debet jus speciale civitatis suæ. Die niederste Gerichtsperson endlich war der Büttel (præco, nuntius publicus, bedallus), welcher bei den Sitzungen aufzuwarten hatte. Außerhalb dem Rathe waren als städtische Amtleute (officiales) noch beschäftiget: die Steuersammler oder Losunger (collectores), Stadtpfleger (ponderatores), Mäkler (subemptores), Schrötter, Beschauer u. s. w.

Der Gerichtsort waren die vier Bänke, darauf obenan der Richter, neben ihm die ältesten Schöffen, auf den beiden Seitenbänken gleichfalls je vier Schöffen saßen. Die vierte Bank, den anderen gegenüber, nahm der Notar ein, welcher die Truhen, das Siegel und die Stadtbücher zur Hand hatte. Es waren ordentliche Gerichtstage (judicia bannita) festgesetzt, wo von der Gesammtheit der Schöffen oder wenigstens elf derselben, dann außerordentliche (für Geringfügigkeiten), wo von dem Richter und zwei Schöffen Recht gesprochen wurde. Sowol in

Civilsachen als in Straf- und Blutfällen war das Verfahren mündlich und öffentlich, wobei sich die Partheien nach Belieben eines Anwaltes (prolocutor, vorsprecher) bedienen durften; Dürftige oder Unmündige bekamen einen solchen von Amtswegen.

Bekannt ist übrigens aus dem I. Bande der illustrirten Chronik (S. 283—284), daß Prag erst unter König Johann von Luxemburg im Jahre 1338 ein eigenes Rathhaus erhielt, bei welcher Gelegenheit auch die alten Stadtrechte revidirt und gesammelt worden sind.

Wir sehen auch aus allen gleichzeitigen Urkunden, daß das deutsche Element damals in der Hauptstadt das vorherrschende, es mithin nicht anders möglich war, als daß zugleich den städtischen Institutionen ein durchweg deutscher Grundcharakter aufgeprägt blieb — wogegen jedoch von slawischer Seite schon im nächsten (XV.) Jahrhunderte mächtig und siegreich reagirt worden ist.

Die Prager Schöffen waren ferner viel beschäftigt mit der Verwaltung des städtischen Gemeindewesens, welches gänzlich in ihren Händen lag. Ihnen kam die Einnahme der Stadtgelder zu, auch alle Beiträge der Bürger zu den Kriegslasten, Gesandtschaften, gingen durch ihre Hände. Sie überwachten die Stadtsteuern, die Messerer, und aus ihrer Mitte wurden zur Verwaltung der einzelnen Gegenstände einige Glieder bestimmt. Sie bewahrten die Schlüssel zu der Truhe mit den Stadtsigillen. Wenn ein Schöffe seinen Schlüssel verlor, musste er „allen Herrn des Rathes geben einmal zu essen.“ (Altprager Stadtrecht 130 §. 6.)

Die Bürger waren insgesammt zur Stadt- und Landwehr verpflichtet; auch hier übte der Rath die obere Leitung aus, ihm kam es zu, die Bürgerschaft im Kriege anzuführen.

Der Schutz der Stadt, die Vertheidigung der Mauern und Thore war schon längst Sache der Bürgerschaft; es wurde einzelnen Gewerben und Künsten die Bewachung einzelner Stadttheile eingeräumt, so den Schilterern, den Genannten u. s. w.

Die Stadt Prag war zum Behufe der Heerfahrt in 4 Viertel, die noch im XVI. Jahrhunderte von Bedeutung sind, getheilt: Unser Frauen-Viertel (Theinkirche), St. Leonardi-Viertel, St. Niklas-Viertel, St. Galli-Viertel.

Wenn auf zwei dieser Viertel das Loos fiel, so hatte sich jeder Bürger, arm oder reich, zu bewaffnen und zu folgen, nur im Falle einer erwiesenen Krankheit und anderer Ehaften kann er sich vertreten lassen. Die Heerfahrt unternehmen sie auf eigene Kosten, sie bleiben aber der Losungen frei, welche von den Daheimgebliebenen getragen werden. Als Anführer erscheinen zwei Hauptleute, Einer aus den Schöffen und der Andere aus der Gemeinde gewählt. Die Stadt gab ihnen 100 Schock Groschen wöchentlich zur Aushilfe.

Zur Vertretung des Rathes nach Außen behufs der Vermittlung der Stadt mit dem Landesherrn, war das Verhältniß der Botschaften nöthig. Ein umständliches Statut bestimmte den Aufwand, welcher bei einer Gesandtschaft an den König nicht übersteigen werden soll. Jeder Gesandte reitet mit drei Knechten und vier Pferden aus, nicht mehr oder minder wegen der Stadtehre. Nur wenn der König sich am Rhein oder in Welschland aufhält, kann die Zahl der Reisigen und Pferde vermindert werden. Jeder Gesandte erhält für sich und seine Leute

von der Stadt wöchentlich im Lande 4 Schock, wenn er außer das Land ging, 5 Schock.

Das Bürgerrecht — im mittelalterlichen Begriffe eine Vereinigung wichtiger Rechte, die Mitgliedschaft an einer von dem Landesfürsten befreiten und begnadigten Genossenschaft — wurde auch von dem freien Bürgervereine hoch geachtet, und die Aufnahme eines Fremden als Bürger geschah immer mit besonderer Vorsicht. Jeder Bürger ist verpflichtet, die Lasten der Stadt, Losung und andere Beschwerung mit zu tragen. Dafür hatte der Bürger das Recht des städtischen Erbanfalles und der Testirungsfreiheit, den Anspruch auf Wahl bei städtischen Aemtern, und die ausschließende Befugniß zur Erlangung des Meisterrechtes beim städtischen Gewerbsbetriebe.

Zum Gewerbsbetriebe war das Bürgerrecht erforderlich; der neue Meister mußte Bürgen setzen, daß er drei Jahr und einen Tag mit der Stadt leide. Neben den Zünften bestanden bei den Gewerben noch Bruderschaften, welche nebst den Zunftinteressen religiöse und gesellschaftliche Zwecke befolgten, wie z. B. die Prager Künstlergilde, über welche im I. Bde. der illustr. Chronik (S. 696 ff.) gehandelt wird.

Eine ausnahmsweise Stellung kommt den Gästen (advenæ, hospites) zu. Gäste sind ungesessene Leute, die sich in der Stadt ohne eigenen Heerd nur zeitweilig aufhalten. Der Gast aber zahlt keine Losung oder Bürgersteuer und trägt auch keine Lasten, er genießt nur das Gastrecht (jus advenarum), welches dem Bürgerrechte (jus civitalis) mehrfach entgegengesetzt wird.

Die Juden wurden in Prag nicht als ordentliche Mitglieder des gemeinen Wesens, sondern blos als Schutzverwandte angesehen. Die Judengemeinde Prags rühmt sich eines sehr ansehnlichen Alters. Ihre Anwesenheit im XI. Jahrhundert ist durch die jura teutonica außer Zweifel gesetzt. Die Juden hatten den Königsfrieden, sie standen als königliche Kammerknechte (servi cameræ, cammeræ regiæ per Bohemiam serviles) unter dem Kämmerer ꝛc. Nach den alten Juden-Gesetzen haben die Juden der städtischen Bevölkerung gegenüber eine eigene Verfassung. Sie erscheinen als berechtigte Geldmäkler, ihnen war der Wucher (Zinsen von Zinsen) gestattet, welchen canonische Gesetze den Christen strenge untersagten. Sie bewohnen einen eigenen Stadttheil mit einem eigenen Gerichtsverfahren. Jede Verletzung der Juden ist strenge verboten. Ihr Leben, ihre Häuser und Leichenhöfe haben steten Frieden. Im Verkehre mit Christen ist die Zahl der Zeugen genau bestimmt ꝛc.

Die Periode der Anarchie von 1419 bis 1458 verlieh dem gesammten Prager Bürgerstande ein höheres Selbstgefühl. Gleich bei den ersten Stürmen verließ die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung, darunter die meisten Bürgergeschlechter, die Stadt und hinterließ der Gemeinde ihre liegenden Güter. Die alten deutschen Statutarrechte verfielen, die Unumschränktheit des Schöffenrathes wurde gebrochen und die Gemeinden bemächtigten sich selbst der obersten Leitung aller städtischen Angelegenheiten. Namentlich emancipirte sich 1437 die Neustadt von der herkömmlichen oder doch angemaßten Bevormundung durch die altstädter Commune. Es mußte auch die königliche Residenz in das Weichbild der Stadt (nach dem sogenannten Königshofe) verlegt werden, und seit

Georg von Podiebrad wurde bei Gerichten und allen politischen Verhandlungen die böhmische Sprache die herrschende. Man hatte sich gewöhnt, die Rathserneuerungen durch den Landesfürsten als bloße Förmlichkeit zu betrachten, und mehrmals (insbesondere 1483) wurden die pflichtvergessenen Rathsglieder das Opfer einer blutdürstigen Volksjustiz. Die Händel zwischen den Alt- und Neustädtern häuften sich und nahmen — gleich den Fehden zwischen Städten und Rittern — einen bedenklichen Charakter an.

Hieraus entsprang die Idee einer freiwilligen Union beider Städte und Magistrate, welche im Jahre 1505 zuerst in Anregung kam. Kurz vorher erst (am 27. Oktober 1504) hatte König Wladislaw II. den Neustädtern, nebst anderen Privilegien, auch eine gleiche Schöffen-Anzahl, wie den Altstädtern — nämlich achtzehn — zugestanden. Aber die Gemeinden, welche dem Könige eben mit 12000 Mann Hilfstruppen unter die Arme gegriffen hatten, verlangten immer mehr. Und so stellte Wladislaw für sämmtliche drei Städte Prags einen Gnadenbrief aus, kraft dessen jede Gemeinde ihren Stadtrath ohne Einfluß des Königs oder seines Stellvertreters durch ihre Aeltesten wählen lassen durfte; u. z. sollte dies jährlich um die Zeit des Katharinenfestes in der Art geschehen, daß von den vierundzwanzig Aeltesten acht durch das Loos Ernannte die Wahl vorzunehmen hätten.

Da dieser Akt auch für unsere Gegenwart beziehungsreich ist, so schalten wir die genaue Schilderung desselben — wie er als einer der schönsten Bürgerfeste am 6. November 1514 begangen wurde — hier aus einer gleichzeitigen Quellenschrift ein.

„I stalo se takto: stará radda wolili 8 osob z staršich obecních, a starši z weliké obce 12, a obec staré raddy 4, a tak wšech 24; potom tolikéž ceduli, osm, na nichž na každé zwláště napsáno bylo „wolenec“, a jiné byly prázdné. Pan kancléř staroměstský wzaw je, i uwrhl do kollíku, a sem i tam přewrátil několikrát; pak wynímal po jedné cedulce a dáwal, nejprw čtyrem z staré raddy, a kdož měl napsáno „wolenec“ ten odstaupil do swětnice šestipanské, a kdo neměl nic napsáno, šel do obce. A když dal wšechněm a již na těch osm přišlo, tu jim dána přísaha, aby přitom sprawedliwě učinili a zapečetěné přinesli a položili na místo králowské na polštáři; pak purkmistr položil pečeť na témž místě. Potom z wolencůw jeden wzal tu ceduli zapečetěnau s toho místa králowského s poklonau, a dal ji kancléři Pražskému a on po jednom jmenowal až do osmnácti osob; a potom jim dáwána přísaha. Na starém městě byl prwní Jan Nastojt od zlatého medwěda, a na nowém městě Mikuláš Cacerda pod Zderazem.“

Aus diesem Berichte erhellt zugleich, daß die (im Grunde reichsstädtische) Würde eines Bürgermeisters im XV. Jahrhunderte bereits ein vorwiegendes Ansehen begründet, daß ferner das Amt eines Notars sich nach und nach dahin entwickelt habe, daß jede Stadt ihren Kanzler und zwei bis drei Stadtschreiber erhielt; wie denn z. B. ein oberster Stadtschreiber der Neustadt (nejwyšši pisař nowoměstský) ausdrück-

lich angeführt wird. Auch von dem, nachher weiter ausgebildeten Sechsmänneramte (uřad šestipanský) ist jetzt schon die Rede.

Den Schlußstein zu dieser Periode unseres Municipalwesens aber bildet die, im Jahre 1518 faktisch vollzogene, Union der Alt- und Neustadt, welche in dem Umstande, daß gerade Rath und Gemeinde der Prager Städte an der Spitze der Utraquisten standen, Begünstigung fand. Das Werk folgte dem berühmten St. Wenzelsvertrage vom 22. September 1517 gleichsam auf der Ferse nach. Unter feierlichen Ceremonien geschah also (laut Vertrag vom 30. August 1518) die Verschmelzung beider Magistrate, welche sofort Einen Bürgermeister bekamen und abwechselnd in dem oberen und unteren Rathhause ihre Sitzungen hielten.

K. Ferdinand I. fand freilich für gut, am 9. September 1528 die Union aufzuheben und Alles wieder in den vorigen Stand zu setzen.

Unmittelbar vor dieser Zeit sah eine Sitzung des Altstädter Rathes ungefähr aus, wie die beigefügte Abbildung darstellt. Wir erkennen den, in der Architektur des XV. Jahrhundertes (nämlich nach dem Brande von 1399) erbauten Senat. Die Sitzung findet bei offenen Thüren Statt. Noch immer wird dieselbe auf vier Bänken gehegt, welche, soweit sie von den Rathsgliedern besetzt sind, einen erhöhten Platz haben. Die Mittelbank nimmt der königliche Richter (rychtář) mit den vier Aeltesten (přisežní) ein. Der Richter, bartlos und dick bis zur Ungestaltheit, ist mit einem weiten, durch seine Häng-Aermel und den schmalen Kragen jenem der utraquistischen Prediger gleichenden, Mantel bekleidet; sein Haupt deckt ein kleines Käppchen, in der Hand ist (zur Auszeichnung) die Pergamentrolle. Von den Nebensitzenden sind zwei mit Barets bedeckt, zwei haben runde Pelzmützen über die Stirn gezogen. Einer von ihnen versieht die (alle 4 Wochen wandelbare) Würde eines Bürgermeisters (purkmistr). Auf der rechten Seitenbank sitzen vier Schöffen (konšelowé), blos im Wamms und unbedeckten Hauptes, die Aeußeren auf die Lehne sich stützend. Auf der Linken sitzen gleichfalls vier Geschworne; zwei in Barets und Mänteln mit Pelzkragen, die Andern im Hausrock und mit entblößten Häuptern. Die vierte ist die Schreiberbank, sie steht der mittleren gegenüber und ist bei den sogenannten Truhen (truhly, w kteréžto pečeť městská i knihy zamčeny jsau) angebracht. Man sieht hier die Notariats-Requisiten, Stadtbücher, Diplome, Kassen mit Schlössern u. s. w. Ein junger Notar ist im Schreiben begriffen; der Stadtschreiber (pisař městský), ein ältlicher Mann in Obermantel und Baret, überreicht, sich umkehrend, einem demüthig darnach langenden Bürger ein Aktenstück. Seitab, zunächst der offenen Thür, stehen einzelne Partheien, darunter eine ganz verhüllte Matrone oder Witwe; bei ihnen ein Anwalt (řečník), als distinguirter Mann durch den steifen Kragen, als Vertreter durch eine Pergamentrolle (vielleicht die Klagschrift) kenntlich. Im Vordergrunde gibt es ebenfalls Partheien, Kopf an Kopf mit abgesetzten Hüten. Ein Anwalt ist sehr hervorstechend durch seine vornehme Tracht und leichte Kopfbedeckung, sowie durch die zwei von der linken Schulter lang herabhängenden Lappen, hinter welchen er eine Aktenrolle verbirgt. Neben ihm gewahrt man noch zwei andere Honoratioren in bewegten Stellungen. Sehr charakteristisch ist die auf

einem Seitentische ruhende Sanduhr, sowie des Richters Glocke an der Hinterwand.

Alle Trachten erscheinen hier noch echt böhmisch und national; aber diese Eigenthümlichkeit verschwindet bald, und man braucht z. B. nur einen Blick auf das den Rudolphinischen Stadtrechten von 1579 beigegebene Bild zu werfen, um einen ganz anderen Zeitgeist, ein todtes Formenwesen, fremdartige spanische Moden rc. zu entdecken.

Vaterländische Alterthümer.

I.

Der Podmokler Münzschatz.

Unter die merkwürdigen Orte Böhmens in alterthümlicher Hinsicht gehört — nach Ritter Kallina — das heutige Dorf Podmokl. Es liegt an der westlichen Grenze des vormaligen Rakonitzer Kreises, eine Viertel Stunde südlich vom Fluße Mies (Mlže); eine Viertel Stunde östlich vom Gute Zwikowetz, wohin es eingepfarrt ist, und gehört zur Herrschaft Bürglitz. Am merkwürdigsten bleibt der, am 12. Juni 1771 nahe an dem durch ein enges Thal dem Fluße Beraun zueilenden ungenannten Bache in einer Entfernung von etwa 1000 Schritten nördlich vom Dorfe aufgefundene, kupferne Kessel, dessen obere Oeffnung 9″ breit, dessen Höhe nach der in der Erde hinterlassenen Vertiefung, — der untere Theil desselben war durch den Zahn der Zeit ganz verzehrt — 12″ betrug. Dieser Kessel war mit Goldstücken gefüllt. Nachdem er aus seiner unterirdischen langen Verborgenheit durch den Bach, der, wie es in Bergschluchten geschieht, öfter seine Richtung ändert, und durch die Tageswässer an die Oberfläche abgespült wurde, senkte er sich gegen die Bachseite, wodurch ein Theil der Münzen mitunter bis in den seichten Bach verschüttet wurde. Ein Taglöhner des Dorfes Podmokl, Namens Janota, der mit der Abmähung der nahen Wiese beschäftigt war, erblickte einige der zerstreuten Stücke, und brachte sie als Spielzeug seinen Kindern nach Hause, da er sie nach ihrem massiven, runden Aussehen für Knöpfe hielt. Mehrere Nachbaren, hiedurch in Kenntniß gesetzt, suchten und holten gleichfalls diese vermeinten Knöpfe.

Nachdem die unter den Kindern vertheilten Münzen auch einem Israeliten zu Gesichte kamen, der, ihren Werth erkennend, eifriger nach ihnen forschte, kam die Sache bald zur ämtlichen Kenntniß, worauf nicht nur der noch bis auf ⅔ gefüllte Kessel zu Handen der Obrigkeit in Empfang genommen, sondern auch ein Theil der von den Leuten geholten Goldstücke zurückgefordert wurde. Dieser der damaligen Obrigkeit, weiland Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg zugekommene Fund mochte, ungerechnet, was dennoch verschleppt blieb, über 80 niederösterr. Pfund betragen haben. Da 5 Dukaten ein Loth wiegen, so machten 80 Pfund einen Goldwerth von 12800 Dukaten oder den Dukaten zu 4 fl. 30 kr. gerechnet, einen Silberwerth von 57.600 fl. C. M. im Zwanzig-Gulden

Fuße, und wenn der abhanden gekommene dritte Schatztheil dazu gerechnet wird, so kann man annehmen, daß hier 76.800 fl. C. M. nach dem Zwanzig-Gulden Fuß vergraben waren. Fürst Fürstenberg, dem auch das nach den Gesetzen dem Staate gehörige Dritttheil des Schatzes belassen wurde, beschenkte alle ihm bekannten, europäischen Münzkabinete, alle Münzforscher mit Exemplaren dieser bis jetzt nach dem Fundorte benannten Podmokler Münzen.

Nach der an dieser Münze vorgenommenen Quartprobe enthalten 24 Carat an reinem Golde: 23 Carat und 8 Gran, sie enthalten somit blos 4 Gran Zusatz, und sind folglich aus dem feinsten Golde gearbeitet. Nach Größe und Gewicht kann man sie in 4 Klassen abtheilen; die größten haben 131 bis 133 Gran, also fast das Gewicht von 2 ¼ Dukaten, andere waren im Gewichte gleich ⅜ Dukaten und 1 ½ Gran, andere ¼ Dukaten und 1 Gran, endlich haben wieder andere blos 11 bis 13 Gran gewogen. Alle diese Münzen sind gegossen in Form einer Halbkugel. Einige Schriftsteller glauben, daß auf diese in eine bleierne Form gegossene Halbkugeln, mittelst einer eisernen Form irgend ein Zeichen und zwar auf die flache Seite eingeschlagen wurde.

Man nennt diese Podmokler Münzen auch Regenbogenschüsseln (Scutellae Iridis), vielleicht auch zum Theil daher, daß man sie nach einem Regen, also zur Zeit eines Regenbogens in Feldern fand, weil sie der vorhergegangene Regen abgewaschen und sie sich durch ihren Metallglanz verrathen haben.

Aehnliche Goldmünzen, jedoch nur einzeln zerstreut, fand man vor, und nach diesem Fund in den Umgegenden von Bürglitz, Rischburg und Welitz (alles in einer dreistündigen östlichen und nördlichen Entfernung von Podmokl), ferner bei den Gold- und Silberbergstädten Eule und Kuttenberg, und Ritter von Bienenberg will wissen, daß sie sich auch bei Grulich, Königgrätz, Smirzitz, Wrbitschan — zwischen Budin und Lobositz gelegen — haben finden lassen. Bei Rischburg hat man auch silberne Schüsselchen gefunden, welche sich aber dadurch unterscheiden, daß an ihnen das Bild eines Kopfes erkannt werden kann, welchen Prof. Mader dem Brustbilde auf den Münzen Boleslaws II. ähnlich findet, weßwegen er die Möglichkeit zugibt, daß sie die ersten Münzen Boleslaws I. seien.

Der noch heutigen Tages im fürstlich Fürstenbergischen Hause aufbewahrte obere Theil des Kessels ist an zwei Seiten mit Handhaben versehen, die schlangenförmig und sehr niedrig gearbeitet sind. Unter den Goldstücken fand sich im Kessel auch ein goldenes 4 ½ Loth schweres Armband, wie es von den Römern häufig getragen wurde.

Abbildungen von diesen Podmokler Goldmünzen lieferte Bienenberg in einer von Wydra herausgegebenen Abhandlung, A. Voigt in seiner Beschreibung böhm. Münzen I. B. 47. 63. I. B. 78. 235. II. B. 47. 63 — endlich Dobner im I. B. S. 107 seines kommentirten Hajek.

Jeder dieser Autoren sieht in der höchst undeutlichen Zeichnung dieser Münze etwas anderes, bald Bäume, Berge, Thiere, ja selbst Kränze, Kronen, Sonnen, Sterne und sogar einen Löwen, Runen und griechische Buchstaben.

Eben so verschieden sind die Meinungen in Bestimmung der Zeit

und der Nation, welcher sie angehören. Wenn Pubitschka im III. Th. S. 119 seiner chron. Geschichte sie als Münzen der böhmischen heidnischen Herzoge erklärt, behauptet Bienenberg, daß sie markomanische des Marbod oder gothische des Katuald sind; und will sogar auf einigen derselben das Wort: Kata, Aika, Aiin etc. in Runenschrift lesen. A. Voigt schreibt sie den böhmischen heidnischen Herzogen zu; für solche erkennt Dobner Annal. II. p. 128 auch die den Podmoklern ähnlichen früher zerstreut vorgefundenen Münzen. J. Mader tritt in seinem Werke über die Brakteaten I. Th. S. 68 der Meinung A. Voigts bei; die Menge der vorgefundenen Münzen scheint ihm ihren böhmischen Ursprung zu beweisen. Sollte es sich bestätigen, daß einige nach Voigts Meinung auf der Rückseite ein C oder G haben, was Letzterer für den Anfangsbuchstaben der einst so goldreichen Berg- und Münzstadt Eule (böhmisch Gilowj) hält, so glaubt Mader vielmehr, daß die Podmokler Münzen nicht älter, als aus dem zehnten Jahrhunderte sind, weil die Böhmen sogar einige Jahre nach der Einführung des Christenthums von der Sprache und den Buchstaben der Lateiner nichts wußten. Andere halten sie nach der höchsten Feinheit des Goldes für arabische Münzen, und finden keine bequemere Gelegenheit, sie nach Böhmen zu bringen, als durch die Templer, welche nach Hajeks Zeugniß Bürglitz und Nischburg, inne gehabt haben, und in der Ahnung ihrer Aufhebung diesen Schatz für sich verborgen haben mögen. Alle kommen aber darin überein, wie es auch nach der Gußform, die der Prägungsform vorging, und nach der höchst unvollständigen rohen Zeichnung aber nichts Anderes sein kann, daß es Münzen einer, in Künsten und Wissenschaften noch ungebildeten Nation sind.

Dieser bei Podmokl ausgegrabene Münzschatz ist gewiß der größte, werthvollste unter den bisher Gefundenen. Schätzen wir seinen Werth nach den Verhältnissen der Zeit, in welcher diese Münzen gegossen oder vergraben wurden, so kann man im Vergleich zu den damaligen Preisen der Dinge, und zur Seltenheit des Goldes, ihn wol einer heutigen zehnfachen Geldsumme gleichstellen, und in dieser Betrachtung ist dieser Podmokler Schatz eine der seltensten Erscheinungen, welche nicht so leicht zu erklären ist.

Wer soll wol einen so großen Goldschatz gesammelt, besessen, und auf eine solche Art vergraben haben, daß ihm die Wiedererhebung unmöglich wurde? Der reichste Private konnte eine so bedeutende Baarschaft unmöglich gehabt haben, wir mögen die Deponirung in die Zeiten Marbods (beiläufig vom J. Chr. 6 bis einige 20) oder in die nächstfolgende Periode Katualds, oder selbst in die Zeiten der heidnischen oder der ersten christlichen Regenten Böhmens versetzen. Wollte man somit diesen Schatz als in Böhmen gemünzt annehmen, so konnte er nur der Schatz eines Herrschers, eines Heerführers oder eine Art Kriegskassa gewesen sein, und dann wäre es noch immer schwierig zu erklären: wie ein Regent, ein Heerführer einen so großen Geldbetrag in die Erde vergraben, und dort belassen konnte, da ihm doch mehrere sichere Mittel zu Gebote standen, ihn zu retten, oder wenigstens anzusprechen. Daß Marbod oder Katuald solche rohe, unförmliche Münzen hätte gießen lassen, wird auch schon darum unwahrscheinlich, da Beide und zwar Ersterer am Hofe Kaisers August, Letzterer am Hofe Tibers zu Rom erzogen wurden,

daher, wenn sie gemünzt hätten, sie wol eher Münzen auf die damals in Rom schon lange Zeit übliche Art mittelst Prägung und nicht auf die rohe Art mittelst Guß und Hammer hätten verfertigen lassen. Auch ist es unwahrscheinlich, daß diese in Rom in der blühendsten Periode der Künste und Wissenschaften ausgebildeten Männer nicht vielmehr die in Rom erlernte Art: sich durch Schrift und Bild auf ihren Münzen zu verewigen, vorgezogen hätten — besonders da wir wissen, daß Marbod und Katuald mehrere Künstler und Kaufleute aus Rom nach Böhmen gezogen hatten.

J. R. von Mader scheint von seiner früheren Meinung: diese Münzen für Böhmische zu halten, abgegangen zu sein, denn er sagt in dem im Jahre 1813 erschienenen 6. Hefte seiner krit. Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters S. 104: er wolle die vielen, über die Podmokler Münzen zu Markte gebrachten Muthmaßungen nicht noch mit seiner vermehren; etwas mehr, als gewagte schwankende Muthmaßungen habe er bisher nicht.

Der Zukunft mag es vorbehalten bleiben, vorzüglich durch Vergleichung vieler Podmokler Münzen — die selbst in der nächsten Umgebung dieses Ortes gegenwärtig zur Seltenheit geworden sind — und durch glückliche Ausgrabungen dieses höchst merkwürdige historische Phänomen befriedigend zu erklären.

Wenzel Budowecz von Budowa.

Bei Gelegenheit der Erzählung von dem berüchtigten Prager Fenstersturze (Illustr. Chronik I. Band, S. 97) haben wir das Porträt des obengenannten interessanten Mannes geliefert. Seither sind durch den verdienstvollen Prager numismatischen Verein mehrere Budoweczer Familienmünzen, u. z. sogenannte Jettons in Silber und Kupfer, bekannt gemacht und durch die Lebensgeschichte des Wenzel Budowecz erläutert worden. Wir nehmen also den letzteren lehrreichen Aufsatz hier nachträglich auf.

Wenzel Budowecz von Budowa, Sohn des Adam Budowecz von Budowa und der Johanna von Chlum, wurde im Jahre 1547 zu Prag geboren, vollendete bis zum 18. Lebensjahre seine Studien an der Universität zu Prag und besuchte sodann zur weiteren Ausbildung die Universitäten von Frankreich, England, Dänemark, der Niederlande und Italien durch einen Zeitraum von zwölf Jahren, und nach seiner Rückkehr nach Böhmen im Jahre 1577 wurde ihm die Begleitung des kaiserlichen Gesandten Joachim von Sinzendorf nach Konstantinopel übertragen.

Zur Zeit seines vierjährigen Aufenthaltes in Konstantinopel verlegte er sich auf die Kenntniß der türkischen und arabischen Sprache, studirte den Alkoran, beobachtete die Sitten und Gebräuche des Orients, und hat so die Materialien zu seinem später im Jahre 1614 herausgegebenen Werke: „Der Anti-Alkoran" gesammelt.

Nach seiner Rückkehr nach Prag wurde er vom Kaiser Rudolph 1584 zum Appellationsrathe ernannt, und später 1594 zum Ober-Steuereinnehmer im Königreiche Böhmen gewählt.

Um das Jahr 1582 vermählte er sich mit Anna von Wartenberg,

einer Tochter des Nikolaus von Wartenberg und der Magdalena von Maußwitz, und übernahm 1587 die Vormundschaft über die nach seinem verstorbenen Bruder Johann aus seiner Ehe mit Sophie Otto von Los hinterlassenen Kinder Georg, Johanna und Barbara.

Zur Vermehrung der nach dem Hintritte seines Vaters ererbten Güter hat im Jahre 1603 seine Gemalin Magdalena gemeinschaftlich mit dem Sohne Adam von Budowa das Gut Kocznowitz von den Brüdern Johann und Wenzel Rosenhein von Janowitz erkauft, und er selbst hat im Jahre 1604 noch das Gut Zahradka von der Katharina von Rziczan zugekauft.

Durch einen Landtagsbeschluß vom Jahre 1607 wurde Wenzel Budowecz in den Herrenstand des Königreiches aufgenommen. Budowa war ein eifriger Anhänger des Religionssystems der böhmischen Brüderkirche und bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, verbunden mit einer großen Rednergabe, war er seit dem Jahre 1608 bei den Verhandlungen des Erzherzogs Mathias mit seinem Bruder König Rudolph und den böhmischen Ständen über die Abtretung der böhmischen Krone, dann bei den Landtagsverhandlungen im Jahre 1609 über die freie Religionsübung, der Führer, Redner und Schriftsteller der protestantischen Stände Böhmens, und wurde nach Erwirkung des bekannten Majestätsbriefes vom 12. Juni 1609 und Uibergabe der Karolinischen Universität an die Protestanten zum Defensor der Religionsfreiheit und der Universität aus dem Herrenstande gewählt. In dem verhängnißvollen Jahre 1618 wählten ihn die Stände zum Direktor und Landesrath aus dem Herrenstande und im Jahre 1619 wurde er vom Winterkönige, Friedrich von der Pfalz, zum Präsidenten des Appellationsgerichtes und zum Kronhüter des Herrenstandes ernannt.

Nach der Schlacht am Weißen Berge wurde Budowa den 10. Februar 1621 verhaftet, zum Tode verurtheilt, und am 21. Juni 1621 im 70. Jahre seines Alters enthauptet.

Seine Werke sind in Pelzels Abbildungen böhmischer Gelehrten rc. (Prag 1777, 3. Theil, S. 84) verzeichnet. Die Familie der Freiherren von Budowa ist mit Wenzel Theodor Freiherrn von Budowa zu Modelsdorf in Schlesien, einem Sohne des Adam Budowecz und Enkel des Wenzel Budowecz, welcher im Fürstenthum Liegnitz einige Güter erkaufte und 1659 dem Leichenbegängniß der Herzogin Sophie Charlotte von Brieg beiwohnte, ausgestorben.

Die Vorderseite der bedeutendsten Budoweczischen Münze (oder vielmehr gegossenen Medaille von 2 1/16 Loth Silber) lautet: WENCES. BARO. DE. BVDOWA. AE. 60. A. 1607; die Rückseite: ANNA. DE. BVDOWA. GENERO. DE WARTENBERG. Auch vom Jahre 1620 gibt es eine ähnliche Denkmünze mit beinahe der nämlichen Inschrift.

Blätter zur böhmischen Münzforschung.

I.

Unter dieser Rubrik gedenken wir einer Wissenschaft Popularität zu verschaffen, welche durch den kürzlich zusammengetretenen „numismatischen Verein für Böhmen" einen neuen Aufschwung zu nehmen berufen scheint. Es ist die vaterländische Münzkunde. Dieselbe hat zwar von jeher Sammler, und an Männern, wie Voigt und Mader, längst ihre Bearbeiter, aber in neuester Zeit erst ihre wissenschaftlichen Kritiker gefunden.

Als einer der vornehmsten Stimmführer auf dem numismatischen Gebiete steht unter Andern Graf Franz von Sternberg-Manderscheid († 1830) noch heute da; aber das Wenige, was dieser Kenner und Forscher über die böhmische Münzkunde geschrieben, ist zerstreut, nicht sehr bekannt, fast gar nicht zugänglich. Und doch müssen wir jede Zeile aus dieser Feder als eine theuere Reliquie betrachten, die nicht vergessen werden soll, weil noch heute eine Fülle des Lehrreichen darin ruht.

Möge Alles zusammengenommen nur in Fragmenten bestehen, möge mancher Zweifel, manche Frage des großen Münzforschers gegenwärtig sich heben und erledigen lassen: wichtig bleibt das Einzelne wie das Ganze! Und so machen wir diesmal den Anfang mit einer kleinen Gelegenheitsschrift des Grafen Sternberg, welche er im Jahre 1825 über den damaligen Stand der vaterländischen Numismatik veröffentlicht hat, und worin er vortragsweise im Namen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu hohen Anwesenden spricht.

„Zu den Zweigen der Wissenschaften, welche die historische Klasse unserer Gesellschaft zu bearbeiten wünscht, gehört vorzüglich die vaterländische Münzkunde.

Wenn auch die oft gering und unbedeutend scheinenden metallenen Urkunden, mit deren Betrachtung sie sich befasst, von der Geschichte mehr Aufschlüsse bedürfen, als sie dieser wieder geben, so sind sie doch in Rücksicht ihrer Beweglichkeit, Gediegenheit und Dauer bequeme Zeugen der Zeit; die Uibereinstimmung ihrer Angaben mit den Uiberlieferungen der Annalen gewährt mancherlei Vergnügen; sie werden durch Menge und Gehalt, Sinn und Pracht der Darstellung, Rohheit oder Zierlichkeit, zum richtigen Maaßstabe des Wohlstandes oder der Erschöpfung, des politischen Ansehens oder der Zerrüttung, des Geschmackes und der Cultur eines Landes im Wechsel seiner Schicksale.

Insbesondere tragen die alten böhmischen Münzen selten Merkmale an sich, wegen welchen sie der Untersuchung werth sind, und den Bemühungen Derjenigen Lohn versprechen, die in die Fußstapfen von

Dobner, Voigt und Mader tretend, die Spuren, welche diese hochverdienten Männer hinterlassen haben, verfolgen, den Kreis des von ihnen begründeten Wissens erweitern werden.

Nachdem die geachtetsten und verbreitetsten Münzschriften bis dahin nur äußerst wenig und Unzusammenhängendes über böhmische Münzen geliefert hatten, glich fast die Erscheinung des Werkes von Voigt einer Schöpfung. Zufällige Funde (zum Theil bei Gelegenheit der Anlegung der Festungen in Böhmen), die glücklicherweise in die Hände des Grafen von Waldstein, Bischofs von Leitmeritz gerathen waren, und die Humanität dieses würdigen Patrioten, setzten jenen Gelehrten in den Stand, auf einmal große Lücken auszufüllen, mit ganz Unbekanntem zu überraschen. Froh seiner Entdeckungen, theilte er sie uns, im Zusammenhange mit den bereits, hauptsächlich nur in fremden Büchern enthaltenen Notizen, in der damals möglichen Vollständigkeit mit (Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Münzen, Prag 1771—1787, IV Bände in Quart).

Lang nach ihm trat Mader auf, mit hellen Ideen über den allgemeinen Charakter des Mittelalters, vertrauter mit der auf die Uiberbleibsel aus fernen Jahrhunderten anwendbaren Kritik, und half durch die Aufstellung seiner reichen, zu Vergleichungen brauchbar geordneten, leider! in das Ausland gewanderten Sammlung, durch die kritischen Abhandlungen, zu denen sie ihm den Stoff gab (Kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters, VI Abhandl. in 8°) — hauptsächlich aber durch neue Bestimmungen in dem verkannten und vernachläßigten Geschlechte der Brakteaten (worüber Mader zwei Abhandlungen 1797 und 1808 schrieb), wichtigere Grenzen nach Zeit und Ort, daher auch für Böhmen, den Besitz, sowol in dieser stummen, als in mancher sich dunkel und zweideutig aussprechenden Gattung, genauer angeben.

Auf solche Hilfsmittel gestützt, ward es endlich mir möglich, eine mit Eifer, Fleiß und Glück zusammengetragene Sammlung mit steter Hinsicht auf unser wissenschaftliches Bedürfniß anzulegen, durch die bischöflich Waldsteinische Collektion zu vermehren und systematisch zu ordnen. Sie liegt unter unseren Augen bestimmt, der Vaterstadt nie entrückt, den Forschungen kritischer Gelehrten immer würdiger gebildet zu werden (nun im Museum).

Wie schwer ist es aber, nur kurz anzudeuten, was ihr, was dem Wissen der Eigenthümer und Ausleger aller uns bekannten Sammlungen dieser Art noch fehlt, um ganz strengen Forderungen, um dem billigen Verlangen Derjenigen Genüge zu thun, deren Interesse für heimatliche Dinge nur im Geprüften und Wahren Befriedigung findet! Um davon einen Begriff zu geben, sei mir erlaubt, von unseren sämmtlichen Bereicherungen etwas anzuführen, dagegen auch nur einige der unzähligen Fragen zu stellen, die wir bisher (wohlgemerkt 1825!) noch nicht zu beantworten vermögen.

Vorausgesetzt, es könne nicht mit einem hinreichenden Grade von Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß vor der Einführung des Christenthumes in Böhmen, in diesem Lande oder für dasselbe Münze verfertigt worden sei, halten wir uns für befugt, unter den vor Voigt bekannt gewordenen, die älteste dem heiligen Herzoge Wenzel

zuzueignen. Wir rücken damit um eine Regierung höher, als **Voigt**, und ziehen dennoch die Kriterien in Zweifel, an denen dieser (ohne übrigens der Meinung **Joachims** beizupflichten) die Pfennige Boleslaws I. erkennen will.

Wir glauben, an Münzen Spuren von einer augenblicklichen polnischen Usurpation unter Boleslaw III. entdeckt zu haben; der den Charakter der Münzen dieses Herzogs bestimmende Pfennig Jaromirs, den **Voigt** nicht gesehen hat, ist auch uns nicht vorgekommen.

Voigt hat, ohne es zu ahnen, zwei Stücke von Borziwoy, aber am unrechten Orte, dargestellt. Wir haben sie seitdem besser gelesen, und von neuen, unbezweifelt diesem Herzoge angehörigen Münzen begleitet gefunden.

Auch Swatoplukern gehören dermalen zwei neu entdeckte Solidi zu.

Wir haben einen Pfennig, auf welchem Wratislaw, der erste König, wie auf einem Majestätssiegel, mit Krone, Scepter und Reichsapfel, auf dem Throne sitzend, vorkommt, auch ein merkwürdiges Stück, mit dem Namen Wladislaw und dem Königstitel, und jenem der Königin Judith, das man für unsere älteste Krönungsauswurfsmünze zu halten versucht sein könnte.

Wir lesen den Namen Przemysl auf einer Münze, die **Voigt** nur unvollkommen gekannt hat.

Indem uns eine Art Parvus Pragensis Wenzels II., die er anführt, mehr als verdächtig geworden ist, und eben so seine halben Groschen von Wenzel II., Wenzel III. ꝛc., bieten sich uns zwei ganz neue halbe Groschen von König Johann dar, die den letzteren Verdacht zum Theil aufheben.

Von jedem Münzfürsten seit Jaromir, bis an's Ende des zwölften Jahrhunderts, haben wir mehr aufzuweisen als **Voigt**, und von Johann, Karl IV. und vielleicht Wenzel IV. Stücke, nach einem anderen als dem gewöhnlichen böhmischen Münzfuße geprägt. Von diesem Wenzel auch zwei Goldstücke, die an den Groschen Sigmunds Glauben einflößen können, welcher bisher nicht anders, als durch eine Abbildung bekannt ist, deren Original, meiner Erfahrung nach, Niemand gesehen haben will. Ganz gewiß haben unter Sigmund Unberechtigte in Kuttenberg prägen lassen, es erhellt als Thatsache aus der Maßregel, die der Kaiser gegen diesen Unfug ergriff, nämlich aus dessen Oktroi an die von Rosenberg, landesfürstliche Münze zu schlagen, welche auch wirklich in Umlauf gesetzt wurde.

Klar ist, in seinen Unterhandlungen mit den Böhmen, das Zeugniß Ladislaws des Nachgebornen, über Münzen seiner unmittelbaren Vorfahren; laut wurde später über die Münze der ersten Jahre seiner Regierung Klage geführt. —

Genug um zu zeigen, in wiefern wir eines Theils vorgerückt sind, wie wenig wir aber noch im gründlichen Wissen Diejenigen übertreffen, die uns die numismatische Bahn gebrochen haben. — Nun auch einige Fragen oder Geständnisse anderweitiger Beschränktheit!

Wie trennt man von einander die Münzen gleichnamiger Fürsten, der Boleslawe, Wratislawe, Sobieslawe?

Wie legt man auf den ältesten Münzen unverständliche Worte oder Sylben aus, wie OMERIZ,*) SVA u. dergl.?

Woher aus jener Zeit die ungeheuere Menge der Stempelunterschiede? Sind sie Beweise von vielen Werkstätten oder von der Unvollkommenheit des Gewerbes und der Arbeiter?

Wie weit soll der Verdacht gehen, der uns durch mehr oder minder auffallende, zum Theil sehr alte Verfälschungen eingeflößt wird? Ist nicht in manchen Perioden Nachahmung von fremden Münzen unverkennbar? Woher sind die Muster entlehnt?

Was weiß man Näheres anzugeben von den älteren Münzstätten, von Münzpächtern oder Berechtigten zu landesherrlicher Münze in Böhmen?

Gehören uns Konrade und Ottone zu, die man bisher als die einzigen alten Erscheinungen einer Münze in Mähren aufgestellt hat — wo aber vielleicht nur in gepachteten oder privilegirten Offizinen (wie in jener des Bisthums Olmütz) böhmische Landessorten geprägt wurden?

Worauf beziehen sich die feinen, plastisch zierlichen, historischen Vorstellungen, welche die böhmischen Münzen des zwölften Jahrhunderts eigens auszeichnen? Sind alle oder die meisten aus den Legenden der heiligen Landespatrone geschöpft, oder aus den Handlungen der Regenten oder Allegorien?

Gehören die Brakteaten dem dreizehnten Jahrhunderte, eigentlich den drei Regierungen von 1198 bis 1278 zu, und welchen insbesondere oder einige noch früheren Regenten und Wenzel dem Zweiten vor der Reformation des Münzwesens durch Meister aus Florenz?

Da wir von der Thätigkeit der Werkstätte in Kuttenberg, vom Tode Wenzels IV. bis zur Thronbesteigung Georgs, urkundlich benachrichtigt sind, ist wol Hoffnung da, die Ereignisse von daher, im Verlaufe von neun und dreißig unruhigen Jahren, einst erkennen und drei aufeinander folgenden Regierungen speciell zutheilen zu können?

Gibt es Münzen von Konrad, Otto, Heinrich, Brzetislaw, Rudolph I., Heinrich von Kärnthen, von Sigmund Korybut, welchem bekanntlich ein Münzer (Jakob Wsserub) in Prag empfohlen, endlich von Mathias Corvinus, von dem Münzbeamte (mit Klage über die Unanbringlichkeit seiner sonst guten Münze) nach Budweis geschickt worden?

Aber wir unterbrechen auch diese Fragen, um nicht zu ermüden, und weil genug angeführt ist, um zu zeigen, wie schwer es sei, die bisherigen Versuche unserer Gelehrten der Welt verbessert wieder zu geben.

Zu einer anderen Art von Vervollständigung unseres Faches legt uns Voigt in seinem vierten Bande einen zu beherzigenden Plan vor, und hier erscheinen wir verhältnißmäßig noch reicher ausgestattet, als in der Folge der Regenten, wenn wir auch dem deutschen Reiche seine Herzöge, Fürsten und Grafen abgäben.

Gangbare Münze gehört gleichsam nur ausnahmsweise hieher. — Ob einige Kupferpfennige von Prag? — Sonst nur von einer einzigen

---

*) Wir lasen einmal selbst PMERIZ, was auf PREMIZ hindeutet. D. R.

Stadt in Eger. — Die herrliche Reihe der Schlicke,*) die mit einer schönen Gattung beginnt, deren Entstehungsart den Namen Thaler in die ganze Welt gebracht hat. — Vom mächtigen Hause Rosenberg**) ist bloß ein Reitgroschen seiner Kammer aufzuweisen; nur in der Herrschaft Reichstein in Schlesien prägte es Dukaten und Thaler. — Im siebzehnten Jahrhundert, die Herzöge von Friedland und Krumau; — im achtzehnten, ein einziges Goldstück, das der Fürst Karl Egon von Fürstenberg aus dem bei Podmokl gefundenen Schatze schlagen ließ. — Endlich äußerst Weniges und noch Unsicheres vom Lande Mähren und Münzen aller Art, von den Bischöfen und Erzbischöfen von Olmütz, vom Cardinal Dietrichstein an.

Ansehnlich ist dagegen in Böhmen und Mähren die Zahl der Medaillen und Schaupfennige von Städten und Bergstädten, Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und Kirchen, Innungen, Landesbaronen, Edlen, Gelehrten und anderen Privaten. Aber auch in diesen Fächern ist Vieles zu entdecken, zu entziffern und zu berichtigen. An manchem Stücke ist uns von der Person, die es angeht, kaum der Name, höchst selten die Veranlaßung seiner Erscheinung bekannt. Zur hinlänglichen Beleuchtung fehlen uns Monographieen, die wir zu Rathe ziehen könnten. Die Geschichte schildert uns nicht treu, oder nicht fein genug den Gang der Sitte, die so großen Einfluß hat auf jedes Werk, das als Gelegenheitsprodukt an den Tag kommt.

Doch der Geschmack an Forschungen in den dunklen Gebieten der ehrwürdigen alten Zeit ist von Neuem überall rege geworden; er wird aller Orten, nicht minder bei uns, von Vorliebe für lokale Tendenz geleitet. Daher sucht auch bei uns die Vaterlandsliebe in jedem Umstande, in jeder geschichtlichen Erinnerung, an die sich einige Nationalehre knüpfen läßt, vorzugsweise ihre Nahrung."

Soweit Graf Sternberg vor nunmehr achtundzwanzig Jahren! Seither haben Männer wie Meinert, Millauer, Hanka und selbst Ausländer, wie Cappe, Böhmens Münzkunde mannigfach beleuchtet; ja auch unsere illustrirte Chronik hat im ersten Bande den Sinn dafür durch Darstellung von Schlickischen (S. 83), Rosenbergischen (S. 78), Waldsteinischen Münzen (S. 71), dann Münzen vom Könige Georg (S. 301) und dem Herzoge von Friedland (S. 533) bescheiden anzuregen gesucht. Die von uns oben beschriebene Budowecz'sche Münze (II. B. S. 55) schließt sich hieran an, so wie der Wunsch: es möge das schön begonnene, vom numismatischen Verein besorgte Werk über die böhmischen Familienmünzen glücklich zur Vollendung gelangen.

*) Ueber diese Münzen hat Hanka 1838—1839 erschöpfend gehandelt. D. R.
**) Auch dieser Zweig der Familien-Münzkunde ist durch denselben Numismatiker abgethan. D. R.

Der Wappen der ehemaligen vier Prager Städte.

Die Stadtwappen von Prag kommen mit den ältesten Stadtsigillen überein, deren Originalstempel noch sämmtlich im Archiv dieser Hauptstadt vorhanden sind und von denen hier eine anschauliche Beschreibung (selbst auch ohne Abbildungen) willkommen sein dürfte.

A. Siegel der Altstadt; rund, groß, splendid, von 3 Zoll 3 Linien Durchmesser. Das Sigill erscheint zuerst in ungefärbtem Wachse an einer Urkunde vom Jahre 1330. Zwischen zwei breiten Perllinien lesen wir die kräftige, stark erhobene Lapidar-Umschrift:

+ SIGILLVM. CIVIVM. PRAGENSIVM.

Im Inneren steht auf einer, gleichfalls sehr erhobenen, Basis der Patron des Landes wie der Stadt, der heilige Wenzel. Sein jugendliches Haupt, von rundem Nimbus umgeben, bedeckt eine anschließende kurze Kopfbedeckung mit Ringen ringsum und von vorn nach hinten eingefasst. Das Haar, über der Stirne rund geschnitten, fällt in Locken nieder. Leib, Arme und Beine bedeckt ein Ringpanzer; darüber hat der Heilige einen Waffenrock, am Halse und an den Seiten bis zum Gürtel offen und reich eingefasst. Unter dem breiten, aus viereckigen Platten bestehenden Gürtel ist der Waffenrock vorn offen und würde bis zum Knöchel reichen, wenn er nicht zurückgeschlagen flatterte. In der gebogenen Rechten hält der Heilige ein kurzes breites Schwert, mit der Linken stützt er den dreieckigen Schild, worin der doppelschwänzige gekrönte Löwe, an sein linkes Bein und an den Boden. Zu beiden Seiten der Figur, vom rechten Knie anfangend, beim Schilde endigend, in Lapidar: + SCT. W̄N-ZELAVS. Uiber der Figur des Heiligen wölbt sich ein Rundbogen, der beiderseits auf einem flachen Halbbogen zwischen zwei Thürmen aufsitzt. Uiber dem Rundbogen erhebt sich ein kurzes thurmartiges Gebäude mit umlaufender Galerie, auf welche mehrere Oeffnungen zwischen Pfeilern führen. Darüber eine breit ausgeladene Zinnengalerie, hinter welcher das pyramidale Dach, zuoberst knaufbekrönt, emporsteigt. Unter der ersten Galerie, an den Seitentheilen des Rundbogens, lehnen sich zwei Giebelseiten von kirchlichen Gebäuden, als welche sie durch die hohen schmalen Fenster und das Kreuz über dem mit Schuppenziegeln bedeckten Dache bezeichnet erscheinen. Dieser architektonische Baldachin über der Figur des heil. Wenzel stützt sich beiderseits an einen hohen viereckigen Thurm, der im ersten Stockwerke ein Spitzbogenfenster hat, an dessen innerer Seite Säulchen mancherlei Bogenverzierungen tragen, unter welchen rechts eine Jünglings-, links eine kahlköpfige Greisen-Büste hervorschaut. Darüber erscheinen zwei Spitzbogenfenster neben einander, über ihnen eine niedere Galerie, auf welche zwei Maueröffnungen führen. Hierauf ruht wieder eine Zinnengalerie, jede Zinne, wie es scheint, mit einem Zielloche versehen, dann das geknaufte Spitzdach. Diese beiden Thürme stehen hinter einem Theile der Stadtmauer, die, mit Zinnen bewehrt und aus kleinen vorragenden Quadern bestehend, sich von dem Fuß der Thürme gegen die innere Perllinie hinzieht, und beiderseits von einem

runden spitzdachigen Thürmchen abgeschlossen wird. Wir werden später die getreue Abbildung dieser sphragistischen Seltenheit mittheilen.

B. Bildnißsiegel der Altstadt. Rund und von 2 Zoll Größe. Auf einem Schriftbande liest man in Lapidar (mit Spuren des Uiberganges):

✝ SECRETVM CIVIVM PRAGENSIVM.

Der König von Böhmen — ohne Zweifel Ladislaw Posthumus, reg. von 1453 bis 1457 — ist sichtbar bis unter den Gürtel. Sein Haupt schmückt eine Krone mit Lilienzinken, darunter bedeckt den Kopf, Hals und die Arme ein feingegliedertes Panzerhemd, die Brust ein ausgebauchter Panzer, Schultern und Hüfte Schienen, die Hände Blechhandschuhe. Die Gesichtszüge sind jugendlich und ohne Bart. In der Rechten hält der König ein Schwert in reichverzierter Scheide und ähnlichem Gehänge, in der erhobenen Linken den bekreuzten Reichsapfel. Zwischen letzterem und dem Kopfe auf einem flatternden Zettel: BOEMIE. REX. Abgebildet ist dies Siegel in den Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst 1845 Nr. 129.

C. Bildnißsiegel der Altstadt. Rund, von 3 Zoll 5 Linien Durchmesser. Aeußerer Stufenrand. In Uibergangslapidar auf einem gekrönten Schriftbande:

SIGILLVM CIVIVM PRAGENSIVM.

Eine hohe Bügelkrone, von zwei böhmischen Löwen gehalten, bedeckt über einer in reichen Falten flatternden Helmdecke einen geschlossenen Helm, welcher auf einem tartschenförmig rechts ausgebogenen Schilde steht, der folgende Darstellung enthält: Inmitten einer schöngezinnten Quadermauer ein Spitzbogenthor, der Bogen mit Knorren geziert, die Flügel nach Außen geöffnet, das Fallgitter aufgezogen. Uiber der Stadtmauer drei gezinnte Thürme mit je einem viereckigen Fenster, der Mittelthurm, höher als die Seitenthürme, welche knaufgezierte Spitzdächer haben, ist mit einem Satteldache, an dessen Firsten Knäufe, geschlossen. Das Schildfeld ist matt gekrönt, das runde Feld mit Sternchen erfüllt. — Ein späteres Sigill von 1615, dessen Vorstellung in der Hauptsache der eben geschilderten entspricht, hat die Inschrift: SIGILLVM. MAIVS. CIVIVM. VETERIS. PRAGAE.

D. Siegel der Altstadt aus dem XV. Jahrhunderte. Rund; Größe: 1 Zoll 5 Linien; Originalstempel von Blei. Zwischen einfachem Außenrand und innerer Perllinie die Legende (in Minuskelschrift):

s. exercitus. maioris. ciuitatis. pragensis.

In einem unten zugerundeten Schilde eine quadrirte gezinnte Stadtmauer mit offenem Bogenthor, aufgeschlagenen Flügeln und aufgezogenem Fallgitter. Uiber der Mauer drei Thürme, einstöckig, gezinnt, die Seitenthürme mit Spitzdach, der Mittelthurm mit einem Satteldach geschlossen.

E. Bildnißsiegel der Altstadt, urkundlich in rothem Wachse erscheinend seit 1570. Rund; 2 Zoll 1 Linie Durchmesser; Originalstempel von Silber. Aeußerster Kranzrand. Neuere gedrungene Lapidar (durch Blumen geschiedene Buchstaben) zwischen Stufenlinien:

✝ SECRETVM. CIVIVM. PRAGENSIVM.

Halbfigur des Königs Maximilian II. von Böhmen. Den Kopf bedeckt über der Umhüllung des Panzerhemdes eine mit Edelsteinen geschmückte Zinkenkrone, Hals und Arme: das Panzerhemd, Schultern und

Hüfte: Schienen, die Brust: ein Panzer, die Hände: Blechhandschuhe. In der Rechten hält der König ein entblößtes Schwert aufrecht, in der linken erhobenen Hand den verzierten, bekreuzten Reichsapfel. An die innere Stufenlinie schließt sich ein von einer Perllinie nach innen begrenzter, vom rechten Arme zum Reichsapfel reichender Schriftrand, worin in neuerer Lapidar: BOEMIE REX. Im Abschnitte der Figur aber 15—70. Das runde Feld ist besäet mit Blumen.

F. Siegel der Neustadt aus dem XV. Jahrhundert. Gestalt rund, Größe 2 Zoll 10 Linien. Eine Urkunde des Jahres 1418, daran dieses schöne, als „sigillum majus nostre civitatis" bezeichnete Sigill, befindet sich im k. k. geheimen Staatsarchiv. Die ringsumlaufende Legende ist erhobene Lapidar mit Perllinien. Nächst der inneren Perllinie ein aus kleinen Blumenkreuzen gebildeter Kreis. Umschrift:

SIGILLVM. CIVIVM. PRAGENSIS. DE. NOV. CIVITATE.

Inmitten ein viereckiger Thorthurm. Das Thor steigt giebelförmig an, dahinter ein Spitzbogen auf Säulen, und zuletzt ein Kleebogen, alles in perspektivischer Zusammenrückung. Zu beiden Seiten des knaufgezierten Giebels ein schmales Spitzbogenfenster; den größeren Theil der folgenden Stockwerke verdeckt ein dreieckiger Schild, worin der böhmische Löwe. Uiber dem Schilde endigt der Thurm über einer Galerie mit einer breiten Zinnenterasse, auf welcher zwei Thürmer, lockig, in ein gegürtetes Gewand gekleidet, stehen und zu beiden Seiten herab auf einem kurzen gekrümmten Horne blasen. (Das Lärmhorn war ein Wahrzeichen alter Städte!) An diesen Thorthurm schließt sich beiderseits auf einer wellenförmigen Basis, die aus kleinen Quadern oder Ziegeln erbaute, mit Zinnen vertheidigte Stadtmauer. Hinter derselben zu beiden Seiten ein runder Thurm, im ersten Stockwerke desselben über einer Kranzleiste ein weites Kleebogenfenster, in dessen Füllung eine aus zwei Bogen auf vier Säulen bestehende Arkade. Im zweiten Stockwerke über einem Blumensims zwei viereckige Oeffnungen zwischen Pfeilern oder Zinnen, darüber das hohe spitzzulaufende, mit Schuppenziegeln versehene und mit einer Kugel geschlossene Dach. Links neben jedem dieser Thürme ragt das kleine kugelgezierte Dach eines niederen Thurmes über die Stadt.*) Abgebildet bei Schaller (Prag IV, 12).

G. Bildnißsiegel der Neustadt — das älteste bekannte Bildnißsiegel Prags, u. z. älter als das Altstädter B, wenn gleich erst 1567 urkundl. (Papierabdruck über Rothwachs im k. k. Staatsarchiv) vorkommend. Runde Form von 2 Zoll Durchmesser. Umschrift in Minuskel:

secretum. nove. civitatis. pragensis.**)

---

*) Es ist dies wol unzweifelbar eines der vorgeschriebenen Prager Siegel, welches (nach Hajeks Chronik zum Jahr 1386) dem Bürgermeister Georg Schwerhammer, einem Deutschen, Verderben brachte. Derselbe hatte das Siegel in seinem Hause auf einen Tisch gelegt. In seiner Abwesenheit verlangte sein Kind, das eben von der Mutter in einem Scheffel gebadet wurde, darnach. Das Weib gab es dem Kinde, welches es im Scheffel liegen ließ, worauf es sammt dem Badewasser auf die Straße geschüttet wurde. Dort fand es ein Bürger, überbrachte es dem Rathe, der hierauf den Bürgermeister in Verhaft nahm und demselben vor seinem Hause den Kopf abschlagen ließ. (?)

**) Es gibt auch ein Reitersigill des Neustädter königl. Richters und mit der Lapidarumschrift: Sigillum judicis novæ civitatis Pragensis. 1568 — rund in der Größe von 1" 4'''. Oesterr. Bl. 1845, Nr. 129.

Uiber eine niedrige, querlaufende gezinnte Stadtmauer, in deren Mitte der Initial W ragt, bis an den Gürtel sichtbar, die Figur des böhmischen Königs. Das lockige bärtige Haupt schmückt eine Bügelkrone, um die Schultern hängt der Königsmantel, in der Rechten hält der König ein bloßes Schwert, in der Linken den bekreuzten Reichsapfel. — Der Initial W, welcher die Königsfigur als: Wenzel bezeichnet, stellt entweder Karl IV. vor, der eigentlich Wenzel hieß und denselben Initial W in seinem Majestätssiegel führt, oder seinen Sohn Wenzel, der übrigens nicht wie sein Vater, mit einer Bügelkrone auf Siegeln vorkommt. Abgebildet ist dies Sigill gleichfalls bei Schaller, wo freilich der Initial W auf König Wladislaw II. gedeutet wird.

H. Bildnißsiegel der Kleinseite Prag. Dasselbe gründet sich auf einen Freibrief K. Wladislaws II. vom 7. Mai 1507. Das ursprüngliche Kleinseitner Stadtwappen bestand nämlich in fünf Thürmen, drei größeren und zwei kleineren, über einer gezinnten Stadtmauer. Der vorgenannte Jagellonische König verlieh jedoch der Kleinseitner Gemeinde zu jenem größeren Siegel (sigillum) noch ein kleineres (secretum). Dasselbe hat im Durchmesser 2 Zoll 3 Linien und die moderne Lapidarumschrift in breitem Rande:

SECRETUM. MINORIS. CIVITATIS. PRAGENSIS.

Inmitten ein hoher Thronstuhl, welchen König Wladislaw II. einnimmt, der mit allen Reichskleinodien geschmückt ist. Ob seinem Haupte (in der Randschrift) prangt der Initialbuchstab W; zu seinen Füßen, gleichfalls in den Rand hineinragend, zeigt sich der polnische weiße Adler in einfachem Wappenschilde. Zu beiden Seiten des Hauptfeldes Arabesken. Abbildung bei Schaller (Prag II, 8).

I. Siegel des Prager Hradschins — aus dem XVII. Jahrhundert; Form rund, Größe: 1 Zoll 10 Linien. Aeußerer Stufenrand. In Uibergangslapidar auf einem flatternden, nur die Mitte des Siegels frei lassenden Schriftbande:

S. CIVIVM. DE. HRADCZANA.

Ein hoher viereckiger Thurm mit einem Spitzbogenthor, dessen Flügel nach Außen geöffnet und die Fallgitter aufgezogen erscheinen. In zwei Stockwerken über einander je ein viereckiges vergittertes Fenster. Zuoberst ein ziegelgedecktes Satteldach mit Knäufen an beiden Firsten. Den leeren Raum des Siegelfeldes füllen Ranken aus. Abbildung bei Schaller (I, 61).

Miszellen.

Das Grab Pappenheims am Strahow.

Wie vielleicht nicht Jedermann bekannt, so liegt die Leiche des bei Lützen (16. Nov. 1632) gefallenen ligistischen Helden, Gottfried Heinrich Grafen von Pappenheim (Bapenheimb), in einer Gruft der Prämonstratenser-Chorherrenkirche auf dem Berge Sion zu Prag. Pappenheim hatte bekanntlich auch in der heißen Schlacht auf dem weißen Berge (1620) in den Reihen der kurbayerischen Armee unter Tilly mitgefochten und schon damals acht Wunden erhalten.

Nunmehr deckt ein bild- und inschriftloser Gruftstein die Uiberreste des unvergeßlichen Feldherrn, und zwar in der Kapelle der heil. Engel rechts beim Eingange. Die Inskription, welche hier vormals in Goldbuchstaben auf einer blauen hölzernen Tafel angebracht war und die man in Schaller's Beschreibung v. Prag (I, 292) vergeblich sucht, lautete also:

Hic jacet Godefridus Henricus S. R. J. hæreditarius Marescalcus Comes in Papenheim, qui dum vixit, invictus stetit. Anno vitæ ultimo Winmariensem Hessum Lüneburgensem castris et milite exuit, Nassovium ad Trajectum terruit. Seciæ regem Gustavum fatigavit eumque moriens stravit, fortior cadendo quam stando. Cætera ne quæras hospes inter cineres et mortuos, viventem famam interroga, qua gloriæ suæ superstes inter vivos æviternat. Obiit in pugna prope Lutzen in Misnia A. D. 1632 die 16. Nov. aetatis 38, mens. 5, dieb. 29. Cujus animam Deus æternum gaudere faciat.

Die Anspielung dieser Grabschrift auf einen gloriæ superstes inter vivos gilt ohne Zweifel dem Sohne des großen Helden, nämlich Wolfgang Adam Grafen von Pappenheim, welcher gleichfalls im Strahow bestattet ist. Derselbe fiel, von einer Stückkugel tödtlich getroffen, bei Prag am 30. Junius 1647. Es geht daraus zugleich hervor, daß jene Inskription noch vor dem Jahr 1647 abgefasst und wol auch aufgestellt war. Aber unbekannt sind die Nebenumstände, wie Pappenheims Leiche vom Lützener Schlachtfeld nach Prag überbracht worden ist. Wallenstein hatte bekanntlich im Dezember 1632 zu Prag ein Kriegsgericht über seine bei Lützen feldflüchtig gewordenen Offiziere verhängt, welches auf dem Kleinseitner Ringe blutig vollzogen ward.

Das Grab des Malers Screta.

Die Biographien des gefeierten vaterländischen Malers, Karl Screta-Schotnowsky von Zaworžicz (geboren um 1604 in Prag), haben uns bis heutigen Tages über den Sterbetag desselben und über seine wahre Ruhestätte im Dunkeln gelassen. Aus der Sterbematrik der Hauptpfarrkirche zu St. Gallus in Prag, welche mit dem Jahre 1645 beginnt, geht Beides auf's Bestimmteste hervor. Dort heißt es nämlich: Prima Augusti MDCLXXIV sepultus est in crypta B. M. ante altare B. V. M. Dominus Carolus Screta, famosissimus pictor. Mithin ist Screta am 1. August 1674 in derselben St. Galluskirche unter dem Marien-Altare beerdigt worden, und mochte am 30. Julius desselben Jahres gestorben sein.

Das Grab Albins von Helfenburg auf dem Wyssehrad.

Dieser verdienstvolle Wyssehrader Dombechant († 1606) hat das merkwürdige Schicksal, daß sein Grabstein an zwei Orten zu finden ist. Die obere Hälfte desselben befindet sich nämlich mitten vor dem Geländer des Wyssehrader Presbyteriums und trägt folgende, schon sehr ausgetretene Inschrift: ADMODUM REVEREND — AC NOBILIS — — CESLAVS ALBINVS AB HELFEN — — — ECCLESIAE. — — — — Die Unterhälfte des Steines aber ist außerhalb, links von dem Haupteingange in den Kirchhof eingemauert und lag bis zum Jahre 1844 als Pflasterstein vor dem linken Seitenportal der Kirche. Den Wortlaut der ehemaligen Grabschrift mag man bei Berghauer (Protomartyr poenit. I, 236) nachlesen.

Drei Kapitel aus Böhmens Vorgeschichte.

Die beglaubigte Geschichte unseres böhmischen Vaterlandes hebt eigentlich erst bei dem Jahre 805 nach Christus, oder wenigstens nicht viel früher an (Vgl. illustr. Chronik I, 4).

Aber damit begnügt sich weder der Denker, noch der Patriot. Vielmehr werden kühne, ja oft verwegene Schlüße gezogen, um in das frühere Dunkel der Vaterlandsgeschichte zu dringen; und daher kommt es, daß bei uns der *wirklichen* Geschichte eine *mögliche* oder *Vorgeschichte* vorangeht.

Vorgeschichtlich ist Alles, was außer dem Gebiete der ältesten Geschichte liegt. Vorgeschichtlich ist also bei uns die Periode der *Bojen* und *Markomanen* ganz und gar, und jene der *Slawen in der heidnischen Zeit* zum größten Theile. Diese drei Kapitel wollen wir diesmal beleuchten. Wir machen es uns überhaupt zur Aufgabe, mittelst solcher Artikel allmälich die im ersten Bande der illustrirten Chronik offen gelassenen Lücken sorgsamst auszufüllen, und nach und nach eine vollständige und organisch zusammenhängende, wenn gleich nicht in chronologischer Aufeinanderfolge im Druck erscheinende, Geschichtschronik von Böhmen zu liefern.

a) Das bojische Böhmen.

Im ersten Bande unserer illustrirten Chronik (S. 2) haben wir mit bedeutendem Vorbehalt geschrieben: „Böhmens Geschichte hebt erst im sogenannten Mittelalter, ziemlich lange nach der allgemeinen Völkerwanderung, ja, genau gerechnet, erst mit dem *neunten* Jahrhunderte an. Ob vor Christi Geburt irgend ein Urvolk und wie lange ein solches innerhalb der böhmischen Wälder gehaus't — das meldet uns kein Geschichtschreiber.*) Aus den zerstreuten Andeutungen der Griechen und

*) Daß Böhmen, sowie Nordeuropa überhaupt, im grauesten Alterthume, Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, von Völkern nordischer (skythischer oder uralischer) Abkunft bewohnt war, welche dann durch die Einwanderung von Völkern indo-europäischer Abstammung aus ihren Sitzen verdrängt und größtentheils vernichtet wurden, ist sehr wahrscheinlich. Gewiß ist es auch, daß jene großen Züge der Völker indoeuropäischer Abkunft, der Thraken, Celten, Germanen und Slawen, welche Europa in vorgeschichtlicher Zeit eine oft veränderte Gestalt gaben, unser in der Mitte dieses Welttheils gelegenes Land nicht ganz unberührt gelassen haben können; allein es hat sich davon für Böhmen keine bestimmte Kunde erhalten. Denn fern von den Meeresküsten, zwischen Gebirgswäldern gelegen, blieb unser Vaterland den ältesten Pflegern europäischer Geschichte, den Griechen und Römern, auch dann noch unzugänglich und unbekannt, als über die Völkerverhältnisse nicht allein im Süden, sondern auch im Westen und Norden schon ziemliches Licht verbreitet war. Palacky Gesch. v. Böhmen I, 18—19.

Römer schließen wir bloß, daß Böhmen dereinst von einem celtischen Volksstamme, den Bojen, bevölkert war. Von diesen Bojen wird auch der geographische Name Bojohemum, Bojen-heim (halbdeutsch Böheim) vermuthungsweise hergeleitet."

Ganz unbedenklich behauptet Palacky (Gesch. I, 19): „Das erste Volk, das die Geschichte in diesen Gegenden mit Bestimmtheit nennt, waren die Bojen, ein berühmter Zweig des einst mächtigen und weit verbreiteten celtischen oder gallischen Völkerstammes. Von ihnen erbte das Land denjenigen Namen, den es von Alters her bei allen Westeuropäern führt: Bojohemum, Boihemum, Böheim, Böhmen; obgleich die Bojen nicht allein das heutige Böhmen, sondern auch die angrenzenden Theile von Bayern, Oesterreich und Mähren inne hatten. Wann und wie sie diese Gegenden in Besitz genommen, lässt sich nicht mit Gewißheit ermitteln." Und weiterhin (I, 24): „Welche Kämpfe die Bojen in ältester Zeit in ihrem Hauptsitze, Böhmen, zu bestehen hatten, lässt sich nicht angeben. Die erste sichere Nachricht von einer Kriegsthat unserer Bojen fällt in's Jahr 115 vor Christus." Und demgemäß wird auch die letzte Kriegsthat der Bojen, die aber zu ihrem Unglücke ausschlug, in das Jahr 48 vor Christus verlegt — wo der Geten- und Dakenkönig, Boerebist, sie an der Raab zu Grunde gerichtet haben soll.

Zur Römerzeit war unser jetziges Böhmen im Inneren des sogenannten herkynischen Bergwaldes verborgen, eines Waldes, von dem der (freilich etwas entlegene) Harz noch heute den Namen führt und der da einst den mittelsten Landstrich von Germania magna bedeckte. Aber die Geschichte der herkynischen Waldgegend ist noch nicht die Geschichte Böhmens; und was von den Wanderungen celtischer Stämme aus Gallien über den Rhein (z. B. bei Livius, sechs- bis achthundert Jahre vor Christus) verlautet, darf nicht gleich auf den ganzen herkynischen Wald und speziell auf Böhmen bezogen werden. Wer kann auch streng erweisen, daß die Bojen celtischen Ursprunges waren? Und haben wir etwas gewonnen, wenn wir den Namen Böhmen mittelst der etymologischen Schraube aus dem Namen Bojohemum herauswinden?

Es kann überhaupt die Ansicht: daß Bojen nie in Böhmen waren, mit guten Gründen verfochten werden. Der einzige direkte Beweis für das Dasein der Bojen vor den Markomanen in Böhmen wird aus Tacitus (Germ. 28) geschöpft. Lies't man aber die Stelle genau, so zeigt sich, daß hier blos eine Vermuthung des Schriftstellers (credibile est etc.), blos eine Wortableitung gegeben wird; und wie unglücklich in dieser Beziehung Tacitus ist, beweis't der Nonsens, den er (Hist. V. 2) über die Juden beibringt. Vielmehr liefert die strengste Kritik der betreffenden Nachrichten bei Livius, Cäsar, Cassius, Dio, Tacitus, Strabon (Vellejus hat blos nachgeschrieben) das Ergebniß: daß nördlich der Donau nie Bojen waren, und daß südlich derselben ihre Wohnsitze nicht genau bestimmbar sind. Wer an ihrer Statt in Böhmen, namentlich im südlichen, gewesen, können wir nicht wissen. Bei Bekämpfung verjährter Irrthümer braucht der Geschichtsforscher nicht darnach zu fragen, was nun an die Stelle des Negirten zu setzen sei; wenn er nur den Willen hat, historische Wahrheit zu finden, ohne etwas zuvor



Chronik v Böhmen. Steiner lith. Dr. v C Hennig.

Ein Quade und ein Markomann.

Beabsichtigtes dadurch zu befördern — und den Muth, da, wo die Quellen versiegen: zu gestehen, daß er nicht weiter wisse.

Aus mehreren Stellen des Tacitus und Dio möchte man schließen, daß im nördlichen Böhmen die Hermunduren gehaus't; in das übrige Land verlege man etwa die Quaden, wenn es schon ein namhafter Volksstamm sein muß. Unter Domitius Aenobarbus hatten die Markomanen die Gegend der Oberpfalz verlassen, vielleicht von da nach Südosten (Südböhmen) sich gewendet, um den römischen Grenzen entfernter zu sein, hiedurch aber die Quaden an die mittlere Donau gedrängt. Die den Römern verbündeten Hermunduren nahmen nun die verlassenen Sitze am Fichtelberg und den Thüringerwald ein — bis endlich diese Namen alle mit einander verschwinden.

Man verzichte also auf eine haltbare Herleitung des Namens Böhmen oder Böheim (welcher unter andern in dem nachbarlichen Namen Bojoaria, Bayern anklingt), man schwöre nimmermehr auf die Behauptung, daß „die gallischen Bojen gegen vierhundert Jahre lang in unserem Vaterlande geherrscht", und lasse höchstens ein markomanisches Böhmen, das allenfalls vierhundert Jahre gedauert haben kann, in der vaterländischen Vorgeschichte gelten.

b) Das markomanische Böhmen.

(Mit der Abbildung eines alten Quaden und Markomanen.)

Es ist auffallend, daß erst ein halbes Jahrtausend nach der Gründung des berüchtigten Bojenreiches auf böhmischem Boden der Name **Böhmen** dem klassischen Süden geläufig wurde.

Denn Vellejus (ein überdies sehr gewichtloser Geschichtschreiber) ist der Erste, welcher den Theil des herkynischen Waldgebiets, wohin **Marbod** (um das Jahr 5 vor Christus) den Sitz seiner Herrschaft verlegte, Bojohoemum nennt, und mit Erzählung dieser von ihm auf's Gerathewohl hinzunehmenden Thatsache das Land selbst in die europäische Staatenkunde einführt. **Bojohoemum**, sagt er, **id regioni, quam incolebat Marobuduus, nomen est.**

Unmittelbar vor oder nach Christi Geburt (schrieben wir I. Bd. S. 2) drang eine Völkerschaft deutschen Namens und Stammes, die **Markomanen**, in's Land ein. **Marbod** hieß ihr Oberhaupt, ihre Beschäftigung war der Krieg und sie thaten wenig für die Cultur des Bodens. Fabelhaft bleiben selbst die von ihnen gebauten Wohnplätze.*)

*) Die Bojen unterlagen endlich, gleich ihren westlichen Nachbarn und Stammgenossen, dem Wechsel der Zeiten und der Uibermacht ihrer Feinde, ihre Städte gingen zu Grunde und sie selbst nahmen wol auch die Sitten und die Sprache der Eroberer an. Daß dies jedoch nicht schnell geschah, und daß die Bojen ihre Nationalität, als Unterthanen der Markomanen, noch Jahrhunderte lang erhielten, ist natürlich anzunehmen (Palacky I. 28). Marbod schonte die überwundenen und bereits etwas gesitteten Bojen und suchte sie wol selbst mit den Markomanen in ein Volk zu verschmelzen. Noch Ptolemäus spricht von dem großen Volke der **Baemen** und von **Bonochaemen** in und bei Böhmen, zu einer Zeit, wo die Markomanenmacht schon wieder in Verfall war; und diese Namen erinnern offenbar an die **Bojen** (Ebendas. I. 32).

Das Dasein der Markomanen in Böhmen — eines germanischen Volkes, das vorher nordwestlich von Böhmen, obgleich unstät, angesessen war — kann nicht wohl bezweifelt werden. Diese Markomanen stifteten hier, entweder nach gewaltsamer oder freiwilliger Unterwerfung der vorgefundenen barbarischen Aboriginen (Skythen? Kelten? Bojen?), eine Art militärischen Staat. Ihr königliches Haupt war Marbod, ein Mann von hoher Gesinnung, Thatkraft und römischer Hofbildung. Beständiger Krieg auswärts gegen Rom ließ ihn und sein Volk niemals zur Ruhe gelangen, und trefflich kam ihnen vor Allem die große böhmische Naturveste zu Statten.

Sie hatten unstreitig einen wohnbaren Mittelpunkt, eine Residenz. Der späte griechische Geograph, Strabon, nennt den Königssitz des Marbod Bujämon; aber dieser Name ist offenbar nichts weiter, als ein Blendling von „Bojoheim." Ptolemäus legt demselben Orte den (patronymischen) Namen Marobudum bei. Allein daß in beiden Fällen das heutige Prag (perag, Burg, Bergstadt) gemeint sei, ist mehr als wahrscheinlich.

Die Kriegsfahrten der Markomanen; die sie namentlich mit den ihnen von jeher verbündeten Quaden unternommen, zogen leicht fremdes Gefolge, römische Werkleute, Juden und andere Colonisten herbei, welche selbst mit Rom Handelsverkehr unterhielten, Geld, Schrift, Baukunst zc. in's Land brachten und dasselbe durch Jahrhunderte römisch-germanisch gestalteten (Vgl. I. Bd. S. 270—272).

Nach Marbods Ausgange (Jahr 20 nach Christus) wurden die Markomanen von den Römern in immer engere Schranken gewiesen. Abwechselnd kämpften sie für eigene und fremde Selbständigkeit, bis sie endlich in den langen Krieg, der unter dem Namen des markomanischen bekannt ist, sich verwickelten. Nach dem Uibergange dieses Sturmes (Jahr 180 nach Chr.) finden wir dieselben Markomanen an der Spitze des großen allemanischen Völkervereins unter dem gemeinschaftlichen Namen der Sueven, deren Stammgenossen sie waren. Der alte Kampf gegen Roms Weltherrschaft, woran alle Völker von der Donau bis an die Ostsee Theil genommen, wurde (Jahr 233) wieder erneuert; aber der Name „Markomanen" hatte sich verloren, und wird fortan immer weniger gehört in der Geschichte. Zugleich ist durch den markomanischen Krieg die ganze Völkergruppe Altgermaniens zerrissen und umgestaltet worden, und es bereiteten sich welterschütternde Ereignisse vor.

c) Das slawische Böhmen.

(Mit der apokryphischen Grabschrift des Czech.)

Seit dem Jahre 376 überschwemmten die Hunnen — bekanntlich hochasiatischer oder turanischer Herkunft — unseren Welttheil. Diese Hunnen, welche über hundert Jahre an der Donau hauseten, scheinen die ihnen nächst benachbarten Markomanen in Böhmen völlig erdrückt zu haben. Unter Attila reichte ihre Herrschaft bis in das Herz Europa's; die Schlacht an der Netad im Jahre 454 brach endlich ihre Macht, und

gab zugleich das entlegene und wol auch entvölkerte Böhmen den, neu und mächtig erstandenen und eben so früh wieder erschlafften Thuringern preis (Jahr 472). Diese aber haben es (Jahr 530) wieder an die Franken, die Zertrümmerer ihres Reiches, verloren. Der Zustand blieb indeß nach wie vor derselbe; die Franken begnügten sich einstweilen das großentheils menschenleere Land von der Ferne her als abhängig zu betrachten.

Nicht lange aber sollte das bereits seit Jahrhunderten kulturfähige Land mit seinen, auf markomanischen Grundlagen erbauten, wenn gleich schon zerstörten, festen Plätzen menschenleer bleiben. Die gewaltigen Völkerbewegungen, welche der Sturz der Herrschaft Attila's zur Folge hatte, brachten nämlich auch die Serben oder Slawen in ihren bisherigen Stammsitzen, den Karpathen, zum Aufbruch. Und eben diese Verbreitung des mächtigen Geschlechtes der Slawen ist es, welche gleichsam den Anhang zur großen Völkerwanderung bildet.

Mit dem Nationalnamen der Slawen hatte die Kritik lange ein böses Spiel. Neuerer Annahme nach ist Serben der wahre und eigentliche Urname für alle Stämme, Geschlechter und Völker slawischer Abkunft; Slawen oder Slowenen der geschichtlich jüngere, gleichfalls einheimische Gesammtname. Aus Srb machte das griechische Organ Srm-at, so wie der Römer aus dem Spezialnamen Chorwat seine Carpates bildete. Von den Deutschen wurden die Slawen ohne Unterschied der Zeiten Wenden, Winden, und von diesen die Deutschen umgekehrt Niemzen genannt.

Die Slawen mochten dort dies- und jenseits der Karpathen seit Jahrhunderten gesessen, und, abgesondert in mehrere Stämme, ein großes, weites Reich dargestellt haben. Dieses, der Geschichte übrigens fremd gebliebene, Serbenreich erstreckte sich nordostwärts über Polens, Lithauens und Rußlands Binnenland, das mithin als die ursprüngliche europäische Heimat der Slawen anzusehen ist. Ohne Zweifel drangen unmittelbar hinter den fortfluthenden Hunnen einige slawischen Stämme in die Landschaften der Elbe, Oder, Weichsel und Mitteldonau vor, theils in völliger Freiheit, wie im Nordwesten, theils mit den Waffen in der Hand, wie im Südosten. Da ward nun auch (in der Frist eines halben Jahrhunderts, von etwa 454 bis 495) Böhmen, Mähren und die ungarische Slowakei vielleicht gleichzeitig von ihnen bevölkert.

Auf den Norden der Karpathen weisen wirklich alle geschichtlichen Erinnerungen der Slawen, am ausdrücklichsten jene der Böhmen zurück. Dort war der Anfangspunkt jener großen slawischen Völkerstraße, deren Richtungen Eine auch die Czechen nach Böhmen führte. Böhmen war bei diesen Einwanderungen das Vorland, wohin also die Czechen über die Oder und das mährisch-schlesische Gesenke mussten gekommen sein. Es fanden diese Czechen bei der Besitznahme Böhmens um so weniger Widerstand, als die markomanische Bevölkerung hier zu Lande nur aus einzelnen, gewiß nicht sehr wehrhaften Resten bestehen mochte.*) Zudem lag es in der Politik der Franken, falls diese die Oberherrschaft hier

*) Vgl. Illustr. Chronik Bd. I. S. 271.

wirklich ausübten, den neuen Einwanderern gegen Zins oder Heerfolge friedliche Niederlassungen zu gewähren.

Die einheimische Sage meldet nun, daß die erste Ansiedelung zwischen den beiden Flüssen Ogra und Wltawa, am Fuße eines hohen Berges Rzip, vor sich gegangen, und von hier aus der Volksname „Czechen" nach und nach über das ganze Land verbreitet worden sei.

Wie man mit Volksnamen von jeher Stammsagen in Verbindung brachte, so ist dieß auch bei den Czechen geschehen. Man erzählte zur Zeit des ältesten böhmischen Chronisten, Cosmas — also im elften Jahrhundert — von einem Czech, dem Stifter oder vielmehr dem Führer und Namengeber des Volkes. Und es ist merkwürdig, daß die Art, wie selbst noch ein dreihundert Jahre jüngerer böhmischer Reim-Chronist die Herkunft der Czechen nach Volksüberlieferungen darstellt, beinahe buchstäblich zu dem Zeugnisse der Geschichte stimmt. Ganz folgerichtig wird hier nämlich die Wiege der Czechen an die obere Weichsel, in das „alte Chorwatien," d. i. Karpathien oder Karpathenland versetzt, also an die Südgrenze des präsumtiven altserbischen oder slawischen Gesammtreiches.*) Hier in dem serbischen Chorwatien hätte — so heißt es — ein Mann vom Stamme der Lechen gelebt, dieser wäre Czech zugenannt worden, und sei, da er durch eine Mordthat den Besitz seiner Ländereien verwirkt, mit den Seinigen ausgewandert. So seien sie durch Wälder und Einöden gezogen, und endlich am Rzip (einem sagenhaften Berge, der noch heute diesen Namen führt) angelangt. Czech besah sich vom Gipfel alles Flachland, fühlte sich am Ziele seiner Fahrt, küsste dann den neuen heimischen Boden — und so empfing das Land Namen und Bewohner durch ihn. — Jener Stammheld Czech kündigt sich also selbst als einen Slawen von lechischem, d. i. polnischem Stamme an, was allerdings glaublich ist. Denn daß die Polen, Czechen und Slowaken ursprünglich ungetrennt, zunächst verwandt oder doch benachbart waren, beweis't ihr Sprachdialekt, welcher im System der slawischen Sprache eine zusammengehörende Gruppe repräsentirt.

Als die czechischen Ansiedler festen Fuß auf dem neuen Gebiete gefasst hatten, fanden immerwährend spätere Nachwanderungen von verwandten, d. i. gleichfalls nordkarpathischen Stämmen statt. Die Czechen aber bildeten die Grundbevölkerung. Sie hatten das mittlere Flachland Böhmens zwischen der Eger, Elbe und Moldau inne, und waren und blieben unter den hiesigen Slawen das Hauptvolk, dem auch Prag, der uralte Hauptsitz des Landes, ward. In das nördliche Hochland Böhmens und das Riesengebirg zogen kleinere chorwatische Völkerzweige ein; die Gegend von der südbayerischen Grenze bis gegen Saaz aber nahm ein dritter lechischer Volksstamm in Besitz. Die Czechen waren unter Allen die zahlreichsten, und da sie an schiffbaren Flüssen und fern von den Grenzen wohnten, so blühte auch Prag, ihre Hauptstadt, zuerst empor.

---

*) W srbském jazyku jest země, jížto Charwaty jest imě; w téj zemi bieše lech, jemuž imě bieše Čech etc. Dalim. c. 2. Das Gedicht vom Gericht der Libussa (IX. Jahrh.?) hat die Stelle: lenže pride s plky s Čechowými w sieže žirné wlasti pres tri reky. Die Einwanderer sollen nämlich drei Ströme überschritten haben.

Noch in demselben Jahrhundert ihrer Einwanderung wurden die Slawen durch die mit den Hunnen ursprungsverwandten Awaren gefährdet, deren Herrschaft schon im Jahre 568 vom Dnepr bis an den Nordgau reichte, mithin auch ganz Mähren und Böhmen umfasste. Uiber zweihundert Jahre war der Awarenname hoch gefürchtet, und noch heute bezeichnen die Slawen mit dem Namen Obr einen Riesen, ein Ungethüm. Alle Westslawen schüttelten an diesem Joche, siegreich aber waren (Jahr 623) nur die Carantaner unter Samo. Nachdem endlich Karl der Große (J. 796—803) die Wallringe der Awaren erobert und ihre Kraft gebrochen hatte (Vrgl. I. Bd. S. 194), löste sich der nicht bezwungene Theil derselben bald entweder in das slawisch-bulgarische oder in das magyarische Volksthum auf.

Daß Böhmen das bleierne Scepter der Awaren durch diesen langen Zeitraum schwer empfand, ist zu vermuthen. Uiber das Verhältniß zu den Franken, deren König Dagobert (J. 636) jener Samo ebenfalls schlug, lässt sich gar nichts sagen, da selbst dem einheimischen Sagenkreise Böhmens Samo's Name völlig fremd, und auch von den Awarenkämpfen keine Spur darin ist.

So beginnt also schon im siebenten Jahrhundert eine Periode, in welcher Böhmen ganz ohne Geschichte ist, und erst das Jahr 805 bietet hier das erste beglaubigte Datum. Diese zweihundertjährige historische Dunkelheit birgt jedoch einen reichen Schatz von Sagen in sich, und verleiht der nachfolgenden Geschichte einen seltenen romantischen Vorgrund. Daß sich während dieser, uns beinahe mythisch gewordenen, Zeit die Nationalkraft einigermaßen entwickelt, und der nachherige Staat schon jetzt seine erste rohe Gliedernng empfangen habe, lässt sich kaum bezweifeln. Die Naturgrenzen Böhmens sind wol auch damals seine politischen Marken gewesen. Im Inneren walteten, wie bei den übrigen Slawen, mehrere Häuptlinge neben einander. Das Volk setzte alle seine Kräfte an die Entwilderung des Bodens, und lebte, anstatt für den Krieg, für den Ackerbau. Es hatte keine Schrift,*) auch kein ganz ideenloses Götzenthum. Die Hauptzüge des Bildes, welches gleichzeitige Berichterstatter von den alten Slawen überhaupt entwerfen, gelten wol auch von den alten Böhmen. Allein nur das Wenigste hievon verdient einen buchstäblichen Glauben; denn fast sämmtliche Urtheile über Art und Sitte der alten Slawen klingen ungünstig. Das Grundthema der slawischen Geschichte des Mittelalters ist: leidender Gehorsam gegen fremde Herrschaft oder vergeblicher Kampf gegen sie. „Der Name der Sklaven — sagt der mitunter sentimentale Palacky (I, 62) — ist ein bleibendes Denkmal der von den deutschen Stämmen gegen kriegsgefangene Slawen geübten

*) Das will freilich nicht zugegeben werden, schon seit der Entdeckung der klassischen Grabschrift des Erzvaters Czech (wovon unten gehandelt wird). „Die Voraussetzung der Schreibkunst bei den heidnischen Böhmen — sagt Palacky I, 182 — ist um so gegründeter, als es auch an indirekten Beweisen dafür nicht fehlt. Es ist nämlich von Gesetztafeln (desky prawdodatne) schon im IX. Jahrhundert die Rede." Und (erlauben wir uns zu bemerken) wäre dies wirklich der Fall: so ist das Zeugniß aus dem IX. Jahrhunderte blos das Zeugniß eines Dichters oder gar — Impostors.

Barbarei; derjenige der Anten (Helden, Riesen), im gothischen Munde, ein vergessenes, der hohen Tapferkeit eines slawischen Stammes."

Allen slawischen Völkern ist, gleich einer großen Familie, ein ursprüngliches Naturgepräge eigen. Starker Knochenbau, eine gewisse Unempfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz und Beschwerden, eine eigenthümliche breite Gesichtsbildung mit stumpfen Mundwinkeln und selten scharf hervortretender Nase, hoher Wuchs und hellfarbiges Haar, machten im sechsten Jahrhundert die Slawen an der Donau kenntlich. Der alte Slawe war gastfrei bis beinahe zum Mißbrauch, siedelte sich gern zur Betreibung friedlichen Gewerbes unter Fremden an, duldete auch selbst die Herrschaft eines Fremden — wie der Franke Samo und Rurik der Waräger beweisen. Alle Slawen sind reich an Sagen, Liedern und lustigen Volksfesten, und beinahe symbolisch klingt die byzantinische Uiberlieferung, daß das slawische Volk am baltischen Meere das Leben mit Zitherspiel verbringe. Verrufen aber war der Schmutz der Slawen; ihre Wohnungen waren oft nur Erdhütten von Flechtwerk, ihre Nahrung war ärmlich, Bier ein Nationalgetränk. Die Idee eines höchsten Wesens in ihrer Religion war durch rohsinnliche Vorstellungen getrübt; zweierlei Götter, weiße und schwarze, gaben dem slawischen Cultus das Gepräge eines starren Dualismus. Es gab überall unter den Slawen heilige Orte, überall Bilderdienst, und eine solche Priesterherrschaft, daß der Name Knjes von Fürsten und Priestern gemeinschaftlich galt. Nach den schwarzen Göttern ward die Zauberei die schwarze Kunst genannt. Die Götterbilder selbst waren plump und fratzenhaft; in Tempeln wurden ganze Schätze gehäuft. Von der ältesten bürgerlichen Ordnung wissen wir fast nichts, und wenn die Byzantiner melden: die Slawen dulden keine Herrschaft, keine Sklaven im Lande, und halten wilde und uneingeschränkte Freiheit für das höchste Gut des Menschen — so mag diese Volksfreiheit wenigstens nicht lange bestanden haben. Der Slawe hat stets willig und fügsam jede Uiberlegenheit anerkannt, daher auch dem europäischem Völkerthume wenig oder nichts eingebildet. Hohe Geltung ausgezeichneter Krieger und Rechtsordner, Fürstengewalt u. s. w. treten allenthalben frühzeitig hervor. Keine Sprache ist vielleicht so reich an Bezeichnungen des Herrenthumes, wie die der Slawen!

Auch in Böhmen bildete sich die Nationalität aus diesen Elementen, und zwar zuerst unter den Czechen, als dem Hauptvolke, aus. Wir können, die verschiedenen Fürstengebiete des Landes im Auge behaltend, das czechische Gebiet nach dessen politischem Mittelpunkte das Prager, und, insofern der spätere Sprachgebrauch die einzelnen böhmischen Häuptlinge oder Fürsten „duces" nennt, das Prager Herzogthum nennen. Schon die böhmischen Legendisten unterscheiden die Prager oder Czechen (Bohemi) ausdrücklich von den Bewohnern anderer Gebiete, welche sie als Slawen (Sclaui) überhaupt bezeichnen. So bald und so mächtig aber behauptete das Prager Herzogthum den Vorrang vor den übrigen, daß bis zu dem neunten Jahrhunderte die einheimische Geschichte, und selbst die Sage, auf diesen einzigen Bezirk beschränkt ist. Ihm gehören also all' die berühmten Sagen von Czech und Krok und dessen Töchtern, von Wlasta und dem Mädchenkriege an, die wir schon kennen (Bd. I. S. 7—10,

62—64, 690—694) und deren Schauplatz die nächsten Umgebungen Prags und des Wyssehrads sind.*)

Während der Heidenzeit herrschte unter den Czechen die gemeinschaftliche slawische Patriarchalverfassung. Jede Familie bildete einen kleinen unabhängigen Freistaat. Der Vater ist das Oberhaupt in seiner Hütte. Doch erscheint Herren- und Knechtstand schon im Anbeginn. Daher hat die älteste einheimische Legende, welche berichtet, die heidnischen Böhmen hätten ohne Gesetz, ohne Oberhaupt gelebt, weniger Glaubwürdigkeit, als die Sage, welche Przemysl von Staditz zum Urheber der Gesetzgebung und der Dienstbarkeit macht. Hic vir, heißt es nämlich von Przemysl, hanc efferam gentem legibus frenavit et servituti, qua nunc premitur, subjugavit, atque omnia jura, quibus haec terra utitur et regitur, solus cum sola Libossa dictavit. Libussa hatte von ihrem Vater Krok, den die Czechen als freigewählten Schiedsrichter ehrten und hoch stellten, hohen Verstand und richterliche Weisheit geerbt. Die Czechen hingen ihr an als einer Vorsteherin des Volkes. Der Ungestüm zweier Streitsüchtigen (cives nennt sie Cosmas) bewog sie zur Wahl eines Gemals, und Libussa erkor einen um seiner Leutseligkeit und Weisheit willen geehrten Mann, Przemysl von Staditz, der — was eine für das Slawenthum bedeutsame Zumischung der Sage — mit eigener Hand den Acker baute. Daher das Fürstenhaus der Przemysliden, die erste Ordnung des Staatswesens, die Anfänge der Gesittung und Gründung der Städte Wyssehrad und Prag.

Die Hauptgötter der Slawen wurden auch von den Czechen verehrt. Wit stand der Idee eines Weltgeistes am nächsten; Peron offenbarte sich in der Gewalt des Donners; Ziwa war die Lebensgöttin; Morana der Genius des Todes. Diese Götter leben, sowie mehrere Dämonen Altböhmens, noch in der jetzigen Sprache fort. Der Czeche grüßt, flucht und verwünscht noch immer mit den Formeln, die ein Wiederhall seiner Mythologie sind. Wit dient ihm zur Bewillkommnung, zum „Grüß Gott" noch heute; er flucht, anstatt des „leidigen Donnerwetters" mit Perons Geschoß; er verwünscht alles Widerwärtige zum Djas, gleichsam zum Schwarzen. Bei leeren Wohnungen sagt er, es sei kein Hausgeist (Skřitek) daheim; wüthige Hunde sind vom Bjes besessen; Stiefmütter werden mit dem Scheusal Malocha identifizirt. Wald, Flur, Wasser, Wirbelwind 2c. waren einst mit Dämonen bevölkert; Wel hat über dem Haus- und Viehstand geherrscht. Ob die Böhmen, gleich anderen Slawen, ihre Leichen verbrannten, oder auch begruben, ist un-

*) Bei aller sonstigen Würdigung dieses Czechisch-nationalen Sagenkreises muß indeß gleichwol zugegeben werden, daß die Sage in der Gestalt, wie Böhmens ältester Chronist Cosmas († 1125 als Nestors Zeitgenosse) sie erzählt, kaum urthümlich und volksgemäß sei. Die Amazonenfabel, die an Herodots Berichte, die Gründung Prags, welche ganz an jene Carthagos durch Dido erinnert, scheinen nichts als gelehrte Lesefrüchte des Chronisten, der da unter andern eine Schilderung von Böhmens Urbewohnern entwirft, die zum Theil aus des Boethius Beschreibung des goldenen Zeitalters (de consol. phil. II. 5), theils aus des Regino Schilderung der Skythen (Pertz, Mon. Germ. I. 540) entlehnt ist, und welcher der Libussa eine Rede in den Mund legt, die er wörtlich aus der Hl. Schrift (Buch der Kön. I, 8) hergenommen hat.

gewiß. Thongefäße (Urnen) finden sich durchgängig in den ältesten Gräbern, womit das ganze Land bedeckt ist.

Weil sich hier gerade ein geeigneter Abschnitt ergibt, so schalten wir die schon vergessene, aber ungemein amüsante Geschichte von Czechs Grabmal und Epitaphium ein — nachdem wir oben (S. 73) gesagt, was wir beiläufig von der vielgerühmten heidnischen Schreibkunst in Böhmen halten.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war nämlich ein wüthender Streit unter den böhmischen Historikern entbrannt über die Frage: ob es einen Erzvater Czech wirklich gegeben habe oder nicht? Der gewichtigste Gegner des Czech und aller seiner Verfechter war der kritische und gelehrte Piarist Gelasius Dobner. Es kamen pro et contra dicke und dünne lateinische Streitschriften von ihm und dem Vertheidiger der Czech-Existenz, W. P. Duchowsky, heraus. Da gab ein Spaßvogel der unerquicklichen Debatte dadurch eine komische Wendung, daß er die angebliche Original-Grabschrift des Czech bekannt machte. Dieselbe ließ Duchowsky in seinem Buche Lucifer lucens (1765, p. 130) gläubig facsimiliren und wir theilen sie hier zur Ergötzung unserer Leser ebenfalls mit:

Man dechiffrirte diese Grabschrift folgendermaßen: Zde gest mocné a slawné knjže pan a hospodar národu Charského Malon Čech, a spj oželen slzy bolestnými od národu swého. Wie die böhmischen Sprachformen, so sind auch die Schriftzüge halb barbarisch, halb modern, und Niemand wird an ihre Echtheit nur eine Minute lang glauben können. Aber wir lernen daraus den damaligen Standpunkt der Sprachkunde, den Geist der historischen Kritik, so wie die Neigung der Rechthaber zur Unredlichkeit kennen.

Die Grabschrift Czechs soll nämlich in einem Codex des damaligen Landtafel-Registrators, Joh. Jos. von Hübschmann auf Pergament, ge-

schrieben oder vielmehr gezeichnet gewesen sein, welcher Codex den Titel: Secretum scientiæ Czechicæ geführt habe, in einem zerstörten Kloster im Jahre 1533 aufgefunden worden wäre u. dgl. m. Dobner hatte keine große Arbeit, um das Nichtige des ganzen Falsifikats außer Zweifel zu stellen (Vgl. seine Epistola apologetica contra Luciferum, 1767. p. 272—281); er war schlechterdings nicht durch das Machwerk zu mystifiziren und schloß seine Analyse der Czechischen Grabschrift mit den Versen:

Nihil est profecto stultius, neque stolidius,
Neque mendaciloquius, neque argutum magis,
Neque confidentiloquius, neque perjurius!

Bekanntlich lehrte Dobrowsky im Jahre 1782: Czech von czeli, heißt soviel als der Anfang, der Urheber, Einer, der den Anfang macht, der am Anfang (einer Völkerschaft) wohnt, princeps, Fürst in seiner ursprünglichen Bedeutung, d. i. der Vordere, Erste. Aber Palacky bleibt bei dem slawischen Kriegsfürsten Czech, dem Eroberer Böhmens, welcher in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebte und „aus einem Theile des alten Sorbenlandes im Norden der Karpathen über drei Flüsse zog mit seinem Heere in dies gesegnete Land" (Gesch. I. 70—71. 72 d. Anm.).

Der weise Krok und Prags Gründerin Libussa eröffnen also, nach der uns schon bekannten Nationalsage, Böhmens unsichere Regentenreihe, und Przemysl von Stadiz gründet, gleich dem polnischen Piast, noch in vorgeschichtlicher Zeit den ersten eingebornen Herrscherstamm, von welchem die Böhmen bis zu seinem Erlöschen (1306) nicht gewichen sind. Von den nächstfolgenden Přemysliden, den Prager Herzögen Nezamysl, Mnata, Wogin, Unislaw und Krezomysl, meldet die Geschichte nichts als ihre Namen.

Erst die Regierung Neklans wird durch einheimische Fehden und durch die Conflikte mit den Franken merkwürdig. Wlaslaw nämlich, der gewaltige Häuptling der Lechen im nordwestlichen Böhmen, brach mit ganzer Macht in das Gebiet ein, wo eben Neklan, der „Hasenherzog" regierte. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher Neklans Feldherr, Czestmir, den Sieg mit seinem Leben erkaufte. Dieser Sieg war so außerordentlich folgenreich, daß er geradezu die Czechische Nationalität in Böhmen rettete, wo außerdem wol der andere Lechenstamm für immer herrschend geworden wäre. Schon die ältesten Chroniken, selbst auch die Königinhofer Lieder, feiern dies Ereigniß mit sichtbarer Vorliebe; denn jetzt waren die Waffen der Czechen gefürchtet, ihr Gebiet bis an die bayerische Landesgrenze erweitert, und Neklan zugleich gegen etwaige Eingriffe von chorwatischer Seite geschützt, deren keine erwähnt werden.

Wol aber begannen jetzt die Kämpfe gegen die Karolinger. Wenn es richtig ist, was Einhard erzählt, daß die Franken auf ihrem ersten Awarenzuge im Jahre 791 den Hin- und Rückweg durch Böhmen (per

Bechaimos) nahmen, so erschien ihnen dies Land wol nicht anders, denn als eine natürliche Vorfeste der slawischen Welt. Karl der Große, des Beistandes der Böhmen gegen die Awaren nicht bedürftig, beschloß vielmehr die Macht beider gleichzeitig zu sprengen. Im Jahre 805 unternahm Karl, Karls des Großen ältester Sohn, die erste Heerfahrt gegen die Böhmen. Becho, der „Bechaimer" anführendes Haupt, fiel zwar, allein die Franken vermochten sich in dem ungewohnten Lande nicht zu halten; sie hatten es blos verwüstet, nicht unterworfen, und waren nach vierzig Tagen des Rückzuges froh. Im folgenden Jahre wiederholte sich der nämliche Feldzug, welcher zugleich den Sorben jenseits von Böhmens Nordgrenzen galt. Die Folgen dieser Unternehmungen sind nicht näher bekannt.

Seit der Unterwerfung der Awaren war die Theiß die Ostgrenze des fränkischen Reiches und Oesterreich dessen Vorhut. Von den Slawen waren die Obotriten Karls Bundesgenossen in dem Sachsenkriege und besetzten 804 den Südosten Holsteins; die Wilzen an der Havel lernten schon früher Karls Schwert kennen. Nach den nunmehrigen Feldzügen in Böhmen und der Lausitz (805—806) wurden Halle, Magdeburg und Hochbuche (Büchen bei Lauenburg) feste Plätze gegen die Slawen. Marken scheint Karl auch hier gegründet zu haben; denn bald darauf kommt neben dem Sorabicus limes auch einer contra Bohemos vor. In einem Capitulare des Jahres 807 erscheinen Böhmen und Sorbenland noch einigermaßen selbständig; allein drei Jahre später war es um das erstere geschehen. Böhmen war nämlich in Folge eines (nicht mehr zu begründenden) Staatsvertrages, der noch zu Lebzeiten Karls des Großen im Jahre 810 durch seines Sohnes Pipin Vermittelung zu Stande kam, mit jährlichen 120 Rindern und 500 Mark Silbers tributbar geworden; wobei freilich unbestimmbar bleibt, ob jene Summe in geprägter Münze erlegt worden. Auch nennt schon Einhard die Böhmen tributarios. Und so konnte denn in dem fränkischen Reichsgesetze vom Jahre 817 Ludwig der Deutsche immerhin Bayerns Grenzmarken — Böhmen, Karantanien und das übrige Slawenland — zugewiesen erhalten. So scheint also der schwache Neklan, als oberster Landesherr in Böhmen, sich mit den Franken friedlich abgefunden, und dem karolingischen Namen eine so mächtige Bedeutsamkeit beigeprägt zu haben, daß die Böhmen nachmals alle ihre Könige Kral nannten; wie denn auch die übrigen Slawen aus Cäsar ihren Czar ganz analog bildeten.

Bisher war es den Karolingern gelungen, in Böhmen das Schwert, nicht aber den Glauben geltend zu machen. Im Stillen keimte jedoch der christliche Same unter den Pannoniern und Mährern empor. Das ehrwürdige Lorch, die Wiege des Christenthumes auf österreichischem Boden, war es unbezweifelt zu Anfang des neunten Jahrhunderts auch auf mährischem. Hiernächst sandten recht- und pflichtmäßig Salzburg und das seit 829 davon getrennte Passau ihre Glaubensboten nach Mähren und Pannonien. Schon im Jahre 824 finden wir den christlichen Mährenfürsten Moymar in einer Bulle Papst Eugens II. genannt und gelobt. Im Jahre 830 war der von Moymar verdrängte Neutraer Dynast, Pribina, zu Traismauer getauft und gleichzeitig vom Könige Ludwig mit einem neuen Gebiete, nächst dem Plattensee im unteren Pannonien,

belehnt. Im Jahre 845 kamen 14 Landherren Böhmens, wahrscheinlich aus den unterjochten Lechischen Grenzgebieten, nach Regensburg (wo eben Ludwig der Deutsche von den ihm durch den Verdüner Vertrag zugefallenen slawischen Marken die thüringische dem Grenzgrafen Taculf zuordnete) und ließen sich hier sammt ihrem Gefolge in der Oktave der heil. drei Könige (13. Januar) taufen. Die Folge war, daß von nun an Böhmen bis zur Errichtung des Prager Bisthums (973) dem bischöflichen Sprengel von Regensburg zugetheilt blieb. Doch schienen infolge jenes Taufaktes keine christlichen Gemeinden in Böhmen selbst zu gedeihen; denn der Prager Herzog — vielleicht nahm diesen Herzogsstuhl bereits Neklans Nachfolger, Gostiwit, ein — suchte vielmehr die Macht des Heidenthumes zu befestigen. Und so trat in Böhmen durch den Bekehrungsgeist der lechischen Häuptlinge eine lange Reihe von Kämpfen um Religion, Nationalität und Staatshoheit ein, wodurch Ludwigs des Deutschen Regierung (er starb 876) in Bezug auf Böhmen und Mähren eine wahrhaft unheilvolle geworden ist.

König Ludwig der Deutsche durchblickte bei Zeiten Moymars Plan, seine Lande der deutschen Reichshoheit zu entziehen. Er erklärte ihn daher (Jahr 846) der Regierung verlustig, und übergab diese einem Neffen Moymars, Rastitz, der wol schon als Knabe getauft worden war. Die kampflustigen Czechen benutzten Ludwigs Rückzug aus Mähren mit List und Erfolg, um ihre Kräfte zum erstenmal gegen die nun etwas geschwächte Macht der Franken zu messen; das deutsche Heer ward an Böhmens Grenzen halb aufgerieben. Ludwig kühlte hierauf seine Rache durch vier Kriegsjahre, in deren letzterem (849) die verbündete waffenfähige Bevölkerung Böhmens einen bisher nie erhörten Sieg über die Deutschen erfocht, den der Fuldaische Annalist von dem Einfluße böser Geister herleitet. Der bayerische Herzog Ernst und der tapfere Markgraf Taculf, welche das deutsche Heer anführten, mussten, zur Verbürgung der sofortigen Unabhängigkeit Böhmens, Geiseln hinterlassen. Gleichwol streifte Ludwigs Heer im Jahre 856 wieder an Böhmens sorbischer Grenze, bei welcher Gelegenheit sich einige einheimische Landesherren sollen ergeben haben. Dasselbe geschah im folgenden Jahre an der südlichen Grenze von Bayern her, worüber jedoch die Nachrichten etwas dunkel sind. Ludwig ordnete nämlich den Eichstädter Bischof Otgar nebst einigen Grafen dahin ab; diese nahmen die „Stadt" eines böhmischen „Herzogs" Wiztrach und vertrieben dessen Sohn Slawitag daraus. Ein Bruder des Letzteren, der sich dem Kaiser vielleicht im verwichenen Sorbenkriege genähert, nahm Besitz davon und huldigte.

Inzwischen drohte von Mähren her unverhoffte Gefahr, und dies wendete vorläufig die deutschen Waffen von Böhmen ab. Rastitz hatte die Grenzen seines Reiches allmälich erweitert und dadurch des Königs Ludwig Argwohn geweckt. Als ihn dieser im Jahre 855 mit Krieg überzog, scheiterten alle seine Truppen an den ungeheueren, awarenhaften Verschanzungen, mittelst welchen Rastitz den Feind auf mehrere Jahre zurückzuschrecken verstand. Als er auch den Pribina (um 861) aus dem Wege geräumt und hiedurch den König einer treuen Stütze beraubt hatte, trat Rastitz auch noch dem Bündnisse Karlmanns gegen seinen Vater, wiewol nicht dauernd, bei. Von Pribina's Gebiet am Plattensee nahm sofort

[illegible] Erbe, Chozil, Besitz; das Gebiet von [illegible] auch schon jetzt (862) seinem Neffen [illegible] Selbst aber hatte er unbewusst die ersten Werkstücke zu dem [illegible] großen Mährenreiche zusammengefügt.

Nun sollte Rastiz seinem Volke noch den Glauben bringen, und [illegible] kam ihm die morgenländische Kirche entgegen. Im Jahre 863 nämlich predigten schon die Brüder Konstantin und Methodius in den benachbarten pannonischen Marken, verrichteten ihr griechisch-slawisches Officium, und sangen slawisch ihre Messe ab. Zum letztenmal feierte noch der Salzburger Erzbischof, Adalwin, die Weihnachten des Jahres 865 auf der neu erbauten Mosburg*) bei Chozil, der sich fortan ebenfalls seinem Stiftssprengel entzog und dem Hofe von Byzanz zukehrte. Ob Chozils und des Rastiz Politik so weit ging, der immer zudringlicheren karolingischen Macht mittelst dieser Annäherung an das griechische Kaiserreich einen unheimlichen Hintergrund aufzuthun, bleibe dahingestellt; Swentopluk faßte später diese Idee in ihrer vollen Wichtigkeit gewiß auf.

Neue Kämpfe mit Deutschland entspannen sich im Herbste des Jahres 864. Ludwigs Hauptheer bedrängte den Rastiz in seiner eigenen Burg Dewina, dem heutigen Teben. Der Mährenfürst schwur dem Kaiser Treue, und mußte diese durch Geiseln verbürgen. Ein ungeheuerer Feldzug ward im Jahre 869 ausgerüstet, in welchem beide Söhne Ludwigs ihre Truppen nach Mähren führten. Karlmann zog mit seinen Bayern gerade gegen Swentopluk und verheerte dessen Lande mit Feuer und Schwert. Dasselbe thaten die Franken und Schwaben unter Karl dem Dicken im Herzen Mährens, wo sie Rastitzens Hauptsitz — eine, dem Namen nach unbekannte, jedoch überaus stark befestigte Burg — belagert, und diese mit anderen festen Plätzen auch erobert haben. Swentopluk, des Rastiz Neffe, auf seinen Vortheil bedacht, ergab im Jahre 870 sich und sein Land an Karlmann. Rastiz, darüber ergrimmt, wollte den Neffen bei einer Mahlzeit umbringen lassen. Allein Swentopluk wurde noch zeitig genug vor solcher Nachstellung gewarnt und flüchtete. Rastiz, vom bösen Schicksal getrieben, setzte ihm nach, gerieth jedoch selbst in des Verfolgten Gefangenschaft, der ihn gefesselt an Karlmann auslieferte. Rastiz ward nach Bayern in einen Kerker geschleppt, und dann zu Regensburg vor ein Gericht gestellt, das man aus Franken und Schwaben und, besseren Scheines halber, auch aus Slawen zusammensetzte. Als das Urtheil über Rastiz gesprochen war, milderte Ludwig der Deutsche die Sentenz: der verrathene Mährenfürst ward geblendet und in ein Kloster gesperrt. Bald darauf verdächtigte sich der emporstrebende Swentopluk selbst, und ward von Karlmann in Verhaft genommen. — So war denn der Mährer erster, mächtiger Landesherr

*) Wir halten Dobrowsky's Vermuthung, daß die Slawen jene Mosburg Welegrad genannt haben, um so lieber aufrecht, als auch die Etymologie dafür spricht: Moosbär, Moselbär, der große Bär, Waldbär (bei Kaltschmid) — mithin Welegrad: Großburg, Mosburg. Die Uiberreste davon findet man noch heute in der Nähe von Keßthely, zu Salawár. Andere geben nur ein — durch Magyarenhand um 900 zerstörtes — mährisches „Welehrad" zu (an der Stelle der heutigen Stadt Hradisch), wo die Moymariden residirt hätten und der heil. Methodius begraben liege.

so gut wie gemordet, der andere außer Landes gefangen, das Reich selbst von deutschen Truppen besetzt, durch deutsche Vögte verwaltet und politisch ganz zu Deutschland gezählt!

Der Nationalgeist der Mährer erwachte. Man zwang im Jahre 871 den Moymariden Slagamar, einen Priester, zur Ergreifung des Scepters seiner Vorfahren, und diese provisorische Regierung empfanden alle dortigen Deutschen gar hart, da es auf ihre völlige Vernichtung abgesehen war. Unter diesen blutigen Aufregungen gab Karlmann den, keines in den Lehengesetzen begründeten Treubruches überwiesenen Swentopluk frei, und entschädigte ihn durch mannigfache Gunstbezeugungen. Ja sogar ein bayerisches Hilfsheer bewilligte er arglos dem hinterlistigen Vasallen, der da vorgab, seine Lande gegen Slagamar erst erobern zu müssen. Nachdem nun Swentopluk die schöne deutsche Kriegsschaar in seine Heimat gelockt und derselben ein Lager angewiesen hatte, unterhandelte er scheinbar mit seinem Gegner. Plötzlich aber kehrte er sich an der Spitze seiner heimlich aufgebotenen Mährer gegen die getäuschten Deutschen, und richtete unter denselben ein bis dahin beispielloses Blutbad an, das seinen Namen brandmarkte, und sein Volk verhasst machte in den deutschen Gauen, wie einst die Hunnen und Awaren. Swentopluks also befestigte Herrschaft blieb natürlich nicht unangefochten von den Karolingern bis zu ihrem Untergange.

Böhmen war seit den letzten Jahren, wo die Interessen Mährens vorwalteten, keineswegs unthätig. Es wird bei dem Jahre 869 berichtet, daß die Böhmen auf einem abenteuerlichen Streifzuge in Bayern sich eine Menge Frauen heimgebracht hätten, ferner: daß sie mit den Sorben gemeinschaftlich Raubfahrten in Thüringen unternommen; Dinge, die wol nur von den Grenzbewohnern gelten können. Von ähnlichem Gehalte ist die Erzählung, daß die Bayern im Jahre 871 einen böhmisch-mährischen Brautzug ausgeplündert u. dergl. Und erst im folgenden Jahre fällt eine Begebenheit vor, welche auf ein politisches Einvernehmen zwischen Mähren und Böhmen hindeutet, in welchem letzteren Lande wahrscheinlich schon Borziwoy I., Gostiwits Sohn, den Prager Herzogstuhl bestiegen hatte. Eine der Heeresabtheilungen nämlich, welche Ludwig der Deutsche im Jahre 872 gegen Swentopluk ausrüstete, nahm ihre Bahn gerade durch Böhmen, und trieb sechs böhmische Landherren — merkwürdiger Weise nennen die Fuldaer Annalen sie sogar bei Namen: Zwentislau, Vitislan, Heriman, Spoitamar, Moyslan und Goriwei — bis über die Fuldaha (Moldau) zurück. Der übrige Verlauf ist unbekannt. Karlmann musste aber von Swentopluk stark in die Enge getrieben worden sein: denn schon war ihm der Mährenfürst siegreich bis in die Kärnthner Mark gefolgt, so daß Karlmann dringend seinen Vater um Hilfe rief. Ludwig erschien im Jahre 873 und vermittelte, so gut er konnte, einen einstweiligen Frieden.

Gleichzeitig starb Markgraf Taculf, der getreue Hüter der sorbisch-böhmischen Grenzen, den Böhmen stammverwandt und befreundet. Nach dieses Mannes Tode veränderten sich auch die Verhältnisse zwischen Deutschland und den slawischen Reichen. Denn plötzlich finden wir im Jahre 874 eine Gesandtschaft Swentopluks in Forchheim, dem Könige Ludwig huldigend und Tribut reichend, wobei der Priester Johann von Venedig

an der Spitze der mährischen Bevollmächtigten erscheint. Und so ist wol als gewiß anzunehmen, daß bei Ludwig des Deutschen Tode (im Jahre 876) alle slawischen Länder ostwärts des Nordgaues und an der untern Donau, also Böhmen, Mähren und Pannonien, für unterworfen galten; wie denn auch im Jahre 877 dem Karlmann, auf seinem Zuge nach Italien, Slawen aus allen diesen „Provinzen" Heerfolge leisteten.

Das allmälige Uibergewicht Mährens über Böhmen hatte offenbar auch darin seinen Grund, daß Mähren bereits seit mehr denn einem halben Jahrhundert von einem Fürstengeschlechte, dem Moymarischen, beherrscht wurde, Böhmen aber immer noch zu keiner Einigung gelangt war. Außerdem war Mähren eben so lang schon christlich; denn erst jetzt (gegen das Jahr 880, doch auch nicht später) empfing der Prager Herzog Borziwoy — der Erste unter den Przemysliden — die Taufe, wobei zugleich alle näheren Umstände unbekannt oder doch unverbürgt sind. Dieses Ereigniß machte den Sieg vollständig, den überhaupt das Christenthum, nämlich das abendländische, in Böhmen gewann, und es verdient nur noch bemerkt zu werden, was gleichzeitig zu Gunsten der griechischen Kirche im benachbarten Mähren und in Pannonien geschah. Papst Johann VIII., der bemüht war, Roms uralte Diözesanrechte aufrecht zu erhalten, empfahl schon um das Jahr 874 den Erzbischof Methodius dem Schutze Ludwigs des Deutschen und auch Karlmanns, da die Salzburger Priester des griechischen Glaubensboten Entfernung immer eifriger betrieben, und seine Diözese, ungeachtet der Papst selbst sie als eximirt erklärte, für sich in Anspruch nahmen. Da sandte Swentopluk, der feuerige Anhänger der Lehren des Methodius, einen seiner Vertrauten mit diesem nach Rom, und ließ dort erklären, daß er sich dem römischen Stuhle unterwerfe, zugleich aber, daß er die Hoheit anderer Fürsten (vermuthlich der Deutschen) verschmähe. Methodius ward im Jahre 880 zu Rom orthodox befunden, und ihm sogar die slawische Liturgie bewilligt; der Regionarbischof zu Neutra, Wiching, sollte dem Erzbischofe in Allem gehorsam, sämmtliche Priester und Diaconen in Swatopluks Reiche, ob Slawen oder nicht, sollten allein dem Methodius unterworfen sein 2c. Neue Unbilden trafen jedoch den heimkehrenden Slawen-Apostel; er begab sich schon im nächsten Jahre nach Rom, um seine Diözese nie wieder zu sehen. Sein Nachfolger und heimlicher Gegner, Wiching, arbeitete hierauf an dem Verfalle des griechisch-slawischen Cultus, der mit der Auflösung des mährischen Reiches ohnehin ein Ende nahm.

Swentopluk hatte bisher sein Reich glücklich vergrößert; der Papst schätzte ihn hoch; ein Breve vom Jahre 880 führt die Aufschrift: Sfentopulcro glorioso Comili. Mährens Grenzen bildeten die Donau und die Gran einerseits, etwa auch die Thaya; anderseits mochten Krakau und Oppeln die äußersten Grenzpunkte sein. Die fabelhafte Ausdehnung des sogenannten Reiches Großmähren ist ein Werk späterer Chronikanten; die Angabe Ditmars von Merseburg, Swentopluks Macht habe bis über die Saale hinausgereicht, lässt höchstens auf Bündnisse und Verträge mit den Slawen an der thüringischen Saale schließen, dergleichen Swentopluk auch in Polen und Kärnthen unterhielt. Jedenfalls aber machte das seit dem Jahre 890 mit Böhmen vereinte Mähren eines der ansehnlicheren

Reiche des neunten Jahrhundertes aus. Außer Teben und Neutra wird zwar kein Hauptsitz Swentopluks genannt; ein solcher dürfte aber jedenfalls auch in der Marchgegend zu suchen sein. Herzog Arnulf, welcher im Jahre 880 Kärnthen und die pannonische Mark überkam, suchte, abgeschreckt durch die unter König Ludwig und seinen Söhnen so oft wiederholten Empörungen der Mährenfürsten, Swentopluks Freundschaft, und erkor diesen zum Taufpathen seines Sohnes. Letzterer erhielt des Pathen Namen, der sich aber im fremden Munde allmälich in Zwentibold umwandelte. Swentopluk brach nur zu bald mit Arnulf; er verheerte in den Jahren 882—883 Pannonien und die östliche Mark, als Schutzverbündeter des bekannten Grafen Arbo, und wol auch versuchsweise als Eroberer auf eigene Hand. Erst im folgenden Jahre leistete Swentopluk mit seinen Magnaten dem Kaiser Karl dem Dicken auf dem Tulner Felde den Eid der Treue, und Arnulf trat im Jahre 885 dem Friedensschluße bei. Zugleich soll Swentopluk damals Pannonien zu Lehen erhalten haben — wie die Historiker „Großmährens" im Ernste melden. Aber nicht Pannonien, sondern Böhmen erhielt Swentopluk bald darauf.

Als nämlich Arnulf im Jahre 888 den deutschen Thron bestieg, lag es nothwendig in seiner Politik, dem Swentopluk gegenüber ein gefahrloses Verhältniß zu behaupten. Und so glaubte Arnulf die deutsche Herrschaft über Böhmen zu sichern, indem er 890 auch die herzogliche Gewalt über Böhmen in Swentopluks Hände legte. Die vermehrte Macht aber reizte den Mährenfürsten zum Abfall, und führte seinen und seines Geschlechtes Untergang zu derselben Zeit herbei, wo es den eindringenden Magyaren vorbehalten schien, das eine — den erst kürzlich unter Piastische Herrschaft gekommenen Polen, das andere — und den inzwischen ebenfalls zur Einigung gelangten Böhmen, das letzte Drittheil des mährischen Reiches an sich zu bringen.

Die Przemysliden walteten als Herzöge von Prag und vielleicht auch als Häuptlinge in mehreren anderen Gebieten Böhmens fort. Borziwoy scheint schon im Jahre 872 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Swentopluk geknüpft zu haben; die nunmehrige Oberhoheit des Letzteren beschränkte sich daher auf den bloßen Titel. Im Jahre 891 schickte König Arnulf Gesandte nach Mähren, um den Frieden mit Swentopluk zu erneuern, dieser aber ward schon im folgenden Jahre von dem übermüthigen Mährenfürsten gebrochen. Da wandte sich König Arnulf gegen ihn, und forderte, mit leider! durchaus verkehrter Berechnung, die Magyaren zum Einfalle ins Mährenreich auf. In den Jahren 892 und 893 griff er also mit den magyarischen Reiterheeren Mähren wiederholt von Osten an, und bewirkte, nach den schrecklichsten Verheerungen des Landes, Swentopluks Unterwerfung. Müde und wol schon gealtert, verlangte Swentopluk den Frieden, und gab seinen eigenen Sohn als Geisel. Nicht lange nach solcher Demüthigung, im Jahre 894, starb Swentopluk und Niemand weiß, ob und wie er sein Reich getheilt. Moymar II. und Swentopluk der Jüngere werden als seine Söhne genannt. Der Zwiespalt beider Brüder und die fortgesetzten Bedrängnisse von Seiten der Magyaren beschleunigten ihres Reiches Ende. Die Dynastie der Moymariden erlosch; Zweige derselben retteten sich nach Kärnthen, wo sie unter den dortigen Adelsgeschlechtern sich verloren. So

stürzte die Dazwischenkunft der Magyaren die ganze Herrlichkeit des jungen Mährenreiches in sein voriges Nichts herab, der Anschluß an die byzantinische Macht war fortan unmöglich gemacht, und Böhmen trat seit Swentopluks Tode in seine frühere Selbständigkeit ein.

Immer noch erscheint Böhmens innere Geschichte gegen die mährische dürftig und leer. Borziwoys Regierung ist nur in so weit erheblich, als mit ihr die zweite Periode der Christianisirung des Landes beginnt. Wie schon gesagt, datirt sich die erste von 845, als dem Taufjahre der vierzehn czechischen Häuptlinge, welche Böhmen unter den Regensburger Missionssprengel brachten. In der jetzigen Periode gewann auch wieder der bayerische Clerus, jedoch wahrscheinlich der von Salzburg, einen erweiterten Wirkungskreis daselbst, zumal, wenn Borziwoys Taufe in Mähren Statt fand. Der Herzog hatte an seinem Kaplan Kaich, einem lateinischen Priester, und an seiner frommen Gemalin, der Herzogin Ludmila, eifrige Theilnehmer an der Bekämpfung des Heidenthums; sie bauten gemeinschaftlich die erste Kirche. Allem Anscheine nach überlebte Borziwoy Böhmens Losreißung vom Mährenreiche nicht lange; im Jahre 895 scheint ihm bereits sein ältester Sohn, Spitignew I., im Prager Herzogthume nachgefolgt zu sein. Spitignew sah die Auflösung und Theilung des mährischen Reiches. Des gewaltigen Swentopluks Erben lagen in Bruderzwist, den, nach gemeiner Annahme, der schon oben erwähnte Markgraf Arbo herbeigeführt. Swentopluk der Jüngere scheint mit Arbo gemeinschaftlich Parthei sowol gegen Moymar II., als auch gegen König Arnulf ergriffen zu haben und sie lenkten ihre Absichten vielleicht auf Böhmen. Die Böhmen aber glaubten ihre Selbständigkeit nicht besser sichern zu können, als wenn sie neuerdings dem Reiche beiträten. Sie benutzten also den Aufenthalt Arnulfs zu Regensburg im Jahre 895, nnd der König nahm ihre Abgesandten — als deren „primores" Spitignew und Witizla (ungewiß ob Borziwoy's Söhne) genannt werden — feierlich in Schutz und Lehnbarkeit auf. Als Arnulf deutscher Kaiser wurde, fanden sich die Böhmen genöthigt, ihn im Jahre 897 um Hilfe gegen Mähren anzugehen. Arnulf zog eine diplomatische Vermittelung vor, und dotirte den jüngeren Swentopluk in der Kärnthnermark, wodurch er diesen zwar zum Schweigen brachte, aber Moymars II. sofortigen Untergang, über welchen es an Nachrichten fehlt, nicht verhinderte. Bemerkenswerth ist Moymars II. noch in der letzten Zeit bewiesene Sorgfalt für die Kirche. Als nämlich der Neutraer Bischof Wiching im Jahre 898 zu Kaiser Arnulf als dessen Kanzler übertrat, erbat sich Moymar vom Papste Johann IX. drei andere lateinische Bischöfe für sein Reich, und fachte hiedurch den Diözesenstreit zwischen Salzburg und Rom noch einmal, wiewol zum letzten Male an. Das kirchliche Werk ward durch Kriege unterbrochen, und durch des Mährenreiches Fall überhaupt in die weite Ferne hinausgerückt.

Kaiser Arnulf hatte bis zu seinem, im Jahre 899 erfolgten Tode den abtrünnigen Moymar mit Waffenmacht niedergehalten, und noch im Jahre 900 rückten die Bayern gemeinschaftlich mit den Böhmen in Mähren ein, brachen des beinahe schon wehrlosen Fürsten Macht gänzlich, und bezeichneten überdies ihre Fußstapfen mit Verwüstung und Brand. Dies lockte die eroberungslustigen Magyaren herbei. Gleichwohl hatten sie

gegen slawische Kriegskunst und slawischen Trotz kein so leichtes Spiel. Mehrere Jahre dauerte der Unterjochungskampf. Endlich, in den Jahren 907 bis 908, war des Mährenvolkes Kraft erschöpft. Ungarn und Polen theilten sich als Nachbarn in die Beute; die March ward Südost-grenze, der darüber hinausliegende Theil — das jetzige Markgrafthum — fiel als Nebenlandschaft an Böhmen, welches den Ungarn Zins dafür leistete.

Mit dem Ende des neunten Jahrhunderts scheint auch Deutschlands unablässiger Einfluß auf Böhmen eine Zeit lang aufgehört zu haben. Das Land, mit dem jetzigen Mähren ansehnlich vergrößert, fing an, seine nationellen Kräfte mehr als je zu entwickeln. Blos waren einem rüstigen Aufschwunge die noch fortdauernde Zersplitterung in Theilfürstenthümer und das dadurch streckenweise begünstigte Heidenthum im Wege. Aber schon Herzog Spitignew I. und sein ihm nachgefolgter jüngerer Bruder Wratislaw I. (seit 921) werden als Kirchenstifter gerühmt. Unter dem letzteren Fürsten hatten sich außerdem zwischen Bayern und Böhmen vorübergehende Fehden — wol auch nur an der Grenze — entsponnen.

Als Wratislaw I. aus dem Leben schied (Jahr 925), war, bei der Minderjährigkeit seiner beiden Söhne, Waceslaw (Wenzel) und Boleslaw, der Zeitpunkt zur ersten Thronumwälzung angezeigt. Wie diese letztere wirklich erfolgte und wie hieraus die Gründung des böhmischen Staates unter Boleslaw dem Ersten (936) hervorging: das haben wir bereits im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 265—270) umständlich erörtert.

Böhmen war seit dieser Zeit ein slawisches Reich geworden und seine ferneren Schicksale erzählt die zusammenhängende Geschichte, welche dort beginnt, wo die böhmische Vorgeschichte abbricht.

Daß Palacky die Thronbesteigung Boleslaws I. nur als Folge einer Hofintrigue darstellt („die einzelnen Vorfälle zwischen den Brüdern und ihrer Mutter sind unbekannt," sagt er Gesch. I. 206): daß derselbe hier gar keine Epoche im Staatsleben Böhmens annimmt und gelten läßt, sondern den Regierungsantritt Boleslaws blos durch eine allgemeine Schilderhebung gegen Deutschland charakterisirt („Boleslaw eilte zuerst im Lande selbst alle Diejenigen sich zu unterwerfen, welche den deutschen Königen gehorsam oder ergeben waren" a. a. O. S. 211) wissen alle Leser seiner Geschichte von Böhmen. Allein man muß hier tiefer in den Geist der damaligen Ereignisse zu dringen wagen.

Die Entstehung von Budweis.

(Mit Xylographie.)

Die ehrwürdige Stadt Budweis, „allezeit getreu ihrem Landesfürsten," hat, wie viele böhmischen Städte, einen in Sagen gehüllten Ursprung.

In früherer Zeit herrschte die Meinung, Budweis sei an jener Stelle gegründet worden, wo das jetzige Piaristen-Collegium (vormaliges

Dominikanerkloster) steht. Dies Gebäude hat nämlich ein steinernes Wahrzeichen, das für das älteste Denkmal von Budweis zu gelten pflegte. Es befindet sich am oberen Theile des, der ehemaligen Margarethen- (nun Joseph Kalasanz-) Kapelle gegenüberstehenden Pfeilers in der dortigen Kirche, und besteht aus einem in Stein gehauenen Kinde mit einem Löwen und Reichsapfel. Hievon ging die Sage: daß die Gemalin Przemysl Ottokars II. (zwischen den Jahren 1262 und 1264) an dieser Stelle entbunden wurde, welches Ereigniß die Entstehung des Klosters und später auch jene der Stadt veranlaßt haben soll.

Wir bezwecken indeß hier darzuthun, daß Alt-Budweis durch einen Rosenberger, Budwoy I. um die Mitte des XIII. Jahrhunderts, Neu-Budweis hingegen durch König Ottokar II. im Jahre 1265 angelegt worden sei, und daß die verschiedenen Deutungen dieses alten Ortsnamens die Entstehung von Budweis nicht aufzuhellen vermögen.

Die Stadt Budweis besteht aus der alten und neuen. Jene, gewöhnlich Altstadt genannt, liegt nördlich gegen diese und außerhalb derselben, so daß sie gegenwärtig die „Prager Vorstadt" bildet. Sie zieht sich am rechten Moldauufer fort und hat auf dem äußersten Saume den gemeinschaftlichen Gottesacker mit einem Kirchlein zum heiligen Prokop. Dies Gotteshaus war ehemals eine eigene Pfarrkirche und kommt in den bekannten Errichtungsbüchern 1405, in einer Wyssehrader Urkunde 1402 vor — muß aber jedenfalls weit älter sein.

Ebenso ist die Altstadt Budweis, ursprünglich freilich blos ein Dorf oder Markt, weit älter als die eigentliche Stadt; worauf auch der Name selbst anspielt.

Während nun Einige behaupten, daß Budweis (die Altstadt) von einem Rosenberg bei der Geburt eines Sohnes, welchem man den Namen Budiwoy gab, angelegt wurde: eruirte Balbin (Epit. rer. boh. L. III. c. 15) aus der Rosenbergischen Familien-Chronik, daß ein Budiwoy von Rosenberg sie begründet habe, der auf der benachbarten Burg Frauenberg (Hluboká) gewaltet. Dieser Budiwoy, seines Namens der Erste, war Herr auf Krummau, führte auch den Beinamen von Krummau und Skalitz und war ein Brudersohn Woks I. — des berühmten Erbauers der Burg Rosenberg um das Jahr 1246, des Stifters von Hohenfurth im Jahre 1259, königl. Oberstlandmarschalls in Böhmen (1254—1262) und General-Kapitäns von Steyermark unter König Ottokar II. — gestorben zu Gratz 3. Juni 1262. Budiwoy von Krummau und Stadiz aber wurde der Vater des gefeierten, obgleich tragisch endenden Zawisch von Falkenstein oder Rosenberg*); und er, Budiwoy I., hat das alte Budweis aller Wahrscheinlichkeit nach in's Dasein gerufen.

Der Chronist Neplach (Abt von Opatowitz, schrieb zwischen 1350 und 1370) bewahrt die ziemlich vereinzelte Nachricht, daß Budweis nach der Hand an Cziezco de Budiegiewicz — allem Anscheine nach einem Sprossen derselben Rosenberge — gelangt sei. Weil nun dieser einst im königlichen Forste einen Hasen erlegte, soll Ottokar II. ihm Bud-

*) Palacky Gesch. v. Böhmen II. 1, 176. 253. Derselbe in Sommers Topographie IX, 60.

weis und Hluboka entrissen haben.*) Aber man begreift, daß ein anderer, erheblicherer Grund dabei obwalten mochte. Für das Faktum selbst bürgt übrigens die Reimchronik des sogenannten Dalimil (ed. Hanka 1851 p. 152), welche von König Ottokar berichtet:

Zavišu z zemie vypudi,
Vitkovice s ústského hradiště spudi,
Budějovice otje Čiečovi,
Poděbrady Vilémovi etc.

Als Ersatz für Budweis soll Cziezco später vom Könige nach Einigen Jitschin, nach Anderen Welisch (bei Jitschin) erhalten haben. Gewöhnlich kommt ein Czech von Budwoy (Czech de Budvog) vor, der unter andern dem Hohenfurther Stifte 1263 das bei Budweis liegende Dorf Zaborz verkaufte, und die Handveste darüber folgendermaßen ausfertigen ließ: Datum A. D. MCCLXIII. indict. 15. In Budvoy in coena Domini. Dieser Czech, welcher also bereits 1263 eine Urkunde von Budweis aus datirt hat, ist ohne allen Zweifel einerlei mit jenem von Dalimil genannten Čieč von Budiesowicz, mithin Erbherr der Stadt selbst.

An diese alte Stadt (oder den Flecken) Budweis hat sofort, und wahrscheinlich 1265, Ottokar II. das neue Budweis angebaut, das seinen Namen Budiwoyz, Budwoyz, und davon im Deutschen mundgerecht Budweis, von dem slawischen Budivoyce erhalten hat.

Die Begründung der Stadt Budweis im Jahre 1265 schildert Balbin nach einer nun verlorenen Urkunde also: Die Räume der Gassen wurden ausgemessen, ein Ringplatz bezeichnet und mehrere öffentlichen Gebäude erbaut; diese Arbeit hat der böhmische Ritter Hirz de Klingenberg geleitet und der König verfolgte dabei den Zweck, in jener Gegend, wo die Unterbayern als Besitzer von Oesterreich ob der Enns am leichtesten hätten eindringen können, eine feste Stadt zu erbauen rc. Jammerschade nur, daß die von Balbin im Budweiser Rathause eingesehene Urkunde noch nicht wieder zum Vorschein gelangt ist.

Ottokars Sohn und Nachfolger, Wenzel II., nennt in einem Diplom vom Jahre 1292 (Millauers Urspr. v. Hohenfurth Nr. XXVI) die neue Stadt ausdrücklich: civitatem nostram Budvoyz. Und ebenso heißt sie auch in einem auf dem Budweiser Rathhause befindlichen und hier abgebildeten merkwürdigen Sigill. Dieses Sigill ist von Messing mit einem kurzen Griffe, rund, hat 2 Wiener Zoll im Durchmesser und enthält das ursprüngliche, ganz einfache Wappen der Stadt, nämlich drei Thürme, an deren mittlerem ein dreieckiger Schild mit dem böhmischen Löwen lehnt. Der Mittelraum ist mit Laubwerk verziert. Die Umschrift aber lautete:

*) Nam Wilkonibus Usk et Novam domum abstulit. Czieczoni Budiegiewicz etc. Hlubokam D. Czieczani de Budiegiewicz recepit propter unum leporem quem venatus fuit in silvis regiis. Vgl. Palacky Gesch. II. 1, 315.

SIGILLVM CIVIVM DE BVDIVOYZ.



Das Alter dieses Stadtsigills kann nicht mit Bestimmtheit festgesetzt werden; aber aus dem XIV. Jahrhundert stammt dasselbe gewiß.

Wie überall, so versuchte man sich frühzeitig auch bei Budweis, aus dem Namen der Stadt deren Entstehung abzuleiten.

Einer solchen Uiberlieferung zufolge soll Ottokar II. gelobt haben, dort, wo er die Nachricht von der Geburt seines Thronerben erhalten würde, ein Kloster zu stiften. Dies soll nun in der Nähe von Budweis geschehen sein, er aber im prophetischen Geiste ausgerufen haben: Bude jich vice — woher auch zuerst das Kloster und dann die an demselben erbaute Stadt den Namen Budĕgowice, kürzer auch Budĕgce erhalten hätte.

Einer zweiten derlei Tradition zufolge sollen sich um die früher erbauten heiligen Hallen der Dominikaner die Hütten der Ansiedler in kurzer Zeit so sehr vermehrt haben, daß der König bei einem Besuche dieser Gegend seine Verwunderung darüber äußerte, und das erwähnte Bude jich vice (d. h. es werden derselben bald noch mehrere hier stehen) aussprach.

Einer dritten Ansicht nach (welcher Stransky Rep. Boj. 1713, p. 14 beipflichtet) ist Budweis der von den Deutschen verstümmelte Name Budjegowice, welcher vom Wachen oder der Wachsamkeit herrührt. Denn da das böhmische Zeitwort buditi soviel sagt, als vom Schlafe

wecken, so bezeichnet wol Budjegowice einen Ort, wo man die Schlafenden weckt (!).

Doch genug von solch' grundlosem Gewäsche, zumal auch der Personenname Budiwoy darin verflochten werden müsste, von welchem unzweifelbar der Ortsname entnommen ist!

Beachtung verdient außerdem der Umstand, daß, wie in Böhmen die Städte Budweis und Krummau, so in Mähren das Städtchen Budweis (Budvic) und das Dorf Krumau benachbart sind — daher kommt es auch, daß man die näheren Bezeichnungen „Böhmisch" und „Mährisch" vorzusetzen pflegt. Offenbar deutet dies dahin, daß die Herren von Rosenberg oder ihre Nebenlinien einst auch in Mähren Besitzungen gehabt und dem dortigen Budweis seinen Ursprung und (nach einem Budiwoy) den Namen verliehen haben.

Als die Stadt Budweis angelegt war und ihren Rang hatte, wurden ihr zahlreiche Ortschaften aus den nächsten Umgebungen zugetheilt. So hat z. B. Ottokar II. im Jahre 1273 vom Stifte Hohenfurth die Dörfer Strodenitz, Maltschitz und Zaborz gegen andere eingetauscht und sie der Stadt Budweis geschenkt und einverleibt.

Im Jahre 1296 musste das Budweiser Stadtrichteramt durch landesherrliche Gunst schon sehr ansehnlich, und da es auch mit dem Genuße der ehemaligen Hof- und Grab-Mühlen, dem Ertrage einer Mauth ꝛc. verbunden war, sehr einträglich sein. König Wenzel II. hat dieses Amt sammt allen Rechten seinem Münzmeister Klaricz und den Nachkommen desselben erblich verliehen und bestätigte es noch besonders dem Sohne Nikolaus.*) Die Originalurkunde hierüber, welche das Budweiser Stadtarchiv bewahrt, lautete also:

Nos Wencezlaus . dei gracia rex boemie dux cracouie et sandomerie . marchioque moravie . harum serie notum esse volumus universis tam presentibus quam futuris . quod nos ad supplicacionem claricii urburarii et monetarii nostri per boemiam judicium civitatis nostre Budivoyz . quod eidem claricio jure hereditario dederamus . nicolao filio ipsius cum juribus omnibus ad idem judicium spectantibus conferimus de gracia speciali . per eundem nicolaum et heredes ipsius eodem jure hereditario perpetuo possidendum. In cujus rei testimonium presentes literas fieri et sigillorum nostrorum munimine jussimus communiri. Datum prage per manus magistri petri . prepositi brunensis . Anno domini millesimo ducentesimo nonagesimo sexto. VIII. cal. septembris (25. Aug.) none indiccionis.

Die Urkunde ist natürlich auf Pergament, versehen mit dem hangenden Majestätssiegel, welches aber an der einen Seite schon beschädigt ist und folgende Umschrift trägt:

---

*) Unter den bedeutenderen Bürgerfamilien des XIII. und XIV. Jahrhunderts bei Palacky (Gesch. II. 2, 25) wird auch aufgeführt: „der königliche Urburer und Münzmeister Klaricz, ein Florentiner von Geburt, und seine Söhne Nikolaus, Peter und Andreas, denen König Wenzel II. das Stadtgericht von Budweis (1296) erblich verliehen hatte."

W — OTTOKARI REGIS QVONDAM FI —
RES REGNI BOEMIE WENCESLAVS SE-
CVNDVS DEI GRACIA OTTOKAR — ET
HERES MARCHIONATVS —

Der Stamm der Klaritze blieb lange im Besitz dieser Münzmeisterwürde, da 1388 Wenzel Klaritz und 1422 Sigmund Klaritz in Urkunden vorkommen, für welche die Könige Wenzel IV. und Sigmund die früher ertheilten Privilegien bestätigten. Sie sind auch alsbald „Ritter von Klaricz" geworden, ohne sich jedoch als solche behaupten zu können.*)

Je mehr indeß das neue Budweis sich hob, desto mehr sank das alte, welches sonst seine eigene Gerichtsbarkeit hatte (der dies anzeigende sogenannte Pranger verschwand erst vor siebzig Jahren!), und das nunmehr blos eine Vorstadt von Budweis vorstellt. So ging es auch dem nachbarlichen, an der Linzer Straße liegenden Dorfe Strodenitz (Rożnov), welches einst ein Markt war, indem der frühere Besitzer, Wok I. von Rosenberg, es im Jahre 1261 forum Ztradonicz, Wenzel II. im Jahre 1292 villam forensem nennt, und der dortige Richter, Chunch, in der schon oben besprochenen Urkunde des Czecz von Budwoy als Zeuge erscheint.

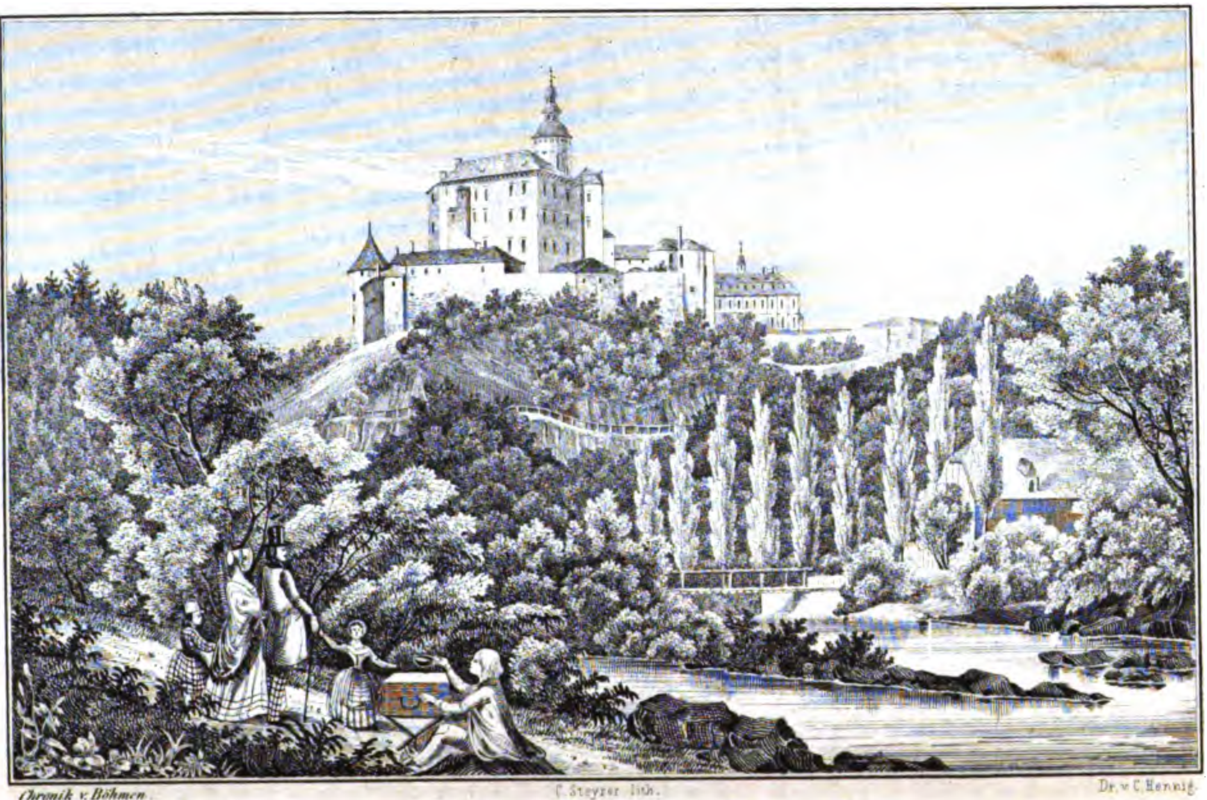
Bei der Erbauung der neuen Stadt wurde auch sogleich eine eigene Pfarrkirche (der gegenwärtige Dom) errichtet, und dem heil. Nikolaus geweiht. Die Kirche kommt auch bereits in einem Breve des Papstes Bonifaz VIII. dd. Rom 3. April 1297 vor, welche das Budweiser Stadtarchiv besitzt: Ecclesia sancti Nicolai in Budweis (sic) Pragensis dioecesis etc.

In Urkunden des XIII. Jahrhunderts werden übrigens auch noch mehrere Ortschaften aus der nächsten Umgebung von Budweis namentlich genannt, welche also schon damals bestanden haben müssen, als: Leitnowitz, Plan, Payreschau (Boršow), Steinkirchen (Ujezd, Wjezd, weil schon damals die Straße vorbeigehen mochte, auf der man zu der sehr alten Freistadt, Zahlow und somit aus Böhmen kam), ferner Teinles (Daudleb), Driesendorf (Střížow), Niemczitz, Striczitz, Dobschitz ꝛc.

Die reine Form oder der Urname von Budweis dürfte nach all' dem Vorhergehenden nicht genau auszumitteln sein. König Wenzel II. nennt die Stadt, wie wir gesehen haben, civitas Budvoyz. Der Chronist Franziskus (blühte zwischen 1333 und 1353) hingegen schreibt Budways: (1318) Petrus de Rosenberch civitatem Budways potenter obsedit. In späteren Urkunden von 1327, 1331 und 1333 lesen wir die Namensformen Budyvoys, Budyewois, Budyowicz, Budyweys, Budwoys, Budweys etc.

Auf den Eigennamen Budiwoy oder Budwoy gehen jedoch alle diese Blendlinge zurück, und diesem Namen liegt eine ürslawische Wurzel zu Grunde — wie denn der Name Budiwoy selbst schon bei dem Jahre 1106 in den böhmischen Geschichtsquellen erscheint.

*) Palacky Gesch. II. 2, 26.



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Dr. v. C. Hennig.

Schloss Friedland.

Chronik von Friedland.

(Mit Abbildung.)

Es ist keine leere Redensart: daß sich die Völker in der Regel erst zur Geschichtschreibung hingedrängt fühlen, wenn sie selbst keine Geschichte mehr haben. Dieser Ausspruch hätte auf das vaterländische, von Kerndeutschen bevölkerte Städtchen Friedland, wenigstens im Kleinen, Anwendung gefunden, wenn der Brand, welcher Friedland am 21. Januar 1853 traf, verheerender und daher in seinen Folgen unheilvoller gewesen wäre. Allein es ist die Dekanalkirche mit ihren Monumenten, es ist das Schloß rc. unversehrt geblieben — und dies bietet uns den willkommenen Anlaß, hier eine kurze Chronik des schwer heimgesuchten Ortes aus Urkunden zusammenzustellen, um die Gegenwart Friedlands mittelst seiner Vergangenheit besser würdigen zu können.

Friedland — Domäne, Stadt- und Burggebiet — ist aus der älteren und größeren Lehenschaft Reichenberg erwachsen, einem angeblich schon im XI. Jahrhunderte den Herren von Berka*) von der Krone verliehenen Besitzthume. Ein Ritter Berka oder Berkowecz soll schon damals die alte Friedländer Burgwarte erbaut haben. Aber soweit hinauf versteigt sich nur die Friedländer Sage (z. B. bei Hajek fol. 122); die Chronik selbst bleibt bei der Jahrzahl 1278 bescheiden stehen. In dem genannten Jahre nämlich werden bereits die (aus der habsburgischen Alpenheimath nach Böhmen gekommenen) Bibersteine**) als Inhaber der Burg Friedland genannt. Und daß eine Burg ohne Gebiet oder Bann keinen Gegenstand einer Erwerbung im Mittelalter bildete, ist bekannt. Also war den Bibersteinen der friedländische Bezirk oder die Domäne Friedland überhaupt zu eigen. Die Erwerbung geschah mittelst Kauf; indem nämlich Rulko (oder Bolko) von Biberstein dem Könige Przemysl Ottokar II., welchem die Burg heimgefallen war, 800 Mark Silber dafür erlegte, um solche lehenbar und erblich zu besitzen.

Die Urkunde hierüber lautet wörtlich:

Ego Bolco de Biberstein istius tenore paginae notum facio universis tam praesentibus, quam futuris, quod castrum Friedland cum omnibus iuribus et attinentiis ipsius castri emerim a Serenissimo Domino nostro, Domino Ottogaro illustri Rege Bohemiae, pro octingentis Marchis Nurenbergensis ponderis et argenti, haereditarie possidendum; ita tamen, quod ego et haeredes mei de dicto castro dicto Domino Regi et haeredibus suis fideliter serviamus et obsequia devota impendamus, et jura exsolvamus quae-

*) Der Name Berka kommt in Böhmen vor dem XIV. Jahrhunderte nicht vor, Illustr. Chronik Bd. I. S. 49.

**) Die Bibersteine waren schon unter Wenzel I. in Böhmen begütert. Palacky Gesch. II. 2, 20. Friedland im Bunzlauer Kreise war Bibersteinisch, als Pota von Duba auf Friedland bei Braunau waltete. Ebend. 2, 10.

libet secundum consvetudinem Regni Bohemiae, et quo ego et haeredes mei ad expeditiones ipsius Domini Regis et haeredum suorum veniamus et venire teneamur muniti armis, equis et caeteris armorum necessariis, sicut decet, quoties ipsum Dominum eas facere contigerit, vel ejus haeredes contra provincias vel homines qualescunque, et breviter universa alia, quaecunque in judiciis steuris et expeditionibus ac aliis conditionibus quibuslibet juxta ipsius Regni consvetudinem impendantur vel solvuntur ab aliis ipsius Regni fidelibus, eadem et singula ego, et haeredes mei dicto Regi et haeredibus suis impendamus et impendere teneamur. Testes autem, qui interfuerunt, sunt isti: Dominus Nicolaus filius dicti Domini Regis, Domaczlaus Cammerarius Boemiae, Mstidruhius Purchravius Pragensis, Theodericus Spathmannus Cammerarius Boemiae, Hinco de Lüchtenburg, Hinco de Duba, Jesco de Waldenberch, Georgius Cammerarius Dae. Reginae, et alii quam plures. In cujus rei testimonium et robur praesens scriptum fieri, sigillo meo feci muniri. Actum Pragae Anno Domini 1278. Septimo Idus Februarii, sextae Indictionis.*)

Elf Nachfolger des Bolko von Biberstein blieben bis 1551, mithin durch eine Reihe von 273 Jahren, im Besitze von Friedland. Sie wurden von König Johann, von dessen Söhnen und Nachfolgern Karl IV. und Wenzel IV., von König Sigmund (1420), Albrecht (1438) und Ladislaw dem Nachgeborenen (1454) über ihre Güter belehnt — wozu zwischen 1357 und 1434 die Landskrone bei Görlitz, Seidenberg, Burg Hammerstein, ein Theil von Cotbus, später auch Sorau, Forst, Beskow, Strehlen, Muskau, Köpnik und mehrere ansehnliche Güter in der Lausitz und in Schlesien gehört haben.

Die Reihe der Bibersteine, welche seit Bolko († 1310) Friedland besessen, ist nachstehende:

Bis 1366 Friedrich I. auf Sorau. Hofm. Script. Sil. I. 120.
— 1410 Johann III. und Ulrich I., dann
— 1424 Johann IV., alle Drei eifrige Hussitenbekämpfer;
— 1465 Ulrich II.,
— 1471 Wenzel I.
— 1483 Ulrich III.
— 1490 Ulrich IV.
— 1519 Ulrich V.
— 1534 Joachim, der erste Lutheraner; es heißt jedoch im Menken Script. r. Germ. II. p. 1560: Frydland ein Slos hinder der Sitta Hr. Johann von Biberstein aldo gesessen 1529;

*) Zum Verständniß dieser Urkunde diene: daß der genannte (legitimirte) Sohn Ottokars der bekannte Nikolaus I. Herzog von Troppau († 1318) sei; Domaslaw von Sskworecz ist als Oberstkämmerer 1277—1278, Mstidruh von Chlum als Prager (oberster) Purggraf 1277—1279 bekannt; Theodericus Spathmannus ist der kön. Unterkämmerer Dietrich Spatzmann oder Špaček (Palacky Gesch. II. 1, 207); Jesco oder Jarek von Waldenberg war Burggraf zu Eger ꝛc.

Bis 1549 Hieronymus der Reiche; Hauptmann des Herzogthums Glogau 1544, Landrichter in der Niederlausitz (Gemahl der Tochter Herzog Karls von Münsterberg); Hieronymus Baro de Biberstein Dominus in Sorau, Ducatus Glogoviensis Possessor. Menken. Script. Germ. III. 1983.

— 1551 Christoph von Biberstein — Erbauer der unteren Burg Friedland.

Aus den Obigen übte Johann IV. von Biberstein, Statthalter von Brandenburg 1414, das ihm verliehene Recht, Silbermünzen mit seinem Wappen und dem Buchstab S (Sorau) zu prägen. Einige Bibersteine lebten zwar mit den Görlitzern in Fehde, sie verbündeten sich jedoch mit ihnen dauernd gegen die Hussiten, denen durch sie von 1420 bis 1433 vielfacher Abbruch geschah. Balthasar von Biberstein saß 1547 mit zu Gericht unter Ferdinand I. Die Fürsten von Mähren, die Markgrafen von Brandenburg und Herren von Görlitz benutzten die Bibersteinischen Geldschätze und Streitkräfte und schuldeten ihnen dafür oft lange Jahre.

Der Belehnungsbrief der Bibersteine durch König Ladislaw Posthumus (1454) lautet also:

Wir Laßlaw vun gottes gnaden czu Vngern vnd czu Behem, Dalmacien, Croacien ꝛc. könig, Herczoge czu österreich, Marggraffe czu Mehren vnd zu lusicz bekennen vnd tun kunt allirmenniglich mit dissem Briffe, das vor vns kommen sint dy edelen Vlrich, Wenczlaw vnd Ffriderich gebrudere, vnd Wenczlaw ir Vetter vun Bebirstein, Herren von Forst ꝛc. vnsere liben getrewen, vnd haben vns mit demütigen Fleisse gebeten das wir inen iren Erben vnd Nachkommen alle in Sloß vnd Stete mit namen Forst, Friedlandt, Hammerstein, Soraw, Beskow, starkow, muskkow vnd alle andir ir gütter wo sy dy haben, wy dy genannt, vnd wo sy gelegen sint mit allen vnd iglichen iren Rechten u. s. w. — — czu gesamten Lehen gnediglichen geruheten zu vorleyhen, zu ernewern, czu confirmiren und befesten — das haben wir angesehen ire fleisige Bithe auch getreuen Dinste — — — leyen und reychen yn dy auch von köngl. behemischer macht in krafft diß Briffs — — — doch vns vnd der krone Behem an vnsern Diensten vnd sonst iedermanlich an seynen rechten vnschädlichen u. s. w. — — Mit Vrkunt dießen Briff versigelt mit vnsern königl. anhangenden Ingesigl gegeben czu Prag an den St. Benedicten Tag nach Christi gebort firczenhundert vnde in fir und funfczigisten iare, vnser Reiche des vngerischen im vierczendem und des behemischen im erstin Jare ꝛc.

Im Jahre 1551 geschah es, daß die Sorauer oder Friedländer Linie des Hauses Biberstein (welche seit 1500 geblüht hatte) ausstarb, und die Forster Linie die Belehnung anzunehmen versäumte. Kaiser Ferdinand I. zog also Friedland mit Reichenberg und Seidenberg als verfallenes Kronlehen ein und verkaufte den ganzen Gütercomplex unter'm 1. April 1558 dem Freiherrn Friedrich von Rädern für 40.000 Thaler.

Diese Familie, welche sich „von Rederun" schrieb, stammte aus

Schlesien (Ruppersdorf) ab und war auf Groß-Strehlitz ꝛc. seßhaft.*) Friedrich von Rädern war zur Zeit des Besitzantrittes jener böhmischen Domänen kaiserlicher Rath, Vizthum und Kammerpräsident in Ober- und Niederschlesien. Als er 1564 zu Breslau starb, fielen die Güter seinen Söhnen anheim, von denen Melchior der Letzte war und der alle seine sechs Brüder überlebte.

Die Belehnungsurkunde Kaiser Rudolphs II. für Melchior von Rädern und seine Brüder, datirt Schloß Prag 1. Juli 1581, ist noch vorhanden. Darin wird Melchior von Rädern unter andern auch mit dem „öden Schloß Hammerstein sammt seiner Zugehörung" belehnt — welche Ruine in der Nähe der Stadt Reichenberg gesucht werden muß, da sie, nach obigem Lehenbrief, innerhalb der „Cron Böheimb" gelegen hat. Auf den jetzigen Domänen Reichenberg und Friedland ist kein Hammerstein mehr vorfindlich; nicht einmal hat Herr Palacky in seinem Popis král. Česk. diese alte Burg gehörigen Ortes mit aufgeführt.

Bei dem Rädern'schen Geschlechte blieb Friedland 63 Jahre lang; unter ihren Besitzern zeichnete sich am rühmlichsten der Dritte in der Reihe — der obengenannte Melchior aus, welcher 1593 bei Sissek focht, 1598 Großwardein deckte und deßhalb von Rudolph II. 1599 in Prag zum Ritter geschlagen ward; er starb als kais. Hofkriegsraths-Präsident und Feldmarschall zu Deutschbrod am 26. Sept. 1600.

Der letzte Besitzer von Friedland aus dem Hause der Freiherrn von Rädern war der kaiserliche Truchseß, Kämmerer und Oberste Christoph von Rädern — seit 1612. Allein als Protestant der Parthei des Winterkönigs Friedrich zugethan und gegen den rechtmäßigen Landesherrn die Waffen führend, flüchtete derselbe nach der Weißenberger Schlacht (8. November 1620) nach Schweden, dann nach Polen, woselbst er als Exulant im Jahre 1642 gestorben ist. Seine beiden, längst schon konfiszirten Herrschaften Friedland und Reichenberg (denn Seidenberg war mit der Oberlausitz zur Pfandschaft für Johann Georg von Sachsen bestimmt) veräußerte also der kaiserliche Fiskus 1622 an Albrecht von Waldstein, den nachmaligen „Herzog von Friedland," für die Summe von 150.000 Gulden.

Der hierüber ausgefertigte Lehenbrief dd. Olbenburg (Oedenburg?) 5. Junius 1622 — von welchem bereits im ersten Bande der illustr. Chronik S. 538 die Rede war — lautet wie folgt:

Wir Ferdinand der Ander von Gottes Gnaden erwöhlter Römischer Kayßer zu allen Zeithen Mehrer des Reichs, in Germanien zu Hungarn, Böheimb Dalmatien Croatien vndt Sklavonien König ꝛc. ꝛc. — bekennen vor Vnß, Unsere Erben, Vnd Nachkommende Könige zu Böheimb vndt Marggrafen in Oberlausitz ꝛc. offentlich mit dießem Brieffe vor Jedermaniglichen. Nachdem Wailandt Kaiser Ferdinand, Vnser gelibster Anherr hochlöblichster Gedächtnuß Wailandt Friedrichen von Rädern — (hier folgen die Belehnungen von K. Ferdinand I. und K. Mathias) — — Wann aber Er Christoph von Rädern hindanngesetzt seiner Vnterthänige auch Lehentrew vndt Pflicht, Sich der neulich fürgegangenen hoch-

*) Rohn (Cyriaker-Chorherr) Friedländ. u. Reichenberg. Chronica 1763, 4, S. 79.

ergerlichen Rebellion In Unserm Erb-Königreich Böheim im Werk vnd in der That anhängig vndt thailhaftig gemacht, vndt dieselbe, so viel an ihme geweßen, auff das möglichste befördern helffen, auch offt angedeuter Lehenstükh halber, mit gebührlicher Lehenssuchung, Vnß alß Seinen ordentlichen Khönig vndt Herrn übergangen vndt ahn Unordentlichen Orthen (wie gemeldt) seiner geleisten Lehen-Pflicht zuwider sich angegeben; Auch also wegen deß von ihme notorischer Weiße, begangenen abschewlichen Criminis perduellionis, rebellionis et laesae Majestatis berührter Herrschaft Friedlandt vndt aller Zugehörung: Sowohl auch Georg vun Rädern, weil er ebener gestaldt bei dem angedeuten Vnordentlich auffgeworfenen Haupt in Böheimb, die Belehnung mit so großen Aiffer vnd gar mit anerbittung Leibes vndt Lebens gesucht vndt darüber recognition erlangt, Welcher gleichber maßen notorisch seiner vorhingehabten gesambten Hand, sich gänzlich verlustig gemacht, Vndt Solche Vnß ahn alles Mittel heimgefallen ist. Alß haben Wier ferner mit guettem Fueg vndt Recht erstgemeldete Herrschaft Friedlandt zusambt den einverleibten Erblichen Zugehorungen, Städtlein, Creyßen vnd Dörffern, als Reichenberg mit seiner Zugehör, das öde Schloß Hammerstein auch samt seiner Zugehörung In Unsern Erbkönigreich Böhmen gelegen, Wiederum In einem gewissen geschlossenen Kauff cedirt, abgetretten vnd übergeben dem Wohlgebornen Unßern lieben getreuen Albrecht, Wentzeln Eusebio von Waldstein auf Wssetin, Lukow vndt Rinitz, Vnsern Kriegsrath, Cammerern vndt Obristen über eine Anzahl Kriegs Volkhs zu Roß vnd zu Fues ꝛc. vndt in ansehung seiner Vnß, vndt vnßern hochlöblichen Vorfahren Kayßern vndt Königen zu Böheimb ꝛc. Jederzeith, sonderlich aber bey vorher gangener Rebellion in Werkh erwiesenen standhaften Trew auch gelaisten tapfern vnd Vnß in Viel Wege ersprießlichen Kriegs- vnd andern Dienst; vndt die er Vnß Weiter bis an Sein ende zu erzaigen Uterthänigst ahnerbetig ist, Ihme, sowohl seinen Männlichen Rechten Ehelichen Leibes-Erben vndt derselben Erbens-Erben Männlichen Geschlechts in absteigender Linie, mit wohlbedachten Muth Rechten wissen vnd Rath Vnßerer Edlen Räthe solche Herrschaft Friedland zu einem Ewigen Erblehen gnädiglich geraicht vndt verliehen. Vndt zwar wie Vorgedacht mit den obbenannten Stücken vndt aller Herrlichkeit benantlich mit dem Adel oder Ritterschaft, Lehen, Berkwerkh vnnd Waschwerkh ꝛc. ꝛc. — allermassen wie es Waylandt die von Biberstein und Friedrich von Rädern Innengehabt, genossen und gebraucht. Reichen demnach ꝛc. ꝛc. darauf hat Vnß nun obgedachter A. W. E. von Waldstein gewöhnliche vndt gebührliche gelübt vndt Aydt gethann, Vnß, Vnßern Erben vndt nachkommenden Königen, auch der Kron zu Böheimb von solcher Herrschaft wegen getreu, gehorsam und gewärtig zu seyn, Schaden zu verhüten, frommen nutz vnd bestes zu befördern ꝛc.

Mit Urkund dießes Brieffs, besiegelt mit Vnserm kayl. vndt königl. anhangenden größeren Insiegel.

Geben in Vnserer Stadt Oedenburg den 8. Monatstag Juny nach Christi Vnsers lieben Herrn vndt Seelichmachers geburth Im Ein Tausendt Sechs hundert vnd zwey vndt Zwaintzigsten, Vnserer Reiche des Röm. im Dritten, des Hungarischen vndt des Böheimischen im Fünften Jahr.



Chronik v. Böhmen. Dr v C. Hennig.

C. Stayrer lith.

mit allen Gerechtigkeiten, wie es der abgeleibte von Friedlandt vorhin in Lebzeiten bis zu seinem Tode besessen vnd genossen hat — — darzu auch das Vnß nach den Wilhelm Wchinsky in der Alt Stadt Prag heimbgefallene Hauß sambt deßelben bey der kleineren Stadt Prag an der Mulda gelegenen Garten — auch die Perkwerkh auf hohe und niedere Metall und Mineralien — — nach Ausweisung anno 1575 aufgerichten von Vnß extendirten und bestehenden Perkwerchsvergleichungen. — — Gebieten hierauf Jedermänniglichen — — daß sie den Grafen Mathias von Gallas, dessen Erben und Nachkommben — dabey ruhig, sicher und ohne widerred verbleiben lassen — — schützen und beschirmen sollen bey Vermeidung Vnserer Kayserl. und königl. Straf und Ungnad. Deßen zu Urkundt haben Wir Vnser Kayl. königl. Insiegel hieran henken lassen und Vns mit aigener Hand unterschrieben. Geben in Vnser Haubt undt Residenz Stadt Wien den achten Montagstag Augusti des Sechszehnhundert Vier und Dreyßigsten, Unserer Reiche des röm. im 15. des hungarischen im 17. des böheimbischen im 18. Jahr.

Ferdinand.

Ad Mandatum etc.
Bernhardt Hieserle.
A. Güntzel.

Die Grafen Gallas de Campo rc. leiten aus dem altberühmten Geschlechte der Castelli vom Schloß Campo in Tyrol ihre Abkunft ab, worauf wir am Schluße noch zurückkommen.

Der obengenannte Held und Staatsmann aus dem dreißigjährigen Kriege, Mathias Graf von Gallas — der Zwölfte in der Stammreihe seiner Ahnen — war geboren (und ist auch begraben) in Trient 1588 und starb zu Wien am 25. April 1647. Seine Wahlsprüche waren: Recte faciendo neminem time und: vanæ sine viribus iræ. Seine erste Gemalin war Isabella geborene Gräfin von Arco, die zweite, welche ihn auch überlebte, Dorothea Anna geb. Gräfin Lodron.

Mathias Graf Gallas hinterließ also 1647 die dasigen Güter (denn er hatte auch Smirzitz und Horziniewes besessen) seinen minderjährigen Erben — die hier nicht aufgezählt werden können — und die Güter blieben sofort bei der Familie bis zu deren Erlöschen mit Philipp Joseph, dem letzten Grafen Gallas von Campo (geb. 1703, † zu Budweis 23. Mai 1759). Philipp Joseph vererbte Friedland und Reichenberg nach einiger Unterbrechung an seinen Schwestersohn, Christian Philipp Grafen von und zu Clam — einen ebenbürtigen Sprossen der altkärnthenischen Ritter Perger von Höchenberg, welche seit 1524 das im Machland-Viertel gelegene Schloß Clam erkauft und hievon den Namen angenommen hatten (Rohn a. a. O. S. 405—406).

Christian Philipp Graf von Clam verschmolz sofort seinen Namen und sein Wappen mit dem gräflich Gallas'schen — daher der jetzige gefeierte Name Clam-Gallas — und hinterließ die Allodial-Herrschaften Reichenberg und Friedland 1805 seinem Sohne (Landtäfl.-Hauptbuch Lit. R. Tom. V. fol. 141) und weiterhin (1838) seinem heldenmüthigen Enkel, welcher dieselben zur Stunde inne hat und noch lange in Glück und Wohlsein inne haben möge. —

Aus der eigentlichen Friedländer Stadtchronik heben wir nach der Zeitfolge nur das Wichtigste heraus.

1346 gehörte Friedland noch zu der Meißner Diözese.

1534 ist das Lutherthum nach Friedland gedrungen.

1551 hat Christoph von Biberstein den Bau der Friedländer Stadtkirche zu Ende gebracht, auch den östlichen Schloßflügel ausgebaut.

1551—1558 war Friedland mit Reichenberg und Seidenberg königlich und Hans von Oppeln waltete hier (1552) als Hauptmann.

1558 am 30. Januar begabte Kaiser Ferdinand I. die Stadt Friedland über Verwendung Conrads von Hoburg auf Fürstenstein (welcher die Friedländer seine „Erb- und Pfands-Unterthanen" nennt) mit einem achttägigen Jahrmarkt am Sonntag nach Simon und Judä, und mit freien Wochenmärkten an jedem Donnerstag, „wie solches zu Schweidnitz und Jauer gebräuchlich."

1592 hat Melchior von Rädern eine Papiermühle zum Behuf der Friedländer Schule erbaut. Er oder sein Nachfolger bauen das untere Schloß mit der Kapelle.

1624 wurde die Friedländer Kirche wieder zum katholischen Gottesdienst eingerichtet und der erste Stadtdechant, Sebastian Balthasar von Waldhausen, daselbst installirt. Hierauf bis 1628 ist Friedland wieder gänzlich katholisch geworden.

1639 im November ist Friedland von den Schweden eingenommen worden.

1640 am 17. März wurde Friedland durch die Kaiserlichen mit Sturm erobert, worauf die Schweden gewichen sind, um in Görlitz festen Fuß zu fassen.

1642 im Oktober haben die unter Torstensohn hereingebrochenen Schweden Friedland geplündert und in Brand gesteckt.

1645 am 18. September ist Friedland abermals von den Schweden eingenommen worden.

1663 ertheilte Anton Pankratius Rudolph Graf von Gallas der Friedländer Bürgerschaft das Schützenprivilegium.

1676 am 6. April entstand Feuer auf dem Friedländer Schlosse und es verbrannten etliche Giebel desselben.

1684 am 9. Mai war ebenfalls eine Feuersbrunst im Innern des Friedländer Schlosses.

1691 unter'm 11. Oktober bestätigte der Prager Erzbischof, Graf von Waldstein, die durch die Gräfin Johanna Emerenzia von Gallas in Friedland eingeführte Erzbruderschaft des heil. Rosenkranzes.

1714 wurde die Friedländer Kirche renovirt, der steinerne Chor gebaut und die neue, von einem Reichenberger erbaute, Orgel aufgestellt.

1744 im Dezember warf sich die von Prag retirirte Preußische Besatzung (8000 Mann stark) in das Friedländer Schloß und die Vorstädte, und erwartete Succurs aus Schlesien, wohin der Marsch auch glücklich bewerkstelligt ward.

1755 bekam Friedland vier Bürgermeister, u. z. Adalbert Springsholz, Wachszieher; Joseph Richter, Schneider; Gottfried Vielkind, Schuhmacher und Joseph Mohaubt, Fleischhauer und Gastwirth.

1757 am 13. März überfielen die Preußen Friedland, erbrachen die Schüttböden und führten das Getraide auf vielen hundert Wagen hinweg. Zugleich ist fünf Tage lang hier und in den nahen Dorfschaften geplündert worden.

1759 am 9. September rückten 3000 Mann Preußen vom Fouqué'schen Corps in Friedland ein, machten hier 400 Croaten gefangen, beraubten die Magazine und legten jedem Bürger eine Brandschatzung von 100 Thalern auf. Am 16. war derselbe Feind wieder da.

1762 ist Friedland von den Preußen dreimal, u. z. 9. August, 12. und 21. September, überfallen, der Stadt auch eine Contribution von 172 Dukaten nebst Leinwand von 30 Dukaten im Werth abgenommen worden. Bürgermeister Franz Herbig wurde überdies dreimal als Geisel bis nach Görlitz geschleppt.

1797 am 17. Januar in der Nacht von 10 Uhr an bis 6 Uhr Morgens sind zu Friedland 75 Häuser sammt dem Rathhause abgebrannt.

1813 am 17. August lagerte die polnisch-französische Avantgarde hinter Ringenhain und auf dem Nesselberg; damals wurde die Stadt und Gegend von Friedland durch mehr als zwei Wochen mit Requisitionen heimgesucht, wobei polnische Cavalleristen selbst auch in das untere Schloß eingedrungen sind.

Die Calamität vom 21. Januar des laufenden Jahres 1853 endlich ist noch bei Jedermann im frischesten Andenken. —

Wir haben oben verheißen, eine genealogische Notiz über das jetzige gräfliche Haus Clam-Gallas nachzutragen. Hier ist sie.

Nach dem Familien-Archive sind die Grafen von Clam-Gallas ein altösterreichisches, u. z. ein Kärnthner Geschlecht, welches unter dem Namen der Pörger (Perger) Edle Herren von Höchenperg bis in die erste Hälfte des XIV. Jahrhundertes in Kärnthen blühte, dann aber bei den inneren Spaltungen dieses Landes auswanderte. Die Familie ließ sich in Oesterreich nieder und brachte später, 1524, die Veste und Herrschaft Clam im Machlande an sich, welche noch jetzt der Familie zusteht. Von dieser Zeit an führte das Geschlecht den Namen Edle Herren von und zu Clam, behielt aber zugleich den alten Namen von Höchenperg bei. Kaiser Ferdinand III. ertheilte 22. November 1655 der Familie den Freiherren- und Kaiserin Maria Theresia 17. November 1759 den Reichsgrafenstand. Letzterer kam zugleich auf fünf Brüder, von denen der ältere, Johann Gottlieb und der vierte Johann Christoph, das Geschlecht fortgepflanzt haben.

Die Familie zerfällt in die ältere und in die jüngere Linie. Die ältere, von Johann Gottlieb gestiftete, Linie führt seit 2. November 1792 den Namen Clam-Martinitz in Folge der Vermählung des Grafen Carl Joseph — eines Sohnes des Grafen Johann Gottlieb und der Gräfin Caroline geb. Desfours — mit Maria Anna Gräfin von Martinitz, dem letzten weiblichen Sprossen des alten, einst so glänzenden, 1623 in den Reichsgrafenstand erhobenen Geschlechtes der Martinitze.

Die jüngere, von Johann Christoph gestiftete, Linie schreibt sich Clam-Gallas. Der Sohn des Stifters dieser Linie, Graf Christian Philipp, wurde von dem letzten (1757 verstorbenen) Grafen Philipp Joseph von Gallas zum Erben seiner großen Besitzungen in Böhmen

berufen, und nahm mit a. h. Conzession 29. August 1768 Namen und Wappen von Gallas an. Die lebenden Glieder des Clam'schen Grafenhauses sind:

Aeltere Linie: Clam Martinitz.

Graf Heinrich Jaroslaw Johann Nepomuk Carl Boromäus Aloys Vitus — Sohn des Grafen Karl Johann Nepomuk Gabriel, k. k. Geh. Raths, Feldmarschall-Lieutenants, Generaladjutanten des Kaisers und Chefs der Militärsektion im Staatsrath ꝛc., geb. 23. Mai 1792, gest. 29. Januar 1840, aus der Ehe mit Selina Lady Meade, geb. 2. Mai 1797, verm. 14. Juni 1821 — geb. 15. Juni 1826, k. k. Bezirkshauptmann, verm. 1851 mit Augustine Prinzessin zu Salm-Krautheim. Der Bruder desselben ist Richard Maria Carl Joseph Gregor, geb. 12. März 1832, k. k. Lieutenant, und des Vaters Bruder Albrecht Johann Leopold, geb. 15. November 1796, k. k. Kämmerer und Rittmeister in d. A., des Malteserordens Ehrenritter.

Jüngere Linie: Clam-Gallas.

Graf Eduard — Sohn des Grafen Christian Christoph (geb. 1. September 1771, gest. 21. August 1838, k. k. Kämmerers und Geh. Raths, aus der Ehe mit der (12. Dez. 1828 †) Gräfin Josephine von Clary und Aldringen, — geb. 14. März 1805, k. k. Feldmarschallieutenant, kommandirender General in Böhmen, Obersterblandmarschall des Königreichs, Großkreuz und Ritter mehrerer hohen Orden ꝛc. ꝛc. ꝛc., verm. 28. April 1850 mit Clotilde Gräfin von Dietrichstein (geb. 26. Juni 1828).

Der Judenfriedhof Beth-Chaim zu Prag.

(Mit Abbildung.)

Am äußersten rechten Ufer der durch Prag strömenden Moldau und am nordwestlichen Saume der „Josephstadt" erstreckt sich in Form eines großen lateinischen L der ehemalige, nun längst kassirte Judenfriedhof, welcher im Hebräischen den bezeichnenden Namen Beth-Chaim, das ist: „Haus des Lebens" führt.

Dieser merkwürdige und sagenreiche Ort ist nun wohl eingefriedet und bequem zugänglich, ja er wird von der eingeborenen Judenschaft mit schwärmerischer Anhänglichkeit gepflegt.

Unstreitig sind die Juden in Prag so alt, wie die Christen — ihre nationalen Uiberlieferungen aber melden uns ihr Dasein schon in der heidnischen Zeit. Und wahrscheinlich sind bereits mit den Markomanen gleichzeitig auch Juden nach Böhmen gekommen.

Das ursprüngliche Prager Judenquartier wird unter dem Wyssehrad und auch in der Ujezder Gegend gesucht. Der heutige „Judengarten" läßt uns auch in diesem Bezirke die ehemalige Wohnung oder doch Be-



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Steindr. v. C. Hennig.

Der ehemalige Judenfriedhof in Prag.

gräbnißstätte der Prager Juden vermuthen. Wie alt eigentlich die jüdische Ansiedelung in der gegenwärtigen „Josephstadt" sei, kann nicht historisch dargethan werden; aber der Baustyl der ältesten hiesigen Synagoge, der sogenannten „Altneuschule," spricht wenigstens für das XIII. Jahrhundert.

Im Einklange damit steht eine Nachricht des ersten Fortsetzers der Chronik des Cosmas, welche uns zu dem Jahre 1273 meldet: die Uiberschwemmung der Moldau habe sich damals von der Egidiuskirche durch das ganze Judendorf (per totum vicum Judæorum) bis auf den Frantissek erstreckt. Aus den Ottokarischen Stadtrechten von 1268 geht die Lage der damaligen Judenstadt nicht hervor.

Die Colonisirung des Judengartens, der bekanntlich in der erst 1348 gegründeten Neustadt Prag liegt, leitet übrigens Schaller (Beschreibung Prags III, 737) von Karl dem Vierten her. König Wenzel IV. bestätigte den Prager Juden unter'm 13. Nov. 1410 den Besitz ihres Neustädter Friedhofes — also des „Judengartens" (Pelzel Leben Wenzels S. 576).

Dahingegen findet sich in den altböhmischen Annalen eine Tradition, vermöge welcher Přzemysl Ottokar II. im Jahre 1254 den „Judengarten" mit Israeliten bevölkert haben soll — wie denn im Jahre 1488 König Wladislaw II. (zufolge der nämlichen Annalen) dieser Ansiedelung wieder ein Ende gemacht hat. Die betreffende Originalstelle lautet:

Když král Vladislav s svou raddou a svým komonstvem jezdíval raddy sadit na novoměstskou radnici, o tom jest častokráte přemýšlel pozastavě se, aby tu zahradu židovskou nebo hřbitov zkaziti mohl a jinak proměniti, a nového města pražského přivětšiti, a zdělati na tom místě domy, aby se tu lidé usazovali, a platu přivésti obci. Protož povolal k sobě starších z židův, a tu J. M. maje s nimi o to rozmlouvání časté, až jsou pak J. M. K. v tom své povolení dali. A tak tu na tom místě J. M. výsadu svou z židovské zahrady učiniti ráčil; a tak právem má jmenována býti od jmena vysazení Vladislavova ulice, kterážto měla by býti u lidu ve vážnosti, ale po hříchu jest u veliké nečistotě od lidí, kteráž se tu děje a tak v krátkém čase nastavěli jsou sobě dráhně domův k obydlí děkujíce z toho Pánu Bohu, že jim takového zprávce a pána ráčil dáti. Nebo předkové J. M. císařové králové čeští o to jsou se nepokusili, jako císař Karel, král Vácslav, císař Sigmund ani král Albrecht, ani syn jeho král Ladislav ani král Jiří, až král Vladislav. Kterážto zahrada židovská od výsady své za Ottokara jinák Přemysla krále českého stála 234 leta, až do kralování šťastného krále Vladislava; tak žeby již slouti měla ulice Vladislavova a ne židovská zahrada. (Letopis. čeští, p. 245—246).

Uiber den in Rede stehenden (und hier zugleich abgebildeten) Josephstädter alten Friedhof gibt es urkundliche Spuren erst etwas spät. Die sogenannte Wallersteinische Judenchronik (in talmudisch-rabinischer Sprache, theilweise auch im jüdisch-deutschen Idiome abgefasst) enthält unter andern ein „kaiserliches Dekret", angeblich vom 12. August

1513, welches von den damaligen israelitischen Begräbnißstätten Kunde gibt. Obgleich dieses Dekret kein „kaiserliches“ sein kann, sobald die Jahrzahl 1513 richtig ist (aber es ist wol 1613 zu lesen?!) — so schalten wir es doch in deutscher Uibersetzung als chronologisches Curiosum hier ein:

„Auf das wiederholte unterthänigste Bitten der Juden und in Rücksicht, daß auch Unsere getreuen und vielverdienten Erzbischöfe und Bischöfe deren gehorsames Ansuchen weder als unbillig, noch als unzulässig begutachtet haben, ordnen wir anmit an und befehlen, daß die Mauern der Begräbnißplätze der Juden nicht wie es oft geschieht, niedergerissen, daß die darauf befindlichen Grabsteine nicht zerstört, die Gräber nicht aufgewühlt, und die Leichen nicht ausgegraben werden sollen, und daß überhaupt alles zu unterlassen sei, was die Todten mißhandelt, und den Lebenden ärgerlich sein muß; gleichwie es die Juden auch urkundlich und thatsächlich dargethan haben, daß ähnliche Verordnungen schon früher von den Päpsten Innocenz IV. (anno 1251) und Pius II. (anno 1462) erlassen worden sind. Es soll daher den Juden gestattet sein, allenthalben, wo sie jetzt Gottesäcker haben, diese auch in der Folge beizubehalten, sie mit Mauern von jeder Höhe zu umgeben, auch daselbst zur Nachtzeit Wächter hinzustellen; und haben die Eigenthümer der Gründe, welche um diese Gottesäcker herumliegen, oder unmittelbar daran grenzen, sie bei Allem diesen ungestört, und das Vieh nicht mehr zur Weide hereintreiben zu lassen. Ingleichen soll fernerhin der Richtplatz nicht mehr dort sein, so wie auch der Durchgang durch dieselben nicht mehr unbedingt gestattet zu werden braucht. Andererseits haben wieder die Juden Dasjenige zu entrichten, was ihnen bis jetzt für die Gestattung ihrer Gottesäcker zu erlegen vorgeschrieben ist; ferner soll ihnen nur zur Nachtzeit erlaubt sein, ihre Todten dahin zu bringen, welches überdieß nie Sonntagsnacht geschehen darf; ferner soll, wie dieß bei ihnen gebräuchlich ist, Niemand mit einer brennenden Kerze von schwarzem Wachse der Leichenbahre vorausschreiten, und keiner mit der Kopfbedeckung der Verstorbenen oder mit einem Buche vor der Leiche gehen. Nicht minder sollen, wenn mehrere Leichen zu gleicher Zeit zu begraben sind, sie nicht zu verschiedenmalen, sondern immer zu gleicher Zeit dahingebracht werden.“ —

Aus den Grabsteinen des alten Judenfriedhofes will übrigens ein fabelhaftes Alter einzelner derselben gefolgert werden. Nicht genug, daß die Prager Juden-Aeltesten im Jahre 1690 in einem Majestätsgesuche behauptet haben, die Altneuschul-Synagoge bestehe bereits über neunhundert Jahre (!): so verwirrte ein Grabstein des alten Friedhofes noch im verflossenen Jahrhundert die Köpfe der Alterthumsforscher, daß man als daraus erwiesen annahm: derselbe sei hundert Jahre vor der Ankunft der Slawen in Böhmen (!!) gesetzt werden.

Wenn die Steine mit eingegrabenen Buchstaben älter sind, als jene mit erhaben ausgehauenen, so gehört der Grabstein zu den jüngeren, der einer gewissen Sara im Jahre nach Christo 606 gewidmet sein soll. Bei Gelegenheit eines Meinungsstreites im Jahre 1819 gab der unsterbliche Dobrowsky nachstehendes Votum hierüber ab:

„Hajek erzählt, daß den Prager Juden für die den Christen gegen

die Heiden im Jahre 995 geleistete Hilfe gestattet worden sei, eine Synagoge am Ufer der Moldau zu erbauen. Der Ort auf der Kleinseite unter dem Kloster der heiligen Jungfrau Maria (der Malteser) werde noch gezeigt. Dagegen führt Dobner in seinen Annalen Band IV. Seite 405 das Vorgeben der hiesigen Juden an, daß sie einen Stein auf ihrem Freithofe aufweisen könnten, nach dessen Chronologie er schon 100 Jahre vor der Erbauung der Stadt Prag, d. i. vor 723 gesetzt worden wäre. Vor etwa 20 Jahren (das ist um das Jahr 1752) habe man ihn zu diesem Grabstein geführt, habe ihm eine Abschrift davon mitgetheilt 2c. Dies berichtet Dobner im Jahre 1772, ohne sich in eine Prüfung dieses Vorgebens einzulassen. Er war hierin vorsichtiger, als sein Ordensbruder, Jaroslaus Schaller, der im dritten Bande seiner Beschreibung Prags (1796, Seite 748) die Inschrift abdrucken ließ. Die beigefügte Uibersetzung verdankte er dem Rabiner Samuel Landau. Die Zeitbestimmung betreffend, lautet sie: „Im Jahre 366 im fünften Tausend“ 2c., der Stein sei also im Jahre 4366 gesetzt worden. Wenn aber Schaller schließt, der Stein sei 72 Jahre vor der Ankunft der Slawen errichtet, so ist dies ein gewaltiger Verstoß. Nicht 72 vor, sondern nach der Ankunft der Slawen musste der Stein gesetzt worden sein, weil Schaller das Jahr 534 für ihre Ankunft annimmt, und die Slawen im Jahre 1796 schon 1262 Jahre Böhmen bewohnten, wovon 1190 abgezogen, allerdings 72 Jahre geben, die zwischen der Ankunft der Slawen und dem jüdischen Denkmale verflossen sein müssten.“

„Ich kann nicht umhin die merkwürdigen Worte des Beurtheilers der Geschichte der Israeliten in Böhmen (von Hermannsdorf) im sechsten Bande der Wiener „Jahrbücher der Literatur“ hier zu wiederholen. Die jüdischen Grabsteine und ihre wunderliche Chronologie (heißt es Seite 97) verdienten denn doch einmal eine ordentliche Beleuchtung und Berichtigung. Zu welchen unglaublichen Lächerlichkeiten ließen sich nicht Lazius und Andere dadurch verführen? Wollten sie nicht die Juden zu Erbauern Wiens machen, und wiesen sie nicht jüdischen Tetrarchen ihre Residenzen zu Wien, Tuln, Korneuburg und Stockerau an, noch bevor der Ister mit seinen Katarakten die römischen Adler erblickt hatte?! Mündliche Uiberlieferung schreibt ja auch die Synagoge von Ungarisch-Brod in die Römerzeiten, und die mährischen Judenstädte Nikolsburg, Boskowitz, Prostnitz, Eibenschütz 2c., hatten mehrere, über die Zeiten der ersten Kreuzfahrten hinausreichende Epitaphien. — Lässt sich dies nicht auch auf Prag anwenden? Ein Mitarbeiter der ehemaligen Prager Zeitschrift Hyllos (Nr. 24 vom Jahre 1819) war zwar auf dem rechten Wege, nur stützte er sich zu sehr auf den Zunamen Katz, der nur eine hebräische Verkürzung ist. Wenn aber sein „Berichtiger“ (in Nr. 1 vom 3. Juli derselben Zeitschrift) behauptet, der Stein müsse nothwendig jenes Alter haben, welches die Grabschrift anzeigt, so darf man dieß nur dann gelten lassen, wenn die chronologischen Angaben nicht zweifelhaft sind. Es heiße ausdrücklich, sagt er, in anno 300, 30, 30, 6, millenarii quinti, folglich 4366 und nach Christi Geburt 606. Man dachte also nicht an die bereits verflossenen fünf Tausend, woran doch hier gedacht werden muß. Es sind daher nicht 4366 sondern 5366 als das Sterbejahr der Jüdin Sara anzusehen, indem vor elef (Tausend) der

Buchstabe Lamed steht; folglich zu übersetzen ist: im Jahre 366 zu Tausend Jahren, d. i. nach verflossenen fünftausend Jahren im 36(Jahre, nach christlicher Zeitrechnung im Jahre 1606. Auch das äu Ansehen des Steines stimmt mit dieser Epoche überein."

Mit dieser gelehrten Diskussion wollen wir indeß dem alterth lichen Reize des Josephstädter Friedhofs keinerlei Abbruch thun. mehr freuen wir uns über dessen Vorhandensein aus voller Seele. D es gibt einen zweiten Friedhof dieser Art in der Welt nicht mehr!

„Der Judenfriedhof — sagt sehr treffend und poetisch der verew Herloßsohn — ist von ungeheuerem Umfange, mit zahllosen Gr steinen in Form von Würfeln, Pyramiden, Platten bedeckt, über we wild und verworren uralte Fliederbäume ihre knolligen Aeste hinstre — Ein wundersam schauerliches Gefühl erfasst den Eintretenden in di laut- und farblosen Oede. Keinem christlichen Gottesacker ist di Kirchhof zu vergleichen. Uiber jenen zucken noch, wenn auch Kreuze Gräber bemoost, versunken, einzelne Lichtblicke — der Mensch fühlt daselbst nicht so entsetzlich verlassen, allein, elend! Hier aber wohnt seltsames Grauen — die Hoffnung, das Gefühl der Auferstehung w es nicht einzuziehen in die Brust des Christen, der hier weilt. Es als wären hier sogar die Vögel verstummt, als wage es der Wind ni die schwarzgrünen Aeste zu bewegen. Beim ersten Schritte in di Mauern, in dieses Irrgewinde von versunkenen Steinen und verworre Baumgruppen fühlt der Christ, daß er hier die Grabstätte eines ande Volkes, eines andersgläubigen Geschlechtes betritt. Keine — nicht entfernteste Aehnlichkeit mit der Monotonie eines herrnhutischen Gott ackers; düster der Contrast mit der Freundlichkeit einer muhamedanisch Begräbnißstätte, und wie verschieden, wie uralt gegen alle modernen Jud kirchhöfe! — Hier konnte keine laute Klage ertönen; denn Klage ze noch vom Leben, sondern es waltete der dumpfe, gepresste Schmerz, d fatalistische Entsagen, das Hineinbrüten in Tod und Verwesung. — I habe keine Worte für die Empfindungen, die denjenigen durchwall welcher zum erstenmale diese Stätte betritt. Lange wird er hier ni weilen; denn nirgends auf der Erde, selbst im tiefsten Kerker, kann so unheimlich sein — und doch weht die Luft hier frei, blickt der Himm hernieder durch diese Zweige und Blätter, auf diese Gräser und Moo — Stumm sitzt dort auf einem halbversunkenen Grabstein eine gra verwitterte Hebräergestalt, mit wirrem Bart und erloschenen Augen, sel wie aus Stein geformt. — Dazu geselle man noch die vielen jüdisch Gespenstergeschichten, welche religiöse Phantasie auf diesen Schauplatz ver legt hat, das ehrwürdige Alterthum der Stätte, welches immer noch nic ermittelt ist — und man wird zugeben, daß der Zeichner des Bild gewiß nichts hinzugedichtet hat, indem er einen Theil dieser ödesten Ode zur Anschauung zu bringen versuchte. — Noch geheimnißvoller, ehrwürdiger erscheint dieser Ort in den Augen Derjenigen, welche behaupten und glauben, dieser Friedhof habe bereits 100 Jahre vor Erbauung der Stadt Prag bestanden. — Die irrige Lesart auf dem Grabstein einer gewissen Sara Katz hat zu diesem Glauben Veranlaßung gegeben und die Federn mehrerer hebräischer Gelehrten oftmal in Bewegung gesetzt. Eben so wenig wie das Jahr der Ankunft der Juden in Prag, das der

Erbauung der Synagoge Altneuschul, ist die Zeit des Entstehens dieses Friedhofs mit irgend einer Sicherheit zu ermitteln — Seit Joseph II., auf dessen Befehl alle Begräbnißplätze außerhalb die Städte verlegt werden mussten (genau seit 1787), befindet sich der neue Kirchhof bei dem Dorfe Wolschan, eine halbe Stunde von der Stadt. Der alte Kirchhof ist seither eine Reliquie geblieben — hat sich nicht, wie es bei den christlichen Kirchhöfen der Fall, in einen freien Platz verwandelt; er gewährt dem Leben keinen Raum, und empfängt, wenn gleich selbst todt — nichts Todtes mehr! Er erinnert im Kleinen an die egyptischen und hindostanischen Grabgefilde. Und dann wieder bei seiner ungeheueren Ausdehnung, bei den unübersehbaren, halb eingesunkenen, halb aufgerichteten Steinmassen möchte ich ihn das Palmyra unter den Kirchhöfen nennen." Soweit Herloßsohn. Auf unserer Abbildung steht Rabbi Löws Grabstein im Vordergrunde. Einige an den Judenfriedhof geknüpften Sagen sind bereits oben (S. 35—38) mitgetheilt worden, und es werden späterhin deren noch mehrere folgen.

Der altböhmische Landtag.

(Mit dem facsimilirten Tableau einer Landgerichtssitzung unter König Maximilian II.)

Die altböhmischen Volksversammlungen und öffentlichen Gerichtstage sind das Vorspiel zu den späteren Landtagen gewesen. Unsere Chronisten gebrauchen von den Landtagen die Ausdrücke Sněm oder Sjezd, Diæta, Comitia, Conventus. Die Landtage waren bloße Herrentage, sofern sie von den Ständen allein, ohne Vorsitz des Königs, abgehalten wurden. Das Alterthum der böhmischen Landtage fällt mit der Entwickelung des allgemeinen Landrechts, dem in der Regel der Landesfürst selbst beiwohnte, zusammen; ein Ceremoniel aber ist dabei erst im XV. Jahrhunderte stätig geworden.

Abgeschmackt sind und bleiben all' die Fabeleien von böhmischen Landtagen und sogar Landtagsschlüßen unter Czech, Krok, Libussa, Přemysl und den heidnischen Herzögen Prags und Böhmens, bis herab zu der Ottokarischen Zeit. Erst König Přemysl Ottokar II., unter welchem sich das allgemeine Landrecht (judicium terræ) und wahrscheinlich die Landtafel ausbildete*), der dem Lande sein noch fortdauerndes Wappen (den silbernen Löwen, vgl. I. Bd. S. 466) verlieh, und dessen innere Politik ein eigentliches böhmisches Ständewesen, so zu sagen, aufkommen ließ: erst dieser Regent, welcher zugleich den böhmischen Hofstaat rangmäßig ordnete und die mächtigen Castellane zu hohen, aber machtlosen Titel- und Landeswürdenträgern beförderte: erst Ottokar konnte den Keim zu dem nachmals so ceremoniösen einheimischen Landtagswesen gelegt haben. Karl IV. war auch zuviel Selbstherrscher, um die Ständetage zur Blüthe gelangen zu lassen; wol aber hatten diese letzteren unter seinem Sohne, Wenzel IV., einen solchen Einfluß gewonnen, daß

*) Palacky Gesch. v. Böhmen II, 1. S. 152—153.

sie der Souveränität abträglich zu werden anfingen. Im XV. Jahrhunderte vollends wurden Landtag und Landesregierung synonym.

Bei dem Erscheinen der Wladislawischen Landesordnung (1500), als des eigentlichen allerersten Staatsgesetzbuches für Böhmen, finden wir das Ceremoniel des Landtags bereits zu festen Formen erstarrt — zumal eben Wladislaw II. durch Erbauung des (noch heute vorhandenen) sogenannten Huldigungssaales auch für ein geeignetes, der Würde des Königs, der Stände und der Nation angemessenes, Landtags-Lokale gesorgt hatte. Da dieses Lokale auf unserem Bilde zuerst in die Augen fällt, so müssen wir die Beschreibung desselben voranschicken.

Der Wladislawische Saal liegt, nebst der angrenzenden Landstube, in dem älteren Theile der k. k. Schloßburg und ist, außer seinen riesigen Raumverhältnissen (216 Fuß Länge, 60′ Breite, 42′ Höhe) auch wegen der Kühnheit seiner kunstreichen Wölbung merkwürdig. Der Erbauer dieses Saales ist der Architekt Benesch von Laun — derselbe, welcher unter andern von 1520—1528 die Launer Stadtkirche erbaut hat.*) Der Bau des Wladislawischen Saales datirt aber von dem Jahre 1502, wo wenigstens der Schlußstein zu dem ungeheueren Gurtengewölbe gelegt worden ist. Die böhmischen Annalisten berichten nämlich: T. l. (1502) w auterý před S. Wáclawem (20. Septemb.) zawřjn palác na hradě Pražském w hodin 17.**)

Von des Benesch Lebensumständen weiß man nur das Wenigste. Er soll zu Laun 1451 geboren worden, hier am 29. September 1531 gestorben und in der von ihm selbst erbauten Stadtkirche begraben sein. Zu seinen Werken gehört auch das hangende Gewölbe unterhalb der k. k. Loge in der Domkirche zu Prag***). Sein Bildniß, in Stein gehauen, trifft man (wie auch unsere Abbildung zeigt) im äußersten Hintergrunde des Wladislawischen Saales, ziemlich hoch angebracht in einer viereckigen Nische, welche den Ausgangspunkt der dortigen Gewölbung bezeichnet. Der bekannte Topograph Merian liefert (1650) nachstehende Beschreibung von dem Wladislawischen Landtagssaale, der gewöhnlich nur der Huldigungssaal genannt zu werden pflegt: „Der Saal des St. Wenzeslai oder jetzigen Prager und königlichen Schlosses hat in der Länge 212, in der Höhe 42 und in der Breite 60 Werkschuh; ist obenher ganz künstlich gewölbt und hat in der Mitte keine Saul, auf welcher er ruhete. Der untere Boden oder das Paviment ist so stark, daß etliche Cornet Reiter allda sich tummeln und Ritterspiel halten können; wie dann dergleichen Turnier Anno 1549 in Gegenwart Kurfürst Moritzens zu Sachsen allda soll gehalten worden sein. In der Höhe hangen vier sehr große und schöne messingene Leuchter, so die Stadt Nürnberg Kaiser Ferdinand I. verehrt hat. Daran ist die Landstuben, darin die Landtäge

*) Dlabacž Künstlerlex. B. II. S. 184.

**) Starj Letopis. česlj pag. 262.

***) Von der Prager Domkirche zu St. Veit schreibt Balbin: Locus est, quem ecclesiastica voce Sacristiam vocamus, in quo fornicis lapideæ projecturæ a summo deorsum pendentes multis sunt admirationi. Geminus prorsus est fornix ille humilis in hac eadem ecclesia, ab eodem artifice Benessio perfectus, quem sub Regis oratorio ad meridionalem ecclesiæ portam videmus pendentem. Miscell. Reg. Boh. Dec. I. lib. III. c. 9. p. 122.

ꝛc. gehalten werden; daher dann auf solchem Saal täglich viel Volkes, auch allerhand köstliche Waaren, sonderlich wenn eine königliche Hofhaltung allhier ist, und bei den Landtägen, zu finden."

Nebstdem, daß in diesem kolossalen Raume Landtage und Landgerichtssitzungen abgehalten, Erbhuldigungen eingenommen, Turniere zu Pferd und große Bankette arrangirt worden waren: bildete derselbe unter Kaiser Rudolph II. auch den Haupt- und Hofbazar von Prag, so wie die Kommunikation oder Vorhalle zu sämmtlichen, daneben, darüber und darunter befindlichen Landes-Collegien, Gerichtsstuben und Kanzleien (welche von hier erst im Jahre 1784 in die untere Stadt verlegt worden sind). Am deutlichsten erhellt dies aus dem meisterhaften Kupferstiche, den uns Egidius Sadeler im Jahre 1607 von dem Wladislawischen Saale geliefert hat.*)

Unser Bild zeigt uns den Saal in seiner Länge oder Tiefe, die nach Westen gerichtet ist und hier die Allerheiligenkirche berührt. Es wird eben unter des Monarchen persönlichem Vorsitz umhegtes Landgericht gehalten. In- und außerhalb der Schranken stehen mehr oder minder vornehme Partheien im spanisch-gearteten Kostüm jener Zeit; auf der Tribune zur Linken befindet sich das vortragende und schreibende Landgerichtspersonale. (Beim Landtag nehmen diesen Platz die landesfürstlichen Sekretäre und der Landtagsaktuar ein.) Auf den Stuhlsitzen zu beiden Seiten des Königsthrones haben die vornehmsten Landherren als erbliche Landgerichtsbeisitzer, dann mehrere Landeswürdenträger, auch Beisitzer aus dem Ritterstande Platz genommen. Zu den Füßen des Königs auf einer Stufe sitzend der Oberstburggraf mit einem Stabe in der Rechten; seitwärts stehend der Oberstlandmarschall, das böhmische Staatsschwert des heil. Wenzel auf die Schulter gelehnt. Der Greis in der Kappe zur Linken des Königs ist der alte Herr von Rosenberg, dessen Nachbar, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, ein Buch oder Privilegium in der Hand hat und bedeutsam darauf hinzuweisen scheint ꝛc. Man gewahrt nur weltliche Stände; der Prälatenstand war damals noch nicht im Landtag, um so weniger fungirte derselbe beim Landgericht.

Zufolge der — von unserer hier abgebildeten bereits ganz und gar abweichenden — Sitzungsordnung, welche die verneuerte Landesordnung Ferdinand des Zweiten vom Jahre 1627 vorschreibt (L. O. A. 32), hatten die Herzoge und Fürsten, dann (gleich den ehemaligen Regierern des Hauses Rosenberg) die priviligirten Familien: Slawata, Trautmansdorf und Martinitz den Vorrang vor sämmtlichen Oberstlandesoffizieren.

*) Dieser Prospekt ist in Groß-Folio, sehr schön, ziemlich selten und mit einer lateinischen Inschrift (von Jakob Tipotius) versehen. Man zählt darauf mehr als 190 ganze Figuren, deren größte zwar kaum anderthalb Zoll, aber insgesammt vortrefflich und charakteristisch dargestellt, daß sie an Chodowiecki's Arbeiten erinnern. An den Seiten des Saales bemerkt man verschiedene zierlich ausgestellte Kaufmannsläden, z. B. gleich links Sadelers Bilder- und Kupferstichsammlung, dann die Auslagen von Gold- und Silberarbeiten, Uhrmachern, Armbrust- und Harnischverkäufern, Buchhändlern ꝛc. Unter den vielen Anwesenden, die fast durchgehends mit bedeckten Häuptern erscheinen und worunter nur zwei Damen bemerkbar sind, zeichnet sich die Gruppe des persischen Gesandten und seines Gefolges aus, der damals gerade am Hofe Kaiser Rudolphs II. gegenwärtig war.

„Nach ihnen soll (heißt es) sitzen Unser Obrister Burggraf und nach demselben Unser Obrister Landhofmeister, und nach diesem Unser Obrister Landmarschall, wofern er eine Beisitzerstelle im Landrecht haben wird; aber zur linken Hand neben dem königlichen Stuhl vorher sitzen Unser Obrister Landkämmerer, neben ihm Unser Obrister Landrichter, ferner Unser Obrister Kanzler, welchem nachfolgt Unser Obrister Hofrichter, und demnach Unser Appellations-Präsident, dann auch Unser Böhmische Kammerpräsident 2c. Weiters sollen auf beiden Seiten sitzen: westlich die Herren aus den alten Geschlechtern des Herrenstandes (darunter ex privilegio auch die von Strahlendorf, von Werdenberg, von Wrzesowitz, Wratislaw von Mitrowitz, von Nostitz und Michna von Waizenhofen) und hernach die Herren aus den neuen Geschlechtern Herren-Standes, und dann letztlich diejenigen zehn Personen, welche aus der Ritterschaft zu Beisitzern aufgenommen werden, nemlichen auf jeder Seiten fünf des Ritter-Standes."

Die Landtage pflegten sonst zwar in der Regel zu Prag auf dem k. Schlosse, häufig aber auch in Landstädten (1614 und 1632 sogar noch in Budweis) abgehalten zu werden. Im verflossenen Jahrhundert war es damit folgendermaßen bewandt:

„Dermalen (schreibt Feigl in seinen Oeffentlich. Vorles. über die Landesordnung 1770, S. 24—26) werden die allgemeinen Landtäge auf dem Pragerschloß in der kön. Landstube gehalten — böhmisch: Saudna Swietnicze oder Gerichtsstuben genannt, weil daselbst auch das kön. größere Landrecht gehegt wird — welche Stuben zur Zeit des Landtags die Thorschützen bewachen. So oft Se. Maj. der König dem Landtag selbsten beiwohnen, gehen die versammelten Stände in die k. Burg- und Wohnzimmer und erwarten J. M., um Allerhöchstdieselben in die Landstube zu begleiten. Wo sodann J. Maj., angethan mit den kön. Insignien, im Gefolge des k. k. Hofministerii mit Vortritt des obersten Landmarschalls, der das gezückte Schwert trägt, sich in die Landstube verfügen, und unter dem über drei Staffeln zubereiteten Throne Sitz nehmen. Der oberste Landmarschall steht zur Rechten (also noch in alter Weise!) auf dem anderten Staffel des kön. Thrones, darauf die Stände ihrem Rang und ihrer Ordnung nach" (die als bekannt vorausgesetzt wurde) 2c.

Das alterthümliche Gepräge der böhmischen Landtage, welche zu unbestimmter Zeit, und der Landgerichtssitzungen, welche viermal im Jahre Statt fanden, ist seit 1784, und vollends seit 1848, geschwunden, und daher die Vergegenwärtigung von Scenen der Vorzeit an deren Statt doppelt interessant.

Unsere Abbildung ist einem Holzschnitte der Maximilianischen Landesordnung vom Jahre 1564 entlehnt und macht nicht auf künstlerischen Werth, blos auf die Treue eines Facsimile Anspruch. Im vaterländischen Museum findet man zwei, fast ganz gleiche Landtagssitzungen auf großen Holztafeln in Oel gemalt — beide der Rudolphinischen Zeit angehörend und mit den Namen der Beisitzer versehen. Meister Hellich hat schon vor zehn Jahren (bei der Ausgabe von Wssehrds Neunbücherrecht) eine authentische Composition dieser Art für die Wladislawische Epoche geliefert.

Orts- und Burgen-Sagen, Rittergeschichten und Wunder.

Der Raubritter Zaul von Cheynow.

Zu Anfang des XV. Jahrhunderts trieb der böhmische Ritter Niklas Zaul aus seiner festen Burg Cheynow das einträgliche Handwerk eines Wegelagerers mit solchem Erfolge, daß bald die ganze Nachbarschaft zum Throne des Königs Wenzel IV. eilte und diesen um Hilfe wider den ritterlichen Buschklepper bat. Zornig über die neue Störung des von ihm so streng gehandhabten Landfriedens sandte Wenzel den Erzbischof von Prag, Zbynko von Hasenburg — einen Prälaten, der auch als Kriegsmann sich tüchtig hervorthat — mit einer auserlesenen Schaar nach der Raubveste, die auch nach kurzer Belagerung eingenommen ward, während der saubere Burgherr unversehrt nach Prag eingeliefert wurde.

Kurz war der Prozeß, der hier dem wüsten Gesellen gemacht ward; es lautete das Urtheil auf Hinrichtung durch den Strang. Diese wurde auch in demselben Jahre 1404 am Mittwoch nach Margareth vollzogen und gewährte dem Volke, das in zahlreichen Schaaren auf dem Richtplatz erschien, ein seltenes Schauspiel. Der damals noch wenig bekannte, später durch seine reformatorischen und nationalen Schwärmereien vielgenannte Mag. Johannes Huß hatte den Ritter Zaul selbst zum Hochgerichte begleitet und soviel über den Verstockten vermocht, daß dieser im letzten Augenblicke seines Lebens zu den Zuschauern sich wandte und wehmüthig rief: „Heilige Gemeinde, zu Dir wende ich mich, damit Du bei dem Allmächtigen vorbittest für mich!“

Sieben volle Jahre waren verflossen seit dieser Hinrichtung und Zaul hing noch immer, von eisernen Haken gehalten, am Galgen; als ein Blödsinniger, dessen Lieblingsgeschäft es war, hingerichtete Verbrecher zu beerdigen, dem Dreifuße mit der frommen Gesinnung nahe kam, seiner Neigung auch hier wieder Spielraum zu gewähren. Zwar riß er dem Zaul einen Fuß ab, ehe es ihm gelang, das ganze Skelett herabzubekommen; dann aber trug er dasselbe gegen Abend in die Stadt, setzte es einer Krämerin an den Laden und ging fort. Mit Schrecken sah am folgenden Tage die arme Krämerin solche Kundschaft an ihrer Bude lehnen. Sie musste natürlich, um sich ihrer zu entledigen, einige Handlanger herbeirufen, die gegen gute Bezahlung den Gehenkten zur Kirche „St. Stephan am Teichel“ trugen und ihn daselbst ehrlich begruben — wo endlich Zaul im ungestörten Frieden vermodert ist.

Der Opatowitzer Schatz.

Um das Jahr 1356 geschah es, daß Kaiser Karl sich zu Königgrätz aufhielt, und da man ihm von dem großen Reichthum des Stiftes Opatowitz erzählte, welches überdies einen geheimen Schatz von unermeßlichem Werthe besitzen solle, wurde er neugierig, denselben mit eigenen

Augen zu betrachten, und ritt eines Tages, blos von zwei Knappen begleitet (denen er strenge verbot zu verrathen, wer er sei) nach Opatowitz — wo er, wie es des Klosters Gebrauch war, freundlich und gastfrei aufgenommen und reichlich bewirthet ward. Doch erregten das erhabene Ansehen und die weisen Reden des unbekannten Gastes in dem Abt die Begierde, zu wissen, wen er beherbergt habe?

Der Kaiser ließ sich nach dem Mahle von dem Abt in die Kirche führen, und nachdem Beide dort ein kurzes Gebet verrichtet, sagte er ihm, daß er — der Kaiser selbst sei. Ehrfurchtsvoll begrüßte der Abt seinen hohen Gast, der ihm dann auch aufrichtig die Ursache seines Besuches bekannt machte; er habe nämlich wiederholt gehört, daß das Opatowitzer Stift einen überaus großen Schatz an Gold und Silber habe; er bäte daher als Landesfürst und Schutzherr des Klosters, man möge ihm diesen Schatz zeigen. Zugleich verspreche der Monarch bei seinem kaiserlichen Worte, von dem Schatze weder etwas zu begehren, noch zu nehmen.

Erschrocken bat der Abt, der Kaiser möge erlauben, daß er mit den Aeltesten des Klosters über diesen Gegenstand Rath halte, was ihm Karl auch zugestand und, während der Abt sich mit den Brüdern besprach, noch ein Gebet vor dem Altar der heiligen Jungfrau verrichtete.

Nach etwa einer halben Stunde erschien der Abt mit den beiden Aeltesten des Stiftes und sprach zu dem Kaiser:

„Da Ihr, mein gnädigster Herr! nach dem Schatze unseres Klosters fraget, so muß ich Euch sagen, daß wir zwar allerdings einen besitzen, doch hat von den fünfundfünfzig Priestern, die ihr Gebet hier zum Himmel senden, Keiner von demselben Wissenschaft als ich und die beiden greisen Brüder, welche ich Euch hiemit vorführe; und wir haben einen schweren Eid darauf abgelegt, gegen keinen Menschen in der Welt das Siegel dieses Geheimnisses zu lösen. Wenn Einer von uns Dreien stirbt, so wird jedesmal der Aelteste der übrigen Brüder von diesem Geheimnisse unterrichtet; doch muß er ein ebenso feierliches Gelübde ablegen, Niemand, weder durch Worte, noch durch Zeichen, das Dasein dieses Schatzes zu verrathen.“

„Nun wohlan, entgegnete der Kaiser: so nehmet mich zum vierten Genossen Eueres Geheimnisses an; ich bin zu jedem Eide erbötig.“

„Gnädigster Herr, sprach der Abt, das erlaubt uns unser Gewissen nicht; da wir aber auch wohl einsehen, wie wenig es uns gezieme, vor unserem Kaiser und Schutzherrn etwas zu verhehlen, so wollen wir Euch entweder den Ort nennen, wo der Schatz aufbewahrt liegt, ohne Euch denselben zu zeigen — oder Ihr sollet den ganzen Schatz sehen, doch ohne zu wissen, wo derselbe verborgen ist. Wählet nun selbst, kaiserlicher Herr! welches von beiden Euch genehmer dünkt.“

Karl wählte das Letztere, und also zündeten die Geistlichen zwei Fackeln an und verhüllten dem Monarchen das Haupt. Dann schritten sie voran, und hinterdrein führte der Abt den Kaiser durch viele unterirdische Hallen, Gänge und Höhlen in labyrinthischen Windungen; bis sie ihm in einem weiten Gewölbe die Hülle vom Haupte nahmen und er rund um sich her ungeheuere Massen von gediegenem Silber erblickte. Gleiche Schätze von Gold enthielt eine zweite Halle, und in der dritten strahlten goldene Kreuze, Kelche und Monstranzen, reich mit Edelsteinen

besetzt, und Kleinodien aller Art von Fackelschein beleuchtet dem Kaiser entgegen, welcher im Anschauen von so unermeßlichen Reichthümern versunken schien.

„Gnädigster Herr, versetzte der Abt, alle diese Schätze sind Euer Eigenthum, und werden hier gehütet für Euch und Euere Nachkommen.“

Zugleich bat der Abt den Kaiser, sich von den Kleinodien, die vor ihm ausgebreitet lagen, zu nehmen, was ihm gut dünke. Doch der fromme Karl rief: „Da sei Gott vor, daß ich etwas vom heiligen Kirchengut entfremde!“

Und der Abt flehte, zum Andenken dieser Stunde wenigstens einen goldenen Ring mit einem hellfunkelnden Diamant anzunehmen, den endlich der Kaiser mit freundlichem Danke empfing, und nie mehr von seinem Finger abzulegen versprach.

Karl IV. hielt auch Wort und der Ring ist mit ihm begraben worden.

Bei der Abreise fragte er den Abt, ob er wol einigen vertrauten Freunden sagen dürfe, daß er einen so unermeßlichen Schatz in Böhmen gesehen; doch ohne den Ort anzudeuten? Ehrfurchtsvoll erwiederte der Abt: „Ihr seid' unser gnädigster Herr, handelt hierin nach Euerer Weisheit.“

Und so soll auch Kaiser Karl erst auf dem Todtenbette einem seiner geheimen Räthe vertraut haben, welche Reichthümer der Schooß der Erde verberge unter dem Benediktinerstift Opatowitz. —

Kaiser Karls IV. Sterbegeläute.

Karl der Vierte — der Vater des böhmischen Vaterlandes — stand am Markstein seiner Tage. Es war am 29. November 1378. Bange Stille herrschte in den Mauern des majestätischen Prag; jedem gefühlvollen Bewohner standen Thränen der Wehmuth im Auge, jeder sandte Gebete zum Himmel empor. Denn fürwahr! der frömmste, weiseste, väterlichste Monarch, Kaiser Karl, lag auf dem Sterbebette.

Es war, als hätten selbst die nimmer müden Schlaguhren des hundertthürmigen Prags die Macht und Kraft verloren, ihr zeitmessendes Geschäft zu verrichten. Gleichwol eilten, wenn auch unangemeldet von den ehernen Schwengeln der Glocken, die Stunden dahin, und unabwendbar kam der traurige Augenblick, der den besten Landesvater dieser Erdenwelt entrücken sollte.

Die Großen des Reiches umstanden nebst den Prinzen des Hauses Karls Sterbelager. Der Scheidende gab Allen noch die letzten weisen Lehren, und kehrte seine Blicke empor und hinüber in die andere Welt.

Kaum aber war des Kaisers Seelenrath abgetreten, als plötzlich und wie vom Zauber berührt von allen Thürmen Prags je drei dumpfe weithallende Schläge ertönten. Auf dem Thurme des St. Veitsdomes aber, so wie in dem (damaligen) Thürmlein der Karlsteiner Katharinenkapelle, fingen gleichzeitig die Glocken an, in den rührendsten Klagetönen zu läuten.

„Hört, meine Kinder, schon ruft mich unser Heiland! Lebet wohl!!“

— Und in wenigen Augenblicken umfloß eine beinahe himmlische Glorie des Verewigten Antlitz. Karl der Vierte, der Einzige — war todt!!!

So heftig aber erschrack der Glöckner zu St. Veit, welcher die Schlüssel zu dem wohlversperrten Thurme gerade in Händen hielt, daß er, einer Steinsäule ähnlich, lautlos dastand. In der Meinung, Zufall oder Bosheit trieben hier ihr Spiel, eilte er nach einer Weile hastig die Thurmtreppe hinauf. Allein wer malt sein Erstaunen, als er sah, daß sich in traurig abgemessenen Schlägen die ehernen Zungen aller Glocken in der That bewegten. Und so wie ihm, so war auch dem Glöckner auf dem Karlstein geschehen!

Schnell aber verbreitete sich im Böhmerlande die Kunde von dem wunderbaren Zeichen, unter welchem der Unersetzlichste der Monarchen von der Erde geschieden war.

Die Sage vom Schwamberger Baume.

Die Ruinen der alten Burg Schwamberg (Krasykov) blicken noch heute von einem Berge des nordwestlichen Pilsener Kreises ehrfurchtgebietend hernieder. Unter den Besitzern aus dem Geschlechte der Krasykowsky soll diese Burg ein Schöppensitz der heiligen Vehme gewesen sein. In des Bergschlosses Nähe aber steht ganz allein ein Baum, dessen Aeste anstatt aufwärts, vielmehr abwärts zur Erde gewachsen sind. Und damit hat es folgende Bewandtniß:

Zu eben der Zeit, wo die Burg ein Sitz der heiligen Vehme war, wurde vor den dortigen Schöppenstuhl ein Jüngling gebracht, der eines schweren Verbrechens angeklagt, aber nicht überwiesen war. Den blutigen Vehmrichtern genügte jedoch schon die bloße Beschuldigung und sie sprachen über den Unglücklichen das Todesurtheil.

Der Jüngling, im Bewußtsein seiner Unschuld, hörte gelassen den grausamen Spruch und trat voll frommer Zuversicht seinen letzten Gang an. Auf dem Wege zur Richtstätte ergriff derselbe plötzlich einen Stab, stieß ihn in die Erde und sprach: „So wahr dieser Stab Wurzel fassen und wachsen und blühen wird, so wahr bin ich unschuldig; doch die Zweige und Aeste, die aus ihm entsprießen werden, sollen sich zur Erde neigen zur ewigen Schmach für meine ungerechten Richter!"

Die Schergen lachten ihm in's Gesicht und beförderten ihn vom Leben zum Tode. Der Stab aber schlug nach dem Ausspruche des Gerichteten Wurzel und wuchs empor zu einem Baume mit zur Erde gekehrten Aesten.

Petrowsky auf Kokorzin.

Die altböhmische Burg Kokorzin stand einst nach vorhergegangenen Fehden lange, lange leer; bis endlich Raubritter sie in Besitz nahmen, welche mehrere Jahrhunderte hier haus'ten, viele unterirdische Gänge gruben und in dem schlangenartig gewundenen Thale zahlreiche Warten anlegten, deren Wächter durch Zeichen der Burg Nachricht gaben, wenn ein Feind in der Nähe war.

Unter jenen Raubrittern war Petrowsky bei weitem der grausamste und gefährlichste, der mit seinen Genossen ein halbes Menschenalter

hindurch Schrecken in der Gegend verbreitete, endlich aber auch seinen Fall und die Zerstörung der Veste herbeiführte auf folgende Art:

Petrowsky überfiel einmal mit einigen seiner Raubgesellen die Jelenitzer Mühle bei Melnik, in welcher ihm jedoch die rüstigen Mühlknechte eine so tapfere Gegenwehr leisteten, daß die Räuber unverrichteter Sache abziehen und Mehrere derselben schwer verwundet, ja Einer mit abgehauener Hand auf das Schloß zurückgebracht werden musste.

Dieser ungewöhnliche Widerstand erzürnte Petrowsky so sehr, daß er den Mühlen Untergang schwor, und, um seine Rache vorzubereiten, begab er sich dahin im Gewand eines schlichten Bürgers unter dem Vorgeben: um die Hand der einzigen Tochter des Müllers zu werben. Da er das Ansehen eines reichen und geachteten Mannes hatte, wurde er wohl empfangen und lebte mehrere Tage, trefflich bewirthet, als Gast in der Mühle. Als er aber die Gelegenheit des Hauses wohl ausgekundschaftet hatte, beredete er die arglose Lidmila zu einem Spaziergange im benachbarten Walde. Allein hier stürzten auf einen Pfiff Petrowsky's die Genossen desselben aus dem Dickicht hervor, ergriffen das zitternde Dirnlein und schleppten sie auf die Veste Kokorzin, wo sie entehrt und dann mit abgehauener Hand in die Mühle zurückgesandt werden sollte, zur billigen Strafe, daß dort ein Kumpan Petrowsky's die Hand verloren.

Allein die alte Wirthschafterin und Vertraute Petrowsky's hatte noch genug menschliches Gefühl in ihrem Herzen bewahrt, um Mitleid mit dem jungen Blute zu fühlen. Sie geleitete daher Lidmilen, während die Räuber, vom süßen Weine trunken, im Arme des Schlafes lagen, durch das geheime Pförtlein und auf einem Pfade, der nur Petrowsky und seinen Getreuen bekannt war, aus dem Schlosse in's tiefe Thal, und zeigte ihr den Weg, den sie einschlagen müsse, um den väterlichen Mühlbach zu erreichen. Lidmila aber hatte, unter dem Vorwande, daß sie auf dem weiten Weg etwas habe, ihren Hunger zu stillen, ihre Taschen mit Erbsen gefüllt, welche sie unbemerkt auf dem Pfade bis an den Bach reichlich ausstreute. Und wie sie nach Hause kam und den ganzen Vorfall erzählte, begab sich ihr Vater sogleich nach Melnik und auf die naheliegenden Burgen, die Macht der Räuber zu brechen und der Welt den Weg nach der Burg Kokorzin zu verrathen.

Die gesammte Nachbarschaft, Ritter, Bürger, Bauern und Reisige griffen zu den Waffen, zogen im Dunkel der Nacht auf dem von Lidmila bezeichneten Wege, erbrachen die Pforte, tödteten die Räuber und machten die Burg, wenn nicht der Erde gleich (was erst durch die Hussiten geschah), so doch unbewohnbar auf lange, lange Jahre.

Die Sage von der Gründung Außigs.

(Mitgetheilt von V. A. Sgustaw.)

In dem für unsere Vaterlandsgeschichte noch gleichsam mythischen Jahre 826 baute sich ein reicher Mann, Namens Ruschtswad, aus dem Dorfe Lucžinka, nicht weit von der Elbe, ein geräumiges Haus, Swadow genannt und ließ es, wegen der damals häufigen Einwanderung der Deutschen, fest und wohl verwahren. Hierauf bat er seinen

Bruder Lahoborz sehr freundlich, er möge sich ebenfalls ansiedeln nicht weit von ihm, damit sich Beide in Gefahren wechselseitig beistehen könnten. Lahoborz erfüllte diese Bitte, erbaute sich gleichfalls ein befestigtes Haus und nannte es nach seines Weibes Namen „Wietrusch.“

Nach beendigtem Baue ließen beide Brüder viele Wälder ringsum aushauen, umarbeiten und mit Frucht besäen. Hierauf zogen sie zu dem Herzoge Neklan und baten ihn, als ihren Herrn, er wolle ihnen erlauben und behilflich sein, nicht fern von ihren Wohnungen eine Stadt zu erbauen, damit daselbst die Czechen aus allen Gauen einen Sammelplatz hätten, wenn ihre Feinde, die Deutschen, ihnen Schaden zufügen wollten.

Der Herzog erachtete diese Bitte für billig und gab den Brüdern dreißig Knechte und dreißig Mark Goldes — welches die Brüder dankbar entgegennahmen. Auf dem Zuge in ihre Heimath, als die Männer alle über die Eger bei Maurach setzten, begegnete ihnen ein altes Weib, das also wahrsagte: „Ihr lieben Söhne, traget Euer Gold ganz sorglos und sicher; denn auf diesem Eueren Wege lauert keine Feindschaft, und wenn Ihr nach Hause kommt, so fanget an, Euer Vorhaben am dritten Tage in Ausführung zu bringen.“

Hierüber erstaunt, fragten beide Brüder: an welchem Orte die Stadt angelegt werden solle, damit sie lange bestehen möge?

Die Alte antwortete: „Von Morgen über drei Tage, sobald der Morgenstern aufgeht, sehet Euch fleißig um, und an welchem Orte Ihr ein Feuer im Gestrüpp entdecket, da eilet hin, lasset das Gehölz ausroden und fanget eine nicht zu große Stadt zu bauen an; der Stadt aber gebet nach dem Gesträuche den Namen Hausslj. Darin werdet Ihr Euch Euerer Feinde stets erwehren und siegen.“

Beide Brüder befolgten den Rath des alten Weibes, bauten die Stadt und nannten solche Hausslj, später Ausslj — und zu deutsch: Außig.

Der Schwarzkünstler Zito.

Als einst im Jahre 1392 Johann Herzog von Bayern mit König Wenzels IV. Bewilligung ein Turnier auf dem Ringe der Altstadt Prag veranstaltet, zeichneten sich die Böhmen besonders im Rennen, Ringen und Werfen, die Deutschen hingegen im Fechten und überhaupt in solchen Spielen aus, welche Schnelligkeit und Leichtigkeit erfordern. Später, im Jahre 1397 begab es sich, daß König Wenzel von Böhmen Herzog Johanns Tochter, Sophie, zur Ehe nahm, und bei solcher Gelegenheit brachte der neue Schwiegervater, der die Vorliebe Wenzels für Komödien und Gaukeleien kannte, einen ganzen Lastwagen voll Schauspieler, Gaukler und Zauberer mit nach Prag.

Wie nun gerade der gewandteste dieser fremden Künstler seine Stücklein zur Ergötzung des zahlreich versammelten Hofgesindes übte, tritt aus der Reihe der Zuschauer Zito, der königliche Magier, das Maul aufgesperrt bis an die Ohren und verschlingt den fremden Taschenspieler mit seinem ganzen Zaubergeräthe — bloß die mit Koth beschmutzten Stiefel desselben ausspuckend. Hierauf entfernt sich Zito an einen abge-

legenen Ort, entledigt sich der magenbeschwerenden Speise in ein mit Wasser gefülltes Faß, und bringt den ganz durchnäßten Gaukler zu den Zuschauern zurück, die in ein derlei Spottgelächter ausbrachen, daß die Gefährten des fremden Taschenspielers von weiteren Gaukeleien abstanden.

Nun erst entfaltet Zito seine Kunst: er ändert blitzschnell Gesicht und Gestalt, erscheint vor König und Gästen bald in Purpur und Seide, bald in Wolle und schlechtem Tuch — kommt ihnen auf festem Grund und Boden wie schwimmend entgegen, und folgt dem mit Rossen bespannten königlichen Wagen auf einem von Hähnen gezogenen Fuhrwerk. Die Tischgenossen des Königs aber hatte er verschiedenfach zum Besten. Bald verwandelte er ihre Hände, damit sie nicht in die Schüssel greifen könnten, in Ochsenfüße und Pferdehufe, bald wieder, als sie infolge eines entstandenen Gassen-Tumultes zu den Fenstern eilten und hinausschauten, machte er sie fest, so, daß sie nicht eher zurückkehren konnten, als bis sich Zito an ihrem Wein und ihren Speisen vollgeschlemmt hatte.

Uiber die Bedeutung des Namens dieses Magiers der böhmischen Vorzeit ist man nicht im Klaren.

Einige vaterländischen Zwerg- und Vampyr-Sagen.

Daß die alten Böhmen an unterschiedliche Kobolde oder Dämonen geglaubt und mit ihnen (bisweilen freilich nur in der Einbildung!) Umgang gepflogen haben, wissen wir theilweise schon aus dem ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 441, 442). Allein auch von Zwergen und sogar Vampyren — diesen nur unter den Südslawen grassirenden Ungethümern — haben sich einheimische Uiberlieferungen fortgeerbt.

Im bisherigen Leitmeritzer Kreise z. B., hart an der Lausitzischen Grenze, erzählen die Einwohner, daß vor der Zeit, ehe die große Glocke in Dittersbach gegossen worden — so geschehen Anno 1514 — im Dittersbacher Berge Zwerglein gewohnt haben. Diese sind öfter in das Dorf gekommen, haben sich in die Häuser und Stuben verfügt, also daß die Leute ihrer gewohnt gewesen. Nachdem aber die große Glocke gegossen und geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht vertragen können, vertrieben, so daß man von Zwergen nichts mehr gespürt. Diese Zwerge waren übrigens gar nicht bösartig, wenn man ihnen nicht selbst feindselig begegnete, sie verspottet oder sonst beleidigt hatte; sie standen vielmehr mit den Landleuten im guten Vernehmen, wenn auch zuweilen ein neugieriges, genäschiges, launenhaftes Wesen an ihnen zu merken war. Sie wurden zumal dann lästig, wenn sie zu oft in die Häuser kamen sich heimlich Brot zu holen; letzteres unterblieb aber, als man deßhalb Kümmel unter das Brot buk, dem die Zwerge nicht hold sind. So wie sie zuweilen den Menschen Geräthe liehen, erborgten sie auch solche, wofür sie, wie für alle geleisteten Dienste, ein Geschenk gewährten, dessen verständige Benutzung so manchen Vortheil bot. Auch nahmen sie gern an Schmausereien Theil und besuchten Wochenstuben, doch in bescheidener Weise und selten ohne Geschenke für Kind und Wöchnerin. In einigen Gegenden jedoch traute man ihnen

nicht recht, weil Manche behaupten wollten, daß die Zwerge bisweilen Wechselbälge hinlegten, die man in späteren Jahren an ihrem Stumpfsinn und krankhaften Körperzustande erkannte. Als die Kirchen mit Glocken versehen wurden, wanderten die Zwerge meistens aus, und versprachen zurückzukehren, wenn diese abgeschafft sein werden. Manche versprachen Rückkehr, „wann Sachsenland käm' wieder an's Böhmerland." Vom Breitenberg bei Hahnewalde ließen sich die Zwerge durch einen dortigen Bauer, den sie dafür reichlich belohnten, auf einem Leiterwagen tief in das böhmische Gebirge fortführen. Der Wagen soll so überladen gewesen sein, daß an allen Leitersprossen und selbst zwischen den Radspeichen zahlreiche Zwerge hingen. —

Das ginge noch mit! Aber man lese den Chronikanten Hajek, der zum Jahre 1337 erzählt, wie daß ein Hirt im Dorfe Blow, eine Meile von Kaaden, aus seinem Grabe aufzustehen pflegte. Er ging Nachts in den Dörfern umher, erschreckte die Leute und redete mit ihnen, als wenn er noch lebte, ermordete auch Etliche, und wen er mit Namen nannte, der starb in acht Tagen gewiß. Die Nachbarn gruben ihn aus und trieben ihm einen Pfahl durch den Leib. Dessen lachte er und sprach: „Ihr habt mir einen großen Dienst gethan, indem Ihr mir einen Stecken gegeben, daß ich mich desto besser der Hunde erwehren kann." Und gleich die folgende Nacht stand er wieder auf und würgte die Leute noch ärger als früher. Da man das nicht länger dulden konnte, grub man ihn aus, warf ihn rücklings auf den Wagen, führte ihn auf die Gränze, schlug ihm abermals eiserne Pfähle durch den Leib; dann wurde er von zwei Henkern verbrannt. Da zog er die Beine ein, krümmte sich, brüllte eine Weile wie ein Stier und schrie wieder wie ein Esel; als ihn aber der eine Henker in die Seite stach, floß das Blut mildiglich heraus und das Uibel hörte endlich auf.

Ferner erzählt Hajek bei dem Jahre 1345 von einem Weibe, welches nach dem Tode die Leute gewürgt. Als man sie ausgrub, fand man sie unversehrt, ein Ende ihres Kopftuches zwischen den Zähnen, worauf man mit ihr wie mit jenem Hirten verfuhr.

Eine andere böhmische Lokal-Chronik bewahrt uns eine ähnliche Vampyrsage auf. Im Jahre 1567 lebte Stephan Hübner, ein Einwohner von Trautenau, in großem Glücke; er sammelte viel und führte treffliche Gebäude auf, so daß Jedermann sich verwunderte und ihn ehrte als einen Auserwählten. Endlich erkrankte er, starb und wurde prunkvoll begraben. Kurz darauf aber ließ er sich wieder lebendig sehen, herzte viele Leute, umfing sie und drückte Etliche so hart, daß sie theils davon starben, theils auch erkrankten. Diese sagten Alle aus, daß sie der reiche Mann also traktire; hierüber wurde von den Gerichten dieses Ortes also geurtheilt, daß es ein Teufelswesen wäre, befahlen deßwegen dem Henker, den Leichnam wieder auszugraben. Als solches geschehen und er alsbald unter den Galgen geschleppt und ihm der Kopf abgehauen, da sprang das Blut heraus wie aus der Brust, aus welcher ihm der Henker das ebenfalls blutende Herz gerissen — ob er gleich vor fünf Monaten begraben worden. Und wurde also in Gegenwart einer großen Volsmenge zu Asche verbrannt. Darauf hörte der Spuk für immer auf!

Historische Aehrenlese

von Prof. Helbling Ritter v. Hirzenfeld.

Wie verschieden das jetzige sowol gesellige als auch materielle Leben von jenem im Mittelalter in Böhmen war, erhellt aus einigen geschichtlichen Momenten.

In Pubitschka's Geschichte sind einige Belege für diese Angabe III. Bd. Seite 304 (Jahr 1037).

Der Bischof Severus begab sich mit Anbruch des Tages zu dem Herzoge Brzetislaw von Böhmen, entdeckte ihm den Befehl des heil. Adalbert (nach seinem Erscheinen in der Nacht) und rieth ihm: er solle sich dieser Gelegenheit bedienen, die ausschweifenden Gemüther der Böhmen durch Gesetze zu binden.

Der Herzog billigte den Anschlag und verkündigte gewisse canonische Rechtssatzungen; deren Uibertretung unter erschwerten Umständen der Bischof mit dem Banne belegte. z. B.

(6tens): Da Einer eine Schänkstätte, als die Quelle der Laster, aufrichten oder eine schon aufgerichtete übernehmen würde, der sollte mit dem Bannstrahle beleget sein; nebst diesem sollte der Wirth auf öffentlichem Marktplatz an einen Pfahl geknüpfet, dann ihm die Haare gerauft und seine Geräthe auf die Erde geworfen werden. Die Säufer aber sollte man nicht eher aus dem Kerker lassen, als bis sie in die herzogl. Renten 300 Denarien würden gezahlt haben 2c.

Wenn ein damaliger Denar jetzt im Metallwerthe 5 kr. beträgt, so wäre eine solche Summe in damaliger Zeit für gemeine Personen fast unerschwinglich gewesen.

Sollte damals die Gastfreundschaft so ausgebreitet gewesen sein, daß Wirthshäuser entbehrlich erschienen sind, so daß sie im Verkehr unnachtheilig gesperrt bleiben konnten? —

Ferner entnehmen wir aus Pubitschka 4. Theil, 2. Bd., S. 206, (Jahr 1244):

Der Papst hebt das Verbot auf, kein Bier zum Verkauf zu bräuen, das einst ebenfalls der heil. Adalbert zu Prag gegeben hatte.

Einige Jahre gerieth der Wein in Böhmen nicht sonderlich; da man hingegen an Feldfrüchten Uiberfluß hatte. Nun getrauten sich aber die Prager Bürger nicht Bier zum Verkaufe zu brauen, weil sie, aus Verehrung für den heil. Adalbert, ihren ehemaligen Bischof, ein Bedenken trugen, wider ein Verbot zu handeln, so ihnen dieser bei seinen Lebzeiten unter Androhung des Kirchenbannes gemacht. Um nun diesen Gewissensskrupel zu heben, wandte sich der König in diesem Jahre, vermuthlich durch den Brzewnower Abt, an Papst Innocenz den IV., der seit dem 24. Heumonats auf dem längere Zeit erledigt gewesenen Stuhle Petri saß. Der Papst hob auf die Bitte des Königs das Verbot, im Fall es noch bestände, gänzlich auf, und trug die Bekanntmachung dieser seiner Willensmeinung dem Brzewnower Abt auf.

Eine Uibersetzung des päpstlichen Schreibens, welches sich im Brzewnower Klosterarchive befindet, hat Pubitschka folgen lassen. — Vielleicht wurde damals das Bier auf solche Weise genossen, wie heute der Champagner-Wein?

Wenn das Bier nicht verkauft wurde, so konnte die Bierbrauerei als Gewerbe gar nicht bestehen; ohne Verkauf ist kein Geschäft; vielleicht wurde es nur den Großen im Lande gegen Tausch oder Geschenke überlassen.

Im vorigen Jahrhunderte gab es in Prag mehr Bräuer, als im gegenwärtigen, daher bei geringerer Bevölkerung mehr Bier getrunken wurde, als jetzt.

Der Przelautscher Rechtsspruch.

(Nach Balbins Liber Curialis cap. VI.)

In allen Gauen unseres Vaterlandes und überall in der Fremde fasst der Volkswitz gewisse Schwächen Einzelner und ganzer Gemeinden in's Auge, die dann sprichwörtlich und sogar erblich werden. In dieser Beziehung gehen eine Menge unschuldiger Anekdoten von den Bürgern in Schilda und Hirschberg, bei uns von den Bewohnern des Städtchens Przelautsch und anderer Orte um. Die Sprichwörtlichkeit der alten Przelautscher — denn die heutigen wird wol kein Vernünftiger darunter subsumiren?! — gründet sich auf folgende Thatsache.

Im XVI. Jahrhunderte schuldete der Primator des Städtchens Przelautsch dem königlichen Hauptmann des Pardubitzer Bezirkes zehn Eimer Fische. Der Schuldner war säumig und läugnete zuletzt sogar. Da begab sich der Pardubitzer Hauptmann nach Przelautsch und stellte durch Briefe und Zeugen den Schuldbetrag sicher. Der Gemeinderath gab dies zwar zu, stellte jedoch in Abrede, daß der Schuldner zu zahlen verpflichtet wäre, indem er einmal Stadtprimas, Schutzverwandter und Vater der Gemeinde sei. Diese Entscheidung gab der Hauptmann an das königl. Kammergericht und sie lautete (sammt lateinischer Uibersetzung) wie folgt:

„Aczkoliw geho Milost Pan Heytman Pardubský to dostatecznie podlé Práwa na Pana Primasa naſſeho prokázal, že gest mu za deset džberů ryb sprawedliwie powinen; Ale že Pan Prymas náš, gakožto Hospodárž Miesteczka a Správcze, nám wſſechno dobrže přegicz, nás opatruge, na ten Czas wypowjdáme, že Panu Heytmanowi niczim powinen negnj podlé Práwa. Pan Heytman gim podiekowal z Nálezu sprawedliwého: y aby wás Hrom zabil ſtau Sprawedlnostj! Práwo odpowiedielo, Pjſarži piš a dolož! že sme Pana Prymasa ſluſſnie opustiti nemohli." Actum in Consilio f. s. die 8 S. Viti Anno 1558.

„Quamvis Dominus Capitaneus *Pardubicensis* sufficienter & liquido, secundum jus demonstravit, dominum Primatem nostrum, ad pretium pro decem vasis carpionum persolvendum teneri; nihilominus cum *Dominus Primas* noster, velut hospes, oppidum gubernet, nobisque omne bonum exoptans, nos omnes tueatur, edicimus: eum *Domino Capitaneo* ex *Jure* nihil debere. Interlocutus hic est Capitaneus, et injustitiae insimulavit senatum; tum senatus addi jussit & adscribi: nos Primatem nostrum in hac causa rationabiliter deserere non potuimus."

Indeß war das königl. Kammergericht anderer Meinung und fällte das Urtheil: „Nachdem die Räthe des Städtchens Přzelautsch selbst bekennen, daß die Schuld richtig und längst flüssig sei, daß aber der Primator, den sie in diesem Falle nicht verlassen könnten, nichts zu zahlen nöthig habe: so haben dieselben die Schuld des Primators stillschweigend auf sich genommen und haben mithin die zehn Eimer Fische und beziehungsweise den Geldwerth derselben dem Pardubitzer Hauptmann gemeinschaftlich zu bezahlen."

Mansit, sagt Balbin, usque in hanc diem (er starb 1688) memoria facti; et eum judicium aut corruptum affectu, aut juris ignorantia denotare volumus, saud přelaučský vel judicium oppidi P. appellamus.

Nach Balbin's Versicherung befand sich jener Přzelautscher Rechtsspruch, der eine Lossprechung aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit ist und uns übrigens vor der gutmüthigen Einfalt der Vorzeit Achtung einflößen muß, in die böhmische Landtafel unter der Aufschrift: „Pamieti hodný Nález Miesteczka N.," eingetragen, wovon ihm durch seinen alten Freund, Fabian Blowsky, eine Abschrift mitgetheilt worden sei. Vgl. v. Rieggers Materialien, 1788, VI. Stück. S. 57—58.

Žižka's Zug nach Ungarn, 1422.

(Selbstschilderung eines Taboriten.)

„Wir hatten am Donnerstage nach Epiphania Kaiser Siegmund bei Deutschbrod geschlagen, Žižka zerstörte noch die Klöster Seelau, Wilimow und Sedletz, und führte uns hierauf durch Mähren und Schlesien nach Ungarn; bis wir aber die Gränze erreichten, wo wir einige Tage ausruhten, hatten wir wenigstens 18.000 Menschen erschlagen. Die Brüder verlangten von dem Anführer, er solle sie weiter führen, daher stellte er seine Wagenburg in vier Reihen, vertheilte sein schweres Geschütz nach Nothdurft, und zog mit uns über das Gebirge, ohne von den Ungarn gehindert zu werden, welche, besonders an Reiterei sehr zahlreich, unseren Heerführer sicher machen wollten, daß er aus seiner Wagenburg herausgehe, und sie ihn mit Vortheil angreifen könnten. Als Žižka sah, welche Uibermacht von Kriegern und Geschützen ihm gegenüber stand, stellte er zuerst sowol Reiter als Fußvolk zu den Wagen, und rückte in geschlossenen Gliedern vorwärts. Zu jedem der äußeren Wagen stellte er zwei Schilde, und hinter diese zwei bis drei Schützen, welche die Feinde verhindern sollten, in die Wagenburg einzudringen. Unser Marsch an diesem Tage war sehr beschwerlich, denn wo wir anhielten, fielen uns die Feinde an; doch hielten wir uns bis in die Nacht, während welcher wir kein Feuer machen durften, damit die Ungarn über unsere Stellung in Ungewißheit blieben. Unsere Gegner spürten um uns herum, ohne sich zurecht finden zu können, und da sie nicht einmal wußten, wo sie ihre Rosse anbinden sollten, ritten sie weit hinweg in ihre Dörfer zurück. Am folgenden Tage zog Žižka an einen See nächst einem Berge. Wir lagerten zum Theil an dem

See, zum Theil unter dem Berge, damit, wenn sie uns beschießen wollten, ihr Geschütz über uns hinaus trüge. Die Proviantwagen, worauf die Lebensmitel geladen waren, stellte der Feldherr auf den Berg und bildete aus ihnen am vordern Thore eine Bastei, am hinteren aber eine zweite, die grub er ein und besetzte sie mit vielen Stücken, damit die Feinde sich auf den Bergen nicht festsetzen könnten, und wir blieben den ganzen Tag und die ganze Nacht sicher und ungestört. Am dritten Tage zogen wir von dem See hinweg und an einen Fluß, wo wir eine sehr gefährliche Position einnehmen mußten. Žižka schickte eine Abtheilung von uns über den Fluß, bei Nacht aber brachte er erst die äußeren Wagen und dann die Proviantwagen von einem Ufer zum andern, und grub sie ein, damit die Reiterei ihnen nichts anhaben könne, auch an den Ufern ließ er Gräben machen, um alle vier Reihen von Wagen über den Fluß zu bringen; und als die Feinde die letzten Wagen angriffen, schlug er sie aus dem Graben zurück, obschon sowol Reiterei als Fußvolk auf ihn einstürmte, und er tödtete und verwundete den Feinden eine große Anzahl Mannschaft. Dann setzte er mit dem Rest seiner Wagen und Mannschaft über den Fluß, und dankte Gott, daß er ihn in einer so gefährlichen Lage geschützt hatte. Am vierten Tage zogen wir gegen die Seen und Teiche hinter Tyrnau, und hier brachte Žižka seine Wagenburg wieder in Ordnung. Da ihm viele von den äußeren Wagen gebrochen, viele Pferde todtgeschossen worden waren, nahm er einige aus den Reihenwagen, und ergänzte, von den Ungarn nicht beunruhigt, die Lücken, welche seiner beweglichen Veste Gefahr drohten. Am fünften Tage waren wir am Abhange eines Berges gelagert, und hatten in dieser Stellung, als uns die Feinde heftig anfielen, nur eine Seite zu vertheidigen, wodurch es uns noch erleichtert wurde, unsere Gegner mit großem Verluste zurückzuschlagen. Als wir sodann auf einem Berge Platz fassten, litten wir große Noth an Speise und Trank, denn wir durften wegen allzugroßer Uibermacht der Feinde unsere Wagenburg nicht verlassen; gleichwol konnten sie uns nichts anhaben, da die Reiterei in dieser Art des Krieges nichts ausrichten kann, und die Ungarn nicht gewohnt sind, zu Fuße zu kämpfen. Von dem See gegen das Gebirge führte uns Žižka auf so engen Wegen, daß wir nur in Einer Reihe uns vorwärts bewegen konnten; als dieß aber die Ungarn bemerkt hatten und gegen uns marschirten, lagerte sich der Feldherr abermals unter dem Schutze eines Berges, stellte sich mit dem Geschütze an denselben, und sandte uns mit Aexten, Schaufeln und Spaten aus, nachzusehen, ob man ihm die Wege nicht verhauen habe, dann warf er sich in den benachbarten Wald, wo er aus den vier Reihen seiner Wagen nur zwei bildete, die Proviantwagen stellte er in Reihen hinter einander, wie eine Mauer mit Basteien, von einem Ende des Waldes bis zum andern, ließ solche mit Weidenästen zusammenbinden, daß bei einem Angriffe des Feindes man sich hinter den Wagen gleich einer Mauer vertheidigen könnte. Er zog nun an der Spitze der Truppen mit einigen Stücken Geschützes, dann etwas Fußvolk, dann wieder 50 Wagen links und etwas Fußvolk dazwischen, damit, wenn der Feind einen Angriff im Walde wagte, eines das andere vertheidigen könne. Wie wir aber mit dem letzten Wagen im Walde waren, und die Ungarn sich aus der

Ferne näherten, ließ der Feldherr Viele von uns zurück, welche hinter unseren Wagen den Weg verhauten, daß die Reiterei nicht nachkommen konnte, während andere Bäume aushauten, und im Innern des Waldes einen Weg bahnten; und als wir auf demselben aus dem Walde hervorbrachen, ließ Žižka die Wagen und Krieger nach und nach aus dem Walde rücken, und wir lagerten uns so, daß wir auf einer Seite die Wagenburg, auf der andern den Berg hatten, und der Feind uns nichts anhaben konnte. Als aber alle Krieger und Wagen heraus waren, stellte er die ganze Wagenburg auf, und durchflocht sie wie einen Kranz; und wie er einen glücklichen Augenblick erlauert hatte, stürzte er unvorhergesehen unter die Feinde hervor und schlug sie in die Flucht, worauf der größte Theil der Ungarn ihre Reihen verließ, und mit dem Ausruf: „Žižka ist kein Mensch, es ist der Teufel selbst, und nur dieser gibt ihm so viel Verstand, daß wir auf keine Weise etwas mit ihm ausrichten können," zu ihren Wohnungen zurückkehrten. Und so sind wir auch mit Bruder Žižka wieder in die Heimath gelangt."

Die aus Böhmen im Jahre 1648 nach Schweden entführten Literatur- und Kunstschätze.

Die bekannten Heerzüge der Schweden im dreißigjährigen Kriege (1630—1648) waren für Böhmen und auch für Mähren nicht allein verderblich, sondern auch von großen und schmerzlichen Einbußen begleitet. Alles erdenkliche, namentlich aber Bücher, Handschriften, Gemälde und Kunsterzeugnisse, wurden von den schwedischen Gästen mit systematischer Ausnahmslosigkeit fortgeschleppt. Prag und das flache Land hatten damals meistens leere Galerieen, Bibliotheken und Cabinette aufzuweisen, und der schwedische Hofhistoriograph Pufendorff gesteht selbst ein, daß bei der Eroberung der Stadt Prag im Jahre 1648 durch den Grafen Königsmark das Beste aus der kostbaren Sammlung des Kaisers Rudolph II. weggenommen und nach Schweden abgeführt worden sei (Commentarius de rebus Suecicis, Lib. XX. §. 20. p. 796). Von den Sachsen erzählt man schon bei dem Jahre 1631 Aehnliches, aber mit weit weniger Grund (vgl. illustr. Chronik I. S. 185).

Längst und oft regte sich also die Sehnsucht der Böhmen, ihre entführten Schätze in Schweden wenigstens sehen, studiren und verzeichnen zu können. Im Jahre 1792 sandte die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften den berühmten Abbé Dobrowsky geflissentlich nach Stockholm, um die dortigen Bohemica zu untersuchen. Dobrowsky legte die, an Ort und Stelle gewonnenen, Ergebnisse sofort in einem eigenen Buche nieder, welches den Titel führt: „Literarische Nachrichten von einer auf Veranlaßung der k. böhm. Ges. d. Wiss. im Jahre 1792 unternommenen Reise nach Schweden, Prag bei Calve 1796, 272 Oktavseiten stark.

Vor einigen Jahren unterzog sich derselben wissenschaftlichen Mission ein jüngerer Forscher, Dr. Pečírka, und trachtete wenigstens, die in der königlichen Bibliothek zu Stockholm befindlichen älteren Manuskripte aus Böhmen und Mähren erschöpfend aufzunehmen, zu beschreiben und theilweise selbst zu copiiren. Die von Dr. Pečírka vorgefundenen litera-

rischen Schätze waren jedoch lange nicht so groß und außerordentlich, als die gewöhnliche Tradition hatte vermuthen lassen. Was unser Reisende entdeckte, beschränkt sich (nach einer interessanten Abhandlung desselben) auf folgende Handschriften, von denen die ersten dreizehn — mit A bis N bezeichnet — schon von Dobrowsky durchgesehen worden waren:

A. Codex grandis. Ein riesiges Buch aus Pergament, 37″ lang und 20″ breit, enthält 308 Blätter, von denen immer 2 aus einer Haut geschnitten sind. Das ganze Buch ist von derselben Hand geschrieben und der Schreiber desselben hieß Sobislaus. Geschrieben wurde es im Benediktiner-Kloster zu Podlažitz, im Jahre 1295 wurde es von diesem, zu jener Zeit schon verarmten, Kloster an's Kloster zu Sedlitz verpfändet, von welchem es aber wieder „tam propter divinam recompensam, tam etiam . . . Gregorii, sacrosanctæ pragensis ecclesiae pontificis, magnam peticionem" der Berzwnower Abt Bavarus zurückgekauft hat, und zwar für eine über die Schätzung gehende Summe „nolentes eum librum (qui dici potest septem mirabilibus mundi) ab ordine alienari."

Diese Notiz und der Name des Schreibers sind Dobrowsky entgangen. Der Codex enthält in lateinischer Sprache: 1) Ein dem Anscheine nach sehr altes cyrillisches und glagolitisches Alphabet auf zwei Blättchen, die am ersten Blatte p. v. angeklebt sind. 2) Das alte Testament nach der Vulgata auf 117 ½ Blättern. 3) Josephi antiquitates judaicæ auf 60 Blättern. 4) De judaico bello — septem libri auf 22 Blättern. 5) Epistola Ysidori, Hispalensis episcopi ad Braulionem Caesareae episcopum; dann Jsidori episcopi libri 20 de diversis materiis: De grammatica, rhetorica, mathematica, medicina, legibus, Deo, ecclesia, linguis gentium, homine et partibus ejus, terra, bellis, navibus etc. Alles auf 39 Blättern. 6) Isagoge Johannicii Johannis Alexandrini, disciputi Tegni Galieni de fysica ratione. (bisher unrichtig gelesen): de filosofica ratione). 7) Novum Testamentum auf 21 Blättern. 8) Eine Nigromantie auf 5 Seiten, hinter welchen auf dem Blatte 290 unsere Satansfigur (diblik) mit zwei Zungen sich befindet. 9) Die Chronik des Cosmas auf 10 Blättern. — Wenn dies der einzige Codex von Cosmas Chronik ist, welchen Stockholm besitzt, so muß man wissen, daß derselbe dem XIII. Jahrhunderte zugeschrieben wird. Köpke, welcher die neue kritische Ausgabe des Cosmas für die Monumenta Germaniae historica (von Pertz Tom. IX. p. 31—132) besorgt hat, führt die Stockholmer Handschrift zwar auf: Codex Holmiensis membran. sec. XIII. dictus „giganteus" — allein die Benutzung desselben war ihm leider! versagt (quum ipsum codicem inspicere non contingeret, sagt er p. 26). 10) Der römische Kalender zum Gebrauche der Benediktiner in Böhmen mit Namen vieler slawischen Heiligen auf 6 Blättern. Aus den im Codex selbst beigesetzten Notizen erhellt, daß dieses Buch in Braunau aufbewahrt, von da aber 1594 versus Pragam, d. i. nach Brzewnow gebracht wurde, wo es die Schweden erbeuteten. Nach sorgfältiger Prüfung der Schrift ergibt sich, daß dieses Manuskript entweder zu Ende des 11. oder im Anfange des 12. Jahrhunderts geschrieben wurde.

B. Ein böhmisches Manuskript in 4° auf Papier aus dem 15. Jahrhunderte. Enthält: 1) Das Buch von Ermas Pastor auf 79 Blättern. 2) Auf 59 Blättern die Fortsetzung der Chronik des Benesch von Horzowitz 1393—1442. 3) Die Verhandlung der böhmischen Gesandten in Rom 1462 um Zulassung der Compactaten. 4) Einige Notizen, das Haus Rzižan betreffend. Im Jahre 1819 wurde dieses Manuskript nach Prag geliehen und benützt.

C. Ein böhmisches Manuskript in 4° auf Papier aus dem 15. Säculum. Enthält: 1) Einen böhmischen Kalender mit einem astrologischen Tractat von den 12 Himmelszeichen, auf 18 Blättern. 2) Ein Traumbuch, 1471 abgeschrieben, auf 108 Blättern. 3) Das Buch Joseph, ein Roman aus dem Arabischen, dessen böhmische Uibersetzung aus der lateinischen herstammt, auf 23 Blättern. Sonst wird diese Erzählung Joseph und Asenech genannt. 4) Das Buch Tobias, 8 Blätter. 5) Die lateinischen Verse: Quatuor ad partes mundi sunt angeli missi etc. mit einer gereimten böhmischen Uibersetzung.

D. Ein böhmisches Manuskript in 8° auf Papier aus dem 15. Jahrhunderte (1483). Enthält den Tristram auf 197 Blättern und den Tandarias auf 40 Blättern. Auch dieses Manuskript war zugleich mit B. im Jahre 1819 in Prag.

E. Eine böhmische Handschrift in 8° aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Enthält 34 utraquistische Kirchenlieder.

F. Ein böhmisches Manuskript in Folio, beendigt 1481. Enthält auf 408 Blättern die Scholastica historia Mag. Petri Manducatoris, welche sonst auch bekannt ist.

G. Eine Geschichte von Böhmen in böhmischer Sprache. Auf Papier in Folio, 164 Blätter. Dem Bruder Johann Kalef dedicirt. Sie reicht aber nur bis 1160. Die Chronik stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der Styl derselben ist ausgezeichnet.

H. Ein böhmisches Arzneibuch in Folio, aus dem 16. Jahrhunderte, enthaltend 306 Blätter, auf denen der sogenannte Kern (jádro), eine Abhandlung von Salben, vom Aderlaß, einige Rezepte und diätetische Regeln, des Mag. Kristanus Arzneibücher, die Wundarznei, das Herbarium, Mittel gegen alle Krankheiten, von den zwölf Himmelszeichen.

I. Ein böhmisches Arzneibuch aus dem 16. Jahrhunderte in Folio, 288 Blätter. Enthält: Kristanus Arzneibücher, Mittel gegen alle Krankheiten, Wundarznei, Kräuterkunde, pulveres pestilentiales, ein Präservativ wider die ungarische neue Krankheit in deutscher Sprache, einen Tractat von den 7 Planeten und 12 Himmelszeichen, eine Chronomantie, de quatuor partibus anni, Rezept gegen das Podagra, böhmisch und deutsch.

K. Jakob Nemosewsky's Antwort auf das Buch des Predigers und Domherrn Benedict Herbest, das er gegen die Confession der böhmischen Brüder schrieb. Böhmisch in Folio. Im Anfange steht noch eine Antwort auf die Ketzerei Hußens und Zeugnisse über die Messe.

L. Hodinář d. i. Horarius. Böhmisch in Folio, 3 Bände. Die ersten zwei starken Bände enthalten die Betstunden, horas canonicas, im dritten ist der Psalter, eine Auslegung des Psalms Miserere mei, des Vater unser, dann folgt ein Kalender, die sieben Bußpsalmen. Auf

diese folgt eine Predigt von Huß vom Leiden Christi. Endlich befinden sich in demselben noch zwei geistliche Lieder, verfasst von Burian von Waldstein, und eine Homilie.

M und N sind zwei Bibeln in böhmischer Sprache auf Pergament in Folio; die sogenannte Boczkische und Lobkowitzische, von denen die erstere auf einigen extra beigebundenen Pergamentblättern das sogenannte Chronicon Zdiarense, das Celsius 1751 herausgab, enthält. — Die Lobkowitzische Bibel ist sehr schön geschrieben, mit schönen Verzierungen und Miniaturen.

Diese Manuskripte sah und untersuchte Dobrowsky schon 1792. Damals kannte man nur noch Eine wichtige böhmische Handschrift: es war dies der Katalog der Rosenbergischen Bibliothek, der aber nicht gefunden werden konnte, weil die Bibliothek geradezu neu aufgestellt wurde. Nebst diesem Katalog befinden sich aber noch mehrere böhmischen Manuskripte in der k. Bibliothek zu Stockholm, welche wahrscheinlich nach und nach in dieselbe einlangten, und zwar:

O. Ein Autograph von Huß auf Papier in 4°. Enthält in lateinischer Sprache: Tractatus de individuacione temporis et instantis, quem composuit subtilis vir magister Johannes Wycleph, auf 33 Blättern. — Tractatus de ydeis auf 19 Blättern. — Tractatus de materia et forma magistri Johannis Wycleph auf 25 Blättern. — Replicatio de universalibus auf 10 Blättern. — Tractatus de veris universalibus magistri venerabilis Johannis Wycleph . . . anno d. 1398 in die sancti Jeronimi Slavi per manus Hus de Husynec auf 47 Blättern, und am Ende folgt noch ein Register. — Replicatio und Tractatus de ydeis sind von Huß verfasst. Einige böhmische Sprichwörter, zwischen der lateinischen Schrift befindlich, sind in der Museumszeitschrift mitgetheilt worden.

P. Der Rosenbergische Katalog in Folio, 4 Bände. Der erste Band enthält: „theologiam“ mit 4200 Titeln. Der zweite Band enthält: „jurisprudentiam“ mit 700 Werken, und „medicinam“ mit mehr als 1000 Titeln. Der dritte Band enthält: „historiam“ mit 2600 Werken. Der vierte Band enthält: „philosophiam, artes omnes, miscellanea“ mit 1400 philosophischen, 500 poetischen, 175 musikalischen und 140 Bilderwerken.

Da der Katalog im Jahre 1609 von Brzezan beendet wurde, und Wok von Rosenberg, wie bekannt, ein ausgezeichneter Büchersammler war, so enthält er gewiß alle bis zu diesem Jahre oder noch 10 Jahre später erschienenen böhmischen Bücher, und weil die Titel dieser Bücher ein vollständiges Bild der böhmischen Literatur bis zu dieser Zeit bieten, blieb (sagt Dr. Pečirka) nichts anders übrig, als dieselben abzuschreiben.

Q. Catalogus literalis classium sive thecarum bibliothecae Nicolsburgensis in Folio, auf Papier. Dieser Katalog enthält über 10.000 Titel von Büchern aus verschiedenen Sprachen, von denen manche sehr selten und kostbar.

R. Pulkava's Chronik in böhmischer Sprache in Folio, auf Papier. Auf dieselbe folgt in demselben Manuskripte die Lebensgeschichte Kaiser Karls IV. und die böhmischen Annalen. Dieses Manuskript enthält nichts Neues, außer einige neue Daten in den Annalen.

S. Das Grundbuch des Klosters von Saar in böhmischer Sprache auf Papier, in Folio, vom Jahre 1411 bis über 1550 reichend.

T. Eine Handschrift auf Papier, in Folio, vom J. 1608. Sie enthält die Schriften des im Jahre 1621 in Prag hingerichteten Ritters Budowecz, die im Jahre 1614 in 4° zu Prag gedruckt wurden, nämlich: Kronika duchovní; o tureckem náboženství; Katolikus sv. Petra; kšaft duchovní.

U. Eine Handschrift in 8°, auf Papier, aus dem 14. Jahrhundert. Sie enthält die bisher ganz unbekannt gewesene Legende von der heil. Katharina, in gereimten Versen, welche eben so alt, als die jüngsten Gedichte der Königinhofer Handschrift. Die Legende enthält über 4000 Verse. Ferner enthält diese Handschrift eine Auslegung des Vater unser; eine Abhandlung über das Leben Christi; die Bücher des h. Augustinus über die Andacht und endlich eine Predigt am Charfreitage. Alles auf 129 Blättern mit dreierlei Schriftzügen.

V. Predigten des Johann Rokyczana, die er in der Teynkirche gehalten hatte, in Folio, auf Papier, vom Jahre 1503. Dies ist wol die älteste Handschrift dieser Predigten, die sonst auch bekannt sind.

W. Eine Handschrift in Folio, auf Papier, aus dem 16. Jahrhunderte. Sie enthält ein gereimtes Vater unser mit der Melodie; die Leidensgeschichte mit Noten; geistliche Lieder mit Noten; die Sonntagsvesper und Psalmen.

X. Der sogenannte ärztliche Kern (jádro), in 16°, auf Papier, 150 Blätter, aus dem XV. saec., in böhmischer Sprache.

Y. Psalterium Davidis regis, auf Papier, in 12°, vom Jahre 1472, mit einigen böhmischen Worten. Dieses Büchlein ist darum wichtig, weil es erst 1845 aus der Gordonischen Büchersammlung für die königl. Bibliothek angeschafft wurde; woraus der Schluß leicht zu ziehen, daß sich noch manches vielleicht wichtige Buch oder Manuskript in Schweden in Privathänden befinde.

Z. Einige böhmische, mit Recepten und Formeln beschriebene Blätter, beigebunden den „Flores Avicennae,“ einem 1508 gedruckten Buche, in 16°.

In einem Folianten fanden sich die bekannten „Acta concilii Basiliensis“, dann in einem andern „Königl. Majestät in Behaims Hofstat 1555“, die nichts Wichtiges enthalten.

Auch gegenwärtig weilt ein mährischer Gelehrter in Stockholm, nämlich Prof. Dudik, welcher sich die umfassendste Untersuchung der böhmisch-mährischen Spolien in Schweden angelegen sein lässt.

Burg Kamnitz,

dann

Scharfenstein, Fredewald und Falkenstein.

Aus dortigen Lokalarchiven, von **Theodor Eugen Rochlitz.**

Wann die Stadt und Burg **Kamnitz** erbaut, ist historisch ungewiß. Daß Stadt und Burg im 13. Jahrhunderte schon bestanden, ist erwiesen. Der erste bekannte Besitzer von Kamnitz ist nicht, wie Hr. Heber angibt, Benesch von Wartenberg, sondern Benesch von Michalowitz. Auf ihn folgte nicht Johann der I. von Wartenberg, sondern Jan von Michalowitz. Unter diesem Jan von Michelsberg war Kamnitz, welches damals Kempnitz hieß, dazumal Vogtei, bereits eine blühende Stadt, welche nach dem, noch vorhandenen und der Stadt im Jahre 1380 von diesem Michelsberg geschenkten, Stadtbuche als Stadt und Vogtei ihren Vogt, Burgermeister und Schöppen hatte. Durch folgende Urkunde, welche vorn auf dem ersten Blatte des Stadtbuches geschrieben steht, gibt Jan von Michelsberg diesem Stadtbuche volle Rechtskraft:

„Wir Jan von Michelsberg bekennen Allen, die das Buch sehen, hören, lesen, daß wir mit wohlbedachtem Muthe und mit gutem Willen und mit Rathe unseres getreuen Konrad Keppeler unseres Hauptmanns zu den Zeiten und Genichs von Oduz und Herrn Ritzen von Sytaw (Zittau) den Bürgern zur Kempnitz unsern lieben getreuen und den andern Landleuten, die dazu in die Vogtei gehören und diesen mit Willen begehren, dies Buch zu beståttigen . . . daß alles das, das darin geschrieben stehet, daß das alle Kraft und Macht haben soll, und dawider niemand weder reden soll, weder mit Worten noch mit Werken bei unsern Hulden. Geschrieben nach Christi Geburt tausend Jahr, darnach dreihundert, darnach in dem achtzigsten Jahr."

Im Jahre 1383 bekam die Stadt von Jan von Michelsberg das erste Privilegium, nämlich ihre liegenden Gründe an ihre Nachkommen und Freunde vererben zu dürfen, und nur, wenn keine Anverwandte da sind, die liegenden Gründe an den Grundherrn fallen. Im Jahre 1394 bekam die Stadt von ihm das 2te Privilegium in lateinischer Sprache geschrieben, worin den Bürgern zur Kempnitz der Zoll, die Bräupfanne und die Badstube um 70 Schock Groschen abgetreten wird, von diesem im Privilegio detailirten Zoll sollen die Bürger 7 Schock den Altarherrn zu Kempnitz geben, von dem übrigen Gelde aber die Bräupfanne und die Badstube ausbessern.

Heber gibt an, daß nach diesem Johann I. von Wartenberg (Michelsberg) sein Sohn Sigmund I. von Wartenberg folgte, jedoch finde ich sowol von diesem, als auch von seinem angeblichen Nachfolger Johann I. von Wartenberg nirgends Erwähnung.

Im Jahre 1419 besaß Kamnitz Hinko Berka von Duba auf Hauenstein, gesessen zu Scharfenstein, und er kommt auch im alten Stadtbuche 1419 als Besitzer von Kamnitz vor, auf welchen dann sein Sohn folgte. Nach diesem kommt Sigmund I. von Wartenberg als Besitzer von Kamnitz vor, der 1426 den Schmieden Privilegien gab. Er war mit Margaretha von Kuferitz? vermält und hinterließ bei seinem im Neuhauser Burgverließe erfolgten Tode, nebst seiner zweiten Gemalin Agnes von Sternberg zwei Söhne: Heinrich und Johann, von denen Letzterer als Johann I. von Wartenberg Kamnitz übernahm, der es durch seinen Hauptmann Jäger und Vogt Pedig verwalten ließ. Später kommt Philipp von Lottitz 1456 als Hauptmann von Kamnitz vor, und er scheint dieser räuberische Vasallritter gewesen zu sein, der Kamnitz zum verrufenen Raubneste herabsetzte, er war auch zugleich Herr von Gersdorf.

Johann I. von Wartenberg starb als Landvogt der Sechsstädte im Jahre 1464 zu Bautzen in der Lausitz, und hinterließ 2 Söhne: Christoph und Sigmund. Nach Johann I. von Wartenberg folgte nicht, wie Heber sagt, Sigmund II. von Wartenberg, sondern Christoph v. Wartenberg, der nach dem Stadtbuche 1471 den Vorberg am Schlosse zertheilen und diese Theile durch seinen Vogt Peter Chronichen an arme Leute verkaufen ließ. Es sind dies die heutigen Felder und Bauerngüter am Schloßberge, wofür nebst dem Kaufschilling die Käufer noch einen jährlichen Zins oder Dezem zahlen mussten. Mit ihm kommt später sein Bruder Sigmund II. von Wartenberg als Besitzer von Kamnitz vor, der dann als alleiniger Herr 1497 den Dittersbächern die freie Gerichtsbarkeit gab und Besitzer von Kamnitz, Tetschen, Bensen und Pitschkowitz, oberster Mundschenk und der Sechsstädte Vogt und Anwalt war. Heber gibt an, daß dieser Sigmund II. Tetschen an Niklas Trczka von Lipa verkaufte und sich nach Kamnitz zurückzog; welche Angabe jedoch falsch, indem dieser Sigmund auch Kamnitz an Niklas Trczka d. j. von Lipa und Lichtenberg verkaufte, welcher noch in demselben Jahre den Kamnitzern ihre alten Privilegien bestätigte, und zugleich seinen Unterthanen das Recht ertheilte, ihre liegenden Gründe ihren leiblichen Erben vertestiren zu können und im Falle Jemand ohne Erben und Testament stärbe, so fallen die Güter der Gemeinde, zu welcher der Verstorbene gehörte, anheim.

Aber dem slawischen alten Herrn und Utraquisten behagte die Unzugänglichkeit der Gegend und die deutsche eifrig katholische Bevölkerung nicht. Er bestätigte die theilweise streitigen Freiheiten der Bürger in der ihnen unverständlichen böhmischen Sprache.

Er ließ seine ungetreue Gattin Katharina von Kost im Verließe verschmachten und er starb am 3. April 1516 zu Jungbunzlau, wo er eben wegen Wiederherstellung seiner Gesundheit die Bäder gebrauchen wollte.

Im Jahre 1515 hatte er bereits Kamnitz, Tetschen und seine gesammte Besitzung für 8300 Schock prager Groschen, an den aus einem

meißnischen Rittergeschlechte abstammenden Herrn Hans von Sahlhausen verkauft, der mit seinen Brüdern Friedrich und Wolfgang bereits das Gut Bensen in der Nachbarschaft besaß und mit Anna von Bünau vermält war. Heber sagt, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts die Herrschaft Kamnitz durch einige Zeit getheilt war, indem die Freiherren von Sahlhausen einen Theil davon inne hatten. Dies aber ist falsch, indem Hans von Sahlhausen erweislich diese Besitzung ganz kaufte, welcher sie dann seinem Bruder Friedrich von Sahlhausen hinterließ, der 1528 im Stadtbuche als Herr von Kamnitz vorkommt. Früher schon 1521 kaufte Hans von Sahlhausen von Michel Hülle *) das sogenannte Hüllengut, an der Kunersdorfes Strasse gelegen und bewohnte auch ein eigenes Schloß in Niederkamnitz, dessen antiker Zinnengiebel noch heute sehenswerth ist. Friedrich von Sahlhausen vermachte dasselbe armen Pfründlern mit dem Bemerken, daß der Altarherr daselbst beim Lesen der heiligen Messe in dem, in diesem Hause erbauten Kirchlein zur heiligen Dreifaltigkeit bei jedesmaligem Umdrehen das Volk ermahnen sollte, für Sahlhausen und den Bürger Bilinský aus Leitmeritz, der 50 Schock dem Hospitale geschenkt hatte, zu beten. Es befindet sich in demselben Schlosse noch heutzutage das städtische Spital.

Nach Friedrich von Sahlhausen kommen 1529 Christoph und Prokop von Wartenberg als Herren von Kamnitz vor, welche es durch ihren Hauptmann Sigmund von Schönfeld verwalten liessen. Es waren Söhne Sigmunds II. von Wartenberg, welche die erste Zeit gemeinschaftlich regierten, einige Zeit später es aber Prokop allein übernahm; er bekleidete das Oberstmundschenkamt und vermälte sich zu Bautzen mit dem Fräulein Anna von Sahlhausen, durch welche Heirath Kamnitz wahrscheinlich von den Sahlhausen wieder an die Wartenberge kam. Prokop lebte mit ihr in einer langen glücklichen Ehe, in der sie ihm 16 Kinder (12 Töchter und 4 Söhne) gebar. Unter ihnen kommt 1534 ein Pfarrer und Prediger, Johann Meinhart sammt Frau Elisabeth im Stadtbuche vor, die er sich 1532 ehelich beigelegt hatte; dies war also der erste bekannte protestantische Geistliche hier, mithin um diese Zeit schon Protestanten in Kamnitz waren. Im Jahre 1531 kaufte Prokop von Wartenberg von Michel Hülle aus Kreibitz die Niedermühle um 227 Schock Groschen.

Er starb 1541 und liegt zu Kamnitz begraben.

Nach seinem Tode war seine Witwe, Anna von Sahlhausen, alleinige Besitzerin von Kamnitz und kommt als solche 1551 und 1554 im Stadtbuche vor, wo unter ihr des Thurmbaues erwähnt wird. Ihr Hauptmann war Sigmund von Schönfeld und sie überließ Kamnitz ihrem ältesten Sohne, Heinrich I. Prokop von Wartenberg, der im Jahre 1562 den Antheil, welchen Sahlhausen noch von Kamnitz besaß, um 8.000 Schock meißnisch an sich brachte, und zugleich mit Abraham und Jan, Gebrüder von Wartenberg, in einem der Stadt Kamnitz ertheilten Privilegium, worin der Stadt der alleinige Salzverkauf eingeräumt wird, wofür die Kamnitzer dem Pfarrer zu Schönau, Windischkamnitz und Kamnitz eine gewisse Quantität Salz geben sollten.

---

*) Urkunde in Stadt Kamnitzer Privilegien-Abschriftsbuche. Es war ein sehr großes Gut, sammt Hof, Wiesen und Wäldern.

Nach Heinrich kommt Abraham von Wartenberg, wie es Herr Heber richtig angibt. Nach diesem kommt Heinrich II., als Besitzer von Kamnitz vor. Er erneuerte mit Sigmund und Jan, Gebrüder von Wartenberg der Stadt ihre alten Privilegien und gab ihnen 1592 die Freiheit, das Bier auf die nahe gelegenen Ortschaften zu verkaufen. Er starb zu Kamnitz im Jahre 1604. Nach ihm folgte Sigmund III., Abrahams Sohn, der nun den Vorhergehenden im Besitze von Kamnitz nachfolgte. Er drohte den Bürgern von Kamnitz, die Herrschaft Schulden halber zu verkaufen, wenn sie ihm nicht die Kretschmen abtreten, wofür er ihnen freien Roßmarkt, freien Weinschank 2c. geben wollte, worauf die Bürger zwar nicht eingingen, jedoch ihre Privilegien bestätigt bekamen. Er starb den 19. Februar 1608, worauf Kamnitz an Herrn Johann von Wartenberg überging. Dieser verkaufte die Herrschaft Kamnitz Mitwoch nach Medardus 1614 um 176.000 Schock meißnisch an Herrn Radislaw von Chinitz und Tettau, auf Teplitz, Neu-Bistritz, Romberg und Hainspach, J. Röm. Kaiserl. Maj. Rath, Kämmerer und Hofmeister im Königreich Böheim. Nach der Verkaufsurkunde bestand die Herrschaft dazumal aus folgenden Bestandtheilen: dem Schloß Kamnitz unter der Stadt liegend, dem Meierhof bei der Stadt, sammt den Forbergen, allen liegenden Gründen, Aeckern, Wiesen, Baum- und Hopfengarten.

Das andere Forbergk unter der Stadt, von neuen erbaut, sammt aller Zugehörung, Acker und Wiesen.

Das dritte Forbergk mit Namen Reinersdorf, zu sammt allen liegenden Gründen, besaamten und unbesaamten Aeckern, Wiesen u. Obstgärten.

Das vierte Forbergk, Daubitz genannt, sammt allen Aeckern, Wiesen, Gärten, Scheuern und Ställen.

Die Stadt Kemnitz, Item das Ober- und Niederdorf, desgleichen Kunersdorf, Limpach, Kaltenbach, Dittersbach und Schemel.

Die Stadt Kreibitz mit allem Zugehör.

Item das Ober- und Niederkreibitz. Item das Dorf Daubitz, Neudorf, Schönbüchel, Schönlinde, Hasel, Ober- und Nieder-Preschka, Schönau, Gersdorf, Neudörfel bei Markersdorf, Jonsbach und Windischkamnitz.

Das Herrnhaus in der Stadt Bensen, sammt der Stadt und was da ist.

Das Forbergk mit Namen Reissen, allen liegenden Gründen, Aeckern, Wiesen und Obstgärten.

Das neuerbaute Dörrhaus vor der Stadt bei den Mühlen liegend, sammt der Mühlen, und Zugehörungen.

Das Forbergk zu Binsdorf und Hohen-Leipa, die halbe Stadt Bensen und Vorstadt, was allda ist.

Item Hennersdorf, Ulgersdorf, Binsdorf, Rosendorf, Neudorf, Hohenleipa, Stimmersdorf, Arnsdorf, das neue Dorf bei der Elbe, Jonsdorf, Herrnskretschen, sammt allen gesessenen Unterthanen, oder von solchen Gründen entwichen oder entrunnen, ausgenommen der, die bei Herrn Jan von Wartenberg und seiner Gemahl in Dienstbestallung seien auf ein sonderliches Register aufgezeichnet und übergeben sein, sammt denen Wittib und Waisen, und ihre Gerechtigkeit, Wehrender und steigender Zinse, Robothen, Befreiten und unbefreiten Kretschmen, allen Kirchen und ihren Zugehörungen, allen Mühlen, Teichen, Ebenen, Währen,

Bächen, Flüßen, Hölzern, Wäldern, Bergen, Hügel und Thal, Obst und Hopfengärten, Schäfereien, Viehweiden, allen Wiesen, Bräuhaus zu Binsdorf, Bräuhaus, Braupfanne, Bütten, Kübeln, und allen andern zugehörigen u. s. w.

Bei diesem Kaufe waren Zeugen: Johann Sezima von Sezimowa Auscha, Herr auf Auscha und Gischdorf (?), Stephan Georg von Sternberg auf Postelberg, Herren Dworsetzky von Olbramowicz und Friedrich von Bila.

Die Herrschaft Kamnitz blieb bis jetzt im Besitze der Kinsky.

Was die Burg Scharfenstein anbelangt, so ist H. Hebers Angabe richtig, indem er sagt, daß König Wenzel sie den 28. Aug. 1284 wieder einlöste.

Scharfenstein scheint zugleich mit Kamnitz immer ein Dominium gebildet zu haben, denn der jedesmalige Inhaber von Kamnitz hatte auch Scharfenstein im Besitze. So wie auf Kamnitz Benesch von Michalowitz der erste bekannte Besitzer war, so mag er auch Scharfenstein besessen haben.

Daß es dessen Nachfolger auf Kamnitz, Johann von Michelsberg besessen hat, ist historisch erwiesen. Ignaz Hockaker, des Jan von Michalowitz Hauptmann von Kamnitz, wohnte von 1384 bis 1395 auf dem Scharfenstein, dann war er Hauptmann auf dem Falkenstein und von 1398 bis 1401 wohnte er wieder auf Scharfenstein.

Im Jahre 1409 kommt im alten Stadtbuche Sigmund von Slibawitz als Hauptmann auf dem Scharfenstein vor.

Nach Michelsberg kommt Hinko Berka von Duba als Herr auf Scharfenstein vor, auf den dann sein Sohn folgte und nach diesem kommt Sigmund I. von Wartenberg als Besitzer vor. Herr Heber gibt an, daß 1433 nach Hinko Berka von Duba, Hynek von Waldstein als Besitzer von Scharfenstein erscheint, welche Nachricht falsch sein mag, denn ich finde vom selben nirgends Erwähnung. Auch sagt Hr. Heber, daß um das Jahr 1480 Scharfenstein dem mächtigen Hause der Kolowrate gehörte, und er nicht weiß, an wen nach dem Tode des Albrecht von Kolowrat-Libsteinsky 25. Mai 1510 Scharfenstein gefallen ist. Es war jedoch im Jahre 1497 Sigmund II. von Wartenberg, Herr auf Scharfenstein, der also vor dem Tode des Albrecht von Kolowrat die Burg Scharfenstein inne hatte, worauf dann alle jene Besitzer folgen, welche Hr. Heber angibt.

Was die Burg Fredewald (unrichtig Kukla) betrifft, so war sie stets im Besitze der Herren von Kamnitz, und es kommt im Jahre 1406 Sigmund von Slibawitz als Hauptmann auf Friedwald vor.

Seit der Zerstörung durch die Sechsstädte scheint es nie mehr aufgebaut worden zu sein, und liegt seit jener Zeit in Ruinen.

Eben so hat es sein Bewenden mit der Burg Falkenstein, welche stets zu Kamnitz gehörte, und worauf die Besitzer ihre Hauptleute zu halten pflegten; denn vom Jahre 1395 bis 1398 kommt Ignaz Hockacker als Hauptmann auf dem Falkenstein vor, wo er dann auf Scharfenstein, und 1401 wieder auf dem Falkenstein war; er wird überhaupt als solcher im Kamnitzer Stadtbuche sehr oft genannt.

Die letzten Regierungsjahre Karls des Vierten und die Persönlichkeit, Leichenfeier und Bildnisse des Monarchen.

(Hiezu die Büste in der ersten Lieferung.)

1368—1378.

Böhmens Karl — dessen Jugend, markgräfliches Walten und Mitregentschaft von 1316 bis 1346 wir im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 15—21, 569—590) geschildert haben, hatte in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre, nämlich 1368, nur noch zehn Jahre zu leben und zu regieren in Glanz und Herrlichkeit.

Eine der höchsten Aufgaben des Kaisers und Königs war es jetzt, den Sitz des heiligen Stuhles, nach seiner zehnjährigen Herabwürdigung zu Avignon in Frankreich, endlich in die Weltstadt Rom zurückverlegt zu sehen. Bereits im Jahre 1365 hatte Karl die Mittel hiezu in Avignon selbst mit dem Papste Urban V. besprochen. Der heilige Vater verlangte, daß ein Reichsheer ihm den Weg nach dem Kirchenstaate bahnen möge, und er schickte sich auch gleich zum Aufbruche an. Leider! konnte Kaiser Karl selbst an dem Geleite des Papstes sich nicht betheiligen; aber er versprach im Jahre 1368 in Rom zu erscheinen, um hier auch seine Gemalin, Elisabeth von Pommern-Stettin, mit derselben Kaiserkrone schmücken zu dürfen, welche Karl selbst schon seit 1355 (vgl. I. Bd. S. 217—220) trug.

Als nun der Kaiser mit seiner erlauchten Gemahlin sich von Prag auf die Romfahrt begab (2. April 1368), hatte er ein wohlgerüstetes Ehrengeleit von böhmischen und sächsischen Truppen.

Der Papst befand sich vorläufig schon in den Mauern Roms, wo das Volk bei seinem Einzuge eine große Freude bewies. Er hatte die ihm feindseligen Visconti und deren Anhänger mit dem Kirchenbanne belegt und fast alle italienischen Staaten gegen sie vereinigt. Eine Macht wie diese und hiezu jene des Kaisers und des Ungarnkönigs konnte einer jeden anderen leicht den Untergang bringen; die Visconti schloßen daher ein Bündniß mit Cane della Scala, Herrn von Verona, und eine Doppelheirath mit dem herzoglich-bayerischen Hause. Als der Kaiser Italien betrat, war Bernabo Visconti bereits in eine unangreifbare Stellung bei Mantua eingerückt. Das kaiserliche Heer wuchs indeß durch päpstliche, neapolitanische und andere Hilfstruppen auf etwa vierzigtausend Mann an, womit sich der Kaiser an einigen festen Plätzen versuchte und sodann Miene machte, Mantua mit aller Macht zu entsetzen. Gleichwol kam es vier Wochen lang zu keinem Hauptangriffe, wenn auch einzelne kleinere Gefechte vorfielen. Die Unthätigkeit des Kaisers benutzte Bernabo. Er sandte den Petrarca an den Cardinal-Bischof Angelico, um den Papst zur Aufhebung des Bannfluches zu bewegen; allein vergeblich. Hierauf ward Herzog Stephan von Bayern zu Karl geschickt, um für die Visconti die Lossprechung von der Reichsacht zu

bewirken. Karl ließ sich gegen eine namhafte Summe (27. August) zu einem Waffenstillstande herbei, dessen Bedingungen wir übergehen, und zog alsbald weiter in's Toscanische. Der Aufwand für das Heer war für den Kaiser beinahe unerschwinglich. Zu Florenz hatte er sogar seine Kaiserkrone versetzen müssen. Jetzt wurde den Pisanern wegen der bisherigen Unruhen eine Schatzung auferlegt und bei den dortigen Kaufleuten noch ein Anlehen von zwölftausend Goldgulden gemacht. Siena musste für die Einsetzung einer neuen Regierung die Kaiserkrone auslösen und überdies zweitausend Gulden vorschießen. Im Oktober erst sah Karl den Papst zu Viterbo, wohin ihm dieser entgegengekommen war. Der Kaiser ging nun wieder voraus nach Rom, wohin ihm Papst Urban langsam nachfolgte. Am 21. Oktober 1368 sah Rom ein merkwürdiges Schauspiel. Der Kaiser selbst ging mit dem ganzen Clerus, mit Garden und zahllosem Volke dem einziehenden Papste entgegen; bei dem Thore der Engelsburg jedoch stieg er ab und führte den Zelter des Papstes am Zügel bis zur Peterskirche. Dieser schon damals aus der Mode gekommene Ehrendienst befremdete die Meisten. Dafür ward einige Tage später die Kaiserin mit ungewöhnlichem Gepränge empfangen und nach dem Vatican gebracht. Am Allerheiligenfeste (1. November) las der Papst das Hochamt, wobei der Kaiser einige Functionen des Diaconus verrichtete, namentlich das Evangelium übertrug und dem Papste das Velum reichte. Während dem wurde die Kaiserin von dem Cardinal-Bischof von Ostia herkömmlich gesalbt und dann vom Papste zur römischen Kaiserin gekrönt. Zum Andenken an diese Feierlichkeit stiftete das kaiserliche Paar ein Hospital zu Rom für die hieherziehenden böhmischen Pilgrime *), welche Stiftung späterhin von dem Hause Rosenberg vergrößert worden ist.

Von Rom ging der Kaiser zurück nach Siena, wo er fast drei Monate blieb. Die Verfassungsänderung, welche der Kaiser bei seiner letzten Durchreise hier vorgenommen hatte, war der eingerissenen Adelsherrschaft höchst nachtheilig. Da Karl zu keinem Widerrufe zu bringen war, so bewerkstelligte der vertriebene Sieneser Adel einen Aufstand. Der Kaiser selbst, am 18. Januar 1369 in seinem Palaste belagert, musste einen Vergleich eingehen und mit Bewilligung allgemeiner Amnestie die alten Freiheiten der Stadt bestätigen und den Statthalter Malatesta entsetzen. Dagegen erhielt er für den erlittenen Schimpf zwanigtausend Gulden, die in vier Terminen gezahlt werden sollten. Der Kaiser begab sich nach Lucca. Da es sich zeigte, daß Bernabo die im vorjährigen August zu Modena gemachten Friedenspräliminarien nicht gehalten, so erklärte ihn der Kaiser neuerdings in die Acht. Hier war es auch, wo er am 17. März den Stiftungsbrief für das Cölestinerkloster auf dem Oybin ausfertigte. Aus den Zeugenschaften desselben lernen wir Karls nächste Umgebung bei diesem zweiten Römerzuge kennen; es waren: der Cardinal-Bischof Guido, der Reichskanzler und Olmützer Bischof Johann von Neumarkt, Robert Bischof zu Cambray, Lambert Bischof zu Speyer, Walter Bischof zu Augsburg, Ruprecht und Heinrich, Herzoge zu Liegnitz, Johann Markgraf zu Montferrat, Johann Sobieslaw (?) Markgraf

*) Über dieses böhmische Hospital lassen wir nächstens einen eigenen Artikel folgen.

von Mähren, Niklas Spinelli, Kanzler des Königreichs Neapel, Ludwig della Torre, Gesandter der Stadt Florenz, Peter von Wartemberg, oberster Hofmeister in Böhmen, Boczko von Welhartitz, Hofmarschall, Andreas von Duba, Kämmerer, Bernhard und Jaroslaw von Dohna ꝛc. Der Kaiser traf hier auch einen Vergleich mit Florenz und Pisa, und empfing von jeder Stadt fünfzigtausend Gulden; Lucca selbst zahlte für die Befreiung von der Pisanischen Herrschaft fünfundzwanzigtausend Gulden, und ward fortan der Sitz des Reichsvicars von Toscana. Im Juli brachte endlich ein Congreß zu Bologna allgemeinen Frieden unter den Partheien zu Stande, der fast Alles ließ, wie es vor Ankunft des Kaisers gewesen. Bernabo Visconti ließ die neue Schanze schleifen, die er im Mantuanischen aufgeworfen, und versprach auch den Frieden mit dem Papste einzuhalten.

So endigte denn der zweite, fast sechszehnmonatliche Römerzug Kaiser Karls IV. Der Papst hatte durchgreifende Anordnungen von dem Kaiser erwartet, allein Dieser immer geschickt auszuweichen gewusst. Von dem arelatischen Reiche sah er voraus, daß es am Ende ganz an Frankreich kommen müsse; er that aber doch den Versuch, es wenigstens dem Namen nach herzustellen. Italien war vollends ein Nebenland, in dem sich kein anderer politischer Zustand begründen ließ, so lange nicht deutsche Heere mehrere Jahre hindurch mit deutschem Gelde dort gefristet werden konnten. Auch in Italien behauptete Karl das kaiserliche Ansehen wenigstens der Form nach durch Prunkscenen, Privilegien-Ertheilungen, Truppendurchzüge u. dgl. Papst Urban hielt sich für getäuscht. Den Kreuzzug gegen die Osmanen, um welchen (1369) Kaiser Johannes Paläologus persönlich flehte, konnte der Papst vom Kaiser Karl nicht erreichen, und in Rom war der apostolische Stuhl noch so wenig gesichert, daß die ganze Unternehmung einer Lustreise des Papstes gleichsah. Urban V. sah sich auch genöthigt, im September des folgenden Jahres nach Avignon zurückzukehren, wo er wol auch die Absetzung des Kaisers versucht haben würde, wenn er länger gelebt hätte, als bis zum 19. September 1370.

Bei Karls Rückkehr nach Deutschland schienen die Könige von Ungarn und Polen eine feindliche Stellung gegen ihn anzunehmen. Er eilte nach Schlesien, während seine Gemahlin am 20. August 1369 in Prag ankam. Der am 28. Juli vorigen Jahres eingetretene Tod des Herzogs Bolko von Schweidnitz und Jauer und Herrn der Niederlausitz sollte nämlich für das kaiserliche Haus nicht ohne Folgen bleiben. Den bestehenden Verträgen zufolge war der junge König Wenzel Bolko's Universalerbe. Dieser hatte denn auch auf ausdrücklichen, von dem Kaiser aus Modena (24. August 1368) erlassenen Befehl, gleich nach Bolko's Tode von der Niederlausitz Besitz genommen, und zwar unter Vormundschaft des Prager Erzbischofs Johann von Wlaschim. Nicht ganz so war es mit den Stammlanden des nun in seiner männlichen Linie ausgestorbenen Schweidnitz-Jauerischen Hauses bewandt. Von diesen Landen konnte Wenzel schon deßhalb nicht Besitz nehmen, weil der verwitweten Herzogin Agnes der lebenslange Genuß derselben garantirt war. Uiberdies wurden noch andere Ansprüche laut. Elisabeth, Wenzels leibliche Schwester und Gemahlin Herzog Albrechts von Oesterreich, forderte einen

Antheil als Erbschaft ihrer Mutter, die eine Nichte Bolko's II. gewesen. Die beiden Herzoge von Oppeln, sowie der Herzog von Münsterberg, alle Drei nahe Verwandte des Erblassers, wollten sich, obgleich sie schon seit mehreren Jahren mit Pfandschaften und Geld abgefunden waren, ebenfalls nicht zufrieden geben. Endlich machte König Kazimierz von Polen die großen Forderungen geltend, welche er an den Verstorbenen, seinen Schwestersohn, noch zu stellen hatte. Es ist bei Kazimierz's Blutverwandtschaft mit König Ludwig außer Zweifel, daß der Gegenstand des erwähnten Bundes zwischen Polen und Ungarn eben Kazimierz's Geldforderungen waren. Diese Prätendenten musste nun der Kaiser, wenn er den Frieden erhalten wollte, zum Schweigen bringen. Er versicherte vor Allem der verwitweten Herzogin den Besitz der beiden Herzogthümer auf Lebenszeit, fand sich bereitwillig, die gerechten polnischen Forderungen zu bezahlen, versprach die Herzoge von Oppeln und Münsterberg nebenher ebenfalls zu entschädigen, und bot sich, ohne in den Grund oder Ungrund der Ansprüche seiner Tochter einzugehen, an, ihr dieselben mit baarem Gelde abzukaufen. Erschöpft jedoch an Finanzen durch die Fahrt nach Italien, oder doch bereits an wälschen Geldern arm, musste Karl zu dem Vermögen der Unterthanen Böhmens seine Zuflucht nehmen; indem er, gegen Versicherung einer sofortigen ganzjährigen Abgabenfreiheit, eine außerordentliche Berna oder Kronsteuer erheben ließ. Hiemit deckte er alle obigen Forderungen, und ließ (12. October 1369) von den Ständen der Herzogthümer Schweidnitz und Jauer dem jungen Könige Wenzel die Eventual-Huldigung leisten; doch konnte Derselbe erst 1392, wo Agnes starb, die Regierung beider Lande antreten. Erst am 6. Januar 1370 kam der Kaiser wieder in seine Residenz zurück, und hier sollte er erfahren, daß das Bündniß zwischen Polen und Ungarn nur das Vorspiel zu einem größeren und gefährlicheren gewesen.

König Ludwig I. von Ungarn, aus dem Hause Anjou, hatte von des Kaisers letzter Romfahrt Vortheile für sein Haus erwartet, indem er glaubte, der Kaiser und der Papst würden ihm, als dem nächsten Anjouer, die Erbfolge zu Neapel und in der Provence zuwegebringen. Allein Beide mischten sich in den neapolitanischen Erbstreit nicht, und der Kaiser ertheilte sogar der Königin Johanna die Belehnung mit der Provence. In höchster Entrüstung hierüber schloß König Ludwig noch zu Ende 1368 mit den bayerischen Herzogen Stephan und Friedrich ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß; auch knüpfte er mit dem Erzbischof Gerlach von Nassau und mit Otto von Brandenburg Einverständnisse wider den Kaiser an, denen sich der König Kazimierz verwandtschaftshalber nicht wol entziehen konnte. Doch kam es zu keiner Fehde mit dem Kaiser; blos setzte diesem der König Kazimierz, als des verstorbenen Bolko Gläubiger, etwas ungestüm zu, und König Ludwig brachte es dahin, daß seine Nichte Elisabeth dem mit dem kaiserlichen Prinzen Wenzel (1365) geschlossenen Eheverlöbniß entsagte. Otto von Brandenburg musste seine Umtriebe gegen den Kaiser einstweilen noch unterdrücken. Da der aufblühende Thronerbe Wenzel nach seines Vaters Grundsätzen neuerdings verlobt werden musste, so ward eine Braut für ihn, und zwar aus dem feindlichen Hause Bayern geworben. Es muß bemerkt werden, daß Wenzel schon sofort nach der Geburt mit einer

Tochter des Burggrafen von Nürnberg verlobt worden war. Da der Kaiser gleich damals die Städte des Burggrafthums bewog, dem neuverlobten Paare auf den Fall, daß der Zollern'sche Mannsstamm ausstürbe, zu huldigen, so liegen seine Absichten auf das Burggrafthum, welches ohnehin mit Böhmen und der böhmischen Oberpfalz grenzte, klar am Tage. Nach vier Jahren indeß (1365), wo das Haus Zollern männliche Sprossen bekam, knüpfte Karl ein zweites Verhältniß mit Ungarn an, das sich jedoch, wie schon bemerkt, nach fünf Jahren ebenfalls auflös'te. Um diese Zeit (3. März 1370) belieh Karl das von ihm so sehr begünstigte Sachsen-Wittenbergische Haus mit dem Fürstenthume Lüneburg, vielleicht um dasselbe einst auf Lüneburg zu versetzen, damit Wittenberg nebst dem Kurkreise allenfalls an Böhmen gezogen werden könnte. Nun waltete noch mit dem Hause Bayern eine große Spannung ob. Der Kaiser trug also dem Herzog Albrecht, Ludwig's des Bayern letztem Sohne — dem er unlängst zur Nachfolge in der Grafschaft Holland verholfen — die Hand des jungen Königs Wenzel für seine Tochter Johanna an, und schon am 13. Juni 1370 ward zu Kempten der beiderseitige Ehevertrag unterfertigt. Die Vermälung nämlich sollte zwischen heute und dem nächsten Martinstage zu Nürnberg, Kamb oder Straubing vor sich gehen; Albrecht sollte die Mitgift seiner Tochter, bestehend in zehntausend Schock Prager Groschen, binnen Jahresfrist erlegen und bis dahin dem Bräutigam die Stadt Kamb verpfänden; als Heimsteuer verschrieb Kaiser Karl der Braut fünfzehntausend Schock Prager Groschen, welche auf die böhmischen Städte Pfriemberg, Taus und Mies angewiesen wurden; endlich schworen sich alle drei Fürsten ewige Freundschaft und wechselseitigen Waffenschutz zu. Einige Tage später (22. Juni) beschenkte die Kaiserin ihren Gemal mit einem Sohne, der den Namen Johann bekam und nachmals Herzog von Görlitz ward.

Noch war das Einverleibungsgeschäft der schon seit dritthalb Jahren durch Cession und Kauf erworbenen Niederlausitz abzuthun. Karl fand hiezu die schicklichste Gelegenheit, da eben eine Menge Reichsfürsten in Prag anwesend waren, um sofort dem Kaiser zu dem Vermälungsfeste seines Sohnes nach Nürnberg zu folgen. Am 1. August 1370 also fertigte der Kaiser einen Majestätsbrief aus, kraft dessen die Niederlausitz nebst einigen Pertinenzen auf ewig der Krone Böhmen incorporirt wurde, um, wie es in der Urkunde heißt, den dortigen Bewohnern, welche seit beinahe einem Jahrhunderte durch öfteren Wechsel der Landesherren hart mitgenommen worden, Sicherheit und Ruhe zu schenken, und den Ruhm und das Heil des heiligen römischen Reiches zu erhöhen. Unter den Zeugen dieses Diploms sind für die böhmische Geschichte interessant: Peter von Wartemberg, kaiserlicher Kämmerer und Landeshauptmann in Böhmisch-Bayern; Borso von Riesenberg, böhmischer Landeshauptmann in Franken; Thymo von Kolbicz, Landeshauptmann der böhmischen Provinzen in Schlesien und Polen; Andreas und Benesch von Duba, dann Hassko von Zwieretitz, kaiserliche Kammermeister. Gleichzeitig lös'te der Kaiser einige, von den Markgrafen von Meißen dem Magdeburger Domkapitel überlassenen, obgleich nicht bezahlten, niederlausitzischen Güter ein, um künftigen Irrungen zuvorzukommen; endlich wurden alle Unterthanen des neuen Kronlandes von der Reichsgerichtsbarkeit losgesprochen. Hier-

auf zog der Kaiser mit glänzendem Gefolge nach Nürnberg, welche Stadt Wenzels Geburtsort war und jetzt auch dessen Vermälungsort sein sollte. Von dort aus ließ der Kaiser seinen Sohn, als nunmehr gekrönten böhmischen König, gemäß dem Reichsherkommen, durch eine ordentliche Gesandtschaft nach Nürnberg laden. Dieser brach also mit einem nur mäßigen Gefolge dahin auf, und musste die alte Gewohnheit der Könige von Böhmen erneuern, welche darin bestand, daß er dem Reichstage seine Ankunft durch zwei an verschiedenen Orten angezündete Feuer andeutete. Sobald diese aufloderten (9. August), ging der Kaiser mit allen Reichsfürsten dem jungen König entgegen, und empfing ihn außerhalb der Stadt mit vielem Gepränge. Am Sonntage nach Wenzeslai (29. September) wurde dem erst neunjährigen Könige die bayerische Prinzessin Johanna angetraut, und das Beilager sodann im Jahre 1376, nachdem Wenzel zum römischen Könige erwählt war, wirklich vollzogen. Um nichts zu unterlassen, was zum Glanze seines Hauses beitragen konnte, ließ der Kaiser auch die jugendliche Königsbraut (17. November) in der Prager Hauptkirche feierlich krönen. Für das nächste Osterfest aber (6. April 1371) ordnete er besondere Festlichkeiten in Prag an. Es wurde auf dem Hradschiner Georgsplatze nach dem Gottesdienste öffentliche Tafel gehalten, und die Kaiserin selbst erfreute Fürsten, Ritter und Volk über die Maßen, als sie am Schlusse des Bankets Proben einer beinahe athletischen Muskelkraft gab. Uibrigens hing Elisabeth mit inniger Liebe an dem Kaiser. Sie bewies dies unter andern, als ihr Gemal noch in diesem Jahr auf dem Schlosse Karlstein schwer erkrankt war. Zu Fuße nämlich trat sie mit ihren Hofdamen die drei Meilen weite Wallfahrt zu St. Sigmunds Grab an, betete und opferte daselbst, und fand auch wirklich bei ihrer Rückkehr den Kaiser wie durch ein Wunder genesen.

Markgraf Otto, des Kaisers unwürdiger Eidam, zeigte sich endlich im gehässigsten Lichte. Kaum in die Verwaltung der Mark Brandenburg wieder eingesetzt, gerieth er in Krieg mit den benachbarten Herzogen von Pommern; und da ihn der Kaiser aus guten Gründen hilflos ließ, beschloß Otto, das Joch der böhmischen Hoheit abzuwerfen und den durch die Erbverbrüderung begangenen Fehler um jeden Preis wieder gut zu machen. Leicht war es ihm, mächtige Bundesgenossen anzuwerben. Seinen Vettern, den Herzogen von Bayern, stellte Otto vor, wie durch die Vermälung Wenzels mit Herzog Albrechts Tochter die Grafschaft Holland rc. dem Wittelsbachischen Hause entfremdet werden und an Böhmen gelangen dürfte, wie es ferner die höchste Zeit sei, auch die Mark Brandenburg, welcher ein gleiches Loos drohe, wieder an Bayern zurückzubringen. Der staatskluge Kaiser muß solche Plane zeitig genug in Erfahrung gebracht haben, indem er schon am 21. April 1371 mit den Herzogen Wenzel und Albrecht zu Sachsen eine Uibereinkunft traf, der zufolge sie die Gewährleistung der Erbverbrüderung mit Brandenburg übernahmen, und versprachen, nach Otto's unbeerbtem Tode nur Karl oder dessen Söhne als rechtmäßige Herren der fraglichen Mark anzuerkennen. Als nun Otto dem Herzoge Stephan I. von Bayern und seinen drei Söhnen die Erbfolge in Brandenburg wirklich zusicherte, als diese von den meisten Städten die vorläufige Huldigung entgegen nahmen und im Juni sogar eine Urkunde erließen, in welcher sie sich Markgrafen von Bran-

denburg nannten und ihr Erbrecht wider den Kaiser mit Nachdruck verfechten zu wollen drohten; als sie ferner den König Ludwig, der am 17. November vorigen Jahres auch die polnische Krone empfangen, mit in ihren Bund einschloßen: da schrieb der Kaiser dem Markgrafen Otto, als Verletzer heiliger Erbverträge, einen Fehdebrief, ja er bot auch augenblicklich ein Kriegsheer auf, mit welchem er (Ende Juni 1371) in das Brandenburgische eindrang. Schnell waren mehrere märkische Städte und Schlösser in des Kaisers Gewalt. Karl unterbrach aber den Lauf seiner Eroberungen, ließ blos in den Hauptplätzen Besatzungen zurück, und machte dem zweimonatlichen Feldzuge freiwillig ein Ende. Es geschah, weil er sowol den Weg der Unterhandlungen offen lassen, als auch den König von Ungarn nicht reizen wollte.

Wirklich war eine Feindschaft zwischen Ludwig und dem Kaiser mit des Letzteren Politik unverträglich. König Ludwig I., von seiner Nation der Große genannt, beherrschte außer Ungarn auch Polen, Rothrußland, Dalmatien, überhaupt die Länder zwischen der Ostsee, dem schwarzen und dem adriatischen Meere. Er sah das Königreich Neapel, wohin er einige Mal zahlreiche Kriegsschaaren geführt, als sein rechtmäßiges Erb und Eigen an; als Kriegsheld war er den Tartaren, den Venezianern, selbst den Türken furchtbar geworden. Kaiser Karl hatte eine künftige Succession seines Hauses in Ungarn schon längst im Sinne, und dieselbe 1361 durch die Verlobung Wenzels mit der ungarischen Prinzessin Elisabeth gewißermaßen vorbereitet, was jedoch mißlang. In der jetzigen Lage konnte an einen zweiten Versuch dieser Art gedacht werden; denn Ludwig hatte zur Zeit keine männlichen Erben. Der neue Papst, Gregor XI., die Idee des osmanischen Kreuzzuges mit Heftigkeit verfolgend, ließ eben den Ungarnkönig ermahnen, die gegen den Kaiser gekehrten Waffen niederzulegen und mit diesem vereint den Erbfeind der Christenheit zu bekriegen. König Ludwig, selbst zum Frieden hinneigend, überließ also seine Verbündeten für jetzt ihrem Schicksale und eröffnete Unterhandlungen mit dem Kaiser. Im März 1372 musste bereits von Seiten Karls eine Einleitung geschehen sein; denn Ludwigs Gesandte versicherten den Kaiser, daß er für seinen jüngeren Sohn, Sigmund, König Ludwigs Tochter Maria zur Gemalin erhalten würde, wenn die Bewerbungsschreiben vorlägen. Sodann würde der König von Ungarn auch die Herzoge von Bayern mit dem Kaiser ausgleichen. Die Verhandlungen über das Verlöbniß der Kinder wurden jedoch abgebrochen; indeß kam wenigstens (23. Mai) ein Waffenstillstand zwischen Böhmen und Ungarn zu Stande. Die Zwischenzeit mochte König Ludwig mit venezianischen Fehden, Karl mit vielerlei Regierungs- und Familienangelegenheiten ausfüllen. Schon im diesjährigen Frühjahre (10. Februar 1372) hatte der Markgraf Johann von Mähren zu Gunsten seines ältesten Sohnes Jodok testirt. Karl bestätigte das Testament als oberster Lehensherr, wogegen sich Jodok verband, daß der Titel eines Markgrafen von Mähren, den er von nun an führen würde, den Königen von Böhmen wegen des Bisthums Olmütz und des Herzogthums Troppau keineswegs nachtheilig sein solle. Nachdem der Kaiser (28. März) einen neuen Landfrieden in Böhmen, dessen Nebenlanden, Meißen und Thüringen auf zehn Jahre verkündigt und (31. März) der solennen Einweihung des slawischen Benediktinerklosters

Emaus in Prag (vgl. I. Bd. S. 206) beigewohnt, eilte er nach den Rheingegenden; denn Herzog Wenzel von Luxemburg war, als er in der Eigenschaft eines Reichsvicars den Herzog von Jülich befehdete, in des Letzteren Gefangenschaft gerathen. Karl schrieb deßhalb einen Reichstag nach Mainz aus, und zog bei Aachen eine Kriegsmacht zusammen. Der Herzog von Jülich gab sich jedoch schuldig und ward, auf nachdrückliche Fürbitte seines Vetters, des Grafen von Holland, wieder zu Gnaden aufgenommen. Die Beilegung des ganzen Handels wäre demnach ohne Blutvergiessen vor sich gegangen, wenn während des Reichstages zu Mainz nicht ein ärgerlicher Tumult ausgebrochen wäre. Einige Hofleute geriethen nemlich mit den Bürgern beim Würfelspiel in Streit, und die Wuth der letzteren ging so weit, daß sie den Flüchtigen bis in die Gemächer der Kaiserin nachsetzten, viele wundschlugen, einige erstachen. Der Kaiser ließ Gericht halten und verhängte Strafen und Bußen, wies aber auch, um die Quelle ähnlichen Unfugs für immer zu verstopfen, alle Würfelhelden von seinem Hofe.

Als der Kaiser im August 1372 vom Rheine heimkehrte, begannen die Unterhandlungen mit Ungarn und Bayern wieder. Früher waren von der ungarischen Seite der Reichspalatin, Wladislaw Herzog zu Oppeln, und von kaiserlicher Seite der Teschner Herzog Přemysl — Beide böhmische Kronvasallen — die Vermittler gewesen. Hierauf ordnete der Kaiser den Patriarchen Johann von Alexandrien, welcher sich als päpstlicher Legat zu ihm begeben und seinen neugeborenen Sohn Karl getauft hatte, an den König von Ungarn ab. Der Patriarch suchte den König zur Lossagung von den bayerischen Herzogen zu bewegen, wenn sich diese nicht einer Entscheidung der Kurfürsten oder des Papstes unterwerfen sollten. Ludwig erklärte, daß er Ehrenhalber von den bayerischen Herzogen nicht abfallen, auch einen ihnen allenfalls nachtheiligen Schiedsspruch nicht dulden könne; doch sei er bereit, dem jungen Sigmund seine zweitgeborene Tochter, und, wenn ihm inzwischen ein männlicher Erbe geboren würde, die ältere Tochter, Katharina, zur Ehe zu geben. So wenig also dachte Ludwig damals daran, die ungarische Thronfolge einem Luxemburger zuzuwenden. Nach Verlauf mehrerer Monate war jedoch Ludwig nachgiebiger. Es fand eine Zusammenkunft in Trencsin Statt (Anfangs October 1372). Kaiser Karl erschien mit seiner Gemalin und einem vornehmen Gefolge; Ludwig hatte nebst seiner Gemalin alle seine geistlichen und weltlichen Magnaten, überdies seine (einst durch den Kaiser gekränkte) Mutter Elisabeth aus Krakau dahin berufen. Der Rheinpfalzgraf Ruprecht fand sich als Vertreter seiner Vettern ebenfalls ein. Statt eines zweijährigen, erzielte der Kaiser nur einen achtmonatlichen Waffenstillstand von den Bayern, und hinsichtlich Sigmunds blieb es bei dem Verlöbniß mit des Königs zweiter Tochter, Marie — vorausgesetzt zugleich, daß Sigmund in Ungarn erzogen würde. Wenig zufrieden mit allen diesen Ergebnissen, begab sich der Kaiser nach Pirna, welche Stadt damals zu Böhmen gehörte, und schloß hier (26. November) mit dem Landgrafen Friedrich von Nürnberg und dem Bischofe Ludwig von Bamberg einen Waffenbund, welcher in diesem Augenblicke wol zunächst gegen den geächteten Herzog Magnus von Braunschweig gerichtet war. Von nun an hielt

sich der Kaiser meist in Sachsen und überhaupt in der Nähe von Brandenburg auf, um die Bewegungen des Markgrafen Otto und etwa auch jene des genannten Herzogs Magnus zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit entspann sich ein neues Heirathsprojekt, indem des Kaisers sechsjährige Tochter, Anna, mit des Landgrafen Friedrich des Strengen gleichnamigem Sohne (dem Streitbaren) verlobt wurde. Da in dem Ehevertrage vom 1. Mai 1373 die Bedingung vorkommt, daß der Kaiser die Mitgift von zehntausend Schock Prager Groschen, auch im Falle der Nichtvollziehung dieser auf das Jahr 1381 anberaumten Heirath zu erlegen habe: so ereignete es sich, daß, als Anna die Gemalin König Richards von England wurde, ihr Bruder Wenzel IV. jene Summe wirklich zahlen musste, weil dem Landgrafen die böhmischen Städte Laun und Brür verpfändet worden waren.

Markgraf Otto erbitterte jedoch den Kaiser auf's Aeußerste, indem er (17. Mai 1373) seinem Neffen, dem Herzoge Friedrich von Bayern, die Altmark und Prignitz für zweimal hunderttausend Gulden verpfändete und ihm huldigen ließ. Dies war noch vor Ablauf des Waffenstillstandes geschehen, der bis 5. Juni dauern sollte. Der Kaiser zog also eine bedeutende Streitmacht bei Fürstenberg an der Oder zusammen, welche aus böhmischen, sächsischen, meißnischen, bischöflich-magdeburgischen, mecklenburgischen und pommerschen Truppen bestand. Karl selbst und sein Sohn Wenzel traten an die Spitze derselben. Als beide im Lager angelangt waren (6. Juni), eilte Wenzel, als Markgraf von Brandenburg, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg die Belehnung mit der Prignitz zu ertheilen. Während noch immer Verstärkungen kamen, rückte das Kriegsheer bis vor Fürstenwalde unfern Frankfurt. Otto that keinen Angriff, wol aber versuchte Herzog Stephan von Kamb aus einen Einfall in Böhmen, der jedoch ziemlich unblutig abging. Da schlich endlich der verlassene Otto mit seinem Neffen, um Frieden bittend, in das kaiserliche Lager, wo denn am 15. August folgendes Abkommen getroffen wurde: Otto tritt die ganze Mark Brandenburg an die Söhne Kaiser Karl's ab und erhält dagegen einige Schlösser und Städte in der Oberpfalz, welche Böhmen, im Falle seines unbeerbten Absterbens für hunderttausend Gulden von den Herzogen von Bayern wieder einlösen darf, ferner einen Jahrgehalt von dreitausend Schock aus dem Bergregale von Kuttenberg, dann weiter zweimal hunderttausend Gulden, zur Hälfte in Terminen, zur Hälfte in Pfandschaften. Die Kurwürde und das Erzkämmereramt aber behält sich Otto lebenslänglich vor. Außerdem ließ der Kaiser (18. August) die übrigen Herzoge von Bayern allen Ansprüchen auf Brandenburg entsagen und späterhin (23. November) die Urkunden herausgeben. Nachdem der Kaiser den Adel und die Städte neuerdings in Pflicht genommen und deren Privilegien bestätigt, fertigte er die Präliminar-Urkunde über die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen aus (2. Oktober 1373), und belehnte hierauf mit diesem Lande seine Söhne, Wenzel, Sigmund und Johann, und, auf ihren und ihrer Erben Abgang, den Markgrafen Johann von Mähren und dessen Söhne Jodok, Johann Sobiesław und Prokop. Der von nun an länderlose Markgraf Otto starb nach dem Kaiser (1379) in verdienter Verachtung. Karl schloß das für ihn

so ereignißvolle Jahr 1373, wo er auch seine treue Gemalin verlor, mit einem Werke der Pietät gegen seine mütterlichen Ahnen, die Přemysliden. Da nemlich der Prager Dombau bereits hinreichend vorgeschritten war, so ließ der Kaiser die Gebeine der alten böhmischen Herzoge und Könige, welche an verschiedenen Orten (Wyschehrad, St. Georg, Tein rc.) begraben waren, in den Seitenkapellen zu St. Veit beisetzen. In jeden Sarg ward eine Bleiplatte mit dem Namen der fürstlichen Leiche gelegt. Diesem Beispiele folgte im nächsten Jahre das Domkapitel, welches die Uiberreste von neunzehn Prager Bischöfen in dieselbe Kirchengruft übertrug.

Die Mark Brandenburg, durch Otto's leichtsinnige Regierung in großen Verfall gebracht, lag nun dem Kaiser zunächst am Herzen. Alle Mittel der Verwaltungskunst wurden daran versucht, und schon im Februar des Jahres 1374 begab sich Karl mit fast all den Seinigen dahin. Viele Fürsten und Herren folgten ihnen nach. Mit vollster Zustimmung und zum Theil auf ausdrückliches Begehren der Brandenburger, nahm der Kaiser die Einverleibung der Mark vor, zu welchem Acte er einen besonderen Fürstentag nach Guben ausschrieb. Hier handelte König Wenzel, als Markgraf von Brandenburg bereits ganz selbstständig, ob er gleich erst dreizehn Jahre alt war. Er fertigte nemlich am 28. Mai mit Zuziehung seiner Brüder drei Majestätsbriefe aus, kraft welcher er dieses Land mit der Krone Böhmen auf ewig vereinigte, es nie zu veräußern versprach und den Privilegien desselben unbedingte Bestätigung gab. Dagegen stellten Ritterschaft und Städte ein Bekenntniß aus, daß die etwaige Veräußerung des Landes ihnen unnachtheilig und durchaus ungiltig sei, daß sie sich stets an die Krone Böhmen halten und derselben treue Vasallen verbleiben wollten, woraus zu schließen ist, daß König Wenzel vorher den brandenburgischen Adel mit dessen Gütern belehnt habe. Der ganze Hof begab sich hierauf nach Tangermünde. Am 24. Juni that hier der Kaiser in Bezug auf die geschehene Incorporation seine oberlehensherrliche Genehmigung kund und bestätigte überhaupt Alles, was seine Söhne hinsichtlich der Mark Brandenburg verfügt hatten und noch verfügen würden. Er sagte in der Urkunde: seine Söhne hätten dieses Land von dem gewesenen Markgrafen Otto und dessen Vettern recht und redlich erkauft und, nur um dasselbe vor der Zersplitterung und gänzlichem Verderben zu schützen, dem Königreiche Böhmen einverleibt, wie dies die brandenburgischen Stände selbst anhaltend begehrt hätten. An das Diplom hängten übrigens ihre Sigille: die Kurfürsten von Mainz und von Sachsen, die Erzbischöfe von Prag und Magdeburg, sieben Bischöfe, eine Menge Reichsfürsten, die böhmischen Baronen: Benesch und Wenzel von Wartemberg, Thymo von Koldicz, Borso von Riesenberg, Johann von Rosenberg, Bohuslaw von Schwamberg, Jeschko von Krasnahora, Puta von Czastalowitz und andere Grafen und Herren mehr. Da diese Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen der goldenen Bulle zuwider war, indem jetzt Wenzel über zwei Kurstimmen verfügte, so gerieth der Kaiser, bevor diese Länder wieder von einander getrennt wurden, mehrmals in den Fall, Sigmund für den eigentlichen Kurfürsten auszugeben. Brandenburg nahm indeß im Innern einen schnellen Aufschwung. Karl bevorrechtete die Städte

Berlin, Stendal, Prenzlau, Guben und am meisten Tangermünde, an welchem letzteren Orte er sofort ein Collegiatstift errichtete, ein Residenzschloß baute, eine Waarenniederlage begründete. Seine beiden jüngeren Söhne mussten gleich daselbst zurück bleiben und unter Leitung des Bischofs Johann von Lebus die Statthalterschaft führen. Allmälich wurden die Festungen hergestellt, alle verpfändeten landesherrlichen Güter eingelöst, eine Art Saalbuch vom ganzen Lande entworfen und Tradition und Volksthum möglichst aufrecht erhalten. Doch war noch eine besondere Einigung mit dem Gesammthause Pfalzbayern nachzutragen. Dieselbe erfolgte noch in demselben Jahre (4. Oktober 1372) zu Nürnberg, wo Ruprecht der Aeltere, Stephan und die übrigen bayerischen Herzoge urkundlich gelobten, nie in Böhmen, Mähren, Brandenburg, Polen (Schlesien), Franken und Bayern etwas an sich zu bringen, was dem Hause Luxemburg gehöre. Dagegen verlieh der Kaiser den Herzogen Stephan dem Jüngern und Friedrich sammt ihren Nachkommen die zwei Reichs-Landvogteien in Oberschwaben und Elsaß, wie solche früher die Herzoge von Oesterreich, Albrecht und Leopold, besessen hatten. So war denn das Erwerbungsgeschäft der Mark Brandenburg endlich abgethan; freilich aber ist das „auf ewig" einverleibte Kronland nicht länger als einundvierzig Jahre bei Böhmen geblieben!

Schon jetzt beschäftigte den Kaiser der Plan, seinem Sohne Wenzel die römische Königswürde zuzuwenden. Er ging deßhalb im November 1374 nach Mainz. Hier kamen ihm zwei päpstliche Schreiben zu, deren eines den Sachsenspiegel betraf, welchen der Kaiser als der Kirche anstössig in seinen Landen verbieten sollte; zugleich suchte der Papst Gregor XI. bei dem Kaiser an, die Verlegung des apostolischen Stuhles nach Rom bewerkstelligen zu helfen, da die Pisaner bereits ihre Schiffe zur Reise angeboten hätten. Was Karl hierauf geantwortet, ist nicht bekannt. Günstig aber war es für seine Plane, daß der Erzbischof von Mainz, Kurfürst Ludwig aus dem meißnischen Hause, gegen Adolph von Nassau, welcher das Erzbisthum sich ebenfalls anmaßte, die Vermittelung des Kaisers gerade vonnöthen hatte. Derselbe gab schon untern 8. Dezember die schriftiche Versicherung von sich, Wenzel'n zur römischen Königswahl seine Stimme zu geben. Obwol für jetzt das kaiserliche Ansehen nicht hinreichte, den Streit der beiden Prälaten zu dämpfen, so gelang es Karl dennoch, nebst jener ersten Wahlstimme noch mehrere zu gewinnen. Er überschüttete gleichsam die Kurfürsten von Trier und Köln mit Gnaden und Vorrechten, und verbriefte jedem noch vierzigtausend Gulden, die gleich nach Wenzels Wahl zahlbar sein sollten. Der Herzog von Sachsen schloß sich bereits am 17. Januar 1375 den geistlichen Kurfürsten an, und so nahm der Rheinpfalzgraf Ruprecht der Aeltere ebenfalls keinen Anstand, am 22. Februar feierlich zu erklären: daß er und seine lieben Mit-Kurfursten „ihre Stimme an der Kur des heiligen Reichs legen sollen und wollen, und nennen und kiesen den durchlauchtigsten Fürsten rc. Herren Wenczlawen Kunigen zu Böheim, Markgraven zu Brandenburg und Herzogen zu Schlesien" sobald sie von dem Kaiser oder nach dessen Tode von König Wenzel selbst dazu ermahnt würden. Daß auch die beiden weltlichen Kurfürsten durch Geld gewonnen worden seien, ist wol möglich, doch fehlt es an Beweisen.

Die nächste Reise Kaiser Karl's nach Brandenburg, die er im Mai 1375 mit Familie und glänzendem Gefolge unternahm, ging durch Thüringen, wo es eben blutige Auftritte gab. Der Kurfürst Ludwig von Mainz belagerte nemlich seinen Gegner in der Stadt Erfurt. Der Streit war weitaussehend, weil die Macht auf beiden Seiten beinahe gleich war. Karl benahm sich neutral und ging in das Lager des Erzbischofs Ludwig, um ferneren Krieg abzuwenden. In der That vermittelte er auch einen zweijährigen Waffenstillstand, dem zufolge beide Theile dasjenige behielten, was sie von kurfürstlich Mainzischem Gebiete inne hatten. Nach einem kurzen Aufenthalte in Prenzlau trat der Kaiser eine Reise nach der ehrwürdigen hanseatischen Hauptstadt Lübeck an, womit er handelspolitische Zwecke verband. Da diese Stadt seit Friedrich dem Rothbart keinen Kaiser in ihren Mauern gesehen, so ordnete Karl einen ceremoniellen Einzug an, welcher am 14. Oktober Statt fand. Kaiser und Kaiserin waren mit allen Insignien ihrer höchsten Würde geschmückt; das Roß des Ersteren führten zwei Bürgermeister, jenes seiner Gemalin die zwei ältesten Rathsherren am Zaume. Ja, Karl ließ sich sogar die Reichsinsignien vortragen, wobei Otto von Brandenburg noch als Erzkämmerer mit dem Scepter fungirte, Herzog Albrecht von Sachsen-Lüneburg jedoch das Schwert, Kurfürst Friedrich von Köln den Reichsapfel trug; denn diese alle waren nebst dem Herzoge von Mecklenburg, dem Markgrafen Jodok von Mähren, dem Grafen von Holstein u. A. in des Kaisers Gefolge. Karl war sehr gnädig gegen die Lübecker. Er wollte in die Verfassung der Hansa tiefer eindringen, um deren Vortheile seinen Unterthanen zuzuwenden; zehn Tage lang hatte er Unterredungen mit dem Stadtrathe; und daß diese Unterredungen, worüber leider alle Urkunden fehlen, nicht umsonst waren, beweisen Karl's sofortige Handelsvorkehrungen zu Tangermünde, und seine Bemühungen, die Elbe und deren Nebenflüsse schiffbar zu machen.

Noch weilte der Kaiser in der alten Hansestadt, als sein Bruder, Markgraf Johann von Mähren, (12. November 1375) mit Tode abging. Seit seiner Verdrängung aus Tyrol lebte Johann einträchtig mit dem ganzen kaiserlichen Hause, und verwes'te in Karl's Abwesenheit häufig die böhmischen Lande. Drei Margarethen, die Maultasch eingerechnet, waren nacheinander seine Gemalinen; die zweite war eine troppauische, die dritte (1364—1366) eine österreichische Prinzessin. Johann's Nachfolger im Markgrafthum war bekanntlich Jodok, auch Joßt oder Jobst genannt, und 1351 geboren; dieser theilte mit seinem jüngsten Bruder, Prokop, den Markgrafentitel und etwas vom mährischen Gebiete; der mittlere Bruder, Johann Sobieslaw, wurde 1381 Bischof zu Leitomischl und 1387 Patriarch zu Aquileja; von den Schwestern endlich war die Eine an den Herzog Heinrich von Falkenberg, die Andere an Wilhelm den Einäugigen, Markgrafen von Meißen vermält. Markgraf Johann ist den Mährern auch als Stifter des Augustinerklosters zum heiligen Thomas in Brünn hochachtbar, welches fromme Werk 1356 durch ihn zu Stande kam. Der ganze Eremitenorden des heiligen Augustin hat nichts aufzuweisen, was diesem Kloster gliche, welches sich schon dadurch auszeichnet, daß der Prior desselben infulirt ist, und als mährischer Landesprälat unter den Ständen Sitz

und Stimme hat. *) Mit dem Markgrafen Jodok ist diese ganze böhmisch-luxemburgische Nebenlinie 1411 in ihrem Mannsstamme erloschen. Jene Erledigung des Markgrafthums bot nunmehr Gelegenheit, Wenzels königliche Autorität wieder einmal zur Schau zu tragen. Der junge König reichte nämlich in Karlsbad (9. Januar 1376) seinem Oheim Jodok das Kronland Mähren feierlich zu Lehen, und der Kaiser bestätigte diese Belehnung am andern Tage. Da Jodok auch noch eine Baarforderung an den Kaiser, welche 64,000 ungarische Gulden betrug, geerbt hatte, so wies ihm dieser späterhin die Städte Glatz, Frankenstein, Habelschwerdt und Neupaczlaw dafür zu Pfand an. Jodok selbst vergab an seinen jüngsten Bruder die Städte Znaim und Iglau nebst den Schlössern Tepenecz und Neustadt als Afterlehen, und Prokop führte seitdem in seinen Sigillen den Titel: Procopius D. Gr. tertiogenitus Marchionis Moraviæ.

Die Wahl Wenzels zum römischen Könige hing noch von der Beseitigung einiger Hindernisse ab. Zwar hatte der Kaiser die geistlichen Kurstimmen für sich, und von den weltlichen führte er selbst die erste und die letzte, während die beiden mittleren gleichfalls gewonnen waren. Allein theils die Satzungen der goldenen Bulle, theils einzelne Reichsstände von Gewicht flößten Besorgnisse ein. Die Frage, ob ein römischer König bei Lebzeiten des Kaisers gewählt werden könne, war in der goldenen Bulle mit Stillschweigen übergangen, also doch nicht ausdrücklich verneint. Die meisten Schwierigkeiten unter den Fürsten des Reichs konnten die Herzoge von Oesterreich, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und der Graf Eberhard von Würtemberg machen; daher ward der Letztere, und mit ihm vielleicht auch andere Fürsten, bei den Schatzungen bedacht, die da ohne Zweifel an die Reichsstädte gelegt wurden, und die beiden Ersteren wurden zu diplomatischen Verhandlungen nach Eger geladen. Dieser Congreß fand bereits am Schlusse des Jahres 1375 Statt. Herzog Albrecht von Oesterreich hatte nichts wider die Wahl, sofern Wenzel nur das Versprechen gäbe, daß, wenn er römischer König werde, er alle seine Reichslehen, Freiheiten und Rechte bestätigen wolle. Der junge König versprach und beurkundete es sowol ihm, als auch dem Burggrafen, am 25. und 28. Dezember 1375. Uiberdies ward Wenzels jüngste Schwester, Margareth, dem Sohne des Burggrafen nochmals verlobt und die Ehevollziehung auf das Jahr 1380 erstreckt. Gleichzeitig (29. Dezember) ist die zwischen Sigmund und der burggräflichen Tochter Katharina 1368 verabredete Ehe widerrufen, und Sigmund mit der ungarischen Erbtochter Maria wirklich, wiewol erst nach Karls Tode, vermält worden, während seine erste Braut sich in's Kloster begab. Um die Fürsten zufrieden zu stellen, trennte der Kaiser auch (Anfangs 1376) Brandenburg von Böhmen und belehnte Sigmunden mit der Brandenburgischen Kurstimme, worauf er ihn selbst in die Mark brachte, ihm von den Ständen huldigen und den Eid der Treue leisten ließ. Von Nürnberg sandte sodann der Kaiser einen offenen Brief in das Reich, um hauptsächlich den Einwendungen wegen Wenzels Jugend zuvorzukommen. Er sagt darin mit ziemlich väterlicher Befangenheit: die Söhne regieren-

*) Pubitschka Chronolog. Gesch. Böhmens Bd. VI. S. 604.

der Herren müssten mit so viel Sorgfalt erzogen werden, daß sie im siebzehnten Jahre (worein Wenzel eben getreten war) mehr als andere Menschen im höheren Alter wissen könnten; dabei wäre zu glauben, „daß Gott den Prinzen solche Seelen verleihe, welche ihrer Geburt gemäß und aufgeklärter, als andere wären.“ Er verwies auf den König Salomo, auf Kaiser Heinrichs Minderjährigkeit, und deutete auf die Vortheile hin, welche die Reichsfürsten sich versprechen durften, wenn die kaiserliche Würde bei einem Hause bliebe, das mächtig genug wäre, den Feinden des Reiches Widerstand zu thun, die inneren Unruhen zu dämpfen und Adel und Städte bei ihren Gerechtsamen zu erhalten. Auch des Papstes Genehmigung sollte hiezu eingeholt werden, eine Bedingung, welche die Kurfürsten, eingedenk des früheren Einverständnisses Karls mit dem Papste, selbst zu stellen beliebten. In zwei Schreiben also (6. März und 11. April 1376) bat der Kaiser den Papst Gregor XI. demüthig um die Erlaubniß, die Wahl vornehmen lassen zu dürfen. Der Papst ertheilte diese schon unter'm 3. Mai, jedoch aus besonderer Gnade und ohne Präjudiz der Kurfürsten für künftige Fälle; dagegen musste Wenzel in einer ausführlichen Urkunde, kurz vor der Wahl, geloben: Alles, was Heinrich, sein Urgroßvater, und Karl, sein Vater, dem apostolischen Stuhle besonders in Absicht der Erhaltung des Kirchenstaates zugesagt, getreu zu halten, auch am Tage der Kaiserkrönung Rom wieder zu verlassen ꝛc.

Noch war der Streit der beiden Gegen-Erzbischöfe von Mainz zu schlichten. Für Ludwig von Meißen erklärte sich der Kaiser nebst den Fürsten, und war seiner Stimme längst gewiß; Adolph von Nassau erhielt jedoch unter dem Vorwande der zwischen Böhmen und Mainz bestehenden Verbindungen einen Revers, daß er, wenn er römischer König werde, weder ihn, noch den von ihm besetzten Theil der Erzdiöcese feindlich überziehen wolle, wodurch also der eigentliche Streitpunkt nur in so fern berührt ward, als zur Behauptung des Wahlrechts für Ludwig eben nöthig schien. Jetzt konnte zu einer Vorwahl geschritten werden. Sie fand zu Rense (1. Juni) Statt, und es ergab sich gegen Wenzel kein Widerspruch mehr. Der förmliche Wahltag zu Frankfurt ward also auf den Dienstag nach dem heiligen Dreifaltigkeitsfeste angesetzt. Die Führung der Stimmen stand jedoch mit der goldenen Bulle im mehrfachen Widerspruche. Markgraf Otto, der sich die Brandenburgische Kurstimme auf Lebenszeit vorbehalten, musste eine schriftliche Anerkennung Wenzels ausstellen, und gleichwol führte der achtjährige Sigmund seine Stimme. Da ferner der Kaiser in der Wahlanzeige an den Papst sich selbst als König von Böhmen, dann auch seinen Sohn Wenzel, ebenfalls König von Böhmen, als die ersten Wahlfürsten vor den Erzbischöfen aufzählt, so bleibt sogar zweifelhaft, ob er oder Wenzel, oder Beide zugleich die böhmische Stimme geführt haben. Daß Sigmund überdies eines Vormunds bedurfte, ward ganz übersehen. Ungeachtet aller dieser Regelwidrigkeiten fiel die Wahl in der St. Bartholomäuskirche am 10. Juni 1376 einstimmig zu Gunsten König Wenzels aus, und noch an demselben Tage schrieb es der Kaiser selbst dem Papste, wobei er seinem Sohne den Titel eines allerchristlichsten Königs von Böhmen beilegt. Auch der neue römische König und sodann gemeinschaftlich die Kurfürsten meldeten dem

Papste die geschehene Wahl. Da nun in keinem dieser Schreiben die päpstliche Bestätigung der Wahl nachgesucht wird, so scheint eine solche, der vorhergegangenen Genehmigung halber, für überflüssig angesehen worden zu sein. Und so drückte denn nachmals der Papst sein Befremden hierüber aus, und starb endlich, ohne die Bestätigung von sich zu geben. Der Kaiser hatte ja genug daran, daß sämmtliche Kurfürsten (12. Juni) feierlich beurkundeten, Wenzel fortan für den rechtmäßigen römischen König und ihren Herrn zu erkennen. Bald darauf begab sich die Fürstenversammlung nach Rense, wo sich Wenzel auf dem alten Königstuhle dem Volke vorstellte, und von da nach Aachen, wo er nebst seiner Gemalin Johanna durch den Erzbischof Friedrich von Trier gesalbt und gekrönt wurde. Dies geschah am 6. Juli 1376, und Sigmund trug als Kurfürst von Brandenburg seinem Bruder bei dieser Feierlichkeit das Reichsschwert vor. Mehrere Wochen hindurch blieb nun Wenzel mit Annahme von Huldigungen, Ertheilungen von Gnaden, Privilegien-Erneuerung, Investituren 2c. beschäftigt. Unter andern bewilligte auch der Kaiser (16. Juli) den Insassen des Dorfes Rense, daß sie in dem Garten, wo die Kurfürsten wegen der Vorwahl sich zu versammeln pflegten, „ein Gestühl machen und dasselbe bewahren," auch innerhalb ihres Vogteigerichtes zollfrei sein sollten. Dann brach der ganze kaiserliche Hof nach Nürnberg auf.

Kaiser Karl hatte erlangt, was über ein Jahrhundert lang nicht mehr geschehen war: daß dem Vater der Sohn von den Kurfürsten zum Nachfolger auf dem Throne gewählt ward. Allein ohne Unruhen im Reiche sollte dieser Akt nicht vorüber gehen. Namentlich versagte der schwäbische Städtebund, vielleicht von den Wahlkosten gedrückt, dem neuen Könige die Huldigung. Vierzehn solcher Reichsstädte verstärkten vielmehr ihre Mauern und Thürme, bepflanzten sie mit großen metallenen Donnerbüchsen und rüsteten ihre zahlreiche kriegsfreudige Mannschaft aus. Der Kaiser sah sich genöthigt, ein Reichsaufgebot zu machen, und legte sich (22. September 1376) vor Ulm, das Haupt der verbündeten Städte. Auch aus Böhmen kamen Kriegsvölker herzu. Im Lager aber befanden sich: der Kaiser, der römische König, der Kurfürst von Mainz, der Reichspfalzgraf, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstädt, der Graf Eberhard von Würtemberg, der Burggraf von Nürnberg u. A. Das Ulmer Gebiet ward verwüstet, die Stadt aber konnte nicht erobert werden. Gern nahm also der Kaiser den Antrag der Herzoge von Bayern an, einen Waffenstillstand zu vermitteln und die Sache sodann auf dem Reichstage zu Nürnberg zu vertragen. Die Belagerung wurde am Donnerstag vor Galli (9. Oktober) aufgehoben, und der Kaiser kehrte mit dem Könige Wenzel nach Böhmen zurück. Auch hier scheint den Städten der zur Königswahl erforderliche Aufwand sehr fühlbar geworden zu sein. Der Kaiser spendete ihnen Begünstigungen, und suchte sie vom Zollertrage, Salzungelt und anderen Regalien zu entschädigen.

Das Jahr 1377 eröffnete der Kaiser mit einem Akte, der seine nahende Alterschwäche verräth und zugleich darthut, daß selbst ein Karl es nicht vermocht hat, den Hauptübeln in den fürstlichen Häusern der damaligen Zeit zu entgehen. Durch Theilung ihrer Lande schwächten die Habsburger, wie die Wittelsbacher, Wettiner u. A. die Macht ihres

Hauses; ein gleiches Schicksal war auch den Luxemburgern vorbehalten. Karl IV. traf nämlich jetzt die Bestimmungen, wie sich sämmtliche Glieder des böhmisch-luxemburgischen Regentenhauses in seine Lande theilen sollten. Obgleich die Theilungsurkunde zum großen Abbruch der Geschichte selbst nicht vorliegt, so enthielt dieselbe doch im Wesentlichen Folgendes:

1. König Wenzel hat die Nachfolge im Königreiche Böhmen, und übt theils Landes-, theils Lehenshoheit in Schlesien, der böhmischen Oberpfalz und den Parzellen in Franken, Voigtland und Meißen. Als das Haupt der Familie handhabt er die oberherrlichen Rechte über alle Kronvasallen, auch seine Brüder und Vettern, zufolge den Reichsgrundgesetzen.

2. Sigmund erhält die ganze Mark Brandenburg lehnbar, wie bereits geschehen. Die förmliche Cession gab Wenzel erst am 11. Juni 1378 von sich; hiernach sollte nach Sigmunds und des jüngsten Bruders Johann unbeerbtem Tode Brandenburg wieder der Krone Böhmen heimfallen.

3. Johann nimmt das Görlitzer Land als Herzogthum, nebst anderen lausitzischen Gebieten. Rath und Gemeinde von Görlitz huldigten dem sechsjährigen Prinzen schon am 25. Januar, und wurden, nebst Guben und Sommerfeld, am 20. März 1377 vom Könige Wenzel der ihm gethanen Gelübde und Huldigung entbunden. Nachdem Johann in den Besitz der Neumark gekommen (1388), führte er den Titel: „Markgraf zu Brandenburg und zu Lusicz, und Herzog zu Görlicz".

4. Jodok bleibt in dem Besitze von Mähren; doch hat er seine jüngeren Brüder innerhalb des Markgrafthums abzutheilen — wie dies bei Prokop geschehen, wurde schon oben angegeben — und es bleiben die Gebiete von Olmütz und Troppau im Verhältniß zu Böhmen kronunmittelbar.

5. Wenzel endlich behält das Herzogthum Luxemburg nebst den einverleibten Landen, und es bleibt die Erbverbrüderung mit der böhmischen Hauptlinie in Kraft. Indeß trat an die Stelle der letzteren am 30. Januar 1378 ein förmliches Testament, wodurch der kinderlose Herzog das gesammte Stammland dem Kaiser und seinem Sohne Wenzel verschrieb, und Ritterschaft und Städte von Luxemburg gleich am 8. Februar dazu ihre unbedingte Zustimmung gaben.

Im deutschen Reiche gab es immerfort stürmische Bewegungen, namentlich brachen die schwäbischen Städte während des Waffenstillstandes wieder los. Im Mai 1377 wurde der junge Graf Ulrich von Würtemberg, Eberhards Sohn, bei Reutlingen geschlagen, und dies musste den Kaiser zur Nachgiebigkeit stimmen. Er sandte also den römischen König dahin, der zuerst den Landfrieden in Franken (zu Rotenburg den 27. Mai) schwören ließ, und hierauf mit den Städten eine Sühne machte, mit der indeß der verbündete Adel wenig zufrieden war. Karl selbst ging bald darauf, obwol schon ziemlich leidend, nach Brandenburg, wo neue Anstalten zum Flor des Landes jeden seiner Schritte bezeichneten. Auch den Kriegsschauplatz sollte der alte Kaiser noch einmal betreten, und zwar im Lüneburgischen. Der schwere Kampf des Herzogs Magnus gegen das Haus Sachsen war von dessen Söhnen wieder auf-

genommen worden. Der Kaiser rüstete sich für die sächsischen Herzoge selbst eine brandenburgische Kriegsmacht aus, deren Sammelplatz Königsberg in der Neumark gewesen zu sein scheint. Es heißt, der Kaiser habe auch der Belagerung von Dannenberg beigewohnt. Daß die lüneburgischen Fürsten dennoch ihr Land behielten, ist aus der deutschen Geschichte bekannt. Karl's persönlicher Antheil an diesem Feldzuge lässt sich auch aus seinem Briefe an König Karl V. von Frankreich schließen, worin der Kaiser seine verspätete Abreise nach Paris durch einige Fehden, die er in Deutschland noch beilegen wollte, entschuldigt. Diese französische Reise, welche Karl am 10. November dieses Jahres antrat, wird auf die gespannten Verhältnisse bezogen, welche zwischen ihm und dem Papste Gregor XI. — der bereits wieder nach Rom zurückgesiedelt war — obgewaltet haben. Gewiß mit Ungeduld; denn Karl's und Wenzel's Stellung zu dem Papste war jetzt eine beinahe indifferente geworden. Uiberdies betrafen die politischen Gespräche mit dem Könige von Frankreich blos den Krieg gegen England, und so scheint der Grund der ganzen Reise kein anderer gewesen zu sein, als die freundschaftliche Gesinnung jenes Königshauses nunmehr auch auf Karl's Thronfolger, Wenzel, überzutragen. Wenzel ward gleich nach Brüssel vorausgeschickt. Den Kaiser aber begleiteten: Albrecht Herzog zu Sachsen-Lüneburg; Heinrich Herzog von Braunschweig; Bogislaw Herzog von Pommern; die Herzoge von Liegnitz, Brieg und Oppeln; Peter von Wartenberg, oberster Hofmeister; Thymo von Koldicz, oberster Kämmerer; Albrecht von Sternberg, Hinko von Lipa, Hassko von Zwierzetitz; ferner die Bischöfe von Worms und Bamberg, die Herren von Leuchtenberg, Hardeck rc. Uiber des Kaisers und seines Sohnes Aufenthalt am Hofe zu Paris hat sich ein altfranzösisches Diarium *) erhalten, dem zufolge Karl selbst friedlich äußerte: er habe beschlossen nach Frankreich zu kommen, um den König (seinen Schwestersohn) zu sehen, und eine Wallfahrt beim heiligen Maurus zu verrichten, zu welcher ihn ein frommes Gelübde verbände; acht Tage vor Weihnachten (1377) wolle er in Paris sein.

Die Reise musste dem Kaiser sehr beschwerlich fallen, da er anhaltend am Podagra litt. In Brüssel schloß sich der römische König dem Zuge an. Am 22. Dezember wurden die hohen Reisenden zu Cambray von einer glänzenden Gesellschaft im Namen des Königs von Frankreich bewillkommnet. Der Kaiser — meldet das alte Tagebuch — kam geritten auf einem eisenfarbigen Hengste, gekleidet in Mantel und Kappe von grauem Tuch, mit Marderfellen verbrämt, und sein Sohn, der römische König, ritt ihm zur Seite. Der Kaiser sagte dem königlichen Gesandten öffentlich: daß, so inbrünstig er wünsche, seine Andacht beim heiligen Maurus zu verrichten, er doch hauptsächlich gekommen sei, den König, die Königin und ihre Kinder zu sehen, und wolle er, nachdem er den König gesprochen und ihm seinen Sohn, den römischen König vorge-

*) Extraicte d'une Chronique manuscripte de la bibliotheque du Roy continuée iusques en l'an 1380 par Th. Godefroy, à Paris 1614, 12°. Das Ganze hat einen officiellen Anstrich und wurde schon vor siebzig Jahren von Pelzel benutzt.

stellt haben werde, welchen er ihm bringe, „damit er ganz der Seinige sei," den Tod ruhig erwarten; denn dann habe er seinen sehnlichsten Wunsch auf Erden erreicht. Dieses, schwerlich übertriebene Bekenntniß, ist für die Beurtheilung Karl's von Gewicht. Als der König von Frankreich hörte, daß der Kaiser hart von der Gicht befallen sei, schickte er ihm eine prächtig ausgeschmückte, mit zwei Maulthieren bespannte Sänfte, in welcher der Kaiser (3. Januar 1378) zu St. Denys anlangte. Hier, wie überall, waren Festzüge für ihn vorbereitet; allein der Kaiser, der nicht aufrecht gehen konnte, ließ sich gleich in die Kathedralkirche tragen, wo er vor dem Altare des heiligen Ludwig andächtig betete. Auch nahm er die Schatzkammer mit ihren Reliquien und dem Ornate des Königs in Augenschein; dann fragte er nach den Gräbern des Königs Karl IV. und seiner Gemalin Johanna, des Königs Philipp VI. und der Königin Johanna von Burgund, in deren Hause er in seiner Jugend erzogen und liebevoll gepflegt worden sei. In St. Denys schon begrüßte der Kaiser eine Deputation von Paris, an viertausend Pferde stark. Zu dem Einzuge in die Hauptstadt (4. Januar) ließ sich der Kaiser auf einen Zelter heben. Der König von Frankreich wollte ihn auszeichnend empfangen. Er zog ihm selbst entgegen mit vier Herzogen, einer Menge Prälaten, Grafen, Bannerherren und dreihundert reich gekleideten Knappen. Vor der Stadt begegneten die hohen Häupter einander; sie gaben sich gegenseitig die Hände, der Kaiser nahm Barett und Kappe herunter, der König seinen Schnabelhut. Dann ritt der König zwischen dem Kaiser und dem römischen Könige, welcher die linke Seite hatte, feierlich durch die Straßen von Paris, bis sie um drei Uhr Nachmittags an der Marmortreppe des Palastes ankamen. Der Kaiser musste schnell in einen Armstuhl gebracht werden. Des andern Tages brachte die Stadt ihre Geschenke dar; ein Schiff von Gold und Silber, 190 Mark schwer, ein vergoldetes Waschbecken im Gewichte von 93 Mark, nebst zwei emaillirten Flaschen. Von den Geschenken des Königs Karl sind noch vorhanden (außer den Reliquien): die Infel des heiligen Eligius, welche der Kaiser der Prager Goldschmieds-Innung verehrte, und ein französischer Prachtcoder des Titus Livius, welchen die gräflich Nostitz'sche Bibliothek besitzt. Am Dreikönigstage ließ sich der Kaiser in die Reliquienkapelle tragen. Um Alles in der Nähe zu sehen, ließ er sich, da der Zugang zu dem Sacrarium ohne Armstuhl geschehen musste, bei den Händen und Füßen die enge Treppe hinauf und herunter schleppen, zu großer Beschwerde und Pein seines Körpers. Trotz aller Gichtleiden besuchte doch der Kaiser den Palast zu Louvre: die königlichen Schlösser Beauté, zu St. Paul und im Forst von Vincennes. Im Saale des Louvre erschienen vor ihm die Mitglieder der Pariser Hochschule, deren Kanzler, der Meister der Theologie Jean de la Chaleur, die Anrede hielt, auf welche der Kaiser in lateinischer Sprache antwortete. Hier fand die erste politische Conferenz Statt, wobei König Karl V. die Unrechtmäßigkeit des Krieges von Seite Englands durch Documente bewies. Der Kaiser versprach, die gerechte Sache Frankreichs stets vertheidigen zu wollen. Am 9. Januar wurde deshalb ein neuer Freundschaftsbund zwischen Karl V., dem Kaiser und (was als Hauptsache galt) dem römischen Könige geschlossen und die Pergamente hier-

über ausgewechselt. Somit war der Reisezweck schon einigermaßen erreicht. Zu St. Paul suchte der Kaiser die Königin Johanna auf, bei welcher sich der zehnjährige Dauphin, Karl, und dessen Bruder befanden. Nach herzlicher Begrüßung derselben verlangte der Kaiser sehr nach der Herzogin Isabella von Bourbon, Mutter der Königin, welche fern vom Gedränge stand. Sie wurde zu ihm geführt, und „als sie einander nahe waren, fing der Kaiser heftig an zu weinen, und die Herzogin auch, daß es sehr beweglich zu sehen war.“ Die Ursache dazu — fährt die Chronik fort — war die Erinnerung, daß der Herzogin Schwester, Blanca, des Kaisers erste Gemalin gewesen, und daß Isabella als Gespielin mit des Kaisers Schwester und Mutter des Königs, der Herzogin Guta von der Normandie, aufgewachsen und erzogen worden war. Zu Vincennes ging der König Wenzel in das Gehölz, um Damhirsche und Kaninchen zu jagen, der kranke Kaiser aber ersuchte den König um ein Gebetbuch, darin er zu Gott für ihn beten wolle. Am Abend berief der Kaiser seinen Sohn und ließ ihn in die Hand des Königs geloben, „daß er ihn lebenslang vor allen Fürsten der Welt lieben und ihm dienen wolle, und die Kinder des Königs auch.“ Sofort (12. Jan.) geschah die erste Wallfahrt nach St. Maur, am 15., dem Feste des heiligen Maurus, die zweite. Von dem Lustschlosse Beauté sur Marne brach endlich der Kaiser (16. Januar) unter feierlichen und rührenden Abschiedsscenen nach Meaux auf und reis'te gegen Luxemburg. Noch am letzten Tage geschah es, daß er den Dauphin (Karl VI.), den er zugleich für volljährig erklärte, zum Generalvicar des arelatischen Reichs, und namentlich in der Grafschaft Dauphiné, auf Lebenszeit und mit sehr erweiterter Gewalt ernannte, und ihm das Schloß Pompet bei Vienne und einen Palast in der Stadt selbst verlieh. Um dies Alles gehörig auszufertigen, ließ der Kaiser noch einige Tage seinen Kanzler in Paris zurück, der mit einem zwanzig Mark schweren Becher und tausend Goldfranken belohnt wurde. Zwar hatte der Kaiser die Hoheit des deutschen Reichs über jene Landschaften ausdrücklich vorbehalten; doch war der Uibergang derselben an Frankreich nicht mehr zu hindern.

Mit dieser Reise nach Frankreich waren noch einige Unternehmungen Karl's IV. verknüpft. Schon auf dem Hinwege drangen sich dem alternden Kaiser ernste Erinnerungen auf. Zu Herford ließ er dem Geschichtschreiber Heinrich von Herford († 1370) eine angemessene Grabstätte bauen; zu Engern sah er des alten Sachsenhelden, Wittekind, verfallenes Grabmal und befahl, es in der Art wieder herzustellen, daß oberhalb das von zwei Löwen gehaltene Wappen Karl's des Großen, am Fuße aber das Wappen Böhmens angebracht würde; in Aachen ordnete er ein besonderes Jahresfest zu Ehren Karl's des Großen an, wegen dieses Kaisers großen Verdiensten um die Kirche; in Luxemburg endlich erzielte er das schon oben angeführte Testament zu Gunsten der böhmischen Hauptlinie u. dgl. m. Das wichtigste Ereigniß dieses Jahres war übrigens der am 27. Mai erfolgte Tod Papst Gregors XI., dessen Folgen der in Staat und Kirche so tief erfahrene Kaiser wol in ihrer ganzen traurigen Perspective vorhersehen mochte. Durch Trennung der französischen und italienischen Cardinäle entstand (20. September) eine zwistige Papstwahl und der Anfang eines neununddreißigjährigen

Schisma, dessen Ausbruch Karl indessen nur zwei Monate überleben sollte. Auch in Schwaben musste Karl noch einmal als Friedebringer auftreten. Es war hier eine ganze Verheerung unter den kleinen Mächten entstanden, die Städte jedoch im Besitze des Sieges; ihnen musste also der Kaiser beispringen, da er berechnen konnte, daß Wenzel ihres Beistandes gegen die Fürsten und Landherren ebenfalls bedürfen würde. So kam er denn (31. August) nach Nürnberg, wo er der blutigen Fehde den Schein eines Privatstreites zwischen den Grafen von Wirtemberg und den Städten gab. Wirtemberg musste die Landvogtei Niederschwaben an den Herzog Friedrich von Bayern abtreten, und sich mit einigen kleinen Verschreibungen begnügen; hierauf legten die verbündeten Städte ihre Waffen nieder. Eine Münzordnung, am 2. November 1378 für Böhmen erlassen, war das letzte wohlthätige Werk des Kaisers. Wenige Wochen darauf schied Karl von dieser Welt, nachdem er dreiunddreißig Jahre über Böhmen geherrscht, eben so lange das deutsche Kaiserszepter geführt und ein Alter von 62 Jahren, 6 Monaten, 16 Tagen erreicht hatte. Er starb auf dem Prager Schlosse am Samstag vor dem Andreastage (29. November) 1378, drei Stunden nach Sonnenuntergang. Nie war die Trauer der Böhmen um ihren König allgemeiner und inniger, nie der Schmerz derselben gerechter, als damals; der gute Genius war von Böhmen gewichen.

Die Augsburger Chronik des Burghard Zengg gibt von Karls IV. Leichenfeier nachstehende Beschreibung: Des Kaisers einbalsamirter Leichnam blieb in Purpurmantel im großen Saale des Palastes durch elf Tage öffentlich ausgesetzt, während dem in allen Kirchen der Prager Städte Tag und Nacht gebetet und gesungen wurde. Am 11. Dezember erst begann die Leichenfeier, welche wieder vier Tage dauerte. Den Zug eröffneten 478 Bürger in Trauerkleidern, brennende Kerzen tragend, und von Schülern aller achtzehn Pfarrschulen gefolgt. Nun gingen die Domherren, die Weltgeistlichen und Mönche, hinter ihnen die Studenten der hohen Schule, siebentausend an der Zahl. Vor der Bahre selbst wurden die Wappen aller böhmischen und der Reichslande einhergetragen. Zuerst das Panier der Mark Bauzen, von drei Geharnischten getragen, dann die Paniere von Görlitz, Luxemburg, der Lausitz, Breslau, Schweidnitz, Mähren, Böhmen und dem römischen Reiche; ein Ritter trug des Kaisers umflorten Helm, ein anderer das entblößte Schwert mit der Spitze zur Erde gesenkt. Endlich kam die Leiche selbst auf einer mit Goldstoff verzierten Bahre, welche vierzehn Ellen lang, fünf Ellen hoch war. Der Verklärte, angethan mit dem Purpur und den übrigen Abzeichen, hatte die Reichskrone ob dem Haupte, zur Rechten die lombardische, die böhmische zur Linken. Zwölf Barone und eben so viele Ritter trugen die Bahre bis an die Brücke. Hinter der Leiche ritten die Kronvasallen mit ihren Fahnen. Nun kamen die Kaiserin-Witwe Elisabeth, die römische Königin Johanna, die Markgräfin von Mähren und sämmtliche Hoffrauen in sechsundzwanzig Trauerwagen; in fünfhundert anderen schloßen sich die Frauen des hohen und niederen Adels an. Den Beschluß machten fünfhundert Landherren, Ritter und Wladiken. (Daß König Wenzel und die übrigen Prinzen nicht genannt sind, mag in der

damaligen Hofetiquette seinen Grund haben.) Am Brückenthor übernahmen die Bahre dreißig Rathsmänner der alten und neuen Stadt Prag; vor dem Rathhause der Neustadt wurden diese wieder von dreißig Bürgern abgelöst. Man brachte die kaiserliche Leiche in die St. Hieronymuskirche der slawischen Benediktiner in Emaus, und ließ sie hier, umstrahlt von fünfhundert halbpfündigen Kerzen, über Nacht. Tags darauf (13. Dezember) übertrug man dieselbe auf gleiche Art in die St. Jakobskirche der Minoriten, am folgenden in die Johanniter-Ordenskirche Maria unter der Kette, endlich am dritten wieder nach der Hauptkirche zurück, wo am 16. Dezember ein großes Todtenamt durch den Erzbischof und zwölf assistirende Bischöfe abgehalten ward. Hiebei brachten alle Glieder des kaiserlichen Hauses reichliche Opfer dar; der Leichenrede des Domherrn Adalbert Rankonis de Ericino wird gleichfalls gedacht. Endlich setzte man die kaiserliche Leiche — es heißt, mit sammt den Reichsinsignien — in einem zinnernen Sarge in der königlichen Gruft der Prager Hauptkirche bei. Hier ruhte dieselbe vermuthlich ungestört über zweihundert Jahre. Als das Rudolphinische Mausoleum (1590) über der königlichen Gruft angebracht wurde, ließ Kaiser Rudolph auch den Sarg Karls IV. auf eine feierliche Weise öffnen. Karls wohlbalsamirte, mit einer Krone gezierte Leiche zeigte sich in einem nicht sehr veränderten Zustande. Bei der Wiedereröffnung im Jahre 1677 fand der damalige Domdechant, Thomas Pessina von Czechorod, den zwar schon etwas verwes'ten Körper doch noch im Zusammenhange, und bedeckte den Sarg mit dem vom Sarge des nachgebornen Ladislaus genommenen und dessen königlich ungarisches Wappen tragenden Tuche. So wenigstens zeigte es sich bei der dritten Eröffnung am 10. Juni 1743. Der Sarg Karls war doppelt, der Deckel des äußeren beinahe vermorscht; die Gebeine, mit dreierlei Stoffen umhüllt, hatten noch ihre natürliche Lage; dabei waren einzelne Theile völlig mumisirt; in der Mitte lag ein Schwamm, der drei Pfund Balsam-Oel fassen konnte. Die Krone (natürlich eine subsidiäre) zerfiel in Stücke. Gegenwärtig ruht Karls Leiche in einem schlichten, inschriftlosen, hölzernen Sarge, ziemlich inmitten der achtzehn Fuß langen und zehn Fuß hohen königlichen Gruft. Eine Kiste, in welcher verschiedene zerstreute Gebeine gesammelt sind, bildet die Unterlage derselben; sieben andere Särge, darunter der prachtvolle zinnerne Sarkophag Rudolfs II., sind seine Umgebung. Dies sowol, als auch der Umstand, daß in einem der Särge (laut Inschrift) die Uiberreste von Karls Gemalinen und Söhnen, überhaupt acht Schädel beisammen liegen, lässt entweder auf gewaltsame Störung und Beraubung der Gräber oder unverantwortlich sorgloses Verfahren bei Ausmittelung des Platzes für den Rudolphinischen Sarkophag (1612) schließen. Obiges sind die Resultate der letzten Eröffnung der Gruft, welche auf Befehl und in Gegenwart des Kaisers Franz I. am 14. Juni 1824 stattgefunden hat.

„Die vorzüglichsten einzelnen Gebäude, die Karl aufführen ließ, waren nachstehende *): 1) die Prager kön. Burg seit 1333, von welcher sich jedoch äußerst wenig mehr erhalten hat; 2) die Domkirche

*) Palacky Gesch. v. Böhmen II. 2, S. 418–419.

zu St. Veit, begonnen 1344, aber im Jahre 1386 noch unvollendet gelassen; 3) die Karmeliter-, jetzt Maria-Schneekirche in der Neustadt Prag, seit 1347; 4) die Slawenkirche in Emaus seit 1348, vollendet 1372; 5) ein Kloster in Tachau seit 1351; 6) der Karlshof in Prag seit 1351; 7) das St. Ambrosius-Stift daselbst seit 1354; 8) St. Katharina-Stift, nach der in Pisa 1355 überstandenen Gefahr ex voto gebaut und 1367 vollendet; 9) ein Serviten-Kloster unter dem Wyssehrad seit 1360; 10) die Cölestinerkirche auf dem Berge Oibin (alt Moywin genannt), seit 1366 ꝛc. Die so reich dekorirte St. Wenzelskapelle in der Prager Domkirche wurde erst 1372 fertig, das Mosaikgemälde an deren Außenseite 1371; die ähnliche Allerheiligenkapelle auf dem Karlstein erhielt auch erst 1365 ihre Vollendung. Im Jahre 1370 ließ Karl auch zwei Thürme der Prager Burg mit stark vergoldetem Blei bedecken, so daß deren Glanz bei Sonnenschein weit in's Land hinaus zu sehen war. Außerdem entstanden zu gleicher Zeit durch die Erzbischöfe, durch mehrere Barone und Prälaten, sowie auch durch Städte, so viele ansehnliche Kirchengebäude in ganz Böhmen, daß (nach dem Urtheile des Aeneas Sylvius, hist. Boh. c. 36) kein Land in Europa sich in dieser Hinsicht mit Böhmen messen konnte. — Noch dürfen wir den charakteristischen Zug nicht unerwähnt lassen, daß Karl IV. gerne seinen Namen an bedeutende Natur- und Kunsterzeugnisse in Böhmen geknüpft sah. Nachdem er dem vorhin unansehnlichen Flecken Wary Stadtrechte und einen Magistrat gegeben, wollte er ihn Karlsbad genannt haben. Die Burg Karlsberg erbaute er 1361, und machte sie gleichsam zur Capitale des Prachiner Kreises, zum Sitze des dortigen Rechtspflegers. An den nördlichen Grenzen des Landes erhoben sich die Burgen Karlsfried und Karlswald; der Name Karlskrone für die von einem Berge oberhalb Pilsen das halbe Böhmen dominirende Burg Radynie wollte sich dagegen nicht erhalten. Auch Karlstadt fand für die Neustadt Prag keine Aufnahme, wogegen Karlshof daselbst wohlbekannt ist. Endlich ist auch das vielbesprochene Karlstein nicht zu übersehen. Diese Namengebung ist offenbar eine Apellation des Kaisers an die künftigen Geschlechter, an die Nachwelt: doch bedurfte es ihrer nicht, um sein Andenken bei den Böhmen in Segen zu erhalten."

Karls Sigille bieten nichts Eigenthümliches dar; sie sind denen der früheren deutschen Kaiser nachgebildet. Daß sich Karl noch vor seiner römischen Krönung der goldenen Bulle bedient hat, ist erwiesen; das dem berühmten Reichsgrundgesetze beigegebene Exemplar hat bekanntlich blos die Wappen von Böhmen und Mähren. Die großen Prager Groschen mit dem Löwen und der Krone, welche Karl prägen ließ, charakterisiren sich durch die Inschrift: KAROLVS PRIMVS D. G. REX BOEMIE. Es ist auffallend, daß der sonst ceremoniöse, bisweilen sogar eitle Karl, in Betreff der Wappen, Münzen und Sigille so ganz bei dem Gewöhnlichen blieb. Blos prägte er die ersten Dickgroschen, eine Luxusmünze, die bis auf König Ludwig üblich war, und zog die beiden von Ludwig dem Bayer eingeführten Adler in seinem Sigill in einen Doppeladler zusammen (?). Die etwa acht Dukaten schwere Schaumünze, mit Karls IV. Brustbild und einem Pantherthier auf dem Reverse, gehört

unter die verrufenen sogenannten Judenmedaillen und ist unecht, wie deren Legende überhaupt ungereimt. Karl IV. bezeichnete seine Urkunden mit den Regierungsjahren als römischer König (deren Epoche seine Wahl zu Rense ist), als König von Böhmen und als Kaiser; bisweilen erscheint das Jahr Christi darin ausgelassen. Nach genauer Chronologie starb er seines Reiches vom Tode Ludwigs im einunddreißigsten, und des Kaiserthums im vierundzwanzigsten Jahre. Uiber Karls Gesichtsbildung, Gestalt und Manieren gibt der Geschichtschreiber Villani (IV. 74) aus eigener Anschauung Kunde. Der Kaiser war von mittlerer, gedrungener Person und etwas ausgewachsen, so daß sein langer, ziemlich vorhängender Kopf, bis auf die ungemeine Mildheit seiner Züge, eben nicht von majestätischem Eindrucke war: das Gesicht breit, Bart und Haupthaar schwarz, die Augenlider buschig, der Vorderkopf frühzeitig kahl, eine hohe, völlig flache Stirn, mäßig lange Nase, starke Unterlippe — im Ganzen also verrieth Karl eine mehr slawische, als fränkische Physiognomie. Uibrigens musste er sehr kräftig gebaut gewesen sein, da er im siebenundfünfzigsten Jahre mit den Zähnen wechselte. Zu seinen Manieren gehörte die stete Beschäftigung der Hände mit Schnitzwerk; er trieb diese Liebhaberei selbst bei Audienzen, wo er die Personen selten gerade in's Auge fasste, zerstreut schien, aber doch keine Sylbe verhörte. Seine Antworten waren treffend, seine Natur überhaupt kalt und zurückhaltend; doch bot er auch Schmeichelreden auf, um durchzudringen. Da seine Entschlüsse meist aus ihm selbst kamen, so erhielt dieß auch seine Räthe immer thätig und wach. In seiner Kleidung war Karl das Muster der Einfachheit, so lange er sich im Privatkreise bewegte; bei öffentlichen Anläßen herrschte bei ihm französische Art und Sitte vor. Sehr beispielvoll war seine äußerliche Frömmigkeit; für seine Geistesgaben war er sehr eingenommen und fast eifersüchtig auf sein kaiserliches Ansehen. Dieser kleinen Eitelkeit verdanken wir auch wol sein authentisches Porträt. In der Karlsteiner Katharinenkapelle nämlich befinden sich die lebensgroßen Brustbilder des Kaisers und seiner dritten Gemalin, Anna von Schweidnitz, in byzantinischer Enkaustik, wahrscheinlich von Niklas Wurmser gemalt; sie sind bereits in der illustrirten Chronik (I. Bd. S. 366 und 369) ausführlich geschildert worden. Man kann dieses Porträt Karls IV. (kopiirt in Pelzels Lebensgeschichte, 1780 von D. Jahn) für das beste, das eigentliche Urbildniß ansehen. Außerdem enthält die Karlsteiner Marienkirche eine dreimalige lebensgroße Darstellung Karls IV. in Fresco. Der Kaiser empfängt hier von der Königin Blanca, deren Name deutlich am oberen Rande steht, ein Kreuz; erhält auf dem zweiten Wandgemälde von dem Könige von Frankreich einen Ring, und legt auf dem dritten die Reliquien, die ihm verehrt worden, auf den Altar, den ein goldenes Doppelkreuz ziert. Auch diese Bildnisse sind gleichzeitig. Unter den steinernen Porträtbüsten, welche die obere Galerie der Prager Domkirche zieren, befinden sich auch jene Karls IV., seiner Eltern und Gemalinen 2c. Das steinerne Standbild an der reichverzierten östlichen Wand des Altstädter Brückenthurmes rührt etwa aus dem Jahre 1450 her, ist aber schon verfallen. Das Brustbild desselben Kaisers endlich, das in Relief an der Vorderseite des Rudolphinischen Mausoleums in der Prager Domkirche prangt, dürfte mehr durch hohen plastischen Kunst-

styl (es ist ein Werk Alexander Colin's), denn durch die Aehnlichkeit der Formen interessiren.

Bereits in unserer ersten Lieferung haben wir eine Copie der vorerwähnten Büste Karls IV., die das Dom-Emporium aufweis't, gegeben. Wir hoffen, dieselbe bildet nunmehr die herrlichste Zierde dieses Artikels.

Der Prager St. Veitsdom, wie er war und wie er ist,

nebst Nachrichten über dessen Baumeister

von Dr. **Legis Glückselig.**

(Mit einer Abbildung des ehemaligen gothischen Thurmes.)

Es wird so viel gesprochen und gefabelt von dem Prager Dome, wie er einst war oder hätte werden sollen. *) Hierüber ist indeß ungemein schwer Bescheid zu geben. Denn man hat bisher weder einen alten Grundriß der Kirche, noch einen alten Prospekt derselben gefunden, und Alles beschränkt sich lediglich auf ein vermeintes bronzenes Modell unseres Domes in der heutigen St. Wenzels-Kapelle, woran der Thurm anders als der jetzige und nach altdeutscher oder sogenannt gothischer Bauweise geformt erscheint.

Dieses angebliche Modell des St. Veitsdomes, etwa 3 Schuh breit und eben so hoch, aus Erz gegossen und nicht ohne Styl und Geschmack ausgeführt — ist jedoch nichts weiter als ein Sacramentarium (Monstranzenbehältniß) und höchstens dreihundert Jahre alt. Man weiß nichts von dem Ursprunge dieses Alterthums. Wenn man jedoch den Styl des bronzenen Thürmchens mit jenem des bestehenden Domkirchthurmes vergleicht, so mangelt offenbar noch ein bedeutendes Stück zwischen dem letzteren und dem angeblichen Modell: weil sonst gar keine Verbindung Statt fände.

Gleichwol haben wir jenes muthmaßliche Modell werth befunden, es mit dem jetzigen Dome in einen harmonischen Einklang zu bringen; und auf diese Art entstand das beiliegende Bild, welches unseren unvergleichlichen gothischen Dom darstellen soll, wie er einst war oder allenfalls hätte werden sollen. Derselbe ist bekanntlich unausgebaut, wie die meisten größeren kirchlichen Baudenkmäler der altdeutschen Schule, von denen gewöhnlich nur der hohe Chor (das sogenannte Presbyterium) und höchstens das Kreuz oder Querschiff zu Stande kam.

Die Domkirche zu St. Veit schließt, wie allgemein bekannt, die Grabstätte des heiligen Landespatrons und przemyslidischen Herzogs, St. Wenzel, in sich. Man muß aber auch wissen, daß die heutige St. Wenzelskapelle noch jene der ursprünglichen vorkarolinischen Domkirche sei; indem solche, da sie den symmetrischen Bauplan des Domes stört und

---

*) Uiber den Prager Dom erscheint so eben bei C. W. Medau ein Prachtwerk von Dr. Legis Glückselig in Groß-Quartformat mit 20 Bilderbeilagen.



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Dr. v. C. Hennig

Die Metropolitankirche zu St. Veit in Prag.

mit dem einstigen Thurm.

von der Anlage aller anderen Domkapellen abweicht, als heiliger Ort mit in den neuen Bau einbezogen und nur durch neue Umfassungsmauern und Gewölbungen gehörig consoldirt worden ist. Diese St. Wenzelskapelle nämlich ragt zur Hälfte in das projektirte Kreuz der Kirche hinein, ist weit größer als die anderen Kapellen und ganz viereckig konstruirt. Es muß daher ein ganz besonders frommer oder traditioneller Grund gewesen sein, der die beiden Erbauer bewogen hatte, mittelst dieser Kapelle nicht bloß von dem Plane des Domes, sondern selbst von den Grundgesetzen des gothischen Baustyles abzuweichen. Ein indirekter Beweis für die obige Behauptung ist auch der Umstand, daß die St. Wenzelskapelle der allererste vollendete Theil des Domes gewesen und bereits 1366 consekrirt worden ist.

Die Architekten (magistri fabricæ) und die geistlichen Dombau-Vorsteher (directores fabricæ), dann die chronologischen Daten unseres Domes sind folgende:

1344, 21. November; Legung des Grundsteins zu dem Chore des Domes unter K. Johann von Luxemburg, Markgraf Karl, Erzbischof Arnestus rc.

— Mathias de Arras (aus der Stadt Arras in der ehemaligen Picardie), vom Markgrafen Karl zu Avignon gewonnen, entwirft Plan und Modell der Kirche und beginnt den Bau, den er durch acht Jahre fortführt.

— Busco, Domprediger und Archidiacon, fungirt als erster geistlicher Bauvorsteher durch sechs Jahre.

1350 Nikolaus Holubek, Domherr, übernimmt nach Busco's Ableben das Amt des zweiten geistlichen Bauvorstehers, das er durch fünf Jahre bekleidet.

1352 stirbt der erste Domwerkmeister, Mathias von Arras.

1355 Benesch von Waitmül, Domherr, tritt nach dem Tode Holubeks, das Bauvorsteheramt an und verwaltet dasselbe durch zwanzig Jahre.

1356 übernimmt der zwanzigjährige Peter Arler de Polonia, Sohn des Heinrich Arler von Gemund, den seit 1352 unterbrochenen Kirchenbau und führt denselben über vierzig Jahre fort.

1366, 30. November; Einweihung der St. Wenzelskapelle.

1368, 9. Julius; Vollendung und Einweihung des südlichen Kirchenportals (nun vermauert), welches unmittelbar in das künftige Kreuz führen sollte.

1373 Uibertragung der Przemyslidischen Herzogs- und Königsleichen, so wie 1374 der Leichen der Prager Bischöfe (durch Benesch von Waitmül) in den neuen Dom.

1375, 27. Julius stirbt der Bauvorsteher und Chronist Benesch von Waitmül, und Domherr Andreas Kotlik wird sein Nachfolger durch fünf Jahre.

1378, 29. November stirbt Kaiser Karl der IV.

1380 Wenzel von Radecz, Domherr, wird nach dem Ableben Kotliks zum (fünften) Bauvorsteher eingesetzt und wirkt in dieser Eigenschaft sechsunddreißig Jahre.

1385, 12. Julius; Vollendung des Chorgewölbes, und 1. Oktober Consekration des Chores.

1392, 2. Junius; Legung der Fundamente zu dem Kirchenschiff unter König Wenzel IV.

1396, 23. April; Uibertragung der Leiche St. Adalberts in die Mitte des werdenden Kreuzes.

— Tod des Architekten Peter Arler de Polonia; der Dombau wird unterbrochen.

1416 Bauvorsteher Wenzel von Radecz stirbt zwischen dem 3. Febr. und 19. April.

1455 Martin von Lomnitz, als (sechster) Dombauvorsteher genannt.

1541, 2. Junius; eine Feuersbrunst zerstört mehrere (vordere) Bestandtheile, Thürme, Hauptmauern und Gewölbe des Domes; hölzerne Vorbauten und Nothdächer, so wie die jetzige Stirnwand (Frontmauer) werden angebracht.

1673 Kaiser Leopold I. macht einen Ausbauversuch des Domes im antiken Style, dessen Rudera bis 1842 fortdauern.

1757 Ruin des Domes durch die belagernden Preußen; letzte Restauration desselben.

So steht nun der Prager St. Veitsdom unvollendet und halb ruinirt, immer aber noch prächtig von Außen und Innen, erfurchtgebietend und fortdauernsfähig für Jahrhunderte da. Eine Zergliederung seiner Architektur würde hier zu weit führen.

Die Dimensionen des Baues sind (nach Angabe des Prälaten Wenzel Pessina 1839) folgende: gegenwärtige Länge 31 Klafter, 2 Schuh, Breite 26° 3′; Höhe innerlich 15° bis 26° 3′. Das Innere weis't 19 ganze, 15 Halbsäulen auf; an dem Emporium oder oberen Nischengange (Galerie) zählt man 53 ganze, 16 Halbsäulen; Fenster gibt es in Allem 41. Die äußere Frontmauer misst 75 Schuh Höhe. Der Hauptthurm ist 45 Klafter hoch und es führen 373 Stufen hinauf. Im Glockenthurme hängen 7 Glocken, davon die größte (1549 durch Thomas Jarosch von Brünn gegossen) 227 Centner wiegt.

Zum Schlusse wollen wir die Hauptfrage — nämlich jene von dem eigentlichen Erbauer des Domes, Peter Arler — zu erledigen suchen, und dann einen Seitenblick auf die böhmische Bauschule des Mittelalters werfen.

Peter Arler de Polonia, Sohn des Meister Heinrich, von deutscher Abkunft, Architekt und Bildhauer, war 1333 (ungewiß, wo) geboren; Kaiser Karl brachte ihn aus Schwäbisch-Gemünd nach Prag, und Arler setzte seit 1356 den Bau des hiesigen Domchores bis 1386, wo er ihn vollendete, fort. Er starb erst nach dem Jahre 1396. Sein Vater hatte auch in Italien, er selbst erweislich nicht außerhalb Böhmens gebaut.

Laut der Aufschrift über seiner Büste im Dom-Emporium ist Peter Arler auch der Erbauer der Stadtkirche zu Kollin an der Elbe in Böhmen: incepit Petrus — sagt die Inschrift — a fundo chorum in Colonia circa Albeam. Diese letztere Angabe ist von unwidersprechlicher Beweiskraft. Allein in der, vor dem Jahre 1796 noch vorhande-

nen, wiewol theilweis erneuerten und verderbten czechischen Inscription im Presbyterium der Kolliner Kirche führt unser Meister den fremdartigen Namen Petr z Brandye. *) Es scheint indeß in dieser Namensform die richtige zu stecken, da wol ursprünglich Petr z Gmundye geschrieben stand. Der Kolliner Aufschriften sind oder waren eigentlich zwei, nämlich:

a) Tolo stawe-
nj kuru počato gest
l. p. 1360 dne 13. Led-
na za času neygasnégšjho
knižete pana pana Karla
z Boži milosti cysaře
Řjmského a krale če-
skeho skrze mistra
Petra z
Brandye.

b) Anno MCCCLXVIII. die VIII. mensis Octobris dedicatus est iste Chorus et majus altare per Venerabilem in Christo Patrem D. D. Hinconem Episcopum Ladimnniensem Ordinis Fratrum Eremitarum S. Augustini in honorem B. Virginis et quæ conditæ erant reliquiæ sunt: S. Joannis Apostoli et Evangelistæ, S. Hypoliti Martyris, de statua Christi et de ligno Domini ut aliorum plurimorum S. Martyrum. **)

Hiernach also begann Meister Peter den Chor der Kirche in Kollin am 13. Januar 1360, und hatte denselben schon 1368 zu Ende gebracht, in welchem Jahre (am 8. Oktober) dessen Einweihung durch den Augustiner-Chorherrn und Bischof in partibus, Hinko, vor sich ging.

Durch beide Kolliner Denkschriften wird jedoch das Dunkel nicht aufgehellt, in welches die Nationalität Peter Arlers gehüllt ist. Die von uns in der böhmischen Inschrift vorgenommene Variante, Petr z Gmundye, glauben wir jedenfalls als nicht allzu gewagt rechtfertigen zu können — so lange uns nicht ältere Quellen widerlegen.

Nunmehr wollen wir die Meinung eines czechisch-vaterländischen Schriftstellers über Peter Arler vernehmen, eine Meinung, die auf der Auktorität eines der Welt bisher unbekannten Manuskriptes beruht, und die der Verf. vor sieben Jahren in einem politischen Zeitungsblatte niedergelegt hat. Was indeß dort behauptet wird, ist von zu stupender und destruktiver Art, als daß man es ohne weitere Beweise und Einsicht in das Manuskript Liber judiciorum bannitorum civit. Hradczan. gelten lassen könnte — daher wir auch auf alle Polemik mit dem Verfasser verzichten.

„Uiber dem Leben dieses genialen Architekten — sagt Ferd. B. Mikowetz in Nr. 167 der Prager Zeitung vom 23. Okt. 1846 — ruht

*) Diesem böhmischen Namen möchte der deutsche „Peter von Brandeis" und der lateinische (unter andern in den Prager Dekanatsbüchern des XIV. Jahrhunderts vorkommende) Petrus de Brandis entsprechen.

**) Dlabacz (Künstlerlexikon II., 448) liefert diese Inschrift nach Schallers Topographie unrichtig und unvollständig. Der Brand von 1796 legte die Kolliner Stadtkirche leider! in Asche.

ein schwer zu lüftender Schleier. Nur die angeführten Inskriptionen und das bisher noch nirgend benützte Manuskript „Liber judiciorum bannitorum civitatis Hradczanensis“ (1350—1395) geben einige Daten über ihn. Sein Geburtsort und Vaterland, sowie sein Todesjahr sind unbekannt, ja sogar sein Familienname ist nicht sichergestellt. Sein Vater war Heinrich, ein Baumeister aus Polen und Erbauer der Domkirche zu Schwäbisch-Gmünd. Dort lernte Karl IV. unsern Peter kennen und gewann ihn für den Fortbau des Prager Domes. Erst 23 Jahre alt, machte sich Peter im Jahre 1356 an dies großartige Werk. Wahrscheinlich baute er mit freier Benützung des von seinem Vorgänger Mathias von Arras entworfenen Planes. Bis zum Jahre 1386 hatte er den Chor des Domes, die Allerheiligenkirche auf dem Prager Schlosse, die Moldaubrücke und die Kirche zu Kollin vollendet, und war eben daran, die Chorstühle für den Prager Dom zu schnitzen. Uiber den weiteren Fortbau der Domkirche liegen uns keine verläßlichen Notizen vor. Peters Gattin war Agnes von Bur. Von seinen Söhnen werden Vier genannt: Paul, Niklas, Wenzeslaw und Johann. Niklas ward Priester; Wenzeslaw und Johann widmeten sich der Kunst des Vaters. Als Gemal der dem Namen nach unbekannten Tochter Peters finde ich beim Jahre 1383 Michael, einen Steinmetzen aus Köln am Rhein. Peters Bruder hieß Michael, und war gleichfalls Steinmetz und Hausbesitzer auf dem Hradschin. In den Jahren 1360—1368 saß unser Dombaumeister Peter im Rathe der Stadt Hradschin. Obwol Besitzer zweier Häuser, deren eines am Pohorzeletz, das zweite auf dem Hradschin neben dem Hause des Oberſthofmeisters der Königin lag, bewohnte Peter doch das Haus der Mansionäre des Domes. Beide Häuser verschrieb er am 18. Januar 1383 seiner Gattin Agnes und seinem Sohne Paul. Im Jahre 1386 kaufte er wieder ein Haus am Pohorzeletz von dem Goldschmiede Dominik. Auch seine übrigen Söhne, Niklas, Wenzeslaw und Johann, kommen im Hradschiner Gerichtsbuche öfter als Hausbesitzer vor. Im Jahre 1383 kauften sie ein Haus auf dem Hradschin vom Ritter Peter von Sliwna, dem Bruder des durch seine Chronik berühmt gewordenen Dombauinspektors und Canonikus Benesch von Weitmül; zwei Jahre später ein zweites neben der Hradschiner Benediktskirche ob dem Hohlwege, und beim Jahre 1386 wird eines dritten, diesen Brüdern gehörigen Hauses am Pohorzeletz gedacht. Der Familienname des Baumeisters Peter ist, wie wir bereits erwähnten, noch nicht sichergestellt. Er kommt in unseren alten Quellen unter folgenden Bezeichnungen vor:

Petrus (filius) Henrici Arleri de polonia;
Petrus dictus Parlerz — Petrus Parlerz;
idoneus vir magister Petrus novæ fabricæ Pragensis ecclesiæ, dictus de Gmynda;
Petrus lapicida dictus perlerius;
Petrus dictus Parler (al. Parlerius);
Parlerz Petrus — Pessek dictus Parlerz;
magister Peter latomus seu magister novæ fabricæ;
Petr Kamenik kostela Pražského;
mystr Petr z Brandye.

Letzteren Namen fand ich nur in der (leider! ungeschickt restaurirten) Denkschrift zu Kollin, und dieser scheint in der That sein eigentlicher Familienname zu sein. Woher sich der Name z Brandye schreibt, lässt sich bei der großen Menge gleichlautender Orts- und Familiennamen nicht leicht erörtern. Ob er mit der polnischen Wappengenossenschaft Brant, welche eine rechtsgeneigte brennende Fackel im blauen Felde im Schilde führt, in irgend einem Zusammenhange steht, mögen der polnischen Wappenkunde und Genealogie Kundigere entscheiden. De Gmynda schrieb er sich bloß nach seinem letzten Aufenthaltsorte. Arler, unter welchem Namen unser Meister Peter in den meisten neueren Werken erscheint, ist keineswegs sein Familienname, sondern nur von seiner Beschäftigung hergenommen, und bedeutet einen Mauerpalier (parlir). „Arler" steht nur in der Büsteninschrift, anderswo kommt diese Corruption nicht vor; sonst lesen wir parlerius, perlerius, parlerz, parler oder die analogen Bezeichnungen: lapicida, lathomus, kamenik. Auch wird Peters Bruder, Michael, an einem Orte Michael lathomus, und an einem andern Michael parlerz genannt. Von Peters Söhnen führen nur Wenzeslaw und Johann das Epitheton lathomus, nie aber Niklas der Priester." —

Man empfindet eine billige Scheu vor der Wunderneuheit der vorstehenden Aufschlüsse. Dennoch möchte man zu erfahren wünschen, ob das Ganze mehr sei, als eine bloße Mystifikation? Die Beseitigung des Familiennamens Arler — der hier, wie durch einen chemischen Prozeß, in ein Handwerker-Epitheton aufgelös't wird — scheint gar zu arg, weil damit den ausdrücklichen Dominschriften gleichsam in's Gesicht geschlagen wird.

Erträglicher ist die versuchte Nachweisung, daß Arler's Familie eine in der Stadt Prag bürgerlich ansäßige und hier weit und längst versippte gewesen sei. Doch bleibt nicht wenig auffallend, warum der gepriesene Liber Hradczanensis kein Datum von unserem Meister enthält, welches über die Jahrzahl 1386 hinausginge — wie denn überhaupt, so lange die Quelle selbst nicht vorliegt, der ganzen Mittheilung gar kein Werth beigemessen werden kann.

Und so lassen wir es bei der Einrückung des betreffenden Artikels bewenden, und erlauben uns lieber einen Hinblick in die Fremde.

Die Karolinische Zeit und beziehungsweise Bauepoche war überhaupt eine gute Schule für Architekten, Bildhauer und deren Hilfsarbeiter. Dennoch ist bis heute keine Spur von Bauhütten und Steinmetzbrüderschaften in Böhmen. Blos ist zwischen den Jahren 1382 und 1403 von einer vornehmen, aber geheimnißvollen Gilde die Rede, welche Zirkel und Hammer zu ihrem Sinnbilde hatte (fralreia seu socielas cum signo circuli et malleo in medio pendente) und unter andern der Prager Fronleichnamskapelle das Dasein gab. (Vgl. illustr. Chronik I. Bd. S. 411.) Allein geradezu eine Baubrüderschaft aus diesem Vereine zu machen, wagen wir nicht.

Dahingegen ist sichergestellt, daß böhmische Bauleute in der Fremde mit Nutzen und Ruhm gebaut haben; z. B. unter dem Namen „die Jungherrn von Prag" — wie Boisserée 1845 nachgewiesen hat. „In den Nachrichten über den Bau des Straßburger Münsters (schreibt Boisserée) werden Jungherrn von Prag in den Jahren 1365—1404

genannt, welche als Steinmetzen und Bildhauer dabei thätig waren; sie werden nur die Jungherrn von Prag ohne weitere Bezeichnung genannt. Später, im Jahre 1486, wird bei einer ganz anderen Gelegenheit von dem Dombaumeister zu Regensburg, Mathes Roriczer, in seinem Büch- lein über die Kunst der Geometrie und des Steinverchs gleichfalls von den Jungherrn von Prag gesprochen; er beruft sich auf dieselben, als alte vor ihm der Kunst Wissende." *)

Eben so haben zwischen den Jahren 1404 und 1430 böhmis Steinmetzen und böhmische Skulptoren an dem großen Wiener St. St phansthurme mitgearbeitet — wie J. Feil aus dem Wiener Stad chiv dargethan, und zwar erhielten von einem Stück wöchentlich beza wie folgt:

1404 Jenny von Prag für ein Vyale xviij — xx gr.

1420 — 1430 Jene Pehem Sambstag post Cantate iij stuk zu Pre dig stul V Schill. 1 den. — und Sambstag post Invoca ij stuk zu Dach 1 pf. xxvij den. etc.

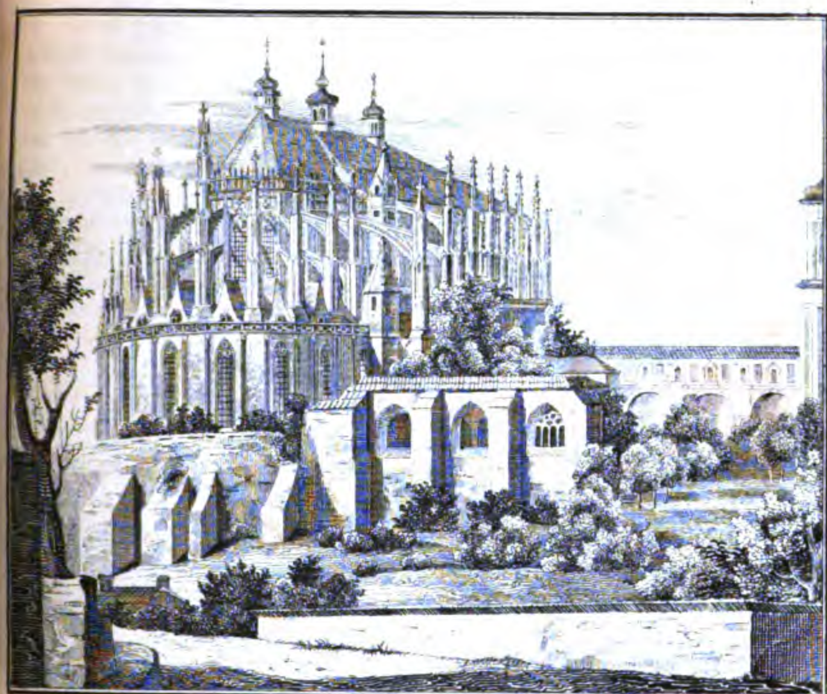
Der Letztgenannte oder ein zweiter dieses Namens führt 1415 1417 den Namen Hanns von Beheim; 1415—1422 kommt ein Ha von Schwabnicz vor rc.

Ja sogar der Vollender des Wiener St. Stephansthurmes w und ist nach den neuesten Entdeckungen Schlagers **) ein Böh mit Namen Hanns von Brachadicz. Zwar genoß diese Ehre bis herkömmlich, jedoch unverdient, der vielgenannte Meister Han Puchsbaum. Es ist jedoch von Diesem seit neuester Zeit erwies daß er, der da in Wien gar nicht hausansäßig war und erst vom Jahre 1446 als Baumeister am Stephansdome fungirte, mit dem Hanns von Brachadicz, der den großen Thurm 1433 bereits vollendet hatte, verwechselt worden sei. Die unten abgedruckte Urkunde vom 27. Julius 1439 gibt uns dieses letzteren böhmischen Architekten Vor- und Zunamen, Nationalität, Familie und Lebensepoche deutlich an die Hand. Andere archäologische Quellen Wiens ergänzen dies Alles noch dahin, daß wir nun wissen, auch der unmittelbare Vorgänger des Hanns von Brachadicz bis 1429 sei ein Böhme, Peter von Brachawicz (sic) ge

---

*) Oesterreichische Blätter f. Lit. u. Kunst (von A. Schmidl) 1845, Nr. 7 S. 604.

**) Schlager in seinen Wiener Skizzen, Neue Folge III. Bd. S. 469—476 ha nachstehende interessante Urkunde bekannt gemacht: Anno domini Mccccxxxviiij tempore Dominorum Michel Lyenwelder et Dyetz Starchant. Peter Spieg ler hat v'sazt sein haws gelegen bei dem Himmelporten ze Wien zena Mathes'n Helbling des Stainmeczen haws an ain Tail, vnd an den and zenachst kunczen Wiser des peckchen haws, dem erb'n weise Kuni Rottinger diezeit ain des Rats ze Wien anstatt vnd als Gerhab'n Ju frawn Annen maist' Hannss'n von Brachadicz des pawmeiste zu sand Stephan selig'n Tocht' vnd Irn erb'n, v'b zway vnd drei phunt sechs Schilling wien. phenn. die her kom' sind von den eg haws daz der Kunr. Gerhab mitsambt Margareten Merten des Ingerhof Haw fraw auch des egen' maistr Hannsn Tochter, dem vorgn Spiegler ver kauft haben, vnd sind zu bezaln auf den nagst kunftigen sand veits an verziehen. Actum an Montag nach sand Jacobstag im Snit. Anno xxxviiij (27. Julj 1439). Buch der Obligationen C. vom J. 1439 fol. 370 versa.



Die Barbarakirche zu Kuttenberg.



Chronik v. Böhmen.

Die Kuttenberger S. Jakobskirche.

sen, und Hanns selbst habe am 13. Februar 1429 den Fortsetzungsbau des Stephansthurmes übernommen, den Thurm aber schon am 3. Oktober 1433 (nachdem volle 74 Jahre daran gebaut worden) glücklich zu Ende gebracht. Erst nach dieses Thurmvollenders Tode legte Meister Hanns Puchsbaum „der Wurmitzer" den Thurm an der Vorderseite an rc. rc.

Daß übrigens der Grundriß des St. Stephansthurmes mit dem Prager Domthurme übereinkomme, hat schon Meister Kranner wahrgenommen.

Kirchen- und Bauchronik

von

Sedletz und Kuttenberg.

(Mit zwei Abbildungen.)

Kaum war der Orden der Cisterzienser nach Böhmen verpflanzt — es geschah unter der Regierung des Herzogs Wladislaw II., der seit 1158 die Königskrone trug (Bd. I. S. 194) — so gab es auch schon fromme Stifter, welche den Ordensbrüdern Klöster bauten und Güter und Einkünfte schenkten. Ein solcher war im Jahre 1143 auch der Landeskmet Miroslaw (Mirozlau heißt er in der Sazawer Chronik), welchem die Gründung des ersten böhmischen Cisterzienserklosters zu Sedletz zugeschrieben wird. Die Legende hievon haben wir schon im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 39—40) erzählt — ohne jedoch des Miroslaw, der ein Anherr der berühmten Herren von Wartenberg und Waldstein sein soll, zu erwähnen.

Die ersten Geistlichen des Ordens wurden aus dem oberpfälzischen Kloster Waldsassen berufen, und der erste Abt war Horzislaw, der 1169 starb und in der Kirche begraben ward. Zur Unterhaltung des Klosters bestimmte Miroslaw die Güter und Höfe Solnitz, Hotowitz, Podolany, Münchengrätz, *) Stibnitz, Poborz, Obolany, Bylany, Malin, Libenitz, Hlizow und Kaczinу, und verordnete zugleich, daß im Falle des Aussterbens seiner männlichen Nachkommenschaft das ganze Vermögen dem neugestifteten Kloster zu Theil werden solle. Das trat ein und die Reichthümer des Klosters mehrten sich auch anderweitig — selbst durch Antheile an dem Kuttenberger Silberbergwerke —, so daß von den Sedletzer Einkünften und Besitzungen im XV. Jahrhunderte 300 Priester und 200 Layenbrüder ernährt werden konnten.

König Wenzel II. erklärte das Stift 1291 auf immerwährende Zeiten für steuerfrei, und König Johann verlieh ihm 1325 das Patronat über mehrere Pfarrkirchen königlicher Städte in Böhmen und Mähren. Dem Abte Johann III. und seinen Nachfolgern wurde vom Papste Bonifaz IX. der Gebrauch der Inful und des Bischofsstabes gestattet (1405).

---

*) Aber im Jahre 1177 wurde zu Münchergrätz selbst ein Cisterzienserstift erbaut.

Da schon seit zweihundert Jahren bei der Stiftskirche eine fromme Bruderschaft des heil. Grabes und eine zweite des heil. Fronleichnams errichtet war, so bestätigte der vorgenannte Papst dieselben nicht allein, sondern er ertheilte allen Gläubigen, die zu der hiesigen Fronleichnamskapelle wallfahrten würden, einen Ablaß, in der Art, wie er der St. Markuskirche zu Venedig am Feste der Himmelfahrt Christi verliehen war. Dadurch erlangte das Sedletzer Kloster einen so ausgebreiteten Ruf, daß nicht nur von allen Seiten Wallfahrer herbeiströmten, sondern auch der hiesige Gottesacker — welcher schon im XIII. Jahrhundert durch heilige Erde vom Golgatha bei Jerusalem, die der Abt Heinrich III. von dort gebracht hatte, geweiht worden war — zur Grabstätte vieler Tausende frommer Christen aus den entlegensten Gegenden gewählt und gesucht wurde. Im Jahre 1318 allein wurden 30,000 Menschen, welche die Pest hingerafft hatte, daselbst beerdigt. Es mussten daher auch außerhalb desselben Gräber gemacht werden, wovon noch jetzt bei der geringsten Nachgrabung Spuren zum Vorschein kommen. *)

Auch König Wenzel II. wallfahrtete bei seinem längeren Aufenthalte in Kuttenberg täglich nach Sedletz zur Andacht, und seinem Beispiele folgten die dortigen Bergleute nebst den Beamten und Gewerken. Namentlich wurde seit 1304 jedes Jahr am zweiten Sonntag nach Ostern (das letzte Mal noch 1783) eine große und feierliche Prozession von Kuttenberg nach Sedletz geführt, wobei die bergmännischen Fahnenträger Mönchskaputzen hatten — zum Andenken, daß Kuttenberg selbst einst durch Mönche entdeckt worden war. (Vgl. Bd. I. S. 40.)

Allein hatte Sedletz schon im Jahre 1308 durch die Kärnthner Plünderungen erlitten, so fühlte sich hundert Jahre später die Rotte Žižka's doppelt gegen das reiche Kloster gereizt. Am 25. April 1421 wurden nicht bloß die hiesigen Geistlichen von den Taboriten enthauptet, gehenkt, gemißhandelt, sondern auch das Klostergebäude nebst der Kirche zu St. Philipp und Jakob den Flammen preisgegeben. Nur die prachtvolle Stiftskirche zu Mariä Himmelfahrt (welche 1390 der Abt Heinrich erbaut hatte) soll Žižka in einer seltsamen Anwandlung von Großmuth zu verschonen befohlen: als aber dessen ungeachtet die Kirche angezündet worden, dem Scheine nach seine Zufriedenheit damit bezeigt und dem Thäter ein ansehnliches Geschenk versprochen, diesem jedoch, nachdem er sich gemeldet, geschmolzenes Silber und Gold in den Rachen zu gießen verordnet haben. **)

Seit der Hussitenzeit lagen Kloster und Kirche in Trümmern, bis 1454 der Abt Theodorich II. das Conventsgebäude und die St. Philipps- und Jakobskirche nothdürftig wiederherstellen ließ. Auch suchte er und seine Nachfolger von den mittlerweile in fremde Hände gerathenen Klostergütern etwas einzulösen, wobei theilweise auch die Landesfürsten sich

*) Als im Jahre 1709 die Bildsäule des heil. Johann v. Nepomuk aufgestellt wurde, fand man innerhalb von 15 Quadratellen 300 Todtengerippe.

**) Dieses Geschichtchen haben wir schon mitgetheilt (Bd. I. S. 673). Das vandalische Werk selbst fand nach Palacky (Dějiny nár. česk. III. 1. 404) am 22. April 1421 Statt. Doch verweis't der Verfasser jene Uiberlieferung in das Jahr 1422 oder 1424, wo, nachdem 1421 das Kloster zerstört war, erst die Kirche konnte niedergebrannt worden sein.

behilflich zeigten. Aber Alles wiederzuerlangen war reichsgesetzlicher Hindernisse wegen nicht möglich. Am meisten hatte noch Ferdinand I. für Sedletz zu thun Willens gehabt, der sich auch ein vollständiges Verzeichniß der ehemaligen Stiftsgüter vorlegen ließ (1535). Indeß mochte der berechnete Gesammtwerth dieser Gütermasse — er betrug nicht weniger als sechs Millionen Gulden *) — den Monarchen hinreichend zurückgeschreckt haben, hier allzu huldvoll einzuschreiten.

Merkwürdig war nach der Hand die Entdeckung eines großen Schatzes. Im Jahre 1560 stieß man nämlich bei dem Wegräumen des Kirchenschuttes auf einen Schatz von 10,000 Dukaten nebst einer kostbaren Infel sammt Pedum, welche unter einem Haufen von Todtenknochen lagen, wo man sie wahrscheinlich bei der Annäherung Žižka's versteckt hatte. Sollte auch, wie es heißt, fünfzig Jahre später bei Gelegenheit des Passauer Einfalls (1611) ein Theil dieses Schatzes wieder verloren gegangen sein, so mochte man mit dem Uibrigen doch dem Kloster wieder etwas aufgeholfen haben. Denn 1619 war das Sedletzer Stift wenigstens so weit im Rufe der Zahlbarkeit, daß es zur Bestreitung der Kriegskosten 2000 Schock Meißnisch steuern sollte. Als dies nicht geschah, griffen die aufrührischen Stände zu dessen Gütern, und verkauften solche für 30,000 Schock an die Stadt Kuttenberg — welche sie freilich nach der Weißenberger Schlacht wieder ausantworten musste.

Nach dem dreißigjährigen Kriege blühte das Kloster Sedletz von Neuem auf, und erwarb bis 1680 aus eigenen Mitteln vier bis fünf Güter. Aber nicht genug. Auch der Neubau der Maria-Himmelfahrtskirche konnte beginnen. Der Anfang wurde mit der Kapelle zu den vierzehn heil. Nothhelfern gemacht, welche der Kuttenberger k. Richter, Georg Wiedtmann, 1693 erneuerte. Der Abt Snopek sorgte seit 1699 für die Erhaltung der übrigen Kirchenruine einstweilen durch eine hinlängliche Dachbedeckung, und im Jahre 1707 war er so glücklich, die Vollendung der neuen Kirche feiern zu können — wobei ein wesentlicher Theil des Segens jenem Bettlerpfennig zugeschrieben ward, der in der Sage von der „Sedletzer Glasscheibe" (Bd. I. S. 673—674) berührt worden ist. Und dieser Segen bewirkte, daß derselbe Abt nebenher auch an die Erneuerung der St. Philipps- und Jakobskirche **) denken, die Zahl der Ordensmitglieder vermehren und in Prag nach der damaligen Sitte der Aebte ein Haus (u. z. am Graben) ankaufen konnte.

Unter dem Abte Bonifaz Blahna am 25. Mai 1714 geschah die Einweihung der Sedletzer Marienkirche. Der Baumeister derselben war ein Prager: Paul Ignaz Beyer oder Payer. ***) Die Kirche hat im Lichten eine Länge von 43 Klafter 4 Fuß 6 Zoll, ist im Kreuze 20° 1′ 6″, außer dem Kreuze 15° 1′ breit und im Schiff 16° 3′ 6″, im Presbyterium aber 12° 5′ 6° hoch. Das Ziegeldach hat eine Höhe

---

*) Sommers Topographie XI, 347—349, wo die ganze Urkunde im Auszug gegeben ist.

**) Diese Kirche, in welcher 1806 der letzte Gottesdienst stattfand, ist nun gänzlich abgetragen.

***) Nach Hammerschmidt (Prodrom. gloriæ Pragenæ p. 46) hat Paul Payer 1690 die Prager St. Kastuluskirche, da sie bei der großen Feuersbrunst von 1689 sehr gelitten, wieder in guten Baustand gesetzt.

von 3° und darüber erhebt sich der 8° 8′ hohe Thurm, auf dem ein eisernes Kreuz von 15½′ Höhe steht. Das Innere der Kirche hat fünf Gänge, oder ist, wie man sagt, fünfschiffig; die Gänge werden durch 40 je aus einem Stück gehauene Säulen gebildet. Das Licht erhält sie durch 105 Fenster von 7° 3′ 10″ Höhe und 2° 5′ 2″ Breite. Außer denselben ist über dem Haupteingange ein kolossales, mannigfach verziertes Fenster von 7° 3′ 10″ Höhe und 2° 5′ 2″ Breite angebracht. Obwol der neueren Zeit angehörig, ist diese Kirche doch in einem Style erbaut, der den Spitzbogenstyl glücklich nachahmt, und es kann die ebenfalls herrliche und gleichzeitig erbaute Stiftskirche zu Kladrau ein Gegenstück dazu genannt werden.

Bevor wir die Merkwürdigkeiten der Kirche besprechen, wollen wir noch einzelnes Historische anführen. Im Jahre 1755 beschloß der Abt Jakob Ružiczka auch den Bau des neuen Conventes fortzusetzen, welcher bereits unter Abt Blahna 1709 durch den Baumeister Schimon aus Prag angefangen worden war. Der neue Bau kam bis 1757, wo Ružiczka starb, mit Ausnahme zweier zur Kirche führenden Kreuzgänge, wirklich zu Stande. Allein es wurde noch unter dem Abte Xaver Freisauf von 1759 ab an der Vollendung des Conventes gearbeitet — leider! ohne Buch und Rechnung. Denn nach der im Jahre 1764 erfolgten Entfernung dieses Abtes (er war der Siebenundsechszigste seines Amtes gewesen) befand sich das Kloster in so mißlichen Umständen, daß die Kosten der Wahl eines neuen Prälaten nicht bestritten werden konnten, und es wurde von jetzt an blos durch einen Propst verwaltet.

Der Rang und Titel der Sedletzer Aebte war sonst folgender (wir entlehnen ihn aus dem Titularkalender vom Jahre 1734): „Der Hochwürdige, Wohledle und Hochwürdige Hr. N. N. (damals P. Johann Reithknecht), des Heil. Cistercienser-Ordens der uralten Klöster Sedletz und Skalitz *) Abt, bei St. Martin zu Kaurzim Propst, wie auch der königl. Klöster Königsaal und Marien-Saal in Altbrünn Pater immedialus und im Königreich Böhmen Prälat“ — also Landstand mit Sitz und Stimmrecht auf der böhmischen Prälatenbank 2c.

Endlich erfloß unterm 24. Oktober 1783 ein kaiserliches Hofdekret, welches die Aufhebung des Sedletzer Cisterzienserstiftes anordnete. Die damals noch vorhandenen 17 Geistlichen wurden in andere Klöster ihres Ordens vertheilt, und zum einstweiligen Verwalter der Stiftsgüter, deren Einkünfte dem Religionsfonds zufielen, der Abt Mauriz Elbel von Ossegg ernannt. Im Jahre 1786 sind die meisten beweglichen Sachen von Werth, Paramente, Gemälde, Geräthschaften 2c., welche sich in der Stiftskirche zu Maria Himmelfahrt befanden, größtentheils an andere Kirchen des Königreichs veräußert worden; 1788 aber wurde die Kirche selbst exsekrirt und gesperrt. Da von Seiten der Regierung dem Verfalle des herrlichen Denkmals vorgebaut worden war, so erfüllte Kaiser Franz I. zwar nicht die Bitten von Seiten der Klostervorsteher zu Ossegg und Hohenfurth um Wiederherstellung des Stiftes, gestattete aber 1806 die Wiedereröffnung der Kirche, deren feierliche Einweihung, nachdem

*) Skalitz war ein dem Sedletzer Cisterzienserstifte gehöriges Gut im ehemaligen Kaurzimer Kreise.

sie im Inneren gehörig ausgestattet worden, am 19. Oktober desselben Jahres erfolgt ist. Im folgenden Jahre wurde das Pfarrrecht von Malin hieher übertragen, und so der Sedletzer Maria-Himmelfahrtskirche der Rang einer Pfarrkirche verliehen, während Malin eine Expositur derselben ist. Die jetzige Pfarrwohnung ist übrigens ein Theil der ehemaligen Prälatur. Den anderen Theil bewohnen die Beamten der k. k. Tabakfabrik, welche sich in dem neuen Convente *) befindet. Dieser „neue" Convent stand unmittelbar nach der Aufhebung des Klosters längere Zeit leer. In den Jahren 1801 bis 1805 diente das Gebäude zu einer Niederlage der k. k. Wollwaaren-Fabrik in Linz; 1809 und 1810 war es ein Militär-Spital, und 1812 wurde die bis dahin in Jenikau gewesene k. k. Tabakfabrik hieher verlegt.

Noch sind mehrere der (von Super verfertigten) Deckengemälde des neuen Conventgebäudes vorhanden; dessen Fresken in den Kreuzgängen von Willmann gemalt gewesen sind. Unter andern sieht man an der einen Seite der Haupttreppe den schlafenden Patriarchen Jakob, wie ihm im Traume die Himmelsleiter erscheint, mit dem Chronogramm:

IaCob VIDet sCaLaM;

auf der gegenüberstehenden Seite aber den auf dem Sattel schlafenden Fürsten Miroslaw mit dem Chronogramm:

et prInCeps noster seDLeCIVM.

Nebst der später zu schildernden Maria Himmelfahrtskirche besteht noch die Begräbnißkapelle zu Allen Heiligen, sammt Crypta, welche Letztere zum Beinhause benutzt worden ist, obwol sie ursprünglich eine Kapelle „Christus am Oelberge" war. Ohne Zweifel ist die Allerheiligen-Kapelle so alt wie das Stift selbst; der Zufall schonte dieselbe sogar zur Hussitenzeit, man besserte auch sorgsam an derselben, erneuerte sie 1661 und richtete sie von Neuem zu dem üblichen Trauergottesdienste her. **) Auf den drei Thürmen der Kapelle brannten in älterer Zeit ewige Lampen, welche zur Nachtzeit den aus der Ferne kommenden Wallfahrtern in der damals noch wenig angebauten und mit offenen Bergschachten bedeckten Umgebung des Klosters als Wegweiser dienten.

Aus dieser (oberen) Kapelle führt eine Treppe in die Unterkirche oder das sogenannte Beinhaus, welches durch seine mannigfaltigen, aus Todtenknochen und Schädeln nicht ohne Kunstsinn gebildeten Verzierungen merkwürdig ist und häufig besucht zu werden pflegt. Diese unterirdische Kapelle zum „heil. Christus am Oelberg" ist erst um das Jahr 1709 gebaut worden, und die Verzierungen sind das Werk eines blinden Laienbruders. Die Knochen und Schädel, sämmtlich aus dem das Gebäude umgebenden Gottesacker stammend und zum Theil noch die Spuren der bei der Ermordung durch die Hussiten erlittenen Schläge an sich tragend, sind theils als Pyramiden aufgestellt, theils in Form von Guir-

*) Das ehemalige sogenannte „alte" Conventsgebäude enthielt letzlich noch (1848) die Wohnung des herrschaftlichen Oberamtmannes und die Kanzleien.

**) Jeden Montag werden darin gestiftete Messen gelesen. Die Thürme haben jeder noch eine Glocke. Zum letzten Mal wurde die Kapelle 1821 renovirt.

landen oder in anderer Weise als Schmuck des Altars, der Treppe ꝛc. zu beiden Seiten angebracht. Nahe an dem Altar ist auch die Stelle, wo um das Jahr 1560 der oben erwähnte Schatz gefunden worden ist.

Die Mariä-Himmelfahrtskirche enthielt im Inneren einst viele kunstreichen Skulpturen, Stuccaturarbeiten und Zierrathen nebst kostbaren, der Würde eines solchen Gotteshauses angemessenen Kirchengeräthschaften — von den Werken der Malerei vorläufig abgesehen. Sechs prachtvolle silberne Leuchter waren ein Geschenk der Kaiserin Elisabeth, welche mit ihrem Gemal, Kaiser Karl VI., auf der Reise nach Prag zur Krönung (1723) die Kirche besuchte. Die meisten jener Kunstwerke und Kostbarkeiten wurden, nebst anderen beweglichen Bestandtheilen der Kirche, den Orgeln, der Thurmuhr ꝛc., bald nach der Aufhebung des Stiftes und der Schließung der Kirche (1786) durch die k. k. Staatsgüter-Administration verkauft.

Die zahlreichen Altar-, Wand- und Deckengemälde waren durchweg von berühmten böhmischen Meistern der damaligen Zeit (XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts).

Es werden davon hervorgehoben: eine Darstellung des Märtyrertodes der Sedletzer Cisterzienser (im Jahre 1421) von Willmann.

Vier Blatt von Skreta: ein Ecce homo, eine schmerzhafte Maria, ein St. Andreas, ein heiliger Bartholomäus. (Dlabacz III., 91.)

Ein Blatt von Brandel: die Himmelfahrt Mariens, angeblich 20 Ellen hoch (Dlabacz I., 201) — nebst noch mehreren Altarblättern von diesem Meister.

Ein Altarblatt: St. Johann Nepomuk, von Tobias Birn (Schallers Topogr. Czasl. Kr. S. 77).

Einige Altarblätter, wie: die heil. vierzehn Nothhelfer, St. Benedikt, Robert, Alberik und Stephan, von Thadäus Super (Schaller S. 78—79).

Ein Marienbild von Neurautter (oder Rainer?), ein Bild von Lischka u. A. m.

Wir schreiten nun zu der Schilderung der berühmten und hier abgebildeten St. Barbarakirche in Kuttenberg, welche unter andern Johann Kaspar Dooms im Jahre 1670 auf einem Quartblatte sauber in Kupfer gestochen herausgab (Dlabacz I., 337).

Die Kirche zur heil. Barbara ist in würdevollem, obgleich modern gothischen Style (muthmaßlich nach dem Muster des Prager Domes zu St. Veit) aufgeführt, aber (eben so wie der Veitsdom) unvollendet geblieben. Das große und schöne Gebäude wurde 1483, an der Stelle einer schon seit 1306 hier bestandenen, ursprünglich für den Gottesdienst der Bergleute bestimmt und ebenfalls der heil. Barbara geweiht gewesenen kleinen Kapelle, auf Kosten einiger reichen Gewerken gegründet, und auf Kosten der Kuttenberger Stadtgemeinde bis zum Jahre 1548 so weit, als jetzt davon besteht, ausgebaut. Da jedoch der Bergbau und mit ihm der Wohlstand der Einwohner um jene Zeit beträchtlich herabgekommen war, so konnte der Bau nicht weiter fortgeführt und die Kirche nicht nach dem ursprünglichen Plane des Prager Architekten Matthäus Raysek vollendet werden.

Wir besitzen nur Bruchstücke über das Leben und Wirken des genannten Baumeisters. Matthäus, zugenannt Raysek, war Baccalaureus an der Prager Teinschule, und wirkte im Vaterlande als Architekt und Bildhauer zwischen den Jahren 1475 bis 1493. Die böhmischen Annalen rühmen seine Meisterschaft sehr, schildern ihn aber gleichwol als einen Autodidakten. *) Als die Prager Stadtgemeinde unter Wladislaw II. an den Bau des damals „Neuen", nun sogenannten Pulverthurmes ging — wozu der König am 20. März 1475 persönlich den Grundstein legte — übertrugen die Schöffen nach dem Rücktritte des Steinmetzen Wenzel (zednika mistra Václava) die Ausführung unserem Baumeister Raysek, welcher den Thurm in Einem Jahre völlig zu Stande brachte. A. D. 1475 (sagt Lupacz) fundata est nova, ut vulgo vocatur, turris in antiqua urbe Pragensi in fossis ad domum regiam a quodam Wenceslao Lapicida, quam postea a dimidia parte inferiorum fenestrarum usque ad fastigium erexit; atque ædificavit Matthæus Reysecius, Artium Baccalaureus: cum ei artificio nunquam antea dedisset operam. Rex Wladislaus, fossam ingressus, primum ejus fundamenti lapidem propria manu jecit. Ausführlicher berichten hierüber die böhmischen Annalen, wo es S. 210—211 heißt: „In demselben Jahre (1475) den Montag nach Palmsonntag wurde der Grundstein zum Thurme beim Königshofe am Graben gelegt. König Wladislaw selbst legte den ersten Stein in den Winkel des Thurmes gegen Sonnenaufgang. In demselben Jahre wurde der Thurm bis zur Höhe des Brückels (vyhnali ji nahoru z příkopu s mostkem zároveň) hinaufgebaut. Im nächsten Jahre trat aber ein ziemlich gelehrter Schul-Magister und Baccalaureus (ein anderes Manuskript fügt hinzu: Rektor der Teinschule) auf, welcher Schnitzwerke in Stein auszuführen verstand. Die Prager Rathsherren beschieden ihn zu sich und fragten, ob er wol am Baue des Thurmes Theil nehmen, bei dem Maurer, Meister Wenzel, arbeiten, das Blumen- und Bilderwerk in Stein hauen und alles Schmuckwerk am Thurme verfertigen wolle? Jener erklärte, er sei bereit, mit jenem Meister zu arbeiten, und alsogleich das Werk zu beginnen. Und der erwähnte Baccalaureus arbeitete mit Meister Wenzel, der ein Laie gewesen, bis in die Hälfte der unteren Fenster; und die Rathsherren gaben ihm wöchentlich XIV (die zweite Handschrift schreibt XL) Groschen. Sodann aber im dritten Jahre stand der Baccalaureus gegen jenen Meister auf, und behauptete vor den Schöffen, er wolle Alles besser ausführen, als jener Meister, der nicht im Stande sei, so kunstreich wie er (Matthäus) Bilder und Blumen aus Stein zu hauen; er zeigte sodann einige seiner Steinmetzarbeiten vor, mit der Frage, ob jener Meister im Stande sei, so etwas zu verfertigen. Der Meister wurde sodann von den Herren Schöffen verabschiedet, und der Baccalaureus Matthäus leitete allein den Bau des Thurmes. Er wurde sodann Raysek zubenannt, weil er überaus schön zeichnen (raysovati) konnte. Er hatte die „Kunst des Steinwerks" von Niemand erlernt, und begann hier die Reihe seiner Arbeiten, denn er war sehr

*) Letopisové čeští S. 211: Přezděli mu Raysek, že uměl pěkně raysovati, a neučil se tomu řemeslu kamenickému nikdy od žádného.

sinnreich und erfinderisch; man zahlte ihm wöchentlich einen ungarischen Gulden."

Die Pracht dieses gewaltigen Thurmes bewog die Kuttenberger Bürgerschaft, den M. Raysek für den Fortbau der dasigen Barbarakirche zu gewinnen. *) Und als der utraquistische Bischof Augustin Lucian 1493 im Prager „Schmerhof" verstarb, erhielt derselbe von der kunstgeübten Hand Raysek's ein in der Teynkirche (s. I. Bd. S. 705) noch heute vorhandenes Grabdenkmal (Letopisové česti S. 250).

Raysek's Todesjahr ist unbekannt.

Die Kuttenberger St. Barbarakirche steht an der südlichen Seite der Stadt, frei auf einer Anhöhe, mit der Chorseite östlich gegen die offene Landschaft gekehrt und selbst nach Westen weithin sichtbar. Die Barbarakirche gehört zu den gothischen Kirchen mit fünf Schiffen. Das Hauptgebäude erhält seine Außenform durch 22 Säulen, welche, zwei Klafter von einander entfernt, sich oben in Spitzbogen vereinigen und riesenhafte Fenster bilden, die bis zu den Seitengängen herabreichen. Letztere führen um den Chor und das Hauptschiff, und haben besondere Dächer, welche über die halbe Höhe des Hauptgebäudes emporsteigen und ebenfalls kolossale Fenster enthalten. An der Außenseite dieser Nebengänge erheben sich große Steinpfeiler und enden in zackigen Spitzen, die durch doppelte Strebebogen mit den Pfeilern des Hauptgebäudes verbunden sind. Den Chor umgeben zwei Galerieen, eine über der anderen, zu welchen man auf Wendeltreppen emporgelangt. Sie gewähren eine herrliche Uibersicht des oberen Theiles vom Gebäude, sowie der ganzen umliegenden Gegend. Durch eine eigenthümliche, sehr sinnreiche Vorrichtung, mittelst im Inneren der Säulen angebrachter Rinnen, wird das vom Chordache auf die obere Galerie fallende Regenwasser abgeleitet. Ein Seitenthor mit einem modernen Portal (über welchem der kais. Doppeladler und das Kuttenberger Stadtwappen prangen) führt nebst zwei Thoren an der hinteren Seite in das Innere der Kirche. Dieses entspricht an Großartigkeit und Schönheit vollkommen dem Aeußeren. Die Kirche hat hier im Lichten eine Länge von 188 und eine Breite von 134 Prager Fuß; 77 Säulen und Pfeiler tragen die Deckengewölbe; 4 Säulen-Reihen scheiden das Schiff von den Abseiten und diese von den Nebengängen oder Seiten-Navaten. Um den Chor führt ein Gang, welchen 8 besondere Kapellen umgeben. Die Gewölbe des Chors und des Schiffes erheben sich zu einer Höhe von 104 Prager oder 98 Wiener Fuß. Bei dem Prager Dome beträgt bekanntlich die Höhe vom Fußboden bis zum Schluß des Gewölbes 116, die Breite im Lichten 144, die Länge vom Schiff und Chor zusammen 157 Prager Fuß. Das Licht erhält die Barbarakirche durch 40 große und 11 kleine Fenster. Die zahllosen und mannigfaltigen Verzierungen, die man überall an Kirchen des reinen altdeutschen Styles antrifft, gestatten hier keine spezielle Beschreibung.

Im Jahre 1626 übergab Kaiser Ferdinand II. die Barbara-Kirche den von ihm damals in Kuttenberg eingeführten Jesuiten, mit deren Collegium sie bis zu der Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 verbunden gewesen ist. Seither steht dieselbe unter dem Patronate des böh-

*) Dlabacž Künstlerlexikon II. 573.

mischen Religionsfonds und wird von zwei, aus dem ansehnlichen Kirchenvermögen besoldeten, Weltpriestern administrirt.

Die Altäre der Barbarakirche sind aus verschiedenen Zeitaltern. Das Hochaltarblatt stellt die heil. Barbara dar, nebst einer Ansicht der Stadt Kuttenberg, wo die Kirche noch nicht durch das jetzige Dach mit drei kleinen modernen Thürmchen entstellt war. Auch die Sakristei hat schöne altdeutsche Gemälde.

Die Fresken in der St. Ignaz-Kapelle — Szenen aus dem Leben des heil. Ignatius von Loyola — sind 1746 von J. Karl Kowarz gemalt (Dlabacz II., 111.)

Ein Schnitzwerk von Holz 2c. — das Leben und den Martertod des heil. Apostels Jakob darstellend — wird in Sommers Topographie (XI, 375) aufgeführt als „uralt" und „sehr kunstreich und fein gearbeitet"; doch sei weder das Jahr der Ausführung noch der Name des Künstlers angegeben 2c. Wir bemerken hiezu vorerst, daß das Bild ehemals die Stelle des Hochaltarblattes vertrat, aber nun an der Mauer am kleinen Figural-Chor befindlich ist. Klar und deutlich bezeugt der böhmische Gelehrte Weleslawin Nomenclator 1598, 4°. Zueignung an den Kuttenberger Rath S. 2), daß sein Großvater, der unglückliche Bildhauer Jakob, zwischen den Jahren 1540—1546 jene Skulptur verfertigt habe. Mater mea carissima, Regina (sagt Weleslawin), piæ memoriæ in montibus Cutnis nata fuit ex honestis parentibus: Jacobo Statuario patre, matre etiam nobili Elisa Loreczka ab Elkusse. Et Avi quidem mei materni ejusque artis exstant adhuc hodie manifesta apud vos monumenta: pars in templo insigni ad D. Barbaræ ara videlicet sacro-sanctæ Coenae Dominicæ: pars in prytaneo sive senaculo vestro: utpote imagines Salvatoris Domini et duodecim ejus apostolorum de solido ligno exsculptæ: quas ego nuper in urbe vestra hospes non absque voluptate animi mei et perjucunda recordatione Avi — quem vivum non vidi, quod is ante me natum, hasta inquilini sui ebrii, dum uxorem ejus contra injuriam viri tueretur, temere trajectus hic Pragæ, quo se cum arte sua jam pridem transtulerat, interiit — lubens contemplatus sum etc. Vgl. auch Dlabacz II., 8—9.

Unter der Kirche befinden sich die Grüfte des Wenzel Wrabsky (Chrudimer Kreishauptmanns) und seiner Gemalin Katharina geb. von Aujezdetz († 1638); ferner des Bernhard Ignaz Daczicky von Heslow, k. k. Rathes und Richters zu Kuttenberg († 3. Sept. 1742); endlich — und hauptsächlich — das Grab des hochbegabten böhmischen Malers Peter Brandel, der im Jahre 1709 in Kuttenberg verstorben ist.

Bemerkenswerth sind auch noch: die große und treffliche Orgel, dann die Kirchenglocken. *)

*) Es gibt hier 5 Glocken: a) St. Ludwig, 80 Ct. schwer, 1510 von König Wladislaw II. und dessen Sohne Ludwig geschenkt; b) St. Michael, 60 Ct.; ein Geschenk des Primators Michael von Wrchowisst im Jahre 1493 — beide von Andreas Placzek gegossen; c) St. Barbara, 26 Ct., 1536; d) St. Maria, 6 Ct., 1628 und e) das Meßglöckchen über dem Presbyterium, 1 Ct. 24 Pfd., im Jahre 1809 gegossen. Sommer Topogr. XI. 378.

Wir kommen zur Schilderung der Kuttenberger Erzdechanteikirche zum heil. Jakob, deren Abbildung hier ebenfalls beiliegt. Dieselbe ist bereits 1310 durch Vermächtniß eines reichen Bürgers und Gewerken gegründet und bis zum Jahre 1358 ausgebaut worden. Das Patronat gehörte bis zu dem Jahre 1421 dem Cisterzienserstifte zu Sedletz, wurde geraume Zeit nach der Zerstörung des Letzteren vom Kuttenberger Magistrate ausgeübt und diesem 1668 von Kaiser Leopold I. förmlich und für immer übertragen. In der Zeit von 1490 bis 1622 war die Kirche im Besitze der Utraquisten.

Die St. Jakobskirche liegt ziemlich inmitten der Stadt Kuttenberg und ist in einfachem gothischen Style größtentheils von gehauenen Steinen aufgeführt; nur das Dach ist mit Schindeln gedeckt. Das Innere ist licht und geräumig und die Wölbungen des Schiffes ruhen auf zwei Reihen freistehender Säulen.

Die Gemälde der Kirche sind:

Ein Hochaltarblatt, darstellend den heil. Jakobus, von Franz X. Balko (Dlabacz Künstlerlexikon I., 70). Ferner eine auf einer Holztafel gemalte Darstellung der Einsetzung des heil. Abendmals (5½ Ellen lang und 3 Ellen hoch), von einem unbekannten Meister 1515 kunstmäßig gearbeitet und von noch frischer Farbenpracht.

Vor dem Marien-Altare befindet sich die alte Zalazarische Familiengruft, worin laut der lateinischen Grabschrift Johann Zalazar de Monte Albano, Herr auf Hradek, Podihus und Pukerz († 5. Juni 1665) und dessen Gemalin Johanna Franziska geb. de Maradas († 1671) beigesetzt sind; ferner die neuere Hertlische Familiengruft mit dem Grabmale des Kuttenberger k. k. Richters D. Peter Andreas Hertl (22. Juni 1766).

Merkwürdig ist auch der im Jahre 1505 aus Glockenmetall verfertigte große Taufbrunnen, laut der lateinischen Inschrift von dem schon oben genannten Meister Andreas Ptaczek verfertigt. Dieser Glockengießer war selbst ein Kuttenberger, wenigstens hat er zwischen den Jahren 1465 und 1509 daselbst gearbeitet. (Seine Glocken führt Dlabacz im Künstlerlexikon II., 517—519 auf). Es finden sich auf böhmischen Glocken zweierlei Ptaczekische Inschriften: Magister Andreas dictus Ptaczek in montibus Kutten — und Magister Yacobus Ptaczek oder mistr Yakub ptaczek na horach Kuttnich. *)

Noch hat Kuttenberg fünf andere (unter dem Patronate des Magistrats stehende) Kirchen und Kapellen:

Die Kirche zu Mariä Himmelfahrt oder zur Mutter Gottes na nameti — bei dem großen allgemeinen Begräbnißplatze des Kuttenberger Pfarrbezirks.

---

*) Die Glocken der St. Jakobskirche sind: a) Wawřinec (ehemals Worel), die größte Glocke, 90 Ct. schwer; dieselbe wurde 1478 gegossen, erhielt aber durch einen Blitzstrahl am 15. Juli 1733 eine so große Beschädigung, daß sie 1737 umgegossen werden musste; b) Jacobus major, 40 Ct. schwer, gleichfalls von 1478, musste 1752 nach erlittener Beschädigung neu gegossen werden; c) Wenceslaus, 8 Ct., ist 1483 gegossen. Kleinere Glocken sind: die Maria-Glocke, das Sterbglöckchen und das Meßglöckchen — sämmtlich sehr alt, mit nicht mehr lesbaren Inschriften. Sommer XI., 376.

Die Kirche zum heil. Johann von Nepomuk, in der Häuserreihe der Kaurzimer Straße. Dieselbe hat Franz Xaver Balko mit Fresken ausgeschmückt (Dlabacz I., 70).

Die Kirche zu Allerheiligen in der Koliner Vorstadt, auf dem Militärfriedhofe.

Die Kirche zum heil. Kreuz, insgemein „Kreuzkirche" genannt, in der Czaslauer Vorstadt und zum Bürgerspitale gehörig.

Die Kirche zur heil. Dreifaltigkeit, ebenfalls mit einem Gottesacker, nahe am Dorfe Bilan fast eine Stunde von der Stadt. Das Hochaltarblatt, die heil. Dreifaltigkeit vorstellend, gemalt von Peter Brandel (Dlabacz I., 202).

Nahe bei der St. Barbarakirche endlich steht die später erbaute, jetzt schon seit vielen Jahren großentheils abgetragene Fronleichnams-Kapelle.

Johann von Nepomuk,

vaterländische Heiligenlegende vom Jahre 1383.

König Wenzel besaß viele gute Eigenschaften, er unterstützte Künste und Wissenschaften, that viel für die Prager Universität, und ließ einen Theil der Domkirche zu St. Veit ausbauen; aber die Grundsätze, die er von seinem Vater und den frommen, weisen Männern, die seine Jugend leiteten, empfangen, hatten nicht tief genug Wurzel geschlagen, um die Leidenschaftlichkeit mit Glück zu bekämpfen, welche den jugendlichen Regenten immer mehr übermannte, nachdem die erfahrenen Räthe seines Vaters allmälich abstarben und er von Menschen umgeben blieb, welche unter der Larve des treuen Diensteifers nur seinen Neigungen fröhnten und den hoffnungsvollen Fürsten nach und nach in einen rücksichtslosen Tyrannen verwandelten.

Johanna, seine erste Gemalin, wurde ihm verhasst, weil sie ihn oft mit heißen Thränen bat, von seinem ausschweifenden Leben abzulassen, und an die schönen Beispiele der Tugend erinnerte, welche ihm sein kaiserlicher Vater als schönstes Erbe hinterlassen. Wenzel, dadurch ermüdet, und nicht an menschliche Tugend glaubend, bekam Lust, Vorwürfe mit Vorwürfen zu erwiedern; daher ließ er den Beichtvater der Königin, Johann von Nepomuk, zu sich berufen, welcher auf des Königs Geheiß erschien; und nachdem dieser lange ein verstelltes und betrügliches Gespräch über gleichgiltige Gegenstände mit ihm gehalten, als wäre der Zweck dieser Zusammenkunft ein ganz verschiedener, erwähnte er, gleichsam nur zufällig, der Beichte, indem er hinzufügte, es sei wol der Frauen Gebrauch, ihrem Beichtvater alle Handlungen der Ehemänner kund zu thun, und versprach dem frommen Johannes zahlreiche Schätze, hohe Würden und Alles, was er nur immer von ihm wünschen würde, indem er ihn bat, ihm die Gesinnungen mitzutheilen, welche die Königin in der Beichte ausgesprochen, weil er gar große Begierde habe, sich von ihren Geheimnissen zu unterrichten. Der Diener des Herrn entsetzte sich über diese unerwartete Forderung; um jedoch den Kaiser nicht zu erzürnen,

versuchte er, ihm auf die ehrfurchtsvollste und unterwürfigste Weise vorzustellen, wie sehr sein Begehren mit der Religion und Vernunft im Widerspruch stehe. „Mein königlicher Herr!“ ließ er sich vernehmen, „wollet Ihr wol, daß ich, gefällig gegen Eure Wünsche, und den Gesetzen meines Gottes ungehorsam, Euch die Geheimnisse entschleiere, deren Kenntniß er für sich allein bewahret? Ihr seid auf Erden ein Rächer aller Beleidigungen gegen den Allmächtigen, und solltet mich selbst mit Eurem Zorne zerschmettern, wenn ich es wagte, Euch zu gehorchen. Aber über dieses Alles, o Herr! welchen Weg schlaget Ihr ein, Eure Unruhe zu stillen? Wenn die Königin keusch und rein ist, wie Alles Euch überzeugt, würde mein Zeugniß zu ihren Gunsten, wenn gleich wahr, hinreichen, sie in Euren Augen zu rechtfertigen? Würdet Ihr nicht glauben, daß ich, fern von der Wahrheit, dieses vortheilhafte Zeugniß nur ablege, um einem unglücklichen Gatten den Schmerz, und einer schuldigen Gemalin die Strafe zu ersparen? Aber wenn ich in der That durch die Beicht der Königin erfahren hätte, daß Euer Argwohn gerecht sei — es wolle Gott nicht gefallen, daß Ihr dieß jemals von einer so tugendhaften Fürstin glauben möget — würdet Ihr nicht besorgen müssen, wenn Ihr dahin gekommen wäret, sie auf meine Aussage zu verdammen, daß Euch ein Priester, der seine heiligen Pflichten also mit Füssen tritt, auch hintergangen haben könne? Wenn ich sie gegen den Argwohn vertheidige, womit Ihr ihren Charakter und ihre Tugend beleidigt, würdet Ihr gewiß selbst meine Schwüre als eine Wirkung einer strafbaren Gefälligkeit, und meines Mitleids für eine große Königin betrachten, welche mein Herz durch die offenen Bekenntnisse des ihrigen gerührt hätte; aber wenn ich die verehrungswürdige Fürstin anklagte, in einem Augenblick anklagte, wo Ihr mich zu sehr fühlen lasset, daß Ihr sie zu verdammen wünschet, müßte ich nicht noch mehr verdächtig werden, daß ich als ein feiger und falscher Priester des Herrn, der sich vor Eurem Zorne fürchtet, die Unschuld selbst seiner Sicherheit opferte? Nein, mein König, weder Ihr, noch die Königin können einen Vortheil aus meinen Mittheilungen ziehen; denn nimmer würden sie hinreichen, Eure Unruhe zu stillen und Euch von ihrer Tugend und Treue zu überzeugen; aber welche unschätzbaren Früchte des Heils und der Gnade erntet Ihr, Gebieter! und alle Herren der Welt, alle Völker Eures Reiches und alle christlichen Staaten aus unserem Stillschweigen! Nehmet der Beichte das unverbrüchliche Siegel des Geheimnisses, und Ihr vernichtet die segenvollen Wirkungen des Sakramentes, dieses geheiligten Damms, welchen die Religion Jesu Christi dem Strom der Ausgelassenheit entgegenstellt: Einmal gebrochen, welche Uiberschwemmungen von Lastern würden die christlichen Staaten verheeren, zur Schmach der Unterthanen und zur Gefahr der Fürsten, welche sie beherrschen? Ihr selbst, o Herr! — ich hoffe es wenigstens von dem Einfluß der göttlichen Barmherzigkeit auf Euch, und ich flehe darum in Thränen zu dem Herrn der Welten — werdet einst, von Reue bewegt, das Heilmittel Eurer Wunden in dem heilvollen Munde der Beichte suchen; und wolltet, ja könntet Ihr solches wagen, wenn Ihr nicht vollkommen überzeugt wäret, daß das Geheimniß Eurer Seele, welches Ihr in der Brust des Priesters niedergelegt, dort gegen alle Angriffe der Hoffnung und der Furcht gesichert sei? Heute dringt Ihr in

mich, und lasset, um mein Gemüth zu verleiten, mir alle Gefahren meines Widerstandes betrachten; aber was müsstet Ihr von mir denken, wie sehr müsstet Ihr mich verachten, wenn ich, um Euch zu gefallen, in einem Augenblicke, dessen Ungerechtigkeit Ihr eines Tages Euch selbst vorwerfen werdet, die Heiligkeit eines Sakramentes verletzte, welches einst Eure Zuflucht gegen die Rache des Himmels sein wird; wenn ich Euch durch das Vergehen eines Einzigen alle Priester verdächtig, und diesen heiligen Stand verhasst machte." Alle diese Gründe fanden keinen Eingang bei dem Könige, welcher seit längerer Zeit gewohnt war, sich nur von seinen Begierden leiten zu lassen, und von Sklaven umgeben, die seines Winkes harrten, kannte sein Zorn keine Grenzen, daß der Beichtiger seiner Gemalin es wage, seinem Gebote zu widerstreben; doch gewann er es über sich, seine Wuth zu verbergen, und verabschiedete den frommen Priester, ohne ihm zu antworten; aber Johannes kannte die Gemüthsart des Königs, und wusste wohl, was ihm das tiefe Stillschweigen des beleidigten und rachsüchtigen Fürsten bedeuten könne. Gefasst auf neue Prüfungen, war er jedoch entschlossen, fest in seiner Pflicht zu verharren, und sah ruhig seinem Geschicke entgegen. Eines Tages predigte Johannes in der Domkirche vor einem zahlreichen Volke; und da er zum Text die Worte der Schrift erwählt hatte: „Uiber ein Kurzes werdet Ihr mich nicht sehen!" wiederholte er so oft und mit so tiefer Empfindung die Worte: „Ich werde nicht viel mehr zu Euch sprechen," daß die versammelten Zuhörer von banger Ahnung ergriffen wurden. Der fromme Kanzelredner deutete ihnen die Annäherung seiner letzten Stunde an, worin sie die heilige Begeisterung, welche ihn am Schlusse seiner Rede ergriff, nur noch mehr bestärkte. Johannes hielt ein — er schien außer sich zu sein, heiße Thränen strömten über seine Wangen herab, und als er sein Stillschweigen wieder brach, prophezeihte er klar und deutlich von Stürmen, welche sich über Böhmen zusammenzögen.

Die Worte, deren er sich bediente, waren so bezeichnend und ausdrucksvoll, daß Niemand in der zahlreichen Versammlung war, der nicht begriff, daß das unglückliche Reich von einem riesenhaften Glaubenskampfe bedroht sei, welcher dasselbe in die beklagenwertheste Verwirrung stürzen werde; er schilderte die wilde Empörung gegen den wahren Glauben, die sich erheben würde; Tempel und Klöster, manche den Flammen preisgegeben, andere niedergerissen, alle entweiht durch die Wuth der Schwärmer, Priester und Mönche zum martervollen Tode geschleppt, und Böhmen nicht mehr Böhmen! — Der Prediger stieg endlich von der Kanzel herab, nachdem er seinen Zuhörern ein ewiges Lebewohl gesagt, und die Domherren und den Clerus um Verzeihung gebeten, wenn er sie beleidigt haben sollte. Man war um so bestürzter über diese Weissagungen des Kanzelredners, als Böhmen und seine Kirche damals des tiefsten Friedens genoß, und sich überhaupt in dem blühendsten Zustande befand; aber man befürchtete seit jenem Tage ein Unglück, welches Böhmen dem Unfrieden und der Verheerung preisgeben wrrde. Von diesem Tage an dachte Johannes nur daran, die kurze Zeit, welche ihm noch übrig blieb, zur Ausübung christlicher Pflichten zu verwenden, und sich auf den großen Tag des Herrn zu bereiten; da er aber den Schutz der heiligen Jungfrau vorzüglich in der Todesstunde eines Gläubigen als entscheidend

betrachtete, machte er sich, um denselben zu erwerben, auf den Weg nach Bunzlau, um das berühmte Wunderbild der Mutter Gottes zu besuchen, welches die heiligen Apostel der Slawen, Cyrillus und Methodius, vor alter Zeit dort aufgestellt hatten, und das von dem böhmischen Volke der höchsten Verehrung genoß. Dort gedachte er auf's Neue, was er der Himmelskönigin versprach, welcher er von seiner zartesten Jugend an insbesondere geweiht war, verdoppelte seine Gelübde und seine herzinnige Verehrung für die Gebärerin Christi, und beschwor sie, ihm Kraft zu den Kämpfen zu verleihen, die er, wie er wol voraussah, noch zu bestehen haben werde. Nach dieser brünstigen Andacht kehrte er vor dem Anbruch der Nacht nach Prag zurück, als der König eben aus einem Fenster seiner Hofburg herabschaute, und wie er den heiligen Mann so ganz allein daher ziehen sah, erwachte sein Unwille und seine strafbare Neubegier mit verdoppelter Kraft; er befahl seinen Almosenier sogleich vor ihn zu führen, und ohne ihm Zeit zu einer Anrede zu lassen, stellte er ihm die Wahl zwischen dem Tode oder Eröffnung der Beichte der Königin frei. Der Mann Gottes beantwortete diese heftige Rede nur mit einem ernsten Blick, welcher den König fühlen ließ, daß es ihm nimmer und auf keine Weise gelingen werde, ihn zu erschüttern, und alles Maß aus dem Auge verlierend, rief er seinen Trabanten zu: „Man bringe mir diesen Mann aus den Augen und werfe ihn in den Fluß, sobald dichte Finsterniß die Erde bedeckt, damit das Volk nichts von ihm erfahre." Der grausame Befehl wurde vollzogen, und nach einigen Stunden, welche der heilige Blutzeuge dazu anwandte, sich im Gebet auf seine Opferung zu bereiten, stürzte man ihn von der Brücke, welche die Altstadt und Kleinseite Prags vereint, in den Moldaufluß. So fiel am Vorabende des Himmelfahrtsfestes der verewigte Johannes von Nepomuk, indem er mit seinem Blute das unverbrüchliche Geheimniß der Beichte besiegelte, welches er mit seinem letzten Seufzer vertheidigt hatte. Wenzel hoffte, daß die Maßregeln, welche er getroffen, den anbefohlenen Mord wenigstens den Augen der Menschen verbergen würden; aber Gott, welchem es gefällt, den Ruhm seiner Diener zu verkünden, wollte nach seinem unerforschlichen Rathschluß den Untergang des heiligen Märtyrers auf bewunderungswürdige Weise an den Tag bringen; denn kaum hatten ihn die Fluthen der Moldau verschlungen, als diese mit einer ungewöhnlichen Klarheit zu leuchten begannen; man sah Flammen aus dem Fluße hervorgehen, die sich nach allen Seiten verbreiteten, vorzüglich aber um den heiligen Leichnam, welcher sanft auf der Oberfläche des Wassers dahin schwamm, gleichsam einen leuchtenden Hof bildeten, der sich weit hinab erstreckte. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung über dieses wunderbare Schauspiel, und die Königin, welche solches aus ihren Gemächern bemerkte, eilte, ihren Gemal darauf aufmerksam zu machen, und ihn zu befragen, was diese nächtliche Festlichkeit bedeute, weit entfernt, zu vermuthen, daß durch diese nächtliche Erleuchtung die göttliche Vorsicht den Tod ihres Beichtvaters ehre. Der König, welchen sein Gewissen nur zu gut an sein Vergehen mahnte, antwortete nichts auf die Fragen seiner Gemalin, sondern von Entsetzen, gleich einem Blitzstrahl getroffen, floh er schnell, seine Verwirrung und die Verzweiflung seines geängstigten Herzens auf Zebrak zu verbergen, wohin ihm, auf sein ausdrückliches Verbot, Niemand folgen durfte. Die wunderbaren

Lichter auf der Moldau wurden die ganze Nacht hindurch gesehen, ohne daß Jemand die Ursache errathen konnte, bis mit dem Anbruch des Tages das Geheimniß klar wurde. Man sah den Leichnam des frommen Domherrn auf der Fluth, vom himmlischen Glanze strahlend, und sein Antlitz so heiter, wie es im Leben gewesen war. Der Ruf dieser sonderbaren Begebenheit erfüllte die ganze Stadt, und es war nicht schwer zu errathen, welche Hand diesen unseligen Streich geführt habe; auch verriethen sich die Wachen und Trabanten bald selbst, so sehr ihnen Stillschweigen anbefohlen war. Die Chorherrn der Domkirche hatten kaum das Ende ihres Mitbruders vernommen, als sie sich in feierlichem Zuge an das Ufer des Flußes begaben, um den Leichnam mit aller Festlichkeit und erdenklichen Ehrenbezeugungen von dort zu erheben, und während sie alle Anstalten trafen, ihm in der St. Veitskirche ein Grabmal zu errichten, welches des heiligen Mannes würdig wäre, trugen sie denselben in die heilige Kreuzkirche nächst der Moldau. Der Muth der Domherren, welche sich, um dem heiligen Blutzeugen die letzte Ehre zu erweisen, so kühn dem Zorne des Königs blosstellten, blieb aber sogar nicht ohne zeitlichen Lohn; denn als man die Grube bereitete, worin der Heilige zur Ruhe gebracht werden sollte, fand man einen daselbst verborgenen Schatz von Münzen, Edelsteinen und kostbaren Gefäßen, welcher das Domstift reichlich für die Kosten entschädigte, die ihr christlicher Eifer zu Ehren des frommen Johannes zu verwenden im Begriff war. Während in der Metropole alles zur Aufnahme des heiligen Leichnams bereitet wurde, strömte das Volk haufenweise in die Kreuzkirche, wo jener ausgestellt war. Alles drängte sich herzu, ihm Hände und Füße zu küssen, und während Einige seine Tugenden priesen, Andere das Andenken seiner Mildthätigkeit zurückriefen, oder sein seltenes Talent für die Beredsamkeit des wahren Glaubens erhoben, vereinten sich Alle in den Klagen und Thränen über seinen Verlust, und den Ruhm seiner Heiligkeit laut aussprechend, empfahlen sie sich seiner Fürbitte, nannten ihn ihren Vater und Herren, und wer etwas besaß, was er berührt oder was zu seinem Gebrauche gedient hatte, schätzte sich überaus glücklich; ja man konnte das Volk gar nicht mehr von den theueren Uiberresten seines Seelenhirten losreißen. Wenzel, welcher die Kunde von dem Zusammenfluße der Gläubigen am Leichnam des Heiligen selbst in seiner Einsamkeit vernahm, und dessen natürliches Mißtrauen einen Aufstand des Volkes befürchtete, sandte einen Boten an die Geistlichen vom heiligen Kreuz mit dem Befehl, dem Zudrängen des Volkes ein Ende zu machen, und den Leichnam, welcher ihrem Schutz vertraut worden, an einen abseitigen Ort zu bringen. Sie gehorchten zur Stunde; aber zur Verwirrung des grausamen Verfolgers verkündete sich der Ruhm des Seligen noch glänzender, als man ihn zu verbergen trachtete; denn ein himmlischer Wohlgeruch ging aus dem Grabe des Heiligen hervor, und verrieth bald den heimlichen Winkel, wohin man ihn getragen hatte, worauf der Zusammenfluß des Volkes noch viel zahlreicher war, als vorher. Mittlerweile war in der St. Veitskirche Alles zur Aufnahme des heiligen Johannes von Nepomuk bereitet worden, und unter dem Geläute aller Glocken der Hauptstadt begaben sich die Domherren nebst der gesammten Geistlichkeit, von einem zahllosen Gefolge frommer Christen aus allen Ständen begleitet, in feierlichem Zuge nach der Kreuzkirche,

wo man seinen Leichnam aus der Verborgenheit hervorzog, und im festlichen Zuge nach der Metropolitankirche übertrug. Auf dem Wege musste man, um der Andacht des Volkes zu genügen, welches sich dringend diese Gnade erbat, den Sarg öffnen, und den Heiligen der öffentlichen Verehrung ausstellen.

Zusatz.

So weit die Legende. Einige geschichtlichen Bemerkungen über die Canonisation unseres Heiligen haben wir schon im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 83) beigebracht.

Besonders erhebend aber ist es für jeden denkenden katholischen Christen, wahrzunehmen, wie St. Johann von Nepomuk von Jahrhundert zu Jahrhundert einen erweiterten Kreis des Cultus und der Verehrung gewinnt; so daß man z. B. in Amerika zahlreiche Brücken mit dem Standbilde des glorreichen böhmischen Märtyrers geschmückt findet ꝛc.

Auch die jüngsten Tage haben uns eine innig rührende und heilige Szene in dieser Beziehung erleben lassen — nämlich die feierliche Eröffnung des Nepomucenischen Glassarges zum Behufe der Mittheilung einiger Reliquien an Seine päpstliche Heiligkeit.

Die offiziellen Blätter vom 4. September 1852 schildern diesen seltenen heiligen Akt mit folgenden Worten: „Diejenigen Personen ꝛc. ꝛc. welche am Abend des 31. August unsere Kathedrale besuchten, wurden unvermuthet Zeugen einer seltenen Handlung. Da Sr. Eminenz dem Herrn Kardinal-Fürsterzbischof von Rom aus der Wunsch zu erkennen gegeben worden, Reliquien vom Körper des heil. Johann von Nepomuk dahin verabfolgen lassen zu wollen; begab Sich Se. Eminenz nachmittags zu dem Grabe des Heiligen, ließ nach den üblichen Gebeten in Gegenwart der Herrn Delegaten, Sr. Excellenz des Herrn Statthalters und des hochwürdigen Domcapitels das silberne Mausoleum öffnen und den mit dreifachem Schlosse versehenen Glassarg von den anwesenden Herren Domcapitularen erheben. Nachdem derselbe in die St. Ludmillacapelle gebracht worden und Se. Eminenz sowie alle Anwesenden sich von der Integrität der Siegel überzeugt hatten, wurde der Sarg eröffnet, der Körper selbst ehrfurchtsvoll besichtigt, worauf Se. Eminenz zwei Rippen der linken Seite entnahmen. Uiber die ganze Sache wurde sodann ein Protocoll aufgenommen, unterzeichnet und dasselbe dann der Erhebung vom 24. April 1829 beigesellt, hierauf von Sr. Eminenz das in der Kirche anwesende Volk zur Besichtigung und Verehrung des Körpers des Heiligen zugelassen. Derselbe erwies sich als von mittlerer Statur, eher klein als groß; der Kopf in jeder Art proportionirt, die Stirne erhaben, die Backenknochen nicht auffallend hervortretend, wol aber einwenig das Kinn; die Zähne beinahe wohl erhalten. Der Gliederbau mehr zart als stark; die Beine unversehrt, aber seit der letzten Umhüllung nicht ganz in anatomischer Ordnung; der Abgang so zahlreicher, in alle Länder der Christenheit vertheilten Reliquien mehr dem Kenner als dem Beschauer bemerkbar. Nachdem hierauf der Sarg wieder dreifach verschlossen worden, wurde derselbe, wie er erhoben worden, auch zurückgebracht und das Mausoleum auf's Neue verschlossen.

Burg Lipnitz,

in der Nähe von Humpoletz, theilweis noch wohlerhalten.

Sagen von edlen Bergwerken aus dem IX. Jahrh. knüpfen sich an deren Gründung.

Lipnitz scheint eine der landesherrlichen Grenzburgen gewesen zu sein, wie Wladarz, Tachau, Glaz ꝛc. Langehin war sie im Besitze der Freiherren Vernier und Orchamp.

Zweierlei Bauepochen sind noch jetzt daran zu unterscheiden; das westliche Burggebäude weis't einen steinernen Thürstock mit der angeblichen Jahrzahl 1137 auf.

Der 21 Schuh hohe Warthurm ist bereits unzugänglich. (Heber gibt von Lipnitz drei Abbildungen; allein in den sieben Bänden seines Burgenwerkes ist von Lipnitz gar keine Rede. Dasselbe ist z. B. der Fall bei Burg Kaczerow und vielen anderen, die dort abgebildet, aber nicht beschrieben erscheinen.)

1401/1411 erscheint ein Jan z Lipnic oder Lipnicky in der Geschichte, der jedoch dem mährischen Ritterstande angehört hat. Er war mit den Cymburgern, die sich (nach Palacky, Gesch. II. 2, 19) früher „von Lipnicz" genannt hatten, von gleicher Abkunft.

1417 gehörte die Burg Lipnitz dem bekannten utraquistischen Vorkämpfer Czeniek von Wartemberg († 17. Sept. 1425) — welcher damals den Prager Suffragan-Bischof Hermann von Nikopolis zwang, auf der Burg Lipnitz eine Menge hussitischer Priester auszuweihen, welche nachmals auch bei den Taboriten fungirten. Hermann erlitt dafür 1420 den Tod. Scriptt. rer. boh. Tom. III. p. 43. Cochlæi hist. Hussitarum pag. 169.

Hievon meldet die gleichzeitige böhmische Reimchronik:

Potom pan Čeněk Walmbersky z Lipnice
učinil w Čechách málo dobrého nebo nic;
gal biskupa Hermana Planého;
na Lipnici nese geho;
tu musy kněžj bezděky swětili
a k wůli geho býti;
a by toho byl neučinil,
bylby žiwot swóg za to dal;
neb potom wšickni proti němu byli
a wšym zlým se gemu odplatili.

Auch der Prager Erzbischof hatte den genannten Generalvikar 15. März 1417 suspendirt.

1418 erließ Papst Martin V. von Constanz aus, wo noch die große Kirchenversammlung tagte, eine Bulle an König Wenzel IV. und

die Böhmen: man möge zur katholischen Kirche zurückkehren [...] das Beispiel sollte die Prager Universität geben, indem sie ihre hussitischen Magister, sowie alle zu Lipnitz 1417 ausgeweihten Priester vor den päpstlichen Stuhl stelle. v. d. Hardt Acta conc. Const. IV. 1518 ff.

1420 zettelte der bekannte Taboritenpriester, Wenzel Koranda, auf der Burg Przibenitz eine Meuterei an, wobei die Mannschaft des Burgherrn, Ulrich v. Rosenberg, durch die in der Nähe campirenden Taboriten hart mitgenommen ward. Hier geschah es, daß jener Bischof Hermann (zugleich Pfarrer in Miliczin), der auf Lipnitz die hussitische Priesterweihe vollzogen hatte und nunmehr ein Gegner dieser Sekte war: von den Taboriten ergriffen, gemartert und im Fluße ersäuft worden ist. Březan Rosenb. kronik. (Časop. česk. Mus. 1828, IV. 55—56). Laurentii de Březowa diar. Hussit. MS.

1482 waren bereits die Trczka Herren der Burg Lipnitz. Damals kam der berüchtigte Bischof Augustin de Sanctuaria aus Italien nach Böhmen, und ordinirte und firmte unter den Hussiten und Kelchnern. Im Jahre 1482 kam Augustin auch zu den Herren Trczka's auf die Burg Lipnitz und weihte hier vor einer großen Menge am Pfingstfeste hussitische Candidaten aus. Von hier wurde der Bischof durch angeblich 12000 Gewappnete feierlich nach der Stadt Königgrätz begleitet. Scriplt. rer. boh. III., 224—225.

1509 begab sich eine große böhmische Gesandtschaft zu dem auswärts weilenden Könige Wladislaw II. In Brünn klagte dieselbe besonders über die Räubereien des Kopidlansky, und wurde gnädig entlassen. In Polna auf dem Rückwege angelangt, wurde die Gesandtschaft von Lipnitz aus durch den Unterkämmerer Burian Trczka von Lipa auf Lipnitz ꝛc. mit einem Ehrengeleite versehen und gegen Deutschbrod weiter befördert. Staři letop. č. p. 298.

1522 Freitag nach Christi Himmelfahrt starb Hr. Burian Trczka auf Lipnitz am 30. März in Prag; die Leiche aber wurde in die Lipnitzer Familiengruft überführt. Ibidem p. 452.

Die Blutrache des Kopidlansky.

(Letopisové čeští S. 278. 288–290. 318.)

Die böhmische Burg Kopidlno gehörte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem Ritter Klimesch von Kopidlno, der um's Jahr 1502 starb und seiner Witwe Martha drei Söhne hinterließ, von welchen der Mittlere, Georg, dazumal in Ungarn, die beiden andern, Johann und Sigmund, aber auf der väterlichen Burg lebten. Innige Geschwisterliebe umschlang, von früher Kindheit an, die Herzen der drei Jünglinge, und nur mit vielem Widerstreben riß sich Georg aus den Armen seiner Brüder los, als ihn der wiederholte Ruf seines Oheims, der am Hofe König Wladislaws II. zu Ofen in großem Ansehen stand, dahin zu reisen nöthigte. Hier bildete sich Georg zum wackern Kriegsmann, zeichnete sich in mehreren Gefechten gegen die Türken aus, und gewann so die Liebe und Freundschaft seines Mentors, des tapferen Oswald Karlatkö (von Karlstein), Hauptmanns der Schlösser Tata und Comarom (Dotis und Komorn). Oft gedachte Georg sehnsuchtsvoll an seine Brüder und an sein Vaterland zurück, während diese ihrerseits sich auf das baldige Wiedersehen ihres Bruders freuten, und sich entschloßen, ihn einst in Ungarn zu überraschen.

Den Herbst des Jahres 1506 brachte Georg mit seinem Freunde Karlatkö bei dem Castellan Marcus Horwath de Camchach auf der Burg zu Ofen zu, wo sich damals auch König Wladislaw befand, den der Tod seiner Gemalin Anna immer noch in tiefer Betrübniß festhielt. Schon waren Monde nach diesem traurigen Ereignisse verflossen, und noch immer herrschte ein düsteres Wesen unter den Bewohnern der königlichen Burg. Der Gram des Königs hatte sich auch auf alle Gemüther seiner Umgebungen ausgedehnt. Dies und die damalige Beschäftigungslosigkeit erregten den Wunsch in Georg, inzwischen sein Vaterland wieder zu besuchen und seine Lieben wiederzusehen.

Noch war er nicht ganz dazu entschlossen, als ihn ein besonderer Umstand hiezu bestimmte. Es war am Sonnabend vor dem St. Franzenstage (1506), als Georg des Nachts von einem Mahle, zu dem er von Horwath geladen war, zu seiner Stube zurückkehrte. Wie er eintrat, kam ihm sein älterer Bruder Johann entgegen und bot dem überraschten Georg einen Becher voll Blutes an, mit den Worten: „Da, trink, Bruder!" Darauf nicht achtend, wollte ihn Georg umarmen, aber da verschwand Johanns Gestalt in einen lichten Nebel, der sich allmälich verlor, und höchst bestürzt stand Georg eine Weile da, ehe er sich fassen konnte. Endlich kehrte seine Besinnung zurück, er beredete sich, es sei eine Selbsttäuschung, und schob diese auf den vielen bei Horwath genossenen Wein. Ruhig war nun sein Schlaf, und die gestrige Begebenheit kam ihm am Morgen nur mehr als ein Traum vor.

Als er am nächsten Tage wieder mit Karlatkö auf dessen Stube speis'te und dem Aufwärter befahl, seinen Becher zu füllen, schollen abermals die Worte in sein Ohr: „Da, trink, Bruder!" — Entsetzt blickte

Georg auf, und die Gestalt Johanns stand vor ihm, den blutgefüllten Pokal in der Hand. Bewußtlos sank Georg von dem Stuhle herab. Karlatkö, der von allem Diesem nichts wahrgenommen hatte, eilte ihm zu Hilfe und brachte ihn mit Mühe wieder zu sich. Georg erzählte nun schaudernd, was er gesehen; aber Karlatkö lachte: „Beruhige Dich, Freund," sagte er zu Georg, „Du denkst oft an Deine Brüder, und gestern hat Dir Horwaths Rebensaft zu sehr gemundet. Kein Wunder, daß der Geist des Weines mit Deiner Phantasie noch sein Spiel treibt. He, Ferenz!" rief er zuletzt dem Aufwärter zu, „bringe von dem Traubenblute, das mir erst vor Kurzem der alte Weinschlauch, der Ketskemeter Pathoczy, schickte. Von dem mußt Du trinken, lieber Junge!" fuhr er, zu Georg gewendet fort, „der wird Dich heilen, vor dem schwinden dergleichen Träume und frohen Muthes wird Dich sein Genuß machen!" — Schaudernd trank nun Georg von diesem rothen Wein, den ihm der Haiduke kredenzte; aber er trank doch, und war wieder heiteren Sinnes, als er von Karlatkö schied.

Der übrige Nachmittag, sowie der folgende Tag ging ungetrübt vorüber; aber als er in der dritten Nacht schon einzuschlummern begann, weckte ihn eine eiskalte Hand, und Johann stand abermals vor ihm, aber ohne den Becher in der Hand zu haben. Bebend blickte ihn Georg an. Ehe er noch ein Wort sprechen konnte, sprach die Gestalt: „Du scheutest mein Blut zu trinken: nun wohl, fülle mir jenen Becher, damit ich trinken möge." Johann verschwand; leichter und leichter ward es um Georg, und er sah sich vor der Stadt Prag; hell blickte der riesige, dickvergoldete Kelch, den K. Georg auf die Teinkirche hatte setzen lassen, von der Morgensonne beglänzt, zu ihm herab.

Es war schon spät am Abend des anderen Tages, als Georg aus seinem fieberhaften Zustande erwachte, und seine Freunde, Horwath und Karlatkö, ängstlich besorgt an seiner Ruhestätte erblickte. Sein zurückkehrendes Bewußtsein erfüllte die Freunde mit Freude. Beide fragten zugleich, was ihm zugestoßen sei? — „Ach!" erwiederte Georg, „es muß etwas Großes, etwas Unersetzliches geschehen sein! ich sah meinen geliebten Bruder zum dritten Mal, doch ganz anders als sonst." Er erzählte ihnen nun, was er gesehen. „Gebt Euch keine Mühe," schloß er endlich, „mich zu überreden, es sei ein Spiel der Phantasie gewesen; ich fürchte, daß ich meinen theuren Bruder nimmer wiedersehen werde. Ich muß morgen mit dem frühesten in meine Heimat zurück; tragt doch Sorge, daß es geschehen kann." Vergeblich war das Zureden der Freunde, sie mussten ihm seinen Willen thun. Mit Aufgang der Sonne ritt Georg, obgleich noch schwach, von Ofen weg, seiner Heimat zu. Mehrere Meilen weit begleiteten ihn seine Freunde.

Nach acht Tagen kam er in der Nähe Prags an, er vermied es aber, um eher in Kopidlno einzutreffen. Bei dem Sonnenaufgange, bei dem er die letzte Tagreise antrat, übersah er die herrliche Königsstadt. So und nicht anders hatte er sie gesehen, als ihm sein Bruder das letzte Mal in Ofen erschienen war; so wie damals glänzte, von der Morgensonne bestrahlt, der riesige Kelch in die Ebene herab. Seufzer entquollen Georgs Brust, die bange Ahnungen füllten. Mit pochendem Herzen ritt er seiner Heimat entgegen. Endlich kam er vor den Thoren Ko-

pidlno's an. Welch Entsetzen! die bange Ahnung ist erfüllt: Trauerfähnlein wehen von der Burg herab; der Thurmwart, seiner ansichtig, bläs't die Melodie vom Vöglein Kreideweiß. Die Thore öffnen sich. Hochklopfenden Herzens reitet er ein. Da tönt die Glocke der Burgkapelle. Im Vorhof ersieht er einen langen Trauerzug! ein Sarg mitten im Zuge, hinter dem sein Bruder Sigmund in tiefer Trauer einhergeht. Seiner nicht mehr mächtig, springt er von seinem Rosse herab. „Haltet ein!" so rief er, „ich bin ja hier, laßt mich doch noch einmal meinen theuren Bruder sehen!" Still hielt der Zug; er versammelte sich um Georg; Sigmund trat heran. „Bruder! Du hier?" — so sprach er, und indem er nach dem Sarge wies: „und dort Johann." — „Lasst mich ihn sehen!" fiel Georg hastig ein. Die Leichenträger, von den Nächststehenden bedeutet, setzten den Sarg nieder und öffneten ihn. Da erschaute Georg seines Bruders blutige Leiche, den Kopf vom Rumpfe getrennt.

Starr blickte er lange die Leiche an; dann stürzte er auf sie, und küsste sie mit Innbrunst. „Bruder, Du liebst mich noch jenseits," sagte er; „Du hast mich zu Deinem Rächer erkoren. Das will ich, und das werde ich auch sein!" — „Ich auch! ich auch!" so erschollen mehrere Stimmen hinter ihm, und Bohuslawek von Domussicz, Bohniczky der Jüngere, Peter Suda von Janowicz, Sendraczky, Wruzka, Zdenko von Dobrohosst, Berzkowsky und noch andere Freunde Johanns, drängten sich zu ihm heran. „Du rächst Deinen Bruder" — sprachen sie, „wir rächen den Freund an dem übermüthigen Bürgergesindel!" — „Bürger?" fuhr Georg Kopidlansky auf. — „Ja!" erwiederten die Freunde des Getödteten, „die Prager sind seine Mörder!" — „Nun denn!" rief erschöpft Georg aus, „so will ich den goldenen Kelch der Teinkirche mit Bürgerblut füllen, bis er überläuft. Nun erst verstehe ich Dich, theurer armer Bruder! — Freunde! heran! schwört mir bei meines Bruders blutigem Leichnam, Rache zu nehmen an dem übermüthigen Bürgergesindel."

Nun erst erhob sich der Zug weiter. Der Leichnam ward nach Prosik gebracht, und dort an der Seite seines Vaters in der St. Wenzelskirche beigesetzt. Noch in den Tagen König Ferdinands II. war daselbst sein Grabstein zu schauen. Wir müssen nun nachholen, wie es mit der Hinrichtung Johann Kopidlansky's herging (vgl. Bd. I. S. 490). Johann kam am Tage vor Francisci 1506 nach Prag, wo er sich, nachdem er seine Angelegenheiten beendigt hatte, in einem Weinhause auf dem Altstädter Ringe aufhielt. Er traf daselbst nur einen Rittersmann, Namens Zucker von Tamfeld, an, mit welchem er sich in ein Gespräch einließ. Zucker fragte ihn, wer er sei? von wannen er komme? — „Ich bin der Ritter von Kopidlno," entgegnete Kopidlansky, „und komme von dort!" — „Da seid Ihr von saubrer Sippschaft," entgegnete Zucker; „da kenne ich einen in Ungarn, der des Königs Dobry (so nannten die Böhmen K. Wladislaw) Speichellecker ist." — „Das ist und wird nimmer mehr mein Bruder sein, verruchter Paduch!" — „Was Paduch! du selbst ein Paduch!" und Zucker zog die Klinge. Johann Kopidlansky kannte diese Aufforderung; auch sein Degen blieb nicht müßig; aber er hatte das unheilvolle Glück, seinen Gegner zu erlegen. Da traten des

Stadtrathes Diener ein, entwaffneten den Sieger und sperrten ihn in den Thurm. Vergebens schrie Kopidlansky, er sei Ritter und gehöre vor seines Gleichen Gericht; der Stadtrath unter dem Bürgermeister Daniel Rausch achtete nicht darauf, und ließ ihn noch desselben Tages um 23 der ganzen Uhr am Altstädter Ringe enthaupten. Seinen Leichnam brachte Przibor, Johann's treuer Diener, nach Kopidlno. Da nach damaliger Sitte manche Leiche bis vierzehn Tage unbeerdigt blieb, so konnte Georg noch zum Leichenbegängnisse Johann's zurecht kommen.

Blutig war die Rache, die nun Georg übte: zum Tiger hatte des Bruders Hinrichtung den sanften Jüngling umgestaltet. Das Erste war, daß er den Pragern einen Fehdebrief zusandte. Diese lachten seiner; die Thore wurden emsig bewacht, und der Söldner hatten die Städte mehrere Hundert. Wie konnte ein armer Rittersmann darauf denken, eine solche Stadt, voll reicher Kaufherren und vermöglicher Gewerbsleute, zu bekriegen? Bald aber kam andere Kunde! Dieser und jener reiche Bürger, der sein Landgut besucht hatte, kam nicht wieder. Er war in Kopidlansky's Hände gefallen. Endlich erfuhr man gar, mit ihm hätten sich noch andere Edelherren wider die Prager verbündet. So war es auch. Grausenvoll waren die Thaten, die sie übten. Nur Einiges mag hier erwähnt werden; wer vermöchte ein ganzes Register von Gräueln niederzuschreiben? Im Jahre 1508 in der Nacht vom Montag auf den Dienstag in der Maria Himmelfahrts-Vigilie überfiel Georg mit neunzehn Reitern das Dorf Michle bei Prag, brannte es ab, und ließ den Personen, die in seine Gewalt kamen, die rechte Hand abhauen. „Sie mögen nun versuchen," sprach Georg voll gräßlichen Hohnes zu seinen Begleitern, „einem Edelmanne den Kopf zu nehmen!" In derselben Nacht verübte er dasselbe zu Jasenitz, und zog darauf nach Biechowitz, das damals dem Prager Katharinenkloster gehörte. Auch dies Dorf wurde in Brand gesteckt; er bekam aber nur zwei junge Bursche gefangen, denen er gleichfalls die rechte Hand abhauen ließ. Von da begab er sich nach Poczernitz, das einem Altstädter Rathsmann, Namens Rambaussek, gehörte. „Steckt doch dem alten Kauz ein Nachtlichtlein an!" rief Georg seinen Begleitern zu. Dieser Wink und — Rambaussek's Gehöfte und Getreideschober flammten zum Himmel empor.

Die vielen Feuersbrünste hatten die Prager aufmerksam gemacht, die Ursache war bald bekannt; das Gejammer der Verstümmelten verkündete es ihnen. Da sandten sie Söldner, Reisige und Knechte. Bis Auwal verfolgten sie seine Spur; da sie ihn aber nicht erreichten, kehrten sie zurück; allein bei Biechowitz, im Walde Fiderholz (Wydrholecz) stießen sie auf Georgs Bundesgenossen Bohniczky. Dieser war angegriffen, seine Schaar zerstreut, er selbst gefangen und nach Prag gebracht. Sie gingen hierauf, von Kawan angeführt, nochmals aus, überraschten in Kopidlansky's Abwesenheit Kopidlno, und brannten es nieder. Noch rauchten die Trümmer seiner väterlichen Burg und die Uiberreste des Städtchens, als Georg dahin kam. „Ihr hattet Recht!" rief er aus, „daß Ihr auch noch den Ort zerstörtet, wo ich einst glückliche Tage zu leben hoffte. Die Mühe soll Euch bezahlet werden!" Sigmund, der sich mit seiner Mutter kümmerlich vor den Pragern nach Brandeis geflüchtet

hatte und sanfter gesinnt war, bat nun seinen Bruder, sich mit den Pragern auszusöhnen. — „Bruder!" entgegnete dieser, „Dir hat Johann nicht die Blutrache aufgetragen, wol aber mir!" — Und fort ging's wieder mit seinen Genossen gegen Prag, um den Kaufleuten aufzulauern, die nach Pilsen auf den Jahrmarkt zogen. Bei dem Dorfe Czerhowitz erreichte er die Krämer, raubte sie aus, und ließ sie insgesammt enthaupten. So ging es auch allen anderen Bürgern Prags, die sich aus der Stadt wagten. Am nächsten Tage nach St. Ludmilla kam er mit dreißig Reisigen bis zum Prager Schweinsthor, und bekam abermals einige Bürger gefangen. Keiner kam mit dem Leben davon; mit Wohlgefallen sah Georg das Blut aus dem Rumpfe der Enthaupteten strömen. Die Hauer, die in den Weingärten der Prager arbeiteten und auf Georgs Rotte stießen, verlor Jeder die rechte Hand. Während er so die Umgegend Prags unsicher machte, kam ihm die Kunde zu Ohren, die Nimburger erwarteten nur den Burgherrn von Horzitz, der sich mit den Pragern vereinigt habe, um wider ihn zu ziehen. Da zog er vor Nimburg, brannte die Vorstädte nieder, ließ in Wranny die Einwohner tödten, und am nächsten Morgen gab er auch Auwal den Flammen preis. An Martini überfiel er die Nimburger Fischhändler, die um Fische zu dem Teich fuhren, und ermordete sie insgesammt. Am Dorotheenstage 1509 überfiel er eine halbe Meile vor Tabor einige Taborer Bürger, die von Prag zurückkamen. Zwei wurden sogleich getödtet, und drei Andere nach Domussicz gebracht, wo sie sein Bundesgenosse Bohuslawek in's Verließ werfen ließ. Bald darauf — und zwar am Dienstage nach St. Wenzels Uibertragung, eben als König Wladislaw zu Prag einen Landtag hielt — brannte er sechzehn Häuser in den Vorstädten von Saaz und zwei Dörfer nieder, die dieser Stadt gehörten. Und so wüthete Georg allenthalben gegen die Prager und ihre Verbündeten. Der Name Kopidlansky war ein Schreckenswort für sie geworden. Inzwischen waren bei dem König, der sich in der Fasten 1509 zu Prag aufhielt, Klagen über Klagen über Kopidlansky's Gräuelthaten eingelaufen, sowie andererseits Sigmund Kopidlansky und seine Mutter die Prager anklagten, daß sie, ungeachtet sie von ihnen nicht beleidigt worden waren, die Veste und das Städtchen Kopidlno niedergebrannt und ausgeplündert hätten, und begehrten dafür 20.000 Schock Ersatz. Der König, um den Landfrieden herzustellen, hatte auch Georg Kopidlansky unter sicherem Geleite nach Prag berufen, um ihn mit den Pragern auszusöhnen. Nach vielen Theidungen entschied der König, Sigmund solle von den Pragern mit sechsthalbtausend Schock entschädigt werden; Georg hingegen habe an den Pragern nichts zu fordern, da er seines Bruders Tod hinlänglich gerächt habe. Auf seinen Degen gestützt, erklärte Georg, er würde deshalb dennoch nicht unterlassen, sie zu befehden, selbst wenn sie ihm 200.000 Schock zahlen würden. Seufzend entgegneten die Bürger: „Der Unersättliche! hat er doch des Blutes so viel vergossen, daß König Georgs Riesenkelch es nicht zu fassen vermag!" — „Das gilt!" erwiederte Georg, „nun Ihr mir das bezeuget, so will ich mit Euch fortan Frieden halten, nun und ewiglich!" Er reichte ihnen die Hand hin, und freudig ergriffen sie die Bürger, zum Unterpfand künftiger Ruhe. Von hinten fühlte er sich zugleich umfaßt; die Hand arg-



Jan Žižka z Kalichu.

Burg zur andern, erkämpften und zerstörten sie, und tödteten die Faustkämpen. So ward denn endlich Horstein von Jenen umzingelt. Heldenmüthig wehrte sich Georg; doch immer kleiner ward das Häuflein der Vertheidiger. Wie nun Georg keine Rettung mehr sah, ließ er die Burg in Brand stecken, die Thore öffnen, und stürzte an der Spitze seiner Getreuen wüthend in die eindringenden Feinde, und mordete so lang unter diesen, bis er, von zahllosen Wunden bedeckt, sterbend zu Boden sank. Seit dieser Zeit blieb Horstein eine öde Ruine. Der blutige Zwist zwischen den Städten und der Ritterschaft ward erst nach mehreren Jahrzehnten gänzlich beigelegt. Der Platz, auf welchem Georgs Bruder Johann geblutet, wird noch am Altstädter Ringe zu Prag gezeigt, wo er durch einen breiteren Stein im Pflaster bezeichnet wird.

Žižka's Porträt.

(Zur Erläuterung der Abbildung.)

Oft schon war von dem als Kriegsmeister, aber auch als grausames Ungeheuer berühmten und berüchtigten Taboritenführer, Ritter Johann Žižka von Trocznow, die Rede (vgl. illustr. Chronik Bd. I. S. 35. 127. 391. 491. 568.; Bd. II. S. 119). Aber das Bildniß wird erst hier nachgeliefert.

Es gibt eine Menge alte Porträte von Žižka — aber kaum ein einziges authentisches. Doch hat sich eine gewisse typische Form schon vor mehreren Jahrhunderten geltend gemacht, in welcher man Žižka's Porträt zu erkennen gewohnt ist — obgleich der Geschichtskenner die größten Zweifel dagegen erheben muß, daß man einen altböhmischen Ritter, gebildeten Hofmann, religiösen Feldherrn, wie es Žižka war, so roh, gemein und bestialisch darstellt, als ob es sich um einen gewöhnlichen Hussiten handle, der Kolben oder Dreschflegel trug. Schon Žižka's zierliches Schwert, wie es in der illustrirten Chronik (Bd. I. S. 568) beschrieben ward, lässt uns schließen, daß Žižka als General nicht die Picke oder den Morgenstern, sondern vielmehr den Feldherrnstab geführt habe. Und vollends mildern und klären sich die düsteren und barbarischen Vorstellungen von ihm, wenn man Žižka's eigenhändige Briefe lies't.

Uiber die Persönlichkeit Žižka's gibt der alte Geschichtschreiber des Hussitenkrieges Zacharias Theobald (geboren 1563 zu Schlaggenwald), in seinem Bellum Hussiticum, pag. 230 bessere Auskunft, als Žižka's zahlreiche „wahrhaftige" Porträte gewähren. „Des Žižka Bild — sagt Theobald — hab' ich in Czaslau, Tabor, Raby und zu Prag auf dem Altstädter Rathhause gesehen, ist immer Eines anders gewesen, als das andere, also daß ich alle gedachte für falsch halte. Es haben aber die Herren Griesbeck ein altes Conterfayt von Žižka, welches der alte Herr Florian fleißig aufgehoben; das halte ich für das beste und will's beschreiben, wie es ist. Die Haare und der Bart seynd beschoren, wie heutzutag eines Polaken, doch ist der Knebelbart feuerroth. Das Gesicht ist rund und nicht länglicht, mit einem ziemlichen Maul und einer Habichtsnasen. Die Stirn ist keilicht, hängt das Gewölbe mit den Wiedbramen, so alle über sich stehen, herab. An der Stirn ist nur eine ein-

zige, mitten durch krumb gezogene Linea, so juxta doctrinam meloscopiae wird martialis genannt. Lineas mercuriales, so gegen der Nasen herab seynd, hat er viere, wie auch lineam Veneris auf der Nasen. Die Farbe des Gesichts ist schwarzgelb, seine Kleidung wie eines Polaken, mit Säbel und Pusikan. Welches ich denen hab' melden wollen, welche die physiognomiam hominis in Acht nehmen, oder so ihn ein Maler wollt' abmalen."

Jeder Streit über Echtheit oder Unechtheit des Porträtes von Žižka ist und bleibt nutzlos, ebenso jede Rechthaberei, daß dieses Bildniß oder ein anderes älter oder jünger sei, als jenes ꝛc.

In der fürstlich Colloredo-Mansfeldischen Bildergalerie zu Prag (jetzt anderwärts) befindet oder befand sich wenigstens ein ziemlich altes Gemälde auf Holz, welches Žižka vorstellte mit folgender Inschrift: Vera effigies Joannis Zyska Equitis Boemi de Trocnowa, qui amisso et altero oculorum post triginta victoriosos conflictus ad expugnationem arcis Przibyslaviensis non ense sed peste sublatus A. 1424, obiit die 8. Septembris (lies: 12. Oktober).

Unser hier beigegebenes Bildniß will keinen Vorzug vor anderen vorhandenen beanspruchen. Es ist im Grunde ganz gewöhnlicher Art. Bloß waren wir bemüht, ein Bruchstück aus einem eigenhändigen Briefe Žižka's, sammt Namensunterschrift beizufügen. Das Original des Briefes (datirt 27. März 1422 zu Willimow) befindet sich im vaterländischen Museum.

Der altböhmische Diblik.

(Mit der Abbildung desselben aus dem Codex giganteus zu Stockholm.)

Auf Seite 122 unserer illustrirten Chronik haben wir das riesenhafte Manuskript beschrieben, welches, einst zu Brzewnow in Böhmen aufbewahrt, im Jahre 1648 als Spolie des General Königsmark nach Schweden entführt worden ist.

Dieser Pergamentkoder (von jeher wegen seiner Ungeschlachtheit als Codex giganteus bezeichnet) enthält auf einem seiner ersten Blätter und als Sinnbild zu allerlei nekromantischen Formeln die hier beigegebene dämonische Figur — wahrscheinlich den Altmeister aller Teufelskünste vorstellend. Die Zauberei oder Schwarzkunst (Nekromantie) war eine vielverbreitete geheime Wissenschaft auch unter den alten Böhmen, und es bildet dieser Abschnitt des Stockholmer Coder mit der Satansfigur eine Art Gegenstück zu dem magischen Buche der alten Deutschen, betitelt „Fausts Höllenzwang."

Unsere Figur (im Original gegen 16 Zoll hoch) ist durchaus keine leere Teufelsfratze, sondern zuverläßig ein traditionelles Dämonenbildniß des frühen, noch nicht ganz vom Heidenthum losgerissenen christlichen Mittelalters.

Bekanntlich hatte Altböhmen eine Menge Götzen (vgl. oben S. 75—76), schwarze und weiße Gottheiten, Hausdämonen ꝛc. — kurz eine vollständige Mythologie, die größtentheils ein Gemeingut aller Völker slawischen Stammes gewesen ist. Der verewigte Kollar, der als Pro-



Der altböhmische Diblik,
aus dem Stockholmer Codex giganteus.

fessor der slawischen Alterthumskunde in Wien diesen Gegenstand berufsmäßig betrieb, hatte noch kurz vor seinem Tode große Sehnsucht nach unserem Dämon, in dem er den altböhmischen Diblik vermuthete, welcher nach seiner Ansicht mit dem gewöhnlichen Čert nicht zu identifiziren sei. Als daher Dr. Pečirka in Stockholm die böhmischmährischen Handschriften untersuchte, ergab sich die erwünschte Gelegenheit, jene Unholdsgestalt zu kopiiren und den einheimischen Alterthumsforschern vorzuführen.

Es wäre uns ein Leichtes, eine weitläufige und grundgelehrte Abhandlung über diesen Diblik hier einrücken zu lassen. Aber wir warten gern ab, bis sich Männer wie Hanusch, Schaffarik und Wocel hierüber vernehmen lassen werden. Der phantasiereiche Kollar war in allen seinen slawisch-antiquarischen Untersuchungen, wenn nicht lehr- so doch geistreich, wenn nicht gründlich, wenigstens amüsant, stets aber originell durch und durch. Was er aus dieser Figur des Diblik (altböhmisch Dieblik) gemacht haben würde, läßt sich kaum errathen.

Uibrigens geht der Ausdruck Diblik auf den griechischen διάβολος (gothisch unhultha, althochdeutsch unholdo) zurück; so wie Teufel wol von der Teufe, Tiefe abzuleiten kommt.

Zwei böhmische Ortssagen.

Trziblitz, im bisherigen Leitmeritzer Kreise, soll, der Sage nach, bis in's sechzehnte Jahrhundert eine Stadt gewesen sein. Bei der im Jahre 1720 vorgenommenen Reparatur der Kirche fand man in einer Thurmecke, gut verwahrt, eine in böhmischer Sprache abgefasste, von Christoph Merk, Cantor, und Johann Mummer, Geschworner, unterzeichnete „Beschreibung von Trziblitz", übrigens ohne Jahrzahl. Dieser zufolge soll vor dem Jahre 1444 an der Stelle des jetzigen Dorfes bloß ein großes Haus gestanden haben, das von einer Familie, Vater, Mutter und drei Töchtern, bewohnt war und drei Strich Felder besaß. Nach dem, an einem und demselben Tage erfolgten, Tode der Eltern erhielt jede Tochter einen Strich Feld, jedoch unter der Bedingung, daß keine sich verheirathen, sondern alle drei lebenslänglich in dem väterlichen Hause beisammen wohnen sollten. Von diesem Umstande habe nun der Ort den Namen Trzibidliczi (drei Wohnende) — aber die Namensform ist jetzt Třebiwlice — erhalten. Im Jahre 1500 seien unbekannte fremde Leute gekommen, die sich hier ansiedelten, so daß bereits 1504 eine Stadt von 530 Häusern vorhanden gewesen, welche unter andern auch das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit gehabt habe. Nach dem Jahre 1513 aber sei diese neue Stadt schon wieder „vom Feinde" durch Feuer zerstört worden, so daß nur drei Häuser nebst der Kirche übrig geblieben u. s. w. Daß Trziblitz ehemals einen größern Umfang gehabt haben möge, als gegenwärtig, scheint aus mehreren, in ziemlicher Entfernung den Ort umgebenden Uiberresten alter Grundmauern hervorzugehen. Auch wird noch jetzt ein Stück Feld auf einer benachbarten Anhöhe „am Galgenberge" genannt.

Als Rzitschan (Domäne Zdechowitz, ehemal. chrud. Kr.) an einen protestantischen Besitzer überging, wurde von diesem die Glocke „St.

Johann" der Dorfkirche gegen einen Jagdhund ausgetauscht. Da man aber die Glocke von dem Thurme herabnehmen wollte, flog sie in den nahen Weiher Hauschowetz, dessen geringste Tiefe zu 34 Ellen angegeben wird, und man hörte vernehmlich die Worte: Já zvon Jan, jsem za chrta dán (Ich die Glocke „Johann" bin für den Jagdhund hingegeben worden). Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wollte eine alte Einwohnerin des Dorfes, Wawrzinka mit Namen, Garn in dem Weiher waschen. Bei'm Heraufziehen desselben hängte sich die Glocke an das Garn, und das Weib stieß, als sie die ungewöhnliche Schwere bemerkte, einen Fluch aus. Sogleich stürzte die Glocke wieder zu Boden und ließ abermals die Worte hören: „Já zvon Jan, jsem za chrta dán".

Karlshaus und Karlsbad,

oder:

hat Karlsbad ehemals Karlshaus geheißen?

---

a) Karlshaus.

Es war im Jahre 1364, als Kaiser Karl IV. unvergeßlichen Andenkens in einem Städtchen Böhmens, welches (wahrscheinlich nach ihm selbst) den Namen Karlshaus führte, mittelst Ausstellung einer vom 19. Julius datirten feierlichen Urkunde eine Pfarre oder Pfründe errichtet hat.

Diese Urkunde ist abgedruckt in Pelzels „Leben Karls des Vierten, II. Band, Urk. Nr. 344. Daraus geht hervor:

1) daß Karlshaus erst eine junge Stadt, eine neue Gründung war, weil sie den Namen oppidum novum in Karlshaus führt;

2) daß das Städtchen gleichwol schon Richter und Geschworene, mithin eine vollständige Munizipalverfassung hatte; denn es heißt: Jacobus, judex, Henczlinus diclus Oder, Johannes diclus Sram. et celeri jurati, totaque communitas seu universilas oppidanorum novi oppidi Karlshaus;

3) daß dasselbe Städtchen einem selbstständigen Burggraviate (damals von Peter dem Nassaberger bekleidet) unterstand und in dessen Nähe oder gar Weichbild eine „neue Burg" erbaut war: Petrus dictus Nassawerch, Burggravius novi castri dicti Karlshaus; ferner

4) daß Karlshaus in dem genannten Jahre schon eine Pfarre besaß, für welche die Karlshauser Gemeinde (urkundlich am 29. Juni 1364) die gehörige Dotation ausgemittelt hatte, die aber der Monarch nun, mittelst Stiftungsbrief dd. Pragæ A. D. MCCCLXIIII. indict. secunda, 14. calend. Aug., bestätigte und großmüthig vermehrte; bei welcher Gelegenheit

5) Sigfried von Netolitz (Zyfridus plebanus de Netolicz) zum Stadtpfarrer eingesetzt — und die neue Pfründe selbst mit allen Rechten, welche die Pisker Kirche besaß (omnibus juribus ecclesiasticis, quibus Piescensis utitur ecclesia), ausgestattet worden ist; endlich

6) daß das Karlshauser Stiftungswerk — da das Prager Erzbisthum eben vacant war — durch einen Würdeträger, Namens Jeneczko, besorgt wurde, unter welchem (weil es in der Urkunde von ihm heißt: autoritate ordinaria approbamus) wahrscheinlich der damalige Generalvikar gleiches Namens zu verstehen ist.

Das Alles gilt von der Pfarre, Stadt und Burg „Karlshaus“, die unter diesem Namen in ganz Böhmen nirgends mehr zu finden ist und in keiner anderen bisher bekannten Urkunde genannt erscheint. *) Möglich also, daß die deutsche Benennung Karlshaus allmälich durch eine böhmische, wie Karlin, Karlov, Karlovic, deren es so vielerlei in Böhmen gab und noch gibt, ersetzt worden sei.

Dieses nur einmalige Vorkommen von „Karlshaus“ ist an sich schon bedenklich oder doch für den Historiker bedauerlich. Um so schwieriger also ist heutzutage die topographische Nachweisung dieses mittelalterlichen Städtchens unseres Vaterlandes, das zu einem uns nicht bekannten Archidiakonate gehört hat.

Man rathe auf das heutige Karlsbad, oder dahin oder dorthin: jedenfalls bleibt man mit „Karlshaus“ durch die in der angeführten Urkunde vorkommenden Ortsnamen Netolitz, Pisek und Nassaberg auf das südliche Böhmen angewiesen — was auch schon der verdienstvolle Stöhr **) gegen Pelzel und Pubitschka geltend gemacht hat — ohne jedoch in eine tiefere diplomatische Untersuchung der Frage einzugehen.

b) Karlsbad.

Von der heißen Quelle, die nun insgemein Karlsbad heißt, brauchen wir nichts zu sagen. Dieselbe ist vielleicht so alt als die Schöpfung. Denn, daß sich selbst aus den abgeschiedenen kalkartigen Bestandtheilen des Sprudels so dicke Decken oder Schalen (wie die Sprudelschale in den Jahren 1727 und 1824 wirklich befunden worden ist) zu seiner Bedeckung bilden konnte, dazu gehören Jahrtausende!

Die Karlsbader Quelle brach vor der Urbarmachung dieser Gegend in einem tiefen öden Waldthale hervor, wobei sich (der alten Sage zufolge) gern Hochwild, die Salztheile des Wassers leckend, aufgehalten, und wohin später etwa einige Holzfuhrwege von dem uralten Dorfe Trahowitz und dem Pfarrorte Zedlitz ***) geführt haben mögen.

*) Palacky in seinem Popis král. Česk. (1848) führt an: Karlsbad, Karlsberg, Karlsbrunn, Karlsdorf, Karlseck, Karlshof, Karlskrone, Karlstein, Karlsthal und Karlswald — aber nirgends ein Karlshaus; was ihm also gar nicht vorgekommen zu sein scheint.

**) Kaiser-Karlsbad von A. L. Stöhr, 5. Aufl. 1830, S. 29—31.

***) Sedlic, Zedlitz im XII. Jahrhundert Hauptstadt einer gleichnamigen Supanie, die später auf die Burg Elbogen übertragen ward. Palacky Geschichte II., 1. 21.

Außer dem Dorfe Trahowitz fällt in die Karlsbader Gegend, als ältester bekannter Ort, das Dorf Thiergarten, das einst drei Viertelstunden von Karlsbad, an dem jetzigen Waldfußwege nach dem Dorfe Aich (und weiter nach Schlaggenwald) lag. Man findet vom Dorf „Thiergarten" nichts mehr, als einige Mauerüberbleibsel seiner ehemaligen Leonhardskirche und unfern davon einige Spuren von gewölbten Kellern. In diesem Kirchengemäuer aber trifft man Sprudelsteine an, welche wenigstens den Beweis liefern, daß den Erbauern dieser Kirche die Karlsbader Quelle schon frühzeitig — und lange vor Karls IV. Zeiten — musste bekannt gewesen sein. Die Bewohner jener beiden Dörfer also waren die ersten Anbauer des Karlsbader Thales.

Als Karl der Vierte in der Schlacht von Cressy, wo sein königlicher Vater, Johann von Luxemburg (26. Aug. 1346) gefallen ist, eine Wunde in den Schenkel erhalten hatte, war es ihm willkommen, das heilende Wasser von Karlsbad kennen zu lernen. Nach seiner im September 1347 vollzogenen Königskrönung begab sich nämlich Karl nach der Burg Elbogen, an welche ihn stets ernste Jugenderinnerungen ketteten. Von Elbogen aus unternahm Karl (wie die Sage meldet — aber wahrscheinlich bloß sein Gefolge, da der Monarch das Waidwerk nicht persönlich betrieb!) eine Jagd durch die Karlsbader Thalgegend. Bei dieser Gelegenheit sprengte einer der Rüden einen Hirsch von dem sogenannten Hirschenstein oder Hirschensprung in das Thal hinab. Der Hirsch übersprang den heißen Sumpf, wo er eng auslief; aber der nachsetzende Hund wollte denselben durchwaten und fand darin — er verbrühte sich — unter gräßlichem Geheul seinen Tod!

Die Entdeckung war geschehen, und man rieth dem Könige, seinen noch schmerzenden und schwachen Fuß in der warmen Quelle zu baden. Diese Karolinische Kur verbürgen mehrere Umstände. Noch zu Anfang des XVI. Jahrhunderts sah man da, wo das Rathhaus steht, einen in Fels gehauenen Sitz, auf welchem der badende Karl soll gesessen haben. Die alten Karlsbader nannten diesen Sitz den Kaiser-Karls-Stuhl. Aber der Monarch scheint das Baden wiederholt zu haben. Denn im Jahre 1700 fanden sich im Elbogner Kreisamts-Archive Original-Rechnungen über die Auslagen jener Speisen vor, die man dem Könige Karl (Kaiser ward er erst 1355) im Monat November 1347 „zum Bad im Wald" zugetragen hatte. Auf diesen Schriften steht von außen geschrieben: „Des Karlsbader Wassers erfündung von glorwürdigsten Andencken Kays. Carl deß vierten ꝛc." Aber der Fascikel ist verloren gegangen!

Der Erfolg des Sprudelbades bewog den König zu befehlen, daß man in dem Thale um die wohlthätige Quelle eine Stadt-anlege, die nach Seinem eigenen Namen Karlsbad heißen solle. Karl selbst ließ, guten Beispieles halber, da, wo gegenwärtig der Stadtthurm steht, ein Schloß bauen — woher dieser Berg noch immer „der Schloßberg" heißt, und wovon auch die Benennung „der Schloßbrunn" stammt. Vor dem Jahre 1567 noch hat, laut den Karlsbader Stadtprivilegienbüchern, ein kaiserliches Gebäude an derselben Stelle gestanden. Wahrscheinlich hat Karl IV. den neuen Kurort noch in späteren Jahren — denn er starb erst 1378 — mehrmals heimgesucht.

Daß Karl IV. die Vorliebe, ja die Manie hatte, seinen Namen an bedeutende Natur- und Kunsterzeugnisse in Böhmen geknüpft zu sehen, ist anderweitig bekannt. *) „Nachdem er — sagt der unten citirte Geschichtschreiber — dem vorhin unansehnlichen Flecken Wary Stadtrechte und einen Magistrat gegeben, wollte er ihn Karlsbad genannt haben."

Woher diese so bestimmte Nachricht? Doch, vernehmen wir noch einen älteren Gewährsmann!

„Karl hatte sich — schreibt Pelzel **) — auf eben dieser (obbesagten) Jagd einen Fuß verletzt; er wusch die Wunde mit dem warmen Wasser und wurde geheilt. Er schloß hieraus auf die Heilungskraft des Wassers, welches die Aerzte bestätigten. Vermuthlich bediente sich Karl hernach öfters dieser Quelle, und ließ an derselben ein Haus bauen, daher der Name: Karlshaus gekommen sein mag. Nahe Dorfeinwohner siedelten sich an. Karl erhob endlich den Ort zu einer Stadt, und empfahl ihnen zu ihrem Pfarrer Siefried, der zuvor Pfarrer zu Netolitz gewesen war. Am folgenden Tag (es war der 19. Juli 1364) bestätigte Karl die Stiftung eines Pfarrers in der neuen Stadt Karlshaus, welche nicht lange darnach Karlsbad genannt wurde."

Ferner: „In der angeführten Bestätigung dieser (Pfarr-) Errichtung nennt Karl den Ort: unsere neue Stadt Karlshaus. Allein das Volk nannte ihn, der Bäder wegen, Karlsbad, welchen Namen Karl nach einigen Jahren der Stadt auch beilegte."

Was Pelzel hier vorträgt, ist die Ansicht, die er ganz oberflächlich sich gebildet hatte. Wenn es schon an sich höchst unwahrscheinlich ist, daß der Monarch (und noch dazu ein so angebeteter, wie unser Karl) die Stadt, welche das Volk schon eher als er selbst Karlsbad nannte, Karlshaus genannt wissen wollte: so ist es vollends ungereimt, die Karlshauser Urkunde von 1364 ohne allen weiteren Anhaltspunkt mit solcher Entschiedenheit auf die Stadt Karlsbad anzuwenden. Denn:

1) In der betreffenden Urkunde ist keine Spur von einer Heilquelle, die doch der Hauptanlaß zur Gründung der Stadt Karlsbad gewesen sein muß. Sodann
2) Netolitz liegt im Prachiner Kreise unfern Pisek, und der Pfarrer des neuen Städtchens Karlshaus soll gleiche Rechte mit der Piseker Kirche genießen. „Wie käme — ruft Stöhr aus ***) — die Karlsbader Kirche im Elbogner Kreise zu gleichen Pfarrrechten mit der Piseker im weit entlegenen Prachiner? wie zu dem Pfarrer Siefried aus dem dortigen Netolitz? Von Karlsbad weiß man überdies auch, daß es bis zum XV. Jahrhunderte keine eigene Kirche hatte und nach Zedlitz gepfarrt war. Der Pfarrer Siefried von Netolitz bei Pisek wäre sonach für Karlsbad unanwendbar gewesen, und des Königs Karl und auch Pelzels Karlshaus scheint kein Karlsbad im Elbogner Kreise,

*) Palacky Gesch. v. Böhmen II. Bd. 2. Abth. S. 419, wo unter andern die Burgen Karlsberg, Karlsfried, Karlskrone, Karlswald als Beispiele angeführt werden.

**) Lebensgeschichte Karls des Vierten (1781) II. Bd. S. 747.

***) Kaiser-Karlsbad a. a. O. S. 30—31.

sondern ein entstehender Flecken unsern Pisek gewesen zu sein, der in den hussitischen Verwüstungen etwa wieder eingegangen ist." Ferner:

3) Im Prachiner Kreise gab es wenigstens, wenn kein Karlshaus, so doch ein Karlsberg — wenn man die Worte des Hrn. Palacky für Beweise nimmt. „Die Burg Karlsberg (sagt dieser, Gesch. II. 2, 419) erbaute Karl 1361, und machte sie gleichsam zur Capitale des Prachiner Kreises, zum Sitze des dortigen Rechtspflegers." Diese Burg Karlsberg, Karlsberk, Kašperk, lag (nach Popis S. 350) bei Bergreichenstein. Von dem räthselhaften Karlshaus schweigt Palacky gänzlich. Warum denn??

4) Und was den Namen Wary anbelangt, den Karlsbad (zufolge Palacky) schon vor Karl IV. geführt haben soll, so wären gleichzeitige Beweise hiefür allerdings willkommen. Wary ist so viel als Warmbad. So mag auch Karlsbad im Munde des Volkes von jeher geheißen haben. In Schlickischen Urkunden des XV. Jahrhunderts (bekanntlich waren die Grafen Schlick langehin Pfandherren von Elbogen und Karlsbad) ist immer nur von einem „Warmbad" die Rede; und ein Landtags-Decisum vom Jahre 1506, dessen Original im Elbogner Stadtarchiv verwahrt wird, nennt die betreffende Bürgerschaft nur schlechthin: die burger zum Elnbogen und Warmbadt rc. und spricht von Stadt und schloss Warmbadt rc. Ja, noch heute hört man das Landvolk sagen: „Ich war im Warmbad, das trage ich in's Warmbad oder werde ich im Warmbad verkaufen" u. dgl. Warmbad für Karlsbad ist also alt und volksmäßig.

Wie nun Karl IV. bei seinem ersten Besuche Karlsbad immerhin getauft haben mag: im Jahre 1370 nennt er die Stadt selbst und ausdrücklich Karlsbad.

Auf Karls Aufforderung brachen nämlich die Bewohner des Dorfes „Thiergarten", als nunmehr angehende Bürger Karlsbads, ihre hölzernen Häuser ab, übersetzten sie in das Sprudelthal oder erbauten sich daselbst neue — und so ging das Dorf Thiergarten endlich ganz ein. Ein Gleiches thaten wol auch die Trahowitzer; denn Karl schenkte (wie es in der Privilegienbestätigung Wenzels IV. von 1401 lautet) seiner werdenden Badestadt beide Dörfer, Thiergarten und Trahowitz, wie auch ein großes Stück Wald, das Stadtgut genannt, worin oder woran das Dorf Thiergarten gelegen war.

Mittelst Privilegium vom 14. August 1370 begabte der Kaiser die Stadt Karlsbad — die nun für immer den „königlichen" Städten Böhmens eingereiht blieb — mit den nämlichen Freiheiten und Rechten, welche sein Vater, König Johann, im Jahre 1312 der Stadt Elbogen verliehen hatte. Karl nennt sie darin eine Stadt, deren Bürger gegen ihn und die Krone Böhmen stete Treue getragen haben rc.

Hiemit war die Verfassung und Stellung der Stadt Karlsbad fest begründet und hat dabei Niemand mehr an den Namen „Karlshaus" gedacht, bis zum Jahre 1781 — wo Pelzel seinen Karl IV. schrieb, den auch Pubitschka 1783 so treu als möglich benutzt hat.

Sollte nun die Frage: ob Karlsbad jemals Karlshaus geheißen, und man folglich die Urkunde vom 19. Juli 1364 hieher zu beziehen habe, erledigt sein oder nicht?

Dr. Legis Glückselig.

Vaterländische Alterthümer.

Heidnische Begräbnisse auf der „Panenska" und in Prag.

Vor dem Reichs- oder Strahöwer Thore Prags, und zwar in dem rechts von der Chaussée nach St. Margareth befindlichen Thale liegt der bisher landtäfliche Weingarten Panenska und die dazu gehörigen mit No. C. 35 und 36 bezeichneten Wohn- und Wirthschaftsgebäude. Diese Realität gehörte bis zu der am 20. März 1782 erfolgten Aufhebung dem uns bereits aus der illustrirten Chronik (Bd. I. S. 660—664) bekannten St. Georgs-Kloster der Benediktinerinen in Prag — woher er auch den Namen Panenska (d. i. soviel als Jungfrauen-Grund) hat.

Der jetzige Besitzer, Hr. Clemens Bachofen von Echt, unternahm im Frühjahre 1835 eine bedeutende Abgrabung an der Nordseite dieses Gartens, welche eine gegen Mittag gewendete Anhöhe bildet. Bei dieser Abgrabung wurden mehrere menschliche Knochenskelette gefunden, welche mit dem Gesichte gegen Aufgang gekehrt, in mäßigen Zwischenräumen von zwei Schuh in gerader Richtung ausgestreckt lagen, ohne daß sich eine Spur von Särgen gezeigt hätte. Wol aber fand man diese Skelette, vorzüglich an der Kopfseite, von aufgeschlichteten Steinen umgeben. Zwischen den Füßen eines solchen Skeletts lag das eines etwa anderthalb Ellen langen Kindes.

Die menschlichen Gebeine hatten nichts von den Attributen, welche verstorbenen Christen beigegeben zu werden pflegen. Dagegen fand man mehrere geöhrte, runde, ½ Zoll dicke Bernsteinperlen und einige 3″ im Durchmesser haltende, mit dem edlen grünen Rost überzogene bronzene Ringe, welche aber nicht ganz geschlossen sind, sondern, wie man sie in den heidnischen Gräbern häufig findet, aus einem runden, zirkelförmig eng zusammengebogenen, starken Draht bestehen, daher die Bestimmung hatten, Kleiderfalten, Haare ꝛc. beisammen zu halten. Es waren nur wenige Urneuscherben dabei; dagegen hatten mehrere daselbst vorfindige kleinere Sandsteine eine künstliche Form und die Größe einer Kaiserbirne, wobei sich an der Stelle des Stengels eine kleine Oeffnung zeigte. Verschiedene Thierknochen, Pferdeschädel, Schweinsrüssel lagen zwischen den Menschenskeletten. Auf einem anderen Platz fand man viele Kohlen, welche es wahrscheinlich machen, daß hier für den zur Erde Bestatteten Thiere, und nach den Knochenresten zu urtheilen, auch Pferde geopfert wurden.

Aus der Beschaffenheit der vorgefundenen Attribute von Bernstein, Bronze und Stein folgt, daß diese Grabstätten einer sehr frühen heidnischen Periode angehören, so wie auch daß, nachdem so viele Pferdeknochen vorkommen, die hier Bestatteten keine gemeinen Leute waren.

Das Vorfinden dieser unverbrannten Leichen beweis't neuerdings, daß in Böhmen neben dem Verbrennen auch das Begraben der Verstorbenen üblich war.

Dieser und ein ähnlicher bei Holleschowitz gemachter Fund beweisen ferner, daß das heutige Prag schon lange in der heidnischen Vorzeit bewohnt war. Da in diesen Gräbern keine Spur von Eisen zu finden ist, so ist es — wie Ritter von Kallina meint — zulässig, sie der Periode Libussa's, in welcher schon Ackerbau war, der ohne Eisen wol kaum in Böhmen betrieben werden konnte, vorzusetzen. Diese Ausgrabung, verbunden mit den ältesten Nachrichten zeigt endlich auch, daß es keine historische Ungereimtheit sei, das Bubienum und Marobudum der klassischen Geschichtschreiber in die nächste Umgegend Prags, wenn nicht nach Prag selbst, zu versetzen.

In dem Garten Panenska sind übrigens noch mehrere grabförmige größere und kleinere Hügel, deren nähere Untersuchung noch mehrere heidnische Alterthümer finden lassen dürfte.

„In der Stadt Prag — sagt v. Kallina — habe ich die so häufig vorkommenden Grund-Grabungen für Gebäude und Kanäle immer sorgfältig beobachtet. Sehr oft wird in der Tiefe von 3 bis 4 Schuh noch eine Pflasterung, Mauern, und oft in einer noch bedeutenderen Tiefe die beste schwarze Gartenerde, welche doch kaum ursprünglich da gelegen haben kann, auch einzelne Menschen- und Thierknochen gefunden; aber noch nie beobachtete ich bei diesen Grabungen Spuren heidnischer Grabstätten, Urnen, Asche, Kohlen oder angehäufte Menschenknochen. Ich erkläre mir die Sache dadurch, daß Prag, — d. i. die heutige Altstadt und die Kleinseite — bis zur Ausrottung des Heidenthums kleiner war, als jetzt, dann in der christlichen Periode erweitert und erst im XIV. Jahrhundert mit der ausgedehnten Neustadt vergrößert wurde. Bei diesen Erweiterungen, bei den hiebei eingetretenen, mehrmals abgeänderten Bauführungen mussten die, gewöhnlich außerhalb, jedoch immer nahe der Ortschaft selbst, gegen Aufgang gewählten heidnischen Opfer- und Begräbnißplätze zerstört, oder durch neue Bauten so unkenntlich und unzugänglich gemacht werden, daß man gegenwärtig keine Spur derselben sieht. Um so willkommener war es mir, im Sommer 1835 in dem Hause Nro. C. 800 auf dem Roßmarkt (Wenzelsplatz), als daselbst des Baues wegen eine über 8′ reichende Grundgrabung vorgenommen wurde, das Bruchstück einer der heidnischen Vorzeit angehörigen Urne zu finden. Sie ist aus schwärzlichem Thon, 1 Zoll dick und so roh, daß sie von außen weder geglättet und kaum auf der Drehscheibe gearbeitet ist. Der Boden derselben misst 8 Zoll im Durchmesser, die Richtung der Wände zeigt auf eine bedeutende Ausbauchung; die Höhe und die Beschaffenheit des Obertheiles lässt sich aus dem gefundenen Bruchstück nicht errathen, doch ist es gewiß, daß sie bedeutend groß war. Das Plumpe in der Masse, der Mangel an aller Verzierung lässt jedenfalls auf ein hohes Alter schließen.“



Wallenstein.

Nach dem Friedländer Original

Chronik v. Böhmen. C. [illegible] lith. Druck v. [illegible]

Wallenstein's Privatleben.

Geschildert nach 255 eigenhändigen ungedruckten Briefen Wallenstein's durch

Dr. **Legis Glückselig.**

Nachdem wir im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 533—552, S. 590—596 und S. 648—660) Albrecht von Wallenstein, den gewaltigen Friedländer, als General, als regierenden Landesherren, als politischen Charakter und endlich als rechtlich überwiesenen Hochverräther kennen gelernt haben*): werfen wir nun einen Blick auf sein Privatleben, wie sich dasselbe in Wallensteins eigener Correspondenz — welche der Verfasser vor zwanzig Jahren in verschiedenen böhmischen Archiven aufgefunden — so zu sagen von selbst abzuspiegeln scheint.

Wie bekannt hatte Wallenstein schon im Jahre 1622 Friedland käuflich erworben und dasselbe 1625 zu einem eigenen Herzogthum arondirt. Es gehörten neun Städte (Friedland selbst, dann Reichenberg, Gitschin, Böhmisch-Leipa, Arnau, Weißwasser, Turnau, Aicha und Münchengrätz), so wie 57 Schlösser und Dörfer dazu. Der Kaiser hatte ihm als Reichsfürsten die Lehenshoheit über die zahlreichen, innerhalb des Herzogthums gelegenen, Lehengüter abgetreten, und so belief sich die Gesammtzahl der lehenspflichtigen Grundstücke allmälich auf 3403, von denen jedoch (bis 1634) nur 586 die Lehensbriefe gelös't hatten, folglich 2807 damit im Rückstande blieben.

Sobald das neue Herzogthum von dem Kaiser anerkannt und proclamirt worden war, ging des Herzogs nächste Sorge dahin: eine geordnete Verwaltung, wohlbestallte Rechtspflege, Wiederherstellung der Kirchen und Schulen, Belebung des Handels, der städtischen Gewerbe und was nur sonst zu einem löblichen Regiment gehört, einzuführen und einzurichten. Die Umsicht aber und der unverdrossene Eifer, mit welchem er für alle diese verschiedenartigen Interessen seiner Unterthanen sorgt, verdienen um so mehr Anerkennung, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie die Thätigkeit des kaiserlichen Generalissimus fast ununterbrochen von der Kriegsführung außerhalb des Landes und den Plänen zu neuen Eroberungen in der Ferne in Anspruch genommen wurde.

---

*) Dort wurden auch Wallensteins Stammbaum und Porträt, seine und seiner Egeritschen Executoren eigenhändige Unterschriften, eine Probe seiner Münzen, endlich die Abbildung des Friedländerhauses nebst Salon („Wallensteinshalle") geliefert. Uiber Wallensteins Gartenanlagen und Bauunternehmungen in und außer Prag wurde ebenfalls gehandelt. Die S. 540 eingedruckte Xylographie ist nach dem Durer Original.

Der Herzog übernahm die neuen Besitzungen unter den ungünstigsten Verhältnissen, die kaiserlichen Edikte verbannten die Protestanten, der Bürgerkrieg hatte die Bevölkerung gegen einander erbittert, die Soldatenbanden hatten Schrecken verbreitet und den Wohlstand vernichtet. Was der Hellebarde der Landsknechte, dem Schwert der Henker entging, wurde eine Beute der Pest, welche als der gefürchtete „Schwarze Tod" durch das unglückliche Land zog. Der Herzog sorgte, selbst aus dem entferntesten Feldlager, wohin ihn seine Kriegszüge führten, für Unterstützung und Pflege seiner armen, nothleidenden Unterthanen.

Eine bei weitem schwierigere Aufgabe für den neuen Herrscher war es: eine wohlgeordnete Verwaltung der Einkünfte und der Rechtspflege einzurichten, und durch eine ständische Verfassung den, bisher einander fremden Insassen das Bewußtsein zu geben, einem Gemeinwesen anzugehören. Zur Verwaltung der Einkünfte und Steuern aus seinen großen Besitzthümern bestellte der Herzog zu Gitschin eine Herzogliche Kammer, bei welcher unter einem Kammerpräsidenten mehrere Räthe „collegialisch" arbeiteten. Für die Rechtspflege wurde eine Canzelei, ebenfalls zu Gitschin errichtet, in welcher ein Canzler den Vorsitz führte, dem verschiedene Doctores juris beigegeben waren. Mit der Einrichtung dieser Institute beauftragte er seinen Landeshauptmann, den Obersten Freiherrn von Taxis, allein er selbst bekümmerte sich dabei um jede einzelne Anstellung genau.

Die Oberaufsicht im Allgemeinen war dem genannten Landeshauptmann *) übertragen; auf den einzelnen Gütern saßen Hauptleute, über welche in den einzelnen Kreisen ein Regent die Aufsicht führte. Uiber die Befugnisse dieser Beamten und ihre Stellung zur Kammer finden sich ebenfalls von dem Herzoge eigenhändige Verordnungen vor. — „Wir berichten Euch (schreibt er an seinen Landeshauptmann von Taxis aus Schwerin vom 28. Juli 1629), daß Wir Heinrichen Kustosch von der Lipka für unsern Regenten bestellt. Befehlen Euch derowegen, daß ihr denselbigen bei Unserer Cammer zu Gitschin installiren und allenthalben solche Verfügung thun sollt, daß man sich auf den Gütern, wie er's befehlen wird, verhalten; und da er von Gitschin verreisen wird, daß bei gemeldter Unser Kammer daselbst, allzeit der älteste Kammerrath präsidiren solle. Auf der Kammer soll er neben andern Kammer-Räthen nicht sitzen, dieweil die Kammer über dessen Thun und Lassen syndiciren soll; derowegen ist nit ragion, daß er neben ihnen auf der Kammer sitze. Des Kustosch Besoldung belangend würde er dieselbige haben, wie

*) Gerhardt von Taxis war von dem Herzoge 1624 zum Landeshauptmann und Regenten des Herzogthums Friedland bestellt worden; er schenkte ihm das größte Vertrauen und alle Aufträge wurden durch ihn besorgt; auf Wallenstein's Verwendung erhob ihn der Kaiser in den Freiherrnstand. Im Jahre 1631 ging er heimlich davon; Wallenstein ließ ihn einholen und confiscirte seine Güter. Die böhmischen Kammerräthe, Statthalter u. s. w. schrieben an ihn unter der Adresse: „Dem wohlgebornen Herren Gerhardten von Taxis, Freiherrn zu Hülß auf Waletschoff, Römisch. kaiserl. Majestät Truchseß, bestellten Obristlieutenant, auch des Herzogs zu Friedland bestellten Regenten, unsern besonders geliebten Herrn." — Wallenstein schreibt an ihn unter der einfachen Aufschrift: „Herrn Gerhardten von Taxis."

Unser verstorbener Regent Hieronymus Buckowsky gehabt; was Wir ihme aber darüber a parle geben, solches wird Unser Vetter, Graf Maximilian von Waldstein, bei dem Hans de Witte (des Herzogs Banquier und Geschäftsmann in Prag) zu assigniren wissen. Sintemalen er Kustosch nicht allein zu Gitschin und Sagan, sondern auch in dem Land zu Mecklenburg sein Aufsehen in den Cameralibus haben wird."

Nachdem die Verwaltung des Herzogthums einigermaßen in festere Formen geordnet war, traf er Vorbereitungen zur Einführung einer ständischen Verfassung. Es muß uns vor der politischen Einsicht Wallensteins hohe Ehrfurcht einflößen, wenn wir erfahren, daß der allgebietende Feldherr, der gewohnt war, daß, wo er zu sprechen hatte, nur das Commandowort und der strenge Befehl des souverainen Heerführers galt, den selbstthätigen Organismus einer Staatsverfassung von dem Maschinenbau eines Kriegsheeres zu unterscheiden wusste. Wallenstein, dieser im Felde despotische Machthaber, begibt sich zu Haus seiner soldatischen Strenge und verstattet den Bürgern, bei ihren eigenen Angelegenheiten ebenfalls ein Wort mitzusprechen; er bestätigt nicht allein dem Herrenstande und der Ritterschaft ihre landständischen Rechte, sondern verleiht auch den städtischen Gemeinden, als dem dritten Stande, Sitz und Stimme auf dem Landtage. Der Stadt Friedland ertheilt er bereits im Jahr 1628 die Versicherung: „sie und etliche andere Städte zu einem freyen Landstand zu erheben." Diesen Gedanken der Einführung einer ständischen Verfassung bildete er unablässig bei sich aus, und wie sehr es ihm damit Ernst war, sehen wir daraus, daß er selbst in einem der bedrängtesten und entscheidendsten Momente seines Lebens, als er zu Ende des Jahres 1631 das von den Sachsen eingenommene Prag verlassen hatte und in Znaim mit dem Kaiser wegen der zweiten Uibernahme des Commando's capitulirt, an seinen Canzler zu Gitschin folgenden Befehl erlässt:

„Vester und Hochgelahrter, Lieber und Getreuer! Was gestalt Wir euch vor etlichen Jahren eine gewisse Landesordnung, wie Wir es in Unserm Herzogthum Friedland sowohl in politicis als judicialibus gehalten haben wollen, aufzusetzen anbefohlen, solches habt ihr euch annoch zu erinnern. Wenn Wir dann von diesem, daß dieselbe bereits verfaßt sein solle, von euch berichtet worden, als befehlen Wir euch, solche sauber abschreiben zu lassen und dieselbe Uns, damit Wir Uns darinnen ersehen können, unverkürzt zuzuschicken. Gestalt ihr zu thun wissen werdet. Gegeben zu Znaim, den 21. März 1632."

Dieser nach des Herzogs eigenen Ansichten und Angaben abgefasste Entwurf einer landständischen Verfassung wurde ihm bald nach Eröffnung des neuen Feldzuges in das Lager zugeschickt. Nach dem Plane des Herzogs sollten in dem Herzogthume drei Stände gebildet werden, welche an der Landtafel Sitz und Stimme haben sollten. Der erste Stand war der geistliche; zu ihm gehörte der Propst zu Gitschin, der Prior der Walditzer Karthause, die Aebte der übrigen Klöster, die Vicarii foranei und die Dechante. Der zweite Stand, der adelige, wurde aus den beiden schon früher bestandenen, jetzt vereinten Ständen der Herren und Ritter gebildet, welche als Vasallen dem Herzoge lehenspflichtig waren; zu dem dritten Stande, dem bürgerlichen, sollten

die Abgeordneten der Städte Gitschin, Friedland, Böhmisch-Leipa, Arnau, Turnau, Weißwasser und Reichenberg gehören. — „Dieser dreier Stände Schuldigkeit," so lautet der Constitutionsentwurf, „ist, daß sie auf unser Ausschreiben, so oft es die allgemeine Landesnothdurft erfordert, durch ihre Ausschüsse zum Landtag, der jedesmal in Unserer Stadt Gitschin in dem von uns dazu deputirten Haus gehalten werden soll, gehorsamlich erscheinen, die Landtagspropositionen anhören, berathschlagen und votiren sollen, wie denn bei solchen Consultationen ein jeder Stand sein Collegial-Votum haben soll."

Wallenstein, mit seinem großen Sinne für das praktische Leben, widmete eine nicht mindere Sorgfalt, als den geistigen und kirchlichen Angelegenheiten, den materiellen Interessen seiner Unterthanen, und in dieser Beziehung erscheint er, der so groß als Feldherr war, auch als der erste Staatswirthschafter seiner Zeit. Während den ersten zwölf unruhevollen Jahren des Krieges lebte er nur wenige Monate auf seinen Gütern und in seinem Herzogthume; dennoch gab es keinen Zweig der Industrie, des Gewerbfleißes, des Handwerkes, der Landwirthschaft, den er nicht, entweder zuerst bei sich ins Leben rief, oder durch Aufmunterung, Beispiel und Unterstützung beförderte. Unter einhundert und fünfzig Briefen und Decreten an die Kammer und an seinen Landeshauptmann in Gitschin aus den Jahren 1623 bis 1632, welche er mehrentheils aus dem Feldlager und aus weiter Entfernung und sämmtlich eigenhändig schrieb, finden sich kaum zwei oder drei, in welchen nicht irgend etwas, auf das Emporblühen des Landes Bezügliche erwähnt und befohlen wird. Mit demselben unermüdlichen Treiben, mit welchem der Herzog bei dringlichen Kriegsunternehmungen die unter ihm commandirenden Generale außer Athem zu bringen weiß, wenn er — wie uns die Beispiele in den Briefen an den Feldmarschall Arnim vorliegen — an einem Tage über denselben Gegenstand vier, fünf, ja einmal sogar acht eigenhändige schriftliche Befehle ertheilt, setzt er auch seinem Landeshauptmann zu, und wiederholt oft in Briefen von demselben Tage viel Befehle wegen Anlegung von Maulbeerpflanzungen, Bräuhäusern und Eisenhämmern, Pulvermühlen und Salpeterhütten mit gleicher „furia" (ein beliebter Ausdruck Wallenstein's), als ob es den Sturm einer Schanze, oder einen nächtlichen Uiberfall gälte. Da der Herzog als souveräner Feldherr, der dem Kaiser ein Heer auf eigene Rechnung in das Feld stellt, für die Bedürfnisse dieses Heeres auch selbst Sorge tragen musste, so suchte er den Vortheil, welcher mit den Lieferungen des Kriegsmateriales verbunden war, vornehmlich seinen Unterthanen zuzuwenden und insofern stand allerdings seine Sorge für die Gewerbthätigkeit im Herzogthume in sehr naher Beziehung zu seinen kriegerischen Unternehmungen. Eine der wichtigsten Aufgaben neuerer Staatswirthschaft: die Gewinnung der rohen Stoffe im Inlande mit der inländischen Verarbeitung in ein sich gegenseitig ausgleichendes Verhältniß zu bringen, und den Producten des Ackerbaues eben so, wie denen des Handwerks und der Fabrik, Abzugswege nach Außen zu verschaffen, erkannte der Herzog nach der ganzen Bedeutung ihres Werthes. Sein Alles berücksichtigender Geist lässt sich hierbei in das kleinste Detail des Geschäftes ein, allein auch in dem Kleinen bleibt er noch groß. Nichts entgeht seinem

durchdringenden Scharfblick; die harten Felsen müssen ihm ihren Schooß, ihre Ader öffnen, um edle Metalle für die Münze und Eisen für die Waffenschmieden zu liefern. Alle Hilfsmittel des Bodens, jede Thätigkeit der Einwohner werden, zunächst für das Heer, in Anspruch genommen, jedoch soll der Gewinn den Unterthanen redlich zu Gute kommen. Die Kugeln, welche er dem Könige von Dänemark nachsendet, als er von dem festen Lande sich über die See auf die Inseln flüchtet, das Pulver und die Geschütze, mit denen er Stralsund in Schrecken setzen will, Mecklenburg und Pommern erobert, die vielen Tausende von Kleidungsstücken und Waffen, ja selbst das Brot, mit welchem er sein Heer in fremden Landen versorgen musste, dies Alles wusste er in seinem Herzogthume Friedland aufzubringen, und zwar immer mit Bedacht auf den Vortheil seiner Unterthanen. Mehrmals wiederholt er in den Briefen und Befehlen an die Behörden seine Grundsätze in dieser Beziehung, welche dahin lauten, „daß er zwar keinen Schaden leiden will, aber auch keinen Gewinn begehrt, sondern kein anderes Interesse hat, als daß um die Waare das Geld unter die Leute kommt.“ Er wünscht, „daß Alles zum gedeihlichen Aufnehmen seiner Unterthanen geschehe, daß ihnen die neuen Einrichtungen nicht beschwerlich kommen;“ was sie nur in ihren Werkstätten und Fabriken schaffen, will er ihnen Alles abnehmen, „denn sollen mir Fremde stehlen (schreibt er), so will ich's lieber den Einheimischen zulassen.“ — Es gibt keinen Gegenstand der Landwirthschaft, des Feld- und Gartenbau's, der Jagd und Fischerei, des Bergbau's und Hüttenwesens, des Gewerbes und Handels, der, wenn er nur irgend dem Lande Nutzen und Gewinn versprach, von ihm nicht in Anregung gebracht worden wäre. Das gedeihliche Aufblühen seiner Residenz Gitschin läßt er sich besonders angelegen sein.

„Müsset schauen (schreibt er seinem Landeshauptmann aus Eger den 3. August 1625), wie allerlei artes auf Gitschin introducirt werden, von Seiden- und Wollarbeiten; ehe die Maulbeerbäume groß werden, so kann man seda cruda aus Welschland kommen lassen. Die Häut muß man auch zu Gitschin arbeiten lassen, in summa allerlei artes hineinbringen, davon die Stadt kann populirt werden.“ Nichts entgeht bei dem städtischen Gewerbe seiner Fürsorge, und in Beziehung auf den Handel treibt er die Liberalität so weit, daß er an Taxis aus Eger vom 1. Sept. 1625 schreibt: „daß der Jud zu Gitschin traficiren will, höre ich gern, laßt's ihm nur zu.“ Als vorsorglicher Landwirth bekümmert er sich um rechtzeitige Bestellung der Felder und der Wiesen, um Einkauf des Viehes, Vertheilung der Rinder- und Schafheerden; der Pferdezucht aber widmet er, zumal seitdem er in Mecklenburg damit vertrauter geworden ist, eine wahrhaft leidenschaftliche Vorliebe. Aus Memmingen den 28. Juni 1630 schreibt er an Taxis: „Ich vernehme, wie um die ganze Zeit, daß ich das Gestüt zu Smrkowitz habe, man so malamente hat in Acht genommen, daß das Heu und Grummet solle zu rechter Zeit abgemäht und eingebracht werden. Nun hat man solches nicht in Acht genommen, sondern itzt bald etliche Arbeiter dahin geschickt, bald sie wiederum gefordert, daß das Heu auf einmal nicht hat können gemacht und eingebracht werden. — Itzt will ich euch allen Ernstes anbefehlen, daß solches nicht mehr geschieht, sondern alles stehen und liegen läßt und das

Heu fleißig beim Gestüt einbringt, denn mir mehr an einem Fohlen, als an zween Mayerhöfen gelegen ist.“ Pferdezüchter dürften in den Briefen Wallensteins manche Erfahrung finden, welche noch heutigen Tages sich als vortheilhaft erweis't. So schreibt er aus Tirna den 24. Octbr. 1626 seinem Landeshauptmann nach Gitschin: „Ich hab' vernommen, daß die eine der Stuten, Armelina, dem Fohlen wenig zu geben hat, der Gestütmeister muß sich darauf wenig verstehen, denn es ist der Brauch, daß man ihnen Kühe gibt, an denen sie saugen, und nicht allein eine Kuh, sondern zwei, darum probirts.“ — Mehrmals läßt er seiner Unzufriedenheit über den Gestütmeister freien Lauf. „Ich vernimb (schreibt er an Taxis aus Kopidlno den 17. Decbr. 1627), daß der Gestütmeister hat in den Maierhöfen befohlen, daß man die Fohlen nicht solle abspönen, er ist ein Esel und wird mir damit die Stuten ruiniren, befehlt, daß man sie alsbalden abspönt und hinführo in allen Maierhöfen, daß man sie um Martini abspönt.“ Mit der Besitznahme von Mecklenburg beschäftiget, vergißt er die Sorge für seine Stutereien in Böhmen nicht und ertheilt Befehle wegen der Abwartung der Fohlen. „Ich vernehme (Güstrow, den 8. Mai 1629), daß die Fohlen, so heuer aufgestellt sein worden, dermaßen mit Futter angefüllet werden, daß sie mehr als Schwein, denn als Hauptroß aussehen. Nun hätte ich den Gestütmeister nicht für einen solchen Esel angesehen, daß er das nicht sollte in Acht nehmen, was das Vornehmste ist, das ist, daß die Fohlen sich nicht chargiren. Werdet ihm derowegen solches ernstlich verweisen und daß er hinfüro besser Achtung geben soll, anbefehlen.“

Als guter Gartenwirth zeigt der Herzog sich, wenn er dem Hauptmann zu Weißwasser befiehlt, „daß er den Gärtnern auf Gartensamen, als: Zwiefel, Möhren, Petersilie, Salat, Kopfsamen, Kohlrüben, Kohlkrautsamen keinen Pfennig in Ausgab passiren lassen soll, alldieweil des Ortes ein Gärtner gehalten und besoldet werde, der allen dergleichen Samen zeugen könne.“

Den guten, um das Kleinste sich bekümmernden Hauswirth erkennen wir, wenn er dem Hauptmann zu Welisch befehlen läßt: „Die kranken blöden Kapauner und Hühnl.in in die Vorwerke auszutheilen, damit sie an der jungen Grasweide wiederum gesund werden.“ Mit Rücksicht auf die fürstliche Tafel wird den Hauptleuten zu Kopidlno, Smidar, Horzin, Skal, Rumburg und Welisch befohlen: „die für Ihro fürstl. Gnaden den Herzog und die Herzogin bestimmten Kälber an zwo Kühen saugen zu lassen und neben dem Sug Haferkörner mit Salz zu essen geben. Auch solle man Schweinemütter, die da gut sein, wohl und gut halten und ihnen guten Schrot geben, damit sie feiste Ferkel bringen, deren 3 oder 4 wöchentlich für J. F. G. den Herzog sein müssen.“ Dagegen wird befohlen: „keine Lämmer, wenn sie verschnitten und abgewöhnt sind, zum Schlachten zu nehmen, sondern Spätlinge“, und hinzugefügt: „Solches haben J. F. G. selbsten gnädig anbefohlen.“ — Wie sich Wallenstein seiner ganzen Bildung nach als Teutscher von derbem Schrot und Korn erweis't, so auch darin, daß er sehr viel „auf einen Trunk guten Bieres“ hält, dem er den Vorzug vor dem Weine gibt, welchen letzteren er jedoch auch nicht verschmäht. In einem seiner wirthschaftlichen Briefe schreibt er an seinen Landeshauptmann aus dem Feldlager bei

Mietschkau vom 25. Septbr. 1628: „Mit Einkaufung des Viehs muß man nicht eilen, insonderheit der Schaaf, denn ich besorge mich, daß wegen der vielfältigen Regen ein groß Sterben darunter wird kommen, sonsten bin ich nicht resolvirt heuer Kleider für die Soldaten machen zu lassen, die Wolle mögt ihr verkaufen lassen. Berichtet mich, ob man den Briehan fleißig bräut' und lasst ihn bräuen, wenn ich schon einen großen Verlust davon haben sollte.“ — Auch die Kenntniß des Gerstenbiers ist dem Herzog nicht fremd geblieben: „Ich hab' (Prag, den 21. Jan. 1628 an Taxis) dem Hauptmann zu Friedland befohlen, er solle zu Friedland im Sommer lassen Gerstenbier schenken, seht auf, daß auf den andern Güttern solches auch geschieht.“ — Er regulirt die Bierpreise selbst und bestimmt (Opotschno d. 9. Febr. 1631): „Da der Graf Trtschka sein pier zu 5 fl. meisnisch giebt, so wird man das meinige auch dafür geben können.“ Daß es zu der Zeit an tüchtigen Biertrinkern in Böhmen, dem berühmtesten Hopfenlande Europas, nicht fehlte, scheint daraus hervorzugehen, daß der Herzog (Prag d. 6. Octbr. 1631) seinem Landeshauptmann den Befehl ertheilt: „den leichtfertigen Lecker Zdenko von Waldstein, der, was er für Bier schuldig ist, nicht zahlen will, auszupfänden.“ — Der Herzog selbst gab jedoch dem Weizenbier immer den Vorzug. „Ich muß dem Herrn klagen (schreibt er d. 2. Juli 1628 aus Uckermünde an den Feldmarschall Arnim, der vor Stralsund hielt), daß ich kein Weispier in der Mark bekommen habe, dahero denn nur mit Wein den Durst löschen muß, dieweil ich das Gerstenpier nicht trinken kann; bitt, der Herr thu die Anordnung, auf daß von Barth auf Anklam vor mich Weizenpier gebracht wird.“ Und als er Memmingen mit dem traurigen Bescheid vom Regensburger Reichstage verläßt, schreibt er von dort an seinen Landeshauptmann (d. 1. Octbr. 1630): „Einen guten Briehan haltet vor mich in Bereitschaft.“ Der Herzog hielt so sehr darauf, daß den Hauptleuten zu Drzewenitz, Welisch, Kopidlno schriftlich befohlen ward: „die Zeit über, so lang I. F. G. hier seyn werden, das Bier aus ungemischtem Weizenmalz gut bräuen zu lassen und zu sorgen, daß der Bräuer jedes Ortes stets sechs Faß wohl ausgelegenen guten Biers im Keller habe, damit er, wenn geboten wird, dasselbe könne zur Hofstatt bringen lassen, bei Leibesstrafe.“

Gewiß verstatten diese einzelnen Züge einen tiefen Blick in das Privatleben des Herzogs, aber auch in die Weise seiner Zeit. Eben so interessant und als theilweise noch fortwirkende Wohlthaten zu würdigen, sind die Leistungen und Fürsorgen Wallensteins für Kirchen, Klöster, Seminarien und Schulen. Noch heute z. B. besteht eine Wallenstein'sche Studentenstiftung, welche in den Jahren 1622 und 1626 entstanden ist. Der Anlaß hiezu war die, wegen eines von der Todesstrafe losgesprochenen Juden erlegte Geldbuße. In der diesfälligen (böhmischen) Stiftungsurkunde wird diese merkwürdige Geschichte dargelegt, wie folgt:

„Es wurde mittelst einer allgemein kund gemachten Verordnung unter Lebensverlust verboten, daß niemand, sei er Christ oder Jud, den Soldaten ohne Wissen und Bewilligung ihrer Hauptleute von den zum Verkauf gebrachten, und in der Unsicherheit, ob es nicht Jemanden weggenommen worden, verbleibenden Sachen etwas abkaufe. Da nun diesen Verbot ein Jud mit Ankauf eines gestohlenen Tepichs von Goldstoffe

übertreten, und hierinfalls nicht ausführen konnte, mithin in die Strafe des Lebensverlustes verfiel; wurden von Ihro Gnaden Hrn. Gubernator im Jahre 1622 am 7. Jäner aus allen geistlichen Orden, wie auch aus den Prager Städten zwo Amtspersonen sammt dem Sekretär, dann andere vornehme und ansehnliche Leute fürgeladen, und die Judenältesten von dem Regiments-Schultheiß vorgestellt, wo sodann Ihr Gnaden Hr. Gubernator anzudeuten geruheten, wienach einige große Herrn ansehnliche Vorbitte für die Juden eingelegt, und die Juden selbst in Geheim (um die Gerechtigkeit und Person Ihro Gnaden durch Geschenke sich hold zu machen) für Erhaltung des Judens bei dem Leben zehntausend Gulden zu geben sich anheischig gemacht haben, Ihro Gnaden aber als ein gerechter Herr, der da nicht will, daß Sr. k. k. Majestät Gerechtigkeit übergangen werde, und dieser ansehnlichen Herren Fürsprache dennoch ein Genügen geschehe, weil an dem Tode eines Juden wenig gelegen ist, geruheten von gegenwärtigen sowohl geistlichen als andern Herren ihr Gutdünken zu begehren, ob nicht durch die Lebensbegnädigung eines Juden vielen zum ewigen Leben verholfen werden könnte, wenn diese Summe von den Juden angenommen und auf ewige Zinsen gelegt würde, von welchen erstens die jüdische, und sonach die christliche Jugend zum Nutzen des Königreichs Böheim auf ewige Zeiten unterhalten werden könnte? Als dies gute Vornehmen Ihro Gnaden des Hrn. Gubernators von allen belobet worden, geruhte selber den Juden anzubefehlen, daß sie diese Summe auf ihren Schultern in das altstädter Rathhaus tragen, damit dergestalt ihr Verbrechen allgemein kund werde, und sie sich vor dem zu hüten wissen, was ihnen künftig bei Verluste des Lebens verboten wird, welche in die Strafe verfallene Summe in die Deposition der obern Kanzlei der Altstadt Prag aus dem Smirzitzer Hause über die Prager Brücke durch die Stadt in zehn abgetheilten überbundenen Säcken pr. 1000 fl. von folgenden Juden: Jakob Munke, Ezaias Liberle, Joseph Raby, Michl Zige, Izachas Kaprzik, Samuel Toche, Raby Emzko, Gentl Rolach, Markus Kregczy, Herschl Gippen und Moyses Lemele getragen und erlegt worden ist ꝛc." Und diese wird fundatio regni genannt.

Als eines der sichersten Mittel, die durch den Religionszwiespalt aufgeregten Gemüther wieder in ein sicheres Geleis zu bringen und sich in seiner Herrschaft zu befestigen, dünkte dem Herzoge die Wiederherstellung der katholischen Kirche und die Errichtung von Klöstern und Schulen. Er suchte sich eben so wenig die Geneigtheit des Kaisers durch Verfolgungssucht zu erwerben, als er sich der Scheu vor dem Heiligen jemals auf solche Weise entschlug, wie es in dem verwilderten Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges nur zu oft vorkam. In einem Jesuitencollegium erzogen, dem Kaiser als Vasall und Offizier des Heeres eidlich verpflichtet, tritt er bei dem Beginn des böhmischen Religionskrieges sogleich zur Parthei der Katholiken und des Kaisers. Nachdem die Protestanten besiegt sind, und er als Landesherr eine gebietende Stellung einnimmt, sehen wir ihn nirgends mit der Strenge verfahren, wie sie von dem Kaiser und dessen Gewissensräthen geboten und ausgeübt wurde. Er fordert die Unterthanen, welche die Kirchen nicht besuchen und die Kinder in auswärtige Schulen schicken, zwar allen Ernstes auf, den „Gottesdienst nicht verächtlich hintanzusetzen", allein mit der größten

Vorsicht und Schonung wird in dergleichen Verordnungen die Bezeichnung „katholisch" oder „protestantisch" ganz vermieden; nur im Allgemeinen wird von der Nothwendigkeit des Kirchenbesuchs gesprochen.

An die Bürgerschaft der in seinem Herzogthum Friedland gelegenen Stadt Leipa erließ der Herzog unter dem 16. Sept. 1624 in dieser Beziehung ein Ermahnungsschreiben, in welchem es heißt: „Ehrsame, Liebe, Getreue! Wir werden glaubwürdig berichtet, welchermaßen, hintangesetzt aller beschehenen Ermahnung, ihr in eurem alten Leben fortfahret, weder Rath noch die Gemeinde zur Kirche kommen, die Eurigen auch nicht hineinschicket, und also den Gottesdienst ganz verächtlich hintansetzet. Wenn aber Uns als Obrigkeit gegen Gott nicht zu verantworten steht, solchem muthwilligen Ungehorsam, der wider die göttlichen Gebote und auch wider alle gute Polizei und Ordnung läuft, und daraus endlich nichts Anderes als ein wildes, wüstes Wesen und Leben, sonderlich bei der Jugend, erwachsen muß, länger zuzusehen: also wollen Wir euch hiemit noch ein und zum letzten Male ermahnen und ernstlich befohlen haben, daß ihr euch fernerhin in diesem Fall anders und besser erzeiget, alle Sonn- und Feiertage zum Wenigsten nicht allein für eure Person zur Kirche geht, sondern auch eure Kinder und Gesinde hineinschicket, und also auch dem Gottesdienste in gebührender Andacht beiwohnt und denselben verrichten helfet; denn wo das hinfüro von euch nicht geschehen sollte, habt ihr von Uns Anderes nichts, als eine gewisse, unfehlbare, ernste, exemplarische Strafe zu erwarten." Es wird noch das Verbot des Besuchs fremder Schulen hinzugefügt und versichert, daß der Provinzial des Augustinerordens versprochen und zugesagt, „eine solche Schule in der Stadt Leipa aufzurichten, da nicht mit weniger Fleiß als irgend anderswo die Jugend in der Gottesfurcht, wie auch in freier Kunst und Sprache informirt und unterwiesen werden solle."

Mit fürstlicher Freigebigkeit stattete der Herzog die Augustiner, welche er nach Leipa berufen hatte, aus; allein da sie seinen Befehlen wenig nachkamen und seinen Erwartungen nicht entsprachen, machte er wenig Umstände mit ihnen. Unter dem Vorwande, daß der Herzog ihnen für ihre Güter einen Nachlaß der Contributionen versprochen, waren sie, trotz aller Mahnung, im Rückstande geblieben. Auf die Anfrage des Landeshauptmanns, wie es sich mit dieser Angabe der Klosterbrüder verhalte, antwortete der Herzog: „Ist erlogen; ich habe ihnen nichts zugesagt, noch erlassen; seht, daß sie's bezahlen, oder brecht ihnen ab von dem, was ihnen zum Gebäu gegeben wird: denn je mehr sie haben, je mehr sie haben wollen."

So ungünstig auch die Erfahrungen waren, die er mit der Anlegung von Klöstern machte, so versuchte er es doch fast mit allen geistlichen Orden. Für die Karthäuser stiftete er zu Stipa in Mähren und zu Walditz bei Gitschin zwei reichdotirte Karthausen, wobei nur zu wünschen gewesen wäre, daß die Brüderschaft die Aufgabe, welche ihr der Herzog in der Stiftungsurkunde zu Gemüthe führt: „das Irdische mit dem Himmlischen, und das Vergängliche und Hinfällige mit dem Ewigen zu vertauschen!" mehr beherzigt hätte. Auch diese Mönche erregten den Unwillen des Herzogs, der einige Jahre später (2. Sept. 1625) an seinen Landeshauptmann schreibt: „Was die Karthäuser betrifft, ich schaffe

sie wol nicht weg; aber ein vor alle Mal erkläre ich mich, daß ich ihnen nichts will geben. Wollen sie sich nun mit diesem nicht contentiren, und begehren weg, so kann ich sie auch wider ihre Gelegenheit nicht halten; doch berichtet mich von Allem zuvor." Die Karthäuser bezeigten sich unzufrieden damit, daß sie nicht, wie die andern geistlichen Orden, auf liegende Gründe fundirt worden waren, sondern ein Capital ausgesetzt erhielten, von dessen Renten sie gemächlich leben konnten ꝛc.

In seiner Residenz Gitschin stiftete er eine Propstei, ließ zwei Klöster für die Dominikaner, Kapuziner und außerdem ein Jesuitencollegium errichten. Bei der Gründung dieser Anstalten läßt er sich es angelegen sein, für die Einrichtung und das Einkommen der Geistlichen reichlich zu sorgen, und versäumt nie, sie auf ihren höheren Beruf hinzuweisen; allein es währt nicht lange, so sieht er sich genöthigt, gegen ihre Ungebühr und Unsitten strenge Maßregeln zu ergreifen. In der Stiftungsurkunde der Gitschiner Propstei erklärt er: „daß er dieselbe stifte, um das christliche Gemeinwesen von der Seite zu stützen und zu stärken, von welcher sie, wie er in Erfahrung gebracht, sich am Meisten zum Schlimmen neige und gefährdet sei." — Auch die häusliche Einrichtung der Klöster läßt er sich angelegen sein, und verwendet auf ihre Gebäude gleiche Kosten, gleiche Aufmerksamkeit, wie auf den Bau seiner Schlösser. Für anständige Ausstattung und bequeme Einrichtung der Karthause bei Gitschin ist er so besorgt, daß er, da ihm die Zellen, welche die angemessene Höhe von 9 Fuß haben, zu niedrig dünken, an Taxis wiederholte Befehle ertheilt, mit dem Baumeister Rücksprache hierüber zu nehmen. „Die Abriß (schreibt er ihm aus Sagan d. 14. Juni 1628), wie das Palacium zu Gitschin hat sollen erbaut werden, hab ich empfangen und solches dem (Baumeister) Pironi zugestellt. Nun fallt mir jetzt ein, daß wie ich zunächst in der Karthaus gewest bin, mir des Priors Mauermeister gemeldet, daß die Zellen, darin die Münnich wohnen sollen, nicht höher als fünfthalb Ellen hoch sein sollen. Nun bedünket mich es, daß sie gar zu niedrig sein werden, weiß auch nicht die ragion, aus welcher solches der verstorbene Baumeister gethan hat, bitt, seht, redt in continenti mit dem Prior, er solle darüber ein wenig Rath halten lassen, denn ich besorge mich, daß zu solchen großen Unkosten das Gebäu möchte strupirt werden, dadurch ich denn mehr disgusto als gusto empfangen müßte; nur seht, obs ohne præjudicio der Architektur möchte etwas höher werden, doch muß man auf alle Weis sehen, auf daß es der Architektur nicht præjudicirt. Ihr werdet mir einen sonderlichen Gefallen thun, wenn ihr die Sachen also disponiren werdet, auf daß dasselbe Gebäu recht und untadelich erbaut wird, dieweils ein Werk ist, so ich von Grund aufgebaut hab jetzt auf andere Sachen zu gedenken, zweifel nicht, ihr werdet das Beste dabei thun." — Da ihm der Landeshauptmann nicht sogleich den verlangten Bescheid gibt, erinnert er ihn nochmals daran, und schreibt ihm auf seinem Eilmarsche nach Mecklenburg aus Havelberg vom 27. Aug. 1627: „Vor sechs oder sieben Wochen hab ich euch unterschiedliche Sachen ausrichten befohlen, aber bis dato auf nichts keine Antwort bekommen, darunter ist auch gewest der Carthauser Fundation, welche ich corrigirt und euch zugeschickt, solche dem Canzler zu geben, sauber überschreiben zu lassen, auf daß ich's noch einmal übersehen

könnte, und alsdann aufs Pergament bringen; solche hab ich dato nicht überkommen; die Ursach kann ich nicht wissen. So schickt ihr mir auch nicht die veränderte Fundation Bezdiezi (Berg Bösig) und Weißwasser, und wißt, daß ich will, das Bezdiezi mit Furia sollte gebaut werden; darum kommt diesem Allen infalibilimente nach." — Der Landeshauptmann nimmt hierauf mit den Baumeistern Rücksprache, und läßt wegen der Zellen zwei neue Grundrisse entwerfen, welche er dem Herzog zur Auswahl nach Mecklenburg zuzuschicken gedenkt. Dieser bedeutet ihn jedoch in einem Schreiben aus Franzburg vom 13. Sept. 1628, „daß er ihn solle derzeit damit zufrieden lassen, da er wol wisse, daß er andere occupationes hätte." Dennoch kann er sich nicht ganz davon lossagen, sondern fügt hinsichtlich der innern Ausschmückung der Zellen noch hinzu: „ich vermeine, daß die Volti de canne (wahrscheinlich Deckenverzierungen) wohl stehen werden; es werden aber gute Stuccatori de basso relievo etwas darin machen müssen, auch etwas gemalt werden, seht, daß dies fleißig in Acht genommen wird." So beschäftigte ihn, selbst im Feldlager, die Sorge für seine Klöster, über die er gleich strenge Aufsicht, wie über seine Regimenter führte. „Ihr schreibt mir nicht," heißt es in einem Briefe an Taxis aus dem Feldlager zu Wolgast d. 27. Aug. 1628, „ob die Mönch zu Bezdiezi wohnen oder nicht; seht sie dahin zu halten, auf daß sie dorten wohnen, und schreibt mir wegen der beiden Augustiner-Klöster, denn ich muß selbst ihr Visitator seyn."

Von allen geistlichen Körperschaften aber, die der Herzog in sein Land gezogen, machten die Jesuiten ihm am Meisten zu schaffen. Er selbst war in einem Jesuitencollegium zu Olmütz erzogen worden, und blieb mit diesem Orden in näherer Verbindung, dessen Eifer und Geschick bei der Bildung und Erziehung der Jugend er benutzte, ohne sich von ihm abhängig zu machen. Vorzugsweise finden wir die Jesuiten von ihm, so lange sie sich in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise halten, unterstützt, was sie, wenn auch nicht während seines Lebens gebührend anerkannt, doch nach seinem Tode vielfach nachgerühmt haben. Der Jesuit Johannes Schmidl erzählt: „Das Collegium zu Olmütz bedachte er mit reichlichen Wohlthaten; er erwies sich als Stifter und Mäcen des Hauses der Professen zu Prag, errichtete zu Gitschin und Sagan Seminarien und Collegia, und dotirte sie mit reichlichen Einkünften. Das unter des Kaisers Gunst gegründete Collegium zu Leitmeritz fundirte er, und überließ seine in dem Herzogthum Braunschweig gelegenen Güter Reinstein und Blankenburg dem Grafen Merode, wofür der Graf ihm seine Collegia in Böhmen überließ. Außerdem war er noch Willens, zwei Collegia in Mähren und eines in Friedland zu errichten, und gedachte die frommen Väter auch in sein Herzogthum Mecklenburg einzuführen u. s. w."

Welche Hoffnungen er auf die Jesuiten setzte, welche Ansprüche er an sie machte, ersehen wir aus der lateinischen Urkunde des Seminars zu Gitschin, in welcher es heißt: „Daß die Väter der Gesellschaft Jesu den Wünschen des Herzogs, sowie den Erwartungen des Vaterlandes nicht besser entsprechen konnten, als wenn sie sich der wissenschaftlichen und moralischen Bildung der in seinem Convictorio lebenden Jugend gänzlich widmeten, damit es weder der Kirche Gottes an Geistlichen, welche Föm-

migkeit und Wissenschaft zierten, noch dem Gemeinwesen an Männern, die sowol hohe Geburt, als auch schöne Tugenden und Kenntnisse empföhlen, gebrechen möge.“ — So oft er in Gitschin anwesend war, besuchte er das Collegium und die Seminarien fleißig, und die frommen Väter rühmten seine Leutseligkeit.

Mehrere höhere Lehranstalten hatte der Herzog diesem Orden übergeben, und die Sorgfalt, die er auf diese Schulen verwendet, gereicht ihm, von dem man erwarten könnte, daß er die Jugend nur für das Feldlager und das Trommelfell erzogen wissen wolle, zu nicht geringem Ruhme. Mit dem ihm eigenen Uiberblick des Ganzen und der zugleich in das Einzelne eingehenden scharfen Beurtheilung ordnet er den Studienplan, gibt die gesonderten Zweige des Unterrichts näher an, und behält fast jeden einzelnen Schüler im Auge, wenn er auch noch so weit auf seinen Eroberungszügen von der Heimat entfernt ist. Schon diese lebhafte und unausgesetzte Theilnahme, welche er der Erziehung und dem Unterricht schenkt, überzeugt uns, daß er, von Stupidität und rohem Soldatenwesen umgeben, dennoch den höheren Werth wahrer Bildung zu schätzen wusste. Obwol er aber die jungen Leute den Jesuiten übergibt, so will er deshalb keine gelehrten Stubenhocker oder scheinheilige Betbrüder gebildet wissen; sie sollen zwar lateinisch und italienisch lernen, zugleich aber auch Musik, Tanzen, Fechten, Reiten und andere Leibesübungen treiben, damit sie in allen freien und ritterlichen Künsten wohlgebildet würden. „Ich bin resolvirt (schreibt der Herzog aus Eger am 3. Aug. 1625 an seinen Landeshauptmann), acht oder mehrere Herrenstandes bei den Jesuiten zu Gitschin studiren zu lassen und die Unkosten auf sie zu wenden. Itzunder seind ihr nicht mehr als drei; sehet, daß sie ebbesweilen in der Wochen einmal mit dem Bereiter ausreiten, daß sie sich gewöhnen, zu Roß zu sitzen, auch daß sie die arithmeticam fleißig lernen, und etwan ein musicam instrumentalem. Es wird sie der Organist auf dem Instrument lehren können; könnt ihnen ein Clavicordium kaufen lassen.“

Zunächst sind die höheren Schulen, insonderheit ein Collegium zu Gitschin für den Adel bestimmt, doch läßt er auch eine Anzahl Bürgersöhne aufnehmen, und gibt deutschen Knaben, „wenn sie nur eine Lust zur virlu haben,“ den Vorzug vor den „tölplischen böhmischen Janken.“

Die Sorge für die Schulen begleitet ihn auf allen seinen Feldzügen. „Die Schulen,“ schreibt er aus dem Hauptquartier Göttingen d. 4. Okt. 1625 an seinen Landeshauptmann, „nehmt in Acht und thut mit Ernst und Glimpf dazu, daß die Umliegenden vom Adel, insonderheit die unter mir meynen (meine Lehensleute), ihre Kinder und Freund hinein zum Studiren thun, doch selbst darauf die Spesa zahlen. Ich will auch zum wenigsten an zwölf Knaben Herren oder Ritterstandes, doch nicht von den schlechten von Adel, halten; die dort studiren sollen Spirituosi seyn.“ — Mit wahrhaft väterlicher Theilnahme ist er nicht nur für die geistige Ausbildung, sondern auch für Bekleidung, Gesundheit und Reinlichkeit der Zöglinge besorgt. „Ich hab Euch,“ schreibt er aus dem Feldlager von Stralsund d. 17. Juli 1628, „zu Gitschin befohlen gehabt, Ihr sollt gegen den neuen Jahr die Knaben, so ich studiren laß, wie die Fundation vermag, kleiden, und in Allem, wie die Fundation

geordnet ist, unterhalten; werdet derowegen sehen, daß diesem wirklich und unfehlbarlich nachgelebt wird. Dem Doktor, was ihm, daß er sie curiren soll, in der Fundation geordnet ist, laßt fleißig reichen, wie auch, was in den Apotheken aufgehen wird, zahlen. Und dieweil aus lauter Unsauberkeit sie pflegen krätzig zu werden, und welche itzt krätzig seyn, daß sie der Doktor mit Bädern und andern dazu bedürftigen Remedien curirt. Sehet auch, daß sie Alles das lernen, was die Fundation vermag." Unabläßig fragt er aus dem Feldlager und mitten im Geräusch der Waffen bei seinem Landeshauptmann an, wie es mit den von ihm gestifteten Schulen stehe, und schickt aus Sagan sowol, als aus Mecklenburg Knaben dahin, welche mehrentheils auf seine Kosten erzogen werden; doch ist er vorsichtig in der Auswahl, und läßt über jeden Einzelnen berichten; „denn," schreibt er, „man thut oft grobe Pengel hinein, und ist Alles an ihnen verloren!" Entsprachen die jungen Leute den Erwartungen des Herzogs, so sorgte er auf das Freigebigste für ihr weiteres Fortkommen. Vornehmlich schien ihm daran gelegen zu sein, einen ihm ergebenen Landadel im Herzogthum sich heranzubilden, weshalb er denn öfter an die in seinen Anstalten gebildeten jungen Leute Güter schenkt und ihnen sogar zur ersten Einrichtung noch bedeutende Vorschüsse machen läßt. — Ließen es sich aber einmal die frommen Väter beigehen, einen der Zöglinge für ihre Gesellschaft zu gewinnen, so weiß er ihnen sogleich das Handwerk zu legen. „Ich vernehme (schreibt er aus dem Feldlager bei Krempe d. 25. Okt. 1628 an Taxis nach Gitschin), daß die Jesuiten den Franzel von Harrach überredet haben, er solle ein Jesuiter werden; sein Vater aber hat mir ihn gegeben, daß ich einen Soldaten und nicht einen Jesuiter aus ihm machen solle. Solches mich im Herzen auf sie schmerzen thut, daß sie wegen so viel empfangener Wohlthaten mir einen solchen Dank wollen geben und diesen Buben also hintergehen. Nun haben sie's im Brauch, daß sie dieselbigen oft verpartiren und wider den Willen ihrer Freund heimlich in's Noviciat schicken, wie sie's dem Doktor Wilhelm gethan haben. Ist derowegen mein Befehl an Euch, Ihr sollt diesem Allen, was ich dahin contra setzen werde, fleißig nachkommen und auf keinerlei Weis anders thun: nämlich befehlt in continenti dem Präceptor, er solle mit allen den drei Knaben, als: zwei von Harrach und dem von Waldstein, auch ihren Dienern und allen Denen, so bei ihnen sind, sich fertig machen. Dem Constantin oder wer dorten ist, befehlt, daß er einspannen läßt, und schickt sie den Augenblick auf die Aiche (Stadt Aiche). Dem Hauptmann daselbst befehlt, er solle sie mit Essen und Trinken wohl tractiren. Der Präceptor solle sehen, daß sie fleißig studiren, und also werden sie zu der Aich eben das lernen, was zu Gitschin. Bitt Euch, seht, verliert damit keine Minuten; denn ich vertrau es Euch. Auch da mein Weib, oder wer da wolle, dawider replicirt, so laßt Euch's nicht irren, denn sie verstehen's nicht, und dies steht auf Eure Verantwortung. Halt dies in der Still und effectuirt's ohne Verlierung einziger Stund, denn dies ist meine Resolution." Dennoch aber kann es der Herzog nicht über sich gewinnen, sich ganz von der Gesellschaft Jesu loszumachen; vielmehr sorgt er für ihre Verbreitung, und ist sogar Willens, sobald er

sich einigermaßen in Mecklenburg eingerichtet hat, auch dort ein Collegium einzurichten.

Wir erwähnten früher schon, daß der Herzog weit entfernt davon war, mit fanatischem Eifer die Befehle in Beziehung auf Vertreibung der Protestanten zu vollziehen; mehrere Jahre hindurch blieb er darin nachsichtig, und viele Flüchtlinge fanden vor den verfolgenden Bekehrungsdragonern Ferdinands eine Freistatt in dem Herzogthume Friedland. So ganz aus dem Auge verliert er jedoch die evangelischen Unterthanen nicht; er läßt die Bekehrungsversuche in der Stille, wenn auch glimpflich fortsetzen, und richtet sich hiebei, wie etwa bei dem Aderlaß oder dem Bestellen der Felder nach Wetter und Umständen, behandelt es aber gewöhnlich nur beiläufig. In einem Briefe aus Havelberg am 27. Aug. 1627, in welchem er wegen verschiedener Bauten Befehl ertheilt, fügt er am Schluß hinzu: „Den Baumeister werde ich in Kurzem auf Sagan schicken und nachher gar zu mir erfordern, und dieweil itzunder Zeitt ist, so hebt wiederum an, die Leut chatolisch zu machen.“ — Dies war aber nicht so leicht, zumal im Gebirg, wo die Bauern sich noch öfter zusammenrotteten und die Angriffe auf ihren evangelischen Glauben mit offener Gewalt zurückwiesen. Der Herzog ist mit diesen unzeitigen Bekehrungsversuchen unzufrieden, und schreibt aus Weimar vom 1. November 1628 an seinen Landeshauptmann nach Gitschin: „Ich werde vom Herrn Michna berichtet, daß die Pauern im Gebirg nichts Gutes thun wollen; nun weiß ich nicht, warum es geschieht; vielleicht sehen sie, daß man sich vor ihnen fürchten thut. Es ist auch nicht recht, daß man ihnen von der Religion hat was gesagt, bis der Adl aus dem Landt ist; denn Alle zugleich offendiren, ist nicht rathsam; werdet derowegen sehen, die Bürger und Pauern ungehütt zu lassen, bis der Adl aus dem Landt seyn wird.“ — Wurde während des Herzogs Abwesenheit etwas strenger verfahren, so daß nämlich kein Protestant auf seinem Besitzthum in Böhmen gelassen werden sollte, so wendeten sich öfter die Bedrängten an den Herzog, und erhielten günstigen Bescheid. Ein Zeugniß der Gutmüthigkeit und Nachsicht des Herzogs in Sachen des Glaubens gibt folgender Bescheid, den er aus Güstrow den 22. Juni 1629 wegen einer armen Witwe in Böhmen ertheilt, welche man, da sie ihren evangelischen Glauben nicht abschwören wollte, von ihrem Gütchen zu vertreiben drohte. „Aus der Beilage (schreibt der Herzog an den Landeshauptmann) werdet ihr sehen, was die Frau Raschimin an mich supplciren thut. Nun habe ich, so viel, wie ich noch in Böhmen gewest, vernommen, daß man mit den Wittiben nicht also stricle procediren wird; werdet derowegen sehen, daß sie auf ihrem Güttl kann wohnen, bis ihr unser Herr bessere Gedanken gibt, daß sie den rechten Glauben wird begreifen mögen.“

Bald nach dem Antritte seiner Regierung machte der Herzog von dem ihm zustehenden Münzrechte Gebrauch; doch wurde die Ausprägung durch die Abwesenheit des Herzogs während des Feldzuges 1626 noch verzögert. Der erste schriftliche Befehl, welcher in Beziehung auf die Münze uns vorliegt, ist aus Zerbst vom 31. Juli 1626, wo der Herzog an seinen Landeshauptmann, der ihm die Zeichnung zu dem ersten

Münzstempel geschickt hatte, schreibt: „Hier schicke ich euch wieder, wie ihr vor mich auf der Münz machen lasst; es gefällt mir Alles, aber weiß nicht, wer Euch hat in Sinn das „dominus protector meus“ geben, da doch meine devisa ist: „in vita invidia“, drumb lasst das erste aus und macht dies.“ Dieser Befehl wurde jedoch nicht befolgt, und keine Münze findet sich mit dem von Wallenstein gewählten Spruche.

Der Herzog ließ einfache, doppelte, fünffache, zehn- und zwanzigfache Dukaten, sogar Goldstücke von 50 Dukaten an Werth, ferner Reichsthaler zu ein und einem halben Gulden rheinisch, Fünfgroschenstücke und einfache Groschen prägen. Mit dem Banquier Hans de Witte hatte er wegen der Goldlieferung für die Münze einen eigenen Contract abgeschlossen. „Der Hans de Witte,“ *) schreibt er an Taxis, „wird Euch alle Monat 1000 Ducaten auf Gitschin auf seine Unkosten und risigo liefern, seht, daß dieselbige alle Monat vermünzt werden, und wenn er ein anderes Tausend Ducaten zum Münzen wird schicken, gebt ihr ihm die, so ihr gemünzt habt, wieder zurück und solches seht, daß puntualmente geschieht, und alle Monat die 1000 Ducaten gewiß gemünzt werden; lasset auch fleißig Reichsthaler münzen.“

Der Herzog wollte jedoch aus dem ihm als Reichsfürsten zustehendem Münz-Regal keinen unredlichen Vortheil ziehen, wie so viele andere Fürsten in jener kriegerischen Zeit und der Kaiser selbst es thaten; er spricht sich darüber sehr entschieden aus. An seinen Vetter Max von Waldstein schreibt er aus Güstrow von 18. Dezbr. 1628 in Beziehung auf einen mit dem Hauptmann zu Sagan wegen der Münze abzuschließenden Contract: „Du musst den Hauptmann avertiren, ich wolle nicht, daß die Groschen- und Kreuzerstücke mit dem kaiserlichen Adler geprägt werden, obzwar es mir einen viel größeren Nutzen verschaffen würde. Ich thue es aber nicht des Nutzens, sondern der Reputation wegen; verfüge es daher auf irgend eine Weise und tracht' das Münzen unverzüglich beginnen zu lassen. Mein Bild und Wappen soll nach Gitschiner Weise und auf die Art, wie ich dir gelegenheitlich zuschicke, auf der Münze geprägt werden; laß alle Prägeisen zum Bild und Wappen überarbeiten und das letztere folgender Maßen einrichten: Das Saganer muß nämlich auf beiden Seiten seyn, um das Wappen und Bild aber will ich beiliegende Worte haben; sollte jedoch nicht alles ausgeschrieben werden können, so kann's per abbreviationem gemacht werden und zwar: Albertus D. G. Dux Fried. et Sag.; überhaupt richte es so ein, daß die Arbeit sogleich in Gitschin und Sagan beginnen kann.“ — Nimmer geht es dem Herzoge mit dem Münzen der Dukaten rasch genug. „Ihr geht zu langsam um mit Münzung der Dukaten, thut besser dazu, daß ich desto balder kann alles das Geld in Dukaten Meines Schlages vermünzt haben.“ — Vornehmlich ist es nur immer der Hans

*) Es ist sehr zu bedauern, daß bis jetzt über das Verhältniß, in welchem der Herzog mit dem Kaufmann Hans de Witte in Prag (und Hamburg?) stand, der als Wechsler, Banquier und Armee-Lieferant sehr bedeutende Geschäfte für ihn übernahm, das Nähere nicht bekannt geworden ist. Wir finden nur hin und wieder erwähnt, wie bald Hans de Witte den Herzog drängt und um die ihm schuldigen Vorschüsse angeht, bald der Herzog dem Hans de Witte wegen rückständiger Zahlungen sehr zusetzen läßt.

de Witte, welcher das Gold in die Münze liefern soll, und welchem hierüber vielfache empfindliche Erinnerungen von dem Herzoge zugehen. „Aus eurem Schreiben (heißt es in einem Briefe des Herzogs an den Landeshauptmann von Taxis aus Sprota d. 19. August 1627) vernimb ich, daß der Hans de Wite nicht puntualmente alle Monat die 1000 Dukaten zum vermünzen erlegt, schreibt ihm, daß ichs vor ein falimento achte. Wird er mir in dem nicht zuhalten, und thut er was er will, so wird er den Credit bei mir auf keinerlei Weis manteniren, zu euch aber versehe ich mich, daß ihr nicht werdet wie ein Stummer dazu schweigen, sondern mich alle Wochen berichten, auf daß ich mir nicht laß Unrecht thun." Im folgenden Jahre stellte sich das Verhältniß umgekehrt, so daß der Herzog wegen einer Zahlung von 1000 Thalern sehr von Hans de Witte gedrängt wird. Schon zu Anfang des Feldzuges 1628 hatte de Witte große Lieferungen für das Heer übernommen, doch scheint er eben nicht eines vollen Vertrauens bei dem Herzoge sich erfreut zu haben. Eine Forderung desselben von 40,000 fl. für Ausrüstung der Croaten, befiehlt der Herzog auf 26 bis 27,000 fl. herabzusetzen und schreibt seinem Landeshauptmann: „Dem Hans de Wite zahlt bei Leib die Waaren nicht, wie der erste accord lautet, denn ich hab die Rüstungen von den Handelsleuten nicht angenommen, sondern zahlt's ihn, wie ich euch ein accord, der zu Eger geschehen ist, geschickt hab, er ist gleichwohl nicht von ihm, aber von mir unterschrieben worden." Während des Feldzuges 1628 hat Hans de Witte wiederum große Lieferungen übernommen, und zwar nicht allein für die Rechnung des Herzogs, sondern auch für die des Kaisers, welcher letztere ihn jedoch auch wiederum auf die von Wallenstein eingetriebenen Contributionen anwies. Der Herzog, welcher sich damals in Gitschin befand und sich von dem in Böhmen anwesenden Kaiser den Herzogshut von Mecklenburg ausbat, übernahm es aus Gegengefälligkeit, eine Schuld des Kaisers von 30,000 Thlrn. bei Hans de Witte zu tilgen. Die armen Mecklenburger freilich, und zunächst die Bürger von Rostock sind es, welche diese Summe aufbringen müssen. Der Herzog beauftragt den Obersten Arnim in einem Schreiben aus Gitschin vom 3. Jan. 1628: „von den 50,000 Thalern, welche die Rostocker erlegen sollen, 30,000 Thaler an ein Hamburger Haus für Hans de Wite zu zahlen, welcher für Rechnung des Kaisers municionem und andere Nothdurfte vor die artollerie geliefert hat." Zugleich soll er an dasselbe Haus noch andere 30,000 Thlr. zahlen, eine „particular-Schuld" des Herzogs an Hans de Witte, so daß im Ganzen 60,000 Thaler aufzubringen sind. Den Herzog drückt diese Schuld und er hat keine Ruhe, bis Arnim das Geld nach Hamburg geliefert hat. Bereits unter dem 16. Januar schreibt er ihm: „Die 60,000 Thlr. dem Hans de Wite bitt ich der Herr wolle unverzüglich erlegen lassen, denn sonsten verliere ich meinen Credit ganz und gar." Die Zahlung verzögert sich bis zum Mai und dem Herzoge wird von dem ungeduldigen Banquier keine längere Frist gestattet. „Der Hans de Wite (schreibt Wallenstein an Arnim aus Gitschin vom 5. Mai 1628) liegt mir stets in Ohren wegen der 60,000 Thlr., bitt den Herrn ganz fleißig, er contentir' ihn, er wird mich einer großen Last entheben," und aus Opotschno d. 17. Mai: „Ich bitt, da das Geld dem Hans de Wite

noch nicht erlegt ist, der Herr lasse ihms erlegen, denn er plagt mich stets." — Endlich läßt Arnim das Geld unter guter Bedeckung nach Hamburg abführen. — Noch in demselben Jahre kehrt sich das Verhältniß wieder um, so daß der Herzog den Hans de Witte als säumigen Schuldner mahnen läßt. „Ich weiß nicht (schreibt er aus Güstrow d. 24. Septbr. 1628 an Taxis), ob der Hans de Wite die eine Post, so sich in die 13,000 Gulden oder darüber erstreckt, welche ich in Ihro Majestäten Nothdürften ausgeben, euch bezahlt hat, denn also hab' ich ihm und euch geschrieben, dahero denn ihr müßt sehen, daß solches bald geschieht und ihr das Geld zu anderen meinen Nothwendigkeiten anwenden mögt."

Vom November 1630 bis zum November 1631 verweilte der Herzog zu Gitschin und Prag, mit Bauten, Anlagen und neuen Einrichtungen beschäftigt. Da er jetzt nicht mehr die großen Bestellungen für sein Heer bei den Fabrikanten und Handwerkern, die er in sein Herzogthum gezogen hatte, machte, und seine eigenen Unterthanen von den kaiserlichen Truppen durch Einquartirung und Contributionen in Anspruch genommen wurden, nahm die Verarmung des Landes auf eine, für den Herzog selbst sehr fühlbare, Weise überhand. Vergebens erinnerte er den Kaiser an die, für den Verlust von Mecklenburg ihm zugesagte, Entschädigung, vergebens an die Wiedererstattung der rückständigen Summen für Kriegsaufwand. In dem herzoglichen Hofstaat eine Einschränkung zu machen, schien ihm gerade jetzt, wo ihn seine Feinde so sehr gedemüthigt sehen wollten, mit seinem Ehrgefühl unverträglich, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir von dieser Zeit an, weder den Wohlstand des Landes neu aufblühen sehen, noch die Finanzen des Herzogs in glänzenden Umständen finden. Als nun vollends der Einmarsch der Sachsen nach Böhmen, zu Ende des Jahres 1631, den Herzog zwang, sein Land zu verlassen, und er sich eine Zeit lang von allen seinen Hilfsquellen abgeschnitten befand, war seine Lage immer bedrängter, und nur so läßt sich der gereizte und heftige Ton erklären, in welchem die Befehle abgefasst sind, welche er in dieser Zeit, wo ihm die zweite Uibernahme des Oberbefehls noch nicht die Aussicht auf die Wiedererstattung seiner Verluste eröffnet hatte, an seine Kammer zu Gitschin erläßt. Er befiehlt, gegen die Restanten mit unnachsichtiger Strenge zu verfahren und macht die Kammerräthe dafür verantwortlich. „Seht, tractirt mich vor kein gutts Mannl (schreibt er d. 25. Novbr. 1631 nach Gitschin), denn sonsten periclilirt euer Leib, Ehr und Gut. Ich will die so in Leipa und Hauska exorbitiren bald zu recht bringen, wenn mir der Ueberrest von der Armee nacher anlangen wird. Es aber stehet im cervell, denn ich werde gewiß mit euch noch niemandsen scherzen."

In Znaim, wohin sich der Herzog zunächst begab, hatte er noch seinen ganzen Hofstaat um sich, doch fehlte es bald zum Unterhalt desselben an den nöthigen Mitteln. „Ihr habt mir (schreibt er aus Znaim d. 20. Jan. 1632 an seinen Gitschiner Regierungsbevollmächtigten Kunesch) auf die Quota 18,000 fl. geschickt; damit ihr aber wissen sollet, daß auf künftigen Monat nicht 18, sondern 36,000 fl. ich haben will, sehet zu, daß ihr neben den Hauptleuten auf meinen Gütern, solche mit Einmahnung der restirenden Contributionen, deren etliche viel Tausend

15

hinterstellig, sowohl auch der neu angelegten Landsteuer zusammenbringet und mir das Geld herein nacher Znaim völlig überschicket, wofern anders ihr nicht wollet, daß ich zuförderst den Hauptleuten und nachher euch die Köpf abschlagen lasse, da ich sehe, daß ihr den Hauptleuten durch die Finger sehet und meine Befehle für Scherz achtet. Wornach ihr euch zu richten." — Diesem Schreiben fügt der Obrist-Hofmeister Paul Graf zu Lichtenstein ein zweites bei, in welchem unverholen die Noth ausgesprochen wird, in welcher der gesammte Hofstaat sich befindet. „Es ist (heißt es in diesem Schreiben) die Armuth bei J. F. G. Hofstatt, sonderlich den gemeinen Leuten, so groß, daß ich sie ohne Klag zu erhalten mir nicht getraue, denn die Herren (Kammerräthe) wissen, daß ich das vorige Monat, sowie auch dieses, das nunmehr zum Ende lauft, keinen Kreutzer empfangen. Ersuche also die Herren, sie wollen in Ansehung dieses, damit ich die Hofstatt bezahlen könne, sowohl vor dieses als vor das verlassene Monat das Geld überschicken. Die allhiesigen Beamten laufen auch stündlich und bitten um Gottes Willen, damit sie den Verlag desto besser haben können, nur um etwas Weniges von Geld. Es haben die Herrn bis dato wider J. F. G. Befehl, der Ihnen doch längst von mir angedeutet worden, auf Brot, Fisch, Bier und Haber keinen Kreuzer verordnet, obwohlen Sie mich bericht't, sie schicken durch Herrn Sitt hierzu 6000 fl. davon ich aber außer 300 fl. nicht gesehen und wird Herr Sitt, wo solches Geld hingekommen, die Herrn zum Besten zu berichten wissen."

Bei dem besten Willen war es den Kammerräthen nicht möglich, die geforderten Summen dem Herzog zu senden, denn es fehlte ihnen während seiner Abwesenheit an den nöthigen Zwangsmitteln zur Eintreibung der Contributionen und Steuern, und selbst wenn ihnen diese zu Gebot gestanden hätten, würde es nicht möglich gewesen sein, von den gänzlich verarmten, durch Freund und Feind zu Grunde gerichteten Einwohnern noch etwas zu erpressen. Der Herzog aber nimmt in seiner gereizten, heftigen Stimmung hierauf keine Rücksicht: „Euer Entschuldigen (schreibt er an seine Kammerräthe aus Znaim vom 30. März 1632) seind lauter verlogen und unwahrhaftig; seht, so lieb euch euer Seelen Seligkeit ist, mich bei der Nase nicht umzuziehen; denn so wahr Gott lebt, ihr werdet mir's mit euren Köpfen zahlen müssen, wo ihr mir die Quota nicht alle Monat liefern werdet; ich hab lang genug zu euern Proceduren still geschwiegen, aber merket mir wohl auf, ich werde gewiß mit euch nicht scherzen." In dieser leidenschaftlichen Sprache, welche, wie schon oben bemerkt wurde, vornehmlich durch die schmerzhafte Krankheit, an der er litt, und durch die ärgerlichen Anläße, welche die neue Uibernahme des Oberbefehls mit sich brachten, erklärt werden kann, sind von jetzt an alle Befehle an seine Unterthanen abgefasst, und eben so wie der Herzog bei dem Heere, zumal bei der Schlacht von Lützen, nur der Tyrann (von den Welschen: il tiranno) genannt wurde, so nimmt er auch in seinem Herzogthume ein so verändertes despotisches Wesen an, daß er nur Furcht und Schrecken verbreitet. Unerschwinglich waren die Lasten, welche den armen Unterthanen von dem Kaiser nicht minder, als von dem Herzoge, aufgebürdet wurden. Zu Anfang des Jahres 1633 betrugen die Rückstände an kaiserlichen Contributionen in

dem Herzogthume Friedland 80,000 Strich Getreide und 40,000 fl.; dem Herzoge restirten die Unterthanen außer dem Korn nur 4000 fl. Auf die Anfrage der Kammerräthe: „wie es mit den verarmten Herrschaften fernerhin hinsichtlich der Abgaben zu halten sei?" gab der Herzog den Bescheid: „Dieser Punkt steht auf der Neuschlösser, Aicher, Friedländer und Reichenberger Kopf: daß sie mit dergleichen nicht mehr kommen, sonsten wollen Ihro Fürstl. Gnaden ihnen die Hälse lassen abschlagen." Wenden sich die Unterthanen in ihrer Noth selbst an den Landesherrn, so lautet der Bescheid eben nicht tröstlicher. Auf eine Bittschrift, in welcher die Einwohner von Gitschin ihre gänzliche Verarmung klagen, erhielten sie zur Antwort: „Mit dergleichen Klagen soll man J. F. G. nicht mehr kommen. Sie wollen's kurzum nicht hören; denn kommen sie ihm mehr, also wollen Ihro Fürstl. Gn. ihnen lassen die Köpfe wegschlagen." —

Diese harte Begegnung, welche in den beiden letzten Lebensjahren alle Diejenigen erfuhren, welche in einer näheren Beziehung zu dem Herzog standen, war wol auch vornehmlich der Grund, weshalb nach seinem Falle keine einzige Stimme der Vertheidigung sich erhob; selbst Diejenigen, die ihm nahe gestanden hatten, fanden sich nicht aufgefordert, die Ehre Desjenigen nach seinem Tode zu vertreten, der in seinen letzten Lebensjahren sie so schwer verletzt hatte.

Zum Schluß noch etwas über Wallensteins Hofstaat und Munificenz!

In den ersten Jahren seiner Regierung bedurfte der Herzog, da er mehrentheils ein unstetes Kriegsleben führte, keinen Hofstaat; so lang er mit einem Gefolge von Hunderttausend zu Roß und zu Fuß erschien, war ihm der Troß von Marschalken, Mundschenken, Kämmerern und Hofjunkern entbehrlich. Als ihn aber der Kaiser durch die Abberufung vom Oberbefehl zu dem stilleren Privatleben eines Landesherren verurtheilte, umgab er sich mit aller Pracht eines königlichen Hoflagers. Die monatliche Ausgabe für den herzoglichen Hofstaat, welche in dem ersten Jahre seiner Regierung nicht mehr als 1342 fl. betrug, beläuft sich zu Ende des Jahres 1630 auf 4673 fl. 30 kr. Zwei Verzeichnisse des herzoglichen Hofstaats aus den Jahren 1631 und 1633 unterrichten uns genauer über das glänzende Hoflager, mit welchem der Herzog sein einfaches Feldlager vertauschte.

Der Oberhofmeister, Graf Paul zu Lichtenstein, erhielt außer freier Station für sich mit fünfundvierzig Personen und achtundvierzig Pferden 200 Gulden monatlich; der Obrist-Kämmerer, Graf Otto Friedrich von Harrach (nach ihm Graf von Dietrichstein), mit 30 Personen und 32 Pferden, 100 fl.; der Obrist-Stallmeister, Graf Julius zu Hardegg, mit 30 Personen und 37 Pferden, 100 fl.; der Vice-Stallmeister von Breuner mit 30 Personen und 35 Pferden, 50 fl.; der geheime Rath von Oelß mit 18 Personen und 20 Pferden, 100 fl. Von den vierundzwanzig Kammerherren, von deren Jedem zehn bis fünfzehn Personen und zwanzig Pferde gehalten wurden, erhielten die sechzehn ersten 40, die übrigen 30 fl. monatlich; eben so die Silber-Kämmerer, Mundschenken, Vorschneider mit ihrem zahlreichen Gefolge in Keller und Küche. Als der Herzog im Jahre 1632 den Oberbefehl

wieder übernahm, begleitete ihn sein ganzer Hofstaat in das Feld, wodurch sein Troß ungemein vermehrt ward. In dem Verzeichniß der Stallpartei werden ausschließlich für den Dienst des Herzogs aufgeführt: 30 Leibpferde und Paßgänger; 70 Klepper, 15 Sänften- und Tragroß, 530 Bagagi-Roß und 260 Roß für die Bagagi-Knecht. Die „Kuchelpartei" (Küche) zählte 64 Personen, die Kriegskanzlei 69 Personen mit 36 Pferden; die Partei der Fürschneider, bei welcher sich die Leibärzte, Hofbarbiere, Apotheker und auch der Astrolog Johann Baptista Zenno eingeschrieben finden, zählte 87 Personen und 128 Pferde. Nach dem Verzeichnisse vom Jahre 1633 zählte der ganze Hofstaat des Herzogs 899 Personen und 1072 Pferde. Auf jede Person wurden täglich zwei Pfund Brot, zwei Pfund Fleisch und zwei Maß Bier gereicht, welches wöchentlich 12,586 Pfund Brot, eben so viel Fleisch und eine gleiche Anzahl Maß Bier betrug. Haber wurde auf jedes Pferd täglich ½ Viertel gerechnet, welches nach damaligem böhmischen Maß wöchentlich 938 Strich betrug. Mit einem fast orientalischen Aufwande war die Silberkammer des Herzogs ausgestattet. Sowol am Hoflager, als im Felde wurde an der Tafel des Herzogs nur von stark vergoldetem silbernen Geschirr gespeis't. Der Silberkammer stand ein Obrist-Silberkämmerer (Ladislaw Liczeck) vor, unter dessen Befehl eine große Anzahl Silberdiener, Silberwäscher, Truchsesse, Edelknaben, Tafeldecker, sowie fünfzig Trabanten gestellt waren. Nach einem vorgefundenen Verzeichniß „des Silbers, so zu Genua gemacht worden," betrug dasselbe an Gewicht 1036 Mark, und zwar: übergoldetes 427 Mark, eine jede zu 16 Thlr., thut 7552 Thlr.; weißes Silber 564 Mark, eine jede zu 12 Thlr., thut 6768 Thlr., Summa 14,320 Thlr. Es befanden sich dabei: 100 übergoldete Teller, 50 gemeine Schüsseln, 12 Realschüsseln u. s. w. Außerdem finden sich ähnliche Verzeichnisse des Silbers, „so zu Prag von Philipp Junkern, Goldschmidt," und des Silbers, „so von Augsburg angefertiget worden," vor. Die Feld-Silberkammer enthielt an Gewicht gegen 1000 Mark; darin befanden sich zehn Dutzend Teller zu 240 Mark, vierundzwanzig Einsatzbecher u. s. w.

Nicht minder prachtvoll war der Hofstaat der Herzogin; bei ihr hatten ebenfalls ein Obersthofmeister mit einer Anzahl Kammerherren und Edelknaben, eine Oberhofmeisterin mit fünf Edelfräulein den Dienst. In mehreren Rechnungen finden wir Belege, wie freigebig und splendid der Herzog für seine Gemalin sorgte. Für venezianische Tapezerei in vier Zimmern der Herzogin werden 600 fl., einem Maler für die Stück, so in der Herzogin Zimmer gestellt, 600 fl., und für die Knöpf auf Ihro Gnaden Kleid 600 fl. gezahlt.

Die lebendigste Schilderung von dem Hoflager des Herzogs zu Prag gibt uns der schon oben erwähnte gleichzeitige Carve, der in seinem Reisebericht erzählet, wie in dem Schloß eine Leibgarde von fünfzig Trabanten die Wache hielt, während andere vor dem Schloß und auf den Straßen für Ordnung sorgen. Von sechzehn Kammerherrn hatten täglich sechs Barone den Dienst, rittermäßige, adelige Herren, außerdem sechzig Edelknaben, für deren Ausbildung zum Kriegs- und Staatsdienst mehr noch als für Einübung unnützen Hofdienstes von dem Herzog gesorgt wurde; an Gala-Tagen erschien der Hofstaat in blauem Sammet,

mit carmoisinrothen Aufschlägen und silbernen Schnüren, in rothen Strümpfen und cordoanischen Niederschuhen. Einen nicht minder stattlichen Aufzug machte das Frauenzimmer der Herzogin, und für die Edelfräulein wurde eben so, wie für die Pagen, auf das Freigebigste gesorgt.

Bei aller Genauigkeit, mit welcher sich eine jede, auch die kleinste Ausgabe genau aufgezeichnet findet, vermissen wir nirgend diesen fürstlichen Aufwand. Als Zeichen hievon wird gewöhnlich angeführt, daß sich die angesehensten Grafen und Edelleute Böhmens und Oesterreichs zu seinen Diensten drängten, und mehrere Kammerherren dem Kaiser den Schlüssel zurückgaben, um bei dem Herzoge aufzuwarten. Beschränkte sich aber die gerühmte Freigebigkeit einzig und allein auf diese Kämmer- und Höflinge, so würde sie leicht zu dem Verdacht Veranlassung geben, daß sie nicht absichtslos, sondern auf eitles Sich zeigen wollen, oder auf Gegendienste berechnet war. Uns liegen jedoch vielfältige Zeugnisse wahrhaft fürstlicher und dabei gut gemeinter Freigebigkeit vor, und wenn dem Biographen vergönnt ist, auch die geringsten Charakterzüge zur Vervollständigung seines Bildes aufzunehmen, so darf erwähnt werden, daß der Herzog durchaus nicht mit den Trinkgeldern knauserte, wie es nur zu oft bei vornehmen und reichen Herren der Fall ist, woraus man auf eine, durch alle Verhältnisse durchgehende Kargheit des Geistes und Herzens zu schließen Ursache hat. Die kleinste Gefälligkeit, die ihm erwiesen wird, läßt er nicht unbelohnt, und seine Gewissenhaftigkeit hierin wird zuweilen zur zartesten Aufmerksamkeit. Er erinnert daran, die Trinkgelder für die Gärtner nicht zu vergessen, welche „für J. F. G. der Herzogin Nothdurft schöne riechende blaue Veilchen in Dero Garderobe eingeschickt," sowie für die Weingärtner, welchen anbefohlen wurde, „bei dem Rebenschnitt im Frühjahr den Saft aus den weißen Reben in Flaschen zu fassen, und denselben, sowie die Asche der dürren, verbrannten, rothen Reben der Herzogin einzusenden." Aus den Reisetagebüchern ergibt sich, daß der Herzog kein Quartier ohne Trinkgeld verließ. „Zu Mährisch-Tribau, da J. F. G. gefrühstückt haben, Trinkgeld gegeben 2 Thlr.; item den Einheizern gegeben 1 Thlr., in die Kuchel (Küche) 1 Thlr. — Zu Leitomischel, wo J. F. G. zu Nacht geblieben, 20 Thlr., zweien Boten, welche den Weg gewiesen haben, 2 Thlr. Von Leitomischel bis auf Königgrätz den Bauern, welche vorgespannt haben, Trinkgeld 10 Thlr. Da J. F. G. zu Königgrätz über Nacht geblieben, Trinkgeld 10 Thlr. — Zu Getzin, da J. F. G. in der Kirche gewest, für die armen Leut ausgetheilt 4 Thlr. und abermals 6 Thlr." (?) Die Einladungen zu Kindtaufen und Hochzeiten armer Leute kommen häufig vor, sie werden nie abgelehnt und das Geschenk nie vergessen. „Dem Balthasar Tiel zur Kindtauf lassen J. F. G. geben durch die Kammer 30 fl.; dem Jan Smrtschka, Forstmeister, zur Kindtauf des Töchterleins 100 fl. — Zur Einkaufung eines Bechers zum Präsent auf des Unterkuchelmeisters Hochzeit gegeben 150 fl. — Hoseas Lendt, Hofbalbirer, der J. F. G. zur Ader gelassen, gegeben 30 fl." —

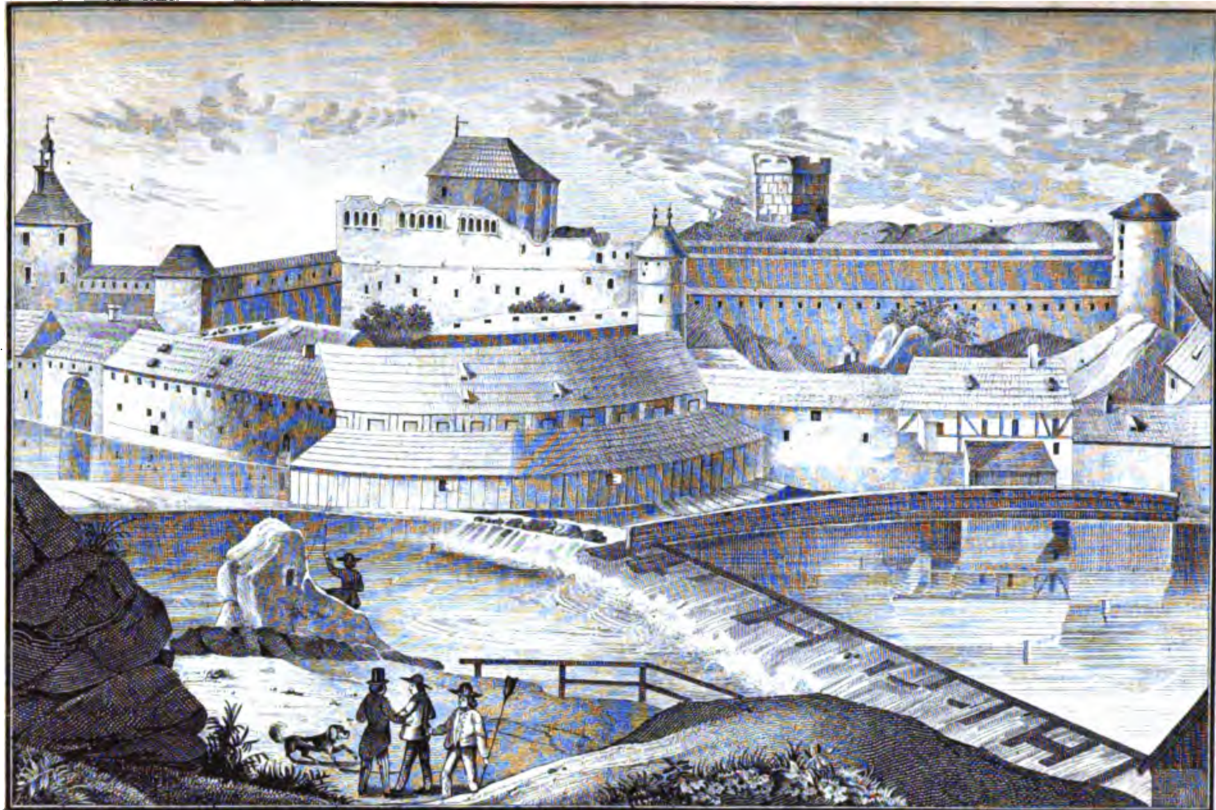
Hielt sich der Herzog bei dergleichen Ausgaben in den Grenzen haushälterischer, wenn gleich seinem Stande angemessener Freigebigkeit, so sind dagegen die Geschenke, die er an seine Officiere und Regimenter nach glücklichen Gefechten macht, bei den so oft beschränkten Mitteln und

der geringen Aussicht auf Wiedererstattung von Seiten des Kaisers, verschwenderisch zu nennen. Als Graf Isolani ihm in das Lager von Nürnberg zwei Standarten, die er den Schweden abgenommen hatte, überbrachte, ließ er ihm ein prächtiges Gastmahl ausrichten und als Geschenk 4000 Thaler und ein Leibroß aus seinem Marstall zustellen. Am andern Morgen erfährt der Herzog, welcher nicht bei Tafel erschienen war, daß Isolani das Geld in derselben Nacht verspielte. Er schickt ihm auf's Neue durch einen Pagen 2000 Stück Dukaten. Isolani will dem Herzoge auf der Stelle seinen Dank bezeugen; allein er lehnt ihn ab und lenkt das Gespräch darauf, daß er Nachricht von einer schwedischen Zufuhr erhalten, welche von Würzburg im Anzuge sei. Isolani beurlaubt sich, und nach wenig Tagen bringt er den ganzen schwedischen Transport nebst vierhundert Gefangenen und drei Standarten in das Lager. — Nach der Schlacht von Lützen, nach welcher der Herzog über verschiedene Officiere, welche sich schlecht gehalten, sehr strenges Gericht hielt und mehrere an dem Leben strafte, ertheilte er an diejenigen Officiere und Regimenter, deren Muth und gute Haltung er zu rühmen hatte, sehr ansehnliche Geschenke. Der Graf Merode erhielt 1000 Stück Species-Dukaten, der Oberst Rehraus 10,000 Gulden, der Graf von Harrach eine goldene Kette von 200 Dukaten an Werth, der Marchese de Grana 5000 fl., der Feldzeugmeister Hans Breuner 12,000 Gulden; unter sechs Feldregimenter wurde die Summe von 50,736 Gulden vertheilt.

Das äußere persönliche Auftreten Wallensteins hielt sich in den Grenzen der ihm angemessenen würdevollen Einfachheit.

„Der Herzog selbst hielt sich," wie ein gleichzeitiger Berichterstatter (Dr. Schupp) erzählt, „nicht prächtig in Kleidern; er trug rothe Beinkleider (noch gegenwärtig die Auszeichnung österreichischer Generale), einen Koller und darin etwa ein paar Aermel von Canavas; desto sauberer hielt er seine Dienerschaft in der Kleidung." — Diese Angaben scheinen sich aus den vorgefundenen Schneiderrechnungen in so fern zu bestätigen, als sich daraus ergibt, daß der Herzog in der Wahl der Farben sehr bescheiden war. Die mehrsten seiner Kleider waren aschefarben, leberfarben, nägelbraun; das Zeug dazu: Rasch, Boy, spanisches Tuch, Barikon; sogar fünf Wämser von Leinwand kommen darin vor; den Mantel trug er jedoch von Scharlach. Aus dergleichen Rechnungen wissen wir auch, daß der Herzog für ein Paar „weiße cordoanische gewichste Stiefeln" fünf Thaler bezahlte, welche er sich wegen des Podagra's mit Pelz füttern ließ. Für vier ganze Castorhüte, welche er sich aus Hamburg kommen ließ, wurden 52 Thlr., und für zwei graue Regenhüte 8 Thlr. bezahlt. Für Spitzen und Borten auf zwei Dutzend Kragen und Tatzeln (Manchetten) wurden 97 Thlr. und für ein Paar „Häntschen" (Handschuh) 4 fl. 12 kr. bezahlt.

Unter den gleichzeitigen Porträten Wallensteins finden sich besonders zwei, die einander den Vorzug streitig machen. Das eine (nach van Dyk, Original im Schlosse Dux) kennen wir bereits aus dem ersten Bande. Das andere befindet sich im Friedländer Schlosse, ist ein Original in Lebensgröße, und wurde, nach einem daran gewesenen Zettel, im Jahre 1626 von einem nicht bekannten Meister gemalt. Wir geben hier eine Copie davon.



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner jun.

Ansicht des alten Schlosses zu Eger.

Urgeschichte von Eger.

(Mit einer Abbildung des alten Egerer Schlosses.)

Sowol Stadt als Gebiet von Eger spielen schon in der grauesten Vorzeit eine hochbedeutsame historische Rolle. Zeigt man ja selbst ein Römerdenkmal im Schooße der Stadt Eger — einer Stadt, die (wie schon im ersten Bande der illustrirten Chronik S. 721 gesagt ward) einst das Eigenthum der Hohenstaufen, später reichsunmittelbar, dann böhmisch, seit 1278 wieder unter Reichshoheit zurückgebracht gewesen, derselben aber endlich 1322, nach mehrfacher Verpfändung, auf immer entzogen und dem Königreiche Böhmen inkorporirt worden ist.

Zu dem Wenigen, was im ersten Bande der illustrirten Chronik (615—619) über das alte Egerer Schloß und seine Doppelkapelle mitgetheilt wurde, bringen wir nun das weit Wichtigere nach, nämlich die Entwickelung der geschichtlichen Anfänge Egers, so weit unsere Hilfsmittel reichen, und wir treffliche Vorarbeiten (wie jene von Kropf im Januarhefte der Museumszeitschrift von 1828) benutzen konnten.

Kaum hat eine andere Stadt einen solchen Reichthum von Lokal-Chroniken aufzuweisen, wie Eger; aber dieser Reichthum ist in Bezug auf die älteste Egerische Geschichtsepoche eine wahre Armuth zu nennen, weil kein Funken von Kritik in all' dem Chronikenwuste leuchtet. Zwar haben Grüner und Pröckl manche Beiträge hiezu geliefert, die aber vereinzelt und namentlich von Seiten der Forschung allzu unerheblich sind. Und was in Palacky's Geschichte über Egers Vorzeit gelegenheitlich vorkommt, ist ohne Liebe zum Gegenstande und meist ohne Beweise hingestellt.

Man pflegt Eger in den Umfang der frühesten Grenzen Böhmens einzubeziehen und eine slawische Grundbevölkerung dahin zu versetzen — Beides nur durch Folgerungen! „Es gehörte — sagt Palacky I., 95 — nicht blos das Gebiet von Eger, sondern auch die Gegenden von Wunsiedel, Waldsachsen, Tirschenreut und Bernau bis zum XI. Jahrhunderte zu Böhmen" (vgl. Lang Bayerns Gauen 1830, S. 122). Das erste gewöhnliche Datum der Egerlandshistorie fällt übrigens in das X. Jahrhundert, und steht mit der Gründung des böhmischen Landesbisthums (973) in muthmaßlichem Zusammenhang. Man glaubt nämlich, das neue böhmische Bisthum, welches eigentlich mit Regensburg zur Salzburger Erzdiözese hätte gehören sollen, sei dem Mainzer Erzbischof untergeordnet worden, um ihn für den Abgang zu entschädigen, den sein Sprengel durch die Stiftung von Magdeburg erlitten hatte. Dahingegen sei das Regensburger Bisthum unter dem heiligen Wolfgang für die Willfährigkeit, womit dieser die Errichtung des böhmischen Bischofstuhles gefördert, durch die Verleihung ansehnlicher Besitzungen in Böhmen entschädigt worden.*) Doch macht man auch eine andere An-

*) Palacky Gesch. I., 228.

ficht geltend, zufolge welcher das Egerland dem böhmischen Reiche dadurch entfremdet worden sei, daß deutsche Colonisten (wie schon Bd. I., S. 264 erwähnt) dies Gebiet allmälich in Anspruch genommen und sich unter den Schutz der deutschen Kaiser, der Herzöge von Bayern und der ostfränkischen Markgrafen (Dobner Annal. IV., 487; V, 340; Lang Bayerns Gauen S. 123) begeben hätten. „Auf diese Art — schreibt Palacky (I., 267) — scheint auch das Gebiet von Eger für Böhmen verloren gegangen zu sein; wenn es nicht etwa derjenige Strich Landes war, der im Jahre 973 als Entschädigung an das Bisthum Regensburg abgetreten wurde."

Den äußersten nordwestlichen Grenzbezirk Böhmens bildete also von dieser Zeit an der Elbogner Kreis — in dem Circumskriptionsdiplome des Prager Bisthums (Cosmas 168) als terminus Zedlica bezeichnet. „Das Gebiet von Eger — wiederholt Palacky (II., 1. 6) — scheint schon im X. Jahrhunderte von Böhmen getrennt worden zu sein, und (fährt er fort) selbst ein Theil der Sedlitzer Supanie *), des heutigen Elbogner Kreises, war im XI. und der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts dem böhmischen Staate entzogen."

Der Name Eger wird zwar schon in den fränkischen Annalen bei dem Jahre 805 genannt, bezieht sich jedoch auf den Fluß und nicht auf Stadt oder Burg Eger: venerunt ad fluvium qui vocatur Agara (Chronicon Moissiac. bei Pertz I. 299). Auch Cosmas (1045—1125) weiß nur von einem Flusse Ogra, Ogre (p. 7. 31), und hat von der Stadt keine Kunde. Nun aber sollen, nach allgemeiner Uiberlieferung, die Markgrafen von Vohburg **) — deren Stammburg sich bekanntlich an der Donau zwischen Ingolstadt und Regensburg befand — die ältesten (bekannten) Herren des Egerlandes gewesen sein.

Ferner soll (nach einem freilich bedeutenden chronologischen Sprunge) Adelheid, die Tochter Diepolds von Vohburg, Eger als Heiratsgut dem Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) von Hohenstaufen zugebracht haben. Allein Friedrich heirathete nicht als Kaiser schon die Adelheid, sondern früher; und wenn er sie als Kaiser schon geheirathet hätte, so konnte doch dieses Heiratsgut nicht dem Kaiser oder dem Reiche, sondern als ein Familiengut dem Hohenstaufischen Stamme, und namentlich der Linie Friedrichs, zufallen. Man verfällt in Widersprüche, indem man bald das Jahr 1149, bald 1179 annimmt, wo Eger durch Heirat eine Reichsstadt geworden sein soll. Friedrich I. gelangte 1152 zur Regierung. Er war 1179 längst von seiner Adelheid getrennt; denn bald nach seiner Thronbesteigung war er mit der unfruchtbaren Ehe unzufrieden. Er ließ sich zu Constanz in großer solenner allgemeiner Versammlung der Fürsten und des Hofes von dem dasigen Bischofe Hermann nach dem Ausspruche des Cardinals Johann Orsini und mehrerer Prälaten der nahen Verwandtschaft wegen scheiden. Die üble Aufführung, heißt es,

---

*) Wir schreiben Supanie, und nicht nach moderner Czechisirung župa, weil es in Urkunden stets heißt supa oder suppa; z. B. supa Olomulici sec. IX. (bei Boczek), suppa Cadanensis 1312 (Urkunde im k. k. Staatsarchiv) u. s. w.

**) Diesen Diepold von Vohburg, Markgrafen zu Cham, bekriegte 1105 der böhmische Borziwoy, und Kaiser Heinrich V. verwendete ihn im Jahre 1110 zu einer diplomatischen Verhandlung mit den Böhmen. Palacky I., 351. 371.

sei die Ursache zur Scheidung der Adelheid gewesen. Sie heirathete hierauf den Dietho oder Diethmar von Ravensburg, des Kaisers Ministerial, einen schwäbischen Landsaßen. Hätte sie Eger als Heiratsgut dem Friedrich zugebracht, so hätte ihr dieses wieder zurückfallen müssen.

Durch keine Urkunde ferner ist bisher erwiesen, daß Eger dem Markgrafen von Vohburg, Diepold oder dessen Tochter Adelheid gehört habe, und der Egrische Geschichtschreiber Caspar Brusch (blühte 1550) sagt ausdrücklich: „Als man zählte nach Christi Geburt 1179, ist Eger aus einer fürstlichen eine kaiserliche und Reichsstadt worden. Ist auch eine kaiserliche und Reichsstadt geblieben bei 136 Jahre (das wäre 1315). Und so stimmt denn die Jahreszahl 1179 auf keine Weise zu dem Heiratsgute der geschiedenen Adelheid von Vohburg.

Um diese Zeit (1179) ereignete sich im deutschen Reiche eine wichtige Begebenheit. Heinrich der Löwe, geächtet, verlor seine großen zertrümmerten Ländereien. Manches davon behielt der Kaiser Friedrich für sich, und so (nach Gemeiners Chronik) behielt er auch einen Theil von Sulzbach und die Stadt Eger. Nun erscheint der Kaiser Friedrich I. zum erstenmal in Eger am 30. Mai 1183, und dann 1188 am 25. Dez. zum zweitenmal. Er feierte hier Weihnachten 1189. Eger heißt damals: Egra civitas prope Bohemiam. Sein Sohn, Kaiser Heinrich VI., feierte hier Weihnachten 1190 und 1192, und im letzten Jahre musste der Bischof Heinrich Brzetislaw, ein Przemyslide, auf dieser „kaiserlichen Burg" das bedungene Einlager halten. *) Auch 1193 war Kaiser Heinrich in Eger. Im J. 1194 gab er von hier aus dem Kloster Waldsassen Privilegien. Dieses that in der Folge auch Kaiser Philipp aus dem Hause Hohenstaufen († 1208).

Der vorgenannte böhmische Herzog-Bischof Heinrich Brzetislaw ließ in seiner Krankheit „der Sicherheit wegen" sich nach Eger bringen, wo er 15. Juni 1197 starb. Er war mit dem Hohenstaufischen Hause im besten Einvernehmen.

Der König von Böhmen, Przemysl Ottokar I., stimmte mit für das Hohenstaufische Haus und den König Philipp 1198 und 1199, fiel aber von ihm 1202 ab. Im April 1203 war Kaiser Philipp laut Urkunden in Eger. Der böhmische König verwüstete 1201 Philipps Länder, indem er über Eger nach Thüringen zog; als er sich aber bald darauf mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt, wurde die kaiserliche Prinzessin, Kunigund, 1206 zu Eger mit dem neugebornen böhmischen Prinzen, Wenzel, verlobt. Als Kaiser Philipp durch Otto von Wittelsbach ermordet worden war (1208), trat nach vier Jahren Kaiser Friedrich aus dem Hause Hohenstaufen mächtig auf. Von Eger aus gab er 1213 die goldene Bulle für das deutsche Reich, gab dem Kloster Waldsassen Privilegien 1214 und 1219 (18. Nov.). Darin kommen Ministeriales de Egra vor.

1223 im November gab König Heinrich (Raspe) von Eger aus demselben Kloster Privilegien, und 1224 bestimmte er nach Eger eine Fürstenzusammenkunft (ad curiam Egre evocavit).

1229 gab Kaiser Friedrich II. dem Heinrich, Vogte von Plauen, und dessen Sohne, welcher sich durch Tapferkeit und Treue wider die

*) Palacky Gesch. I., 488 (nach Pulkawa).

Feinde der Kirche in Palästina als der erste Anführer der Truppen ausgezeichnet hatte, die zum Egerland gehörigen Oerter Asch und Selb, welche des Kaisers Eigenthum waren, zum Nutzgenuße mit dem Beisatz, daß sie ihren Erben verpfändet bleiben sollten (1232).

1232. König Heinrich, am 1. Juli in Eger, gibt dem Kloster Waldsassen Privilegien von hier. Ebenso 1234 am 14. Juli.

1235. Am Tage Allerheiligen hielt der Kaiser eine Reichsversammlung zu Augsburg, wo der böhmische König vom Kaiser 10,000 Mark (pro parte Sueviae, quae jure haereditario suam uxorem contigit) abverlangte. Diese 10,000 Mark, wahrscheinlich nicht ausgezahlt, sondern nur angewiesen, gaben den ersten Grundstoff zu den Ansprüchen der Krone Böhmens auf die Stadt Eger; denn König Wenzel I. hatte damals mehrere deutsche Schlösser und Städte pfandweise in Besitz.

Als im Jahre 1237 Kaiser Friedrich II. zu Regensburg von dem böhmischen Könige die Zurückgabe jener Schlösser und Städte *) verlangte, glaubte der Böhmenkönig solche mit gutem Fug verweigern zu dürfen, worüber ernstliche persönliche Streitigkeiten entstanden — zumal auch Eger zwischen den beiden Monarchen streitig war, da König Wenzel es als zum Brautschatz seiner Gemalin gehörend (wie wir schon oben meldeten) angesprochen hatte.

Eger selbst war noch im Juni 1239 in der Gewalt des Hauses Hohenstaufen, weil sich Conrad IV., Kaiser Friedrichs getreuer Sohn, hier aufhielt; allein nachdem der Papst 1239 den Bannfluch wider Friedrich II. ausgesprochen hatte, neigte sich auch König Wenzel aus alter Ehrfurcht zu der Parthei des Papstes. Der bedrängte Kaiser schrieb einen wider den Papst lautenden Brief an den König von Böhmen 1240. Der rastlosen Thätigkeit des redlichen Hohenstaufischen Conrad gelang es, einen Reichstag zu Eger zusammen zu bringen, wo (nach Gemeiners Chronik) die meißnischen, sächsischen und brandenburgischen Fürsten erschienen, und wo König Wenzel wieder zu der kaiserlichen Parthei übertrat. Als der Papst den Kaiser 1245 absetzte, fanden die geistlichen Vorschläge bei dem Könige Wenzel noch kein Gehör (1246).

Schon 1247 erklärte der Papst, daß Jeder rechtmäßig alle Güter Friedrichs nehmen und behalten könne. Dies reizte die Habsucht. König Wenzel I. war wieder zur päpstlichen Parthei getreten, und wählte mit den Gegenkaiser Wilhelm von Holland. (1247, 4. Okt.) Dagegen war der Sohn des Königs, Markgraf Przemysl Ottokar, für die Hohenstaufen, woraus der Aufstand in Böhmen erfolgte, der zum Nachtheile dieses Thronerben und seiner Anhänger ausfiel (illustr. Chronik, Bd. I. 448).

Die Möglichkeit, daß sich König Wenzel, in der Feindschaft wider das Haus Hohenstaufen, das angränzende Eger zueignete, vielleicht damit sich schadlos halten wollte, ist nicht zu läugnen, wohl aber die Angabe

*) Nach Palacky (II, 1. 109) sollen dies die Schlösser Floß und Parkstein gewesen sein, welche Friedrich II. im Jahre 1212 dem Könige Ottokar I. verliehen hatte, aber noch bei seinen Lebzeiten wieder an sich riß (da sein Sohn, K. Konrad, sie 1251 schon wieder an Bayern versetzen konnte).

des Fablers Hajek: Eger sei bereits 1249 in der Gewalt der Böhmen unter dem Herrn von Krasykow gestanden, ganz aus der Luft gegriffen.

Im J. 1252 wurde der hohenstaufische König Conrad auf offenem Reichstage des Herzogthums Schwaben entsetzt; er selbst starb 1254, und Verwirrung unter den Hohenstaufischen Getreuen herrschte, besonders in Bayern. Hier war Herzog Otto gestorben, und durch die Theilung erhielt der Sohn, Herzog Heinrich, der nun von der Hohenstaufischen Parthei abtrat (1255), den Theil bis an den böhmischen Wald.

Die Stadt Eger hat nach dem Tode des Königs Conrad IV. dessen Sohne, Konradin, gehört. Dieser unglückliche Erbe war erst zwei Jahre alt, als der Vater starb, wurde am bayerischen Hofe bei dem Bruder seiner Mutter, dem Pfalzgrafen Ludwig erzogen, während man sich an seinen Erblanden vergriff. Blos bestätigte der Pfalzgraf die Privilegien der Stadt Eger.

Das Unglück, welches die böhmischen Waffen bei Mühldorf (25. August 1257) traf, führte den wenig günstigen Kamber Frieden für Böhmen herbei; Eger konnte damals wieder an Konradin und dessen Vormund zurückgestellt worden sein. Man hatte sich um so weniger gescheut, die Güter Konradins, daher auch Eger, sich zuzueignen, als König Richard erklärt hatte: Alles sei dem Reiche anheimgefallen, weil kein Reichsoberhaupt den Konradin damit belehnt habe. Die bayerischen Herzoge Ludwig und Heinrich wollten wenigstens auf den kinderlosen Todesfall Konradins etwas gewinnen. Sie nahmen für geleistete Vorschüsse Güter pfandweise in Besitz, und ließen sich von dem elfjährigen Knaben urkundlich versprechen, daß er ihnen auf den Fall, wenn er kinderlos stürbe, sein Allod und nach möglichster Mühe, auch seine Lehen hinterlassen wolle. Konradin selbst bestätigte der Stadt Eger die Privilegien als Sohn des Königs Conrad.

Da brachen (1265) neue Feindseligkeiten zwischen Böhmen und Bayern aus. Zahlreiche böhmische und mährische Krieger besetzten die Grenze, und der Chronist Pulkawa sagt ausdrücklich: daß der König die Stadt Eger nahm, welche dem Herzoge von Bayern (als Vormund) und dem Konradin, Kaiser Friedrichs Enkel, dem Sohne der Schwester des bayerischen Herzogs, gehört hatte. Dies ist zugleich die erste sichere Eroberung Egers durch den König von Böhmen. Es waren (sagt Palacky II, 1. 197) bedeutende böhmische Streitkräfte, welche nicht allein die durch den Friedensschluß zu Kamb abgetretenen Distrikte, sondern auch das seit drei Jahrhunderten der böhmischen Krone entfremdete Eger besetzten.

Aus dem Umstande, daß Konradin Herr von Eger war, erhellet, daß Eger dem Hause Hohenstaufen als Allod oder Lehen gehörte, und keine kaiserliche oder Reichsstadt bis dahin gewesen sei.

Das Jahr 1266 führte das böhmische Heer abermals mit einem bedeutenden Zuge nach Bayern. Als König Ottokar zurückkehrte, befand er sich (9. Mai) in Eger. Die ansehnlichsten Landherren Böhmens begleiteten ihn. Er ertheilte der Stadt die Mauth- und Zollbefreiung, die Lehen, so wie sie solche durch die römischen Kaiser und Könige aus dem

Hause Hohenstaufen, durch den Pfalzgrafen bei Rhein und durch Konradin, des Königs Conrad Sohn, erhalten hätten ꝛc.

Im Jahre 1267 brach ein neuer Krieg aus, und der Chronist Neplach sagt: Egra tradita est regi et plurima castra. Nach dieser Besitznahme schrieb sich Ottokar ausdrücklich Herr des Egerlandes (der Provinz Eger). Durch den Friedensschluß 1267 blieb Eger bei Böhmen. Von dem Hause Hohenstaufen war nichts mehr zu befürchten. Der sechzehnjährige Konradin war nach Italien gezogen und endigte auf dem Blutgerüste zu Neapel 1268.

Die Prager Kreuzherren mit dem rothen Stern waren seit 1253 im Besitze von Elbogner Kirchengütern und hatten auch in Eger ein Hospital. Als die Stadt Eger 1270 am 16. Mai abbrannte und jene Spitalgebäude nicht herstellen konnte, trat sie das Armenstift an eben diesen Orden ab, was auch der Regensburger Bischof 1271 bestätigte. Dieses Feuer vertilgte den Wohlstand der Stadt; die Merkwürdigkeiten und Schriften gingen in Rauch auf; 150 Personen, darunter vier Franciskaner-Mönche, verloren das Leben.

Nun findet man seit der Besitznahme durch die Böhmen auch einen böhmischen Burggrafen: 1268 Jaross. 1269 Jarossius Burggravius Egrensis. 1272 Jerco von Waldenberg, auch Jarco genannt, Burggravius Egrensis.

Im J. 1273 sicherte König Ottokar durch einen neuen Friedensschluß mit Bayern sein Eger, auf welches Herzog Heinrich für immer verzichten musste; allein es trat ein Rächer des unglücklichen Konradin auf. Kaiser Rudolph von Habsburg sah Eger als ein durch den Tod des Konradin eröffnetes Reichslehen an, und forderte es an das Reich zurück. König Ottokar wollte den mühsam errungenen Besitzungen nicht entsagen. Krieg sollte entscheiden. Ottokar zog seine Kräfte unweit Eger zusammen, weil die Deutschen hier einzubrechen drohten. Ein Vertrag bestimmte Ruhe am 21. Nov. 1276. Ottokar zögerte mit der Erfüllung der Bedingnisse; am 6. Mai und 12. September 1277 schloß man neue Verträge, in welchen der Kaiser dem Böhmen-Könige Eger ausdrücklich für 10,000 Mark Silber überließ; denn die kaiserliche Prinzessin Guta sollte den böhmischen Kronprinzen Wenzel ehligen, und die 10,000 Mark Silber sollten ihr als Brautschatz zu Pfand verschrieben sein.

Diese Pfandsumme führt auf eine Vermuthung, warum der König Eger sich zueignete. Denn von Ottokars Vater und der Hohenstaufischen Kunigunde her hatte Böhmen seit 1235 einen Anspruch auf 10,000 Mark, welche in jenen betrübten Zeiten wahrscheinlich nicht baar ausgezahlt worden sind, und so noch auf der Erbschaft Konradins hafteten. Wenigstens waren sie nun bedungen. König Ottokar fing einen neuen Krieg mit dem Kaiser an, verlor aber 1278 in der Schlacht Krone und Leben. Ein neuer Vergleich, der sogenannte Czaslauer (?), dessen Text leider! nicht mehr vorliegt, scheint von Eger, das nach dem Vertrage vom 6. Mai 1277 an Böhmen kommen sollte, nichts mehr enthalten zu haben.

Und von nun an (1277—1278) kann bestimmt behauptet werden, Eger sei eine unmittelbare Reichsstadt, welche blos verpfändet, aber nicht zu Lehen oder Eigenthum wieder vergeben worden war; denn sie stand unmittelbar unter dem Kaiser. Da die erwähnte Heirath erst spä-

ter vollzogen wurde, so blieb die Stadt in der Benützung dem Kaiser, der 1279 ihre Privilegien bestätigte und derselben eine (uns schon aus Bd. I. S. 721—722 bekannte) Handveste verlieh.

Ferner vergabte der Kaiser 2. April 1285 von Nürnberg aus dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg das Burglehen zu Eger, das er von dem vesten Manne Kneußel von Hohenberg gekauft hatte. Auch hatte er ihm zu Lehen verliehen Wohnsiedel, das gleichfalls der vorgenannte Burggraf gekauft.

In Eger befand sich nun kein böhmischer Burggraf, sondern der egerische Richter Babo aus dem deutschen Geschlechte der Sparnecke 1281 — Cunrad 1285. Hier befand sich 1285 der kaiserliche Hof; die Stadt hatte 1281 ihren Zöllner und Münzmeister (monetarius). Große Feierlichkeiten zeichneten Eger aus, als der junge König Wenzel 1285 in der Nacht der Bekehrung des heil. Apostel Paulus die Sponsalien mit der kaiserlichen Prinzessin Guta schloß.

1289 circa Quadragesimam hielt Kaiser Rudolph hier Hof und belehnte den König Wenzel mit allen seinen Landen. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Letzteren die Stadt und das Gebiet Eger, als Mitgift seiner Gemalin, zu Pfand abgetreten (Palacky II, 1. 359).

1290. Nach der Vermälung besuchten der König und die Königin ihren kaiserlichen Vater in Eger*). Das verpfändete Eger ward ihm übergeben. (Egra civitas regibus Bohemiae pro 20,000 marc. obligatur, heißt es mehrmals.)

1291. König Wenzel II. bestätigte der Stadt als Pfandherr die Privilegien. Er bestimmte, daß sie jährlich 100 Pfund hallischer Pfennige an den König zu zahlen habe, dagegen steuer- und zollfrei sei. Er verband sich hier mit dem Pfalzgrafen Ludwig und einigen andern Reichsfürsten neuerdings zu gegenseitigem Beistand gegen Jedermann (Urk. vom 8. Okt. 1291).

Als Kaiser Rudolph gestorben war, versprach Wenzel II. seine Wahlstimme dem Grafen Adolf von Nassau, wenn Adolfs Sohn des Königs Tochter einst heirathen würde. Man einigte sich darüber, daß der neue römische König die 10,000 Mark Silber, welche König Wenzel seiner Tochter zum Heirathsgut bestimmte, gleich im Voraus erhalte. Dafür verpfändete ihm Adolf von Nassau das dem Reiche gehörige Pleißner Land, nämlich Altenburg, Chemnitz und Zwickau, sammt der Stadt und Burg Eger „mit allen Rechten, welche ein deutscher Kaiser darauf habe"; mit der Vermälung der Prinzessin (Agnes, † als Kind) sollte diese Pfandschaft aufhören, doch die Ansprüche, die der Böhmenkönig auf Eger schon besitze, ihm dann zu Statten kommen (Palacky II, 1. 371). So hafteten auf Eger und jenen Ländereien 20,000 Mark Silber.

Noch war Eger für das deutsche Reich nicht verloren; und als Diether Graf von Nassau zu Eger ein Predigerkloster errichten wollte, musste er die Einwilligung des Kaisers, dann jene des Königs Wenzel (1294) erwirken. Uiberhaupt finden sich Zeugnisse, daß gleich nach der verlobten kleinen Agnes Tode (1293) König Adolf schon wieder Acte der Souveränität über das an Böhmen verpfändete Eger ausgeübt habe (Palacky II,

*) Nach dem Chron. Franc. p. 36 in Eger — nach Palacky in Erfurt.

1. 377). Die Freundschaft zwischen Adolf und K. Wenzel von Böhmen brach, als Herzog Albrecht von Oesterreich nach der Kaiserkrone trachtete. Ein Fürstentag zu Eger 1297 ward hintertrieben. Man vereinbarte sich in Wien. Albrecht versprach, daß, wenn der Böhmenkönig ihm zur Krone verhälfe, er ihm das ganze Gebiet von Eger, Pleißnerland, wie auch Floß, Parkstein und Weiden vom Reiche als Pfand für 50,000 Mark Silber lassen wolle (1298).

Albrecht als Kaiser feindete indeß nur zu bald den König Wenzel an; er forderte 1304 Eger aus der Pfandschaft. Der König antwortete, daß er es rechtmäßig durch die Ehe erworben habe und nichts abtrete. Der Kaiser rückte feindlich über den Egerfluß. Er belagerte Eger; die Bürger, entschlossen, brannten die Vorstädte weg; doch fiel Eger erobert an den Kaiser, der den Bürgern zur Noth einen Jahrmarkt, wie in anderen Reichsstädten, verlieh. König Wenzel II. starb (1305). Der Krieg währte fort. Erst König Wenzel III. schloß Frieden und trat Eger förmlich ab. Nur jene Vesten, welche der Vater Wenzels II. im Egerlande für sein Geld angeschafft hatte, sollten im Rechtswege gehörig untersucht werden, ob sie dem Kaiser oder dem böhmischen Könige zugehören — außer der König wollte diese Vesten ohne Prozeß zu Lehen nehmen. Leichtsinnig entsagte der junge Böhmenkönig den Ländern Eger und Meißen am 5. August 1305. Hierauf bestätigte der Kaiser die Privilegien der Stadt.

Als der Herrscherstamm der Przemysliden ausgestorben war, brach Kaiser Albrecht 1308 durch das Egerische Gebiet fruchtlos in Böhmen ein. Unter Kaiser Heinrich VII. blieb Eger bei'm Reiche.

König Johann von Luxemburg musste bekanntlich Böhmen mit den Waffen in Besitz nehmen. Er setzte sich am 18. Oktober 1310 mit seinem Heere von Nürnberg aus in Bewegung, gegen Eger zu; am 1. November passirte er die Eger bei Radansfurt und zog von da allmälich bis vor Prag. Am 23. März 1311 wurde zu Eger jener wichtige Vertrag zwischen König Johann und den Herzogen von Oesterreich geschlossen, durch welchen namentlich das seit 1309 verpfändet gewesene Mähren mit Böhmen wiedervereinigt worden ist.

Nach der Wahl Ludwigs des Bayern (4. Dez. 1314) erneuerte dieser dem Könige Johann dankbar verpflichtete deutsche Kaiser das Versprechen: den böhmischen Königen das seit hundert Jahren schon öfter von ihnen besessene Eger, so wie die Schlösser Floß und Parkstein, um 10,000 Mark Silber zu verpfänden (Palacky II, 2. 112).

Da nun König Johann die alten 20,000 Mark in Anregung brachte, der Kaiser aber nicht unentgeltlich Eger vom Reiche kommen lassen wollte: so wurden, um allen Irrungen vorzubeugen, die alten 20,000 Mark als Schuld auf Eger angenommen; doch sollte der Böhmenkönig noch 20,000 Mark dazu geben. Der Kaiser stellte hierauf 1315 den Versatzbrief aus, machte von München (Erichtag nach Bartholomäi) dem Rath und den Bürgern zu wissen, daß er zum gemeinen Frommen und zur Ehre des Reiches und zum Frieden, sie mit den gewöhnlichen Diensten und der Unterwürfigkeit, die sie dem römischen Reiche schuldig waren, an den König

Johann versetzt habe, wobei sich der Kaiser das Recht der Wiedereinlösung vorbehielt.

König Johann rechnete seine vor und nach der Wahl und Krönung geleisteten Dienste auf 10,000 Mark an, und so wurden 30,000 Mark als berichtiget angesehen. Durch neugeleistete Dienste bis zum Jahre 1322 sah man auch die letzten 10,000 Mark als bezahlt an; so daß der Kaiser bekennen konnte, er habe für empfangene 40,000 Mark Eger verpfändet. Bald nach der heißen Mühldorfer Schlacht (4. Okt. 1422) begaben sich Ludwig der Bayer und König Johann nach Regensburg, wo der Kaiser die schon vor acht Jahren versprochene Verpfändung der Stadt und des Gebietes von Eger endlich vollzog, „jetzt zu 20,000 Mark Silber", schreibt Palacky (II, 2. 145) irrig (?).

Mit Wissen, Willen und Gunst der Reichsfürsten nahm König Johann Eger in Besitz; der Kaiser befahl den Bürgern, daß sie dem Könige huldigen, was sie ungezwungen thaten; worauf er von Prag aus Sonnenabend vor St. Simon und Judä die Privilegien, als ihr rechter Herr, bestätigte. Sie sollten mit keinem Kämmerer von Böhmen, sondern blos mit dem Könige, dessen Hauptmanne oder Richter zu thun haben. Im Jahre 1341 war noch Rudiger von Sparneck Richter; 1358 Bohuslaw von Schwamberg Hauptmann, 1366 Heinrich von Kitlitz Hauptmann, 1371 Borsso von Riesenberg Hauptmann — sämmtlich Männer von den ansehnlichsten Familien Böhmens.

Als Kaiser Ludwig mit dem Papste in Feindseligkeiten verfiel, und vermeinte, König Johann neige sich zur päpstlichen Parthei, zog er Eger ein und bestätigte 1330 die Stadtprivilegien; er söhnte sich jedoch 1331 wieder aus und Eger kam zurück. Als neuer offener Krieg ausbrach, blieben die Egerer den Böhmen treu. Der König bekennt 1341, daß die Bürger seinetwegen schon lange in beständigen Gefahren schwebten, wie die Scheibe vor dem Pfeil. Ein großes Ungewitter drohte 1342, als der Kaiser in Eger einfallen wollte. Der Markgraf Karl, Sohn König Johanns, wendete seine Beredsamkeit auf, die Egerer in standhafter Treue zu erhalten.

Als der unvergeßliche Karl auf den Thron gelangte, fertigte er von hier die Kriegserklärung wider den Kaiser Ludwig aus. Er lobte die Bürger des tapfern Betragens und der Standhaftigkeit wegen, versicherte, sie nicht wieder zu versetzen, noch sie von der Krone Böhmen trennen zu lassen.

Karl IV., der mit großer Bereitwilligkeit die Rechte der Unterthanen bestätigte, wollte auch über seine Rechte schriftliche Beweise besitzen. Der Pfandbrief über Eger war verloren, und doch wollte er den Besitz nie von Böhmen kommen lassen, wie er selbst in seiner Majestas Carolina 1350 festsetzte.

Er ließ sich von den Kurfürsten in der Versammlung zu Speyer bekennen: daß Eger, Floß und Parkstein um 40,000 Mark an Böhmen verpfändet sein. Der Erzbischof von Mainz und Cöln, der Pfalzgraf bei Rhein fertigten 1353 sogleich die Briefe aus. Der Kurfürst von Trier versicherte von Mainz aus, den Pfandbrief noch gesehen zu haben. Im Jahre 1355 stellte der Kurfürst von Brandenburg eine gleiche Beurkundung zu Nürnberg aus.

Auch die Stadt Eger bekannte 1354, daß sie an Böhmen versetzt sei.

Von nun an blieb Eger bei Böhmen.

Analekten zur Egerischen Chronik.

Die oben S. 222 erwähnte Egerische Feuersbrunst vom Jahre 1270 — wobei fast die ganze Stadt, das Rathhaus mit dem Archive und 150 Menschen ein Raub der Flammen wurden — hat Caspar Bruschius (Geschichtschreiber, Poet und Kirchentopograph um 1550) durch nachstehendes Chronograph verewigt:

Egra IaCet MIsere trIstes absorpta per Ignes,
InsIgnesqVe IaCent nobILIs VrbIs opes.

Die Ansäßigkeit des deutschen Ritterordens in Eger fällt gerade in die Zeit der großen Feuersbrunst. Die durch jene Calamität ganz entkräftete Gemeinde musste dem Orden aus Mittellosigkeit die Erbauung der St. Niklas-Pfarrkirche und das Patronat überlassen.

Das sogenannte „deutsche Haus" in Eger bestand schon vor dem Jahre 1290 — dies erhellt aus einer Urkunde des Burggraven Friedrich von Nürnberg, welche datirt ist: in Nürenberg proxima feria post diem S. Nicolai A. D. MCC nonagesimo (in J. S. Grüners Beiträgen xc. S. 48). Mittelst derselben bestätigt der Burggrav Namens des deutschen Kaisers Rudolph I. dem Commendator und den Brüdern domus theutonicae in Egra den Fortbesitz der Grundstücke in der Au (bona in Aue) bei Eger.

Uibrigens hat das deutsche Haus in Eger von jeher zur Balley Thüringen und in die Regensburger Diözese gehört (Millauers Deutscher Orden 1832, S. 63; illustr. Chronik v. Böhmen, Bd. I. S. 26).

Durch den deutschen Orden ist Eger auch nachmals (1564) von der katholischen Religion abgefallen.

Der Predigerorden vom heil. Dominikus siedelte sich 1294 in Eger an und erbaute sich bis 1296 ein geräumiges Ordenshaus mit Hilfe der Familien: Spervogel, von Nothhaft, Ritter von Schirnding, von Neuberg, von Zedtwitz, Häckel und Gunerauer.

Die Egerer Dominikaner wurden der sächsischen Provinz zugewiesen (Uiber die Fundationen derselben vgl. Grüners Beiträge xc. S. 68—70).

Der Egerische Kreis hatte ehemals seine eigenen Landstände.

Der Saal, wo diese zusammen kamen, hieß „Bernsaal," wo nämlich die in früheren Zeiten bestandenen Schutzgelder: Bernsteuer (Berna) oder Landsteuer, in späteren: die Türken- oder Franzosen-Steuer repartirt wurden.

Die Ritterschaft des Egerschen Kreises und die Stadt Eger haben sich von jeher als ein incorporirtes Glied des Römischen Reiches, die Stadt als eine Reichsstadt betrachtet, und erachteten, daß die Stände des Königreiches Böhmen nicht befugt wären, sie in ihre Landtage einzubeziehen, über sie Botmäßigkeit auszuüben, sie mit Steuern oder anderen Abgaben zu belegen; selbst als Kaiser Ludwig der Bayer Stadt und Gebiet an König Johann von Böhmen um einen Pfandschilling versetzte, behaupteten sie, daß sie in ihren Rechten nicht geschmälert seien. Denn Ludwig hatte Eger mit allen erworbenen Rechten und Privilegien verpfändet und König Johann hatte sich gegen den Egerschen Kreis und die Stadt verpflichtet, daß er sie nicht allein bei den vom Römischen Reiche erworbenen Gerechtigkeiten belassen, sondern auch keine „Bern" oder Landsteuer von ihnen begehren oder nehmen wolle, daß sie der böhmischen Kammer nicht, sondern unmittelbar Sr. Majestät oder dem im Namen des Königs abgesandten Hauptmanne oder dem kön. Commissäre unterstehen, mit diesem allein unterhandeln und verhandeln, und sonst keiner Jurisdiktion unterstehen sollen — worüber die Urkunde vom Könige Johann am Sonnabend vor Simon- und Juda-Tag 1322, im 12. Jahre des Reichs ausgestellt ist.

Weil nun im XVII. Jahrhunderte die böhmischen Stände den Egerschen Kreis und Stadt Eger in ihren Landtagsschluß einbezogen, und diesem in allen Punkten und Artikeln nachzukommen mitgetheilt haben, so haben die Stadt und die Ritterschaft des Kreises wider diese Neuerung protestirt, „weil sie in so viel hundertjährigem Besitze ihrer ausgeübten Rechte und bestätigten Privilegien sich befänden, sie zu obigem böhmischen Landtage gar nicht vorgeladen worden seien, und dieser sie daher nicht verbindlich machen könne ꝛc."

Bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, wo nämlich der Egersche Kreis und die Stadt in den Steuern rectifizirt wurde, sind die „Postulate" an die Egerschen Landstände gestellt worden, wegen welchen Repartitionen mit der Ritterschaft, besonders mit dem zur Stadt gehörigen Stifte Waldsassen, sich manche Differenzen ergeben haben (Grüners Beiträge ꝛc. S. 40).

Die einstigen Hauptleute, Pfleger, Burggrafen von Eger waren von großem Ansehen, Reichthum und Einfluß, so zwar, daß in unruhigen Zeiten viele Stadt- und Landbewohner ihre Güter und Gründe den Pflegern zu Lehen antrugen, um geschützt zu werden.

Allein die Stadt Eger hatte ihre Privilegien, wodurch die Macht der Pfleger einigermaßen beschränkt gewesen ist. Nach dem Privilegium Wenzels IV. vom Jahre 1377 war der Pfleger nicht befugt, ohne Einwilligung des Rathes Jemanden weder in das Landgericht, noch in die Stadt zu Mann (das ist lehenbar) aufzunehmen, und die Güter des heiligen römischen Reiches Niemand Andern, als die in das Gericht Eger gehörten, zu verleihen; hingegen denen in der Stadt und auf dem Lande war er schuldig, dieselben ohne Entgelt zu verabreichen. In Gemäßheit des Privilegiums vom Könige Wladislaw II. vom Jahre 1501 musste der Pfleger einen Revers ausstellen, daß er Stadt und Land und die Ihrigen nicht beschweren, sondern daß er sie bei Strafe von 20 Mark löthigen Goldes bei ihren alten Herkommmen, Gebrauch und Recht belassen wolle.

Ferner hatte der Pfleger keine Macht, einen Richter zu setzen; sondern nach dem Privilegium des nämlichen Wladislaw vom Jahre 1504 stand dieses Recht bloß dem Egerer Rathe zu. Dann auch war der Rath berechtigt, dem ankommenden Pfleger den Eintritt in die Stadt zu versagen, wenn er mit mehr als 30 oder 40 Pferden geritten käme, oder sich weigerte, den Revers auszustellen.

Endlich hatte er bloß die ordinäre Civil-Jurisdiktion über die im Egerschen Bezirke liegenden adeligen Rittergüter und die vor Alters her zur Burg gehörigen Bauern; denn die Stadt allein hatte die peinliche Gerichtsbarkeit über Edle und Unedle. Diese Civiljurisdiktion des Pflegers ist vermöge kaiserlichen Reskripts vom 8. Juli 1679 noch dahin beschränkt worden: daß der Pfleger über verhandelte Prozeßakten nicht sprechen durfte, sondern er musste den Stadtsyndikus und zwei qualificirte Rathsherren beiziehen und den Gegenstand in Berathung nehmen lassen, worüber nach geschehener Abstimmung das Urtheil abgefasst ward (Grüner S. 34).

Landrichter, Pfleger, Richter von Eger seit den ältesten Zeiten.

Um das Jahr 1200: Cunradus de Rore, judex in Egra.
1221 Heinricus de Liebenstein, judex provincialis Egræ.
1257 Heinricus de Wida, senior advocatus et judex provincialis in Egra.
1256 Rupertus de Liebenstein, judex provincialis in Egra.
1279—1287 Babo de Sparnek, judex provincialis in Egra.
1336—1341 Rudiger von Sparnek,
Berthold von Saghar,
Albrecht von Rothhaft,
Conrad von Plank,
Raimund von Kostomlat,
Hubert — Ratibor.
1342 Heinrich der ältere, Voigt von Wyda.
Johann von Weyßlersdorf oder Wizelsdorf.
1358—1361 Bohuslaw von Schwamberg, Landvogt zu Eger (capitaneus terrae Egrensis).
1366 Heinrich von Kitlitz, Hauptmann.
1370 Hans von Wezlasdorf, Richter.
Hubert von Prachibor, Hauptmann.
1371 Hanns von Schwab, Hauptmann.
Borsch von Rißabergk (lies: Riesenburg), Richter.
1378 Jesko von Südlitz, Pfleger und Richter.
1379 Johann Landgraf von Leuchtenberg, Hauptmann und Pfleger.
1383 Markhardt von Redwitz, Richter.
1386 Buzlas von Hertenberg.
1396 Pusko von Schwaneberg.
1395 Burkhardt von Jenowitz, genannt Styrnade, Hauptmann.
1398 Johann Landgraf zu Leuchtenberg, Graf zu Hals, Hauptmann.
1401 Hubert von Hertenberg, Richter.

1403 Herwart von Colobrat, Pfleger.
1404 Hans von Forste.
1408 Friedmann Redwitzer, Hauptmann.
1413 Heinrich Herr von Plauen, der Jüngere, Pfleger.
1415 Wenzel von Donyn, Pfleger.
1422 Wenzel von Illburg, Pfleger.
1430 Caspar Graf von Schlick, Pfleger.
1431 Ullrich von Sak, Pfleger; und
Nikl G. Schlicht, Richter.
1446 Mathes Graf Schlick, Pfleger.
1447 Wenzel Graf Schlick, Pfleger.
1501 Kaspar Graf Schlick, Pfleger und
Sigmund von Reitzenstein, Hauptmann.
1503 Kunitz von Krag, Hauptmann.
1507 Christoph Herr von Guttenstein, Pfleger.
1508 Albrecht von Colobrat auf Liebenstein und Graupen, böhm. oberster Kanzler, Pfleger.
1509 Johann Herr von Guttenstein auf Königswart, Pfleger, und
Michel Matl, Richter.
1514 Mathes Hiserl von Kodau, Pfleger.
1524 Jeronimus Schlick, Graf zu Passaun, Herr zu Weißkirchen und Elbogen, Burggraf zu Eger.
1529 Bernard Schlick, Graf zu Passaun, Burggraf.
1531 Albrecht Schlick, Graf zu Passaun, böhm. oberster Kammermeister und Burggraf.
1534 Jeronimus Graf Schlick, Pfleger.
1540 Wolf von Wirsperg, Pfleger.
1548 Heinrich Freiherr von Zedtwitz, Pfleger.
1556 Joachim von Schwaneberg.
1578 Hanns Sebastian von Zedtwitz und Weserau, Burggraf.
1590 Hanns Thoma von Zedtwitz, Burggraf.
1596 Hanns von Popp, Burggraf.
1599 Stephan Georg von Sternberg. Dieser hat der Stadt die Burg und Einkünfte im Jahre 1600 gegen Erlag von 7500 Thaler auf 20 Jahre abgetreten, da er die Burg von Kaiser Rudolph II. pfandweise übernommen. Die Stadt Eger hat Sr. Maj. 15000 fl. erlegt, und es wurden ihr Verwaltung und Einkünfte bis 1650 überlassen.
1650 Freiherren (und darauf die Grafen) von Metternich auf Königswart, Burggrafen.
1700 Graf Anton von Nostitz auf Falkenau, Burggraf.
1744 Graf Wenzel von Oppersdorf, Burggraf.
1767 Graf Leopold von Clary-Aldringen, Burggraf und kaiserl. Grenzkommissär.
1770 Graf de Fyn k. k. Appellations-Rath, Burggraf.

Nach des Letzteren Rücktritte wurde mit a. h. Entschließung vom 11. Dez. 1773 die Burggrafen-Amts-Verwaltung dem Elbogner Kreishauptmann mit dem Genuße der Emolumente übertragen — wobei es bis 1849 verblieben ist.

Die Gefängnißthürme des Prager Hradschins und ihre Sagen.

(Mit einer Abbildung.)

Wie aus dem ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 13 — 14) bekannt, hat die Prager Burg, wie sie vornehmlich Ottokar der Große erbaut, oder wenigstens befestigt, zumeist an der Stelle des jetzigen Oberstburggrafenamtes und Lobkowitzischen Palastes gestanden, und an der nördlichen oder Hirschgrabenseite befanden sich die stärksten Wälle und Thürme derselben. Letztere ragen auch noch gegenwärtig als trotzige Denkmäler der Feudalzeit zu uns herüber und geben dem Alterthumsforscher genug zu deuten und zu sinnen.

Das alte Oberstburggrafenamtsgebäude — wiewol in der Mitte des XVI. Jahrhunderts von Grund aus überbaut — bildet nun den Hauptzugang zu den drei Thürmen, die schon im ersten Bande dieses Werkes (S. 55—56) mit den Namen schwarzer Thurm, weißer Thurm und Thurm Daliborka bezeichnet worden sind. Aber selbst das Oberstburggrafenhaus ist nicht ohne ältere Bestandtheile, und man sieht an dem vielen ruinirten Gemäuer, den verdeckten Säulen, den unterirdischen verschütteten und vermauerten Gängen, dann an den theilweise abgetragenen Gewölben und Bögen, daß Bestimmung und Form dieses Gebäudes oft und verschiedenfach abgeändert worden seien.

Wir wollen demnach vorerst das Oberstburggrafenamt selbst in's Auge fassen.

Im Jahre 1512 war die zuvor in dem altstädter Königshofe aufbewahrte Landtafel in dieß Gebäude übertragen; aber schon im Jahre 1541, den 2. Juni das Schloß sammt jenem Urkundenschatze (wie aus Bd. I. S. 158 bekannt) von den Flammen verzehrt. Bald darauf, nämlich im Jahre 1555, ist dieses Gebäude auf Veranstaltung des Prager Oberstburggrafen Johann von Lobkowitz, unter der Aufsicht des Baumeisters Johann Ventura, so wie man es jetzt sieht, im italienischen Styl überbaut worden, welches die, ober dem kleinen zur Treppe führenden, Thore angebrachte Aufschrift anzeigt:

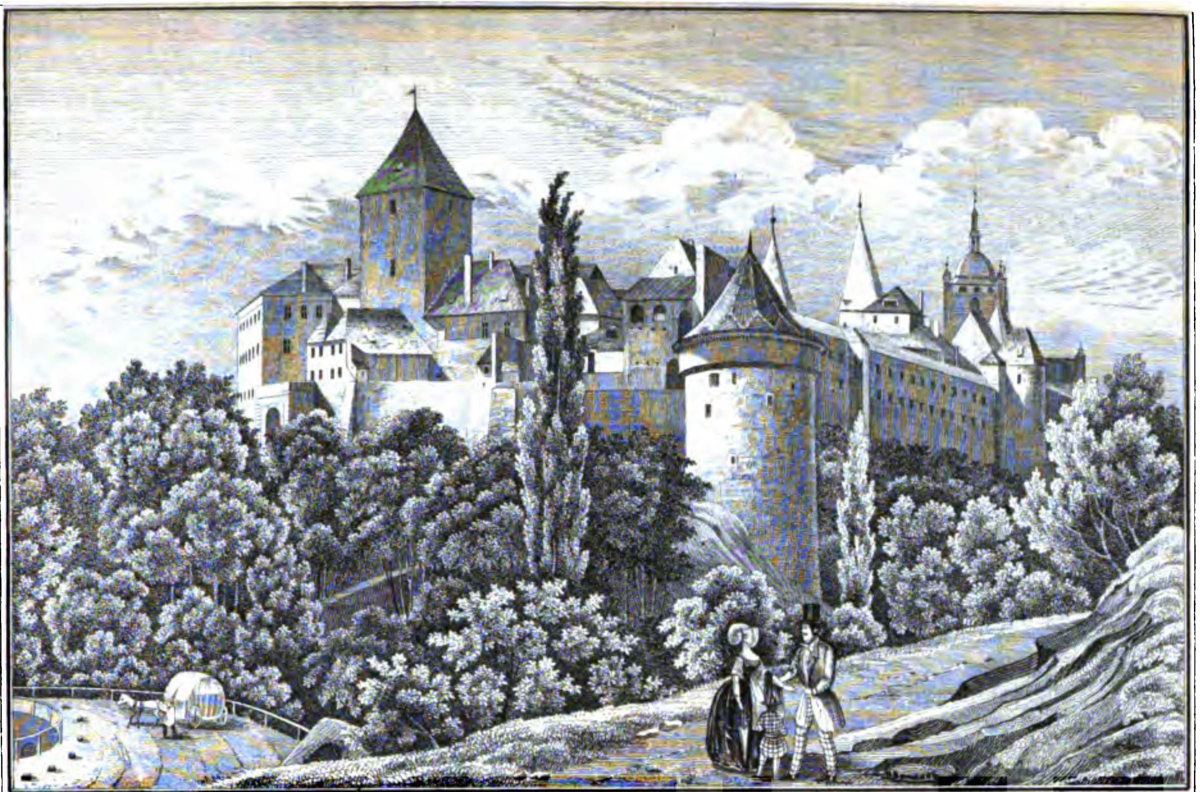
M D L V
Johannes Ventura Spectatile fecit.

Ober dem Hauptthore sind vier in Marmor gehauene Wappen mit Inschriften zu sehen. Das zur linken Hand befindliche, ist das Waldsteinische, mit der Aufschrift:

Adam z Waldssteyna neywyšsſi Purkrabj prazſký.
1636.

Das zur rechten Hand eingemauerte Martinitzsche Wappen hat die Inschrift:

Jaroslaus Borzita Comes a Martinitz
Supremus Burgravius Pragensis.
1642.



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner jun.

Die Gefängnißthürme des Hradschin.

Das mittlere ist das gräflich Wrbische mit der Aufschrift:
Jan Joz. Hrabie z Wrtby neywyšssi Purg. w Praze
Rytirz zlateho Rauna.
1712.

Das ober diesen Wappen eingemauerte ist jenes des Oberstburggrafen Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg, mit der Jahreszahl 1780. Auf der Hauptseite gegen den Hof fällt an diesem Gebäude sogleich das einfache Wappen des Oberstburggrafen Johann von Lobkowitz in die Augen, mit der Jahreszahl MDLV, und ober diesem noch das alte Familienwappen des Zdenko Löw von Blatna und Rozmital, welcher im Jahre 1506 Oberstburggraf gewesen, und das vermuthlich als ein Uiberbleibsel der schreckbaren Feuersbrunst daselbst belassen worden sein mag.

In dem ersten Stockwerke dieses Gebäudes trifft man, nebst mehreren Zimmern, auch die ehemalige Oberstburggräfliche Gerichtsstube in sehr gutem Zustande an, wo sich auf der Rohrdecke der König Salomon, in seiner Pracht zu Gericht sitzend, mit schönen Farben entworfen darstellt; und obschon dieses Gemälde sehr alt sein soll, so nimmt es sich dennoch besonders frisch aus. Bei dem oberstburggräflichen Gerichte ist ehedem hauptsächlich die Adels-Justiz in Exekutionsfällen ausgeübt worden; die sämmtlichen Räthe dieses Gerichtshofes waren von dem Oberstburggrafen ernannt und bestunden aus Ritter- und Bürgerstandspersonen; der Präsident aber mußte jederzeit aus dem Riterstande sein.

In dem ersten Vorgemache, in welchem die Todesurtheile mit dem Schwerte sogleich vollzogen wurden, fand man an der Wand trotz der Uibertünchung, noch häufige Spuren vom verspritzten Blute. Gleich rechts an der Thüre ist eine Vertiefung in der Mauer, wo der allgemeine Sarg auf einer Bahre stand, in welchem die Leichname der Gerichteten so lange beigesetzt wurden, bis man solche, mittelst der am Eingange des alten Archivzimmers befestigten eisernen Walzen, mit Stricken in die von einer Fallthüre bedeckte Gruft hinabsenkte. Aus dem alten Archivzimmer, welches seit dem Jahre 1788 ganz leer steht, führen in Gestalt einer Wendeltreppe, 116 steinerne Stufen, von welchen durch eine viereckige Oeffnung hinabgesehen werden kann. Diese Gruft ist der vermoderten Gebeine noch heut zu Tage fast ganz voll, jetzt aber mit Brettern belegt. Uiberdieß sind hier noch einige mit Brettern belegte unterirdische Gänge vorfindig, welche wegen Baufälligkeitsgefahr nicht weiter verfolgt werden können.

Es sei uns gestattet, hier eine Spuckgeschichte, die sich in dem Oberstburggrafenhause zutrug, mitzutheilen. Derjenige, der sie erlebte und in seiner Selbstbiographie erzählt, ist Kaiser Karl IV. „Eines Tages (schreibt der Monarch), ritten wir noch als Markgraf von Bürglitz nach Prag, um unseren königlichen Vater zu besuchen, der in Mähren war. Wir kamen spät in das Prager Schloß, auf das alte Burggrafenhaus, allwo wir etliche Jahre, bevor der große Palast (die neue Hradschiner Burg) gebaut war, uns aufgehalten. Als die Nacht kam, legten wir uns zur Ruhe in das eine Bette unserer Kammer und Busko von Welhartitz der Aeltere in das andere Bett gegenüber. Es brannte ein großes Feuer im Kamin, weil es Winter war, und das ganze Gemach war erleuchtet durch viele Kerzen und sämmtliche Fenster und Thüren waren verschlossen.

dem obern Behältnisse rings um die Oeffnung eingemauerten Ringe und Klammern liefern uns den Beweis: daß auch hier wie dort Gefangene angeschmiedet gewesen, welche die letzten Ausbrüche der unter ihnen lebendig Begrabenen mit anhören mußten. Der obere Theil des Thurmes kann wegen Mangel einer Stiege nicht näher untersucht werden.

Uiber einen langen Gang, welcher zu dem eigentlichen weißen Thurm führt, gelangt man zu der ehemaligen Wohnung des über diese Thürme gesetzten Kerkermeisters und Gefangenwärters. Hier war auch eine kleine Kapelle, worin ehemals an heiligen Tagen für die Gefangenen Messen gelesen wurden. Auch soll unten im Hofe (der allgemeinen Uiberlieferung zu Folge) die sogenannte eiserne Jungfrau gestanden haben, eine Foltermaschine, die uns ebenfalls schon aus Bd. I. S. 36 bekannt ist.

In dem oberen Theil des weißen Thurmes waren drei eigentlich für Schuldner, Verschwender, Wucherer und Betrüger bestimmt gewesene ziemlich leidliche und lichte Gemächer; davon eines für die Gefangenen des Herren- und das zweite für jene des Ritterstandes, das gleich daranstoßende dritte Gemach aber für die Bedienung dieser Gefangenen gewidmet war. Doch wurden auch diese Gemächer oft, wenn die übrigen Kerker überfüllt waren, zu Staatsgefängnissen benützt, welches besonders in dem Jahre 1620, nach dem durch die Schlacht am weißen Berge gestillten Aufstande, der Fall gewesen. Aus einem der drei Fensterchen dieses Thurmes, das nicht wohl verwahrt sein mochte, stürzte sich noch vor dem Urtheilsspruche im Jahre 1621 der Ritter Martin Fruewein von Podoly, einer der vornehmsten Theilnehmer an dem Aufstande, in den Hirschgraben. Dennoch wurde seine zerschmetterte Leiche gerichtet.

In dem unteren Theil des Thurmes sind noch drei unterirdische Gefängnisse, welche ganz so gestaltet sind, wie wir sie schon bei dem Thurme Daliborka und dem schwarzen Thurm beschrieben haben.

Von dem Gefängnisse des ersten Geschoßes des sogenannten schwarzen Thurmes erzählt man folgende interessante Sage:

Dieses Gemach war unter dem glorreichen Regiment Kaiser Karls des Vierten Zeuge von einer der vielen Thaten der Gottesfurcht und Gerechtigkeitsliebe, welche die Historie von jenem großen Wohlthäter des Böhmerlandes aufgezeichnet hat. Es lebte nämlich damals auf seiner Veste Bor nächst Pilgram Ritter Raczek von Zahora, ein stattlicher Mann in den Jahren der Kraft, aber von böser Gemüthsart, wollüstig, grausam und rachsüchtig; er liebte nur feile Dirnen, den Wein und die Jagd, und schien sein größtes Vergnügen daran zu finden, seine Unterthanen mit erfinderischen Qualen zu verfolgen, und arme Reisende zu necken. Bei schlechtem Wetter, wenn seine Zechgenossen nicht zu ihm kommen wollten, mußte ihm sein dürrer Vogt Waněk und der feiste Ortspfarrer Pribko beim Weine Gesellschaft leisten, und so verging ihm ein Tag nach dem andern, nur, wenn er ohne Beute von der Jagd heim kam, oder ein Mädchen seinen buhlerischen Netzen entgegen war, wurde er wild, wie der angeschossene Eber des Waldes, und Wehe dann dem Unschuldigen, den das Geschick seiner Wuth entgegen führte, Qual oder Tod war sein unfehlbares Loos. Als endlich der Pfarrer das Zeitliche gesegnet hatte, sandte der Erzbischof von Prag einen frommen Priester, Pater Benedikt, als Seelsorger nach Bor, der binnen kurzer Zeit

der Tröster der geplagten Unterthanen Ritter Raczeks wurde, ja selbst gegen diesen auf der Kanzel predigte und ihm besonders vorstellte, wie sündlich es sei, die Todten ohne kirchliches Geleite in den Wäldern zu begraben; vielmals nahm er auch die Bauern gegen die Mißhandlungen des bösen Vogtes in Schutz; aber je mehr das Volk seinem Seelenhirten anhing, desto gehässiger wurde ihm der Burgherr, von Wanek aufgehetzt; und als gerade wieder einmal ein Landregen alle Wege dermaßen verderbt und streckenweise überschwemmt hatte, daß Keiner seiner Nachbarn zu ihm herüber reiten mochte, sandte er eine Einladung zum Mittagsimbiß an den Pfarrherren, welcher dieselbe annahm, in der Hoffnung, auf das harte Gemüth des Ritters einzuwirken, und vielleicht durch milde und eindringliche Rede das Joch seiner Unterthanen zu erleichtern.

„Willkommen, großmüthiger Beschützer leibeigener Knechte!“ rief ihm der Ritter entgegen, als Pater Benedikt das Speisegemach betrat, „setz Dich zu mir und beweise, ob Du in der Kunst des Zechens mehr bewandert bist, als Dein Vorgänger im Amte.“

„Verzeiht, gestrenger Herr,“ entgegnete der Pfarrer, „ich bin nicht hergekommen, um einen Preis in der Völlerei zu erringen, sondern Euch, Herr Ritter! beim frohen Imbiß Gesellschaft zu leisten; wollt Ihr aber einen Priester des Herrn höhnen und verspotten, so kann ich auch wieder heimkehren zu meinem armen Mahle.“

Mit ernstem Gruße wandte er sich gegen die Thüre; doch der Ritter ließ ihn nicht fort, und drohte die Hunde auf ihn zu hetzen, die knurrend zu seinen Füßen lagen, wenn er es wagte, sich gegen sein Gebot zu entfernen. Dann verlangte er, sein Gast solle ihm das Mahl durch fröhliche Schwänke würzen; und der Pfarrer, welcher meinte, durch Scherz und Laune das verhärtete Gemüth des Ritters zu bekehren, setzte sich an die Marmortafel, trank aber nur wenig von dem goldenen Weine, der ihm im großen Humpen kredenzt wurde, und begann in einem heiteren Mährlein einen verstockten Rittersmann zu schildern, in dem Raczek sein Bild wohl erkannte; doch mischte Pater Benedikt so manchen lustigen Schwank in seine Erzählung, daß er die finstere Stirne des Ritters immer wieder entrunzelte, und dadurch ermuthigt, mit einer derben Warnung endigte, es werde sich, wenn Zahora sein ruchloses Leben nicht ändern wolle, dießseits wie jenseits ein Richter für ihn finden. Der Ritter war hoch ergrimmt, daß ihn die List des Pfarrers durch seinen Schwank dahin gebracht, nach mehr als dreißig Jahren und gegen seinen Willen wieder eine Predigt anzuhören, und befahl den Priester in das Burgverließ zu schleppen, aus dem er erst nach 22 Tagen mit dem Bedeuten entlassen wurde, er solle es schwer bereuen, und eine viel härtere Züchtigung warte seiner, wenn er es noch einmal wagte, sich in das Thun und Treiben des Burgherrn zu mischen. Wenige Tage nachher machte sich der Pfarrer auf den Weg nach Prag, und bat den Erzbischof, ihn von Bor wegzunehmen, wo sein Leben gefährdet und keine Hoffnung vorhanden sei, den gottlosen Burgherrn auf den Weg des Heiles zu bringen. Das Consistorium sandte alsogleich einen Boten nach Bor mit dem Bedeuten, Ritter Raczek von Prag solle in Prag erscheinen, um sich über sein Verfahren gegen Pater Benedikt zu rechtfertigen; doch der Ritter, welcher Karls IV. Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe kannte,

fürchtete sich vor dem Throne des Herrschers zu erscheinen; daher gab er vor, er sei krank, und sandte Wanek mit dem Versprechen nach Prag: wenn der Pfarrer nach Bor zurückkehren wolle, würde er gewiß seinen frommen Ermahnungen Folge leisten. Der Erzbischof meinte, die Stunde der Bekehrung habe für Raczek geschlagen, und trug dem Pfarrer auf, sein angefangenes Werk zu vollenden. Aber nur ungern leistete dieser dem Gebote seines Obern Gehorsam, und kehrte heim, wenn gleich von trüber Ahnung ergriffen, die sich ihm auch nur zu bald erfüllte; denn schon am Tage der Rückkehr wurde Benedikt abermals in das Burgverließ geworfen, und Raczek rathschlagte mit dem Vogt, was er mit dem Pfarrer wol anfangen solle? Wanek's Meinung war, er solle sich mit einer großen Summe aus der Haft lösen; da meinte der Ritter jedoch, er würde abermals nach Prag gehen und seinen Burgherrn wieder verklagen; der Vogt möge also dafür sorgen, daß Jener den Weg in die Residenzstadt des Kaisers nicht mehr finde. Wanek errieth in teuflischer Bosheit den Wunsch seines Gebieters; er ließ noch an demselben Tage dem Pfarrer beide Augen ausbrennen, und jagte ihn hierauf durch die Hunde aus der Burg. Hilflos irrte der Geblendete den ganzen Tag in der Gegend herum, bis ihn der Dorfhirte auf der Straße fand und in die Pfarrwohnung geleitete — und Entsetzen füllte die ganze Gegend ob des Ritters grausamer Missethat.

Als die Wunden Pater Benedikts nach und nach verheilt waren, führte ihn der fromme Hirt nach Prag, überall auf seinem Wege das Schicksal des unglücklichen Priesters erzählend, und viele Leute schloßen sich ihm an, ihn zum Hoflager Karls IV. zu geleiten und dessen Gerechtigkeit zu Schutz und Rache für den armen Blinden anzuflehen. Der Kaiser befand sich eben zu Prag, und der Erzbischof führte den mißhandelten Pater Benedikt vor den Thron des Monarchen, welcher alsobald einen Ritter mit einem Haufen Kriegsknechte nach Bor absandte, Raczek zu ergreifen und vor sein Gericht zu stellen. Dem Ritter wurde angst, und er machte sich anheischig, einen großen Theil von Hab und Gut an Kirchen und Klöster zu schenken, den Blinden aber mit reichlichem Unterhalt zu versorgen und ihm einen eigenen Führer zu halten. Das Urtheil des Kaisers lautete jedoch dahin: alle seine Güter sollten eingezogen werden und der Kirche zufallen; er selbst aber, gleich dem Hunde, den Schritt des Blinden leiten; wenn diesem durch Raczeks Unvorsichtigkeit oder bösen Willen ein Leid widerführe, sollte es ihm seine beiden Augen kosten, und der Tod des Pfarrers unfehlbar auch den seinigen zur Folge haben. Alle Anwesenden fanden die Sentenz fast zu milde für ein so ungeheures Verbrechen; doch war es dem Ritter eine herbere Qual, als selbst der Tod, den Verhaßten stets vor Augen zu sehen, und, allen gewohnten Lüsten entsagend, dessen Führer zu werden und sein Leben und seine Sicherheit bewahren und für dieselbe bürgen zu müssen. Da Pater Benedikt die Stadt nicht mehr verlassen wollte, musste auch der Ritter mit ihm dort bleiben, ihn über die Straße, und in und aus der Kirche geleiten, während vier bewaffnete Knechte, ihm in der Entfernung folgend, wohl Acht auf ihn hatten, daß er dem Alten kein Leid zufügen könne.

Hörte nun Raczek einen Hund bellen, ein Waidhorn schallen, so

erinnerte er sich knirschend seiner Forsten und Jagden, und wüthete, daß er statt Wein nur dünnes Bier zu trinken bekam und dem Verhaßten als Knecht zu dienen gezwungen war. Eines Tages schlummerte der Blinde, und in Verzweiflung starrte Raczek, bleich und hohläugig, zum Fenster hinaus. Da erblickte er seinen Vogt und frug ihn, woher er komme? Waněk aber kündete ihm an, der Kaiser habe einen Pfleger auf des Ritters Gütern eingesetzt, der ihn und alle Knappen Raczeks alsogleich fortjagte. Dann erzählte der Ritter seinem Lieblingsdiener, welches Unglück ihn getroffen, und bat ihn, er möge heraufkommen, seinen Wohlthäter in seinem tiefen Leide zu trösten; doch Waněk schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Was soll ich bei Euch? Ihr seid jetzt übler daran als ich; was hätte ich von Euch zu hoffen? Lebet wohl auf Nimmerwiedersehen!"

Waněk schritt fort, und in Verzweiflung ergriff Raczek ein Messer, das er ihm nachwarf; aber er traf sein Ziel nicht, und ihn höhnisch auslachend, zog der falsche Knecht von dannen. Da faßte ihn ein Ingrimm, der an Wahnsinn grenzte. Er warf sich auf den schlafenden Priester und wollte ihn erwürgen. Auf Benedikts Geschrei stürzten die vier Wächter herein und schleppten den Wütherich gefesselt in den schwarzen Thurm, worauf der Kaiser das Urtheil aussprach, er solle ebenfalls geblendet werden und dann im ewigen Gefängniß seine Unthat büßen. Fruchtlos flehte Pater Benedikt bei dem Monarchen um Gnade für seinen Verfolger, der trotzig das Gerüste auf dem Altstädter Ringe bestieg; als aber die Büttel seine Hände an die hölzernen Säule banden, da erkannte er unter ihnen seinen Vogt Waněk, der aus Noth dieses Gewerbe ergriffen, und nun seinem Herrn die Augen ausbrannte, welcher in diesem Augenblick nur zu sehr erkannte, sein Pfarrer habe vollkommen Recht gehabt, als er ihm voraussagte, daß seine Ruchlosigkeit dießseits und jenseits einen Richter finden werde. Nachdem er nun die irdische Strafe erhalten, und mehr todt als lebendig in den schwarzen Thurm zurückgebracht wurde, fühlte er sich tief ergriffen; und wie seine Kräfte immer mehr abnahmen, verlangte er am dritten Tage, daß ihn Pater Benedikt zum Tode vorbereiten möge, der ihm aus aufrichtigem Herzen alle Schuld verzieh. Raczek starb, mit seinem Gott versöhnt, und der fromme Hirt aus Bor blieb des Blinden Führer bis zum Tode.

Der Thurm Daliborka wurde wol erst seit dem XV. Jahrhunderte zum Staatsgefängniß verwendet, und unter den bekanntesten Gefangenen, welche daselbst verwahrt und hingerichtet wurden, war Ritter Zabsky von Zak, welcher, in unerlaubter Liebe für die Gattin des Rechtsgelehrten Kaper von Kapperstein entbrannt, um zu ihrem vollkommenen Besitz zu gelangen, sich mit ihr vereinte, den betrogenen Gatten zu ermorden. Der Anschlag wurde entdeckt, Zabsky in den Thurm Daliborka gebracht und auf dem Vorhofe enthauptet. An der Frau von Kapperstein wurde dieselbe Strafe auf dem Altstädter Ringe vollzogen.

Auch Otto von Wartemberg befand sich daselbst einige Zeit in Haft, und im Jahre 1720 diente derselbe Thurm dem Franz Grafen von Spork zur Verwahrung, welcher angeklagt wurde, in seiner Buchdruckerei einige verbotene Werke aufgelegt zu haben. Ebenfalls in der Daliborka wurde Ritter Zumsanda von Zumsand eingekerkert, weil

er mit seinen Unterthanen grausam verfahren, für dieselben in seinem Hause Kerker errichtet und sich eine Art eigener peinlicher Gerichtsbarkeit angemasst hatte. Die letzte in der Daliborka um das Jahr 1740 zum Tode verurtheilte Person war Frau Elsbeth Zahradka von Eulenfels. Ihr Gemal, ein reicher, doch bejahrter und kränklicher Mann, entbrannte in Neigung für die blühende Jungfrau, welche ihm jedoch wenig Hoffnung zur Erfüllung seiner Wünsche gab; da wandte er sich an die Eltern, die, von dem großen Vermögen des Bräutigams geblendet, ihre Tochter endlich durch viele Vorstellungen dahin brachten, dem Greise ihre Hand zu reichen. Das Fräulein hoffte vielleicht, daß er nicht lange leben und sie zur Erbin seines Vermögens einsetzen würde, und nach der freudelosen Vermälung fügte sich die junge Gemalin in seine wunderlichen Grillen, und ertrug die Unannehmlichkeiten seines Umgangs geduldig; aber die Einsamkeit, zu der sie verurtheilt war, die Eifersucht und der Geiz, womit der Ritter seine Gemalin quälte, waren härtere Prüfungen, als die junge Frau zu ertragen vermochte. Das Hausgesinde bemerkte die Stimmung seiner Gebieterin; sie ermunterten Frau Elsbeth, als sie solche einst in Thränen schwimmend fanden, sich von ihren Drangsalen zu befreien, und boten ihr an, ihr Leben für sie zu wagen; und als Frau Elsbeth klagte, daß sie keinen Weg zur Rettung kenne, trat der Jäger auf, und versprach, der Sache mit einem Mal ein Ende zu machen; nur solle die Burgfrau ihm versprechen, falls sie seinen Antrag verwerfe, über denselben das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Elsbeth betheuerte dieses, und nun schlug der Jäger ihr vor, er wolle den Ritter ermorden. Erschrocken verbot Elsbeth, dieses Entwurfes je wieder zu erwähnen, und wollte sich entfernen, als die Verschworenen, welche von ihr verrathen zu werden befürchteten, sie zurückhielten und alle Kräfte aufboten, ihr die Nothwendigkeit sowol, als leichte Ausführung der That vorzustellen, und, wie sie beschlossen hätten, als Räuber einzubrechen und den Mord so auszuüben, als wenn er von Fremden wäre begangen worden.

Noch lange widerstand die Burgfrau; als sie aber wahrnahm, daß ihre Leute auch ohne ihre Beistimmung die blutige That ausführen könnten, und sie zu verrathen nicht wagte, gab sie endlich in einem unglücklichen Augenblick gleichsam unwillkürlich und von ihrer Leidenschaft ergriffen, ihre Einwilligung zum Tode des Ritters. Da aber die Hausbedienten noch immer befürchteten, daß die Gemalin des Ritters ihren Entschluß ändern könnte, bestimmten sie schon die folgende Nacht zur Ausführung ihrer Mordthat. Der Ritter verschloß seiner Gewohnheit nach die eisernen Fensterläden, schob die Riegel an der Thüre seines Schlafzimmers vor, und legte ein Paar scharf geladener Pistolen auf den Tisch nächst seinem Bette. Sodann begab er sich zur Ruhe; aber wie seine Gemalin bemerkte, daß er im tiefen Schlafe lag, erhob sie sich von seinem Lager, öffnete die Fensterläden, schob die Riegel zurück und brachte die Pistolen auf die Seite. Auf die gegebene Losung drangen die Mörder in das Gemach; aber von diesem Geräusche geweckt, fuhr der Ritter erschrocken auf, und als er die Pistolen nicht fand, ergriff er den am Bette hängenden Säbel, welchen Frau Elsbeth hinwegzunehmen vergessen hatte. Mit dieser Waffe vertheidigte er sich tapfer, verwundete einige von den

Mördern, musste aber endlich doch unterliegen. Er wurde grausam erschlagen und das Schloß ausgeplündert, damit kein Verdacht entstehe, als wäre die Burgfrau im Einverständnisse mit den Mördern gewesen, welche sie an Händen und Füßen banden und ihr eine leichte Wunde beibrachten. Als der Morgen anbrach, sah man die Spuren des nächtlichen Überfalls, und nachdem Frau Elsbeth losgemacht worden, verstreute sich die Dienerschaft zum Schein in die Nachbarschaft, um die Räuber zu erforschen; doch bald lenkten Einige der Dienerschaft durch ihre Wunden und den Verkauf geraubter Sachen, die als Eigenthum des Ritters erkannt wurden, den Verdacht auf sich; sie wurden eingezogen, und auf ihre Aussage auch Frau Elsbeth Zahradka von Eulenfels nach dem Thurme Daliborka gebracht. Nach dem vollendeten peinlichen Prozeß wurden die Mörder verurtheilt, mit dem Rade, Frau Elsbeth aber durch das Schwert hingerichtet zu werden. An dem zur Vollziehung der Strafe bestimmten Tage hatte man in dem innern Vorhofe der Daliborka ein Blutgerüst aufgerichtet, auf welchem die Verurtheilte das Leben verlieren sollte. Eine Menge Zuschauer versammelte sich an der Richtstätte, um dem traurigen Schauspiele beizuwohnen; aber als Frau Elsbeth aus ihrem Kerker geführt wurde, äußerte sie die Merkmale des fürchterlichsten Wahnsinns, worauf man sie nach ihrem Gefängnisse zurückführte und alle Mittel versuchte, ihren Wahnsinn zu heilen, in welchem sie bis an ihr Lebensende verblieb. Zum Andenken dieser Begebenheit hat der ehemalige Aufseher des Gebäudes an dem Platze, wo das Blutgerüst gestanden, einen wälschen Nußbaum gepflanzt, welcher bis auf den heutigen Tag grünt und wächst.

Mit dieser Geschichte schließen wir die Schilderungen der grauenhaftesten Alterthümer unserer Hauptstadt.

Für die bessere Zugänglichkeit des Thurmes Daliborka ist von Seiten der Staatsverwaltung im Jahre 1832 gesorgt worden. Unser Prospekt läßt übrigens die ganze mittelalterliche Nordseite der Hradschiner Burg von dem Thurme Mihulka bis zu dem weißen Thurme deutlich erkennen. Der Thurm Daliborka kommt hier deßhalb nicht vor, weil er an der Ostseite des Hradschins erbaut ist.

Ortssage von Kamaik.

Eine Viertelstunde von Kamaik liegt, von Basaltfelsen und uralten Eichen umgeben, die Waldkapelle zu St. Johann dem Täufer in der Wüste, welche am Feste dieses Heiligen von zahlreichen Wallfahrern besucht wird. Der Predigtstuhl befindet sich außerhalb derselben, im Freien, so daß die Pilger während der Predigt sich unter den Bäumen niederlassen können. Merkwürdig dabei sind die Eisklumpen, die sich in ihrer Nähe mitten im Sommer, selbst bei der heißesten Witterung, am südlichen Abhange des Berges zwischen den schwarzen Steinen zeigen, und bei eintretender Kälte zu Wasser werden. Die Umwohner berichten, daß sie, wenn man in den Eisklumpen viel herumwühlt, an demselben Tage ein starkes Gewitter an ihrem Horizonte zu befürchten haben. So berichtet Schaller in seiner Topographie, V, 298.

Die altslawische Grenzveste Grona im Norden von Böhmen — bisher unbekannt der Geschichte.

Einer der wichtigsten und folgenreichsten Momente in der frühesten Geschichte der einst böhmischen Lausitz ist unstreitig die Belagerung der sogenannten Ganafeste durch den deutschen König Heinrich I. im Jahre 927, da der Fall derselben nicht nur die sofortige Unterwerfung der ganzen sorbischen Supanie Hlomazi zur Folge hatte, sondern auch als der Zeitpunkt betrachtet werden muß, von welchem an die Deutschen innerhalb der Grenzen des jetzigen Königreichs Sachsen über die slawischen Bewohner herrschend wurden, und sie nach und nach bis auf wenige Uiberreste in der Oberlausitz verdrängten oder in Deutsche verwandelten. In Rücksicht dieses dürfte es vielleicht für die Freunde vaterländischer und sächsischer Geschichte nicht ohne Interesse sein, den Ort, wo diese Veste gestanden, genauer zu bestimmen, als es durchgehend bis auf die neueste Zeit herab geschehen ist. Zuvor aber scheint es nöthig, Einiges über die Supanie Hlomazi, in welcher diese Feste lag, vorauszuschicken und des Ereignisses selbst in seinem geschichtlichen Zusammenhange kurz zu gedenken.

Nach der den Slawen, wenigstens den Sorben, eigenthümlichen Gewohnheit war auch das jetzige Königreich Sachsen zur Zeit ihrer Herrschaft in diesem Lande (ungefähr von 530 an) in kleinere Distrikte, Supanieen genannt, eingetheilt, über welche ein Supan als Richter gesetzt war. Die bedeutendste unter den dasigen Supanien war Hlomazi oder Glomazi, die, wie Thiettmar berichtet, ihren Namen von der Quelle Hlomuzi, welche in der Nähe der später nach ihr bekannten Stadt Lomatzsch einen wunderthätigen See bildete, erhalten hatte. Nach der Eroberung derselben durch die Deutschen ward daraus der Gau Daleminze oder Delemince, oft auch Dalmatia genannt, gebildet, weshalb die sorbischen Bewohner desselben den Namen Daleminzier erhielten. Nach Thiettmar's Angabe erstreckte sich dieser Gau von der Elbe bis an den Fluß Chemnitz. In dem Bereiche desselben lagen außer der erwähnten Quelle Hlomuzi und der sogenannten Ganafeste, zufolge urkundlicher Belege vom J. 968 bis 1170, folgende Orte: Misni (Meißen), Doblin (Döbeln), Hwoznik (Zweinig?), Chorin oder Corin (Kühren bei Wurzen), Mogelini (Mügeln), das Castell Strela (Strehla), Cirin (Zehren), Boruz (Boritz an der Elbe unweit Riesa), Glupp (Luppa oder Leuben bei Oschatz?), Disnowocettla (Zettau?), Zenizi (Schamitz oder Canitz bei Oschatz?), Mirantinacethla (Mehren und Schlettau?), das Burgward Serebez (Schrabitz bei Mügeln) und Zadili (Zadel am rechten Ufer der Elbe unterhalb Meißen), Rothibgresdorf (Roitzsch?), Wisca an der Gana (Weitschen oder Weitschenhain?), Zwitich (?), das Burgward Mochowe (Mochau bei Döbeln), das Kloster Riezowe (Riesa und Groben (Gröben). In Betracht der erwähnten Orte, in Berücksichtigung Derer, die in andern Urkunden zu andern Gauen gerechnet werden, wird man zu der Annahme berechtigt, daß die Grenze des Gaues Daleminze von der Elbe an, zwischen Meißen und Scharfenberg an der Treibsche

hin, von hier in ziemlich gerader Linie nach der Chemnitz, hierauf der Mulde entlang bis in die Nähe von Grimma, dann nördlich links bei Nerichowa (Nerchau) vorbei, zwischen Kühren und Würzen hindurch bis in die Nähe von Belgern und endlich an der Elbe hinauf wieder bis Scharfenberg sich gezogen habe, so daß jenseits der Elbe nur Zadel in den Bereich desselben gehörte. Die angrenzenden Gaue aber waren gegen Südost Nisan, im Süden Chutici, gegen Westen Plisni, Siusli und Netelici, im Norden Belegori und gegen Nordwest längs der Elbe Milzieni.

Daß die Deutschen bei der Gaueintheilung der eroberten slawischen Länder durchgehends die Grenzen der Supanien beibehalten hätten, lässt sich durchaus nicht annehmen. Die Supanien hatten meist natürliche, die Gaue, wenn auch jene berücksichtigt wurden, mehr politische Grenzen. Namentlich scheinen oft mehrere slawische Supanien, zumal wenn sie schnell nach einander unterlagen, in Einem Gaue vereinigt worden zu sein; doch kam gewiß auch oft der Fall vor, daß der eine Theil einer Supanie schon einem Gaue angehörte, während der andere sich noch in seiner Freiheit und Unabhängigkeit behauptete, und, später erobert, einem andern Gaue einverleibt wurde. So mochten auch die Grenzen der Supanie Hlomazi nach einigen Seiten hin etwas enger sein als die des Gaues Daleminze, der nachmals daraus gebildet wurde, da den Slawen bei ihrer Besitznahme deutscher Gegenden namentlich daran gelegen sein musste, gegen die nach Westen hin gedrängten Deutschen natürliche Grenzen zu erlangen. Eine solche aber fand man für Hlomazi an der noch jetzt von Torgau über Schilda, Reichenbach, Sachsendorf und Mutzschen bis nach Mügeln fast ununterbrochen sich ausdehnenden Heide, die vor mehr denn tausend Jahren eine gewiß mächtige Scheidewand bildete, durch welche, als die Sorben auch jenseits der Mulde sich festgesetzt hatten, die in Hlomazi Wohnenden gewiß nur mit großen Anstrengungen eine Verbindungsstraße sich eröffneten. Daß man jedoch im Allgemeinen beim Gau Daleminze die Grenzen der Supanie Hlomazi beibehalten habe, ist darum wahrscheinlich, weil die ganze Supanie auf einmal erobert wurde und groß genug war, um einen besondern Gau zu bilden; denn Boruz am rechten Ufer der Elbe, welches nicht zu Hlomazi gehörte, ward bloß deßhalb zu Daleminze gerechnet, weil dieser Punkt zu gleicher Zeit von den Deutschen in Besitz genommen und befestigt wurde, um von da aus im nächsten Jahre mit besserem Erfolge die Milziener bekämpfen zu können. Dies über die Supanie Hlomazi und deren Grenzen, die deßhalb genauer angegeben werden mussten, damit wir bei Bestimmung des Ortes, wo die sogenannte Ganafeste zu suchen sei, der Mühe überhoben werden, die Meinungen Derer ausführlich zu widerlegen, welche dieselbe außerhalb dieser Supanie gefunden zu haben meinten.

Was die Eroberung der Ganafeste anbelangt, so bemerken wir der besseren Verständlichkeit wegen nur Folgendes. Die Bewohner der Supanie Hlomazi, von den Deutschen Daleminzier genannt, waren die Sorben, welche auch alle angrenzenden Supanien inne hatten, ein Hauptstamm der großen slawischen Nation. Von Natur ein arbeitsames und Ackerbau treibendes Volk, dabei aber unternehmend, kühn, tapfer und überaus Freiheit liebend, waren sie voll glühenden Hasses gegen die

Thüringer und Sachsen, mit welchen ihre Stammesgenossen schon seit den Zeiten Karls des Großen in immer sich erneuernden blutigen Fehden lebten. Als auch sie wiederholt daran Theil nahmen, sendete, hiedurch gereizt, Otto der Erlauchte von Sachsen seinen Sohn, den nachmaligen deutschen König Heinrich I., im Jahre 908 an der Spitze eines großen Heeres gegen Hlomazi; allein obschon dieser in offener Schlacht sie besiegte und an den Grenzen ihres Landes große Verheerungen anrichtete, so sah er sich doch genöthigt, da es ihm nicht gelang, ihre Veste zu bezwingen, wieder zurückzukehren. Auch mehrere Streifzüge, die er in den folgenden Jahren von Merseburg aus, wo er wahrscheinlich seinen Sitz hatte, über die Mulde unternahm, waren ganz erfolglos, da die Bewohner infolge seines ersten Uiberfalls sich hinter ihre natürlichen Grenzen mochten zurückgezogen haben; diese aber von ihm nicht überschritten wurden, was, wenn es geschehen wäre, die Geschichtschreiber nicht mit Stillschweigen übergangen hätten. Daß Heinrich, nachdem er 919 zum Könige der Deutschen erwählt worden war, im J. 922 die Sorben in Hlomazi besiegt und im gedachten Jahre die Stadt und Festung Meißen angelegt habe, ist eine der vielen falschen Angaben, welche sich in der Geschichte finden. Ernstlicher erst dachte er an deren Unterjochung, als sie ihm als beständige Verbündete der Hunnen gefährlich werden schienen. Nachdem er zuvörderst die Unruhen in Deutschland selbst gestillt, mit den Hunnen aber einen neunjährigen Waffenstillstand geschlossen hatte, griff er daher im Winter 926 bis 927 zuerst die an den Ufern der Havel wohnenden Slawen, welche deshalb von den Deutschen Haveler genannt wurden, an, besiegte sie in mehreren Treffen, belagerte sodann, noch während der strengen Jahreszeit, von der Eisdecke der Havel aus ihre Hauptstadt Brennabor (Brandenburg) und erzwang nach deren baldiger Einnahme ihre, sowie der benachbarten Redarier Unterwerfung in den ersten Monaten des Jahres 927.

Durch diesen Sieg ermuthigt, wendete Heinrich sofort seine Waffen gegen die Sorben in Hlomazi, belagerte die Hauptstadt dieser Supanie, und zwang sie am zwanzigsten Tage zur Uibergabe. Alle erwachsenen Einwohner darin wurden niedergemacht, die Knaben und Mädchen als Gefangene fortgeführt, die Stadt selbst den Kriegern zur Plünderung preisgegeben. Hierauf zog er mit seinem ganzen Heere gegen Prag und machte sich die Böhmen und deren König zinspflichtig. Dies ist die Erzählung des Widuchind *), mit welchem, was die Thatsache betrifft, auch der Annalista Saxo, der Chronographus Saxo, Sigibert Gemblacensis und das Chronicon Urspergense übereinstimmen. Nur hinsichtlich des Namens der Veste und des Jahres, in welchem dieselbe genommen wurde, weichen sie von einander ab.

Der Chronographus Saxo lässt die sogenannte Ganafeste 926, Sigibert Gemblacensis 928 erobert werden. Beide wurden zu ihren Anga-

*) Lib. I., p. 11: „Cumque illa urbe (scilicet Brennaburg) potitus et omni regione, signa vertit contra Dalmantiam (!), adversus quam jam olim reliquit ei pater militiam: et obsidens urbem quæ dicitur Grona, vigesima tandem die cepit eam. Præda urbis militibus tradita, puberes omnes interfecti, pueri ac puellæ captivitati servatæ. Post hæc Pragam adiit cum omni exercitu Bohemorum urbem regemque ejus in deditionem accepit.“

den vielleicht dadurch verleitet, daß jener in der Quelle, die er benutzte, den Krieg gegen die Heveler im Winter 926, dieser im Winter 927 angeführt fand, was im Ganzen richtig, doch nur zu unbestimmt war, da dieser Krieg, wie bekannt, im Winter 926 bis 927 geführt wurde. Der Chronographus Saxo bezog die Angabe „im Winter 926" auf die ersten Monate dieses Jahres, Sigibert Gemblacensis aber verstand unter „Winter 927" die ganze Winterszeit, oder beginnt, was ebenfalls Wahrscheinlichkeit hat und nicht ohne Beispiel ist, seine Zeitrechnung nicht mit dem Januar, sondern mit Ostern. Thietmar gedenkt der Eroberung Heinrichs in Hlomazi nur ganz beiläufig bei Aufzählung der Eroberungen desselben in slawischen Gegenden, denen er als ungefährige Zeitangabe das Jahr 929 vorgesetzt hat. Später erst erzählt er die Gründung Meißens durch Heinrich, die er offenbar fälschlich in's Jahr 922 setzt, da dies doch nicht vor Eroberung der Supanie Hlomazi geschehen konnte, zu welcher der Berg, auf welchem Meißen erbaut ist, gehörte.

Was den Namen der im J. 927 eroberten Sorbenfeste anbetrifft, so heißt sie bei Widuchind Grona (wofür in dem auf der kön. Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Codex Kietni stehen soll) bei'm Annalista Saxo Gruna, bei Sigibert Grana und im Chronicon Urspergense Grava.

Der Name Gana ward ihr zuerst von Leibnitz beigelegt und dann durch Gundling, Schöttgen, Hasche, von Leutsch, Klemm und Andere weiter verbreitet, so daß jetzt Viele die Feste nur unter diesem Namen kennen. Die Veranlaßung zu dieser Conjectur gaben namensähnliche Orte in der Gegend der ehemaligen Supanie Hlomazi, nämlich das schon bei Thietmar unter dem Namen Gana aufgeführte Flüßlein Jahna, welches bei Riese in die Elbe fällt; ferner das in einer Urkunde von 1150 erwähnte, von den Deutschen angelegte Burgwardium ad Ganam, welches meistens mit der Sorbenfeste verwechselt wurde, und wahrscheinlich auf der Anhöhe hinter dem Rittergute Goldhausen, nördlich vom jetzigen Dorfe Jahna, zu suchen ist, und endlich außer den schon erwähnten, die Orte Ober- und Niederjahna im Amte Mügeln und Jahnishausen, nordöstlich von Oschatz. Doch die Gründe zu dieser Annahme, die Schöttgen in die Worte zusammen faßt: „Von dieser Stadt und Vestung wird bei den Historienschreibern viel disputirt; ich will aber die Sache in möglichster Kürze abthun. Es ist beim Widuchind ein Schreibefehler vorgefallen, daß man vor Gana Grona geschrieben," sind so schwach, daß wir uns der Mühe überhoben halten, das Unstatthafte derselben ausführlicher darzulegen.

In Betracht dessen eignen wir der Feste in Hlomazi den ihr bei Widuchind beigelegten Namen Grona oder Grana, wie sie bei Sigibert Gemblacensis heißt, wieder zu, und zwar mit um so größerem Rechte, da der Name Gruna beim Annalista Saxo nur auf Verschiedenheit der Aussprache beruht, und Grava, wie sie der Verfasser des Chronicon Urspergense nennt, blos durch den in der ihm vorliegenden Quelle undeutlich geschriebenen Namen Grana veranlaßt zu sein scheint. Die Erklärung aber des Entstehens der merkwürdig abweichenden Lesart Kietni im Dresdner Codex des Widuchind, die von Leutsch als verschiedene Aussprache des Wortes Gana

ansieht, was etwas sehr weit gesucht zu sein scheint, überlassen wir den kritischen Herausgebern des Widuchind.

Was endlich den Ort betrifft, wo die Feste Grona gestanden haben mag, so wird unter allen bisher hierüber aufgestellten Meinungen auch nicht eine durch Gründe unterstützt, welche sie wahrscheinlich machten. Alle gingen von der offenbar falschen Ansicht aus, daß der Name der Feste noch gegenwärtig sich in einem Ortsnamen müsse erhalten haben, und suchten sie deshalb nur da, wo ein ähnlich lautender Ort sich fand. So riethen, wegen der Lesart Kietni, Tenzel und Beckman auf Cöthen im Anhaltischen und Georg Fabricius auf Geithayn; Andere, wie Matth. Dresser, Peter Albinus, Knauth und Simon auf Gruna bei Eilenburg; noch Andere, z. B. Schneider, Pfeiffer und Ermel auf Grimma; allein keiner dieser Orte würde in Betracht gekommen sein, wenn man die natürlichen Grenzen der Supanie Hlomazi, in welcher, wie wir oben erwähnten, diese Feste lag, genauer in's Auge gefasst hätte; sie alle gehörten nicht einmal zum Gau Daleminze, noch viel weniger zur Supanie Hlomazi. Auch Diejenigen, welche sie im Bereiche der ehemaligen Supanie Hlomazi suchten, ließen sich insgesammt, ohne irgend etwas Anderes zu berücksichtigen, nur durch namensähnliche Orte leiten. Auf diese Weise glaubten sie Schöttgen, dessen Meinung große Verbreitung gewann, Ritter, Leonhardi und Hoffmann bei dem Dorfe Jahna an der Jahna im Amte Mügeln, wo nachmals unter den Deutschen das Burgwardium ad Ganam angelegt wurde, Andere bei Ober- und Niederjahna in der Nähe von Meißen wiederzufinden. Auch verlegte man sie nach dem Rittergute Jahnishausen bei Oschatz, nicht wegen der ähnlich klingenden Anfangssylben dieses Namens, obschon dies sehr Viele glauben, sondern weil man den frühern Namen dieses Ortes, Watzschwitz oder Waschwitz, den erst Jahn oder Johann von Schleinitz zu Anfange des XVI. Jahrhunderts in Jahnshausen umwandelte, auf kühne Weise vom slawischen Worte Wossoky (vysoký) ableitete, welches so viel als hoch gelegener Ort, d. h. Burg bedeuten soll.

Abgesehen also von allen diesen Vermuthungen, die durch gar keine oder wenigstens höchst ungenügende Gründe unterstützt werden, können wir die Sorbenfeste Grona, wenn wir auf ihren Zweck sehen, nirgend anders als an der westlichen Grenze der Supanie Hlomazi suchen. Sie sollte weder eine Zwingfeste für die eigenen Bewohner des Landes sein, denn solche waren den die Freiheit liebenden Sorben unbekannt, noch zum Schutze gegen die benachbarten Slawen dienen, da die slawischen Völkerschaften, als arbeitsame Leute, unter einander in den friedlichsten Verhältnissen lebten, und darf deshalb eben so wenig in der Mitte der Supanie, wie an deren nördlichen, östlichen und südlichen Grenzen, wo überall Slawen wohnten, gesucht werden. Da es ihr alleiniger Zweck war, die Supanie gegen die Einfälle der Deutschen zu sichern, so musste sie nothwendiger Weise da liegen, wo Gefahr drohte. Dies war die nördliche Grenze, welche, wie wir oben bemerkten, ein bedeutender Wald bildete. In diesem musste sie an der Straße angelegt werden, welche die Verbindung mit der am jenseitigen Ufer der Mulde wohnenden Slawen unterhielt, als die Deutschen diese zu bekriegen und allmälich zu unterjochen anfingen. Daß sie

nur in der angegebenen Gegend am rechten Orte gewesen sei, ist so einleuchtend, daß wir kaum länger anstehen würden, dieselbe hier anzunehmen, wenn auch nicht die geringsten Spuren ihres Vorhandenseins daselbst sich fänden, da man wol zu glauben berechtigt wäre, daß diese im Laufe der Jahrhunderte gänzlich verschwunden seien.

Allein dem ist nicht so; nicht unbedeutende Ruinen eines alten Baues, die bisher allen Forschern der lausitzschen Geschichte unbekannt zu sein scheinen, finden sich an der bezeichneten Stelle mitten im Walde, südöstlich von Kühren, südwestlich von Luppa, nordwestlich von Wernsdorf, und nordöstlich von Sachsendorf, auf einer Halbinsel, welche von den sogenannten Dreiteichen gebildet wird. Unmittelbar am Wasser findet man dort einen erhabenen Platz von geringem Umfange, der von dem übrigen Lande durch einen tiefen Graben getrennt ist, welcher in das Wasser mündet. Die Höhe desselben war mit einer Mauer umgeben, wovon noch der Grund vorhanden ist, in der Mitte aber ruhten auf festen Gewölben, die jetzt mit Wasser angefüllt sind, zwei aus Mauersteinen aufgeführte viereckige Thürme, von denen der Eine der Erde gleich abgebrochen ist, die Ruinen des andern aber noch mehrere Fuß sich erheben. Nur durch den Graben ist von diesem Punkte ein nicht minder erhabener, aber mehr denn dreißigmal umfangreicherer, jetzt dicht mit Tannenholz bedeckter Platz getrennt, der, wie aus den noch zum Theil sichtbaren, zum größten Theil aber ganz mit Erde verdeckten und überwachsenen Uiberrresten hervorgeht, ebenfalls ringsum mit Mauern umgeben war, deren herabgestürztes Material sowol die obere Fläche, wie den Abhang des Berges deckt. Von diesen Ruinen führt in ziemlich gerader Richtung eine gewiß uralte, etwa acht bis neun Fuß breite Straße auf Kühren zu, die man aber im Walde nur nach heftigem Regen und am Ende des Waldes auf den Feldern gar nicht mehr zu erkennen vermag.

Die Landleute in der Umgegend nennen in ihrer gewohnten Weise auch die Ruinen das alte Kloster und wissen eine Menge Spuckgeschichten zu erzählen, die sich daselbst sollen ereignet haben. Allein Keinem, der diese Gegend besucht und etwas weiter denkt, wird es, zumal wenn er die frühere Bedeutendheit des Waldes und Wassers erwägt, beikommen, daselbst die Ruinen eines Klosters, Burgwards oder Rittersitzes zu finden, denn Mönche und Nonnen bauten sich ebensowenig als die Ritter in Einöden an, die Burgwarde aber wurden ihrer Bestimmung gemäß, nur in den bewohntesten Gegenden angelegt. Auch würde gegen alle diese Annahmen der zu bedeutende Umfang sprechen, auf welchen man den Ruinen zufolge schließen muß. So bleibt uns nichts übrig, als dieses Bauwerk aus der Slawenzeit herstammen zu lassen. Ist aber dieses der Fall, so haben wir in ihnen die Uiberreste der im Jahre 927 vom deutschen Könige Heinrich I. eroberten Feste Grona in der Supanie Hlomazi gefunden, denn wie in andern Supanien, so gab es auch in Hlomazi nur eine Feste, was schon daraus hervorgeht, daß nach ihrem Falle die ganze bedeutende Supanie sich unterwarf, und der König ohne weiteren Aufenthalt sogleich mit seinem ganzen Heere bis an die östliche Grenze derselben fortrücken konnte.

Vaterländische Antiquitäten.

Der Ursprung des Rochuskirchleins auf dem Berg Sion zu Prag.

Auf die häufigen Uiberschwemmungen, die im Jahre 1598 in Böhmen viel Schaden verursachten, folgte eine große Pest, die am verderblichsten. in Prag wüthete und Kaiser Rudolph II. veranlaßte, die Hauptstadt zu verlassen, und sich in eine von der Seuche verschonte Gegend zu begeben. So verbrachte er (1599) mit seinem Hofstaate mehr als ein Jahr in der Stadt Pilsen, wo er das Gelübde that, nach überstandener Pest eine Kirche bauen zu lassen. Demzufolge gab er mittelst Reskripts vom 30. April 1603 dem k. Rentmeister Elias Schmithgrabner von Lusteneg auf Gruß den Auftrag eine Kirche zu Ehren der Heiligen St. Rochus und Sebastian auf dem Berge Sion nächst dem Strahöwer Kloster zu erbauen, und die Kosten aus dem k. Rentamte zu bestreiten. Der Bau kostete 6456 Schock 52 gr. 2 d., und wurde unter dem Kammerpräsidenten Stephan Georg von Sternberg begonnen.

In den Grundstein legte man am 7. Juni 1603 zwei Dukaten, zwei Thaler mit dem Bildnisse des Königs und zwei weiße Groschen. Die feierliche Einweihung der Kirche sollte im Oktober 1708 unter der Regierung Kaiser Josephs I. von dem Prälaten und Weihbischof Veit vorgenommen werden, unterblieb aber, weil eine Beitragsleistung aus der k. Kammer verweigert wurde. Im Jahre 1656 ward das auf der Rochuskirche befindliche Glockenthürmchen durch einen Sturm weggerissen, das Jahr darauf jedoch wieder erbaut. Viel Schaden erlitt die Kirche bei der Belagerung Prags unter Maria Theresia; sie wurde jedoch wieder hergestellt und mit drei neuen Altären versehen. — Gegenwärtig blikken uns noch düster die schön geformten Mauern aus gelben Quadern an, und durch die gebrochenen Fenster saust klagend der Wind. Die oberen Räume des Gotteshauses dienen den Vögeln zur Schutzstätte bei tobenden Stürmen, während die unteren als Wagenremisen benützt werden.

Alterthümer des Königgrätzer Rathhauses.

In verschiedenen Topographieen wird der Alterthümer des Königgrätzer Rathhauses erwähnt, und es kommen Reisende von Zeit zu Zeit dahin, um dieselben in Augenschein zu nehmen. Es dürfte somit nicht überflüssig sein diese Alterthümer hier aufzuzählen, zumal da ihre Beschreibung in den topographischen Werken bisher vermißt wurde.

Gleich im Eingangsthore hängt an einer Kette ein Stück von der Wirbelsäule nebst der Rippe eines unbekannten Thieres. Woher diese Knochen rühren, dieß vermochte bisher Niemand sicherzustellen, und nur die Sage verkündigt, daß sie bei dem Baue der Königgrätzer Festung, und zwar bei der Ableitung des Adlerflußes in ein anderes Bett, in der Erde vergraben gefunden wurden. Seitdem hängen sie im Eingangsthore des Rathhauses, dem Regen und Unwetter ausgesetzt.

In dem Sitzungssale werden in einem Kästchen aufbewahrt:

1. Der Gürtel der Kaiserin Elisabeth, Karls IV. Gemalin, die als Witwe zu ihrem Aufenthalte Königgrätz gewählt hatte. Dieser schwarze Gürtel ist mit silbernen Schnallen geziert, und an dem einen Ende hängt eine silberne tafelähnliche, ziemlich gewichtige Platte, mit der Inschrift: „Na tom světě žádná jiná;“ wahrscheinlich ein ehegattliches Geschenk. Die Breite dieses Gürtels zeugt von der Beleibtheit, und die Länge desselben von der hohen Gestalt der Königin Elisabeth.

2. Ein Ciborium der Utraquisten, aus dem den Gläubigen das heil. Brod dargereicht wurde. Es ist von innen vergoldet; die Außenseite des Deckels ist schön und mannigfaltig verziert, die innere Fläche desselben zeigt ein Lamm. Das Ciborium steht auf vier sehr niedrigen Füßen.

3. Ein Utraquistenkelch mit einem kleinen Löffel, womit den Gläubigen der Wein dargereicht wurde. Dieser Kelch ist von mittlerer Größe, und als Denkmal aus den Zeiten der Religionskriege von großem Werthe.

4. Eine Sanduhr mit vier Gläsern, von denen jedes eine Viertelstunde anzeigte. Diese Sanduhr ist noch ziemlich gut erhalten, in den einzelnen Gläsern findet sich noch der feine Sand, und am Gestell sind böhmische Devisen aus der heiligen Schrift, auf die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens Bezug nehmend, angebracht.

5. Vierundzwanzig Eßlöffel von Cedernholz, schön gearbeitet; die Handhaben sind mit Silber verziert und mit böhmischen Inschriften aus der heiligen Schrift und mit den einzelnen Bitten des Vater unser versehen. Die Sanduhr und die Eßlöffel sollen ein Geschenk der Königin Elisabeth sein, welche insbesondere die Löffel den hiesigen Rathsmannen geschenkt haben soll*).

6. Drei alte silberne Stadtsiegel, ein großes, ein mittleres und ein kleines. Das große und das mittlere Stadtsiegel haben silberne Ketten, an denen sie an der Brust des jedesmaligen, der Rathsversammlung vorsitzenden Bürgermeisters hingen. Der gefaßte Rathsbeschluß wurde sogleich aufgesetzt und mit dem Siegel korroborirt.

7. Ein Damenstrickbeutel von einem goldgewirkten, rothfarbigen Stoffe, und von beträchtlicher Größe, der Sage nach gleichfalls eine Reliquie der Königin Elisabeth.

8. Zwei alte Silberthaler.

9. Zwei Geldbeutel, der eine klein und einer Kinderhaube ähnlich.

10. Endlich eine schwarz- und gelbfarbige Schnur mit einem gelbmetallenen Glöckchen. Von dieser Schnur sagt die mündliche Uiberlieferung, daß sie dem jeweiligen kaiserlichen Abgeordneten angehörte, der sich damit umgürtete, wenn er den besonderen Rathssitzungen in Königgrätz beiwohnte, und daß sie erst dann den anderen Alterthümern beigegeben wurde, als die Funktionen des kaiserlichen Gesandten in Königgrätz aufhörten. Einige wollen auch diese Schnur als einen übriggebliebenen Schmuck der Königin Elisabeth angesehen wissen, wogegen jedoch die kaiserlichen Farben streiten.

---

*) Eine nähere Beschreibung und Abbildung sowol des Gürtels als der Eßlöffel der Kaiserin Elisabeth findet sich in Bienenbergs Geschichte von Königgrätz. Prag 1780.

Außerdem werden in einem besonderen Behältnisse noch Werkzeuge aus der Zeit der Tortur aufbewahrt, als: eine Daumschraube, zwei Fußschrauben, ein Werkzeug zum Ausbrennen des Galgenzeichens, das Radzeichen für Verbrecher, und ein Instrument zum Riemenziehen vom Nacken abwärts.

Der Anblick dieser Werkzeuge erregt großes Grauen, und zeugt, wie sich ein hoher Gast darüber aussprach, was alles ein Mensch zur Qual des Mitmenschen zu ersinnen vermag.

In dem Stadtarchiv findet man alte Bücher, „Libri Documentorum“ genannt, welche viel Schätzbares enthalten, und abgesehen von dem Historischen, insbesondere für den Gerichtsstyl viele Beiträge liefern können.

Uiber die übrigen noch wenig besprochenen Alterthümer der Stadt Königgrätz, und insbesondere über die in ihrer Art einzigen in der Geistkirche aufbewahrten Roratebücher, behalten wir uns das Nähere für ein anderes Heft vor. (Mitgetheilt von J. Lhota).

Das Erbsenmuß.

(Nawarower Sage.)

Die Sage von der Frauenburg, wie ein edler Ritter in Liebe zu des gewaltigen Ungarnbezwingers, Heinrich des Finklers holdseliger Tochter entbrannte, der hohen Herrin Liebe sich gewann, wie er mit der Kaisertochter auf eine, inmitten ungemessener Forste, in unzugänglicher Einsamkeit erbaute Burg entfloh, wie dennoch beide vom tiefgekränkten Vater, der sich dahin, in des Waidwerks hinreißender Lust von seinem Gefolge getrennt, verirrte, überrascht wurden und erkannt: ist vielfach bekannt durch Sage und Lied, durch der Kunst vielgestaltige Gebilde. Mehr denn Eine Burg eignet sich den Ruhm zu, die Freistatt heimlicher, verfolgter Minne gewesen zu sein, in ihren einsamen Mauern das Glück der in Liebe Vereinten bewahrt zu haben gegen den Arm feindseliger Verwandten, gegen des Neides lauernden Späherblick.

Eine ähnliche Sage, durch nichts verbürgt, durch nichts bewahrt, als durch mündliche Uiberlieferung anwohnender Landleute und durch den Namen, dem sie das Dasein gegeben haben soll, will Schreiber dieses von Burg Nawarow berichten.

In der prächtigen Grenzburg des Böhmenlandes gegen die Lausitz, in Friedland sah ein schmucker Edelknappe die Tochter des auf seiner Ahnherrn Ruhm, auf die von ihnen ererbten Reichthümer stolzen Burgherrn mit Augen der Liebe an. Schüchtern bewahrte er sein Geheimniß im verschwiegenen Busen, kaum sich selber die kühnen Wünsche seines Herzens, viel weniger einem Andern, am wenigsten der angebeteten Urheberin derselben zu gestehen wagend. Nur zuweilen entsprühte dem unbewachten Auge ein Blitz, der die Flamme kund gab, die des Armen Inneres durchglühte.

Das Fräulein hatte schnell das Mysterium seiner Liebe ausgeforscht und — durfte sie das innige, zarte, bescheiden verborgene Minnen mißbilligen? durfte sie es stolz von sich weisen? — theilte seine Gefühle.

Wie Beider Augen die heimlichen Liebesboten verstanden, hold begrüßt, den Gruß freudig empfangen, freudiger erwiedert, wie sich die Herzen fanden und vereinten; meldet die Sage nicht. Sie zeigt uns das Paar auf einsamer Waldburg, nur sich und der Liebe lebend, glücklich im Entbehren der rauschenden Freuden der Gesellschaft, nicht betrübt durch Verzichtung auf gewohnte Bequemlichkeit, reichen Ersatz findend in der Liebe Wechselwonnen, die sie hier, geborgen vor des zürnenden Vaters Glutauge, vor der Eifersucht Scheelblicke, austauschen mochten. Wie sie dahin gelangt, ob die Waldburg jetzt erst erbaut worden, ob der Knappe sie, vielleicht untergegangener Geschlechter verlassene Wohnstatt, auf einsamen Jagdzügen im Harme der noch hoffnungslosen Liebe zufällig entdeckt und dann zur Freistatt seiner erwiederten Minne eingerichtet; alle diese und ähnliche Fragen, die sich dem Forscher nach historischer Wahrheit aufdrängen, lässt die Sage unbeantwortet, nur die poetische Wahrheit, das, wornach das theilnehmende Menschenherz fragt, festhaltend; um alles Andere, als um unnöthiges Beiwerk unbekümmert.

Des Vaters Schmerz, als er die Flucht der geliebten Tochter mit dem Knappen, seinem Lieblinge dereinst, nun dem verhasstesten Verführer seines Kindes, erfuhr und alles Spähen und Verfolgen fruchtlos blieb, empfindet sich leichter, als es sich beschreiben lässt. Züge des Grams, vor der Zeit ergrautes Haupt- und Barthaar machte ihn selbst Freunden, die ihn längere Zeit nicht sahen, unkenntlich. Die nagende Erinnerung an das verlorene Kind suchte er zu betäuben im Getümmel der Jagd, seinen Zorn gegen den unerreichbaren Räuber auszulassen, zu üben und aufzustacheln im wilden Verfolgen der Thiere des Waldes. Die weltalten Forste des Gebirges, das in geringer Entfernung das Weichbild seiner Burg begrenzte, vielleicht seit den furchtbar drängenden Stürmen der Völkerwanderung — und wer weiß, ob selbst damals? — von keines Menschen Fusse betreten, wiederhallten von seines Hifthorns schrillendem Ruf, von seiner Doggen heiserem Gebell, von seiner Weidmänner unlustigem: „Halloh."

Einst — es nahte die Zeit, da vor Jahren ihm sein geliebtes Kind entrissen ward — trieb ihn sein Unmuth, seinem Gefolge weit voran, immer tiefer in des Waldes dichter verschlungene Schatten. Das Dunkel des Forstes, kaum hie und da durch einen schwachen sich mühsam durchwindenden Sonnenblick erhellt, ganz der Nacht seines kinderlosen Alters und darum freudenlosen Gemüthes zusagend, lockte ihn immer weiter in seinen Schooß. Endlich weckte ihn das hereingebrochene Dunkel, das Geschwirr nächtiger Raubvögel aus dem wachen Traume, in welchem er bisher bewußtlos fortgestürmt war. Er lässt sein Horn erschallen; spottend tönt ihm nur sein Ruf im Wiederhall entgegen. Wo nun den Rückweg finden aus des Forstes pfadlosem Irrgewinde? Wo nun ein Obdach suchen für diese Nacht, um auszuruhen von des Tages unerquicklich abmattender Mühe? Hier schlägt kein fühlend Herz, nur das seinige vor unbewußter Unruhe; hier wölbt sich kein wirthlich Dach, als zum Horst der Wölfe; hier winkt kein Licht, einladend zu gastlicher Menschenwohnung; nur Irrlichter flackern verlockend aus dem Waldmoor, nur das Gluthauge reissender Thiere funkelt ihn bedrohlich an durch die tiefe Nacht.

Einen Stamm muß er, trotz seiner Ermüdung, erklimmen und ohne des Schlafes, ohne der Nahrung erquickende Labsal durch der Wölfe bedrohliches Geheul stets an die Gefahr erinnert, in der er schwebt, des kommenden Morgens harren: ob er von dort etwa einen Ausweg, eine Spur von menschlichem Dasein erspähe. — Auf flammt die Morgensonne, über ein Meer im Morgenwinde wogender Tannenwipfel gleitet ihr Strahl. Dort starren ihm Bergriesen entgegen, immer höher die Häupter bergend in der Wolken Blau, hier senken sich die Höhen; dahin beschliesst er seine Schritte zu richten, dem Laufe der Sonne entgegen. Stutzig sieht ihn das Wild an, doch nicht zagend vor der neuen, wunderbaren Erscheinung. Labung bietet ihm manch frischer Quell und die Traube des Hochwaldes, die Heidelbeere und im Feldmoos keimende Süßwurz. Er irrt den ganzen Tag, bis die Nacht ihre furchtbaren Schatten ausbreitet über den Forst. Rastlos strebt er auch im Dunkel der Nacht vorwärts durch das immer dichter werdende Gestripp, das mit höhnender Begier nach seinem Gewande mit seinen scharfen Dornkrallen zu langen scheint, als wolle es Zoll haben für den kühn durch seine Verschlingungen erzwungenen Durchgang. Endlich mahnt ihn eines Waldstromes Brausen, tief unter ihm heraufschallend, zu halten. Auf mosigem Felsengrunde schläft der stolze, an Pracht gewohnte Edelherr den Schlummer der Ermattung.

Das Bild seiner Tochter, seines undankbaren und — wie oft auch ihm der Fluch auf der Lippe schweben mochte — dennoch geliebten Kindes umschwebt ihn im Traume. Umgaukelt von blondlockigen Kindlein, gewiegt in den Armen der Liebe, sieht er sie über alle diese Wonnen mit sehnsüchtigem Blicke hinaus in die Ferne schauen nach einem Gegenstande, der ihr zur Vollendung ihrer Seligkeit mangelt, nach des Vaters segnender Umarmung; sieht, wie der Gedanke an seinen Schmerz, die Angst vor Vaterfluch ihr jede Lust verbittert. Er greift nach dem Schwerte, als Rächer zu treten vor die Undankbaren; da erwacht er, vom milden Strahle der Morgensonne beschienen. Sich aufraffend erblickt er gerade gegenüber, von stämmigen Tannen beinahe verdeckt auf steilen Felsen schlicht erbaut, eine Burg; sich selbst auf eines Felsenvorsprungs jähem Rande, unter ihm über hemmende Steinmassen unmuthig schäumend und brausend der Strom. Ein Schritt und er lag zerschmettert im kühlen Wogengrabe. Gerührt von Gottes Schutz fällt er dankend auf seine Kniee und klimmt den steilen Felsenhang hinab, durchwatet auf seinen Jagdspeer gestützt den reissenden Strom und klimmt hinan zur Burg, von ihren gastlichen Bewohnern Rast, Erquickung und Wegeskunde zu erbitten. Kein Thürmer verkündet seine Nähe, offen steht das Thor, er tritt in den mit Gras bewachsenen Hof, — nirgend eine Spur von Leben. Doch aus dem Schornstein wallt wirthlicher Rauch empor und nicht Gefahr, nicht Verstoß gegen die Sitte achtend, tritt er ein in das unbewachte Haus. Da sieht er am Heerd ein Weib von edlem Wuchse, beschäftigt den Ihrigen ein Mahl zu bereiten, ein dürftig Erbsenmuß. Ein blondlockiger Knabe — er hatte sein Bild im Traume der letzten Nacht gesehen — heischt von der Mutter Etwas, um seinen Hunger zu stillen. Die oberste Lage der Erbsen, mehr geröstet denn gekocht — Návara nennt es der Böhme, Obsud, Aussud würde etwa

der Deutsche das Wort übertragen — reicht sie dem kleinen, ungestümen Mahner.

Wie sie sich wendet, sieht er das Antlitz seiner — verlornen Tochter. Freude des unverhofften Wiedersehens, des Undanks schmerzliche Erinnerung, Mitleid mit ihrer Lage, Zorn ob der seinem Stamme durch diese Verbindung zugefügten Schmach, Wonne, vor sich Enkel zu schauen, Verwünschung gegen ihren Erzeuger, ja gegen ihre unkindliche Gebärerin ringen in seiner bewegten Brust. Das Vaterherz siegt, er gewinnt Fassung. Ausforschen will er sie in ihrer Einsamkeit, sich überzeugen, ob sie des Vaters ganz vergessen über den glattwangigen Buhlen und nach dem Maße der Schuld das strenge Richteramt verwalten an seinem ehr- und pflichtvergessenen Kinde. Viele hatten nach der furchtbaren Sonnenwende in seinem Leben ihn nicht erkannt, prüfen will er des Grames Macht auch an des Kindes Blick, das ihn erregte. Als verirrter Waidmann, der drei Tage lang im unermesslichen Forste umhergeirrt, tritt er vor sie hin, um Rast und Labe bittend. Kämpfend zwischen Bangigkeit vor dem Späher, der ihren Aufenthalt verrathen, ihr Liebes- und Mutterglück zerstören könnte, und zwischen dem Mitleid gegen den Hilfsbedürftigen betrachtete sie mit Rührung den Ankömmling, froh zum Theil nach langer Zeit endlich wieder in ein menschlich Auge zu schauen, dessen ernstforschender Blick ihr Herz seltsam bewegt. Mit kindlicher, doch zutraulicher Bewunderung betrachtet auch ihr Söhnlein die ungewöhnliche Erscheinung. Was sie dem Kinde gab, bietet sie auch dem Fremdlinge, theilt willig mit ihm, was sie hat: das Erbsenmuß. Traulich hatte sich das Söhnlein dem alten Manne gesellt, mit Fragen ihn bestürmend und wieder befragt, Trost gebend seinem Vaterherzen; denn er sah die Liebe seines Kindes zu dem Beleidigten, in Liebesbangigkeit verlassenen Vater tief eingeprägt in des Enkels zartem Gemüth.

Heimgekehrt mit Beute war der Burgherr von der Jagd. Nur seiner Liebe Gefahr durch des Fremdlings zufällige Ankunft im Auge, vergisst er der gastlichen Milde, die man dem Hilfsbedürftigen schuldig. Bei seinem Anblick schlagen die verhaltenen Zornesflammen in des beleidigten Vaters Brust in helle Lohe auf. Er gibt sich kund dem Verräther, ihn mahnend an schändlichen Undank, mit dem er ihm, dem Pfleger seiner hilflosen Kindheit, dem Lehrer im rühmlichen Ritterthum, die zahllosen Wohlthaten vergolten durch solche Schmach. Rache heischt er von dem schändlichen Verführer. Schon flammt des Schwertes Blitz, schon donnert der Fluch über seine Lippen — da fällt sein Blick auf den Enkel, der bei der todtenblaß niedergesunkenen Mutter kniet, Hilfe rufend mit herzzerreissendem Jammergeschrei. Die Centnerlast ihrer Schuld, in all' ihrer Furchtbarkeit vor sie hingetreten in des Vaters gramentstellter Gestalt, hatte sie leblos niedergeworfen, den Muth ihres Gatten gelähmt, der Anblick des Vaters gerechten Zorn entwaffnet. Er ist bemüht, sie aufs neue ins Leben zu wecken, der er es gab und duldet des Räubers Beistand in seiner Bemühung. Endlich schlägt sie die Augen auf, um Erbarmung fleht der blasse Mund, das gebrochene Auge, des Enkels bewußtlose Thräne, des im Bewußtsein seiner Schuld fernab stehenden Gatten muthloses Erstarren. Ein harter Kampf der Reue mit schwer verdienter Rache, der Liebe mit schwer gereiztem Zorn beginnt; jene

siegen und ein freudiges Fest der Versöhnung wird begangen, und nun erst blühen der Liebe Wonnen freudig auf, da des Vatersegens lange fruchtlos ersehnter Thau, milde auf ihre Blüthen niederfloß. Mitfeiernd das freudige Fest säuseln die Tannen, rauscht sanfter der Waldstrom.

Im Norden von Böhmen, im Vordertreffen — möchte ich sagen — der Bergesriesen, die des Landes Grenzhuth bilden, gegen das von einem stammverwandten Volke bewohnte Schlesien, inmitten schlanker Tannen und Fichten ragen bläulich grau die Trümmer dieser Burg, welcher der Friedländer Burgherr — die Sage nennt ihn irrig den gewaltigen Kriegsfürsten in den Zeiten des unerschütterlichen Ferdinand, Albrecht von Waldstein, Herzog zu Friedland — den Namen Nawarow gab, von Náwara, von dem Erbsenmuß, das seine Tochter ihm und seinem Enkel gereicht. Tief unter ihr rauscht in engen Felsenufern zusammengeklemmt die Kamenitz, die in Friedlands Waldbergen entsprungen, nachdem sie mehrere Mahl- und Schleifmühlen und ein Eisenwerk in Betrieb gesetzt, unterhalb Semil sich mit der Iser vereiniget. Dem Burgfenster gerade gegenüber, starret, fast wie ein Wolfshaupt anzusehen, ein Felsriff; da soll der stolze Freiherr die letzte Nacht vor dem Wiedersehen geruhet, von da die Burg gesehen haben, die sein schmerzlich vermisstes Kind in ihren Mauern barg. Ueber ihm erheben sich immer höhere Berge. Prżichowitz mit seiner uralten in Holz verkleideten Skt. Veitskirche schliesst den Gesichtskreis. Der gerade gegenüber starrende Bergwald entzieht dem Auge zum Theil den Anblick einer seltsamen Bergkette, ausgebrannter Vulkane vielleicht, oder sonstiger Denkmäler furchtbarer Naturerschütterungen, denn sie sind wie zusammengerollte Trümmer einer untergegangenen Schöpfung aufgeschichtet.

In den Tagen, wo der gewaltige Friedländer gewaltet, wo Deutschland und unser Vaterland dreissig Jahre hindurch ein Schlachtfeld war und aller Schrecken Tummelplatz, wiederhallten diese Berge vom Gekrach schwedischen Geschützes. Ein Freiherr la Motte, ein tapferer, kriegserfahrener Mann war Herr dieser Burg. Er vertheidigte sie, vielleicht zum Lohn einer Waffenthat vom Friedländer ihm geschenkt, oder von ihm erkauft, — gegen die Feinde seines Kaisers und seines Glaubens. Da sank die Burg in Trümmer. Bei des Wachtthurms Fall erklirrten die Scheiben in den Dörfern auf Stundenweite. Spät nach des Feindes Abzuge baute das nunmehr milder und sicherer umfriedete Leben sich am sanften Abhange einer Höhe über dem alten Schlosse an, den Namen desselben beibehaltend. Die Kunde von seinen älteren Bewohnern ist verschollen. Jetzt heißt die Ruine Zámcžisstě, d. i. der Platz, wo einst das Schloß gestanden.

Das neue Schloß ist Eigen des freiherrlichen Geschlechts von Ehrenburg. Des nunmehrißen Domänenbesitzers Mutter, neuvermält an den Grafen von Khüenburg, baute einst im Schatten der aus Felsen und verwitterten Mauern der alten Burg hervorgesprossenen Fichten ein Denkmal ihrer ersten Liebe und machte durch eine Stiege die Burg und den unten rauschenden Waldstrom zugänglich für den Freund einer wildromantischen Natur.

Vaterländisch-historische Miscellen und Curiositäten.

Der Ursprung der böhmischen Kur- und Erzschenkenwürde.

Böhmens Beherrscher hatten zu Ende des XII. Jahrhunderts unter andern noch folgende beiderseits anerkannte Pflichten gegen den Kaiser (Palacky Gesch. II., 1. 10—11):

1) Nachdem sie von der obersten Gewalt Besitz genommen, sich von dem Kaiser in ihrer neuen Würde bestätigen zu lassen.

Anmerkung. Die böhmischen Abgesandten sprachen zu König Lothar im J. 1126: Discretionem tuam scire convenit, quod electio ducis Bohemiæ, sicut ab antecessoribus nostris accepimus, numquam in Imperatoris, semper autem in Boemiæ principum constitit arbitrio, in tua vero potestate electionis sola confirmatio (Chron. Sazav. p. 290). Nach der Schlacht bei Kulm (18. Febr. 1126) erkannte auch der Kaiser die Wahrheit dieses Satzes an, indem er Sobieslaw dem I. das Herzogthum Böhmen bestätigte und ihm die herzogliche Fahne überreichte.

2) Die in der Nähe Böhmens ausgeschriebenen Kaisertage entweder persönlich oder durch Abgeordnete zu besuchen; wobei sie aber das Recht in Anspruch nahmen, ihre persönliche Ankunft zum kaiserlichen Hofe mit Feuer und Flammen anzukündigen.

Anmerkung. Chron. Beness. p. 370. Dobner Monum. IV., 53. 54. Ob das vermeinte Recht der alten Herzoge und Könige Böhmens, ihre Ankunft am kaiserlichen Hofe jedesmal durch den Brand einiger Dörfer von Ferne anzukündigen, schon von Brzetislaw I. (1037—1055) herzuleiten sei, wie die Sage behauptet, mag dahin gestellt bleiben. Dieses, wo nicht zugestandene, doch usurpirte Recht sollte unsere Fürsten vor zu häufiger Berufung an den Kaiserhof schützen. Palacky I., 288.

3) Zu jeder Romfahrt der Kaiser 300 Bewaffnete zu stellen.

Für diese Leistungen erlangten Böhmens Beherrscher schon frühzeitig das Recht, bei den römischen Königswahlen zu stimmen, das Erzschenkenamt im römischen Reiche, und die Gelegenheit, sich in die inneren Verhältnisse des deutschen Volkes einzumischen.

Zwar hatte sich schon Boleslaw II. in den deutschen Thronfolgestreit eingemischt; doch war der erste böhmische Herrscher, der an der römischen Königswahl Theil nahm, Herzog Ulrich, Brzetislaws I. Vater, im Jahre 1024. Dieser nahm an der Wahl des fränkischen Konrad II. Theil, und brach so der nachmaligen kurfürstlichen Würde der Fürsten Böhmens die erste Bahn, obgleich die Kurrechte in jener Zeit selbst noch lange nicht so bestimmt waren, wie in den späteren (Palacky I., 268; II. 1, 10).

Das Erzschenkenamt soll schon an Herzog Sobieslaw I. (1125—1140) verliehen worden sein (Palacky II. 1, 11). Nach Andern wurde Herzog Friedrich auf dem großen Hoftage zu Mainz, 20. Mai 1184 zuerst mit der Erzmundschenkenwürde belehnt. (Olenschlager Erläut. d. gold. Bulle S. 95).

Kaiser Rudolph I. von Habsburg bezeugte dem Könige Wenzel II. von Böhmen: jura pincernatus et electionis nedum dicto regi et

siegen und ein freudiges ... sais progenitoribus abavis,
erst blühen der Lieb- ... competebant etc. (Urk. dd.
fruchtlos ersehnt
das freudige ...

Im N... — der Be... einem star... Tannen... cher de... tigen... brech... gab... sei... s...

(Mitra) der alten böhmischen Herzoge.

Spitignew II., der Stifter der Collegiatkirche zu St. ... ging mit dem Gedanken um (nach dem Beispiele ... Ungarn und Boleslaws von Polen) den Herzogshut mit ... zu vertauschen. „Es scheint gewiß — sagt Palacky (Gesch. I., 296) — daß er ... an den römischen Hof um die Verleihung eines solchen Schmuckes gewendet habe, indem er sich zugleich anheischig machte, dem Stuhle Petri einen Zins von 100 Mark Silber jährlich zu entrichten (1059). Papst Nikolaus II. aber, der dem deutschen Reiche ohne Zweifel keinen Anlaß zu Beschwerden geben wollte, sandte ihm dafür eine Mitra zu, d. h. eine bischöfliche Chorkappe von Hermelin*) mit anderem dazu gehörigen Schmucke; eine neue Art von Auszeichnung, ohne politische Bedeutung, welche bis dahin noch keinem weltlichen Fürsten verliehen worden war, später aber häufiger wurde.“

So hat im Jahre 1071 Papst Gregor VII. dem ersten Könige Böhmens, Wratislaw, jenes Vorrecht bestätigt (Dobner Annal. Hagec. V. 425).

Allmälich wurde die „Mitra“ den böhmischen Reichsinsignien einverleibt, unter denen wir noch heute ein königliches Kronkäppchen finden — das aber beileibe nicht aus Hermelin, sondern aus rothem Atlas besteht, und dem Könige von Böhmen jedesmal unter die Krone auf das Haupt gesetzt wird.

Das böhmische Krönungsrecht der Erzbischöfe von Mainz.

Als König Přemysl Ottokar I. hinlänglich gealtert war, gedachte er die Krönung seines ältesten Sohnes Wenzel I. zum Könige von Böhmen noch bei seinen Lebzeiten vor sich gehen zu lassen.

Siegfried, damals Erzbischof von Mainz, wurde nach Prag eingeladen, die Krönung nicht nur des jungen Königs, sondern auch seiner Gemalin, Kunigunde von Hohenstaufen, zu vollziehen: welche auch am Sonntage Esto mihi (6. Februar) 1228 mit vielem Pomp Statt fand. Bei dieser Gelegenheit ließ (nach Palacky Gesch. II., 1, 92) der Mainzer Erzbischof es sich urkundlich bestätigen, daß die Krönung der böhmischen Könige nur ihm und seinen Nachfolgern, den Metropolitanen Böhmens, allein zustehe. Gudenns in cod. diplom. Mogunt. I., 500.

Am 30. April 1344 erließ Papst Clemens VI. die feierliche Bulle, wodurch das bisherige Bisthum Prag von allem Einfluße des Mainzer Erzbischofs befreit (und selbst zum Erzbisthum erhoben) wurde. Am 5. Mai desselben Jahres erfolgte dann durch eine zweite Bulle auch die Uibertragung des Rechtes, den König von Böhmen zu krönen, von dem Mainzer auf den Prager Erzbischof (Palacky II. 2, 255).

---

*) ??

Das regierende Haus Sachsen stammt aus Böhmen.

Der Graf Ded (Comes Dedi), Sohn Dietrichs de tribu Buzici — bekanntlich der Ahnherr aller jetzt regierenden, des königlichen sowol als der herzoglichen, sächsischen Häuser — war bereits im Jahre 977 in Berührung mit dem böhmischen Herzoge Boleslaw II. Als nämlich Miecislaw von Polen nach dem Ableben der (böhmischen) Dubrawka um Oda, die Tochter des nordsächsischen Markgrafen Dietrich, erfolglos geworben (da man sie aus dem Kloster zu Kalbe an der Saale zu entlassen sich weigerte), gab Boleslaw dem Grafen Ded, Schwager der Braut, ein böhmisches Heer, womit dieser in die südthüringische Mark einfiel, die Stadt Zeiz eroberte und plünderte, und dann bis Kalbe vordrang, um Oda mit Gewalt von dort zu befreien und dem Miecislaw zuzuführen.

Eine zweite Berührung mit dem sächsischen Hause ergab sich unter Herzog Spitigniew II. (1055—1061), welcher Ida von Witin zur Gemalin hatte. „Ida, sagt Palacky (Gesch. I., 293) war einem ursprünglich zwar slawischen, aber schon damals germanisirten Geschlechte entsprossen. Den so oft besprochenen Ursprung des noch blühenden königlichen Hauses Witin (so urkundlich, nicht Wettin) — fährt Palacky fort — können wir nicht umständlicher erörtern; die Namen tribus Buzici, Ded, Witin selbst sind darüber entscheidend. Diese Namen sind in Form und Inhalt slawisch, rein und echt, und keineswegs verdreht oder verdorben. Buzici sind die Nachkommen des Buz. Einen Dietrich, Sohn eines Buz, kennt auch die böhmische Geschichte (1110). Witin, Wita's Burg, kommt in Böhmen öfter vor."

Eine dritte Berührung mit Böhmen und Sachsen fand im Jahre 1123 Statt. Als nämlich Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Wipredht von Groitsch die erledigte Mark Meißen zuwendete, musste er gegen die gerechteren Ansprüche Konrads von Witin böhmische Kriegshilfe aufbieten. Allein die Mark Meißen blieb im Besitze Konrads und seiner Nachkommen. Cosmas erzählt (p. 265): Eodem anno 1123 marchionis Dedii extrema stirpe fato exstirpata imperator quartus Henricus prædicti Dedii marchionatum putans herede desolutam dederat Wigberti sub potentiam. Sed erat in Saxonia quidam nomine Conradus, ex tribu ejusdem Dedii natus, ad cujus manus jure pertinebat ille marchionatus. „Dieser Konrad, Tiema's Sohn, Enkel Dietrichs und Urenkel jenes Dedi, dessen bei dem Jahre 977 gedacht wurde, ist der Ahnherr aller gegenwärtig noch blühenden königl. und herzogl. sächsischen Häuser" (Palacky Gesch. I., 384).

Der Günstling Zderad.

Es war eine traurige Folge der im Hause der Přzemysliden durch Herzog Brzetislaw I. „den Streitbaren" eingeführten Seniorats-Erbfolge, daß manchmal zwei, drei und mehrere Brüder nach- und sogar nebeneinander den herzoglichen Stuhl Böhmens bestiegen und eingenommen haben. Dies ereignete sich gleich bei den ersten Brzetislaiden, wo des regierenden Wratislaw des Ersten jüngerer Bruder, Konrad, noch bei dessen Lebzeiten als Prätendent auftrat und die beiden jüngsten Brüder, Jaromir und Otto, Parthei nehmen mussten.

In diese Zeit (1090) fällt die nachstehend mit den Worten Palacky's (Geschichte von Böhmen I, 322—326) geschilderte Begebenheit, welche einen ziemlich romantischen Anstrich hat und auf die Colonisationsgeschichte der ungarischen Slowakei interessante Streiflichter wirft.

So lange die drei Brüder Konrad, Jaromir und Otto am Leben waren, hielten sie fest zusammen, und nöthigten damit Wratislaw, sie zu schonen und ihnen manches zu übersehen. Auch nach Otto's Tode stellte dessen Witwe Euphemia mit ihren Kindern und dem Olmützer Gebiete sich nicht unter Wratislaw's, sondern unter Konrads Schutz. Des Königs Räthe, und unter ihnen vorzüglich sein Hofmeister und Liebling Zderad, bewogen ihn daher mit einem starken Heere nach Mähren zu ziehen, und sein Ansehen daselbst wieder herzustellen. Er nahm erst Olmütz ein, vertrieb Otto's Kinder daraus, und setzte dort, mit Uibergehung seines ältesten Sohnes Brzetislaw, den Erstgeborenen aus seiner dritten Ehe, Boleslaw, zum Herrscher ein, der jedoch schon einige Wochen später (10. Aug.) starb. Dann zog er vor Brünn, wo sein Bruder Konrad sich eingeschlossen hatte, und belagerte es mit großer Macht. Hier aber veranlaßte der Uibermuth seines Günstlings Zderad einen neuen noch abscheulicheren Krieg, in welchem der Sohn sich gegen den Vater empörte und die junge Generation gegen die ältere bewaffnete.

Es hatte nämlich Prinz Brzetislaw einige Jahre früher vom Vater den Auftrag bekommen, die Grenze hinter Meißen gegen die Sachsen zu schützen. Indem er eines Tages, in der Sommerhitze, von einem Streifzug zurückkehrte, warf er sich gegen die Wohnung des alten Zupans Alexius, in einen Fluß, um sich abzukühlen, während seine Schaar den Marsch fortsetzte, und nur einige Personen des höheren Adels bei ihm zurückblieben. Da stürzte unvermuthet ein Trupp sächsischer Reiter über diese Wenigen her, die unverzagt sich ihnen entgegenwarfen. Der Waffenlärm zog von beiden Seiten mehrere Schaaren herbei, und der böhmischen Tapferkeit gelang es endlich, die Feinde in die Flucht zu schlagen. Aber der Sieg war mit gar schmerzlichen Opfern erkauft: die Unbesonnenheit des Prinzen hatte dem Grafen Alexius und dessen Schwiegersohne Ratibor, den Brüdern Branisch und Slawa, und einer Menge anderer edlen Böhmens das Leben gekostet.

Als nunmehr König Wratislaw die Anordnungen zur Belagerung Brünns traf und die einzelnen Schaaren auf ihre Stellungen vertheilte,

bat ihn Zderad höhnisch, in Gegenwart Brzetislaws und der Heerführer, er möchte doch den Prinzen mit seinen Zelten an die Ufer anstellen, damit er in der vorbeifließenden Switawa nach seiner Lust wieder baden könne.

Der Spott verletzte den hochsinnigen Prinzen tief, der sich ohnehin wegen dieses Günstlings vom Vater zurückgesetzt fühlte. Er zog sich in sein Gezelte, und nahm an dem Tage weder Speise noch Trank. Sein Racheburst wurde von seiner Umgebung, die den stolzen Emporkömmling neidete und haßte, noch mehr gereizt, und selbst Konrad soll seinen Entschluß durch eine geheime Botschaft bei Nacht beflügelt haben. Am folgenden Morgen lud Brzetislaw den Zderad wie zu einer Unterredung, zu sich in sein Lager ein: er ritt dem in Begleitung des Grafen Drzimir Ankommenden entgegen, überhäufte ihn gleich mit Vorwürfen, und warf ihm endlich, sich mit seinem Pferde wegwendend, seinen Handschuh in's Gesicht. Auf dieses Zeichen sprangen Rostislaw und Drzkray, die Söhne Lubomirs, und Boresch, Olens Sohn, herbei, hoben ihn, der vergeblich zu entfliehen suchte, mit ihren Lanzen vom Sattel hoch in die Luft, warfen ihn zu Boden und durchbohrten und zerstampften ihn endlich mit den Hufen ihrer Rosse. Der König, durch Drzimir von dem Gräuel unterrichtet, war, heißt es, im ganzen Lager der Einzige, der Zderads Fall beweinte, wie er denn auch später an der Stelle, wo er gemordet wurde, ihm ein Denkmal setzte; die Mehrheit der Krieger zollte aber der argen That ihren Beifall. Brzetislaw zog hierauf mit seiner Schaar ab, und lagerte sich, durch Uiberläufer aus des Königs Heer verstärkt, hinter dem nächsten Hügel.

Inzwischen kam die Herzogin Hilburg, eine kluge und beherzte Frau, ohne Wissen ihres Gemals, in das Lager Wratislaws. Sie warf sich dem Könige zu Füßen, und flehte ihn an um Schonung für das Land, das ja nicht ihr, sondern sein Eigen sei, für ihren Gemal, der lieber in die Verbannung ziehen, als diesen unnatürlichen Kampf fortsetzen wolle. „Dein Sieg wird," sagte sie, „Dir keinen Ruhm, Deine Beute keinen Gewinn bringen. Strafe ihn, wenn er gegen Dich sündigte, aber vergiß nicht, daß er Dein Bruder und Dein Diener ist." Ihre Beredsamkeit, von einem Thränenstrom begleitet, rührte das Herz des Königs und aller anwesenden Edlen, so daß kein Auge bei der Scene trocken blieb. Wratislaw hob sie auf, und hieß sie sich zu ihm setzen: sie aber bat noch um eine andere Gnade für den Sohn, der den Vater so schwer beleidigt habe und nun seiner Strafe gewärtig sei. Da küsste sie Wratislaw, und befahl ihr den Bruder und den Sohn schnell herbeizuführen; er wolle alles Vorgefallene vergessen. Als sie nun kamen; empfing er beide mit dem Kuß des Friedens. Dem Brzetislaw sagte er dabei: „mein Sohn! hast Du recht gethan, wirst Du selbst am Besten dabei fahren; war es aber unrecht, so wird Deine Sünde Dich schon strafen."

Brzetislaw fühlte sich mit dem Vater nicht aufrichtig versöhnt; er fürchtete, oder ließ es sich einreden, der König habe die Rache nur auf gelegenere Zeit verschoben; er kehrte daher nicht mit ihm nach Prag zurück, sondern setzte sich mit seinen Getreuen in Königgrätz fest. Hieher strömten dann alle Mißvergnügten aus dem ganzen Lande zusammen, vorzüglich der jüngere Adel Böhmens, und reizten ihn noch mehr gegen

den Vater und dessen Räthe auf. Mit ihnen zog er endlich, an drei tausend Mann stark, gegen Prag, und lagerte sich am Rokytnitzbache, bereit, den äussersten Kampf gegen den Vater zu wagen.

Wratislaw hatte inzwischen den neuen Verrath des so irregeleiteten Sohnes damit entgolten, daß er vor einer Versammlung der böhmischen Großen seinen Bruder für seinen Nachfolger auf dem Throne erklärte, und ihn auch feierlich als solchen anerkennen ließ; was übrigens nur dem Senoriatsgesetze gemäß war. Jetzt, da die Söhne, zum Kriege gegen die Väter gerüstet vor den Thoren der Hauptstadt standen, schienen alle Bande der Ordnung im Lande gelöst zu sein. Aengstlich sah Jedermann dem Ausgang dieser mehr als bürgerlichen Unruhen entgegen; die Natur selbst schien aus ihrem Lauf gerückt, und man erzählte sich von Wundern, welche durch die Dazwischenkunft der böhmischen Landespatrone vorgefallen seien, um so unerhörten Frevel vom Lande abzuwenden. Herzog Konrad bot sich als treuer Vermittler an zwischen dem Könige und dessen Sohne. Er ritt oft ins Lager und in die Stadt zurück, auf daß es ihm gelinge, sie beide auszusöhnen, und den Prinzen zur Unterwerfung und zum Niederlegen der Waffen zu bereden. Brzetislaw gehorchte endlich der Stimme der Natur und den Mahnungen des Oheims. Er hatte die besten Anlagen des Geistes und des Herzens, befand sich jedoch in der Gewalt einer Faction, die seinen Leidenschaften schmeichelte und ihn mißbrauchte. Nachdem er sich dem Vater ergeben und mit ihm wieder versöhnt hatte, wurde er von den Häuptern seines Anhangs neuerdings bestürmt, dem Scheine nicht zu trauen, und sie, die ihr Schicksal an das seinige geknüpft hätten, nicht unvorsichtig zu opfern; sie wüssten es, daß der König nie aufrichtig verzeihe; sie erinnerten an des tapfern Beneda Fall, der vor zwei Jahren den blossen Versuch, sich ihm wieder zu nähern, mit dem Leben gebüßt habe; vertraue er sich dem Vater an, so müssten sie ihn auf immer verlassen und im Auslande eine Zuflucht suchen. Solchen Vorstellungen zu widerstehen, hatte Brzetislaw nicht Kraft genug; vielleicht fürchtete er auch den Einfluß der Königin, seiner Stiefmutter und der jüngeren Brüder, die offenbar vom Vater vorgezogen wurden. Er entschloß sich endlich, mit seinen Anhängern auszuwandern, und zog mit ihnen, und all den Ihrigen, an 2,000 Köpfe stark, nach Ungarn, wo diese in der Gegend von Banow in der Trencziner Gespanschaft angesiedelt wurden, während der Prinz selbst mit den Vornehmsten seines Gefolges sich dem Hofe des Königs Ladislaw, gern von ihm gesehen, anschloß.

Böhmen unter König Wenzel dem IV. bis zur hussitischen Zeit.

Von

Dr. Legis Glückselig.

Unter bangen Ahnungen, aber nicht ohne Zuversicht in die Geistesfülle, den thatkräftigen Willen und unzweideutigen Herrscherberuf seines Erstgebornen, schied Karl IV. im Jahre 1378 von der Welt. Es war die letzte väterliche Lehre, welche Wenzel IV. empfangen: „Liebe Deine Freunde und Güter; denn die Güter haben Dich zum obersten König gemacht. Sei friedsam, und was Du durch Güte erlangen kannst, suche nicht durch Krieg. Erweise Jedermann Ehre, und habe den Papst, den Clerus und die Deutschen zu Freunden, so wirst Du desto besser in Frieden leben.“ Wenzel war erst achtzehn Jahr alt; er war als Kind von zwei Jahren (1363) zum böhmischen, als Jüngling von kaum sechzehn Jahren (1376) zum römischen König gekrönt, und von dem Vater frühzeitig in die Regierungsgeschäfte eingeführt und mit Würden ausgestattet werden; wie er denn schon 1364 den Titel: „König von Böhmen, Markgraf zu Brandenburg und Lausitz, Herzog zu Luxemburg und Schlesien und Graf zu Sulzbach,“ führte. Die Erziehung Wenzels IV. konnte nicht anders, als des weisen und gelehrten Vaters würdig sein; der böhmische Kanzler, Burghard, Propst zu Wischehrad, war Wenzel's Erzieher gewesen, wenigstens wird er in Geschäften 1367 sein Vormund (procurator) genannt. Von Wenzel's Persönlichkeit hegten daher sein Vater und die Nation schöne Erwartungen: er war offen, gütig und freigebig, ein Freund der Gerechtigkeit, Feind aller Bedrückung, gleich seinem Vater abhold den Räubereien des Ritterstandes, aber zu ungestüm, wo er Anmaßungen der Geistlichkeit gewahrte. Er besaß keineswegs Karl's IV. politische Tugenden, nicht seine schlaue Umsicht, die ihm immer eine gewisse Uiberlegenheil gegeben, am wenigsten seine Ländergier, leider auch nicht Karl's Sanftmuth, Kunstsinn und ausdauernde Thätigkeit. Daß aber alle anderen Talente Wenzel's IV. nach kaum zwei Jahrzehenden in Nichtsthun und Rohheit untergingen, daran war die grenzenlose Verwirrnng Schuld, welche mit Karl's IV. Tode über Deutschland hereinbrach; der Geist der Zwietracht, welcher die Kirche, jener der Frevelmüthigkeit, welcher das Reich, der des völligen Versinkens in Selbstsucht, welcher Böhmen zerriß, und welcher den, alle seine Kräfte gegen das Unheil der Zeit aufbietenden, König auch noch der Treulosigkeit seiner Brüder und Vettern verfallen ließ, nachdem der Hausfriede kaum sieben Jahre gewährt. Wie bei Karl IV., so bietet sich auch bei Wenzel IV. ein dreifacher Gesichtspunkt dar, aber bei letzterem auch zugleich eine dreifache Gährung: in der Kirchenspaltung, unter den deutschen Reichs-

ständen und bei den Böhmen. Und so liegt wol die Frage in Zweifel, ob ein anderer, noch so einsichtsvoller und thätiger Fürst unter so heillosen Zuständen mehr, als Wenzel IV., würde ausgerichtet haben.

Was die Kirche betrifft, so kam deren Trennung bekanntlich von den Päpsten, welche in übler Berechnung Schutz gegen die deutschen Kaiser bei Frankreich suchten und dadurch veranlaßt waren, eine größere Anzahl von französischen Cardinälen zu ernennen, die den Sitz zu Avignon jenem zu Rom vorzogen. Obgleich diese unlängst die Wahl eines italienischen Papstes (Urban's VI.) nicht verhindern konnten, so verließen sie doch bald nach dem Conclave Rom wieder, und setzten ihrerseits Clemens VII. zum Papste ein, welcher nach Frankreich ging. So war die Kirche in zwei Gewalten getrennt. Für den römischen Papst erklärte sich, nach Karl's IV. ausdrücklichem Willen, König Wenzel im Namen des deutschen Reichs und Böhmens, dann die Könige von England und Ungarn, Dänemark, Schweden, Polen und der deutsche Orden; für den zu Avignon Anfangs nur die Könige von Frankreich und Navarra, bald aber auch die von Schottland, Castilien, Aragon, Sicilien und Cypern. Es gelang Wenzel'n, den wider Urban VI. eingenommenen Herzog Leopold von Oesterreich sowol, als auch die beiden Erzbischöfe von Mainz, von denen Adolf der Nassauer sich zu Clemens VII. hielt, umzustimmen, oder zu beruhigen; blos mit Frankreich kam er in nicht geringe Verlegenheit, weil hier die alten, im Hause Luxemburg erblichen Bündnisse gefährdet waren. So verhielt sich also Wenzel in den ersten fünf Jahren seiner Regierung fast unthätig in Sachen der Kirchenspaltung. In Bezug auf das deutsche Reich nach Außen hin war Wenzels Politik eben wieder zumeist durch Frankreich bedingt. Jedem anderen wäre es vielleicht erwünscht gewesen, daß wieder ein römischer Papst den Schutz des Reiches gegen Frankreich und Neapel brauchte; allein Wenzel gedachte lieber so viel möglich das Gleichgewicht zu erhalten und unterließ sogar, von einem Papste, den Frankreich nicht anerkannte, die Kaiserkrone zu empfangen. Also flossen ganze zehn Jahre seiner Reichsregierung hin. Im Inneren des Reichs war von dem Oberhaupte auch nicht viel zu versuchen, und es ist wahrlich befremdend, wie oft Wenzel IV. zur Gründung eines allgemeinen Landfriedens den Anlauf nahm. „Deutschland war" nach den Worten eines der neuesten deutschen Geschichtschreiber — „damals der Tummelplatz der wildesten und rohesten Kraftäußerungen, mit denen seine unbändigen Söhne gegen einander wütheten; Wenzel IV. heißt der Unartige, aber mehr, als er, verdienen den Beinamen die Deutschen seiner Zeit und des gesammten folgenden Jahrhunderts bis zu Maximilian's Landfrieden." Wirklich war Landfriede die beständige Losung im Reiche; allein bei dem Gaukelspiele der Städte-, Ritter- und Fürstenbündnisse stand für den gemeinsamen Frieden keine Gewährleistung in Aussicht. Wenzel, welcher zwanzig Jahre hindurch alle Mittel, den Landfrieden zu handhaben, mehr oder minder fehlschlagen sah, beschränkte seine Thätigkeit im Reiche größtentheils auf Ertheilung von Privilegien nach Art seines Vaters, nur ohne den Ruhm, wie Karl, daraus zu ziehen, und ohne die Beharrlichkeit, mit welcher dieser auch einzelne Angelegenheiten kleinlich festhielt, so lange sein eigenes Interesse dies zu fordern schien. Hinsichtlich der böhmischen

Erblande blieb Wenzels IV. Regierung mehrere Jahre ruhig und hoffnungsvoll, so lange ihm die von Karl hinterlassenen Räthe beistanden, das deutsche Reich seine Zeit und Kraft in Anspruch nahm, und seine Brüder und Vettern mit ihrer Treulosigkeit noch zurückhielten. König Wenzel hatte unter den Brüdern den meisten natürlichen Verstand, er erkannte und erfüllte die Pflichten eines guten Regenten, wenn anders seine Laune und seine Leidenschaft ihn nicht fortrissen. Sein größter Fehler war der Wankelmuth. Herzog Johann von Görlitz war ein Mensch von gemeiner Natur; geistreich und beredt unter den Brüdern aber Sigmund, der denn auch immer eine würdigere Haltung behauptet hat, obgleich es ihm an höheren Herrschertugenden gebrach. Bei den gegenseitigen Berührungen mit den mährischen Vettern, den Markgrafen Jodok und Prokop, schlich sich jedoch der Dämon der Habgier und der Umtriebe im böhmisch-luxemburgischen Hause ein. Jodok (abgekürzt Josst oder auch Jobst) erscheint hier als der unternehmendste, aber auch ränkenvollste von Allen; er wird schon von den Zeitgenossen „der große Lügner" genannt. Bei Wenzel's Sorglosigkeit waren seine schönen Staaten natürlich der Hauptgegenstand der Habsucht der Uibrigen, welche abwechselnd immer getheilt waren, bald für Wenzel, bald gegen ihn, ohne jemals rechtmäßige Ursachen zu haben, sich über ihn zu beschweren, wohl aber, ihm dankbar zu sein. Und so erscheint König Wenzel zuvörderst als Spielball der Glieder seines Hauses, dann der Partheien im Reich und in der Kirche, zuletzt der eigenen Launenhaftigkeit und moralischer Erniedrigung, denen er gemeinschaftlich als Opfer fiel.

König Wenzels Thronbesteigung scheint ganz einfach, ohne Aufsehen und Gepränge vor sich gegangen zu sein. Sein guter Wille, das Reich zu ordnen und die Kirche zum Frieden zu bringen, äußerte sich gleich darin, daß es Wenzels erstes Geschäft war, einen Reichstag nach Nürnberg auszuschreiben (12. Januar 1379). Der Wohlstand seines Erbkönigreiches erlaubte ihm, sich eher den Interessen Deutschlands hinzugeben. War es Mißverständniß oder Widerstand von Seiten der Reichsstände: gleich dieser erste Reichstag mißlang, und darf immerhin als eine böse Vorbedeutung angesehen werden. Wenzel kam nach Nürnberg; es war von Fürsten, Rittern und Städteverordneten fast Niemand gegenwärtig. Daher schrieb der römische König gleich einen zweiten Reichstag nach Frankfurt aus, und benutzte hier vor Allem das Zusammensein mit dem Herzoge Leopold von Oesterreich, um diesem (25. Februar) für die Forderungen, welche er an den verstorbenen Kaiser zu machen hatte, die beiden Landvogteien in Schwaben als Pfandschaft zu verschreiben, ohne darauf zu achten, daß diese Handlung den Städtebund gegen sich haben werde. Die übrigen Reichstagsgeschäfte betrafen fast nur die Sache des römischen Papstes, welche zu verfechten Wenzel als eine Pflicht ansah.

„Wir haben Uns" — schrieb er unter andern an König Richard von England — „fest vorgenommen, die Kirche, zu deren Beschirmung Wir das Schwert handhaben, und den Papst Urban, welchen auch unser selige Vater, der Kaiser, für den wahren Papst erkannt hat, mit allen Unseren Kräften und nöthigenfalls mit Unserem Blute zu vertheidigen; auch hoffen Wir, daß Uns die Fürsten des Reichs und der

siegen und ein freudiges Fest der Versöhnung wird begangen, und nun erst blühen der Liebe Wonnen freudig auf, da des Vatersegens lange fruchtlos ersehnter Thau, milde auf ihre Blüthen niederfloß. Mitfeiernd das freudige Fest säuseln die Tannen, rauscht sanfter der Waldstrom.

Im Norden von Böhmen, im Vordertreffen — möchte ich sagen — der Bergesriesen, die des Landes Grenzhuth bilden, gegen das von einem stammverwandten Volke bewohnte Schlesien, inmitten schlanker Tannen und Fichten ragen bläulich grau die Trümmer dieser Burg, welcher der Friedländer Burgherr — die Sage nennt ihn irrig den gewaltigen Kriegsfürsten in den Zeiten des unerschütterlichen Ferdinand, Albrecht von Waldstein, Herzog zu Friedland — den Namen Nawarow gab, von Nàwara, von dem Erbsenmuß, das seine Tochter ihm und seinem Enkel gereicht. Tief unter ihr rauscht in engen Felsenufern zusammengeklemmt die Kamenitz, die in Friedlands Waldbergen entsprungen, nachdem sie mehrere Mahl- und Schleifmühlen und ein Eisenwerk in Betrieb gesetzt, unterhalb Semil sich mit der Iser vereiniget. Dem Burgfenster gerade gegenüber, starret, fast wie ein Wolfshaupt anzusehen, ein Felsriff; da soll der stolze Freiherr die letzte Nacht vor dem Wiedersehen geruhet, von da die Burg gesehen haben, die sein schmerzlich vermisstes Kind in ihren Mauern barg. Ueber ihm erheben sich immer höhere Berge. Přichowitz mit seiner uralten in Holz verkleideten Sft. Veitskirche schliesst den Gesichtskreis. Der gerade gegenüber starrende Bergwald entzieht dem Auge zum Theil den Anblick einer seltsamen Bergkette, ausgebrannter Vulkane vielleicht, oder sonstiger Denkmäler furchtbarer Naturerschütterungen, denn sie sind wie zusammengerollte Trümmer einer untergegangenen Schöpfung aufgeschichtet.

In den Tagen, wo der gewaltige Friedländer gewaltet, wo Deutschland und unser Vaterland dreissig Jahre hindurch ein Schlachtfeld war und aller Schrecken Tummelplatz, wiederhallten diese Berge vom Gekrach schwedischen Geschützes. Ein Freiherr la Motte, ein tapferer, kriegserfahrener Mann war Herr dieser Burg. Er vertheidigte sie, vielleicht zum Lohn einer Waffenthat vom Friedländer ihm geschenkt, oder von ihm erkauft, — gegen die Feinde seines Kaisers und seines Glaubens. Da sank die Burg in Trümmer. Bei des Wachtthurms Fall erklirrten die Scheiben in den Dörfern auf Stundenweite. Spät nach des Feindes Abzuge baute das nunmehr milder und sicherer umfriedete Leben sich am sanften Abhange einer Höhe über dem alten Schlosse an, den Namen desselben beibehaltend. Die Kunde von seinen älteren Bewohnern ist verschollen. Jetzt heißt die Ruine Zámčzisstě, d. i. der Platz, wo einst das Schloß gestanden.

Das neue Schloß ist Eigen des freiherrlichen Geschlechts von Ehrenburg. Des nunmehrigen Domänenbesitzers Mutter, neuvermält an den Grafen von Khüenburg, baute einst im Schatten der aus Felsen und verwitterten Mauern der alten Burg hervorgesprossenen Fichten ein Denkmal ihrer ersten Liebe und machte durch eine Stiege die Burg und den unten rauschenden Waldstrom zugänglich für den Freund einer wildromantischen Natur.

Vaterländisch-historische Miscellen und Curiositäten.

Der Ursprung der böhmischen Kur- und Erzschenkenwürde.

Böhmens Beherrscher hatten zu Ende des XII. Jahrhunderts unter andern noch folgende beiderseits anerkannte Pflichten gegen den Kaiser (Palacky Gesch. II., 1. 10—11):

1) Nachdem sie von der obersten Gewalt Besitz genommen, sich von dem Kaiser in ihrer neuen Würde bestätigen zu lassen.

Anmerkung. Die böhmischen Abgesandten sprachen zu König Lothar im J. 1126: Discretionem tuam scire convenit, quod electio ducis Bohemiæ, sicut ab antecessoribus nostris accepimus, numquam in Imperatoris, semper autem in Boemiæ principum constitit arbitrio, in tua vero potestate electionis sola confirmatio (Chron. Sazav. p. 290). Nach der Schlacht bei Kulm (18. Febr. 1126) erkannte auch der Kaiser die Wahrheit dieses Satzes an, indem er Sobieslaw dem I. das Herzogthum Böhmen bestätigte und ihm die herzogliche Fahne überreichte.

2) Die in der Nähe Böhmens ausgeschriebenen Kaisertage entweder persönlich oder durch Abgeordnete zu besuchen; wobei sie aber das Recht in Anspruch nahmen, ihre persönliche Ankunft zum kaiserlichen Hofe mit Feuer und Flammen anzukündigen.

Anmerkung. Chron. Beness. p. 370. Dobner Monum. IV., 53. 54. Ob das vermeinte Recht der alten Herzoge und Könige Böhmens, ihre Ankunft am kaiserlichen Hofe jedesmal durch den Brand einiger Dörfer von Ferne anzukündigen, schon von Brzetislaw I. (1037—1055) herzuleiten sei, wie die Sage behauptet, mag dahin gestellt bleiben. Dieses, wo nicht zugestandene, doch usurpirte Recht sollte unsere Fürsten vor zu häufiger Berufung an den Kaiserhof schützen. Palacky I., 288.

3) Zu jeder Romfahrt der Kaiser 300 Bewaffnete zu stellen.

Für diese Leistungen erlangten Böhmens Beherrscher schon frühzeitig das Recht, bei den römischen Königswahlen zu stimmen, das Erzschenkenamt im römischen Reiche, und die Gelegenheit, sich in die inneren Verhältnisse des deutschen Volkes einzumischen.

Zwar hatte sich schon Boleslaw II. in den deutschen Thronfolgestreit eingemischt; doch war der erste böhmische Herrscher, der an der römischen Königswahl Theil nahm, Herzog Ulrich, Brzetislaws I. Vater, im Jahre 1024. Dieser nahm an der Wahl des fränkischen Konrad II. Theil, und brach so der nachmaligen kurfürstlichen Würde der Fürsten Böhmens die erste Bahn, obgleich die Kurrechte in jener Zeit selbst noch lange nicht so bestimmt waren, wie in den späteren (Palacky I., 268; II. 1, 10).

Das Erzschenkenamt soll schon an Herzog Sobieslaw I. (1125—1140) verliehen worden sein (Palacky II. 1, 11). Nach Andern wurde Herzog Friedrich auf dem großen Hoftage zu Mainz, 20. Mai 1184 zuerst mit der Erzmundschenkenwürde belehnt. (Olenschlager Erläut. d. gold. Bulle S. 95).

Kaiser Rudolph I. von Habsburg bezeugte dem Könige Wenzel II. von Böhmen: jura pincernatus et electionis nedum dicto regi et

suis hæredibus competere, sed etiam suis progenitoribus abavis, atavis, proavis et avis jure plenissimo competebant etc. (Urk. dd. 25. Sept. 1290).

Die bischöfliche Chorkappe (Mitra) der alten böhmischen Herzoge.

Herzog Spitigniew II., der Stifter der Collegiatkirche zu St. Stephan in Leitmeritz, ging mit dem Gedanken um (nach dem Beispiele Stephans von Ungarn und Boleslaws von Polen) den Herzogshut mit einer Krone zu vertauschen.

„Es scheint gewiß — sagt Palacky (Gesch. I., 296) — daß er sich an den römischen Hof um die Verleihung eines solchen Schmuckes gewendet habe, indem er sich zugleich anheischig machte, dem Stuhle Petri einen Zins von 100 Mark Silber jährlich zu entrichten (1059). Papst Nikolaus II. aber, der dem deutschen Reiche ohne Zweifel keinen Anlaß zu Beschwerden geben wollte, sandte ihm dafür eine Mitra zu, d. h. eine bischöfliche Chorkappe von Hermelin*) mit anderem dazu gehörigen Schmucke; eine neue Art von Auszeichnung, ohne politische Bedeutung, welche bis dahin noch keinem weltlichen Fürsten verliehen worden war, später aber häufiger wurde.“

So hat im Jahre 1071 Papst Gregor VII. dem ersten Könige Böhmens, Wratislaw, jenes Vorrecht bestätigt (Dobner Annal. Hagec. V. 425).

Allmälich wurde die „Mitra“ den böhmischen Reichsinsignien einverleibt, unter denen wir noch heute ein königliches Kronkäppchen finden — das aber beileibe nicht aus Hermelin, sondern aus rothem Atlas besteht, und dem Könige von Böhmen jedesmal unter die Krone auf das Haupt gesetzt wird.

Das böhmische Krönungsrecht der Erzbischöfe von Mainz.

Als König Przemysl Ottokar I. hinlänglich gealtert war, gedachte er die Krönung seines ältesten Sohnes Wenzel I. zum Könige von Böhmen noch bei seinen Lebzeiten vor sich gehen zu lassen.

Siegfried, damals Erzbischof von Mainz, wurde nach Prag eingeladen, die Krönung nicht nur des jungen Königs, sondern auch seiner Gemalin, Kunigunde von Hohenstaufen, zu vollziehen: welche auch am Sonntage Esto mihi (6. Februar) 1228 mit vielem Pomp Statt fand. Bei dieser Gelegenheit ließ (nach Palacky Gesch. II., 1, 92) der Mainzer Erzbischof es sich urkundlich bestätigen, daß die Krönung der böhmischen Könige nur ihm und seinen Nachfolgern, den Metropolitanen Böhmens, allein zustehe. Gudenns in cod. diplom. Mogunt. I., 500.

Am 30. April 1344 erließ Papst Clemens VI. die feierliche Bulle, wodurch das bisherige Bisthum Prag von allem Einfluße des Mainzer Erzbischofs befreit (und selbst zum Erzbisthum erhoben) wurde. Am 5. Mai desselben Jahres erfolgte dann durch eine zweite Bulle auch die Uibertragung des Rechtes, den König von Böhmen zu krönen, von dem Mainzer auf den Prager Erzbischof (Palacky II. 2, 255).

*) ??

Das regierende Haus Sachsen stammt aus Böhmen.

Der Graf Ded (Comes Dedi), Sohn Dietrichs de tribu Buzici — bekanntlich der Ahnherr aller jetzt regierenden, des königlichen sowol als der herzoglichen, sächsischen Häuser — war bereits im Jahre 977 in Berührung mit dem böhmischen Herzoge Boleslaw II. Als nämlich Miecislaw von Polen nach dem Ableben der (böhmischen) Dubrawka um Oda, die Tochter des nordsächsischen Markgrafen Dietrich, erfolglos geworben (da man sie aus dem Kloster zu Kalbe an der Saale zu entlassen sich weigerte), gab Boleslaw dem Grafen Ded, Schwager der Braut, ein böhmisches Heer, womit dieser in die südthüringische Mark einfiel, die Stadt Zeiz eroberte und plünderte, und dann bis Kalbe vordrang, um Oda mit Gewalt von dort zu befreien und dem Miecislaw zuzuführen.

Eine zweite Berührung mit dem sächsischen Hause ergab sich unter Herzog Spitigniew II. (1055—1061), welcher Ida von Witin zur Gemalin hatte. „Ida, sagt Palacky (Gesch. I., 293) war einem ursprünglich zwar slawischen, aber schon damals germanisirten Geschlechte entsprossen. Den so oft besprochenen Ursprung des noch blühenden königlichen Hauses Witin (so urkundlich, nicht Wettin) — fährt Palacky fort — können wir nicht umständlicher erörtern; die Namen tribus Buzici, **Ded**, Witin selbst sind darüber entscheidend. Diese Namen sind in Form und Inhalt slawisch, rein und echt, und keineswegs verdreht oder verdorben. Buzici sind die Nachkommen des Buz. Einen Dietrich, Sohn eines Buz, kennt auch die böhmische Geschichte (1110). Witin, Wita's Burg, kommt in Böhmen öfter vor."

Eine dritte Berührung mit Böhmen und Sachsen fand im Jahre 1123 Statt. Als nämlich Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Wipreche von Groitsch die erledigte Mark Meißen zuwendete, musste er gegen die gerechteren Ansprüche Konrads von Witin böhmische Kriegshilfe aufbieten. Allein die Mark Meißen blieb im Besitze Konrads und seiner Nachkommen. Cosmas erzählt (p. 265): Eodem anno 1123 marchionis Dedii extrema stirpe fato exstirpata imperator quartus Henricus prædicti Dedii marchionatum putans herede desolutam dederat Wigberti sub potentiam. Sed erat in Saxonia quidam nomine Conradus, ex tribu ejusdem Dedii natus, ad cujus manus jure pertinebat ille marchionatus. „Dieser Konrad, Tiema's Sohn, Enkel Dietrichs und Urenkel jenes Dedi, dessen bei dem Jahre 977 gedacht wurde, ist der Ahnherr aller gegenwärtig noch blühenden königl. und herzogl. sächsischen Häuser" (Palacky Gesch. I., 384).

Der Günstling Zderad.

Es war eine traurige Folge der im Hause der Přzemysliden durch Herzog Bržetislaw I. „den Streitbaren" eingeführten Seniorats-Erbfolge, daß manchmal zwei, drei und mehrere Brüder nach- und sogar nebeneinander den herzoglichen Stuhl Böhmens bestiegen und eingenommen haben. Dies ereignete sich gleich bei den ersten Bržetislaiden, wo des regierenden Wratislaw des Ersten jüngerer Bruder, Konrad, noch bei dessen Lebzeiten als Prätendent auftrat und die beiden jüngsten Brüder, Jaromir und Otto, Parthei nehmen mussten.

In diese Zeit (1090) fällt die nachstehend mit den Worten Palacky's (Geschichte von Böhmen I, 322—326) geschilderte Begebenheit, welche einen ziemlich romantischen Anstrich hat und auf die Colonisationsgeschichte der ungarischen Slowakei interessante Streiflichter wirft.

So lange die drei Brüder Konrad, Jaromir und Otto am Leben waren, hielten sie fest zusammen, und nöthigten damit Wratislaw, sie zu schonen und ihnen manches zu übersehen. Auch nach Otto's Tode stellte dessen Witwe Euphemia mit ihren Kindern und dem Olmützer Gebiete sich nicht unter Wratislaw's, sondern unter Konrads Schutz. Des Königs Räthe, und unter ihnen vorzüglich sein Hofmeister und Liebling Zderad, bewogen ihn daher mit einem starken Heere nach Mähren zu ziehen, und sein Ansehen daselbst wieder herzustellen. Er nahm erst Olmütz ein, vertrieb Otto's Kinder daraus, und setzte dort, mit Uibergehung seines ältesten Sohnes Bržetislaw, den Erstgeborenen aus seiner dritten Ehe, Boleslaw, zum Herrscher ein, der jedoch schon einige Wochen später (10. Aug.) starb. Dann zog er vor Brünn, wo sein Bruder Konrad sich eingeschlossen hatte, und belagerte es mit großer Macht. Hier aber veranlaßte der Uibermuth seines Günstlings Zderad einen neuen noch abscheulicheren Krieg, in welchem der Sohn sich gegen den Vater empörte und die junge Generation gegen die ältere bewaffnete.

Es hatte nämlich Prinz Bržetislaw einige Jahre früher vom Vater den Auftrag bekommen, die Grenze hinter Meißen gegen die Sachsen zu schützen. Indem er eines Tages, in der Sommerhitze, von einem Streifzug zurückkehrte, warf er sich gegen die Wohnung des alten Zupans Alexius, in einen Fluß, um sich abzukühlen, während seine Schaar den Marsch fortsetzte, und nur einige Personen des höheren Adels bei ihm zurückblieben. Da stürzte unvermuthet ein Trupp sächsischer Reiter über diese Wenigen her, die unverzagt sich ihnen entgegenwarfen. Der Waffenlärm zog von beiden Seiten mehrere Schaaren herbei, und der böhmischen Tapferkeit gelang es endlich, die Feinde in die Flucht zu schlagen. Aber der Sieg war mit gar schmerzlichen Opfern erkauft: die Unbesonnenheit des Prinzen hatte dem Grafen Alexius und dessen Schwiegersohne Ratibor, den Brüdern Branisch und Slawa, und einer Menge anderer edlen Böhmens das Leben gekostet.

Als nunmehr König Wratislaw die Anordnungen zur Belagerung Brünns traf und die einzelnen Schaaren auf ihre Stellungen vertheilte,

bat ihn Zderad höhnisch, in Gegenwart Brzetislaws und der Heerführer, er möchte doch den Prinzen mit seinen Zelten an die Ufer anstellen, damit er in der vorbeifließenden Switawa nach seiner Lust wieder baden könne.

Der Spott verletzte den hochsinnigen Prinzen tief, der sich ohnehin wegen dieses Günstlings vom Vater zurückgesetzt fühlte. Er zog sich in sein Gezelte, und nahm an dem Tage weder Speise noch Trank. Sein Rachedurst wurde von seiner Umgebung, die den stolzen Emporkömmling neidete und haßte, noch mehr gereizt, und selbst Konrad soll seinen Entschluß durch eine geheime Botschaft bei Nacht beflügelt haben. Am folgenden Morgen lud Brzetislaw den Zderad wie zu einer Unterredung, zu sich in sein Lager ein: er ritt dem in Begleitung des Grafen Drzimir Ankommenden entgegen, überhäufte ihn gleich mit Vorwürfen, und warf ihm endlich, sich mit seinem Pferde wegwendend, seinen Handschuh in's Gesicht. Auf dieses Zeichen sprangen Nosislaw und Drzkray, die Söhne Lubomirs, und Boresch, Olens Sohn, herbei, hoben ihn, der vergeblich zu entfliehen suchte, mit ihren Lanzen vom Sattel hoch in die Luft, warfen ihn zu Boden und durchbohrten und zerstampften ihn endlich mit den Hufen ihrer Rosse. Der König, durch Drzimir von dem Gräuel unterrichtet, war, heißt es, im ganzen Lager der Einzige, der Zderads Fall beweinte, wie er denn auch später an der Stelle, wo er gemordet wurde, ihm ein Denkmal setzte; die Mehrheit der Krieger zollte aber der argen That ihren Beifall. Brzetislaw zog hierauf mit seiner Schaar ab, und lagerte sich, durch Uiberläufer aus des Königs Heer verstärkt, hinter dem nächsten Hügel.

Inzwischen kam die Herzogin Hilburg, eine kluge und beherzte Frau, ohne Wissen ihres Gemals, in das Lager Wratislaws. Sie warf sich dem Könige zu Füßen, und flehte ihn an um Schonung für das Land, das ja nicht ihr, sondern sein Eigen sei, für ihren Gemal, der lieber in die Verbannung ziehen, als diesen unnatürlichen Kampf fortsetzen wolle. „Dein Sieg wird," sagte sie, „Dir keinen Ruhm, Deine Beute keinen Gewinn bringen. Strafe ihn, wenn er gegen Dich sündigte, aber vergiß nicht, daß er Dein Bruder und Dein Diener ist." Ihre Beredsamkeit, von einem Thränenstrom begleitet, rührte das Herz des Königs und aller anwesenden Edlen, so daß kein Auge bei der Scene trocken blieb. Wratislaw hob sie auf, und hieß sie sich zu ihm setzen: sie aber bat noch um eine andere Gnade für den Sohn, der den Vater so schwer beleidigt habe und nun seiner Strafe gewärtig sei. Da küßte sie Wratislaw, und befahl ihr den Bruder und den Sohn schnell herbeizuführen; er wolle alles Vorgefallene vergessen. Als sie nun kamen; empfing er beide mit dem Kuß des Friedens. Dem Brzetislaw sagte er dabei: „mein Sohn! hast Du recht gethan, wirst Du selbst am Besten dabei fahren; war es aber unrecht, so wird Deine Sünde Dich schon strafen."

Brzetislaw fühlte sich mit dem Vater nicht aufrichtig versöhnt; er fürchtete, oder ließ es sich einreden, der König habe die Rache nur auf gelegenere Zeit verschoben; er kehrte daher nicht mit ihm nach Prag zurück, sondern setzte sich mit seinen Getreuen in Königgrätz fest. Hieher strömten dann alle Mißvergnügten aus dem ganzen Lande zusammen, vorzüglich der jüngere Adel Böhmens, und reizten ihn noch mehr gegen

Versuche, das Reich, aus dem die alten Herzoggebiete gänzlich geschwunden waren, in vier Landfriedenskreise einzutheilen, wobei der Bund der Städte zwar fortbestehen und mit dem der Eidgenossen vermehrt werden, es aber sofort in des römischen Königs Macht stehen sollte, ihn nach Willkür aufzulösen. Die vier Parthcien des Reichs waren aber folgendermaßen entworfen: 1) Böhmen, Brandenburg, Sachsen, Lüneburg; 2) die rheinischen Kurfürstenthümer, nebst Hessen und Baden; 3) Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Lothringen und die oberländischen Bischöfe; 4) die fränkischen Bischöfe, die Burggrafschaft Nürnberg und die meißnisch-thüringischen Lande. Indeß weigerten sich die Städte, in diesen Landfrieden zu treten, bis ihre Zweifel gegen die lauteren Absichten des Königs gehoben würden. Wol aber bewilligte der Reichstag den Römerzug, und bestimmte sogar den folgenden Mai zum Aufbruch. Urban VI. stellte sich hierüber höchst erfreut. Er schrieb (3. Mai) dem römischen Könige: sein und seiner Brüder, der Cardinäle, Vergnügen über den Entschluß zur Kaiserkrönung habe gar keine Grenzen, und Wenzel werde in Rom glänzender, denn irgend einer seiner Vorgänger, empfangen werden. Allein Wenzel IV. hatte gute Gründe, zu zögern. Er ernannte einstweilen den Markgrafen Jodok von Mähren als Generalvicar in Italien (5. Juli 1383). Hierüber ertheilte ihm der Papst empfindliche Verweise, beschuldigte ihn der Langsamkeit, und wies auf das Gefährliche und Strafbare hin, das in dem Bunde mit dem ketzerischen Könige von Frankreich liege. Dieß bewirkte jedoch, daß sich König Wenzel wieder fester an Frankreich anschloß, und dem Markgrafen Jodok (21. August) geradezu befahl, die Sache Ludwigs von Anjou zu unterstützen, aber auch nichts zu vernachläßigen, was zur Hebung des Schisma's beitragen könnte. Die Stellung König Wenzels zu dem Papste war also eine schwierige und höchst unbequeme geworden. — In dieser Zeit musste es doppelt auffallend erscheinen, daß König Wenzel der Geistlichkeit in Böhmen förmlich nachstellte, ihre Gebrechen mit besonderer Lust öffentlich zur Schau brachte und Strafen verhängte, die diesem Stande die nöthige Achtung zu entziehen drohten, ihn selbst aber nicht minder dem Hasse der Verurtheilten und ihrer Standesgenossen, wie der öffentlichen Mißbilligung preisgaben. Anderseits hat jedoch Wenzel alle Geistlichen, die sich durch einen würdigen Wandel auszeichneten, wie z. B. die Priester des Johanniterordens 1384 u. A., mit Gnaden überhäuft, woraus wenigstens folgt, daß er es mit der Sittenverbesserung redlich gemeint habe. Mit dem Prager Erzbischofe, Johann von Jenczenstein, entspannen sich jetzt die ersten Streitigkeiten. Dieser hatte nämlich (1383) ein, von dem Besitzer des Gutes Lobkowitz, Czuch von Zasada, in der Elbe erbautes Wehr unter dem Vorwande, der Fluß gehöre an jener Stelle zu dem erzbischöflichen Gute Raudnitz, hinweg reißen lassen. Zasada, der des Königs Hofmarschall war, forderte Genugthuung, und König Wenzel beschied deshalb den Erzbischof auf den Karlstein. Als sich Jenczenstein nachgiebig zeigte, verfiel der König auf den unseligen Gedanken, die Güter des Erzbischofs, den er zugleich zu Karlstein festhielt, wie einst jene zu Breslau, Jedermann preiszugeben. Eine allgemeine Plünderung derselben war die Folge davon, und der Erzbischof berechnete damals in seiner Klagschrift an den Papst den Schaden auf sechstausend Schock, also beinahe hunderttausend Gulden. Bei dieser Gele-

genheit bemächtigte sich auch die Altstadt-Prag der Moldauinsel (Klein-Venedig) und der Uiberfuhr daselbst, welche beide dem Erzbisthum zugehört hatten. Solche Einbuße und Räuberei musste auf einen Mann von so phantastischer Natur, wie Jenczenstein, der sich in jener Klagschrift des Papstes Statthalter, und Urban VI. einen Monarchen der Welt nennt, tief und schrecklich einwirken. Ein Bruch zwischen dem Landesfürsten und dem Metropoliten konnte jedoch nichts, als die größten und allgemeinsten Aergernisse nach sich ziehen. Unter den verschiedenen Verfolgungsgeschichten geistlicher Personen, auf welche die böhmischen Chronisten in dieser Epoche hindeuten, und wobei das Recht nur selten auf König Wenzels Seite war, ragt besonders Eine Unthat hervor, deren sich allmälich die Legende bemächtigt, und die, noch immer fortwirkend, wahrhaft außerordentliche Folgen auf das religiöse Gefühl der Nachwelt geäußert hat. Es ist die Martyr des Prager Domherrn Johann von Nepomuk, welche in die Zeit der ersten Zwistigkeiten König Wenzels IV. mit seiner Gemalin Johanna und dem Erzbischofe Jenczenstein, mithin — wie dieß auch die unverdächtige Sage früh aufgezeichnet — in das Jahr 1383 fällt. Die fromme Königin Johanna hatte an der Seite des Gemals Tage des Kummers; sie sah sich kaltsinnig und unköniglich von ihm behandelt. Ihre zarten Vorstellungen konnten keine Sinnesänderung bei dem Könige bewirken; vielmehr reizten sie seinen Stolz und seine Leidenschaft. Da gleichzeitig Ankläger gegen Johanna's eheliche Treue auftraten — das königliche Paar war kinderlos —, so gab sich der bethörte Gatte den widernatürlichsten Vermuthungen hin. Um zur Gewißheit über der Königin Treubruch zu gelangen, schonte Wenzel selbst die Heiligkeit des Beichtsiegels nicht. Er entbot Johann von Nepomuk, den Seelenrath der Königin, zu sich, und verlangte zu wissen, was Johanna ihm gebeichtet habe. Der gewissenhafte Priester, schwankend zwischen Verwunderung und Abscheu, sagte die Worte: „Herr! die Sünden der Königin habe ich nicht mehr im Gedächtniß, und hätte ich sie auch, so gebührt weder mir, dieselben zu eröffnen, noch Euch, Herr, darnach zu fragen.“ Solche Rede brachte den König in Wuth. Er ließ den Gottesmann foltern, er drohte ihm mit dem Tode; dann zog er, veränderlich in seinem Zorne, wie in seiner Gunst, ihn wieder an seine Tafel. Alles umsonst! „Weißt Du, daß meine königliche Geduld zu Ende ist?“ rief Wenzel im höchsten Grimme. „Sage heraus die Sünden der Königin, oder Du sollst Wasser kosten!“ Nicht zum ersten Mal nämlich geschah es, daß König Wenzel die letztere, ihm fortan sprichwörtliche Drohung hatte ergehen lassen; er erfüllte sie auch sogleich. Denn Johann von Nepomuk ward in einen Sack gethan und bei nächtlicher Weile von der Prager Brücke in die Moldau gestürzt. Sobald diese That ruchbar geworden, sah der fromme Glaube viele himmlische Lichter über dem Wasser glänzen, wo der Leichnam, von Wellen getragen, gelegen war. Geschreckt durch solche Erscheinung, an deren Wunder ihn sein böses Gewissen zu glauben zwang, eilte Wenzel nach der Felsenburg Žebrak. Der Leichnam des Gemarterten aber fand in dem Kloster der Cyriaken oder Kreuzherren mit dem rothen Herz eine ehrerbietige Aufnahme, ward dort abgebildet, hierauf in der Domkirche begraben und die Stätte mit einem Leichenstein bedeckt, auf demselben aber ein Kreuz und der Name des Se-

ligen ausgehauen. So weit die Legende. — König Wenzel täuschte sich über die Mittel, das Verbrechen vor der Welt zu verheimlichen. Der fromme Mann ward alsbald vermißt und als Blutzeuge des Beichtsiegels von dem Volke verehrt, bis endlich König Karl VI. auf Veranlaßung der Stände Böhmens im Jahre 1720 bei Papst Benedikt XIII. dessen Canonisation in Antrag brachte. Acht Jahre währte der Prozeß. Nach genauer Sichtung der Lebensgeschichte Johanns von Nepomuk und Prüfung aller erzählten Wunder ward endlich die Heiligsprechung desselben von der Kirche beschlossen und am 19. März 1729 kundgemacht. Bei dem Stillschweigen aller gleichzeitigen Geschichtsquellen über die Martyr erhob die Kritik (zuerst 1783) Zweifel gegen die Ertränkungsepoche, weil alle Zeugnisse der Geschichte vielmehr das Jahr 1393 als dasjenige nennen, wo Johann der Vicar in der Moldau seinen Tod gefunden. Heutzutage ist ermittelt: daß dieser Vikar — Johann von Pomuk, — gegen welchen die Kanonisations-Akten auch ausdrücklich protestiren, und der Beichtiger Johann von Nepomuk zwei verschiedene Personen seien, und daß König Wenzel jene Grausamkeit auf gleiche Weise mehrmals wiederholt habe. Nicht nur, daß die erstere Thatsache in das Verhältniß zwischen dem Könige Wenzel und seiner zweiten Gemalin Euphemia, mit welcher er 1393 kaum vermält war, durchaus nicht paßt, so ist auch aus Wenzels weiterer Entwickelung deutlich zu entnehmen, daß er ungefähr um das Jahr 1383 eine Gräuelthat verübt haben müsse, deren Bewußtsein ihn völlig von der Sittlichkeit losriß und ihn in Trunksucht mit zeitweiligem Wahnsinn stürzte. Und dieses sinnbethörende Verbrechen kann schlechterdings kein anderes, als die Martyr des heiligen Johann von Nepomuk gewesen sein.*)

Zu Anfang des Jahres 1384 regten sich einige Ketzereien in Böhmen. Der König, zerfallen in seinem sittlichen Gefühle, doch in seiner Ueberzeugung gut katholisch, schritt dagegen ein. Alle Aebte, Pröpste, Comthure, Aebtissinen, Barone, Edle, Burggrafen, Landesbeamte, Richter, Räthe und Gemeinden wurden durch eine Verfügung vom 15. Februar für solchen Unfug verantwortlich gemacht. Es erschien ein Inquisitor aus dem Orden der Dominikaner, der alle Vollmacht erhielt, und dem namentlich die Bürgermeister und Stadtschöppen auf dem Lande mit der Strenge ihrer Justiz an die Hand gehen sollten. Zu diesem verdienstlichen Werke fügte König Wenzel in dieser Zeit noch ansehnliche Begünstigungen geistlicher Gemeinden, Orden und Spitäler, sowol im Reiche, als in Böhmen, und es ist gewiß ein bedeutsamer Zug in

*) Hauptmerkmale für den Beichtiger Johann sind: er war in dem heutigen Städtchen Nepomuk bei Grünberg geboren, Prediger an der Teinkirche, Zuhörer des kanonischen Rechtes (hievon insgemein „Magister an der Universität" geheißen), endlich Domherr an der Prager Hauptkirche zu St. Veit, Beichtvater der Königin Johanna, gestorben als Märtyrer 1383. Ob er von der Familie Hasil herstammte, vermag Niemand zu erweisen. Der Generalvicar Johann hingegen war ein Sohn Welflin's von Pomuk (so nämlich hieß das Cistercienserstift oberhalb des Städtchens Nepomuk), und seine Lebensverhältnisse von 1372 bis 1392 sind vollkommen bekannt und sichergestellt. Das Zeugenverhör über Beide liefert auf's Erschöpfendste J. N. Zimmermanns Vorbote einer Lebensgeschichte des heil. Johann von Nepomuk, Prag 1829, IV und 127 S. in 8.

Wenzels Charakter, daß er seit seiner letzten Gewaltthat so auffallend viel für die Kirche und den Clerus gethan. Von 1383 bis 1384 nämlich fertigte er eine Masse von Freiheitsbriefen für die Bisthümer Straßburg und Hildesheim, das Capitel zu Worms, die Johanniter zu Strakonitz in Böhmen, die Karmeliter und Karthäuser in Prag, die Nonnen zum heiligen Geist daselbst, die Augustiner zu Roczow, die Cistercienser zu Goldenkron, ferner für das Königgrätzer Bürgerspital rc. aus, so daß des Königs Absicht, die Geistlichkeit einigermaßen zu begütigen, nicht zu verkennen sein dürfte. In Folge neuer Berathungen des Landfriedens schloßen sofort die verbündeten schwäbischen, rheinischen, elsässischen und wetterauischen Städte zu Heidelberg mit den Fürsten und Herren eine besondere Vereinigung auf vier Jahre, ohne daß der Bund irgendwie eingeschränkt werden sollte. Da das Herzogthum Luxemburg — jedoch ohne die Nebenlande, welche die Herzogin Witwe behielt — durch den, vorigen Jahres (7. Dezember) erfolgten Tod des Herzogs Wenzel ledig geworden, so ging der römische König von Heidelberg dahin ab, ertheilte hier eine Menge Gnadenbriefe, und ließ auch eine Goldmünze mit seinem Namen und dem böhmischen Löwen daselbst prägen. Erst im Spätwinter 1384 waren die mit der Besitznahme des Landes verbundenen Geschäfte geordnet, und das luxemburgische Stammerbe blieb fortan bis 1409 unmittelbar, bis 1443 aber wenigstens noch dem Namen nach, mit der Krone Böhmen vereinigt, worauf es an das burgundische Haus kam. Was einige spätere Chronikanten bei dem Jahre 1384 über Bevorzugung der Deutschen, Enthauptung zweier Bürger auf dem Wischehrad rc. erzählen, um des Königs despotisches Walten in's grellste Licht zu stellen, darf billig bezweifelt werden. Wenzel hatte vielmehr allen Grund, schonend zu regieren, und that es wol einstweilen.

Die Kämpfe Sigmunds um die ungarische Krone hatten ihren Anfang genommen; ohne Waffen in der Hand ging es dabei nicht ab. Die übrigen Luxemburger sollten Sigmund zu seinem Rechte verhelfen. König Wenzel versprach Streitkräfte, Markgraf Jodok und sein Bruder Prokop gaben Geld; allen Dreien brachte Sigmund die Mark Brandenburg zum Opfer, indem er (13. Juli 1385) die Altmark und die Priegnitz zuerst an die mährischen Vettern verpfändete, dann aber (13. November und 1. Dezember) die ganze Markgrafschaft Brandenburg an den Bruder Wenzel abtrat, und den Ersteren dagegen Ländereien in Ungarn verschrieb. Nachdem Sigmund — jetzt gänzlich ohne Land — zu Ende November 1385 sein Beilager mit Maria von Ungarn vollzogen, sammelte er langsam ein Heer, um im Frühjahre einen Feldzug nicht sowol gegen die ungarischen Partheihäupter, als gegen den Prätendenten, Karl von Anjou, welchen Jene in's Land gerufen, zu unternehmen. Ungarn war in völliger Zerrüttung. Als Karl von Anjou zuerst gefangen und dann (24. Februar 1386) auf der Königin Witwe und des Palatins Gara Befehl umgebracht wurde, ergriff die ränkevolle Elisabeth wieder im Namen ihrer Tochter Maria die Zügel der Regierung. Beide Königinen aber wollten von Sigmund nichts wissen, so auch die Reichsbarone, die über dessen eigenmächtige Verpfändung ungarischer Ländereien heftig zürnten. Als im April 1386 bereits das böhmisch-mährische Heer an Ungarns Grenzen stand, entschloß man sich, die unselige

Streitsache einem Schiedspruche des römischen Königs zu unterwerfen, welcher denn auch am 12. Mai erfolgte, natürlich ohne beiden Theilen ganz genügen zu können. Wenigstens zog sich Maria, welche Sigmund nicht liebte, immer noch von ihm zurück. Da gleichzeitig Hedwig, ihre Schwester, dem litthauischen Großfürsten Jagello (nachmals in der Taufe Wladislaw genannt) ihre Hand versprochen hatte, so ward alle Hoffnung, Polen dem ungarischen Königshause zu erhalten, vernichtet. Maria und Elisabeth bereis'ten die Provinzen; aber beide Königinen hatten das Loos, am 25. Juli in Sirmien von Johann Horvathi überfallen und gefangen zu werden. Sigmund eilte also mit einem böhmischen Heere zur Befreiung seiner Gemalin, die er unter König Wenzels Vormundschaft stellte, herbei; mit ihm kam Markgraf Jodok. Sie fanden das ganze Land in Aufregung, es gab keine Regierung mehr daselbst. Dies stimmte Viele günstiger für Sigmund, er wurde zum Reichsverweser in Ungarn ernannt, und verband sich sogleich mit den Venetianern, um die beiden Königinen, die in Novigrad schmachteten, zu befreien. Während Sigmund also nach Croatien zog, entwickelte König Wenzel eine rühmliche Thätigkeit in seinen Erblanden, die er, schon der Jagdfreude wegen, nicht gern verließ. Sehr viele seiner Urkunden sind in dieser Zeit von dem Jagdschlosse Bürglitz datirt. Wenzels Kanzler war jetzt schon jener Hanko, vormals Prager Dombechant, dann Propst zu Lebus, seit 7. Juni 1386 sogar erwählter Bischof zu Kammin in Pommern, ohne Zweifel das Hauptorgan in der Kanzlei des Königs, und insofern eine historische Persönlichkeit. Hanko's Rolle an der Seite des Königs konnte nicht wol anders, als zweideutig sein. Er musste das Band zwischen König und Geistlichkeit aufrecht zu erhalten, und auch wieder die Opposition des Erzbischofs Jenczenstein zu Gunsten des Königs zu lenken, endlich der Stellung Wenzels zu den Päpsten Gleichgewicht und Nachdruck zu verleihen wissen. Hinsichtlich der Politik gegen die weltlichen Fürsten hat sich König Wenzel vorzugsweise durch Sigmund, aber auch durch Jodok, bestimmen lassen. Der Tod der frommen Königin Johanna — sie starb am 31. Dezember 1386, wie Einige wollen, von einem großen Jagdhunde des Königs tödtlich angefallen — scheint bei Wenzel nicht ohne moralische Folgen geblieben zu sein; er war schweigsamer, und in Regierungssachen oft nachgiebig bis zur Trägheit; auch dachte er erst nach sechs Jahren an eine Wiedervermälung. Da in Deutschland mannigfache Bewegungen herrschten, und die Fürsten in ihrer Unzufriedenheit schon auf eine neue Königswahl zu denken anfingen, hielt Wenzel für gerathen, wieder etwas für des Reiches Ruhe zu thun. Er kam (März 1389) nach Nürnberg, und erklärte sich öffentlich für die Städte. Die, durch Herzog Leopolds Tod bei Sempach ohnehin erloschene Verpfändung der Landvogteien hob er thatsächlich auf, und übertrug sie keinem Fürstenhause mehr, sondern geringeren Herren. Die zu Ende gehende Heidelberger Einigung aber ward erneuert auf ein Jahr, während der Krieg der Eidgenossen gegen Oesterreich fortdauerte und der Unwille der Fürsten nicht schwand. In Ungarn stand jedoch eine Wendung der Dinge bevor. Nachdem Sigmund mit den Venetianern vergebens Novigrad belagert, zog er nach Ofen, um sich in Ungarn mehr Anhänger zu verschaffen. Auf der einen Seite die Ungewißheit, ob die Königin noch lebe, und auf

der andern die Gefahr, welche der Selbständigkeit Ungarns von Polen her drohte, endlich die Beredsamkeit des venetianischen Gesandten, vermochten die Abneigung der ungarischen Magnaten gegen Sigmund einigermaßen zu dämpfen. Sigmund ward zu Ofen in die Königsburg ohne Widerrede aufgenommen. Ja, die Magnaten riefen alsbald in einer großen Versammlung, in welcher sie die Nation zu repräsentiren behaupteten, Sigmund als herrschenden König aus. Am 31. Mai 1387 ward ihm hierauf mit großer Feierlichkeit zu Stuhlweißenburg die ungarische Königskrone aufgesetzt, und der noch jugendliche König säumte nicht, durch Freigebigkeit die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Da er aber nur von Einer Parthei auf den Thron gehoben worden war, so dauerten seine Kämpfe, namentlich gegen die Horvathische Faktion, noch Jahre lang fort. Für Sigmund kämpften Böhmen allmälich in Sirmien, in Ungarn selbst, später sogar bei Nikopolis gegen die Türken. Die venetianische Macht befreite endlich (4. Juni 1387) die Königin Maria aus ihrer zehnmonatlichen Gefangenschaft; ihre Mutter aber war von den Rebellen getödtet worden. Sigmund musste sich mit Heereskraft sowol gegen einzelne aufrührerischen Großen, als auch gegen die Rebellen in den Nebenlanden Ungarns, zu behaupten trachten. Noch einmal ward also die Mark Brandenburg zur Geldquelle auserseben. Jodok gab wieder zwanzigtausend Schock böhmischer Groschen her, und erhielt (20. Mai 1388) für sich und seinen Bruder Prokop die ganze Mark in der Art zum Pfande, daß das Land ihnen und ihren Erben als Eigenthum zufallen sollte, wenn die Wiedereinlösung binnen acht Jahren nicht erfolge; Jodok möge die Regierung führen und sich huldigen lassen. Da König Wenzel und Herzog Johann von Görlitz bei dieser Gelegenheit auf die Erbfolge in Brandenburg verzichteten, so hatten sie Ansprüche auf Entschädigung. Wenzel zog also die Einkünfte ein, welche Sigmund aus den Kuttenberger Bergwerken genoß; Johann vereinigte die Neumark mit der Lausitz, und regierte solche selbständig. Am 22. Mai 1388 trat Sigmund dem Herzog Johann auch noch das andere Erbfolgerecht in Böhmen ab, indem er zugleich die Böhmen von allen Pflichten gegen sich enthob. Es konnte hierauf nicht fehlen, daß König Sigmund die Horvathis und ihre Anhänger besiegte und alle Abtrünnigen zum Gehorsam brachte.

König Wenzel war mittlerweile wieder mit der Geistlichkeit in Mißhelligkeit gerathen. Der Prager Domherr und oberste Landschreiber Stephan war gestorben, und der König verlieh das Kanonikat seinem Schatzmeister Wenzel von Mies, während das Domkapitel dem Erzdechant zu Bilin die Präbende zusprach. Es handelte sich also um das Besetzungsrecht, und König Wenzel hatte die Mäßigung, den Probst an der St. Aegidiuskirche, Witko von Czenczicz, mit Untersuchung dieser Rechtsfrage zu beauftragen (5. Februar 1388). Der Erzbischof von Jenczenstein und alle Domherren beharrten auf ihrem angeblichen Rechte, und erst nach zehn Monaten voll ärgerlicher Streitigkeiten wurde dem König jenes Patronat zugestanden. Daher traf Wenzel die Vorsorge, den Domstiftern überhaupt zur Pflicht zu machen, daß sie in künftigen Fällen niemand Anderen, als die königlichen Sekretäre, Notarien und Hofkapläne, „weil diese an dem Staatswohle mitarbeiten," berücksichtigen sollten. Um das Prager Domkapitel zu besänftigen, führte der König das herkömmliche, in

einem Leibroß 2c. bestehende Geschenk, welches die neugewählten Aebte, Aebtissinen und Pröbste ihm darbringen mußten, auf eine Taxe von fünfzig Schock Groschen zurück, und widmete die Einnahme fortan zur Bereicherung und Verzierung der Grabstätte des heiligen Wenzel, seines Namenspatrons. Der König wohnte übrigens meist auf seinem Jagdschloße Bürgliß, wo ihm die strengen Fastengebote, welche bloß den Genuß von Fischen gestatteten, beschwerlich und oft unerfüllbar wurden. Er ließ sich daher von dem Cardinallegaten und Bischof zu Ostia, Philipp von Alencomo für seine Person und zwanzig seiner Tischgenossen dahin dispensiren, daß sie an Fasttagen Eier, Käse, Butter und Milchspeisen genießen dürften. Damals mag es auch gewesen sein, daß König Wenzel die gelehrte Frage aufwarf: ob die Reinigung der Seelen durch das Fegefeuer unumgänglich sei? Der Prager Domherr und Scholastiker, Albert Raconis de Ericino, antwortete hierauf in einer weitläufigen Apologie des Fegefeuers, und es bewiesen alle diese, wenn auch kleinlichen Umstände, daß der skeptische Geist schon damals in Böhmen seine Schwingen zu heben versucht habe. In Deutschland war ein höchst bedrohlicher Zustand eingetreten. Herzog Friedrich von Bayern, von der Landshuter Linie, hatte den Landfrieden gebrochen an dem Erzbischof Pilgrin zu Salzburg, der gleich anderen Fürsten und Herren, in die Einigung der Städte getreten war. König Wenzel gerieth hierüber in gewaltigen Zorn. Er sandte dem Herzoge selbst einen Fehdebrief zu (5. Februar 1388), und übertrug den schwäbischen Städten, den Landfriedensbuch zu rächen. Bald breiteten sich die Flammen des Krieges über Deutschland aus, überall die Städte gegen Fürsten und Herren, und nur Aussicht auf Krieg Aller gegen Alle. Obwol die Sache der Städte die gerechte war, und sie auch etwas Zuzug von König Wenzel erhielten, so war ihr Waffenglück doch sehr zweifelhaft. Wenzel wollte ein für allemal nur Friedensvermittler sein; fern lag ihm der Entschluß, persönlich mit dem Schwerte einzuschreiten. Blos die Grenzen seiner Erblande und die Oberpfalz deckte er sorgfältig, weil er von Seiten der Bayern einen Einfall befürchtete. Das Unglück der Städte war indeß immer größer; freilich möchte, wenn die Städte gesiegt hätten, in Schwaben wol ebensowenig mehr ein Fürstenhaus gefunden werden, als in Helvetien! In dieser Verwirrung, zu welcher König Wenzel das Seinige beigetragen, ward ihm die Reichsregirrung dergestalt verleidet, daß er dieselbe zu Gunsten eines seiner Verwandten niederzulegen beschloß, wenn die Fürsten den Krieg noch weiter fortsetzen würden. Allerdings konnte bei solchem Fortgange des Städtekriegs der römische König von beiden Partheien keine gewinnen, und Nichts in seiner Stellung gegen beide. Nachdem er also noch den Erzbischof von Salzburg ermahnt, die Waffen niederzulegen, dankte Wenzel vorläufig selbst ab, wiewol noch nicht schriftlich. Denn er wollte erst die Willebriefe der Kurfürsten in den Händen haben, daß die Kaiserwürde bei seinem Hause bliebe. Zwar erklärte der Herzog Rudolf von Sachsen (November 1388): daß er, wenn Wenzel IV. das heilige römische Reich aufgeben sollte, dann einen unter seinen Brüdern oder Vettern, den Markgrafen von Mähren, „welchen unter denen er wollte und köre, zum römischen Könige wählen und kiesen würde." Bei den übrigen Kurfürsten scheint jedoch diese Zumuthung Bedenklichkeiten erregt zu haben. Wenzel regierte daher wieder fort.

Trotz der beständig mißlungenen Landfriedensversuche schrieb König Wenzel, durch die Niederlagen der Städte auf andere Gesinnungen gebracht, einen neuen Reichstag dafür nach Eger aus (18. April 1389). Der Herzog Friedrich von Bayern hatte nämlich Wenzeln wieder auf die Seite der Fürsten gebracht. Die Mehrheit im Reichsrathe entschied sich jetzt für einen allgemeinen Landfrieden. Die Fürsten und Herren entsagten ihrerseits jedem einzelnen Bündnisse; und auch der Städtebund ward von König Wenzel unbedingt für aufgelöst erklärt. Welche Stadt dem allgemeinen Landfrieden nicht beitreten und mit den Fürsten sich nicht vergleichen würde, gegen diese sollte das Fürstenbündniß fortbestehen. Die abermals getäuschten Städte wurden mit ihren Klagen gar nicht gehört, der Landfriede auf sechs Jahre geschworen, zur Beilegung der Irrungen aber neun Männer gewählt, vier von den Fürsten, eben so viele von den Städten, und ein Obmann vom römischen Könige. Die Artikel des Landfriedens wurden am 3. Mai 1389 kund gemacht. König Wenzel glaubte sich nun eine ruhige Regierung versprechen zu können; allein er schuf sich dadurch, daß er die ihm bisher so treu ergebenen Städte verließ, unseliges Unheil für die Folge, und den Partheien doch auch keinen Frieden. Daß aber Wenzel IV. den ersten Versuch gemacht, an die Stelle der kaiserlichen Hof- und Landgerichte jene so zeitgemäße Austrägal-Instanz treten zu lassen, beweist, daß er in dieser Beziehung das politische Bedürfniß Deutschlands nicht minder richtig aufgefasst habe, als Maximilian, der Urheber des um hundert Jahre jüngeren Reichskammergerichts.

Während jedoch König Wenzel zu Eger das Osterfest beging, hielt der Prager Pöbel ein Blutgericht über die Juden. Es war dies eine Fortsetzung der Verfolgungen, welche die Juden wegen angeblichen Kindermordes und Entweihung der Hostien schon im vorigen Jahre (1388) in mehreren Ländern zu erdulden hatten. Auch diesmal hieß es in Prag, ein Jude habe einen Priester, welcher — was ein seltener Fall sein mochte — durch die Judenstadt das heilige Abendmal zum Krankenbette getragen, mit einem Steinwurfe mißhandelt. Dies war genug, um die Juden zu überfallen, gegen Dreitausend derselben zu morden und zu verbrennen, die wenigen geretteten Weiber und Kinder aber zur Taufe zu zwingen. Ein solches Unwesen rief um die Mitte Mai den König Wenzel nach Prag. Die Verschwörung gegen die Judenschaft musste jedoch ziemlich weitgreifend sein, da Wenzel schon zu Eger an die Stadt Regensburg, und vielleicht auch an andere Städte den Befehl erließ, seine dort in Handelsgeschäften befindlichen jüdischen Unterthanen den königlichen Hauptleuten in Franken und der Oberpfalz, Borziwoy von Swinar und Ulrich von Wolfberg, unverletzt auszuantworten. Den Prager Juden gab der König zu verstehen, daß sie sich ihr Unglück selbst zuzuschreiben hätten; doch mussten die ihnen geraubten Schätze auf die Rathhäuser gebracht werden, wodurch eine Einnahme von fünf Tonnen Silbers der Staatskasse zufloß. König Wenzel hatte bereits bei den Bürgern und der Judenschaft des Egerlandes ein namhaftes Anlehen gemacht, und seine Gläubiger dafür (5. Mai 1389) von allen Steuern und Abgaben auf fünf Jahre losgesprochen; später (13. Juni 1391) gab er ihnen, „Christen und Juden von Eger, so ihm

beide als einem Könige von Böhmen pfandweise zugehören", einen besonderen Schutzbrief für Böhmen und das deutsche Reich, ja gleichim folgenden Frühjahr schloß er ein neues Anlehen gegen abermalige vierjährige Steuerfreiheit mit ihnen ab. Uiberhaupt mochte König Wenzel oft außergewöhnliche Finanzmaßregeln ergreifen, da z. B. eine Berna zu jener Zeit von Städten und Klöstern kaum achttausend Schock Groschen eintrug, und das Königreich sehr mitgenommen war, indem Karl IV. seinem Sohne nicht eine volle Casse, wohl aber eine Menge Schulden und verpfändete Güter hinterlassen hatte. Der König musste also immer dringender auf die Wiedereinlösung der Krongüter Bedacht nehmen.

Sechs Jahre schon war Markgraf Jodok zum Reichsvicar in Italien ernannt, ohne daß er das schicksalsvolle Land betreten hatte. König Wenzel drängte ihn neuerdings, dahin zu reisen, indem er ihm wieder alle Vollmacht, des Reiches Rechte in Italien zu vertreten, und überdies den Auftrag gab, die Rechtmäßigkeit eines so wie des anderen Kirchenoberhauptes dort an Ort und Stelle auszumitteln (16. September 1389). Der König schildert in der Urkunde die unselige Partheiung in der Christenheit, davon nämlich die erste Parthei den Erzbischof von Bari, die zweite den Cardinal Robert von Genf, die dritte beide Päpste, die vierte Keinen derselben für den wahren Nachfolger Petri erkenne. Zugleich verräth König Wenzel, daß er selbst der letzten Parthei angehöre, weil er weder Urban noch Clemens den Titel eines Papstes beilegt, und überhaupt der Kirchenspaltung schon höchst überdrüssig war. Jodok versprach, fünf Jahre hindurch und, wenn es Wenzel'n gefiele, noch länger das Vicariat treu zu verwalten; er kam aber immer nicht nach Italien. Denn der Tod Urbans VI., welcher sich schon nach vier Wochen (13. Oktober 1389) ereignete, trat dazwischen. Unbegreiflich ist, wie König Wenzel in Bezug auf Italien diesen günstigen Moment, die Kirchenspaltung zu beendigen und sich die Kaiserkrone zu verschaffen, hat versäumen können; er musste sich damals mit seltsamen Dingen befasst haben. Die vierzehn Cardinäle zu Rom zögerten keinen Augenblick; sie traten zusammen und wählten am 2. November einen neuen Papst, der den Namen Bonifacius IX. annahm und Deutschland auch wieder in seine Obedienz einbezog. Papst Bonifacius empfahl sich übrigens dem römischen Könige sehr gnädig, lud ihn zur Krönung ein, und ließ nicht einmal etwas von der Möglichkeit einfließen, als könne Wenzel sich je gegen ihn erklären; ein Benehmen, durch welches dieser auch völlig eingeschläfert wurde.

Immer unangenehmer gestalteten sich Wenzels Regierungsverhältnisse. Zu Anfang des Jahres 1390 gab es offene Unruhen in Böhmen, und der König musste nicht bloß die Zahl der Poprawczen vermehren, sondern auch für den äußersten Fall Soldtruppen sammeln, um welche letzteren er bei den Bautznern und anderen Städten wirklich ansuchte. Es scheint, daß diese Bewegungen von einer Faction der geistlichen und weltlichen Krongläubiger ausgegangen sind. Schon auf zwei Landtagen, zu Prag und zu Willimow (1389), hatte König Wenzel zuerst in Güte, dann mit Strenge versucht, die verpfändeten königlichen Städte, Schlösser und Tafelgüter wieder an die Krone zurück zu bringen. Es war dies mit gleichen Schwierigkeiten verknüpft, wie einst bei Karl IV. im

Jahre 1334, nur diesmal bei der allgemeinen Abneigung gegen den König mit ungleich größeren Gefahren. Der Erzbischof von Prag besaß allein sieben Städte und viele andere, der königlichen Kammer entzogene Güter und Einkünfte; hievon läßt sich auf das Uibrige schließen. Wenn auch der Vorgang mit dem schwarzen und dem rothen Zelte, worin die Pfandbesitzer entweder zur Zurückstellung der Güter gezwungen, oder bei völliger Weigerung enthauptet wurden, eine Sage ist; so berichten doch glaubwürdige Zeugen, daß sich mehrere Landherren jenem königlichen Ansinnen auf ihren festen Burgen mit Gewalt widersetzt hätten. So Marquard von Wartemberg auf Zleby und Jeſſko von Kolowrat auf Kornhaus, welche beide sich so sehr auf ihre Kraft stützten, daß sie geradezu angriffsweise verfuhren. König Wenzel befehdete sie und ließ einige ihrer Burgen schleifen, so daß Anderen der Muth verging, die Empörung weiter zu treiben. Doch war es schon übel genug, daß dies erste Beispiel eines Bürgerkrieges Statt gefunden hatte. Noch einmal griff Wenzel in die Regierung Deutschlands ein, indem er (August 1390) einen Reichstag zu Nürnberg zusammen berief. Allein, schon hielt er es nicht mehr für nöthig, selbst zu kommen, sondern ließ die Sache — es handelte sich um einerlei Münze im Reich und um Abthuung der Judenschulden — durch Abgeordnete mit den Reichsständen ausmachen. Die erstere Maßregel war kurz und einfach; es wurde bloß festgesetzt, daß fortan im ganzen Reiche nur eine Währung: 38 Pfennige gleich einem Loth Silber Nürnbergischen Gewichts, herrschen solle. Hinsichtlich der jüdischen Wucherschulden, unter deren Drucke so viele Fürsten und Stände haben verarmen müssen, wurde der Knoten zerhauen. Da die Juden nach wie vor kaiserliche Kammerknechte waren, so folgte König Wenzel dem Beispiele Ludwigs des Bayern und Karls IV., indem er alle Judenschulden mit einem Federzuge vernichtete und von den freigesprochenen Schuldnern selbst fünfzehn Prozente in Anspruch nahm. Da die Stadt Regensburg allein (am 1. Mai 1491) eine Summe von fünfzehntausend Goldgulden sich quittiren ließ, so kann man ungefähr ermessen, welche ungeheure Einnahme diese Prozente der kaiserlichen Kammer gewährt haben. König Wenzel betrieb daher auch die Rückstellung der Krongüter nicht mehr. Er blieb jetzt sechs Jahre lang in Böhmen, wo die Burg Zebrak, deutsch von ihm selbst Bettlern geheißen, sein Hauptsitz war. Das Schloß lag auch sehr günstig, nämlich nahe an der gleichnamigen Stadt, durch welche die Reichsstraße ging; so daß die Reichsboten den König leicht finden konnten. Wenzel pflegte auf Zebrak, von welchem noch malerische Ruinen dastehen, bis in das Jahr 1406 mit Vorliebe zu verweilen; hierauf fand er aber an dem benachbarten Bergschlosse Toczník mehr Gefallen, und wohnte meistens hier; auch die Trümmer von Toczník sieht man noch heutzutage.

Ungeachtet König Wenzel von dem französischen Papste entschieden abgewendet war, so suchte er doch das alte gute Einvernehmen mit dem französischen Könige um jeden Preis zu erhalten. Freilich musste diese Politik etwas schwankend bleiben, so lange es zwei Päpste gab; da nun Wenzel selst im Reiche nicht so fest stand, als Papst Bonifacius IX. in Rom und den zu seiner Obedienz gehörigen Staaten, so war des Ersteren Untergang gleichsam durch ihn selbst vorbereitet, und trat nach

einem Jahrzehend auch wirklich ein. Für jetzt machte die römische Papstwahl die Befestigung der Bündnisse zwischen König Wenzel IV. und König Karl VI. nothwendig. Von böhmischer Seite wurden hiezu bevollmächtigt: Lambrecht, Bischof zu Bamberg, Hanko, Titular-Bischof zu Kamin und königlicher Hofkanzler, Johann, Burggraf zu Nürnberg, und Jeßko Czuch von Zasada, Landmarschall; von französischer: die königlichen Räthe Guido von Hoccourt, Robert Cordigeri und der Sekretär Johann Bertand. Heidelberg war der Ort der Verhandlungen, wo denn auch die diesfälligen Verträge am 29. Oktober 1390 vollzogen wurden. Gleichzeitig ging eine böhmische Gesandtschaft nach Rom ab. Der König hatte (1. Mai 1390) den Markgrafen Jodok zum drittenmal allen Autoritäten Italiens als seinen Reichsvicar anempfohlen; er schrieb, es sei längst sein Vorhaben, mit gewaffneter Hand und persönlich den Frieden in Italien herzustellen, aber die Gefahren seiner eigenen Lande hielten ihn zur Zeit noch zurück. Jodok sandte dieses Schreiben vielleicht voraus, blieb aber selbst am Hofe Wenzels zurück, wo er sich eine Art Regentschaft anmaßte. Daß es auch mit dem Zuge nach Italien Wenzels Ernst nicht war, ist leicht begreiflich. Gleichwol ordnete er (21. November) den Nuntius Ubaldin von Florenz, und den Minoriten und Hofbeichtiger Nikolaus nach Rom ab, den Papst versichernd, daß er nach Italien kommen werde, um ihn gegen seine Feinde zu schützen und von ihm die Kaiserkrone zu empfangen; sein Reichsvicar Jodok werde sich bei dem heiligen Vater vorher noch einfinden. Die königlichen Gesandten mochten Geldmangel als das wichtigste Hinderniß der Romfahrt vorgeschützt haben. Papst Bonifacius schaffte Rath; er bewilligte dem Könige Wenzel den Zehenten von allen geistlichen Gütern in Deutschland und Böhmen, trug aber seinen Rentmeistern auf (23. Januar 1391), die Hälfte des Geldes erst beim Eintritt in Italien, die andere bei Wenzels Rückreise auszuzahlen. Als die Unternehmung immer zweifelhafter wurde, nahm der Papst (1393) die gesammelten Gelder zu eigener Verwendung. Dem neuen Freundschaftsbündnisse Wenzels mit Frankreich folgte übrigens (Mai 1391) ein gleiches mit Oesterreich, durch dieselben Zeitbegebnisse hervorgerufen.

Zu dem vor neun Jahren gewonnenen Luxemburger Erbgroßherzogthume gesellte sich, als Bolko's Witwe Anfangs 1392 mit Tode abgegangen war, das Doppelherzogthum Schweidnitz und Jauer, dessen Regierung König Wenzel bereits einige Zeit durch seinen Hauptmann, Benesch von Chusnik, hatte verwalten lassen. Es sollte dieß die letzte Erwerbung Wenzels IV. sein. Bald darauf kam aus Ungarn die Trauerbotschaft, daß die zweiundzwanzigjährige Königin Maria, während ihr Gemal Sigmund gegen die Feinde der Christenheit zu Felde lag, ihr vielbewegtes Leben geendigt habe. Maria starb nämlich kinderlos am 17. Mai 1392, und ihr Tod reizte die polnische Hedwig zu dem, wiewol vergeblichen Versuche, dem Könige Sigmund Ungarns Krone zu entreißen. Jene Todesfälle trafen indeß in eine Zeit, wo Wenzel IV. seine Wiedervermälung beschlossen und auch eingeleitet hatte. Wieder fiel seine Wahl auf eine bayerische Prinzessin, die Tochter des Herzogs Johann von

München, Euphemia, welche in Böhmen den mundgerechten Namen Sophie erhielt. *)

König Wenzel hatte sehr große und kostspielige Vorbereitungen zu diesem Beilager getroffen. Er machte zuerst bei den Egerer Bürgern und Juden ein Anlehen, dann kündigte er den Pilsenern an, daß die Vermälung in ihrer Stadt gefeiert werden würde, wozu diese alle Vorauslagen bestritten, endlich verlegte der König die Festlichkeiten nach Prag, wo wahrscheinlich die Vermälung am Sanct Sigmundstage (2. Mai) Statt gefunden hat. Die Königin erhielt hunderttausend ungarische Gulden als Morgengabe auf mehrere böhmische Städte versichert, und es mag bei dieser Gelegenheit gar sehr lustig hergegangen sein, da spätere Chronisten so viel von Ritterspielen und Gaukeleien zu erzählen wissen, die man damals in Prag gesehen, und wobei namentlich der böhmische Schwarzkünstler Zito einen bayerischen Gaukler bis auf die Stiefel aufgefressen haben soll (oben S. 114). König Wenzel wollte sein Beilager auch dadurch verewigen, daß er den seit 1385 unterbrochenen Dombau zu Prag wieder aufnahm, und nun am heiligen Pfingsttage, nebst seinem Bruder, Herzog Johann von Görlitz, den Grundstein zu dem großen (freilich nie zu Stande gekommenen) Kirchenschiff legte, alle Grundherren auf drei Meilen um Prag aber ermahnte, das Baumaterial um billige Preise herbei zu schaffen. Damit der Erzbischof Jencjenstein auch Etwas thue, so gab er zuvörderst am Pfingsttage den anwesenden Fürsten, darunter mehrere Herzoge von Bayern, ein glänzendes Bankett; dann aber erließ er einen wichtigen Hirtenbrief, in welchem er die bestehenden Synodalverordnungen erneuerte, und namentlich die Stola, gleich dem Verbrechen der Simonie, streng verpönte. Die Landesuniversität erhielt vom Könige die Wohlthat der eigenen Gerichtsbarkeit, wornach Lehrer und Studierende nicht mehr dem Prager Stadtrathe, sondern lediglich ihrem Rector unterworfen waren, gleichwie auch die Bürger in den böhmischen Bergstädten fortan bloß vor den Richterstuhl des königlichen Bergmeisters zu Kuttenberg gefordert werden durften (Urkunde vom 22. November und 12. Dezember 1392). Einige Jahre später gab König Wenzel, der überhaupt den Wissenschaften sich nie völlig entzog, dem bereits in seiner Jugend — so sagt er in der Urkunde vom 29. Januar 1399 selbst — gestifteten Wenzels-Collegium (Collegium Regis Wenceslai) eine bessere Verfassung. Solcher Collegien nämlich, welche gewissermaßen an die Hochschule angelehnt waren, gab es bisher drei; auch die Königin Hedwig von Polen hatte 1397 ein solches für die in Prag studierenden Litthauer gestiftet, das aber erst 1411 ganz zu Stande kam. Einige Monate nach König Wenzels Beilager beklagte sich König Richard, die Straßburger hätten an einem englischen Ritter Frevel geübt, weßhalb er also Genugthuung forderte. König Wenzel bezeigte sich seinem königlichen Schwager sehr willfährig. Die Straßburger wurden vor das Hofgericht beschieden und, als sie nicht Folge

*) Da sie sich selbst in einer Urkunde vom 25. Juli 1392 „Offney von G. G. römische Königin ꝛc." nennt, der Name Offney, Offmie (böhmisch Offka) aber einerlei ist mit Euphemia — im Kalender zum 16. September, — so scheint der Name Sophie dieser Königin nur im uneigentlichen Sinne zu gebühren, weßhalb auch hier der erstere beibehalten und ihn als der richtigere einzuführen versucht wird.

leisteten, in die Reichsacht gethan und mit Fehde überzogen, mit der Vollziehung aber Borziwoy von Swinar beauftragt. Mit einem Aufgebot von siebenhundert Mann, bei dem Bischofe von Straßburg, dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Würtemberg geworben, rückte Swinar vor die verfehmte Stadt und belagerte sie. Die Straßburger litten arg und erkauften um Michaeli die Aufhebung der Belagerung mit 32.000 Goldgulden, die Beute ungerechnet. Erst am 4. Februar 1393 hob König Wenzel die Acht auf.

Die Kaiserin Witwe Elisabeth folgte am 15. Februar 1393 ihrem Gemale ins Grab, das reiche Leibgedinge der Königin Euphemia hinterlassend. Wenzel mochte sich fortan unbeachteter, vorwurfsfreier fühlen. Allein die lästige Aufsicht über das Thun und Handeln des Königs führte der Prager Erzbischof, Jenczenstein, unausgesetzt fort. Beide waren einander äußerlich zugethan, im Innern verhaßt, und nur der Geiz bewog den Prälaten, die Unselbständigkeit aber den König, dies widrige Verhältniß fortdauern zu lassen. Jenczenstein war überhaupt die Geißel, welche Brüder und Vettern und das Schicksal selbst dem römischen Könige zugedacht, der im eigentlichen Sinne ein Sohn des Unglücks sein sollte. Die ganze Umgebung Wenzels war angefeindet. Der Liebling des Königs, Hanko Brunonis, Rath, Hofkanzler und erwählter Bischof zu Kamin, nahm zwischen mehreren Partheien natürlich eine mißliche Stellung ein, ihm arbeiteten der Hofbeichtvater und Laurentiner Bischof, Nikolaus, dann Wenzel Kralik von Buřenicz, Dechant auf dem Wyschehrad, treulich in die Hände. Unter den weltlichen Günstlingen König Wenzels waren obenan: Sigmund Huler, königlicher Unterkämmerer seit 1388 und Herr auf Orlik, welches Schloß er 1390 gegen Vorssengrün eingetauscht, und Johann Czuch von Zasada auf Lobkowitz, seit 1380 königl. Hofmarschall. Alle diese Männer geriethen jetzt auf einmal in einen Strudel von Kämpfen zwischen weltlicher und geistlicher Autorität, wie man sie weder früher noch später in solchem Kreise erlebt, und wobei Johann von Pomuk als unschuldiges Opfer übertriebenen Pflichteifers fiel. In schnellen Zwischenräumen hatte der Erzbischof Jenczenstein des Königs Zorn wieder herausgefordert. Die zur Erzdiöcese gehörige Benediktiner-Abtei Kladrau (Kladruby) soll nämlich bestimmt gewesen sein, zu einem Bisthum erhoben zu werden, welches von dem Könige dem Titular-Bischof von Kammin, Hanko, zugedacht war. Jene Abtei musste daher erledigt bleiben. Gleichwol ließ der Erzbischof, dem ein neues Bisthum große Einbuße drohte, die Kladrauer Mönche zur Wahl schreiten, und den neuen Abt von seinem Consistorium, ohne Vorwissen des Königs, bestätigen (10. März 1393). Ferner belegte der Erzbischof den königlichen Unterkämmerer, Sigmund Huler, mit dem Kirchenbann, weil dieser zwei Geistliche nach weltlichen Gesetzen am Leben gestraft und mehrere jüdische Neophiten, die wieder in's Judenthum zurückfielen, als Kammerknechte der Krone in Schutz genommen. In seiner Klagschrift an König Wenzel aber hatte der Erzbischof Huler'n und die ihm zugeordneten königlichen Beamten als „des allmächtigen Gottes und katholischen Glaubens größte Feinde, des Teufels Handlanger und Botschafter des Antichrist" bezeichnet. Der Excommunicirte schwor ihm Rache, der König war bereit, sie zu vollziehen, und kam deßhalb von seinem Jagdschlosse nach Prag. Vor Wenzels Zorn aber

war der Erzbischof geflohen, und das Consistorium zerstreute sich. Strenge, rohe Mahnbriefe des Königs riefen die Geistlichkeit wieder zusammen. Alle wurden in das Kapitelhaus beschieden, und der König selbst folgte ihnen auf der Ferse nach. Jenczenstein verbarg sich in seinem Palaste, so daß König Wenzel den Vorsitz leer fand. Schon hatte der König vielfache Drohungen ausgestoßen; jetzt verlangte er zu wissen, wer die eigentliche Triebfeder bei den letzten Vorfällen gewesen sei. Der greise Dombechant wollte dagegen reden: da schlug ihn der König mit seinem Degenknopf und ließ ihn verhaften. Den Uibrigen verging darüber die Sprache, und so wurden auch vier Consistorialbeamte: Propst Wenzel, Kanzler Niepro von Raupowa, Generalvicar Johann von Pomuk und Official Niklas Puchnik, eingekerkert. Der König muß geradezu eine Verschwörung gewittert haben; denn er kam des Abends selbst in das Gefängniß, und machte hier Richter und Henker zugleich, um Geheimnisse zu erpressen, die vielleicht gar nicht vorhanden waren. In Wenzels Gegenwart erlitten der Generalvicar Pomuk und der Official Puchnik die Tortur; der Erstere — treu seinem Metropoliten und wahrscheinlich jeder Partheinahme, jeder Heimlichkeit fremd — weckte dreifach des mißtrauischen Königs Ingrimm, und ward endlich zum Wellentode verurtheilt. Man band also den Bedauernswerthen an Händen und Füßen, und ertränkte ihn unterhalb der Prager Brücke im Moldaustrom.*) Das geschah am 21. März des Jahres 1393. Uiber solche Gräuelthat empfand der König selbst eine baldige Reue. Er ließ dem Erzbischof, der inzwischen sein Schloß Geiersberg bezogen, Anträge machen, und dieser, alle Schuld auf den Generalvicar häufend, kam reuig entgegen. So näherten sich (2. April 1393) Beide einander, aber nichts weniger als aufrichtig. Vielmehr wurde Jenczenstein, der jetzt die Einrichtung des Kladrauer Bisthums selbst bewerkstelligen sollte, bewogen, seine Diöcese noch in demselben Monate zu verlassen, nachdem er seine festen Schlösser mit guten Besatzungen versehen hatte. Er ging nach Rom, und überreichte dem Papst Bonifacius eine aus achtunddreißig Artikeln bestehende Klagschrift wider den römischen König; dieselbe — die unmittelbare, wenn gleich einseitige Quelle zur Kunde jener Ereignisse — liegt gedruckt vor; die Verantwortungsschrift König Wenzels ist nicht bekannt. Mit dieser ganzen Darlegung hat jedoch Jenczenstein um so weniger ausgerichtet, als er eben erst zu Rom einsehen lernte, daß ihm der Papst selbst nicht helfen könne und wegen der eigenen Stellung zu dem römischen König nicht helfen dürfe. Zudem waren auch Wenzels Gesandte der Klage zuvorgekommen. Nach seiner Rückkehr von Rom

*) Hauptmerkmale zur Unterscheidung des Generalvicars Johann von dem gleichnamigen heiligen Märtyrer sind: er war ein Sohn Welflin's mit dem Beinamen von Pomuk (wahrscheinlich Unterthan des Cistercienser-Stiftes Pomuk bei Nepomuk), Cleriker, 1372 Notar, 1381 Pfarrer zu St. Galli in Prag, Doktor des kanonischen Rechtes, Domherr auf dem Wyschehrad und zum heiligen Egyd, 1387 Domherr der Prager Hauptkirche, 1390 Archidiakon im Saazer Gebiete, Erzbischöflicher Generalvicar, 1393 in Folge der Zwistigkeiten zwischen dem Prager Erzbischof Jenczenstein und dem König Wenzel in Prozeß verfallen, von Letzterem gemißhandelt, endlich in der Moldau ertränkt. Vgl. Album universitatis Prag. 1834, I. 3. 35. Notariatszeichen und Unterschrift desselben theilt Pelzel mit, im Leben Wenzels IV. S. 266.

(Oktober 1393) machte Jenczenstein Miene, abzudanken; aber die Sache verzog sich noch mehrere Jahre. Die Schicksale der übrigen Personen des Drama's gestalteten sich allmälich anders. Hanko Brunonis, der die Errichtung des Kladrauer Bisthums, so wie die Erlangung des Kaminer vereitelt sah, trat 1397 zurück und lebte noch im Jahre 1409 von den königlichen Renten. Aber auch der neue Abt zu Kladrau kam nie zum wirklichen Besitz; denn die Stiftsgüter wurden von dem Könige eingezogen und (wenigstens bis 1404) dem Propste auf dem Wyschehrad belassen. Die letztgenannte Propstei selbst und die mit ihr verbundene böhmische Kanzlerwürde erhielt 1394 jener Kralik von Buřenicz, den bereits der Papst zum Patriarchen von Antiochien ernannt hatte. Der Official Puchnik wurde 1402 sogar Prager Erzbischof. Sigmund Huler aber verfiel in des Königs Ungnade, und wurde 1405 auf dem Prager Rathhause enthauptet. So viele und verschiedenartige Folgen hinterließ der Tod eines einzigen Mannes, des Generalvikars Johann von Pomuk, dessen tragische Geschichte sich überdies hindurchdrängt durch die Legende des Blutzeugen Johann von Nepomuk, weil Aehnlichkeit des Namens und Gleichheit der Todesart vorhanden sind. Daß König Wenzel, außer diesen beiden, inzwischen noch andere Priester mißhandelte, mag dahin gestellt sein. Von nun aber verfinsterte sich sein eigenes Loos dergestalt, daß aus seinem ferneren Wirken als Mensch und König kaum mehr ein edler oder großer Zug hervor leuchtet.

König Wenzel hatte sich fast Alles zum Feinde gemacht. In Deutschland wurde er von den Fürsten und dem Adel, ungeachtet der letzten Egerischen Ausgleichungsversuche, wegen seiner früheren Zuneigung zu den Städten gehaßt, von den Städten aber als ein Verräther an ihrer Sache angesehen. In Böhmen ward er, zwar weniger von dem gemeinen Volke, aber desto mehr von der Geistlichkeit und den Landherrn, als ein despotischer Fürst verschrieen. Jetzt brach auch im königlichen Hause offener Zwist aus, der gar bald eine politische Natur annahm. Es traten nämlich am 18. Dezember 1393 der ungarische König Sigmund und Markgraf Jodok von Mähren zu Znaim mit dem Herzog Albrecht III. von Oesterreich und Wilhelm Markgrafen von Meißen in ein Bündniß zusammen. Man bezeichnete den Zweck desselben zwar nur im Allgemeinen als zum wechselseitigen Schutze gegen Jedermann dienlich, allein daß der Bund darum errichtet war, um Wenzel'n von der Regierung zu entfernen, zeigte sich sogleich. Alle mißvergnügten böhmischen Landherren wurden heimlich zur Theilnahme an dem Bunde eingeladen, und es zeugt von der allgemeinen Abneigung gegen den König, daß in dem Verzeichnisse der Verschworenen auch nicht Ein vornehmer Familienname vermißt wird. König Wenzel scheint die Gefahr nicht so nahe geglaubt zu haben; er durfte höchstens auf den Beistand seines Schwiegervaters, des Herzogs Johann von Bayern, und seines jüngsten Bruders, des Herzogs von Görlitz, zählen, welcher letztere damals der nächste Kronprätendent war.

Auf einer Reise, vier Meilen von der Hauptstadt, und zwar im Minoritten-Kloster Beraun, sah sich König Wenzel von ungewöhnlich vielen Tischgenossen, lauter böhmischen Herren, umringt, unter denen Markgraf Jodok nicht fehlen durfte. Der König war bereits ihr Ge-

fangener (8. Mai 1394). Man schaffte ihn unbemerkt nach Prag, wo ihn der Burggraf Heinrich von Rosenberg in anständige Verwahrung nahm. Das war König Wenzels erste Gefangenschaft. Sie ward so geheim gehalten, daß nicht einmal der Altstädter Magistrat davon wußte und, weil die Privilegienertheilung ihren ungestörten Fortgang hatte, so blieb auch das Reich geraume Zeit ohne Kunde hievon. Da die Verschworenen behaupteten, daß sie nur Friede, Gerechtigkeit und Ordnung wieder begründen und den König in Ausübung seiner Regierung nicht hemmen wollten, so trug Wenzel den Verlust seiner persönlichen Freiheit mit Ergebung dreizehn Wochen hindurch. Während dem hat man ihm große Opfer abgedrungen. Zuerst ließ sich Markgraf Jodok die Landvogtei in Elsaß und die Statthalterschaft im Königreich Böhmen übertragen, zu welchem letzteren Behufe die drei Prager Städte (5. Juni) vom Könige beauftragt wurden, sich mit Jodok zur Erhaltung des Friedens zu verbinden und ihn gegen Jedermann zu vertheidigen. Die Landherren aber zwangen Wenzeln die ihnen entzogenen Güter und Schlösser nebst Entschädigung ab. Das war es, was sie Handhabung der Gerechtigkeit nannten. Um Allem auch noch den Schein der Rechtmäßigkeit beizuprägen, musste der König — an dessen Gefangenschaft Niemand dachte — in den Verschreibungen sagen: daß dieselben „von Unserem freien Willen und sunderlichen Geheiß und Wissen dargangen, übertragen und geschehen" seien. Dennoch ward Wenzel nicht freigegeben, aber sein Schicksal kam dem Herzoge Johann von Görlitz zu Ohren. Dieser, von Sigmund und Jodok Alles für seine Rechte auf Böhmen befürchtend, sammelte schnell ein Heer und rückte vor Prag. Des Königs Gegenparthei war zu einer Belagerung keineswegs gerüstet; der hohe Gefangene lag ihrer Sorge am nächsten und wurde (9. Juni) zur Nachtzeit auf das Rosenbergische Schloß Przibenicz, von hier nach Krummau, und so von Schloß zu Schloß, ohne daß er selbst wußte, wo er sich befand, endlich nach Wildberg in Oesterreich gebracht, welches den Herren von Stahremberg gehörte. Herzog Johann zog mittlerweile in die Hauptstadt Böhmens ein, die erst jetzt erfuhr, daß König Wenzel schon seit Monatsfrist gefangen sei.

Johann wurde von den Prager Städten willig und eidlich als einstweiliger Verweser des Königreichs, und falls König Wenzel in der — wie man sich ausdrückte — unverschuldeten Gefangenschaft sterben sollte, als rechtmäßiger Herr und Thronfolger anerkannt; wogegen Johann (29. Juni) alle Gerechtsame zu wahren und zu schirmen versprach.

Gerade damals lebte der jüngere Markgraf von Mähren, Prokop, mit seinem Bruder in großer Feindschaft; er half also Truppen und Geld beizuschaffen und versuchte es, in Gemeinschaft mit Herzog Johann, die rebellischen Landherren zu bekriegen und durch Verheerung ihrer Güter und Schlösser zur Freigebung des Königs zu zwingen. Kaum aber war die Fehde auf den Rosenbergischen Gütern bei Budweis eröffnet, so brachen von Herzog Albrecht ausgerüstet, sechshundert Oesterreicher in Böhmen ein. Sie warfen sich mit den Rosenbergischen Leuten dem Herzog Johann entgegen, waren aber zu schwach, um ihm die Behauptung der Stadt Budweis streitig zu machen (20. Juli 1394). Schon aber

waren die deutschen Reichsfürsten in Frankfurt übereingekommen, die Befreiung des römischen Königs selbst zu bewirken. Der Pfalzgraf Ruprecht übernahm die Verwesung des Reichs, und ließ die böhmischen Landherren durch eine Gesandtschaft mit einem Reichskriege bedrohen, wenn die Loslassung des Königs nicht sogleich erfolgte; überdies traf auch schon einige deutsche Hilfsmannschaft in Herzog Johanns Lager ein. Die Unterhandlungen mit den Rebellen würden sich jedoch in die Länge gezogen haben, wenn nicht Herzog Albrecht von Oesterreich durch Johann gewonnen worden wäre, dem Könige Wenzel nicht ferner feindlich zuzusetzen. Es wurden daher den Stahrembergern Anträge gemacht, und nebst Verbürgung ewiger Amnestie wegen der Gefangenhaltung, auch noch Belohnungen verheißen.

Die Stahremberge ließen also den König ohne Vorwissen der böhmischen Herren los und brachten ihn (2. August), nachdem er acht und achtzig Tage der Freiheit beraubt gewesen, selbst zu Herzog Johann nach Budweis. Statt dieses urkundlich erzählten Herganges, schalten spätere böhmische Chroniken das abgeschmackte Mährchen von der Bademagd Susanna ein, welche Jahrhunderte lang für die Befreierin des Königs gegolten hat und bei dem Landvolke noch dafür gilt. Nebst diesem Mährchen ist aber auch eine zweite Nachricht verdächtig, der zufolge König Wenzel bald nach seinem Wiedererscheinen in Prag über die Räthe der Altstadt ein blutig Gericht gehalten haben soll. Wol aber machte Wenzel dem Herzog Albrecht von Oesterreich Vorwürfe, daß er als ein Empörer gegen seinen Oberherrn gehandelt, und schickte ihm (Oktober 1394) schriftlich sieben Klagepunkte zu, gegen welche sich Albrecht nicht genügend zu vertheidigen vermochte. In diesem interessanten Aktenstücke beschuldigt Wenzel unter andern den Herzog: er habe sein Kriegsvolk unangesagt und feindselig nach Böhmen ziehen, daselbst Leute fangen und das Land mit Mord und Brand verheeren lassen. Albrecht erwiederte darauf: er habe dies auf Verlangen des Markgrafen Jodok, seines Verbündeten, thun müssen; übrigens habe er und der König von Ungarn es dem Markgrafen Prokop angesagt, wie auch dem Gesandten des Königs selbst, wenn dieser sich mit seinen Brüdern und Vettern nicht gütlich einigen sollte. Auch in dieser Erklärung liegt der Beweis, daß König Sigmund zu Allem diesen der Anstifter gewesen, obgleich er sich mit kluger Berechnung persönlich in beständiger Ferne gehalten hat. Die Klagschrift Wenzels wandte indeß den ohnehin unaufrichtigen Herzog von Oesterreich vollends von ihm ab, und jetzt begaben sich die mißvergnügten böhmischen Herren, sammt Jodok, unter den Schutz Herzog Albrechts, indem sie am 17. Dezember 1394 zu Weitra auf sieben Jahre zusammentraten, um Jedermanns Angriffen Trotz zu bieten, sie mögen sich unterdessen mit König Wenzel vertragen haben oder nicht. Diese Herren waren zu Folge der Urkunde: Heinrich von Rosenberg, Heinrich von Neuhaus, Brenko von Skal, Heinrich Berka von Hohnstein, Hanns von Michelsberg, Otto Bergau, genannt von Bielina, Wilhelm von Lantstein, Boczko von Chunstat, genannt von Podiebrad, Bohuslaw vom Schwamberg, Johann von Herstein, Czenko von Wartemberg; — früher werden unter den Mißvergnügten noch genannt: Albrecht von Sternberg, Hinko von Weißenburg, Potho der Jüngere von Czastalowicz, Borsso der Jüngere von Riesenburg ꝛc.

Zeitig genug bekam König Wenzel von diesen Umtrieben Kunde. In der Nähe an Freuden arm, suchte Wenzel dieselben in der Ferne, in Polen, Frankreich, in Italien. Er ordnete den Bischof Johann zu Lebus zu dem Polenkönige ab und schon 10. Juni 1395 schloß Wladislaw einen Waffenbund mit ihm; hierauf erneuerte Wenzel die alten Freundschaftsverträge mit Frankreich, während er unerwartet auch Geldhilfe in Italien fand. Denn Johann Galeazzo Visconti zu Mailand bot 100,000 Goldgulden für die herzogliche Würde, welche ihm der römische König (11. Mai) verlieh und wozu nachmals (30. März 1397) noch ein zweiter Titel hinzukam, indem nämlich der mailändische Staat zu einem „Herzogthum der Lombardie" erhoben wurde. Die Kurfürsten lästerten den König Wenzel darüber und wiederholten beständig, er habe Mailand vom Reiche abgerissen und verkauft. Allein es blieb dem deutschen Reiche die Oberherrlichkeit, ja das neue Herzogthum wurde durch das Lehenband wieder enger mit demselben verknüpft.

Während dieser politischen Vorkehrungen hatte König Wenzel eingesehen, daß er mit dem Markgrafen Jodok und der von ihm gebildeten Faction unterhandeln müsse, wenn anders die Ruhe in Böhmen wieder hergestellt werden sollte. Er gab dem Markgrafen (13. März) einen Geleitsbrief und Sicherheit, nach Prag zu kommen, um hier das Werk der Versöhnung zu beendigen; auch für drei Deputirte von Seite der böhmischen Herren fertigte der König einen solchen Brief aus, in welchem sich überdieß der Rheinpfalzgraf Stephan, der Herzog Johann von Görlitz, der königliche Hofmeister Heinrich von Duba, dann die königlichen Räthe: Burkhard Strnad von Janowicz nnd Benesch von Chusnik für alle Sicherheit verbürgten. Jodok mochte wol eine Ausgleichung gewünscht haben, aber maßlos in seiner Habgier, wußte er nicht gleich, was für Bedingungen er dem Könige stellen sollte. Am 13. Mai kam der Markgraf mit den Herren von Rosenberg, Neuhaus und Skal wirklich nach Prag, wo schon Herzog Johann ihrer wartete. Jodok forderte das Herzogthum Luxemburg und die Landvogtei Elsaß. Beide wurden ihm zugesichert. Herzog Johann entwarf hierauf ein Friedensinstrument in böhmischer Sprache — es ist dies die erste böhmische Urkunde, die man kennt, datirt am 30. Mai 1395 und gedruckt bei Pelzel, Nr. 118 — worin zwar dem königlichen Ansehen, den Ständen gegenüber, Manches vergeben, aber den böhmischen Herren keine förmliche Sicherheit gewährt wurde, daß das früher Geschehene ungeahndet bliebe. Die Herren, sich umgegangen sehend, griffen abermals zu den Waffen, und Jodok trat ihnen von Neuem bei. Zu diesem fehlgeschlagenen Einigungsversuche gesellten sich bei König Wenzel auch noch Geldsorgen, welche täglich größer wurden. Er war genöthigt, bei Städten, Klöstern, Judengemeinden und Privaten Anleihen zu machen, die er meistens auch mit Privilegien schwer verzinsen mußte. Und so waren diesmal die Entschuldigungen, welche der König wegen der unterbliebenen Romfahrt nach Italien, sowol an den Papst Bonifacius, als auch an die dortigen weltlichen Häupter schrieb, buchstäblich wahr. Der Kriegszustand des Adels, welcher von Mähren und Oesterreich aus unterstützt ward, dauerte leider fort. Heinrich von Rosenberg lagerte in der Gegend von Budweis und verheerte das Land;

im August hatte er sich bereits der Stadt Wodnian und des königlichen Schlosses Kugelweit bemächtigt, welches letztere fast ganz zerstört wurde; sodann nahm er eine feste Stellung bei Schüttenhofen, ohne daß König Wenzel Widerstand zu leisten vermögend war. Da kein Ausweg offen stand, so übertrug der König seinem Bruder Johann die Landeshauptmannschaft in Böhmen (10. August 1395), legte die ganze ausübende Gewalt in seine Hände und ließ ihm, als seinem Statthalter, den Eid des Gehorsams schwören. Herzog Johann sollte hauptsächlich dahin arbeiten, daß durch Auflösung des Bündnisses der Barone wieder ein friedlicher Zustand im Königreiche begründet werde; er knüpfte auch die Unterhandlungen mit Jodok sogleich an. Aber weder Jodok, noch einer seiner Anhänger erschien, obwol der König ihnen wiederholt, zuletzt noch am 2. Dezember, die besten Geleitsbriefe hatte zukommen lassen.

Eine neue traurige Erfahrung stand dem Könige Wenzel abermals bevor. Um alle Gewalt in seine Hände zu bekommen und zwischen dem König und der Jodokischen Faction den Frieden zu vermitteln, gab nämlich Herzog Johann vor, daß er von den Landherren Vollmacht habe, den Frieden auf jene Bedingungen mit dem Könige abzuschließen, welche er ihm am 30. Mai 1395 vorgelegt hätte. Dies war erdichtet, und so scheint es denn, Johann habe den Mißvergnügten am meisten im Wege gestanden. Als Wenzel den Betrug gewahrte, ward sein alter Zornmuth auf einmal wach. Er entsetzte sogleich Johann der Landeshauptmannschaft, und erließ im ganzen Königreiche das Verbot, demselben irgendwo zu gehorchen (Dezember 1395). Der Herzog selbst wurde vermuthlich zu Prag in Haft gehalten, damit er keine Unruhen gegen den König erregen könnte. Seine Entsetzung soll hier ein allgemeines Murren hervorgebracht haben, dem der König vergeblich mit Scharfrichtern an der Seite begegnete. Dem sei übrigens, wie ihm wolle. Der Herzog Johann kam nicht mehr lebend aus seiner Haft, er starb plötzlich am 1. März 1396, wie man glaubte, an Gift, das ihm vielleicht Jodoks Parthei beigebracht. Er war erst fünfundzwanzig Jahre alt, und hinterließ eine einzige Tochter, Elisabeth, welche 1409 des Herzogs Anton von Brabant und Limburg Gemalin ward, und Luxemburg, das ihr vom König Wenzel für den ausgesetzten Brautschatz verschrieben wurde, an das burgundische Haus brachte. Görlitz und die brandenburgischen und lausitzischen Lande ihres Vaters fielen jetzt natürlich an die Krone Böhmen zurück, so daß der geldarme König auf einmal reiche Zuflüsse erhielt. Die Lage der Dinge war von der Art, daß König Wenzel sich gerade seinem Bruder Sigmund — der dies Alles wohl vorausgesehen — in die Arme werfen musste. Sigmund eilte herbei, und es ist sehr auffallend, daß eben an Herzog Johanns Todestage die beiden älteren Brüder einen, von Sigmund schon früher vorgeschlagenen Erbvertrag errichteten, nach welchem im Uiberlebungsfalle, Wenzel in Ungarn, Sigmund in Böhmen folgen sollte. Niemand konnte es leichter sein, einen Frieden zu Stande zu bringen, als dem Könige Sigmund, der da ohnehin mit Jodok heimlich gegen Wenzel, welcher ihm in allen Stücken folgen mußte, verbunden war. Wenzel sicherte dem Jodok nicht bloß Verzeihung zu, sondern beauftragte ihn sogar, gemeinschaftlich mit Sigmund die Aussöhnung zwischen ihm und den aufrührerischen Landherren zu bewirken, nicht ahnend, daß er selbst auf diese Weise so

gut wie verkauft sei. Uibrigens ergab sich der König in einen Schiedspruch Sigmund und Jodoks, welcher die fernere Handhabung des Regiments und die Stellung der Barone im Königreich festsetzen sollte. Unterdessen äußerten die deutschen Fürsten das Verlangen, der König möge, da die Lage der Dinge in Böhmen ihm nicht erlaube, sein Land zu verlassen, einen Reichsverweser ernennen, der Ruhe, Ordnung und die Gesetze handhabe. Wenzel that nach ihrem Willen und übertrug dem Könige Sigmund das Vicariat über den ganzen Umfang des römischen Reichs auf Lebenszeit und mit fast unumschränkter Gewalt. Die Ernennungsurkunde, datirt vom 19. März 1396, ist freilich etwas abenteuerlich und offenbar in der böhmischen Kanzlei unter der größten Verwirrung stylisirt; das Reichsvicariat blieb aber dem König Sigmund, wiewol auch er nicht nach Deutschland kam. Nun erst wurden die Streitigkeiten in Böhmen beigelegt. Am 2. April nämlich geschah jener Schiedspruch, demgemäß der König eine Art Reichsrath aus den Landherren und der Geistlichkeit an die Seite bekam, in welchem sich zum Theil seine heftigsten Feinde befanden (wie der Prager Erzbischof, der jedoch den 2. April zu Gunsten seines Neffen dem Erzbisthume entsagte). Der Spruch selbst ist ein sehr merkwürdiges Aktenstück und enthält folgende sogenannte Artikel: 1. Der König soll seinen Rath haben, aus nachbenannten Herren bestehend, als: dem ehrwürdigen Erzbischof zu Prag und den Bischöfen von Olmütz und Leitomischl; Herrn Heinrich von Rosenberg, welcher Burggraf zu Prag sein soll; Wilhelm von Landstein, als obersten Kämmerer; Hinko Berka von Hohnstein, als „obersten Zaudner;" Brenko von Skal, Hofrichter; Benesch von Duba, Hofmeister; Smil, genannt Flaschka von Richemburg, Landschreiber; Otto Bergau von Bielina; Johann von Michelsberg; Boczko von Podiebrad; Borsso dem Aelteren von Riesenburg. Mit dieser Herren Rath soll der König Alles austragen und nichts thun ohne sie in Sachen, die das Land angehen, auch keinen derselben Amtes entsetzen. 2. Alle Güter und Vesten, deren man sich in den letzten Unruhen ohne Recht oder gewaltsam bemächtigt, sollen bis zum nächsten Heiligthumstage zurückgegeben sein. 3. An demselben Tage sollen auch die Landherren zu Recht sitzen, die Landtafel soll man aufthun und in Städten und Kreisen ausrufen, daß Jedermann wieder vor das Landgericht kommen könne. 4. Die Gelübde, welche die Herren, Städte und Klöster dem Könige zu Prag geleistet, sollen auch in allen Kreisen und Gebieten den Leuten abgenommen werden. 5. In allen Städten und Kreisen soll Friede gerufen und derjenige nach Landesbrauch bestraft werden, der da Schaden thäte und raubte. 6. Wo Jemand der Herren Diener oder Helfer in den königlichen Städten geächtet wäre von des Kriegs wegen, der soll befreit und wieder aufgenommen werden. 7. Eine Mark feinen Silbers soll vermünzt werden nicht anders als zu achtzig Groschen, es träte denn eine Besserung im Bergwesen ein. 8. Die Herren, „die man Kmeten nennt und die jetzund sind und geschworen haben," dieselben sollen sitzen beim Landrecht mit sammt den Herren, und was sie urtheilen und richten, soll Giltigkeit haben. 9. Was endlich von beiden Theilen, Herren, Dienern und Helfern, während des Krieges verschuldet worden, das soll beiderseits ab- und hingelegt sein, und Niemand mag darum zur Verantwortung kommen, weder nach weltlichen noch geistlichen Rechten.

Das Abkommen, durch welches König Wenzel alle Selbständigkeit einbüßte, konnte nur für den Augenblick erträgliche Früchte tragen. Die schriftliche Aussöhnung Wenzels mit Jodok war so wenig eine aufrichtige, daß der König bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Markgrafen in förmliche Wuth verfiel, und Jodok auf einige Zeit einkerkern ließ, was dieser ihm nach der Hand auch nicht vergaß.

König Sigmund ward indeß nach Ungarn gerufen, um das Vordringen der Türken zu hemmen, so daß dem deutschen Reiche mit seinem Vicariate wenig geholfen war. Jodoks Plan, seinen beiden kinderlosen Vettern in ihren Königreichen nachzufolgen und dann die römische Kaiserkrone zu erlangen, scheint damals schon gefasst worden zu sein. Durch heimlichen Vertrag mit Sigmund hatte er sich der Nachfolge in Ungarn, die dem König Wenzel zugesagt war, versichert; den Herzog Johann schaffte er wahrscheinlich aus der Welt; den jüngeren Bruder Prokop verkürzte er auf alle Weise. Als Jodok gegen Ende des Jahres 1393 die Mark Brandenburg an seinen Schwager, den meißnischen Markgrafen Wilhelm den Einäugigen, gegen vierzigtausend Schock böhmischer Groschen verpfändete und ihm auch die oberste Landesverwesung (als „mächtigem Vorsteher") der Mark überließ, befragte er Prokop gar nicht, wiewol dieser vermöge der Abtretungsurkunde Sigmunds die nächsten Rechte auf die Mark hatte. Die Niederlausitz, welche Herzog Johann besessen, riß Jodok mit Einverständniß Sigmunds noch in des Ersteren Todesjahre an sich; und zur Förderung seiner Absichten auf Böhmen verband er sich (17. September 1396) abermals mit den Herzogen von Oesterreich auf fünf Jahre, unter ausdrücklichem Vorbehalt der zwischen beiden Theilen mit König Sigmund geschlossenen Bündnisse. Mit solchen Gesinnungen stand Jodok dem Könige Wenzel gegenüber. Wenzel aber mußte dem Markgrafen jedes Opfer bringen, um erstlich ihn von der Sache der Landherren zu trennen und sodann sich selbst des drückenden Vergleichs vom 2. April 1396, namentlich des Reichsrathes, zu entledigen. So trat er denn (6. Februar 1397) dem Jodok das Herzogthum Görlitz nebst Bautzen und anderen Districten in der Lausitz auf fünf Jahre ab, die Niederlausitz selbst auf immer; ferner gab er ihm das Herzogthum Luxemburg und die Landvogtei im Elsaß; endlich belehnte er ihn mit der Kurwürde von Brandenburg, welche bisher noch Sigmund geführt hatte, der also jetzt aus der Reihe der Kurfürsten ganz heraustrat, und folglich den Titel eines Reichsvicars nicht mehr tragen durfte. Dagegen versprach Jodok in einer Urkunde vom 8. Februar feierlich, daß er den Ländern, Besitzungen und Würden des Königs Wenzel nie schaden wolle.

König Wenzel hatte jetzt kein anderes Ziel, als sich wieder freie Hände zu schaffen. Seine Thätigkeit war ungewöhnlich; die Zahl der aus seiner Kanzlei hervorgegangenen Urkunden in dem einzigen Jahre 1397 erregt Erstaunen. Vor allem gelang es ihm, einige Kronpfandschaften, wie Pottenstein, Rabstein, Zleb, Přimda, zurück zu erhalten, und es scheint, Wenzel habe die Verbindung mit dem meißnischen Hause, wie solche zweimal (10. August 1396 und 11. Oktober 1397) beiderseits verbürgt wurde, nur darum gesucht, weil er zum ferneren Rückerwerb der Krongüter dieses nachbarlichen Beistandes nicht entbehren zu können überzeugt war. Wenzels Stellung zur Kirche hatte sich vortheilhaft verändert. Sein Tod-

feind, der Prager Erzbischof Jenczenstein, überließ das Prager Erzbisthum im April 1396 seinem Schwestersohne, Wolfram von Skworecz, und ging, nachdem er (2. Juli) den Nachfolger ordinirt hatte, nach Rom, wo er 1400 sein ruheloses Leben endigte. Papst Bonifacius, welcher Jenczenstein die Patriarchenwürde von Alexandrien ertheilt, lobte auch den Religionseifer König Wenzels in mehreren Schreiben, und der König verdiente dieses Lob insofern, als er verschiedene Kirchen beschenkte und besonders die Rechte des Prager Domkapitels gewissenhaft vertrat, was auch alle Chronisten an ihm rühmen. Der neue Prager Erzbischof mußte jedoch das Legationsrecht in Meißen, der fortwährenden Mißhelligkeit wegen, fahren lassen und es ward die Trennung beider Stifter 1399 vom Papste Bonifacius und 1405 von Innocenz VII. für immer bestätigt. In Deutschland, zumal in den unmittelbaren Reichsprovinzen, hatten sich, trotz der Verlängerung des Egerischen Landfriedens, immer wieder neue Spannungen erhoben, welche Wenzels Landvogt, Borziwoy von Swinar, nur mit Mühe niederhielt. Da geschah es, daß auch in Böhmen (Ende Mai 1397) eine neue Verschwörung gegen den Thron und das Leben Wenzels angesponnen ward, ein Werk der Rachgier des Markgrafen Jodok, an welchem sogar vier Räthe des Königs, Burghard Strnad von Janowitz, Stephan von Opoczna, Podusska von Martinitz und Markolt von Worutícz, letzterer Großprior des Johanniterordens, Theil nahmen. Dem König kam bei Zeiten von der Verschwörung Nachricht zu, und er übertrug dem Herzog Johann von Troppau, die Verräther lebendig oder todt einzuliefern. Der Herzog von Troppau lud also auf den 11. Juni 1397 alle königlichen Räthe auf den Karlstein, indem er wichtige Reichsgeschäfte zu verhandeln vorgab. Während der Sitzung verständigte er sich jedoch in einem Seitengemach mit den Herren von Michelsberg, Schwamberg und Riesenburg, zeigte den Auftrag des Königs vor und bewog sie leicht zur Niedermetzelung der Beschuldigten. Diese nämlich wurden gerufen, und beim Eintreten ins Zimmer erlegte jeder seinen Mann. Strnad von dem Herzoge selbst durchbohrt, Opoczna und Podusska blieben auf der Stelle todt; Markolt war tödtlich verwundet nnd gestand nach einigen Tagen sterbend die Verschwörung ein. Herzog Johann trat mit seinen Helfern vor den König und entschuldigte kniefällig die blutige That, da die Macht der Verschworenen ihre Gefangennehmung unmöglich gemacht habe. Alle vier wurden von Wenzel belohnt; aber der König schrieb den Vorfall sogleich den Reichsständen und Städten, um allen Mißdeutungen zuvor zu kommen. Als der König nach Prag kam, fand er die Stadt im Aufruhr; die Bürger, geschreckt durch die Karlsteiner Henkerscene, hatten die Straßen mit Ketten gesperrt und sich zum heftigen Kampfe vorbereitet. Auch das war auf des Markgrafen Jodok Veranstaltung geschehen, der sich damals in Prag aufhielt. Der Befehl König Wenzels, daß er sogleich die Stadt und das Land verlasse, wenn er nicht gefangen werden wolle, benahm dem Markgrafen die Entschlossenheit; er floh nach Mähren und überließ die Aufrührer in der Stadt ihrem Schicksale. Diese aber verloren durch die Entfernung ihres Hauptes ebenfalls den Muth, unterwarfen sich theils und flüchteten theils nach Mähren. Nachdem die Barricaden in den Straßen weggeräumt und die Befestigungen zwischen der Alt- und Neustadt niedergerissen waren, mußten die Bürger alle Waf-

sen ausliefern und sechstausend Schock Groschen als Strafe bezahlen. Nun aber war sowol der lästige Reichsrath beseitigt, als auch der mit Jodok errichtete Vergleich aufgehoben, und so bestellte Wenzel den jüngeren mährischen Markgrafen Prokop zum Statthalter in Böhmen und den Lausitzen; wie sich denn von dieser Zeit an Prokop beständig um den König findet, der ihm sein ganzes Vertrauen zuwandte.

Die deutschen Fürsten luden den König Wenzel wiederholt ein, selbst zu kommen, und er war bereit, wenigstens die dringendsten Klagen zu beschwichtigen. Auf ein ganzes Jahr begab sich König Wenzel, während Markgraf Prokop Ruhe und Frieden in Böhmen aufrecht erhielt, nach Deutschland und in Kirchenangelegenheiten sogar nach Frankreich. Der französische Papst Clemens VII. war am 16. September 1394 gestorben, und die Cardinäle zu Avignon wählten wieder einen eigenen Papst, Peter de Luna, der den Namen Benedikt XIII. annahm, aber versprechen musste, das Möglichste für die Herstellung der Kircheneinheit zu thun. Indeß hielt derselbe die Sache von Jahr zu Jahr hin, ohne daß ein Ziel abzusehen war. Der römische Papst Bonifacius IX. hingegen schlug in seinem Benehmen eine kluge Mitte ein, und stellte sich besonders gut mit Deutschland. Seine bisherige Zuneigung zu dem römischen König ist bekannt, jetzt trat bei Besetzung des Mainzer Erzbisthums die erste Spannung zwischen Wenzel und dem Papste ein. Johann Graf von Nassau wurde nämlich von dem Papste Bonifacius (24. Januar 1397) gegen Wenzels Willen, aber unter dem Schutze des Pfalzgrafen Ruprecht, auf dem Wege der Provision zum Erzbischof von Mainz erhoben, und die Wahl des Domkapitels, welche auf Gottfried von Leiningen gefallen war, verworfen. König Wenzel verwendete sich für Gottfried mit redlichem Eifer; der Papst hörte ihn nicht, und Johann von Nassau ward sein bitterster Feind. Gleich im April 1397 schrieb dieser bereits im geheimen Verständniß mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, für dessen Haus er ohnehin Alles aufzubieten versprochen hatte, einen Tag nach Frankfurt aus. Wenzel wohnte demselben nicht bei; aber es war ohne Zweifel schon hier die Absicht einiger Kurfürsten, sich, ohne Wissen der Mehrzahl der Reichsstände, über die Absetzung König Wenzels zu berathen und einen andern Tag zur Wiederaufnahme der Sache festzusetzen. Im Januar 1398 erschien jedoch der römische König in Frankfurt. Es ward ein Landfriede auf zehn Jahre errichtet; allein kaum reis'te Wenzel nach Frankfurt ab, so wurde — also gering war das Vertrauen zu Gesetz und Recht — die Zeit auf fünf Jahre herabgesetzt, und natürlich der Friede auch in diesen nicht beobachtet. Ohne sich auf die Beschwerden der Reichsfürsten weiter einzulassen, gedachte König Wenzel sich jetzt ungesäumt dem Kirchenfrieden zu widmen. Aber dies wurde unversehens sein Sturz. Kaum nämlich war der Frankfurter Landfrieden geschworen, so bereitete Wenzel mit dem Könige von Frankreich eine Zusammenkunft zu Reims vor.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Stadt-Chronik von Gabel und Lämberg.

Die heutige Stadt Gabel (Jablonné) im ehemaligen Bunzlauer Kreise unfern der oberlausitzischen Grenze, hat mit der benachbarten Allodial-domäne und einstigen berühmten Burg Lämberg (alt: Löwenberg, böhmisch Lemberk) eine gemeinschaftliche historische Vorzeit. Denn die Geschichte beider nun getrennten Orte greift Jahrhunderte lang wechselseitig in einander, da beide früher und später einem und dem nämlichen Geschlechte gehörten.

Von den Sagen absehend, welche namentlich an den Ursprung Gabels geknüpft sind, fassen wir vor der Hand den Ursprung Lämbergs in's Auge.

Lämberg gehörte, mitsammt Gabel, soweit die Geschichte reicht, dem vielverbreiteten und mächtigen Geschlechte der Markwartitze*). Dieselben hatten zu ihrem ältestem urkundlich bekannten Ahnherren Marquard, der unter König Wladislaw I. (1140—1174) lebte und drei Söhne, Hermann, Hawel und Zawisch hinterließ. Hermann von Markwartitz — dessen Name noch in dem heutigen Ortsnamen Markersdorf (Markwartice) fortdauert — hatte zwei Söhne: Benesch, welcher in Urkunden von 1197—1220 oft genannt und in den Liedern der Königinhofer Handschrift (1203) als tapferer Sachsenbesieger „Benesch Hermanow" hochgefeiert wird: und Marquard, der in den Jahren 1217 bis 1220 Castellan von Budissin war. Dieses Haus hat um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die Namen von Löwenberg (Lämberg), von Wartenberg und von Waldstein angenommen (Palacky II. I, 66).

Die Linie von Lämberg hatte zu jeder Zeit ihre würdigen Repräsentanten. Als die erblichen Familiennamen gleichzeitig mit deutschen Burgnamen in Böhmen aufkamen, nannten die Brüder Jaroslaw und Hawel, Söhne des vorgenannten Marquards, Castellans von Tetschen, die von ihnen bei'm Mongoleneinfall (1241) erbaute Burg: Löwenberg (jetzt Lämberg), ohne Zweifel, weil sie selbst einen Löwen im Wappen führten (Palacky II. I, 101).

Dessenungeachtet kann eine Burg daselbst schon früher bestanden haben. Zu Anfange des XIV. Jahrhunderts waren die bedeutendsten Männer aus dieser Linie: Marquard auf Gabel und Hermann auf Zwirzetitz.

Somit wäre ein Anfangspunkt der urkundlich beglaubigten Geschichte von Gabel und Lämberg in der Thatsache gefunden: daß nämlich beide Orte oder Besitzungen bei dem Aussterben der Przemysliden im Besitze des Hauses der Herren von Markwartitz, also der späteren Wartenberge, waren.

Allein die Lokalchronik begnügt sich mit diesen Daten nicht, sondern schickt denselben eine Reihe anderer voraus, worin die Herren Berkowetz (!)

---

*) Palacky Geschichte von Böhmen II, 2. 11 — mit den dort citirten Bemerkungen.

und Berka *) als Besitzer von Gabel und Lämberg auftreten. Wir wollen und dürfen indeß der Gabeler Lokal-Chronik nicht vorgreifen und legen hier einen Auszug aus derselben vor, wobei wir die diesfälligen verdienstlichen Forschungen des Herrn Dr. W. Hamburger zu Grunde legen, welche im Wesentlichen folgende, auch Lämberg umfassende Resultate geben.

Gleich vorhinein erlauben wir uns bloß die Uiberlieferung von der sel. Przibislawa dahin zu kommentiren, daß dieselbe dem Kreise der böhmischen Legenden angehört. Benesch von Waitmül, der Chronist, meldet bloß: Eodem anno MCCCLXII demense Decembri corpus venerabilis et devotæ matronæ, Pržibislavæ, sororis germanæ sancti Wenceslai — quae post mortem ejusdem fratris sui in castitate et abstinentia maxima, bonis operibus repleta, vixit Deo serviendo, in Christi confessione migravit ad Dominum — sepulta est (gemeinschaftlich mit dem seligen Podiwen) prope capellam Sancti Wenceslai ab extra in ecclesia Pragensi circa murum, in loco ad hoc specialiter præparato (Chron. Lib. IV. p. 393). Von dem Berge Krutina und von Lämberg, Jablona 2c. ist hier keine Erwähnung.

Die Lokal-Chronik von Gabel und Lämberg erzählt also Folgendes: Die geschichtlichen Nachrichten der Domäne Lämberg und der Stadt Gabel fangen mit dem Jahre 945 an, wo wir sie vereinigt unter der Herrschaft des Gemals der seligen Przibislawa finden, die eine Schwester des heiligen Wenzel war. Als Witwe lebte sie in strenger Zurückgezogenheit, ließ das große Dorf Jablona (Gabel) mit einer großen und starken Mauer umgeben, machte es zur Stadt, und starb daselbst. Ihre Dienerinen begruben ihren Leichnam unter dem Berge Krutina (ein Berg auf dem jetzt das Schloß Lämberg steht), und nach vielen Jahren ließ ein frommer Mann, Namens Chotislaw, an ihrer Begräbnißstätte eine Kapelle sanctae Przibislavae bauen. Im Jahre 1396 ließ Kaiser Karl IV. ihre Leiche nach Prag führen, und sie im Dom neben ihren Bruder den heiligen Wenzel beisetzen. Lämberg und Gabel gehörten immer zur Krone und wurden durch Comites (Kmely) verwaltet.

Nun kommt im Jahre 1004 ein Herr, Namens Berkowez, auf dem Schlosse Diewicz vor, der dem Herzoge Udalrich bei der Eroberung Prags beistand; dieser aus der Familie des Howora erhielt als Belohnung das Schloß Sthecnan mit dem Gebiete, und ist der Stammvater der Linien von Leippe, Ronow und Lichtenburg; Berkowez erhielt den ganzen Landstrich diesseits der Elbe von Altbunzlau bis zum Lausitzer Gebirge, und ist der Stammvater der eigentlichen Berka, die Gabel und Lämberg auf lange Zeiten besaßen.

Nachfolger des ersten Berkowez und Besitzer von Gabel und Lämberg waren (zufolge der Chronik) folgende:

1042 Petrus Berka, des Herzogs Brzetislaw geheimer Rath und Gesandter.

1056 Gindrzich Berka, Rath des Herzogs Spitignew.

*) Vgl. Illustrirte Chronik Band I. S. 49. 628; dann Band II. S. 92.

1086 Rath des Königs Wladislaw N. Berka, wohnte mit einigen Howora der Krönung des Königs in Mainz bei.

1130 Mathias Berka, geheimer Rath des Herzogs Sobieslaw.

1146 lebte Friedrich Berka, als Wladislaw, König von Böhmen, zwischen Emanuel, dem griechischen Kaiser in Konstantinopel, und zwischen dem erwählten König in Ungarn, Stephan, Frieden stiftete, und es durch seine Klugheit dahin brachte, daß der Kaiser für seinen Enkel Petrus die Helena, eine Enkelin des Königs Wladislaw zur Ehe begehrte: dieser Friedrich Berka hatte den Vorzug, die Braut nach Konstantinopel ihrem Bräutigam mit großem Prachtaufwand zuzuführen.

1181 lebte Zbinek Berka, er war Gesandter bei Kaiser Heinrich.

1199 schlug Wenzel Berka mit 3000 Mann die Sachsen, und rächte so die Böhmen.

1241 bei Gelegenheit des Einbruchs der Tartaren schickte König Wenzel I. den Jaroslaw von Sternberg nach Mähren, um Olmütz zu befestigen; er hatte 5000 Mann Fußvolk und einige Schwadronen Reiterei unter Anführung des Wenzel von Berka mit sich.

1253 lebte Johannes Petrus Berka; er erbaute die Kirche zum heiligen Michael in Prag, und war damaliger Großprior (?) der Tempelherren in Böhmen.

Im Jahre 1254 finden wir die Zwirzeticky, eine Linie des berühmten Hauses der Wartenberge, im Besitze von Lämberg und Gabel. Wodurch es aber geschah, daß dieses Gebiet den Baronen Berka entzogen wurde, wie es überhaupt kam, daß die Wartenberge, die gleichsam als Wächter und Landesbeschützer gegen die oft einfallenden Meißner ihren ursprünglichen Sitz auf der festen Burg Warta bei Tetschen hatten, sich in der hiesigen Gegend schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts auf dem Rollberge bei Niemes, als gleichfalls im Gebiete der Berka einheimisch machten, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben; vermuthlich geschah es aber bei folgender Gelegenheit. König Wenzel der Erste erkrankte auf der Jagd in den Waldungen bei Beraun, und verschied trotz aller angewandten Mittel sehr schnell. Die Edelleute aus seinem Gefolge verheimlichten dies traurige Ereigniß, ließen die Leiche heimlich nach Prag bringen, und verwahrten sie in einem Thurme des königlichen Schlosses. Indessen schrieben sie mit Beidrückung des königlichen Siegels Einladungen an alle jene Herren, die königliche Schlösser inne hatten, oder sonst durch ihre große Macht dem König gefährlich werden könnten. Sowie nun diese Herren kamen, wurden sie gefangen genommen, und erhielten ihre Freiheit erst dann, als sie die Schlösser und noch andere Besitzungen entweder völlig ausgeliefert hatten, oder doch mit andern vertauschten; bei dieser Gelegenheit verloren die Berka sicher Friedland, und vermuthlich auch Lämberg und Gabel, welche beiden letztern Gallus Jablonsky, auch der von Lämberg genannt, erhielt. Es ist übrigens leicht zu beweisen, daß dieser Gallus ein Zwirzeticky war, obgleich Balbin nur vermuthungsweise sagt, er wäre kein Berka gewesen. — Unser Gallus war überhaupt ein Mann, der bei König Přemysl Ottokar dem Zweiten in besonderer Gnade stand, und von diesem zu den wichtigsten militärischen und politischen Geschäften benützt wurde. Er begleitete den König 1254 auf seinem Zuge gegen die heidnischen Preußen (illustrirte Chronik von Böhmen

und Berka *) als [illegible] im Jahre 1274 sendete ihn der [illegible] wollen und d[illegible], um den Papst wider den neu[illegible] legen hier ei[illegible] Rudolph von Habsburg einzunehmen, und verdienstlich [illegible] Daß diese politische Verhandlung ihm gänz- legen, we[illegible] seine Schuld, als die allerseits aus dem Rate gebe[illegible] weniger jedes Fürsten fließenden Lobeserhebungen des neu- [illegible] der als der einzige Mann angesehen wurde, die in- [illegible] des zerrütteten deutschen Reiches zu heben, Italien zu [illegible] und das gelobte Land den Händen der Turkomanen zu ent- [illegible] — Und daß König Ottokar unserm Gallus darum nicht minder [illegible] zeigt der Umstand, daß er ihm noch in demselben Jahre [illegible] ein noch ehrenwertheres Geschäft übertrug. Papst Gregor schrieb ein Concilium nach Lyon in Frankreich aus, theils um in die Kirche eingeschlichene Mißbräuche abzuschaffen, die Sitten der Christen zu verbessern, und sie zur Reinheit der ersten Zeiten zurückzuführen, theils um den Streit zwischen der lateinischen und griechischen Kirche zu vermitteln. Diesem Concilio wohnten der griechische und deutsche Kaiser, und viele andere Fürsten bei. König Ottokar, der gleichfalls vom Kaiser nach Lyon eingeladen war, aber einen Einfall der Ungarn befürchtete, schickte an seiner Stelle einige Gesandten, und unter diesen auch unsern Gallus. Nachdem nun die Geschäfte des Concils in Lyon abgethan waren, veranstaltete der Kaiser ein großes Turnier, auf welchem Gallus, der Besitzer von Lämberg und Gabel, nachdem er Franzosen, Deutsche, Italiener und Ritter jeden Volkes und jeder Sprache überwunden hatte, den ersten Preis erhielt. Beim Abschiede änderte der Kaiser das Wappen dieses ritterlichen Mannes, und er führte von nun an ein getheiltes goldenes Schild als Auszeichnung. Ein solches Wappen finden wir aber auch in den Siegeln der Zwirzeticky, als Beweis, daß auch unser Gallus aus diesem Stamme war.

In diese Zeit fällt (nach Balbin) auch die Erbauung des Schlosses Lämberg bei folgender Gelegenheit: Als es nämlich dem Könige Přzemysl Ottokar gelungen war, die heidnischen Preußen in den Schooß der Kirche einzuführen, baute er die Stadt Braunsberg, und das Schloß Königsberg. Nach dem Beispiele dieses Städte bauenden Königs (er hat auch Zittau zur Stadt gemacht), fingen die böhmischen Großen gleichfalls an, Städte und Schlösser zu bauen, und die Lämberger und Michalowitzer (zwei Nebenlinien der Wartenberge) erbauten Lämberg und Michalowitz.

Dieser Gallus Jablonsky heirathete nun die Zbislawa, eine Tochter aus dem Hause Berka. Keineswegs war aber, wie Andere glauben, ein Zdenko von Wartenberg Gemal der Zbislawa; denn da die Quellen darin übereinkommen, daß ihr Gemal ein Herr von Lämberg gewesen sei, so kann dies nur Gallus Jablonsky gewesen sein, der allen Schriftstellern zu Folge zu dieser Zeit Lämberg und Gabel beherrschte.

Doch der Wahrheitsfreund darf nichts verschweigen; der Mann der Zbislawa (unser Gallus) wird von Aeneas Sylvius immitis (unsanft), von Balbin gar ein Tyrann genannt. Vielleicht war er beides nur insoferne, als er im Kriege erzogen, mit männlich starkem Körper und Sinn begabt, freilich für die zarte Zbislawa nicht der rechte Mann gewesen sein mag.

Diese Frau führte von der ersten Kindheit an, ein gottseliges Leben, war bei der größten Strenge gegen eigene Sinnlichkeit eine wahre Mutter der Armen, und nahm später sogar das Ordenskleid.

In diese Zeit ungefähr fällt die Gründung und Erbauung des Dominikanerklosters in Gabel, wie dies aus der Indulgenzbulle dd. 1352 a fratre Hugone a S. Charo titulo S. Sabinae, dem ersten Kardinal aus dem Predigerorden, ersichtlich ist. 1310 hatten zwei Gabler, Sidelmann und Günther, die Auszeichnung, in Zittau zu Rathsherren erwählt zu werden. Wahrscheinlich ist es derselbe Günther, der in der Schenkungsurkunde des Zittauer Spitalgebäudes an den Rath mit unterzeichnet ist. Daß nun die Zwirzeticky als die gegenwärtigen Besitzer mit den früheren Herren von Lämberg und Gabel, nämlich mit den Berka, im steten Zwiste gewesen sein mögen, ist sehr einleuchtend, und dieser Zwist dauerte noch viele Jahre lang, denn im Jahre 1312 befehdeten die Herren von Zwirzetitz den Heinrich Berka von der Leippe, weil dieser dem Könige Johann nicht freiwillig Zittau hergeben wollte. Die Ersteren als Freunde des Königs lagerten zu Gabel mit 22 Helmen, brachen dann auf, nach Zittau hin, bis gegen Herwigsdorf, wo sie die Häuser abbrannten. Sie wurden indessen bei Nacht von Heinrich dem Eisernen, Sohn des Heinrich von der Leippe, überfallen und vertrieben. So berichtet Carpzovius.

Als im Jahre 1317 König Johann noch in Luxemburg verweilte, und der Erzbischof von Mainz von der Verwesung in Böhmen zurücktrat, blieb die ganze Verwaltung der Königin Elisabeth überlassen; nun theilte sich der böhmische Adel und stand einander feindlich gegenüber, die Einen, den berühmten Heinrich von der Leippe an der Spitze, nahmen Partei gegen die Königin, die Andern standen ihr zur Seite, unter diesen die Brüder und Herren von Gabel, Marquard und Hermann. Wer erkennt hier nicht die alte Feindschaft der Zwirzeticky und der Herren von der Leippe?

Wir haben jetzt von einem Gegenstande zu sprechen, der viel zum Emporkommen der Stadt Gabel und seiner Umgebung beitrug. Die Strasse aus Polen, Brandenburg, der Ober- und Niederlausitz nach Prag ging über Zittau, Gabel, Niemes und Weißwasser; dieser war der einzige sichere Weg, und Karl der Vierte ließ zur größeren Sicherheit dieser Strasse auf der sogenannten Gabler Brücke, unweit Lückendorf ein Schloß bauen, das er Karlsfried *) nannte, und worin stets Besatzung zur Vertreibung der Räuber gehalten wurde. Alle andern Bei- und Nebenwege waren theils unsicher, theils strenge untersagt. Ungeachtet also der Weg über Friedland und Reichenberg den Görlitzern viel kürzer war, mußten sie doch den Weg über Zittau und Gabel einschlagen, theils damit die königlichen Zölle nicht verkürzt, theils damit die Städte, durch welche die alte Strasse nach Prag ging, insbesondere aber Zittau an ihrem Wohlstande keinen Abbruch erleiden. So finden wir einen Brief von Karl IV. im Jahre 1351, wo jene als Verbrecher genannt werden und mit ihrem Hab und Gut verfallen sein sollten, die nicht den alten Weg nach Prag über Zittau und Gabel einschlagen. Später haben auch König Wenzel,

*) Dieses Schloß wurde von den Zittauern selbst hundert Jahre später als der Aufenthalt vielen Raubgesindels zerstört.

der Kaiser Sigmund und Ferdinand der Erste das Verbot, auf einer andern Strasse zu fahren, erneuert (Carpzovius). Gabel mochte also damals in einem blühenden Zustande gewesen sein.

Im Jahre 1347 erbaute Hans Burggraf von Dohna die Falkenburg und dieser besaß (nach Balbin) Friedland, Grottau, Wildenstein, Weiß-Augezd, Benatka, Walten und Gabel.

Was nun das Letztere betrifft, so kann es nur auf eine sehr kurze Zeit von Lämberg getrennt gewesen sein, denn schon im Jahre 1360 sind Lämberg und Gabel wieder vereinigt unter der Herrschaft eines zweiten vortrefflichen Gallus von Lämberg und Zwirzetitz. Zufolge einer Urkunde, die in dem Stadt Gabler Archive aufbewahrt wird, gab Gallus den Bürgern das Recht, ihre Güter bis in die 5. Linie der Blutsfreundschaft zu vererben; früher fielen sie der Obrigkeit zu. Diese Urkunde ist in lateinischer Sprache abgefasst, und lautet übersetzt ungefähr folgendermaßen: Wir Gallus von Lämberg, der von Zwirzetitz genannt, beurkunden laut dieses Briefes, da früher nach Absterben unserer Leute in Gabel alle hinterlassenen Güter in Gabel an uns und unsere Vorfahren zurückfielen, wir aber den Zustand unserer Getreuen verbessern wollen, so überlassen wir, bewegt von Liebe und Gnade, unsern Getreuen in Gabel alle nach Absterben der Freunde hinterbliebenen Güter, so zwar, daß sie diese bis auf die fünfte Linie der Blutsfreundschaft vererben können; bis dahin verzichten wir darauf, und eignen uns aber sie kein Recht zu. Zugleich bestätigen wir Johann und Hassko, Söhne des Gallus, diese Schenkung, und sie mag auf ewige Zeit unverbrüchlich gehalten werden. Zu Urkund dessen sind unsere und unserer Söhne Siegel angehängt. Gegeben im Jahre 1364 am Tage sancti Egidii. Zufolge einer andern Urkunde, datirt vom Jahre 1368, übergab er den Gablern mit Zustimmung ihres Magistrats, die sogenannte Stadt-Tafel, worin alles das im Beisein des Richters, Bürgermeisters und der Geschwornen verzeichnet werden soll, was der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Was aber in dieser Tafel eingeschrieben ist, wofern es nichts enthält, was für die Obrigkeit schädlich und ehrenrührig ist, soll Niemand jetzt oder in Zukunft umzustoßen vermögen.

Der Ruf dieses braven Mannes war so groß, daß er bei einem Streite über das Patronat der Dobrawitzer Kirche als Schiedsrichter gewählt wurde. Auch das Kloster in Gabel wurde von diesem Herrn nicht vergessen, er schenkte ihm die Einkünfte einer Badeanstalt in Gabel, und verpflichtete zugleich den Bader, die Brüder unentgeltlich zu rasiren und zu baden.

Im Jahre 1376 begleitete er mit noch mehreren andern Baronen Kaiser Karl den Vierten zum Reichstag nach Nürnberg. Im Jahre 1379 finden wir wieder einen Andreas von Gabel unter den Rathspersonen in Zittau. Im Jahre 1381 war der Sohn des vorigen, Johann, Besitzer von Lämberg und Gabel; der nämliche, der die Privilegien seines Vaters mit unterzeichnet hatte.

Auf diesen folgte Hassko, wahrscheinlich des vorigen Bruder, einer der angesehendsten böhmischen Großen der damaligen Zeit. Schon im Jahre 1355 begleitete er den Kaiser Karl auf dem Römerzuge, und war Zeuge von dessen Krönung. Im Jahre 1360 finden wir ihn mit andern

Baronen unterzeichnet auf der Friedensschlußurkunde zwischen Kaiser Karl und Rudolph von Oesterreich. Im Jahre 1363 war er kaiserlicher Hofrichter; im darauf folgenden Jahre überreichte er Kaiser Karln mit mehreren Baronen eine Schrift, worin sie ihren Beifall über die Erbvereinigung mit dem Hause Oesterreich ausdrückten. — Im Jahre 1377 reiste Karl nach Frankreich, um den König Karl V., den Sohn seiner Schwester zu besuchen, und unser Hassko war unter seinen Begleitern. Im Jahre 1396 schenkte Hassko dem Kloster in Gabel die ersten Grundstücke, anderthalb Huben Ackers; auf diesem Boden wurde später das Dorf Laden, auch Stallhofersdorf genannt, gebaut. Er gab auch dem Kloster die Erlaubniß, seinen ganzen Holzbedarf aus dem Johnswalde sich holen zu dürfen; ferner gab er ihm den Zehnten des Getreides, das er früher von den Einwohnern der Untervorstadt bezog.

So waren nun Lämberg und Gabel durch viele Jahrhunderte mit weniger Unterbrechung mit einander unter einem Beherrscher vereinigt, bis das letzte Jahr des XIV. Jahrhunderts sie trennte, und während Lämberg unter den Zwirzetitzky blieb, fiel Gabel seinen ältern Besitzern, den Berka zurück, bis sie endlich nach zwei Jahrhunderten wieder unter den Berka sich vereinigten. Die Geschichte Gabels bietet in dieser Zeit ungemein mehr Interesse, als die der Herrschaft Lämberg, wir wenden uns daher zuvor zur Fortsetzung der Geschichte Gabels, bis zu seiner Vereinigung mit der Herrschaft Lämberg oder bis zum Jahre 1581.

Im Jahre 1399 war Heinrich Berka von Duba, auch der jüngere genannt (zum Unterschiede von einem gleichzeitigen Heinrich Berka, der sich von Husky, oder auch den ältern hieß) Herr der Stadt und Herrschaft Gabel. Das Leben dieses Mannes fiel in eine Zeit, wo unser Vaterland unter der Leitung eines unfähigen Königs, Wenzels IV. in Partheien zerrissen, durch selbst geschlagene Wunden beinahe verblutete; es ist daher leicht vorauszusehen, daß Heinrich Berka, einer der ansehnlichsten Baronen Böhmens, keinen müßigen Zuschauer der damals ereignißreichen Zeit abgegeben haben wird, und in der That; er spielte eine sehr bedeutende Rolle. Schon im Jahre 1394, nach der ersten Gefangennehmung des Königs Wenzel, schloß der Markgraf Jobst (Jodok) mit den Reichsbaronen, unter denen auch mit unserm Heinrich ein Bündniß zur Herstellung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit, zur Handhabung der Rechte und Freiheiten der Unterthanen, welcher Bund sogar von Königen bestätigt wurde. Nachdem König Wenzel wieder die Freiheit erhielt und im Jahre 1396 gewisse von den Vermittlern ihm vorgeschlagene Artikel genehmigte, wurde das während der Irrungen gesperrte höchste Landgericht wieder eröffnet, wobei nun ebenfalls Heinrich Berka mitwirkte.

Im Jahre 1399 ertheilte er den Gablern die Erlaubniß, ihre Güter zu vererben, fast in denselben Worten wie Gallus von Lämberg. Höchst merkwürdig ist ein Dokument von demselben Jahre betitelt: „Ordnung der Bürger und bürgerlichen Rechte der Stadt Gabel" in lateinischer Sprache abgefaßt; wir geben sie ihrer besonderen Wichtigkeit wegen, wörtlich nach dem Originale in deutscher Uibersetzung wieder:

brüderlichen Freundschaft gestiftet, wurde das Losungswort für jeden Frevel. Um dem Gräuel des Bürgerkrieges ein Ende zu machen, wurde ein Landtag nach Czaslau ausgeschrieben, und hier wurden vom Herrenstande 5 Männer an die Spitze der Regierung gestellt, unter welchen auch Heinrich Berka, um das sturmumbrauste Schiff des Staates in den sichern Hafen zu leiten.

Im Jahre 1422 hatte König Sigmund gegen Žižka eine Schlacht verloren, und mußte sich nach Ungarn zurückziehen. Doch hatte er in Böhmen eine Anzahl Anhänger, diese wollten sich mit den treuen Oberlausitzern verbinden, und hielten daher mit diesen einige Zusammenkünfte, und zwar in Panzen, Leipa und Gabel. Wirklich kam dieses Bündniß in Zittau zu Stande, und wurde vom Könige bestätigt; die Folgen dieses Bundes zu beschreiben, liegt außerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes.

Im Jahre 1419 wurde Gabel von den Taboriten eingenommen und ausgebrannt, und verlor bis auf einige Privilegien seine alten Dokumente.

Im Jahre 1449 hatte ein gewisser Petrus von Gabel die Ehre, in den Stadtrath zu Zittau aufgenommen zu werden; daselbst wurde er auch Stadtrichter 1464, endlich Bürgermeister im Jahre 1472.

Im Jahre 1458 hielt König Georg von Podiebrad einen Landtag in Prag, wo er die Stände ersuchte, an die Schlesier zu schreiben, daß sie zur Vermeidung eines Krieges sich gutwillig ihm unterwürfen; dies thaten wirklich die Stände und auf diesem Schreiben ist auch Heinrich Berka gefertigt.

1466 verwendete sich der damalige Besitzer von Gabel, Heinrich Berka von Duba und der Leippe beim Könige Georg um die Bestätigung der Privilegien seiner Stadt; was auch gelang. Uiberdies gab derselbe König ihnen die Erlaubniß, jedes Jahr, den nächsten Sonntag nach dem Fest Sct. Johannis des Täufers, acht Tage Markt zu halten; er erlaubte ihnen ferner jeden Montag einen Wochenmarkt und die Erhebung eines Zolles. Dies ist aus einer noch vorhandenen lateinischen Urkunde ersichtlich.

Dieser Heinrich Berka war es auch, der im Jahre 1467 mit seinem Sohne Jaroslaw sich mit den hussitischen Rittern Zarda von Uzk, Felix von Skala, Benesch von Micheisberg verband, die Gegend von Zittau überfiel, und alles umher mit Feuer und Schwert verwüstete. Zittau selbst, dem 130 Studenten von Leipzig zu Hilfe kamen, konnten sie nicht erobern, und wurden von diesen sogar zurückgetrieben (Heinrich Berka war also ein Hussit, und seine Nachkommen waren es auch, und wurden, wie wir später sehen werden, mit den Einwohnern Gabels der lutherischen Confession zugethan). Dafür rächten sich die Zittauer, zogen den Tag vor Allerheiligen sammt den 130 Leipziger mit Kreuz bezeichneten Studenten nach Gabel und plünderten die Vorstadt und die Mühlen.

Das folgende Jahr belagerten sie abermals die hiesige Kirche mit großem Geschütz, da aber ihres Landvogts Hilfe ausblieb, machte der

Herr von Gabel mit ihnen Friede, und sie zogen ab; doch kostete diese Belagerung der Stadt gegen 300 Schock, abgerechnet den Schaden, den die Feinde in den Vorstädten anrichteten.

Im Jahre 1472 waren die vier Brüder Jaroslaw, Georgius, Johannes und Petrus Berka Herren zu Gabel. Diese verwendeten sich beim Könige Wladislaw II. um die Bestätigung der Privilegien ihrer Stadt; die Bestätigung erfolgte den 10. August. Einer dieser Brüder, und zwar Georg, soll (nach Balbin) eine Enkelin des Königs Georg, nämlich Katharina, die Tochter seines Sohnes Bohuslaws geheirathet haben, und als im Jahre 1486 Georg, der Sohn des Kurfürsten von Sachsen Albrecht, und der Zdena, Tochter des Königs Georg, im Kölner Domkapitel eine Domherrnstelle verlangte, und daher nachzuweisen hatte, daß er auch von Seiten der Mutter vier Ahnen habe, war es auch Georg Berka, der ihm mit noch anderen böhmischen Baronen dies Zeugniß ertheilte.

Von diesen vier Brüdern war es auch Peter Berka, den die Böhmen mit noch einigen andern Baronen an den König Wladislaw im Jahre 1496 schickten, da sie dessen Gegenwart in Böhmen für höchst nothwendig hielten.

Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts waren gleichfalls fünf Brüder Berka, Herren zu Gabel, und zwar: Wenzel, Heinrich, Hynko, Albrecht und Christoph. Diese erleichterten den Gablern und den angebenden Dörfern, nämlich Böhmischdorf, Krotenpfuhl und Markersdorf die Robot, und wir führen als Beispiel einen Theil des noch vorhandenen Dokuments an.

Ein Iczlicher, der eyne Hube Ackers ynhaltende eyns Jars Zwene Pflüge Zwene Tage hawen und Zwene Tage dar Von schneyden soll, und also dernoch Eyner mehr oder weniger Gütter thut halden mehr oder weniger dar Von zu thun vorpflicht ist. Auch ein Iczlicher Gerthner außerhalb der Mauer wohnhafftig Eynes Jares Eyn Tag mith eynen Rechen Zehelffen, wozu man yn bedörffen wyrth schuldig ist, und dieweil sie sich gantz Eyntrechtigk zu angezeigter Robt Verwilligt, haben Wyr solliche yr Bete berherczigeth und Vor byllich angesehen, und Sie gnediglichen derley gelassen, und thun yn dys doruff bestettigen, und krafft dieses Briefs befrestigenn, daß Sie bey Sollicher Robt getreulichen behalden und gehandthabt werden sollenn, und zu keyner weytern größern noch Hächern gezwungen noch gedrungen werden, Von Uns unßre Erbnemen und allen unsern Nachkömlingen mith Vorbehalth unßere Herrschaft und Herligkeyth die Jagt belangende. Diese Urkunde ist vom Jahre 1525, Sonnabend vor Judica.

Im Jahre 1534 war Zdislaw Berka Herr von Gabel. Er war seiner Zeit ein äußerst wichtiger Mann; in seinen Urkunden nennt er sich folgendermaßen: **Wir Zdislaus Herr Berka von der Daub auf Leippe und Reichstadt des Königreichs Böhmen oberster Landhofmeister, und Markgrafthums Oberlausitz Landvoigt.** Die letzte Würde erhielt er schon 1527 vom König Ferdinand dem Ersten, dessen Wahl er nach dem Tode König

Ludwigs eifrigst beförderte. Die Thaten dieses Mannes sind allzusehr mit der Geschichte Böhmens und der Oberlausitz verwickelt, um sie einzeln darstellen zu können, wis verweisen daher die Leser auf die bezüglichen Geschichten und wollen nur einen Akt seines Lebens erzählen.

Im Jahre 1547 verlangten die verbündeten utraquistischen Stände Böhmens vom König Ferdinand die Bestätigung gewisser Artikel, die der König und mit ihm die katholischen Stände durchaus nicht bewilligen wollten; am 22. April desselben Jahres, nach gegebenem Glockenzeichen traten die Utraquisten mit größtem Ungestüm in die Versammlung, und unter Drohungen verlangten sie den Beitritt des Oberstburggrafen und der übrigen katholischen Herren zu ihrem Bündnisse. Aus Furcht traten nun sämmtliche bei, blos Zdislaw Berka und Johann von Lobkowitz hatten den Muth, zu widersprechen, und mit Hintansetzung jeder Furcht den Beitritt zu verweigern, ja sogar die beigetretenen Katholiken mit Vorwürfen zu überhäufen. Gewiß ein Zug von Seelengröße, die Zdislaw allein der hohen Ehrenstellen würdig machte, mit denen ihn sein König durch viele Jahre bekleidete.

Er verwendete sich bei König Ferdinand wegen der Bestätigung der Privilegien seiner Stadt Gabel, und wegen der Verleihung von Roßmärkten, was dieser auch that; und zwar bestimmte er dazu alle Montag in den Fasten, den zweiten Montag nach Johann dem Täufer, und den dritten Montag vor Kreuzerhöhung. Auf seine Verwendung verlieh auch Ferdinand der Stadt Gabel zwei Jahrmärkte, den einen auf den Tag Wenzeslai, den andern auf Montag nach Christi Himmelfahrt, und jeder soll 8 Tage dauern. Er selbst bestätigte den Gablern in zwei noch vorhandenen Urkunden in einer stolzen Sprache ihre leichte Robot, und die Erlaubniß, ihre Güter zu vererben, für welche letztere er sich und seinen Nachkommen aber jährlich bei allen Weihnachten ein Faß Salz von der Stadt Gabel ausbedung.

1553 borgten die zwei Brüder Johann und Adam Berka vom Gabler Kloster 400 Schock Meißner Groschen, und verpfändeten auf der Herrschaft Weißwasser 2 Dörfer, Rezida und Naczetienow.

1554 bestätigte Christoph Berka, Herr zu Gabel, in zwei Briefen die geringe Robot und das Erbrecht.

1555 waren die Brüder Heinrich und Zdislaw Berka auf Gabel, auch Besitzer von Melnik. Sie bestätigten dasselbe wie ihre Vorgänger.

Im Jahre 1558 erlaubte Kaiser Ferdinand der Erste, als König von Böhmen, den Gablern noch einen Wochenmarkt an jedem Freitage zu halten.

Dessen Sohn, König Maximilian, war 1564 den 20. Januar bei strenger Kälte bei seiner Durchreise von der Lausitz nach Prag in Gabel.

Im Jahre 1569 ersuchten die Gabler Bürger ihre Obrigkeit, die obgenannten Brüder Heinrich und Zdislaw, daß ihnen das Wasser- und Pfannengeld eingeräumt werde, damit sie das Malz-Bräuhaus, die Pfanne und Röhre besser bauen, und das Wasser in die Stadt leiten könnten; was die letzteren nicht nur gestatteten, sondern noch über-

dies die Bauern verpflichteten, die Fuhren herzugeben, aber unter der Bedingung, daß es der Obrigkeit frei stehen solle, im städtischen Malz- und Bräuhause zu malzen und zu brauen. Diese Bedingung hat (wie es sich später zeigen wird) Gabel in große Schwierigkeiten verwickelt.

1572 gab derselbe Heinrich Berka, Herr zu Gabel und Neufalkenburg (das wahrscheinlich um die Zeit nach der Zerstörung der alten Falkenburg gebaut ward) den hiesigen Schützen ein Privilegium, unter dessen mehreren Artikeln der eine als besonders wichtig erscheint: daß der jedesmalige Schützenkönig frei von Robot und Abgaben sein solle.

1575 musste der damalige Prior einen Boten nach Prag schicken, weil die Herren von Gabel mit Gewalt das Kloster wegnehmen wollten.

Zu derselben Zeit ließen auch die Prioren die Stadtmauern zunächst ihrem Kloster ausbessern.

1580 bestätigte Kaiser Rudolph der Zweite, der vor 3 Jahren in Gabel war, dieser Stadt Privilegien und Rechte.

Von jetzt wird Gabel mit Lämberg wieder vereinigt, und wir haben daher zuvor die Fortsetzung der Geschichte Lämbergs vom Jahre 1399 bis 1581 nachzuholen.

Auf obigen Hassko folgte dessen Bruder, der sich Jarko von Zeleznicz nannte, und 1402 auf Lämberg residirte.

Im Jahre 1412 war Wilhelm Zwirzeticky Besitzer von Lämberg, ein Mann, der schon seiner Familie nach, zu den ersten Baronen des Reichs gezählt, mehr aber noch durch seinen persönlichen Einfluß ausgezeichnet war. Auch er wohnte dem im Jahre 1386 wieder eröffneten höchsten Landgerichte bei, und in einem ähnlichen im Jahre 1402 hatte er die Auszeichnung, mit Johannes von Michelsberg zu Kreishauptleuten des bunzlauer Kreises vom Könige ernannt zu werden. In seinem Beisein geschah es auch im Jahre 1414, daß Niklas, Bischof von Nazareth und Ketzerrichter in Böhmen, Hussen das Zeugniß gab, daß er, wiewol er oft mit ihm umgegangen, gesprochen und gespeist, doch nichts habe an ihm entdecken können, was einem rechten katholischen Menschen nicht gezieme.

Auf dieses und mehrere andere Zeugnisse gestützt, ging Huß mit großer Zuversicht nach Kostnitz zur Kirchenversammlung, wo er trotz dem als Ketzer den Feuertod erlitt. Darauf hielten 1415 mehrere böhmischen Barone einen Landtag, von dem sie jenen merkwürdigen Brief an den Kirchenrath nach Kostnitz schickten. *) Auf diesem Briefe ist nebst mehreren Baronen auch Wilhelm Zwirzeticky gefertigt.

Ein Verwandter, vielleicht ein Bruder jenes Wilhelm, nämlich Zdislaw von Zwirzetitz, erhielt im Jahre 1410 von Hussen die philosophische Magisterwürde, und wiewol ein eifriger Anhänger dieses Mannes, hatte er doch eine weit gemäßigtere Denkungsart als Hieronymus, aus dessen wüthenden Händen er einen Minoriten zu Jungbunzlau befreite, der es sich zu Schulden kommen ließ, in seinen Predigten die Lehre Wiklefs, also auch Hussens zu verwerfen. Später 1418 wurde er auch mit einigen anderen Vertheidigern der Lehre Hussens vor

---

*) S. Helfert Huß und Hieronymus 1853, S. 228—230.

und Berka *) als Besitzer von Gabel nnd Lämberg auftreten. Wir wollen und dürfen indeß der Gabeler Lokal-Chronik nicht vorgreifen und legen hier einen Auszug aus derselben vor, wobei wir die diesfälligen verdienstlichen Forschungen des Herrn Dr. W. Hamburger zu Grunde legen, welche im Wesentlichen folgende, auch Lämberg umfassende Resultate geben.

Gleich vorhinein erlauben wir uns bloß die Uiberlieferung von der sel. Přzibislawa dahin zu kommentiren, daß dieselbe dem Kreise der böhmischen Legenden angehört. Benesch von Waitmül, der Chronist, meldet bloß: Eodem anno MCCCLXII demense Decembri corpus venerabilis et devotæ matronæ, Pržibislavæ, sororis germanæ sancti Wenceslai — quae post mortem ejusdem fratris sui in castitate et abstinentia maxima, bonis operibus repleta, vixit Deo serviendo, in Christi confessione migravit ad Dominum — sepulta est (gemeinschaftlich mit dem seligen Podiwen) prope capellam Sancti Wenceslai ab extra in ecclesia Pragensi circa murum, in loco ad hoc specialiter præparato (Chron. Lib. IV. p. 393). Von dem Berge Krutina und von Lämberg, Jablona rc. ist hier keine Erwähnung.

Die Lokal-Chronik von Gabel und Lämberg erzählt also Folgendes:

Die geschichtlichen Nachrichten der Domäne Lämberg und der Stadt Gabel fangen mit dem Jahre 945 an, wo wir sie vereinigt unter der Herrschaft des Gemals der seligen Přzibislawa finden, die eine Schwester des heiligen Wenzel war. Als Witwe lebte sie in strenger Zurückgezogenheit, ließ das große Dorf Jablona (Gabel) mit einer großen und starken Mauer umgeben, machte es zur Stadt, und starb daselbst. Ihre Dienerinnen begruben ihren Leichnam unter dem Berge Krutina (ein Berg auf dem jetzt das Schloß Lämberg steht), und nach vielen Jahren ließ ein frommer Mann, Namens Chotislaw, an ihrer Begräbnißstätte eine Kapelle sanctae Przibislavae bauen. Im Jahre 1396 ließ Kaiser Karl IV. ihre Leiche nach Prag führen, und sie im Dom neben ihren Bruder den heiligen Wenzel beisetzen. Lämberg und Gabel gehörten immer zur Krone und wurden durch Comites (Kmely) verwaltet.

Nun kommt im Jahre 1004 ein Herr, Namens Berkowez, auf dem Schlosse Diewicz vor, der dem Herzoge Udalrich bei der Eroberung Prags beistand; dieser aus der Familie des Howora erhielt als Belohnung das Schloß Stheenan mit dem Gebiete, und ist der Stammvater der Linien von Leippe, Ronow und Lichtenburg; Berkowez erhielt den ganzen Landstrich diesseits der Elbe von Altbunzlau bis zum Lausitzer Gebirge, und ist der Stammvater der eigentlichen Berka, die Gabel und Lämberg auf lange Zeiten besaßen.

Nachfolger des ersten Berkowez und Besitzer von Gabel und Lämberg waren (zufolge der Chronik) folgende:

1042 Petrus Berka, des Herzogs Břetislaw geheimer Rath und Gesandter.

1056 Gindrzich Berka, Rath des Herzogs Spitignew.

*) Vgl. Illustrirte Chronik Band I. S. 49. 628; dann Band II. S. 92.

1086 Rath des Königs Wladislaw N. Berka, wohnte mit einigen Howora der Krönung des Königs in Mainz bei.

1130 Mathias Berka, geheimer Rath des Herzogs Sobieslaw.

1146 lebte Friedrich Berka, als Wladislaw, König von Böhmen, zwischen Emanuel, dem griechischen Kaiser in Konstantinopel, und zwischen dem erwählten König in Ungarn, Stephan, Frieden stiftete, und es durch seine Klugheit dahin brachte, daß der Kaiser für seinen Enkel Petrus die Helena, eine Enkelin des Königs Wladislaw zur Ehe begehrte: dieser Friedrich Berka hatte den Vorzug, die Braut nach Konstantinopel ihrem Bräutigam mit großem Prachtaufwand zuzuführen.

1181 lebte Zbinek Berka, er war Gesandter bei Kaiser Heinrich.

1199 schlug Wenzel Berka mit 3000 Mann die Sachsen, und rächte so die Böhmen.

1241 bei Gelegenheit des Einbruchs der Tartaren schickte König Wenzel I. den Jaroslaw von Sternberg nach Mähren, um Olmütz zu befestigen; er hatte 5000 Mann Fußvolk und einige Schwadronen Reiterei unter Anführung des Wenzel von Berka mit sich.

1253 lebte Johannes Petrus Berka; er erbaute die Kirche zum heiligen Michael in Prag, und war damaliger Großprior (?) der Tempelherren in Böhmen.

Im Jahre 1254 finden wir die Zwirzeticky, eine Linie des berühmten Hauses der Wartenberge, im Besitze von Lämberg und Gabel. Wodurch es aber geschah, daß dieses Gebiet den Baronen Berka entzogen wurde, wie es überhaupt kam, daß die Wartenberge, die gleichsam als Wächter und Landesbeschützer gegen die oft einfallenden Meißner ihren ursprünglichen Sitz auf der festen Burg Warta bei Tetschen hatten, sich in der hiesigen Gegend schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts auf dem Rollberge bei Niemes, als gleichfalls im Gebiete der Berka einheimisch machten, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben; vermuthlich geschah es aber bei folgender Gelegenheit. König Wenzel der Erste erkrankte auf der Jagd in den Waldungen bei Beraun, und verschied troß aller angewandten Mittel sehr schnell. Die Edelleute aus seinem Gefolge verheimlichten dies traurige Ereigniß, ließen die Leiche heimlich nach Prag bringen, und verwahrten sie in einem Thurme des königlichen Schlosses. Indessen schrieben sie mit Beidrückung des königlichen Siegels Einladungen an alle jene Herren, die königliche Schlösser inne hatten, oder sonst durch ihre große Macht dem König gefährlich werden könnten. Sowie nun diese Herren kamen, wurden sie gefangen genommen, und erhielten ihre Freiheit erst dann, als sie die Schlösser und noch andere Besitzungen entweder völlig ausgeliefert hatten, oder doch mit andern vertauschten; bei dieser Gelegenheit verloren die Berka sicher Friedland, und vermuthlich auch Lämberg und Gabel, welche beiden letztern Gallus Jablonsky, auch der von Lämberg genannt, erhielt. Es ist übrigens leicht zu beweisen, daß dieser Gallus ein Zwirzeticky war, obgleich Balbin nur vermuthungsweise sagt, er wäre kein Berka gewesen. — Unser Gallus war überhaupt ein Mann, der bei König Przemysl Ottokar dem Zweiten in besonderer Gnade stand, und von diesem zu den wichtigsten militärischen und politischen Geschäften benützt wurde. Er begleitete den König 1254 auf seinem Zuge gegen die heidnischen Preußen (illustrirte Chronik von Böhmen

schreiber Christof Wiesler (damals so viel als Amtsvorsteher) schickte um die zwei Rädelsführer, nämlich um den Sohn des Michel Krischel und um den Michel Teichgräber, beide aus Markersdorf. Als der erste sich flüchtete, ließ der Amtsschreiber den Vater durch den Richter und Schützen holen, wie er selbst gesteht, prügeln und einsperren. Auch Michel Teichgräber entwischte, erschien aber am 13. Januar 1680 mit noch 60, mit Knitteln bewaffneten Bauern in den Lämberger Gerichten, wo auch gerade der Amtsschreiber war. Sie verlangten oder baten vielmehr um die Freilassung des Krischel, und boten sich sämmtlich als Bürgen an. Der Amtsschreiber aber weit entfernt, diese Bürgschaft anzunehmen, ergriff vielmehr mit beherzter Hand den Michel Teichgräber, und befahl ihn einzusperrren, die übrigen 60 Bauern, die aus dem Zimmer nicht weichen wollten, behauptend, wo Teichgräber sei, wollen sie auch bleiben, wurden vom muthigen Amtsschreiber und Richter ausgejagt. Noch in derselben Nacht schickten sie aber Boten nach Johnsdorf, Seifersdorf und Kriesdorf, läuteten die Sturmglocken, und rotteten sich unweit dem Schlosse, nach der Aussage der Bauern, um sich über ihre Zukunft zu berathschlagen, zusammen. Der Amtsschreiber, der einen Angriff aufs Schloß befürchtete, öffnete die Rüstkammer, bewaffnete die Dienerschaft, ließ grobes Geschütz aufführen, um durch einige blinde Schüsse den guten Vertheidigungszustand des Schlosses zu zeigen. Er fertigte auch sogleich einen Boten ab, der dem Grafen diese betrübenden Vorgänge mit Uibertreibungen ausgeschmückt, überbrachte. Dieser ließ die soeben angekommenen Deputirten der Unterthanen durch seine Verwendung beim Prager Bürgermeister einsperren, um sie so am Vorbringen ihrer Klage beim Könige zu verhindern. Als nun die Lämberger auch dieses erfuhren, wurden sie noch rasender, sagten der Obrigkeit allen Gehorsam auf, ja Einige unter ihnen erlaubten sich die heftigsten Schmähreden gegen den Grafen, einige Ringelshainer setzten sogar ihren Schulmeister ab; Alle aber drohten denen, die es nicht mit ihnen hielten, zu welchen die Grunder, Neuländer und alle Richter gehörten, mit Feuer und Todtschlag. Diese Vorgänge, die nun wirklich den Charakter der Empörung annahmen, verbreiteten sich über die Herrschaften Wartenberg, Gabel, Grafenstein, Reichenberg, Friedland und alle übrigen Bredauischen Besitzungen, überall verweigerten die Unterthanen die Abgaben, und schwangen die Fackel des Aufruhrs. Der damalige Kreishauptmann des bunzlauer Kreises, Wolf Theodor Hartmann Freiherr von Klarstein, in Begleitung des Generals Aeneas Sylvius Grafen Piccolomini verfügten sich als Kommissarien selbst an Ort und Stelle, und in Wartenberg legten die vorgeladenen Lämberger Unterthanen in die Hände dieser Herren einen Revers nieder, zufolge welchem sie alle früheren Zahlungen und Dienste in so lange zu leisten versprachen, bis ihnen der Kaiser Bescheid auf ihre zu überreichenden Klageartikel ertheilt haben wird. Die Klageschrift wurde am 31. Januar in Prag von einem Advokaten verfaßt, und enthält folgende Punkte:

1. Haben sie im Jahre 1679 30 Steuern, und 1680 abermals 12 Steuern erlegen müssen.

2. Nebstdem, daß aus der Familie eines jeden Unterthans immer ein Kind in obrigkeitlichen Diensten stehen mußte, mußten sie auch noch die

übrigen Kinder, die sie theils zu Hause behielten, oder anderwärts in Dienste schickten, für eine bestimmte Geldsumme auslösen.

3. Müssen die Unterthanen von der Obrigkeit Obst, Fleisch, Fische, Kälber und Käse zur Zeit der Fasten um einen hohen Preis abnehmen, und so beim Verkaufe derselben ein Bedeutendes verlieren.

4. Vormals mußte jeder Bauer jährlich der Obrigkeit drei Haspeln spinnen, seit 2 Jahren aber jedes Jahr 15, wozu sie nicht einmal hinreichend Flachs bekommen. Auch muß jeder Bauer der Obrigkeit eine Gans halten, diese 4mal berupfen, die Federn abliefern, und wenn die Gans verreckt, diese ersetzen.

5. Muß ein jeder Bauer über die bestimmten Ackertage noch einen Biettag thun, und wenn die Ackertage nicht verbraucht werden, für jeden Tag einen Florin bezahlen.

6. Müssen jetzt die Unterthanen auf dem Schlosse und den Höfen Wache halten, und unentgeltlich Boten laufen.

7. Mußten sie durch 12 Jahre zu den verschiedenen Baulichkeiten des Grafen umsonst alle Dienste leisten.

8. Nach Taufen und Hochzeiten werden die Leute gezwungen, in die Wirthshäuser zu ziehen, dort weidlich zu trinken, damit nur viel Bier konsumirt werde.

9. Sagt man ihnen niemals, wofür und auf wessen Befehl sie die Steuern zu entrichten hätten; und als im vorigen Jahre eine kaiserliche Kommission zur Revision da war, habe der Graf den Häuslern und Hausleuten zu sagen verboten, daß auch sie Steuer bezahlen.

10. Müssen sich die Mädchen und die Weiber auf Befehl der Obrigkeit ihr Haar abschneiden lassen, wofür ihnen ein paar Kreuzer zugeworfen werden.

Aber trotz des ausgestellten Reverses, und wiewol der Graf durch einen vertraulichen Brief des Kreishauptmanns aufgefordert, die früher in Prag eingesperrten Abgeordneten auf freien Fuß setzen ließ, beharrten die Unterthanen doch bei ihrer Weigerung, irgend einen Dienst zu leisten, traten fleißiger zusammen, und waren in ihren Forderungen nur noch hartnäckiger. Am 14. Februar befahl der Kaiser den Kreishauptleuten, sich abermals an Ort und Stelle zu verfügen, beide Partheien zu verhören, und ihm dann hierüber Bericht zu erstatten.

Der Graf Bredau konnte aber wegen Unpäßlichkeit nicht erscheinen, und bevollmächtigte seinen Amtsschreiber. Am 16. März fand das Verhör wirklich Statt, die ganze Verhandlung fiel aber, wie es vorauszusehen war, ganz zum Nachtheil der Unterthanen aus; denn abgesehen davon, daß die Obrigkeit wirklich von den Unterthanen nur das verlangte, was ihr zu fordern erlaubt war, hatte der Amtsschreiber als Jurist eine Beredtsamkeit und Suade entwickelt, die den Bauern mit ihren unbehilflichen Ausdrücken allerdings den Rang ablaufen mußte. Die Unterthanen aber erdreisteten sich öffentlich dem Kreishauptmann ins Gesicht zu sagen, daß der Kaiser vom heutigen Examen nichts wisse, daß es nur mit der Obrigkeit abgekartete Sache sei, und daß eine Krähe der andern nicht die Augen aushacke. Vergebens zeigte der Hauptmann das Mandat mit

dem kaiserlichen Siegel versehen vor, sie blieben bei ihrer Meinung, wurden immer unverschämter, und hätten in Gegenwart der Kommission den Schullehrer von Ringelshain beinahe ermordet.

Am 27. März stattete der Kreishauptmann Bericht an den Kaiser ab, der das alsbaldige Einschreiten der bewaffneten Macht zur Folge hatte. Viele von den unruhigsten Köpfen wurden eingesperrt, und den flüchtig Gewordenen auf dem Fuße nachgesetzt; so finden wir noch einen Brief vom Grafen Bredau an den Bürgermeister und Rath der kurfürstlichen Stadt Zittau, wo diese ersucht werden, jeden seiner aufrührerischen Unterthanen der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern.

Mittlerweile starb Christoph Rudolph Graf Bredau, und dessen Witwe Benedikta, geborne von Ahlfeld, verwaltete die Besitzungen. An diese verwendeten sich die Eingesperrten mit der dringendsten Bitte um ihre Befreiung; aber vergebens, erst später, als sie die junge Herrschaft um ihre gütige Fürsprache bei der Mutter angingen, erhielten sie gegen ausgestellten Revers und gegen geleistete Kaution ihre Freiheit. Sie erlaubte dem Schullehrer Finke aus Ringelshain oberhalb dieses Dorfes einen Platz zum Hausanbau, und als sich noch andere hier anbauten, erhielt das Dorf den Namen Finke oder Finkendorf.

1687 war Hartwig Nikolaus Graf von Bredau und Erbsaß zu Spandau, der römischen k. k. Majestät Rath, Hoflehen- und Kammergerichtsbeisitzer in Böhmen, Herr von Lämberg, und blieb es bis zu Anfang des folgenden Jahrhunderts. Dessen Söhne waren Johann Wenzel, Anton Balthasar und Karl Dominikus.

1726 verkaufte Karl Joseph Graf Bredau die Herrschaft Lämberg an Philipp Joseph Gallas von Campo, Herzog zu Lucera. Dieser Herr war 1703 in Prag geboren, und war Erbherr der Herrschaften Friedland, Reichenberg und Grafenstein; nach Zurücklegung der Studien ging er 1724 auf Reisen, von denen er im folgenden Jahre zurückkehrte.

1726 war in Wien dessen Vermälung mit der Gräfin Maria Anna von Kolonna-Fels im Beisein beider Majestäten. Später kaufte er das Gut Groß-Kletzan, wurde k. k. geheimer Rath, Beisitzer des böhmischen Landrechts und oberster Landhofmeister. Unter der Herrschaft dieses guten und gerechten Mannes, der durch reichliche Unterstützung und Aufmunterung der studierenden Jugend, durch neue Errichtungen von Schulen und Pfarreien in den Herzen seiner Unterthanen und deren Nachkommen ein ewiges Denkmal sich errichtete, hatten die Einwohner Lämbergs im Jahre 1737 das Unglück, von einer furchtbaren Krankheit, der Kriebelkrankheit nämlich, heimgesucht zu werden. Wie das Leiden schrecklich war, wären die Opfer derselben unzählig gewesen, wenn nicht der wohlthätige Genius seiner Unterthanen, Philipp Joseph, die Quelle dieser Krankheit im verdorbenen Getreide und in dem ihm beigemischten Mutterkorn kennend, schleunigst aus eigenen Mitteln gesundes Korn im Uiberfluße herbeischaffend, noch überdies seinen eigenen M. Dr. Schmid aus Friedland zur sichern Heilung der Krankheit hersendend, dem raschen Vorschreiten des Verderbens Einhalt gethan hätte. (Aber auch das Kreisamt, damals zu Dauba, war kein ruhiger Zuschauer; der Kreisphysikus M. Dr. Skrinci hatte die Leitung des ganzen Geschäfts, und schlug die Kurmethode vor).

Es ist bekannt, daß dieser seines Seelenadels wegen allgefeierte Mann im Jahre 1757 das berühmte Geschlecht der Gallas schloß, und in jenem merkwürdigen Testamente seine Gemalin Anna Maria (die wirklich bis zum Jahre 1759 regierte) und nach ihrem Tode den Sohn ihrer Schwester, Christian Philipp Grafen von Clam, zum Erben seiner sämmtlichen weitläufigen Besitzungen unter der Bedingung erklärte, daß dieser den Namen und das Wappen der Gallas führen solle.

Wir kehren nun zurück zur Fortsetzung der Geschichte Gabels vom Jahre 1581.

Im Jahre 1583 war nach dem Tode Zbislaws Berka Heinrich allein Herr auf Gabel und Lämberg. — Da es der Herrschaft zu Folge des oben erwähnten Vertrags frei stand, im städtischen Malz- und Bräuhause zu malzen und zu brauen, so gab dies zu vielen Reibungen Veranlaßung; der Rath und die Gemeinde der Stadt Gabel gingen also mit Heinrich Berka einen Vertrag ein, zu Folge dessen der Letztere auf dies Recht verzichtet, dafür lassen sich die Bürger herbei, zur Erbauung eines neuen besonderen Malz- und Bräuhauses für die Herrschaft einen Betrag von 200 Schock meißnisch in 10 Terminen auf 10 Jahre zu bezahlen.

Damals war das Lutherthum in der Stadt und der ganzen Gegend verbreitet, und Heinrich Berka selbst war dessen Anhänger. Es ist nun ganz natürlich, daß dies dem Dominikanerkloster oft ungemeine Bedrängnisse herbeiführte. Um diese Reibungen zu heben, erließ Kaiser Rudolph der Zweite im Jahre 1589 eine Ratifikation, die beiden Partheien genügen sollte, folgenden Inhalts:

1. Der Prior des Klosters soll sich religiös und schicklich betragen, und so mit gutem Beispiele vorangehen; dafür muß Heinrich das Kloster in der Ausübung des katholischen Gottesdienstes beschützen.

2. Was die Kollatur des Klosters betrifft, so mag dies in seinem früheren Zustande verbleiben; der jedesmalige Provinzial hat dafür zu sorgen, daß ein Priester da sei, der die Predigten in deutscher Sprache führe, und dieser muß der Obrigkeit vorgestellt und von ihr bestätigt werden.

3. Der Herr Berka soll mit Wissen des Priors zwei Männer wählen, die den Kirchenschatz in Empfang nehmen, und jedes Jahr Rechnung darüber erstatten, auch soll er dem Prior mit Rath und That beistehen.

4. Was die weltlichen Personen betrifft, die im Kloster sich aufhalten und ungebührlich betragen, und vom Prior auf die Aufforderung des Berka innerhalb 3 Monate nicht entfernt werden, so kann sie der Letztere, wenn sie auf seinem Gebiete ertappt werden, zur Bestrafung ziehen.

Aber dieser gut gemeinte Vertrag scheiterte (wie wir sehen werden) an der fanatischen Wuth des damaligen Zeitalters. Im Jahre 1593 besaß Gabel Hans Berka gemeinschaftlich mit Heinrich Berka bis zum Jahre 1597, wo Letzterer seinen Antheil der Stadt Gabel und die Herrschaft Lämberg seinem Sohne Wolf Berka überließ. Obengenannter Hans Berka war Truchseß des Erzherzogs Ernst von Oesterreich. Er bestätigte 1593 die Privilegien der Stadt Gabel, namentlich die 13 Artikel der

Bürgerordnung, das Vererbungsrecht und die leichte Robot. Er gestand ihnen ferner zu, daß die Waisengelder in Verwahrung des Rathes verbleiben, daß die Bürgerkinder und Waisen der Stadt nicht mehr zu obrigkeitlichen Diensten gezwungen werden; wer in der Stadt sich ansäßig machen will, müsse zuvor das Geburts- uad Wohlverhaltungs-Zeugniß beim Rathe vorzeigen; jeder neue Bürger muß zum Besten der Gemeinde zwei Thaler deponiren; der Verkäufer eines Hauses muß ein langes Rohr oder 3 Thaler, der Käufer eine Sturmhaube und einen Spieß oder anderthalb Thaler auf's Rathhaus abgeben; die Einwohner der Stadt und der Gewerbe treibende Theil soll nie mehr mit der Herrschaft zu jagen verpflichtet sein; damit ein neues Rathhaus besser und zierlicher gebaut werde, und die Stadtmauern im baulichen Zustande erhalten werden, erließ er ihnen das auf seinen Antheil kommende halbe Fäßchen Salz; die Stadt soll befugt sein, allerlei und eine gewisse Anzahl Brod-, Fleisch-, Tuch- und Schuhbuden hineinzubauen, und der Zins falle der Stadt anheim; damit ferner die Handwerker der Stadt besser aufkommen, befahl er, daß in seinen Dörfern keine Handwerker geduldet werden, und sollte sich einer doch da aufhalten, so haben sie das Recht, auch ohne Vorwissen der Obrigteit diesen aufzuheben, einzusperren und mit einem Thaler zu bestrafen; er versprach auch, im Falle er neue Ortschaften kaufte, so wolle er dann ein neues Bräuhaus bauen, und die Stadt nicht belästigen; sollte er aber seine Wirthshäuser, aus welcher Ursache immer, nicht mit Bier gehörig versorgen können, oder im Falle er ohne Leibeserben stürbe, so wären alle Dorfschaften verpflichtet, bei der Stadt ihr Bier zu holen; ferner soll die Bräuberechtigung nur auf die bis jetzt bestimmte Zahl der Häuser verbleiben; er verspricht ferner seine Verwendung beim Kaiser, daß diese alle seine Bestätigungen in die Landtafel einverleibt werden.

Die Stadt musste ihm für dies alles 1000 Thaler geben zur Bezahlung seiner kaiserlichen Steuer, und was sonst nach Landtagsbeschluß auf seinen Theil kommen dürfte.

Auch Wolf Berka bestätigte der Stadt ihre Privilegien und Rechte im Jahre 1598.

In demselben Jahre griffen einige Männer auf Befehl des alten noch lebenden Heinrich Berka die Kirche, während des Meßopfers, mit bewaffneter Hand an, beleidigten ihre Diener und entwendeten einige Gegenstände. Bei der damaligen Verwirrung, und da Kaiser Rudolph sich von Prag wegen der Pest zurückzog, mußte jede Klage von Seite der gedrückten katholischen Geistlichen verstummen. Und wohl, wenn dieser Angriff auf die Kirche der letzte Ausbruch der Intoleranz gewesen wäre!

1599 starb Wolf Berka; ihm folgte Hynek Berka im Besitze von Gabel.

Schon zu Ende des XVI. Jahrhunderts war Gabel mit seiner ganzen Umgebung der lutherischen Confession zugewendet, und der hiesigen Pfarrkirche standen protestantische Geistliche vor. Martinus Tretander war schon im Jahre 1580 Pastor an der hiesigen Kirche, und blieb da bis zu seinem Absterben im Jahre 1601. Ihm folgte der Pastor David Sutorius, ein geborener Böhme; im Jahre 1598 in Zittau Pestpastor, kam er von hier im Jahre 1601 als Pfarrer nach Gabel, wo er bis 1613

verblieb, in welchem Jahre in Olbersdorf die Pest ausbrach, und er vom Zittauer Rath dahin berufen wurde. Das muß ein herrlicher Mann gewesen sein, unangesteckt von der religiösen Wuth seiner Zeit; denn von ihm erzählt selbst die Klostergeschichte zu Gabel, daß er gewürdigt wurde, den hier sehr bedrängten Klostergeistlichen oft Almosen an Getreide zu verabreichen. Auf ihn folgte der Pastor Gregorius Roscher als Pfarrer der hiesigen Kirche.

1610 hatten die Gabler einige Streitigkeiten mit ihrer Obrigkeit und widersetzten sich ihr; als Strafe wurden ihre Privilegien und Siegel abgenommen; und dann erst, als die Widerspenstigen zur Strafe gezogen wurden, und die Obrigkeit versöhnt war, wurden ihnen die Siegel zurückgegeben, und von Kaiser Rudolph ihre Privilegien bestätigt.

Im Jahre 1611 war Kaiser Mathias, 1617 war Kaiser Ferdinand II. durch Gabel gereist, bei Gelegenheit, als sie sich in der Oberlausitz huldigen ließen. Im Jahre 1609 starb Hynek Berka, und nach ihm finden wir im Jahre 1620 einen Wenzel Berka, den Friedrich von der Pfalz, der sog. Winter-König, als Gesandten zum Kurfürsten von Sachsen schickte, um diesen zur Neutralität zu bewegen. Vermuthlich ist es auch dieser Wenzel Berka, der schon im Jahre 1594 unter den Feldherren genannt wird, die die Böhmen nach Ungarn gegen die Türken führten.

Im Jahre 1618 wurde zum Prior des Dominikanerklosters ein gewisser Dominikus Alanus bestimmt; dieser fand aber das Kloster in einem so elenden Zustande (es war kaum ein Zimmer bewohnbar), daß er nach Prag schnell zurückreisete, um seine Wahl anulliren zu lassen. Dort wurde er an seinen angelobten Gehorsam erinnert, und unter Strafe der Excommunikation das Priorat (eine zu einer andern Zeit so beneidenswerthe Stelle) anzunehmen gezwungen. Wir wollen die Leidensgeschichte dieses Mannes ganz erzählen, und hiemit das Elend der damaligen katholischen Geistlichkeit schildern.

Im Jahre 1620 mußte er fliehen, weil Zittauer Soldaten ihn fangen wollten, und blieb acht Tage vom Kloster abwesend. Im Jahre 1623 wurde zwar der hiesige protestantische Pastor Gregorius Roscher vertrieben; doch wurde weder sein Glaubensbekenntniß aus den Herzen der Bewohner mit verbannt, noch das Schicksal der Klostergeistlichen gebessert. 1628 wurde der Prior so unbarmherzig geschlagen, daß er beinahe todt in das Kloster gebracht wurde, und noch lange die Folgen der erlittenen Mißhandlung empfand. Im Jahre 1632 zerstörten die schwedischen Soldaten das Kloster, und führten ihn sammt dem Pater Gregorius gefangen mit sich; zwei Tage nachher entflohen sie, der Prior blieb dann über ein halbes Jahr in Aicha, Pater Gregorius aber diente als Sacellanus beim Herrn in Walten. Als der Prior zum Osterfeste in's Kloster zurückkehrte, um Messe zu lesen und die Katholiken Beichte zu hören, wurde er verrathen, gefangen und mußte sich durch eine bedeutende Summe loskaufen.

„Wie mich die Soldaten behandelten, sagt dieser arme Mann, das weiß nur Gott.“ Durch zwei Monate blieben dann 14 Soldaten mit vielen Pferden im Kloster, und ließen bei ihrem Abzuge weder Thüren noch Fenster ja nicht einen Nagel in der Wand zurück.

Im selben Jahre war Obrist Kalkstein mit sächsischen Truppen in Gabel, die konnten nun dem Kloster freilich nicht mehr viel nehmen, sie zerstörten aber und zertraten viele angebauten Felder, dasselbe thaten selbst österreichische Soldaten, die mit ihrem General Don Balthazar de Marades Gabel im selben Jahre im Juli passirten.

Aber trotz dieser Schläge brachte es dieser standhafte Prior doch dahin, theils durch das Zusetzen seines eigenen Vemögens, theils durch Bettelei, daß er bei der Stadt erst 1200, später noch 466 Thaler anlegen konnte, wofür dem Kloster jährliche Interessen pr. 100 Thaler zufielen. Später borgte er noch 150 Thaler auf das Haus des Adam May.

Zu allen diesen Quälereien, die das Kloster von Seiten der erklärten Feinde zu ertragen hatte, kamen noch die Streitigkeiten mit der Obrigkeit und den Bürgern. Im Jahre 1627 war Heinrich Wolfgang Berka Herr von Gabel; dieser verlangte folgende Zugeständnisse: 1) Wolle er als Kollator des Klosters gehalten sein. 2) Solle kein Prior angestellt werden, der nicht die deutsche Sprache kenne. 3) Sollen die Unterthanen des Klosters auf dessen Grunde nicht dieselben Gewerbe treiben dürfen, als die obrigkeitlichen Unterthanen. Das Kloster ließ sich zum Vergleiche herbei, gab nothgedrungen die ersten zwei Punkte zu, den drittn aber konnte es freilich unmöglich zugestehn; aber trotz dem hörten die Verfolgungen der Obrigkeit durch 10 Jahre nicht auf, so daß Kaiser Ferdinand der Dritte 1637 Kommissäre zur Schlichtung dieses Streites ernennen musste.

Aber 1638 war der eingewurzelte Haß zwischen der Bürgerschaft und der katholischen Geistlichkeit in der größten, unglückseligsten Blüthe; ich führe als Beweise einige Stellen eines Schreibens des damaligen Priors an seinen Provinzial an . . . . Denn, welche Belästigungen und Unbilden fügen uns nicht auf Anstiften unsers Kapitalfeindes (des Herrn Berka) diese rohen Bürger zu? sie hören nicht auf, bald mit Waffen, bald mit Stäben, bald mit den beleidigendsten Schimpfworten, ja mit Beraubungen aller Art uns zu beunruhigen . . . . . Wir werden von ihnen nur Schelme, Diebe, leichtfertige Männer genannt . . . . . Wenn ein Engel hieher geschickt würde, sie würden ihn verfolgen, weil sie selbst Teufel sind. . . . . Ja sie sind grobiani in octavo gradu. Sie sind Ketzer, am Samstage essen sie Fleisch, ja sie erkühnten sich noch unsern Bruder Stephan dazu zu verführen; nicht ein Zeichen der katholischen Religion wird bei ihnen bemerkt, also was kann ich mehr sagen, als daß sie Ketzer sind . . . . Sowol Männer als Weiber haben am letzten Pfingsten ihren Pfarrer so geprügelt, daß er resignirte; jetzt gehen sie damit um, das Kloster anzugreifen, was nicht einmal Türken thun . . . . Als ich aus Geldmangel mir bei ihnen manchesmal Bier borgen wollte, gaben sie es nicht, so geschah es oft, daß ich sogar Wasser trinken musste. Dieser Prior bittet daher den Provinzial inständigst, da er dieses Jahr Vater und Mutter verloren hat, so möchte ihm doch wenigstens der Kummer erspart werden, in Gabel Prior sein zu müssen; lieber wolle er in einem andern Kloster Thürsteher oder Gärtner sein.

In den Jahren 1642 — 45 — 46 hatte Gabel noch vieles von feindlichen Invasionen zu ertragen. Dadurch versank nun die Stadt in große Armuth, hiezu kam noch, daß im Jahre 1623 durch späte Fröste die ganze Feldfrucht verdarb, so daß ein Faß Bier 36 Thaler, ein Paar Schuh 4 Thaler kosteten. Sie waren nun oft in der Lage, vom Kloster Geld für jährliche Interessen borgen zu müssen, aber seit 1628 konnten sie auch diese nicht bezahlen, was die zwei Partheien in noch größere Schwierigkeiten verwickelte. Die ganze Schuld betrug 1666 Schock meißnisch, aber die Bürger behaupteten, sie hätten 490 Schock gar nicht erhalten, sondern diese wären ihnen per designationem unius Capitanei mit Gewalt erpreßt worden, zu dessen Bezahlung sie sich also nicht gehalten fühlen; überdies wollten die Bürger das Kapital nur in leichter Münze bezahlen, weil in den Jahren 1622 und 1623, als dies Geld geborgt wurde, die kleine Münze viel mehr galt (ein Reichsthaler nämlich 12 fl.) — Es kam aber im Jahre 1653 ein Vergleich zu Stande, die Bürger zahlten 1,500 Gulden rheinisch in schwerer Münze auf drei Terminen, und bis alles bezahlt war, wurden 6 Perzent vom noch schuldigen Reste jährlich gegeben.

Aber auch mit der Obrigkeit, nämlich der Gräfin Eleonora Maria, gebornen Popel von Lobkowitz, Mutter und Vormünderin des Grafen Franz Anton Berka, und Witwe des Heinrich Berka, waren die Bürger wegen des Bräuwesens zerfallen, was aber später in einem Vertrage mit dem Grafen Franz Anton Berka dahin geschlichtet wurde, daß die Bräugerechtigkeit zwischen Stadt und Obrigkeit getheilt wurde.

Im Jahre 1680 war in der hiesigen Gegend eine Bauernrevolution (die früher bei der Geschichte Lämbergs näher erwähnt wurde) und es finden sich noch Briefe, wo Graf Franz Anton Berka die Gabler unter Drohungen, erinnert, ihm Treue zu bewahren und an jenem Aufruhre nicht Theil nehmen.

1686 wüthete in hiesiger Gegend die Pest, welche Gabel der Hälfte seiner Einwohner beraubte. Als Danksagung für die Befreiung von diesem ärgsten aller Uebel wurde auf dem Markte die Statue des triumphirenden Jesus errichtet.

Im Jahre 1701 starb in Wien Franz Anton Berka, Reichsgraf Howora von der Daub und Leippa, und mit ihm erlosch in männlicher Linie dieses berühmte Geschlecht. Nach ihm erhielt die Herrschaft und Stadt Gabel Franz Anton Graf von Nostitz, der sie der Schwester des letzten Berka, Franziska Rosalia Beatrix Gräfin von Kinsky im Jahre 1708 um 180,000 fl. verkaufte. Als diese 1714 starb, vererbte sie die Herrschaft an Wenzel Albrecht Grafen von Würben und Freudenthal, Herrn mehrerer Herrschaften und Landeshauptmann des Fürstenthums Liegnitz. Dieser bestätigte den Gablern ihre Privilegien, verkaufte aber die Stadt und Herrschaft im Jahre 1717 dem Grafen Johann Joachim von Pachta um 182,000 fl. *)

*) So heißt es in Sommers Topographie des Bunzlauer Kreises. — Doch ist dies in so weit irrig, als die Familie Pachta erst um drei Jahre später, nämlich 1721 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, und zwar in der Person des Franz Anton Baron von Reyhofen und Buckau, Herrn der Herrschaften Schrittenz, Steckhen, Neuhof, Pettlin, Freien-Holzmühl, Geltsch-

1724. Um die alten Privilegien der Stadt, deren Schrift unleserlich zu werden anfing, dem Strome der Vergessenheit zu entreißen, ließ sie der Gabler Senat auf Pergament abschreiben, collationiren und diese wurden insgesammt vom Kaiser Karl dem Sechsten bestätigt.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Verehrung für den Einsiedler Sct. Ivan in Böhmen so lebhaft und allgemein, daß zum Gedächtnisse dieses frommen Anachoreten eine förmliche Versammlung oder Einsiedler-Brüderschaft errichtet werden konnte. Sowol Kaiser Karl der Sechste als der Papst Clemens XII. billigten diesen Verein, an dessen Spitze anfangs Dominikus Anton Stoy, früher Bürger und Schulmeister zu Gabel, sich befand, der nach dem Tode seiner Frau und seiner sämmtlichen Kinder in die Abgeschiedenheit sich zurückzog, und unter gleich gestimmten Männern ein einsames beschauliches Leben führend, durch strenge Entsagung einen bedeutenden Ruf erhielt. Er trug einige Regeln nach den Gesetzen der ersten Altväter zusammen, und nannte dies Werk: Lilium Convallium aus dem einsiedlerischen Garten; er theilte dies Buch in 42 Kapitel, weil Sct. Iwan 42 Jahre in der Wüste gelebt haben soll, und legte es der geistlichen Behörde zur Prüfung und Bestätigung vor. Seine Ansichten wurden gut geheißen, und er erhielt mit seinen Brüdern die Erlaubniß, ein geistliches Kleid anzulegen, das in einem brauntuchenen Rocke, kurzen Mantel, Skapulier und einer gespitzten Kappe bestand, so wie man den heiligen Ivan zu malen pflegt. Alle aber änderten ihre Namen, und Stoy nahm den des heiligen Paulus an.

1753. In diesem Jahre sollten nach Verordnung vermuthlich alle Stadtgefälle und Brauurbarien im Königreiche Böhmen verpachtet werden. Als es nun hier zur Vollziehung dieses Kontraktes kam, wollte diesen der damalige Bürgermeister und der ganze Stadtrath trotz der Aufforderung des Kreishauptmanns Franz Hochberg nicht unterschreiben, und ergriffen den Rekurs an die Statthalterei in Prag. Der Bürgermeister wurde daher auf Befehl des Kreishauptmanns sogleich abgesetzt und in Arrest nach Bunzlau abgeführt.

Als Antwort auf den Rekurs erhielt aber der Gabler Magistrat den Bescheid, daß, wofern nicht alsogleich der Kontrakt mit der Obrigkeit unterzeichnet würde, der Bürgermeister sowol als alle Rathsmänner in Eisen und Banden nach Prag in das Spinnhaus abgeführt werden sollen.

Der Kontrakt der Bräuverpachtung mit ihrer Obrigkeit wurde daher alsogleich unterzeichnet. Herr von Gabel war damals Franz Josef, des heiligen römischen Reichs Graf Pachta, Freiherr von Rayhöfen, Herr von Groß-Bezno, Großhorka, Gabel und Walten, wirklicher geheime Rath, beim k. k. Gubernio Assessor, oberster Lehenrichter, Oberst-, Münz- und Bergmeister im Königreiche Böhmen, des k. k. consessus

---

jenikau, Bührenau, Schlappanitz, Barzau und Sedlitz; derselbe war auch Hofkammerrath und Hofuntersilberkämmerer. Im Jahre 1723 hatte er die Ehre, den durchreisenden Kaiser auf seiner Herrschaft Goltschjenikau über Nacht zu bewirthen. Seine Gemahlin war eine geborne Baronesse Bartelotti von Bartenthal.

delegati in causis summi Principis et commissorum Praeses, wie auch der königl. Militär-Erbsteuer-, Maaß- und Gewichts-Commission Beisitzer.

1755 bewilligte die unvergeßliche Kaiserin Maria Theresia der Stadt Gabel auf Verwenden ihrer Obrigkeit 2 Wollmärkte, nämlich am 8. Mai und 4. Oktober, „weil damals im Königreiche Böhmen und besonders in der hiesigen Gegend noch keine wären."

Im Jahre 1756 begann der verderbliche 7jährige Krieg, der Gabel als dem nächst befestigten Platze des wichtigen Passes zwischen Böhmen und der Lausitz besonders hart mitspielen musste. Im darauf folgenden Jahre nach der denkwürdigen Schlacht bei Kollin, hob König Friedrich schnell die Belagerung von Prag auf, und zog sich aus Böhmen zurück. Ein Theil der preußischen Armee zog sich unter dem Prinzen von Preußen nach der Oberlausitz; ihm folgte die Oesterreichische Armee auf dem Fuße nach, beschoß die von Preußen besetzte Stadt Gabel, und der preußische General Püttkammer wurde mit seinem Corps kriegsgefangen.

Auch im Jahre 1759 besetzte das Corps des Prinzen Heinrich von Preußen unter dem General von Ziethen Gabel, Friedland, Reichenberg und Görlitz. Doch erhielt unsere Stadt nach geschlossenem Frieden nicht unbedeutende Bonificationen.

1761 verwendete sich abermals der edle Graf Franz Joseph Pachta für seine Stadt, und die Kaiserin bewilligte ihr nebst den Getreidemärkten noch alle Montage einen Leinwand-, Garn- und Flachsmarkt.

1766 wurde hier eine Apotheke, ebenfalls mit Bewilligung der Kaiserin errichtet.

1783 bestätigte der Kaiser Joseph die hiesigen Privilegien unter folgenden Bedingungen: 1) Was die Succession betrifft, so richte man sich nach dem Erbfolgepatent von 1771. 2) Wenn Märkte auf gebotene Feiertage fallen, so sollen sie erst am folgenden Werktage abgehalten werden. 3) Was die Mautheinhebung betrifft, so richte man sich nach verflossenen Generalien. 4) Was die peinliche Gerichtsbarkeit betrifft, so halte man sich lediglich gemäß dem Normale von 1753 und noch zu erlassenden Generalien.

Im Jahre 1784 wurde das hiesige Dominikanerkloster, nachdem es 531 Jahre bestanden und frohe und trübe Tage erlebt hatte, aufgehoben und die Geistlichen meist in andere Klöster untergebracht.

Am 11. Mai 1788 verheerte eine Feuersbrunst die ganze Stadt und nur mit größter Mühe wurden die beiden Vorstädte gerettet, wobei besonders die Zittauer sich auszeichneten, die mit ihren Löschapparaten herbeieilend, mit größter Anstrengung die obere Vorstadt retteten.

Das Jahr 1792 ist für die Stadt Gabel höchst merkwürdig. War im 14. Jahrhunderte der edle und in den Annalen unserer Stadt unvergeßliche Gallus von Lämberg durch die Bewilligung des Vererbens der eigenen Güter der Begründer des Bürgerglücks, war der Verleiher der „Ordnung und Bürgerrechte der Stadt Gabel", der gleich große Beförderer des hiesigen Wohlstandes: so setzte der erhabene und nur für das Wohl seiner Unterthanen besorgte Franz Joseph Graf Pachta durch das berühmte Separationsinstrument allem Guten, das vor ihm geschah, die Krone auf.

Dieses wichtige Dokument, entsprungen aus der edelsten Quelle, Eintracht zwischen Obrigkeit und Bürger herzustellen, hatte den erwünschten Erfolg; das Brauwesen, dieser Zankapfel seit Jahrhunderten, wurde der Stadt, so wie das Branntweinregale gegen geringe Conzessionen überlassen, und die ganze Urkunde, die nur jener zu würdigen weiß, der die Entwicklung der Stadt vom Ursprunge her verfolgt, athmet die reinste Güte und das edelste Wohlwollen. So kann sich das erhabene Haus des Grafen Pachta den größten Wohlthätern der Stadt anreihen, und verdient mit vollstem Rechte die Verehrung, die jeder Bewohner diesem edlem Stamme zollt.

1793 bestätigte der höchstselige Kaiser Franz die Gabler Privilegien mit denselben Bedingungen, wie sein großer Oheim.

Im selben Jahre wurde auch der hiesige Magistrat regulirt, und diesem ein geprüfter Rath zur richtigeren Geschäftsleitung zugetheilt.

1800 stellte die hiesige privilegirte Schützengesellschaft aus eigenen Mitteln 10 Mann mit gehöriger Armatur ins Feld, und 1805 abermals 3 Mann. Diese Gesellschaft ist auch unstreitig in Böhmen die Erste, die zur Unterstützung ihrer armen Mitglieder eine eigene Wohlthätigkeitskasse errichtete.

1807 wurde Honorius Kraus, bisher Administrator, als Pfarrer erklärt, das folgende Jahr installirt, und die Installationspredigt wurde vom bischöflichen Vikär und Consistorialrathe, damaligen P. Matthäus Andres, Pfarrer in Pankraz, gehalten.

1809, am Pfingstsonntage, erschienen plötzlich 2000 Mann in der hiesigen Stadt, die vom Herzoge von Braunschweig-Oels theils in Schlesien, theils an der böhmischen Grenze angeworben waren; sie nannten sich die Legion der Rache, waren schwarz gekleidet, und hatten Todtenköpfe an den Czakos. Von hier gingen sie nach Zittau, wo sie zuerst den glorreich erfochtenen Sieg der Oesterreicher bei Aspern verbreiteten.

1813 besetzte das polnische Corps des Fürsten Poniatowsky die Stadt Gabel, und am 19. August war Kaiser Napoleon persönlich auf dem Posthause hier. Doch mußten die polnischen Gäste nach den verlorenen Schlachten an der Katzbach und bei Kulm die Stadt wieder räumen, um nicht von der siegreich vorschreitenden schlesischen Armee abgeschnitten zu werden. Zu Ende dieses Jahres zogen auch russische Truppen durch, wobei die Stadt gleichfalls viel zu ertragen hatte; bei dieser Gelegenheit that auch das uniformirte Schützencorps Gensd'armeriedienste.

In den neuesten Zeiten wurde auch hier ein Kommissariat der Finanzwache, ein Unterinspektorat derselben und ein Kontrollamt errichtet.

Gegenwärtig ist Herr der Stadt der k. k. wirkliche Kämmerer Franz Josef Graf Pachta und Freiherr von Rayhofen, ein Herr, der voll Humanität und allseitiger Geistesbildung Jedermanns Achtung im reichsten Maaße besitzt, ein würdiger Enkel dessen, der der erste Wohlthäter Gabels genannt zu werden verdient.

Historische Aehrenlese (II.)

von Prof. Helbling Ritter von Hirzenfeld.

Hammerschmidt gibt in seinem Prodromus gloriae Pragenae, Pragae 1717 in Folio p. 345 die, vielleicht aus Hajek entnommene Nachricht, daß König Wenzel im Jahre 1380 sich eine neue wohlgelegene, eine heitere Aussicht auf den Laurenzberg und die außer Prag liegende Anhöhe gewährende Residenz ersah, und auf dem nahe an der Moldau gelegenen kleinen Felsen, Brzeska, (Jahr 1399) aufbauen ließ, welcher Ort damals dem Kloster der Grabhüter (Cruciferi sacri dominici sepulchri), Zderas genannt, gehörte, wo die Pröpste desselben ihre Wohnung und in einer vom Bischofe Valentin (ernannt 1178, gestorben 1182) im Jahre 1186 consecrirten, damal hölzernen Sct. Wenzelskapelle ihre Grabstätte hatten, welche Wenzel erweitern ließ.

Die Bedingungen der Uiberlassung dieses Grundes vom besagten Kloster an König Wenzel IV. waren:

1) Daß die Grabstätte der Pröpste dort verbleiben,

2) daß in der vom Könige vergrößerten und verschönerten Kapelle von den Ordenspriestern täglich drei heilige Messen, davon eine mit gewöhnlichem Gesang in Gegenwart des Königs und seines Hofstaates gelesen werden sollten;

3) daß das neue Gebäude zwar für den König und auf dessen Unkosten, jedoch nach dem Entwurfe und dem Willen des Propstes und Konventes erbaut werde, dann

4) nach dem Tode des Königs das Neuerbaute als ein beständiges Eigenthum dem Zderaser Kloster zufallen solle.

Im Verlaufe der Zeit wurden diese königlichen Gebäude ganz vernachläßigt, die dazu gehörende Sct. Wenzelskirche kam in die Hände der Utraquisten, welche diese jedoch im Jahre 1586 wieder als Pfarrkirche hergestellt, indem lange nach den hussitischen Zerstörungen das fromme Andenken dieses Gottgeweihten, mit einem beliebten Namen versehenen Ortes sich erhielt und die Bitte an Kaiser Rudolf II., die Stände und die Behörden veranlaßte, dieses Gotteshaus „Sanct Wenzel" genannt, wieder herzustellen, wozu dieser Kaiser 300 Gulden und die Bierbräuer 85 Schock Groschen beitrugen.

Im Jahre 1623 den 26. Juli erhielten vom Kaiser Ferdinand II. die unbeschuhten Augustinerpriester: Sixt ein Mährer und Sewerin ein Deutscher, diese Pfarrkirche, sammt Glocke, anderen Wohngebäuden, Schule, Garten und Begräbnißplatze als Eigenthum, worauf im Jahre 1625 mehrere Ordensleute daselbst eintrafen, und im Jahre 1626 ihr Kloster zu bauen anfingen. Der erste Wohlthäter desselben war Johann Platteis oder Platisius, früher Reformations-Kommissär, dann Bischof von Passau, welcher nach seinem Ableben hieher überbracht wurde. Der Neustädter Magistrat und mehrere Bürger überließen ihnen nahegelegene Häuser und Gründe mittelst billiger Kontrakte, insbesondere waren ihre Wohlthäter: Hannewald, Chinsky, Talmberg, Berka, Wratislaw, Przichowsky, Lobkowitz rc.

1628 wurde die Kirche mit 29 Wandgemälden versehen.

1643 ließ der Prior P. Aegid den Konvent von dem berühmten Maler Karl Screta mit 30, das Leben des heil. Wenzel vorstellenden, Gemälden auszieren.

Im Jahre 1646 den 1. Juli wurde diese Kirche vom Cardinal-Erzbischofe Graf Harrach abermals eingeweihet.

In den Jahren 1647 und 1652 nahm K. Ferdinand III. dortselbst das Mittagsmahl ein.

1652 wurde die Kirche äußerlich renovirt, nebst Umgebungen des Klosters.

1699 am Sct. Annenstage wurde die Congregation der heil. Anna mit einem Altare und Bilde derselben daselbst errichtet.

Das gewesene Prager Augustinerkloster zum heil. Wenzel war auch als Mutterkloster anderer zu betrachten, wohin die Prager Ordensleute gesendet wurden; als 1630 nach Wien, 1634 nach Marienbrunn in Oesterreich, 1640 nach Tabor, dann Deutschbrod, Laibach, Graz in Steyermark, Schlüßelburg in Böhmen rc.

Hammerschmidt schrieb auch eine besondere Geschichte des Klosters zu Sct. Wenzel auf der Neustadt (M. S.).

Im Jahre 1785 den 12. März wurde dieses Kloster aufgehoben, die Mitglieder, aus 23 Priestern, unter dem letzten Prior P. Johann Damaszen vom heiligen Maximilian, 5 Klerikern und 1 Layenbruder bestehend, wurden pensionirt, die Kirche exsekrirt, und zur Niederlage der Militärbetterfournituren, das Klostergebäude jedoch dem Militärverpflegsamte zugewiesen.

Screta's 29 Gemälde, welche sich in der Kirche befanden und das Leben des heil. Augustin und des heil. Thomas von Aquin rc. betrafen, sind in der Galerie zu Dresden; 30 andere desselben Meisters, welche das Leben des heil. Wenzel vorstellten, befinden sich in der Galerie patriotischer Kunstfreunde auf dem Hradschin zu Prag. Einige Bücher dieses ehemaligen Klosters befinden sich in der k. k. Bibliothek in Prag, andere im Museum.

Aus diesem Augustinerkloster Sct. Wenzel wurde im Jahre 1812 (angefangen, 1825 geendet) mit Hinzufügung des Raumes der Umfangmauer ein großes Gebäude hergestellt als Provinzial-Strafhaus, welches im gegenwärtigen Jahre (1853) erweitert wird.

Die erzherzogliche Burg in Linz hatte ein ähnliches Schicksal. Kaiser Friedrich III. starb noch daselbst den 19. August 1493, im Jahre 1800 ist dieselbe sammt der Stadt abgebrannt, wurde nachher ebenfalls in ein Provinzial-Strafhaus verwandelt.

Angrenzend ist das, seiner wirksamen Quelle wegen seit fünf Jahrhunderten noch immer beliebte, wenn gleich umgestaltete, Wenzelsbad.

Der Eremit Günther im Böhmerwalde, Stammvater des Hauses Schwarzburg.

Als Herzog Brzetislaw I. (1040—1041) mit Kaiser Heinrich III. in Krieg verwickelt war, griff ein deutscher Eremit — der nachmals hei-

liggesprochene Guntherus (Günther, böhm. Vintiř) bedeutsam in die betreffende Fehde ein.

Günther, von vornehmer Abkunft, brachte an dreißig Jahre seines Lebens als Einsiedler im Böhmerwalde zu, welchen er selbst theilweise durch Anlegung von Pfaden und Stegen wegsam gemacht. Dieser fromme Mann soll unter andern auch Brzetislaws I. Taufpathe gewesen sein. Kaiser Heinrich nennt denselben in einer Urkunde vom 17. Jan. 1040 seinen familiaris (idem Guntherus pro meritorum probitate amicabiliter usus est nostra familiaritate — Hundius II., 39); und er hatte guten Grund dazu. Denn bei dem Feldzuge im August des Jahres 1040, wo das deutsche Heer am Chambflusse über Eschelkamm und Neumarkt gegen Neugedein vorrückte (Palacky I., 284), hatte der Eremit Günther sich in jener Gegend zum Wegweiser des Heeres verwenden lassen — ohne indeß den Sieg von der böhmischen Seite ablenken zu können. Dasselbe that Günther im August des folgenden Jahres, wo Kaiser Heinrich auch glücklich den Grenzpaß überschritt (Cosm. p. 124—125) und seine Banner (8. Sept. 1041) sogar vor den Mauern Prags wehen ließ.

Der Eremit Günther starb am 9. Oktober 1045 und einige Handschriften des Cosmas melden dies mit folgenden Worten: Obiit (nempe VII. idus Octobris A. Mill. XLV) Guntherus Monachus et Heremita et sepultus est in monasterio sanctorum Adalberti atque Benedicti ante altare S. Stephani Prothomartyris (Script. rer. boh. I., 127). Hier ist das Benediktinerstift Brzewnow bei Prag gemeint.

Einige Genealogen des souveränen Hauses Schwarzburg leiten die Ahnenreihe desselben von unserm heil. Eremiten Günther ab; wie denn auch bekannt ist, daß alle regierenden Fürsten dieses in zwei Linien blühenden Hauses seit uralten Zeiten den Namen Günther führen.

Das Leben des heil. Günther hat ausführlich abgehandelt: Bonav. Piter in seinem Thesaurus absconditus Brunae 1762, 4°. — und in der Brzewnower Kirche zu Sct. Margareth trifft man des heiligen Mannes Grabmal an.

Herzog Luitpolds Tod in Mähren und Ludmila, die Ahnfrau des Wittelsbachischen Hauses.

In dem letzten Jahre der historischen Existenz des großmährischen Reiches kam es bei Preßburg (also auf altmährischem Gebiete, Palacky Gesch. I., 157) zu einer großen Schlacht zwischen den Magyaren und dem deutschen Heere Kaiser Ludwigs IV. (August 907.) Es war die blutigste, die entscheidendste, die das christliche Europa bis dahin gegen diese wilden Horden zu bestehen hatte, und entschied für sie, mit unermeßlichem Erfolge. Auf deutscher Seite fiel darin der größte Feldherr seines Volkes, Luitpold, Herzog von Bayern — Ahnherr des jetzt noch regierenden königlichen Hauses in Bayern — mit einer großen Anzahl der vornehmsten Männer des Reiches; Kaiser Ludwig rettete kaum durch eilige Flucht sein Leben. —

Herzog Friedrich von Böhmen (1173—1189) hatte eine Tochter, die jüngste, Namens Ludmila, welche böhmisches Geblüt in das königliche Haus Bayern verpflanzte. Sie war bis 1198 mit dem Grafen Albrecht von Bogen vermält und heirathete 1204 den Herzog Ludwig von Bayern (Buchners Geschichte v. Bayern V., 33) — wodurch diese schöne und tugendhafte Frau die Ahnfrau des noch blühenden Hauses Wittelsbach geworden ist (Palacky Gesch. II. 1, 71). Ludmila starb 1231. —

Das böhmische Reich im X. Jahrhundert
und der Name Breslau (Wratislaw).

Es ist bekannt, daß unter Boleslaw II. (von 967 bis 999) das böhmische Reich eine außerordentliche Ausdehnung und Größe hatte — sofern dem Stiftungsbriefe des Prager Bisthums unbedingter Glaube beigemessen wird. Nach diesem Circumskriptionsdiplome umfaßten nämlich die Grenzen der böhmischen Kirche, außer dem eigentlichen Böhmen, im Südosten: nicht allein Mähren, sondern auch die ganze sogenannte Slowakei in Ungarn, zwischen der Donau und den Karpathen, östlich bis an das Matragebirg hin; von da zogen sie sich nördlich über die Karpathen an dem Stryjfluße in die Gegend von Lemberg, und dann den Bug hinab bis an die heutige Woywodschaft Podlachien; im Norden ging die Grenze von da westlich über die Pilsza und die obere Warta an die Oder zwischen Breslau und Glogau und über die Bober (etwa bei Bunzlau) an das Isergebirge, so daß sie, außer Ober- und Mittelschlesien, auch die ganze südliche Hälfte des heutigen Königreichs Polen umschloß.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt Palacky (Gesch. I. 226): „Da Breslau's Name, Wratislaw, unwiderlegbar auf den Erbauer Wratislaw hindeutet, so ist die Vermuthung einiger schlesischen Chronisten: Stenus, Cureus, Henelius ꝛc. nicht ganz ohne Grund, daß ein böhmischer Fürst darunter gemeint sei. Dann aber möchte daraus folgen, daß schon Wenzels und Boleslaws Vater, Wratislaw I. (895—926), diesen Theil von Schlesien bis gegen Chorwatien hin, besessen habe.“

Judenwucher in Prag 1650.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhundertes hatte das Wuchergeschäft in Prag eine solche Höhe und Ausdehnung erreicht, daß sich die Regierung in Wien genöthigt sah, eine besondere Kommission zur Untersuchung der täglich einlaufenden Klagen und Denuntiationen aufzustellen. Diese bestand aus sieben angesehenen Männern; war aber aus ganz natürlichen Gründen in ihren Arbeiten vielfach gehemmt. Ein

Originalbericht vom 25. Juni 1659, der vor uns liegt, gibt darüber die nöthigen Aufschlüsse; wir heben jedoch hier nur den letzten Punkt hervor, welcher das Uebel, wie es scheint, sehr treffend schildert.

„Wir erachten es," bemerken zum Schlusse die ehrenwerthen Männer, „der hohen Nothwendigkeit, hier mitzufügen, daß durch die bisher so lange Zeit gleichsam ungestraft getriebenen und eingewurzelten, abscheulichen Wuchereien es hierorts mit dem Kreditwesen leider dahin gerathen, daß solches den Juden meistentheils in die Hände geronnen, welche in den Gelddarleihungen so viel Giri und Regiri machen, daß man fast nicht einmal wissen kann, welcher der ursprüngliche Gläubiger (principalis creditor) sei; ja nunmehr es so weit gebracht, daß ein jeder sein baares Geld viel lieber auf Pfänder, als auf Häuser, Güter oder etwas unbewegliches, so mit der königlichen Landtafel verschrieben werden muß, herleihet, weil dieses gemeiniglich eine gute Discretion einbringt, und mancher zur Erhaltung und zeitlicher Einlösung des Pfandes mit seinem großen Schaden dem ungewissen Creditor Mittel schaffen muß, wodurch dann nicht allein gedachte königliche Landtafel, ein hier Landes sonderbar bewährtes Kleinod, vorbeigegangen, sondern auch ihrer Majestät fiskalische Rechte und Interesse subvertiret, wie auch der vermög der jüngsten Nebenbewilligung von den ausgeliehenen Geldern zum königlichen Obersteueramte gehörige Abtrag, zu des ganzen Kontributionswesens merklichen Schaden und Nachtheil verschwiegen und vertuschet; item der Adel in den Städten und auf dem Lande, so bei geldlosen Zeiten zuweilen ohne ein baares Darlehen nicht fortkommen kann, durch die hohen Aufschläge, intitulirte Discretions- u. Rekompenspräsente dergestalt erschöpft wird, daß daraus endlich nichts anderes zu besorgen, als eine allgemeine Verbitterung und Desperation. Ja es dürften die Juden auf diese Weise ihre Negotien und Händel mit den Christen dermassen in einander flechten, daß jene an Macht und Kredit diesen weit überlegen in Zöllen und Mäuthen die Verwaltungen an sich ziehen, in Verpfändungen ganz überhand nehmen, hernach ihres eigenen Gefallens den Christen das übrige Blut aussaugen, und endlich einen solchen landschädlichen Effekt verursachen würden, als wie vor etlichen Jahren, so Gott gnädiglich hier Landen verhüten wolle, in Polen gleichsam aus derselben Ursache die nämliche Wirkung erfolget, und im ganzen Königreiche ein solches Feuer durch die, unter andern auch von den Juden in Desperation gebrachten Kosaken angezündet worden ist, daß davon die jammerlichen Spuren noch ganz frisch vorhanden, welchem weitaussehenden Unheil durch die allzu umschweifigen Prozesse gar nicht abzuhelfen, sondern die Erfahrung selbst gegeben, daß vermittelst dieser Inquirirungskommission solcher gefährlichen Unordnung weit geschwinder, besser und nachdrücklicher auf den Grund zu kommen. Und wann hierdurch nichts besseres geschafft worden wäre; so ist doch dieser, dem status publicus gedeihlicher Effekt erfolgt, daß den vel reipsa vel intentione Wucherern hierüber ein großer Schrecken eingejagt, und die wirklichen Wucherer von dergleichen Pravitätsprosequirung, die andern aber von dessen Incaminirung abgeschreckt und zurückgehalten worden sind; und würde dieses Uebel, welches sogar Landplagen zu verursachen pflegt, bereits guten Theil ausgewurzelt

worden sein, wenn sich nicht die meisten von ihnen auf des Freißleben Kühnheit steuerten und gründeten: welches alles, weil es gleichwol eine Hauptgewissenssache ist, wir mit Stillschweigen nicht haben verbeigehen können."

„Daraus werden Euer Excellenz (der Oberstburggraf) gnädig ersehen haben, daß dieser Inquisitionskommission zur Zeit kein Termin weder präfigirt, noch benannt werden könne, sondern es wäre gehorsamsten, unmaßgeblichen Erachtens am füglichsten, ob Euer Excellenz geruhen wollten, solches Ihrer kaiserlichen Majestät allergehorsamst vorzutragen und bei sogestalteter Repräsentirung einer und anderer oberzählten Ursachen, hohen Orts unserer wenigen Personen der gebetenen Entlassung halber in Gnaden eingedenk zu sein."

Mandat König Ludwigs

an die Administratoren im Collegium, wegen der Irrlehrer 1523.

Unsern Frommen und viel Getreuen! Es ist uns bekannt, wie nach unserer Entfernung aus Böhmen mancher Irrthum durch die Predigten der Pikarditen und Luthers entstanden ist, woraus ein recht großes Uibel zum Nachtheil unsers ganzen Königreichs Böhmen entsprießen könnte. Wir und unsere Räthe haben die Sache gut erwogen, daß daraus nichts Gutes fließen wird; daher befehlen wir euch streng und wollen es auch, daß ihr die pikardischen Lehren verwerfen und Luthers Predigten nicht zulassen werdet, was an unserer Statt der Hochwürdigste Herr Bischof von Ungarn und unser Kanzler den Gesandten Prag's, wie wir in Preßburg waren, bekannt machte. Was zur Erhaltuug der Einigkeit und Liebe gehört, das werdet ihr auch thun, und das Volk dazu anleiten, was wir mit unserer königlichen Liebe und Gnade vergelten wollen.

Daher verlangen wir von euch und wollen, daß ihr die aus dem Lande entwichenen Priester nicht wieder annehmet und ihnen durchaus nicht zu predigen erlaubet; denn von so irrigen Predigten kann nichts Gutes kommen. Dergleichen Geistliche und Ordensbrüder gebt in ein Kloster, zu Aelteren, durch welche sie auf den Weg der Besserung zu bringen sind. Auch den Geistlichen, welche unter eurer Obsorge stehen, macht bekannt, daß sie Spottlieder und Lehren Luthers weder annehmen noch predigen dürfen, unter Vorbeugung unsers Unwillens, unserer Strafe und Ungnade. Da euch unser königlicher Wille bekannt ist, so werdet ihr euch darnach richten.

Böhmen unter König Wenzel dem IV.

bis zur hussitischen Zeit.

Von

Dr. Legis Glückselig.

(Schluß.)

Schon waren die Universitäten zu der Uiberzeugung gelangt, daß die Vereinigung und Reformation der Kirche nur in einem allgemeinen Concilium zu suchen sei, dem sich jeder Papst unterwerfen müsse. Paris und Oxford erkannten, daß die Sache ohne den römischen König unausführbar sei, die Universität Prag gab ihren Beifall. Der Erzbischof Johann von Mainz, voraussehend, daß mit der bevorstehenden Abdankung der Päpste auch sein Erzbisthum für ihn verloren sei, beschloß, eher den römischen König vom Throne zu stürzen, als zuzugeben, daß Papst Bonifacius, sein Gönner, zum Niederlegen genöthigt werde. Er ließ also durch den Pfalzgrafen Ruprecht den König ernstlich abmahnen. In dem Schreiben (vom 1. März 1398) selbst wird die Besorgniß umgekehrt; Ruprecht stellt dem Könige vor, daß er seine Krone aufs Spiel setze, wenn Bonifacius abdanken müßte, der ja Wenzels Kaiserwahl bestätigt habe. Ueberhaupt muthet ihm der Pfalzgraf dreist genug zu, den alten Reichsfeinden, den Franzosen, zu sagen: wenn er auch manchmal als Kind gehandelt habe, so wolle er sich von nun an als Mann zeigen. In der That ließ sich König Wenzel nicht abhalten, nach Reims zu gehen, wo der gemeinschaftliche Beschluß gefaßt wurde, die beiden Päpste zur Abdankung zu vermögen, und durch die zwei Cardinalscollegien einen alleinigen rechtmäßigen Papst wählen zu lassen. Zugleich übernahm es der König von Frankreich, Benedikt XIII., und König Wenzel, Bonifacius IX. nöthigenfalls mit Gewalt zur Abdankung zu zwingen. Beide Päpste wurden, wie leicht zu denken, vergeblich zur Niederlegung ihrer Würde aufgefordert. Demnach kündigte König Karl VI. mit der französischen Geistlichkeit dem Benedikt nicht allein den Gehorsam, sondern ließ ihn auch in seinem festen Schlosse zu Avignon einige Monate lang belagern, bis Benedikt eidlich versprach, daß er, wenn Bonifacius es auch thun werde oder gestorben sei, abdanken wolle. Mit Bonifacius verfuhr König Wenzel ungleich glimpflicher. Sogar als derselbe die Gesandten König Wenzels keiner Antwort würdigte, gebrauchte dieser nicht die mindeste Zwangsmaßregel, sondern bewarb sich erst wegen gewaltsamen Einschreitens gegen Bonifacius um die Zustimmung und Mitwirkung der Könige von Ungarn und Polen, so wie der Kurfürsten. Dieses langsame Handeln gab dem römischen Papste Zeit, nicht nur die drohenden Schritte König Wenzels von sich abzuwehren, sondern auch — ihn zu stürzen. Im August 1398 kam König Wenzel nach Böhmen zurück.

Für die vortreffliche Verwaltung des Königreichs während seiner einjährigen Abwesenheit machte Wenzel dem Markgrafen Prokop ein Geschenk von zehntausend Schock Groschen, wofür er ihm das Schloß Bezdiez sammt Weißwasser, Pottenstein und Albrechticz, jedoch gegen beliebige Wiedereinlösung, zu Pfand verschrieb. Prokops Statthalterschaft sollte übrigens fortdauern.

An der Spitze der gegen den römischen König gestimmten Kurfürsten stand, wie gesagt, der Erzbischof Johann von Mainz. In der innigsten Verbindung mit Bonifacius IX., an den ihn das eigene Interesse knüpfte, ließ er diesem jetzt das Absetzungsprojekt des römischen Königs vortragen. Der vorsichtige Bonifacius, welcher Ungarn und Polen, die zu Wenzel hielten, gegen sich nicht aufbringen durfte, gab den kurfürstlichen Gesandten öffentlich noch keine bestimmte Antwort; jedoch ließ er durchblicken, daß man auf seine Unterstützung zählen könne, wie er denn auch nachher die Schritte der Kurfürsten als unter seiner Autorität geschehen anerkannte. Merkwürdig aber ist die Zweideutigkeit, womit Bonifacius die Unterhandlungen mit König Wenzel und seinen Gegnern führte. Während er durch den Mainzer Kurfürsten die Absetzung Wenzels aufs Eifrigste betreiben ließ, schrieb er nämlich (4. September 1398) an Sigmund von Ungarn, daß derselbe den König Wenzel bewegen möchte, nach Rom zu ziehen und von ihm die Kaiserkrone zu empfangen; könne dies nicht geschehen, so möge Sigmund ohne Vorwissen des römischen Königs selbst anherkommen, weil Berathungen zum Wohle der Christenheit dies unumgänglich nöthig machten. Daß keiner von beiden Königen diesem Ansinnen willfahren konnte, ist einleuchtend. Dem Könige Karl von Frankreich, welcher eben wieder zur Vertreibung des Bonifacius ermahnte, meldete König Wenzel (16. Oktober), daß er zu diesem Zwecke eine Fürstenversammlung auf die nächsten Weihnachten ausgeschrieben habe. Allein die Zusammenkunft unterblieb; denn die polnische Königin Hedwig gab nicht zu, daß ihr Gemal gegen den Papst aufstände, und Wenzel selbst erkrankte gerade zur Weihnachtszeit. Sein nächster Brief an den Papst Bonifacius (15. Januar 1399), worin er diesen von seiner Wiedergenesung benachrichtigt, zeigt noch keine Spur, daß Wenzel von seiner herannahenden Entthronung Kunde hatte.

Es mag sein, daß König Wenzel seit der Entfernung Jodoks die den Landherren gegebenen Zusagen nicht erfüllt, oder daß es diesen selbst unerläßlich geschienen habe, eine vollgiltige Amnestie auf Pergament in die Hände zu bekommen. Im April 1399 gab es, trotz der Wachsamkeit des Statthalters Prokop, wieder unruhige Bewegungen im Königreiche. So verhasst dem Könige Wenzel auch die Erinnerung an die von Sigmund und Jodok 1396 gefällten Compromißartikel sein mochte, so rief er jetzt dennoch wieder den König Sigmund herbei, und bevollmächtigte zugleich (16. April) den Burggrafen Friedrich zu Nürnberg, mit dem ungarischen Könige „über alle Sachen, Land und Leute betreffende, zu taidigen, überein zu kommen und abzuschließen.“ Der Trotz der Landherren war aber so groß, daß der König selbst mit einem schnell ausgerüsteten Heere gegen ihre Schlösser zu Felde zog.

Wir wissen von diesem Feldzuge nichts mehr, als daß die königlichen Truppen vorerst die Stadt Horawicz belagert und dann mit einer großen Büchse die Feste Skal beschossen haben. Am 15. Juni 1399 kam

ein Vergleich — der wegen seiner Erfolglosigkeit nachher sprichwörtlich gewordene „Beneschauer Friede" — zu Stande, über welchen zwei interessante böhmische Urkunden ausgefertigt wurden, folgenden Inhalts: 1) Es tritt ein Waffenstillstand ein, der vom St. Veitstage bis Lichtmeß künftigen Jahres dauern, und unter beiderseitiger Strafe von fünfzehntausend Schock Groschen nicht verletzt werden soll. 2) Zu Schiedsrichtern werden von beiden Seiten erkoren: Wenzel, Patriarch von Antiochien; Wolfram, Erzbischof von Prag; Johann, Bischof von Leitomischel; Heinrich von Rosenberg; Otto der Aeltere von Bergau; Hermann und Benesch von Chussnik; Hinko Berka von Hohenstein; diese sollten auf St. Margarethentag sich zu Beneschau einfinden, sich noch einen Neunten zum Obmann wählen, und mit den Mißvergnügten einen rechten Frieden machen. Zu dem letzteren aber bekennen sich ein und zwanzig Herren und Ritter: Boczko von Kunstatt und Podiebrad (obenan); Johann von Michalowicz; Smil von Richemburg; Otto der Jüngere von Bergau; Johann von Janowicz; Benesch von Libieschitz und Warta; Berka der Jüngere von Trosk, Hinko von Wodlycz; Odolen von Pissel; Smil von Bisskowicz; Johann Kabat von Korecz; Johann von Krinicz; Epik von Kruczenburg; Janek von Zeleznicz; Zdislaw von Zahorz; Sigmund von Sliwna; Wenzel Wunderwein von Radim; Albero von Tiechobuz; Maresch von Wissehniewicz; Johann von Wesselicz; Tupez von Giericz; Johann von Wodierad und Kunat von Suliewicz. Sie alle garantiren den bedungenen Waffenstillstand und unterwerfen sich dem Spruche der Schiedsmänner. Daß König Wenzel ein Gleiches thun wolle, dafür leisten schriftliche Bürgschaft (als zur Partei des Königs gehörig): Bürgermeister, Schöppen, Beisitzer und Gemeinden der drei Prager Städte; ferner die vier und zwanzig Herren und Ritter: Andreas der Aeltere, dann Benesch der Starke und Wanief von Duba; Udalrich, genannt Zajicz von Hasenburg; Jessko, genannt Czuch von Zasada, Marschall; Gyra von Rostok und Krakowecz; Sigmund von Orlik, des Reichs Unterkämmerer; Johann, genannt Diwoczek von Jemnisst; Mikesch, genannt Roth von Wlasenicz; Bussko, genannt Czalda von Kamenahora und auf Stiedra; Bussko von Mülheim; Smil von Suliewicz; Peter von Koniepas; Peter von Pietichwost; Johann von Wlassim; Bohunko Kozlik von Drahobudicz; Heinrich von Stiepanowicz; Humbrecht von Tasnowicz; Peter von Lomnitz, genannt Raschim; Philipp, genannt Lanta von Diedicz, Jägermeister; Missko Wrbik von Tismicz. Ob und auf welche Weise an dem obgesetzten Tage (13. Juli) gemittelt wurde, ist nicht bekannt. Der Waffenstillstand ward jedenfalls unterbrochen, und die Empörung der Landherren dauerte fort, so daß sich König Wenzel noch am 15. September bei den Kurfürsten entschuldigen ließ. Eine so schwierige Aussöhnung zwischen Rebellen und ihrem Fürsten zu bewerkstelligen, dazu war König Sigmund um so weniger der Mann, als er mit seinen eigenen Unterthanen in steter Zerfallenheit lebte; sein Leichtsinn und seine Verschwendung machte ihn allen Ungarn verhaßt.

Während also der Kriegszustand in Böhmen fortdauerte, kamen (2. Juli 1399) die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Sachsen in Marburg zusammen und verbanden sich einträchtig, über alle, die Kirche, den römischen Stuhl und die Kurfürsten betreffenden Angelegenheiten zu Rathe zu gehen. König Wenzel merkte, daß es allmälich Ernst werden sollte, und schrieb einen und bald darauf den zweiten Reichstag aus;

allein die Fürsten waren nicht mehr zurückzuhalten, sondern erneuerten und verstärkten vielmehr ihren Verein. Es trat nämlich (1. September) zu Mainz auch der schwache Kurfürst von Trier bei, welchem noch andere Fürsten folgten, als: der Herzog Stephan von Bayern, die Markgrafen von Meißen, der Landgraf von Hessen und der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und nun sagten sie offen, die Absicht sei: einen andern römischen König zu wählen und zu setzen. Von Rom aus wurde der König endlich auch von den Plänen der Kurfürsten benachrichtigt, aber auch von Neuem aufgefordert, die Kaiserkrönung nicht länger aufzuschieben. Papst Bonifacius wünschte dies ganz aufrichtig, weil er eben dadurch, daß er dem Kaiser die Krone aufsetzte, die Tiara auf seinem eigenen Haupte zu befestigen meinte. Daß König Wenzel in die Vorschläge nicht einging, und deßhalb, weil er des Papstes Absetzung bereits ausgesprochen, nicht eingehen konnte, dies stellte ihn der Rache des letzteren am meisten bloß. Noch einen Reichstag auf den 12. Oktober schrieb König Wenzel aus, bei welchem auch König Sigmund erscheinen sollte; allein sowohl Sigmund als die Fürsten blieben aus. Kaum aber hätten die Fürsten es gewagt, gegen den römischen König so offen aufzutreten, wenn nicht die Uneinigkeit unter den Gliedern des luxemburgischem Hauses und der unruhige Zustand Böhmens und Ungarns, welcher die Könige Wenzel und Sigmund ganz beschäftigte, sie auf den Gedanken gebracht, die Luxemburger wo möglich vom Kaiserthrone zu verdrängen. Vor dem Jahresschlusse (21. December) stellte König Wenzel den Mißvergnügten, unter denen sich auch der Bischof Johann von Leitomischel befand, eine neue Geleitsurkunde aus, um in Prag ihre Beschwerden ungehindert vorzubringen und abzuthun; es scheint jedoch nichts gefruchtet zu haben.

Als am 1. Februar 1400 die Fürsten wieder zu Frankfurt zusammenkamen, bezeichneten sie, ohne daß ihnen Erzbischof Johann einstweilen die Freude verdarb, diejenigen Fürstenhäuser, aus welchen der römische König zu wählen sei; als solche wurden Bayern, Sachsen, Meißen, Hessen, die Burggrafen zu Nürnberg und die Grafen von Würtemberg erklärt. Oesterreich und das luxemburgische Haus in Böhmen, Mähren, Ungarn und Brandenburg waren demnach ausgeschlossen. König Wenzel machte inzwischen den Versuch, die Luxemburger und seine übrigen Freunde gegen die Kurfürsten zu vereinigen; er selbst wollte sich an die Spitze des Heeres stellen und die Fürsten, welche am 27. Mai zu Frankfurt wieder zusammen kommen sollten, mit Waffengewalt auseinander treiben. Um die Hilfe Sigmunds und Jodoks zu erhalten, mußte Wenzel das Opfer bringen, dem Markgrafen Prokop, welcher ihm in den letzten Jahren so wesentlich genützt, die Freundschaft aufzukündigen; er that es mit Wehmuth. Nun sagte Jodok Hilfstruppen zu, welche er in eigener Person anführen wollte; es war vorläufig nur von zweihundert Helmen die Rede, welche der König als Bedeckung zu der Rheinreise ansprach. Sigmund hingegen entschuldigte sich, daß ihm der unruhige Zustand Ungarns nicht erlaube, seine Streitkräfte in solche Ferne zu führen; doch gedenke er gute Vorschläge zu machen. Es ward also eine Zusammenkunft aller Glieder des luxemburgischen Hauses und ihrer Freunde in Prag verabredet, und die, seit Weihnachten ohnehin vertagte, böhmische Krönung der Königin Euphemia zum Anlaß genommen. Am 15. März 1400 waren wirklich des Königs Bruder, sein Vetter Jodok, sein Schwager

Johann, Burggraf zu Nürnberg, demnach das ganze luxemburgische Haus, bis auf den Markgrafen Prokop, in Prag versammelt. Aber die Brüder und Vettern der Königin, auf deren Gegenwart Wenzel gerechnet hatte, blieben aus; Herzog Stephan von Bayern, der Vater der Königin, hatte sich ebenfalls mit den Fürsten verbunden, und so war die Täuschung des Königs von dieser Seite unerwartet groß. Gleichwol ging die Krönungsfeier vor sich, und es ist unter solchen Umständen das dabei beobachtete Ceremoniel äußerst merkwürdig. Die Bürger der Altstadt Prag, hinter ihnen die Aebte mit ihren Infeln und „die Fürsten des Königreichs mit ihren Stäben" eröffneten den Zug. Nun kam die prachtvoll geschmückte Königin „Zophia" unter einem Traghimmel, den Ulalrich der Hase und Andere trugen; die Krone trug Heinrich von Rosenberg, das Scepter Berka von Hohnstein, den Reichsapfel nebst dem Crucifix Johann von Michelsberg. Ihnen folgte die Aebtissin zu St. Georg und die Witwe des Herzogs Johann vou Görlitz; die Mitglieder des königlichen Hauses schlossen den Zug. In der Domkirche hielt zuerst Magister Johann Sophista eine böhmische Exhortation. Der Erzbischof Wolfram las im Beisein des Patriarchen von Antiochien und des Bischofs zu Leitomischel das Hochamt, wobei ihm der Prager Official, Doctor Johann Kbell und der Apollinar-Dechant Wenzel assistirten. Nach dem Evangelium salbte und krönte der Erzbischof die Königin, worauf sodann durch das ganze Hochamt die Herren Heinrich von Rosenberg und Brenko von Skal die Krone über ihrem Haupte hielten. Ein reiches Bankett nach vollbrachter Krönung fehlte nicht. Der Hauptzweck der ganzen Feierlichkeit, das Bündniß mit den bayerischen Herzogen, mit deren Hilfe das Ansehen des römischen Königs behauptet werden sollte, war leider vereitelt. Welche Nebenzwecke mit dieser unzeitigen Krönung sonst verbunden waren, läßt sich nicht bestimmen; da jedoch mehrere von den mißvergnügten Herren dabei fungirt haben, so muß ein Aussöhnungsakt zwischen ihnen und dem Könige vorgegangen sein. Indeß diente dieser persönliche Verkehr Sigmunds und Jodoks dazu, daß sich Beide neuerdings gegen den ihnen verhaßten Prokop verbanden. Denn kaum war Sigmund, den Wenzel bis nach Kuttenberg begleitete, über die böhmische Grenze, so brachen schon Feindseligkeiten zwischen ihm und Jodok einerseits und Prokop andererseits aus, welche bis zur Absetzung Wenzels dauerten, und die deutschen Fürsten wahrscheinlich ermuthigten, desto rascher gegen Wenzel zu Werke zu gehen.

Zwar hatte der römische König einen Reichstag auf den 2. Mai 1400 nach Nürnberg berufen, allein Niemand erschien daselbst. Wohl aber wurde die Versammlnng, welche die Kurfürsten ohne Willen des Königs auf den 27. Mai nach Frankfurt ausschrieben, sehr zahlreich besucht; nicht blos Abgesandte von den Städten erschienen diesmal, sondern auch die Könige von Frankreich und England, dann die Universitäten von Paris und Oxford hatten Abgeordnete geschickt. König Wenzel durfte auch seine Gesandten nicht dabei fehlen lassen; er fertigte den Herzog Přemysl von Teschen nebst zwei Räthen dahin ab und gab ihnen zugleich die Weisung, vorhinein noch die rheinischen Städte heimzusuchen und sich ihrer Treue zu versichern. In Frankfurt protestirte also der Herzog von Teschen gegen alle Beschlüsse der Stände, weil diese sich ohne Einwilligung des römischen Königs versammelt, und lud die An-

wesenden im Namen des Letzteren ein, einen andern beliebigen Tag zu gemeinsamer Reichsberathung festzusetzen, wobei nebst dem Könige Sigmund und dem Markgrafen Jodok, auch die Könige von Polen, Dänemark, Schweden und alle Reichsstände Italiens sich einfinden oder vertreten lassen sollten. Daß König Wenzel nicht früher selbst nach Deutschland gekommen, daran sei der Krieg gegen den Markgrafen Prokop Schuld gewesen, jetzt aber würde der König ohne Säumniß zum Reichstag kommen. Die Fürsten achteten auf diesen Vortrag des Herzogs wenig, vielmehr sagten sie, König Wenzel werde auf einen andern Tag nach Lahnstein beschieden werden, um entweder den allgemeinen Beschwerden abzuhelfen, oder der Kaiserwürde — allenfalls zu Gunsten des Herzogs von Braunschweig — zu entsagen. Diese Abweisung hatten Wenzels Gesandte von den Fürsten erhalten, bei den Städten fanden sie fast durchgehends Gehör. Durch die Erwähnung des Herzogs von Braunschweig war aber in der Versammlung selbst eine sichtbare Spaltung entstanden; denn Mainz und Pfalz sahen ihre Pläne durchkreuzt. Unwillig zogen die meisten Fürsten von dannen, namentlich der Kurfürst Rudolph von Sachsen und sein Schwager, der kluge und tapfere Herzog Friedrich von Braunschweig. Die beiden letzteren wurden also unterwegs durch mainzische Dienstleute überfallen, Kurfürst Rudolph gerieth in Gefangenschaft, Herzog Friedrich aber wurde in der Hitze des Gefechtes erschlagen; so hatte es der Erzbischof von Mainz ohne Zweifel vorher bestimmt. Nun stand Ruprecht ziemlich ohne Nebenbuhler da. Blos die Städte waren der Absetzung Wenzels entgegen, Mainz, Straßburg, Worms, Speyer, Regensburg, Frankfurt und Friedberg erklärten, daß man bisher nicht offen in der Sache mit ihnen gehandelt, sie auch nicht versichert, was sie von einem neuen Könige zu erwarten hätten, und deswegen wollten sie dem Könige Wenzel den Gehorsam halten, welchen sie ihm geschworen. Für diese Anhänglichkeit dankte Wenzel den Städten in mehreren Schreiben. Ob Wenzel den Papst Bonifacius für den eigentlichen Anstifter der Umtriebe gegen seine Regierung gehalten habe, ist nicht zu entscheiden; er schrieb ihm aber jetzt (15. Juni 1400) sehr unterwürfig und übertrug dem Könige Sigmund, welcher nach Rom reisen sollte, die bestmögliche Besprechung dieser das ganze luxemburgische Haus betreffenden Angelegenheit. Wenzel war so vorsichtig, sich rücksichtlich der uneingeschränkten Vollmacht, die er Sigmund verlieh, von diesem eine Gegenversicherung ausstellen zu lassen; weil er einsah, Sigmund könnte in Italien leicht verführt werden, jene Vollmacht im eigenen Interesse zu mißbrauchen. Unter Sigmunds Aufträgen war übrigens auch der: dem obersten Kanzler, Wenzel Kralik von Burnicz, das erledigte Patriarchat von Aquileja zu erwirken. Da sich die Luxemburger vom Kaiserthume für die Zukunft verdrängt glaubten, so ging ihre richtige Berechnung dahin, daß Wenzel vorerst auf dem römischen Throne erhalten werden müsse. Und da Papst Bonifacius bisher nur unter der Hand die Ränke der vier Kurfürsten begünstigt und daher den Weg offen hatte, sich nöthigenfalls mit Wenzel zu versöhnen, so hatte Sigmund keine andere Absicht, als Wenzeln nach Rom zu bringen und ihn zum Kaiser krönen zu lassen, wozu jetzt die Einleitung getroffen werden sollte. Der römische König wäre sodann, wenigstens dem Namen nach, der Schirmvogt des Papstes geworden, und die rheinischen Kurfürsten hätten, der päpstlichen Stütze beraubt, nicht

weiter zur Absetzung Wenzels schreiten können. Es war also im höchsten Grade gefehlt, daß König Sigmund die Reise nach Rom aufgab; die Abhaltungsursachen werden in den Quellen verschwiegen. Vermuthlich dachte Sigmund nicht, daß die Kurfürsten so rasch handeln würden; allein der Erzbischof von Mainz, den Abfall des Kurfürsten von Sachsen und die Mißstimmung der Städte nicht im mindesten scheuend, bot zu Ruprechts Erhebung, die ihm von mehreren Seiten einträglich sein mochte, den thätigsten Eifer auf. Der Tag zu Lahnstein (11. August), wo sich König Wenzel zufolge der ihm von jenen vier Kurfürsten zugefertigten Ladung über die schlechte Reichsverwaltung verantworten sollte, war erschienen. Außer den vier Kurfürsten fanden sich nur wenige Städte ein. Daß der römische König selbst nicht kam, war er sich und seiner Würde schuldig; denn offenbar handelten die vier Kurfürsten als Aufrührer. Nachdem hierauf der Pfalzgraf Ruprecht den drei Erzbischöfen die Capitulation geleistet hatte, sprach vor dem Thore zu Lahnstein, wo die Kurfürsten zu Gericht saßen, (20. August) Johann von Mainz in Gegenwart einer großen Menge Volkes die Absetzung des römischen Königs Wenzel aus. Als Gründe wurden in dem Urtheil folgende aufgeführt: 1) Daß Wenzel der heiligen Kirche nicht zum Frieden geholfen; 2) die Rechte des Reichs vergeudet, insonders den Johann Galeazzo Visconti, der nur ein Diener und Amtmann des Reichs in der Lombardie gewesen, zum Herzog von Mailand gemacht habe; 3) daß er Blanquets unter seinem Siegel ausgegeben, auf welche Jeder sich nach Gefallen Freiheiten und Gerechtsame habe schreiben lassen können; 4) endlich, daß er den Landfrieden nicht gehandhabt, und selbst grausam und tyrannisch — wohlgemerkt in Böhmen — regiert habe.

Ueber die völlige Unstatthaftigkeit der Entthronung des römischen Königs sind alle Historiker einig. Zwar hatte Wenzel das Reich in den letzten Jahren arg versäumt und im Ganzen wenig Charakterwürde bewiesen. Da demnach von seiner Persönlichkeit nicht viel zu fürchten war, so verfuhren die rheinischen Kurfürsten — und diese bildeten, bei Abgang Sachsens, Brandenburgs (und Böhmens), wenigstens die Mehrheit — gegen ihn, wie einst gegen Adolf von Nassau; er wurde vorgeladen, um abzuhelfen, und als er nicht erschien, seiner Würde entsetzt. Das Absetzungsurtheil beruht so sehr auf Scheingründen, daß man über den Kurfürsten von Mainz erstaunen muß, der es gewagt, diese im Namen der Mitkurfürsten von ihm allein besiegelte Urkunde den Reichsständen vorzulegen. Die Beschuldigungen des Königs Wenzel sind theils unwahr, daher leicht zu widerlegen, theils abgeschmackt, daher keiner besonderen Widerlegung werth. Zu den unwahren Beschuldigungen gehören: 1) daß Wenzel der Kirche nicht zum Frieden geholfen und nicht das Schisma aufgehoben habe; vielmehr bot der König alle seine Kräfte für diesen Zweck auf und klüglich verschweigen die Kurfürsten Wenzels letzten Schritt zu Herstellung der Kircheneinheit, welcher gerade die Ursache war, daß sie ihn absetzten. 2) Soll er der Unordnung und den Fehden im deutschen Reiche nicht gesteuert haben; während er doch nicht müde wurde, achtmal einen zeitgemäßen Landfrieden aufzurichten; allein wie in jenem Falle an den Päpsten und der Geistlichkeit, scheiterten in diesem Falle seine Versuche an den deutschen Fürsten, welche sämmtlich die Verwirrung nährten, um ihr Privatinteresse

wesenden im Namen des Letzteren ein, einen andern beliebigen Tag zu gemeinsamer Reichsberathung festzusetzen, wobei nebst dem Könige Sigmund und dem Markgrafen Jodok, auch die Könige von Polen, Dänemark, Schweden und alle Reichsstände Italiens sich einfinden oder vertreten lassen sollten. Daß König Wenzel nicht früher selbst nach Deutschland gekommen, daran sei der Krieg gegen den Markgrafen Prokop Schuld gewesen, jetzt aber würde der König ohne Säumniß zum Reichstag kommen. Die Fürsten achteten auf diesen Vortrag des Herzogs wenig, vielmehr sagten sie, König Wenzel werde auf einen andern Tag nach Lahnstein beschieden werden, um entweder den allgemeinen Beschwerden abzuhelfen, oder der Kaiserwürde — allenfalls zu Gunsten des Herzogs von Braunschweig — zu entsagen. Diese Abweisung hatten Wenzels Gesandte von den Fürsten erhalten, bei den Städten fanden sie fast durchgehends Gehör. Durch die Erwähnung des Herzogs von Braunschweig war aber in der Versammlung selbst eine sichtbare Spaltung entstanden; denn Mainz und Pfalz sahen ihre Pläne durchkreuzt. Unwillig zogen die meisten Fürsten von dannen, namentlich der Kurfürst Rudolph von Sachsen und sein Schwager, der kluge und tapfere Herzog Friedrich von Braunschweig. Die beiden letzteren wurden also unterwegs durch mainzische Dienstleute überfallen, Kurfürst Rudolph gerieth in Gefangenschaft, Herzog Friedrich aber wurde in der Hitze des Gefechtes erschlagen; so hatte es der Erzbischof von Mainz ohne Zweifel vorher bestimmt. Nun stand Ruprecht ziemlich ohne Nebenbuhler da. Blos die Städte waren der Absetzung Wenzels entgegen, Mainz, Straßburg, Worms, Speyer, Regensburg, Frankfurt und Friedberg erklärten, daß man bisher nicht offen in der Sache mit ihnen gehandelt, sie auch nicht versichert, was sie von einem neuen Könige zu erwarten hätten, und deswegen wollten sie dem Könige Wenzel den Gehorsam halten, welchen sie ihm geschworen. Für diese Anhänglichkeit dankte Wenzel den Städten in mehreren Schreiben. Ob Wenzel den Papst Bonifacius für den eigentlichen Anstifter der Umtriebe gegen seine Regierung gehalten habe, ist nicht zu entscheiden; er schrieb ihm aber jetzt (15. Juni 1400) sehr unterwürfig und übertrug dem Könige Sigmund, welcher nach Rom reisen sollte, die bestmögliche Besprechung dieser das ganze luxemburgische Haus betreffenden Angelegenheit. Wenzel war so vorsichtig, sich rücksichtlich der uneingeschränkten Vollmacht, die er Sigmund verlieh, von diesem eine Gegenversicherung ausstellen zu lassen; weil er einsah, Sigmund könnte in Italien leicht verführt werden, jene Vollmacht im eigenen Interesse zu mißbrauchen. Unter Sigmunds Aufträgen war übrigens auch der: dem obersten Kanzler, Wenzel Kralik von Burnicz, das erledigte Patriarchat von Aquileja zu erwirken. Da sich die Luxemburger vom Kaiserthume für die Zukunft verdrängt glaubten, so ging ihre richtige Berechnung dahin, daß Wenzel vorerst auf dem römischen Throne erhalten werden müsse. Und da Papst Bonifacius bisher nur unter der Hand die Ränke der vier Kurfürsten begünstigt und daher den Weg offen hatte, sich nöthigenfalls mit Wenzel zu versöhnen, so hatte Sigmund keine andere Absicht, als Wenzeln nach Rom zu bringen und ihn zum Kaiser krönen zu lassen, wozu jetzt die Einleitung getroffen werden sollte. Der römische König wäre sodann, wenigstens dem Namen nach, der Schirmvogt des Papstes geworden, und die rheinischen Kurfürsten hätten, der päpstlichen Stütze beraubt, nicht

ein von Herrschergaben, wenn auch nebenher etwas Abenteuersinn, voraus. Der Umstand, daß auch er während seiner zehnjährigen Regierung weder Deutschland zum Frieden, noch der Kirche zur Einheit zu helfen, also überhaupt nicht mehr zu thun vermocht, als König Wenzel, ist wohl die beste Rechtfertigung der gegen den Letzteren erhobenen Klageartikel. Ruprecht versicherte den geistlichen Kurfürsten vor der Wahl die Privilegien, welche sie sich dafür auszubedingen für gut fanden; auch Mailand und Brabant sollte er, jedoch ohne Kosten des Reichs, wieder zurückbringen. Als man den Papst Bonifacius um Bestätigung der neuen Königswahl bat, sandte dieser (26. August) ein Breve an den König Wenzel, worin er ihn bei seinen Ehren und Würden mit väterlicher Zärtlichkeit zu schirmen versichert, sollte er dabei sein eigenes Blut vergießen. Den Kurfürsten aber gab er einen unbestimmten Bescheid, um den Schein zu verbergen, als wäre er bei Wenzels Absetzung betheiligt gewesen. So lange Oesterreich, Braunschweig, Lüneburg, Brabant, die meisten Reichsstädte, Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen bei König Wenzel standen und diesen als römischen König erkannten, befürchtete Bonifacius mit Recht, den wichtigsten Theil seiner Obedienz zu verlieren, wenn er sich für Ruprecht erklärte, der von Bayern und in den Rheinlanden, sonst aber wenig, anerkannt war. So beschloß also Bonifacius lieber abzuwarten, welcher von Beiden sich behaupten würde; er zögerte mit Ruprechts Bestätigung und fuhr fort, Wenzel einen römischen König zu nennen. Wenzel hatte daher alle Aussicht, seinen Gegner ohne Schwierigkeit zu entwaffnen und zu verderben, wenn nur die übrigen Luxemburger einträchtige Hilfe geboten hätten. Allein wie vor fünf Jahren Herzog Johann von Görlitz dem aufrührerischen Herrenbunde sich (freilich zu eigenem baldigen Verderben) hatte einverleiben lassen, so standen jetzt (seit 18. Januar 1400) König Sigmund, Markgraf Jodok, Johann Bischof von Leitomischel und die mißvergnügten Herren insgesammt gegen den Markgrafen Prokop verbündet da, während ihre Händel mit dem Könige selbst noch nicht ausgetragen waren.

Als Wenzel (30. August 1400) die Kunde von seiner Absetzung und der Erhebung Ruprechts vernahm, schwor er seinen Gegnern furchtbare Rache. Das Ereigniß wirkte auch gewaltig auf Sigmund und Jodok, so daß sie den Krieg gegen Prokop fallen ließen und, die Schmach ihres Hauses ermessend, dem entthronten Bruder alle erdenklichen Streitkräfte zuzuführen betheuerten. Außer dieser Hilfe konnte Wenzel auch auf die Herzoge von Oesterreich, die Markgrafen von Meißen, den Visconti von Mailand, die niederländischen Fürsten, auf Polen und auf Frankreich rechnen; er kündigte dies auch den treuen Reichsständen an. Aber während Ruprecht den wirksamen Beistand der Franzosen hintertrieb, sah sich Wenzel gezwungen, auf die ungarischen Hilfsvölker selbst zu verzichten. Es befand sich nämlich Sigmund mit seinem Heere auf dem Marsche nach Böhmen. Dringende Beschickungen von Seite Wenzels hatten den sonst eben nicht eilfertigen König angespornt, noch mehr die Machtvergrößerung, die er selbst sich versprach. Freilich aber herrschte in ganz Böhmen die Meinung, daß, so wie Wenzel mit Sigmund oder Jodok sich einlasse, auch einer von diesen Beiden die Krone Böhmens davon tragen werde. Als die Ungarn in Kuttenberg anlangten, war Jodok mit den böhmischen Landherren und einigem Kriegsvolke aus Mähren schon

hier versammelt. In dem benachbarten Kloster Sedletz unterhandelten die drei Luxemburger über die Bedingungen. Sigmund verlangte die unbedingte Versicherung der Erbfolge in Böhmen, die Verwaltung des Landes, die Lausitz und Schlesien als Unterpfand für die Deckung der Kriegskosten, — kurz Alles, was Wenzel besaß, bis auf seinen ohnehin bescholtenen Titel. Das hatte Wenzel um so weniger erwartet, als ihm ja für Jodok fast nichts übrig geblieben wäre. Er brach augenblicklich die Unterredung ab, und ritt, ohne von dem Bruder Abschied zu nehmen, davon.

Sigmund führte also (20. Oktober) seine Kriegsvölker nach Ungarn, auch Jodok wieder die mährischen heim. Der Herrenbund bestand fort; aber zwischen Sigmund und Jodok wurde der frühere geheime Vertrag befestigt und Letzterem die Erbfolge im Reiche Ungarn verschrieben. So stand Wenzel von den Seinigen verlassen da, und unendlich schadete ihm das Ausbleiben mit einer Heeresmacht in Deutschland, da er die rheinischen Kurfürsten gerade jetzt am leichtesten hätte auseinander treiben können, indem seine Sache noch gar nicht verloren war. Allmälich aber wurden die Städte wie die Fürsten in ihrer Treue gegen Wenzel wankend. Frankfurt, woselbst Ruprecht die herkömmlichen sechs Wochen hindurch kampfbereit auf Wenzel wartete, ließ den neuen römischen König schon am 26. Oktober in seine Thore ein. Andere vornehme Städte aber, auch die Krönungsstadt Aachen, verweigerten ihm hartnäckig den Eingang, so daß sich Ruprecht (6. Januar 1401) in Köln — obgleich auch da nicht mit der Reichskrone, welche in Wenzels Händen war — mußte krönen lassen. Als sich die Reichsstädte immer länger ihrem Schicksale überlassen sahen, befragten sie die Rechtsgelehrten, und erhielten den Bescheid: Ruprecht sei rechtmäßig gewählt, doch sollten sie ihm nicht eher huldigen, bis ihre Freiheiten von ihm bestätigt sein würden; sollte Wenzel an sie um Hilfe schreiben, so wäre er als todt zu betrachten. Die oberdeutschen Städte befolgten dies; als ihnen aber Ruprecht zusagte, sie bei den unter dem luxemburgischen Hause erworbenen Freiheiten zu belassen, so brachte er sie alsbald auch auf seine Seite. Durch Kraftlosigkeit hatte Wenzel seinen Untergang vollendet. Der physische Nachtheil zog für ihn aber auch einen allgemeinen moralischen nach sich, indem alle Chronisten dieser so schlecht verhüteten Entthronung halber mit unverhohlener Wegwerfung von ihm sprechen. In der Beschimpfung Wenzels hat es Dubravius († als Bischof zu Olmütz 1553) wol am weitesten getrieben. Bei solchen Tonangebern fällt das Nachbeten späterer Geschichtschreiber nicht auf; heutzutage hat uns die Kritik freilich gerechter gegen diesen Fürsten gemacht.

Selbstsucht und Mißgunst hatten die luxemburgischen Familienglieder zu einer Zeit entzweit, wo inniges Zusammenhalten die durch Wenzels Absetzung ihrem Hause gewordene Schmach unfehlbar hinweggetilgt hätte. Aus ihrer Zwietracht zogen aber nicht allein die Feinde Vortheil, sondern ihre eigenen Unterthanen glaubten den Zeitpunkt nahe, wo ein Luxemburger sich nicht mehr um den Andern bekümmere, und so brach, wie auf ein gemeinschaftliches Signal, in allen Luxemburgischen Landen offener Aufstand aus. Ob Ruprecht die Empörung genährt, bleibt, da es ihm an Geldmitteln gebrach, dahingestellt. König Wenzel, der die römische Krone bereits verwirkt, sah jetzt auch die böhmische auf dem Spiele.

Die mährischen Markgrafen, Jodok und Prokop, stellten ihre Feindschaft ein, um an der Spitze der mißvergnügten Landherren, Wenzeln der Herrschaft zu berauben. Eine große Verschwörung in Ungarn war wider den König Sigmund gerichtet, der ohne Bewilligung der Reichsbarone Jodok zum Nachfolger in Ungarn ernannt, und sich außerdem um alle Gunst der Nation gebracht hatte; Sigmund wurde (28. April 1401) sogar gefangen gesetzt. Während dieser Vorfälle rückte Ruprecht mit einem Heere gegen die böhmische Grenze an; er gedachte Wenzeln zum freiwilligen Rücktritt zu zwingen und sodann unverweilt nach Italien zu ziehen. Als er vor Eger stand, sah er jedoch seine Plane vereitelt. Wenzel hatte auf Krongüter Geld erhoben, und so vortreffliche Kriegsanstalten getroffen, daß Ruprecht nicht wagte weiter vorzudringen, sondern einen Vergleich anbot. Wenzel sollte nämlich der römischen Königswürde feierlich entsagen und die Reichskleinodien ausliefern, wogegen ihn Ruprecht im Besitze seines Königreichs gegen alle Feinde zu schützen versprach und eine Wechselheirat zwischen dem pfälzischen und luxemburgischen Hause in Vorschlag brachte. Zu dem Letzteren war Wenzel geneigt, aber nicht zu dem Ersteren; Ruprecht, meinte er, solle römischer König bleiben, er selbst (Wenzel) behalte sich die Würde und den Titel eines römischen Kaisers unabänderlich vor. Abermals griff Ruprecht zu den Waffen und verbündete sich zugleich mit den mährischen Markgrafen und deren Anhängern, ohne Zweifel mittelst großer Versprechungen. Auch die Markgrafen von Meißen gewann er, und so drangen diese, im Verein mit den von Ruprechts Sohne angeführten Pfälzern und Jodoks Streitmassen, in Böhmen ein; glücklich kamen sie (18. Juli) bis vor Prag. Der Markgraf Prokop, welcher vierzig Schlösser in Böhmen besaß, hatte nämlich dieses rasche Eindringen möglich gemacht, und da auch der Prager Erzbischof Wolfram von der Parthei war, so schien der Sturz König Wenzels unausbleiblich. Indessen waren die Markgrafen und ihr Anhang so klug gewesen, die Gemeinschaft mit Ruprecht nur als Mittel zu benützen, um Wenzel in die Enge zu treiben und ihm Zugeständnisse abzupressen, sodann aber den Gegenkönig Ruprecht alsbald wieder aufzugeben. Der Vergleich mit Jodok und die endliche Auflösung des bereits sieben Jahre dauernden Herrenbundes geschah zu Prag am 12. August 1401; wieder aber war Sigmund, obgleich zur Zeit noch gefangen, am meisten darin betheiligt, und wie der Erfolg zeigte, begünstigt, so daß Wenzel auch diesmal mit völliger Unfreiheit, ja Vertrauenslosigkeit zu sich selbst, handelte. Er mußte vier Landherren als Statthalter von Böhmen setzen und ihnen alle Gewalt übertragen; es waren der Erzbischof Wolfram von Prag und die Herren Heinrich von Rosenberg, Otto Bergau von Bilin und Johann Krussina von Lichtenburg. Die Vergleichspunkte aber lauteten: 1) Die vier Statthalter sollten nach der Weisung des Königs Sigmund, sobald dieser wieder die Freiheit erlangt, in Böhmen Frieden machen, und die auswärtigen Geschäfte mit Zuziehung anderer Herren besorgen. 2) Alle Städte sollen den vier Herren Gehorsam leisten, und die Burggrafen der Schlösser ihnen zu Diensten stehen. 3) Die erledigten Landesämter sollte zwar der König wieder besetzen, jedoch nicht ohne Einvernehmen mit den Herren, welche auch über die Verwendung der Staatseinkünfte zu befragen sind. 4) Im Falle der König diese Artikel verletzt, werden sich die Städte,

Festungen, Schlösser und königlichen Beamten so lange den Statthaltern anschließen, bis Alles erfüllt ist. 5) Nach dem Ableben eines oder aller vier Herren hat der König ihre Stellen an andere zu verleihen. 6) Die Städte und königlichen Beamten schwören, den Statthaltern in so weit gehorchen zu wollen, als König Sigmund es bestimmen wird, dessen Rechten auf Böhmen der ganze Vergleich keinen Nachtheil bringen soll. 7) Der König spricht freiwillig allgemeine Amnestie aus. Unterzeichnet sind: Wenzel, Patriarch von Antiochien und Kanzler; Jakobus von Prag. Als diese Urkunde erlangt war, erklärten sich alle Böhmen und Mährer wieder einträchtig für den König Wenzel gegen Ruprecht, welcher gezwungen wurde, das Land schnell wieder zu verlassen. Mit Jodok wurde ein Separatvertrag geschlossen und demselben die Niederlausitz und ein großes Jahrgeld aus den Kuttenberger Bergwerken zugesichert; wie Prokop abgefunden wurde, geben die Quellen nicht an.

Der Herrenfriede selbst zielte im Allgemeinen darauf ab, sich dem endlichen Schiedspruche König Sigmunds zu unterziehen, zu dessen Befreiung daher Alles aufgeboten werden müsse. Sigmund stand also jetzt schon an der Spitze des luxemburgischen Hauses, wie König Wenzel, die Markgrafen und die böhmischen Herren es selbst anerkannten, aber, wie die Folge darthut, nicht zum Besten des Königreichs. Da indeß Sigmund schon deßhalb befreit werden mußte, weil mit seiner Hilfe der Gegenkönig Ruprecht am sichersten zu stürzen war, auch Wenzel und Jodok durch die Erhebung eines neuen Königs auf den ungarischen Thron um ihr zum Theil durch große Geldsummen erworbenes Anwartschaftsrecht gekommen wären; so fielen beide mährischen Markgrafen in das Land zwischen der Donau und Waag ein, eroberten Tyrnau, Preßburg und viele Schlösser, und Jodok nahm sogar, wo er konnte, für seine Person die Huldigung ein. Wenzel versah gleichzeitig die dem Könige Sigmund anhangende Parthei mit reichen Geldmitteln (der Palatin Niklas Gara allein erhielt einen Jahrgehalt von tausend Goldgulden) und so ward Sigmund in den ersten Septembertagen des Jahres 1401 wieder frei, nachdem er achtzehn Wochen mit langen Zweifeln über seine Zukunft gerungen. Er vertrug sich bestens mit den Großen von Ungarn, stellte eine bewaffnete Macht im Lande her, und eilte selbst mit 2500 ungarischen Reitern nach Böhmen, um die Wirren zu ordnen, in denen König Wenzel sich befand. Da Ruprecht so wenig gegen Böhmen selbst auszurichten vermochte, so wollte er den Gegner dadurch verderben, daß er sich in Rom die Kaiserkrone aufsetzen ließ. Im Oktober trat also Ruprecht die Fahrt nach Italien an, wo er den Visconti stürzen und den Papst von König Wenzel abwendig machen sollte; hiezu gewann er vorher die österreichischen Herzoge, von denen Leopold ihm Heerfolge leistete; auch der Herzog Ludwig von Bayern, der Herzog von Lothringen, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und vier Bischöfe waren bei Ruprechts Heere, das überhaupt aus fünftausend Lanzen (d. i. fünfzehntausend Schwerbewaffneten) und einer zahlreichen Masse Leichtbewaffneter bestand. Dennoch scheiterte Alles dies an der Kriegskunst der Italiener und die Uneinigkeit mit Herzog Leopold, zuletzt Geldmangel, bewirkten vollends, daß Ruprechts Zug in die Lombardie — er kam blos bis Trient — einen sehr unglücklichen Ausgang nahm. Ohne das Mindeste erreicht zu haben, kehrte Ruprecht im April 1402 nach Deutschland zurück. Während

dieser Abwesenheit Ruprechts, wo dessen Sohn das Vicariat führte, blieb König Wenzel, weil er sich ganz der Befreiung Sigmunds widmen mußte, außer Stande, etwas im Reiche zu unternehmen. Die Berathungen hierüber fanden in Kuttenberg Statt (December 1401), wohin auch Jodok und der kaum freigewordene Sigmund sich begaben. Die magyarischen Soldaten, welche Letzterer mitgebracht, sahen allmälich einer andern Bestimmung entgegen. Wenzels Romfahrt ward vor Allem ausgemacht; Sigmund erklärte sich für die Ausführung verantwortlich und ließ sich neuerdings zum Reichsvicar dies- und jenseits der Alpen ernennen. Durch den kläglichen Ausgang der letzteren Unternehmung Ruprechts war dessen Ansehen allerdings erschüttert, auch stand Bonifacius immer noch auf beiden Seiten. Um so weniger ließ es Sigmund an Anstalten fehlen, die zu einem sicheren und ehrenvollen Römerzuge seines Bruders erforderlich schienen. Die Herzoge Wilhelm und Albrecht, wie auch deren Vasallen, die Grafen von Görz, wurden um freien Durchzug nach Italien ersucht; auf den Visconti von Mailand, der bereits des Gegenkönigs Römerzug vereitelt, konnte ohnehin gezählt werden; die übrigen italienischen Fürsten und Städte erhielten schmeichelhafte Schreiben vom Könige Wenzel, in denen er nicht ermangelte, Ruprecht als einen Meineidigen, als einen Rebellen zu schildern; der Papst endlich war am wenigsten in der Lage, Wenzels Kaiserkrönung zu verweigern. Und so konnten die Einleitungen zu Ruprechts vollständiger Vernichtung kaum besser von Statten gehen; blos dringt sich der Zweifel auf, ob Sigmunds Absichten diesmal wirklich lauter gewesen seien.

Um für die Zeit der Abwesenheit des Königs die Ordnung und Ruhe in Böhmen zu sichern, übernahm Wenzel selbst das schwierige Geschäft, den Zwist der beiden mährischen Markgrafen zu schlichten. An seinem Schiedspruche aber hingen schwere Opfer. Prokop mußte auf seine mährischen Besitzungen zwar verzichten, erhielt aber dafür Schweidnitz und Jauer nebst Glatz lehnbar auf Lebenszeit; Jodok stellte sich mit solch' merklichem Länderzuwachs in Mähren zufrieden; Sigmund endlich ward für Alles reichlich entschädigt, indem ihm die unbeschränkte Statthalterschaft in Böhmen eingeräumt wurde, wodurch er die Gubernatur und eine Art Vormundschaft über Wenzel an sich riß, welche das Königreich durch beinahe zwei volle Jahre schwer genug empfand. Die Urkunde hierüber lautet in Uibersetzung: „Wir Wenzeslaus v. G. G. römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und König von Böhmen, machen Allen durch diesen Brief kund, daß Wir aus Rücksichten der großen Treue (?) und brüderlichen Liebe (!), welche Wir an dem durchlauchtigsten Fürsten, Herrn Sigmund, König von Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Markgrafen zu Brandenburg, Unserem lieben Bruder, allzeit wahrgenommen und täglich wahrnehmen, Uns bewogen gefunden haben, zur Vergeltung solcher Treue und Liebe, mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath Unserer Fürsten und Herren und anderer unser lieben Getreuen rechtem Wissen, folgende Artikel zu bestimmen: 1) In Voraussetzung, daß Unser Bruder, der König von Ungarn, es treu und redlich mit uns meint, übertragen Wir ihm an Unser Statt durch diesen Brief königliche Macht in Böhmen und setzen ihn zu einem Verweser (Gubernator) Unseres Königreichs Böhmen ein, und geben ihm alle Macht und Gewalt, Friede zu schließen allenthalben im Königreich, sowol bei den

geistlichen als weltlichen Ständen, und sie bei ihren alten guten Gewohnheiten und Rechten zu erhalten, wie sie dieselben zur Zeit Unseres Vaters, Kaiser Karls IV., hatten. 2) Erlauben Wir Unserem Bruder, dem Könige von Ungarn, in allen Schlössern und Städten des Königreichs und des heil. römischen Reichs sich zu schützen und zu schirmen wider Unsere und seine Feinde, zur Aufrechthaltung Unserer Würden und Ehren. 3) Wollen Wir Unserem Bruder gänzlich gehorsam sein und Unsere Sachen nach seinem Rathe handeln und vollführen, sowol im heil. römischen Reiche, als auch in Böhmen, doch in solcher Weise, daß Wir Herr und in Unseren Landen bleiben, so lange Wir leben. 4) Uebertragen Wir Unserem Bruder volle Gewalt, Ordnung und Frieden im Königreiche Böhmen einzuführen und Gerechtigkeit auszuüben nach den Briefen und Aussprüchen, welche früher von ihm ausgegangen sind; und sollten Wir irgend etwas dazu fügen und verordnen in Böhmen oder im römischen Reiche, so möge Unser Bruder darüber entscheiden und urtheilen, jedoch mit Rath der Landherren und Reichsstände, und was er entschieden, das soll geschehen, selbst wenn die Landherren ꝛc. nicht damit einig sind, aus königlicher Machtvollkommenheit. 5) Alle Städte sollen schriftliche Versicherungen Unserem Bruder, dem Könige von Ungarn, geben, daß sie seinen Aussprüchen und Befehlen gehorsam sein wollen. Dasselbe sollen 6) auch alle Amtleute, Beamten und Burggrafen thun; dagegen wird Jeder bei seinen bisherigen Rechten und Gewohnheiten belassen. 7) Wir wollen nur gute, taugliche Amtleute setzen; im Falle einer stürbe oder von Uns abgesetzt würde, wollen Wir solche einsetzen, welche Unserem Bruder Treue und Gehorsam geloben, wie in den Briefen geschrieben steht, und die derselbe für tauglich finden wird. 8) Die Gefälle und Einkünfte in Böhmen wollen Wir nur nach Unseres Bruders Rath verwenden. 9) Alle Amtleute des ganzen Königreichs sollen Rechnung ablegen Uns und andern Herren in Gegenwart Unseres Bruders. 10) In allen vorgenannten Punkten sowol, als auch in allen Dingen, die nicht unmittelbar gegen Uns gerichtet sind, sollen alle Städte, Amtleute, Burgen von Unserem Bruder Befehle erwarten und ihm behilflich sein, dieselben auf das schnellste auszuführen. 11) Da Wir schon früher Unseren lieben Bruder, den König von Ungarn, zum allgemeinen Vicarius Unseren und des heil. römischen Reiches gesetzt haben, so bestätigen wir denselben in dieser Würde, wie in dem früher darüber ausgestellten Briefe enthalten ist, hiedurch ohne allen Hinterhalt und ohne alle Arglist. Urkundlich gesiegelt mit Unserem königlichen Majestätssiegel. Gegeben zu Königgrätz nach Christi Geburt vierzehnhundert Jahr und darnach in dem andern Jahre des Sonnabends nach Unserer Frauen Tag Purificationis (4. Februar), Unserer Reiche des böhmischen im neun und dreißigsten, und des römischen im sechs und zwanzigsten Jahr.

Dieser neuen Ordnung der Dinge zufolge ward also auf den 18. Februar 1402 der erste Landtag nach Prag berufen, wobei sich beide Könige, die beiden Landesbischöfe und fast alle böhmischen Barone einfanden. Man beschloß zuerst: daß Insassen, welche bis zum 7. April noch beharrten, wider Böhmen (etwa im Dienste Ruprechts) die Waffen zu führen, oder den Landfrieden zu stören, als Hochverräther und Räuber bestraft werden sollten; alle Streitigkeiten sollten auf den Rechtsweg gebracht, und kein Recht fürder mit Gewalt gesucht werden; die Miß-

helligkeiten zwischen König Wenzel und den Ständen hören gänzlich auf. Die Poprawczen-Aemter aber werden folgendermassen besetzt: im Königgrätzer und Chrudimer Kreise handhabt dieses Amt Herr Johann Krussina von Lichtenburg; zum Unterhauptmann in Königgrätz wird Ditrich von Janowicz auf Nachod ernannt; im Prachiner Kreise sind Zdenko von Rožmital und Johann von Neuhaus, im Bunzlauer Wilhelm von Zwieřeticz und Johann von Michelsberg, im Kauřimer Andreas von Dub, im Czaslauer Witko von Lipnicz und Niklas von Zrucz, im Leitmeritzer und Pilsener Ulrich von Hasenburg auf Primda, im Bechiner Kreise endlich Heinrich von Rosenberg als Poprawczen bestellt. Hierauf erkannte der Landtag den König Sigmund als Gubernator, schwur ihm Treue und Gehorsam, und beschloß, daß die beiden Könige noch in diesem Sommer einen Römerzug unternehmen sollten, damit Wenzel die Kaiserkrone erhielte. Den Römerzug aber gelobten die Herren mit Geld und Kriegsschaaren zu unterstützen, wobei selbst die Geistlichkeit nicht auszunehmen sei. An den Visconti von Mailand schrieb Sigmund selbst und ersuchte ihn um fernere Treue. Und so ernstlich ward die Romfahrt betrieben, daß der Prager Erzbischof (20. März) den ihm untergebenen hohen und niederen Clerus mit dem Kirchenbann bedrohte, falls zum künftigen St. Veitstage ihre Geldbeiträge nicht entrichtet wären. Während das luxemburgische Haus sich also geeinigt hatte, kam Ruprecht aus Wälschland zurück. Seine Lage war mißlich; aber durch Fassung und Umsicht wußte er in solcher Noth mit wenigen Mitteln Viel auszurichten. Seine Bemühung ging für jetzt dahin: Wenzels Römerzug zu hintertreiben; dazu mußten vor Allem seine Gegner, namentlich die Herzoge Wilhelm und Albrecht von Oesterreich, welche bereits den Böhmen freien Durchzug nach Italien bewilligt hatten, mit Wenzel und Sigmund entzweit werden. Da dies aber sowol mit Versprechungen als auch mit Drohungen nur unvollständig gelang, so suchte Ruprecht in das luxemburgische Haus, zumal unter Jodok und Prokop, neue Zwietracht zu säen.

Beide Markgrafen, im Herzen voll Haß gegen einander und nur darin übereinstimmend, daß Einer wie der Andere meinte, von Sigmund übervortheilt zu sein, waren für Ruprechts Versprechungen leicht empfänglich. Dem Prokop wurde wahrscheinlich ganz Mähren, dem Jodok die Krone von Böhmen und Beistand gegen König Sigmund verheißen. Allein nur zu bald gelangte König Sigmund selbst zur Kenntniß von diesen Unterhandlungen. Es stand ihm zu, gegen die Vettern wie Hochverräther zu verfahren; Jodok zog sich schleunigst in seine Markgrafschaft zurück; Prokop hingegen glaubte sich in seinem festen Schlosse Bösig in Böhmen gegen Sigmund vertheidigen zu können.

Wirklich zog König Sigmund ungesäumt gegen Prokop zu Felde. Es scheint, Wenzel habe gerade zu dieser Zeit, wankelmüthig wie er war, Lust gezeigt, sich der brüderlichen Vormundschaft und sein Königreich der rauhen, eigenwilligen Gubernatur zu entledigen. Wenigstens ist sonst kein Beweggrund bekannt, der Sigmund veranlaßen konnte, Wenzeln gefangen zu nehmen, als das Mißtrauen, dieser könne während Prokops Befehdung die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen versuchen. Eines Tages (Mitte Mai 1402) versicherte sich also Sigmund der Person des Königs und setzte ihn in einem Thurme zu Prag gefangen, ließ ihn aber bald insofern frei im Schlosse wohnen, als Wenzel mit Ausstellung un-

wichtiger Urkunden fortfahren und damit seine Gefangenhaltung selbst bemänteln mußte. Jetzt trat Sigmund vollends für sich selbst auf. Nachdem er eine aus Ungarn und wohl auch aus Oesterreichern bestehende Besatzung in Prag zurückgelassen, brach er gegen Bösig auf (Anfang Juni). Diese Veste aber war nicht schnell zu nehmen; Sigmund war daher auf listige Auswege bedacht. Obwol Markgraf Prokop gegen die mittlerweile in Erfahrung gebrachte Gefangensetzung Wenzels ernst und drohend protestirt hatte, so war er doch arglos genug, sich ohne einen Sicherheitsbrief zu einer Unterredung mit Sigmund herbeizulassen. Allein der König machte von der ihm übertragenen Vollgewalt Gebrauch und nahm den Markgrafen gefangen. Von Bösig rückte Sigmund gegen das ebenfalls seinem Gefangenen gehörige Schloß Blanik, das er dadurch zur Uibergabe gezwungen haben soll, daß er Prokop auf eine Verschanzung binden ließ, als er stürmte, wodurch die Belagerten das Schießen einstellten, um nicht ihren eigenen Herrn zu treffen.

Auch Skaliz und die übrigen Schlösser Prokops waren bald erobert und sämmtliche dem Markgrafen anhangende Landherren zu Paaren getrieben. Siegreich kam Sigmund in die Hauptstadt zurück, wo er gleich seine ersten despotischen Anstalten traf. Die heimlichen Gegner König Wenzels wurden aufgesucht, und an die Spitze der Landesverwaltung gestellt. Niklas Puchnik — bereits bekannt aus dem Prozesse Johann's von Pomuk — erlangte bei dieser Gelegenheit das durch Wolframs von Skworecz Tod (1. Mai 1402) erledigte Prager Erzbisthum, dessen Dienstmannen (armigeri) er auch sogleich abschaffte. Aus den ihm getreuesten Anhängern unter den Baronen setzte Sigmund eine Statthalterschaft zusammen. Nun sollte das Schauspiel des Römerzuges aufgeführt werden. Am 29. Juni verließ Sigmund die Hauptstadt Böhmens, den König Wenzel und den Markgrafen Prokop als Gefangene mit sich führend. Er hoffte, den König Wenzel zum Kaiser krönen zu lassen, um ihn dann in völliger Nichtigkeit wieder nach Böhmen zu bringen, selbst aber, nachdem er mit seinen Anhängern den Gegenkönig beseitigt, als nächster Erbe Wenzels sich der römischen Königskrone und aller Besitzungen des luxemburgischen Hauses zu bemächtigen. Unter zügellosen Haufen seines ungarischen Geleites zog König Sigmund über Krumau nach Schloß Schaumberg in Oesterreich (Juli 1402), von wo der Graf Cilly den böhmischen König nach Mailand bringen sollte. Sigmund selbst ging von dem Plane ab, mit Wenzel nach Rom zu ziehen, weil er in Böhmen und Ungarn Aufstände befürchten mochte. Aber auch dieser abgeänderte Plan ward dem Gegenkönige hinterbracht, welcher sich also beeilte, seine Nachstellungen darnach zu modeln. Jetzt blieb Sigmund nichts übrig, als den Gedanken der Kaiserkrönung ganz fallen zu lassen; er verwendete das zum Römerzug aufgebrachte Geld für andere Zwecke und lenkte seine Reise nach Wien. Am 16. August schon ward Wenzel hier den österreichischen Herzogen Wilhelm, Albrecht und Ernst zur ferneren Verwahrung ausgeliefert, Markgraf Prokop aber nach Preßburg geschafft, wo er ein halbes Jahr gefangen blieb. Um seine Entwürfe auszuführen, mußte Sigmund auf alle Weise das habsburgische Haus in sein Interesse ziehen, und so verhieß er jenen Herzogen nicht allein die Nachfolge in Ungarn und die Verwaltung der Mark Brandenburg, sondern ernannte auch den Herzog Albrecht zu seinem Vicar, welche

Anordnung die Reichsstände Ungarns (21. September) mittelst Anhängung von 112 Sigillen gutheißen. Auf diese Weise ward zugleich Jodok in seiner Anwartschaft auf Ungarn gekränkt; ja, Sigmund trieb die Verfolgung gegen den Markgrafen so weit, daß er von der ihm rechtmäßig zugehörigen Mark Brandenburg die Neumark jenseits der Oder für 63,200 Dukaten an den deutschen Orden verpfändete. Mit diesem Gelde aber rüstete Sigmund ein Heer aus, an dessen Spitze er theils den Anhängern Wenzels und Jodoks, theils dem Gegenkönige Ruprecht die Spitze bieten wollte. Wenzel mußte (20. November) sich auch den österreichischen Herzogen unterwerfen; er gab nämlich ihnen und Sigmund „alle Macht über sich an Leib, Ehre, Gut, Land und Leute," räumte ihnen die Oeffnung aller seiner Schlösser ein, und gelobte an Eidesstatt, „was dieselben alle Vier einträchtig über ihn verfügten und verordneten, ohne Zögerung und Widerspruch zu thun und zu vollführen." Für solche unerhörte Demüthigung erzielte der gefangene König wenigstens etwas mehr Freiheit; denn er durfte dann und wann ausreiten und bewohnte ein eigenes Haus, welches spottweise „das kleine Prag" genannt wurde und worin König Wenzel ein ganzes Jahr lang vielleicht glücklicher lebte, als auf dem schwer bedrohten Throne selbst.

Schon um die Mitte Oktobers 1402 hatte Ruprecht eine Gesandtschaft nach Wien abgeordnet, mit folgenden Vorschlägen: Wenzel soll auf die römische Königswürde verzichten, die Reichskleinodien und das Reichsarchiv ausantworten und Böhmen von ihm zu Lehen nehmen; Brandenburg sollte dem König Sigmund wieder genommen, den österreichischen Herzogen aber Freundschaft zugesichert werden, wenn sie Ruprecht die Huldigung leisteten u. m. a. Sigmund verwarf in seinem und Wenzels Namen dieses Ansinnen, da er selbst auf die römische Königs- und deutsche Kaiserkrone es abgesehen hatte. Daher näherte sich Ruprecht wieder dem Markgrafen Jodok (Anfangs Januar 1403 zu Eger), dem er sich zugleich zur Bundesgenossenschaft gegen Sigmund und zur Freigebung Wenzels, obgleich eben so vergeblich, antrug. Denn so eben war Sigmund mit einem Kriegsheere nach Böhmen zurückgekehrt. Seine Hilfstruppen — Oesterreicher, Ungarn, Kumanen, Jazygen, gegen zwölftausend an der Zahl — hausten hier alsbald wie in Feindesland, und wenn die wilden Horden plünderten, die Bürger mißhandelten, die Frauen entehrten, so ließ es König Sigmund selbst an Erpressungen und Gewaltthätigkeiten jeder Art nicht fehlen. Er machte gezwungene Anlehen, verfolgte die Anhänger Wenzels mit Einziehung ihrer Güter, nahm die Vorräthe des Kuttenberger Silberwerks in Anspruch, beraubte die königliche Schatzkammer und verpfändete sogar Tafelgeschirr, Krone und Leibschmuck des Königs; endlich bemächtigte er sich des Hausarchivs, setzte Kämmerer und Amtleute ein und ab, bevorrechtete seine Günstlinge. Trotz so ungeheuerer Geldsubsidien versäumte Sigmund doch das Wichtigste: einen raschen Angriff auf Ruprecht und seine Verbündeten, den Markgrafen Wilhelm von Meißen, den Herzog Stephan von Bayern und den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, deren Lande sämmtlich in nächster Nachbarschaft lagen. Dafür rüstete der Markgraf Jodok im März 1403 einen Feldzug gegen Sigmund aus, den die Unzufriedenen in Böhmen, und zwar als Verfechter der gekränkten Rechte ihres Landesfürsten, wirksam unterstützten, von dessen Kriegsvorfällen aber die Chroniken nichts aufgezeichnet haben.

Blos ist bekannt, daß am 15. April ein fünfwöchentlicher Waffenstillstand zwischen den Kriegführenden geschlossen ward, welchem sich alle Städte und alle Burgen des Königreichs, die also Sigmund nicht als Gubernator anerkannten, mit einverleiben ließen. Wahrscheinlich sah sich König Sigmund durch die gefahrdrohenden Zustände Ungarns zu dieser Waffenruhe, welcher keine weiteren Feindseligkeiten mehr folgten, gezwungen; denn er mußte eilen, in sein Reich zu kommen, wollte er die Krone von Ungarn nicht an den neapolitanischen König Ladislaus verlieren, der von dem Papste Bonifacius, der ungarischen Geistlichkeit und vielen Magnaten zum Gegenkönig ausersehen war. Bevor König Sigmund Böhmen verließ, setzte er neue, dem König Wenzel durchweg abgeneigte Statthalter ein, an deren Spitze den Bischof von Leitomischl und Herrn Heinrich von Rosenberg. Auf St. Jakobsabend (24. Juli) war Sigmund schon in Preßburg. So wie er in Erfahrung brachte, daß Papst Bonifacius an seinem Sturze mitarbeite, brach Sigmund alle Verbindung mit ihm ab, und die gubernirenden Räthe in Böhmen erhielten (9. August) den Befehl, keine Gelder mehr an die päpstliche Kammer zu verabfolgen, und den Stuhl zu Rom als nicht vorhanden anzusehen.

Hatte Bonifacius den Ladislaus von Neapel als König von Ungarn bestätigt, — Ladislaus feierte bereits am 5. August 1403 seine Krönung zu Zara — so war nur mehr ein kleiner Schritt übrig, um mit dem ganzen luxemburgischen Hause zu brechen, das Bonifacius nicht mehr zu fürchten hatte. Ohne weiter zu fragen, weßhalb König Wenzel schon von den Kurfürsten entthront sei, sprach er aus apostolischer Gewalt dessen Absetzung aus, weil er namentlich, „der vielen Aufforderungen ungeachtet, Italien und die Kirche versäumt.“ Dann erließ Bonifacius (1. Oktober 1403) die Bestätigungsbulle für Ruprecht und bewilligte diesem sogar die einjährigen Zehnten von der deutschen Geistlichkeit, um einen neuen Zug nach Italien zu unternehmen; denn es hatten sich die Sachen in Italien mittlerweile sehr zu Gunsten des Papstes geändert. Gleichwol mußte Ruprechts Römerzug, da die Geistlichkeit die Zehnten verweigerte, unterbleiben; aber auch an Wenzels Kaiserkrönung durfte fortan nicht mehr gedacht werden. Das Schicksal König Wenzels nahm übrigens eine ganz unvermuthete Wendung. Kaum nämlich hatte Ruprecht die päpstliche Bestätigung erhalten, so entkam Wenzel aus seinem Gefängniß. Herzog Wilhelm von Oesterreich, der mit der Schwester des Gegenkönigs Ladislaus verheirathet war und diesem lieber als Sigmunden den Thron von Ungarn gönnen mochte, hatte kein Interesse mehr, Wenzels Gefangenschaft zu verlängern. Er bewachte den König täglich nachlässiger, und dieser traf taugliche Vorbereitungen zu seiner Flucht, wobei ihm die beiden böhmischen Kammerherren, Heinrich von Sedlicz auf Lazan und Janko von Welemisl, zunächst behilflich waren. Am St. Martinstage (11. November 1403) ritt König Wenzel mit diesen und zwei andern Getreuen heimlich aus dem Hause und aus Wien davon, und kam um die Vesperzeit zu Stadlau an die Donau, wo ein Fischer seine Uiberfahrt bewerkstelligte. Am jenseitigen Ufer wartete Johann von Lichtenstein mit fünfzig Schützen, und unter ihrem Geleite kam der König über Nikolsburg glücklich nach Böhmen. Anstatt sich nach Prag zu begeben, wo Sigmunds Statthalter alle Gewalt hatten, ging Wenzel vielmehr nach Kuttenberg und sammelte hier seine zahlreichen Anhänger

um sich. Leichter, als es den Anschein hatte, bemächtigte sich der König der Regierung wieder; er erklärte alle seitherigen Verfügungen Sigmunds für ungiltig und schickte seinem Bruder eine Beschwerdeschrift zu, über welche sich Sigmund verantworten sollte. Diese in sehr verworrener Art aufgesetzte Beschwerdeschrift enthält außer einigen offenbaren Uebertreibungen nichts, was nicht schon aus dem Verlaufe der bisherigen Geschichte selbst bekannt wäre. Sigmund hat auf dieselbe schwerlich geantwortet. Um für jetzt den Markgrafen Jodok zu gewinnen, ließ König Wenzel diesen schleunigst nach Kuttenberg einladen, und verwilligte dem Geldgierigen hier, Luxemburg an den Herzog von Orleans verpfänden zu dürfen (12. December). Wenzels Erscheinen in Böhmen mußte, in Betracht der Aussaugungen, welche sich Sigmund im Lande erlaubt, ein willkommenes sein; der König ermangelte auch nicht, den Wiederantritt seiner Regierung durch Ertheilung von Privilegien, Steuerfreiheiten rc. zu bezeichnen, worauf die gubernirenden Räthe seinen Einzug in die Hauptstadt Prag nicht zu hindern vermochten, der denn auch noch am 25. December des nämlichen Jahres vor sich ging. Sigmunds Zwangherrschaft in Böhmen hatte damit ein Ende. Die Städte und Amtleute widerriefen ihren dem Sigmund geleisteten Eid und gelobten vielmehr, dem König Wenzel gehorsam zu sein, so lange er lebe. Es befremdet nicht, daß Wenzels erste Schritte auf eine neue Regelung der Staatsfinanzen gerichtet waren. Auch traf der König einen neuen Erzbischof in Prag an, Zbinko von Hasenburg, welcher im August 1403 dem (am 19. September vorigen Jahres verstorbenen) Niklas Puchnik gefolgt war.

Uiber König Wenzels Flucht aus dem Wiener Verhaft drohte jetzt ein Krieg zwischen Sigmund und den österreichischen Herzogen auszubrechen. Mit allem Grunde argwohnte nämlich Sigmund, die Herzoge hätten des hohen Gefangenen Entweichung begünstigt, welche Jenem gerade jetzt doppelt ungelegen kommen mußte, als die Thronumwälzung gedämpft und Sigmund im Begriffe war, wieder als Gubernator nach Böhmen zurückzukehren. Die Herzoge von Oesterreich boten Alles auf, um den aufgebrachten Ungarnkönig, der bereits mit Krieg drohte, zu besänftigen. Sie behielten Wenzels Hofleute und Diener in strenger Gefangenschaft, nämlich die Herzoge Ruprecht von Liegnitz, Bolko und Niklas von Münsterberg, ihre Ritter, Knechte, den Unterkämmerer Sigmund Huler von Orlik, einige andere Ministerialen und Edle, wie auch das sämmtliche Hofgesinde; eine Umgebung, welche man Wenzeln nur deshalb verstattet, damit es schiene, als habe derselbe freiwillig seinen Aufenthalt in Wien aufgeschlagen, um Italien wegen des Römerzuges näher zu sein. Auch verpflichteten sich nicht blos die Herzoge Albrecht und Ernst, sondern auch der bisher der Partei Ruprechts zugeneigte Leopold, den König Sigmund in dem bevorstehenden Feldzuge gegen Böhmen und Mähren zu begleiten. Die Dienerschaft des Königs Wenzel wurde endlich gegen bedeutende Lösegelder frei gelassen. Alles das that vorzugsweise Herzog Albrecht, um der Thronfolge in Ungarn nicht (wie vor zwei Jahren Jodok) verlustig zu gehen. König Sigmund fand übrigens bei diesen Berührungen mit den österreichischen Herzogen Gelegenheit, dieselben im Frühjahre 1404 vorläufig mit einander auszusöhnen, ohne jedoch den Herzog Wilhelm von Ruprechts Partei abbringen zu können. Dieselbe Verwirrung und Unordnung, welche während des unseligen Doppelregiments in Oesterreich

sich allmälich eingeschlichen, pflanzte sich nunmehr in vielleicht noch höherem Grade nach Böhmen und Mähren fort, wo gleiche Streitigkeiten unter den Gliedern der regierenden Familie herrschten. Mehrere böhmische Landherren bemühten sich, den Kriegszustand gegen den König aufrecht zu erhalten, angeblich bis sie von Sigmund ihrer beschworenen Verpflichtung entbunden wären, in der That aber, weil sie beim Rauben und Plündern größeren Vortheil fanden. In Mähren, wo man weder wußte, ob Jodok oder Prokop der regierende Markgraf sei, noch ob man von Wenzel oder von Sigmund die landesherrlichen Befehle zu empfangen habe, stand es natürlicher Weise noch schlimmer. Und so war in den Ländern Böhmen, Mähren, Oesterreich, da Raub- und Mordbanden allenthalben umherzogen, fast eine gänzliche Auflösung aller Staatsordnung eingetreten, und immer zu wenig ergiebig erschien die scharfe Justiz, die man unter dem Namen Geraune (susurratio) gegen die Räuber in Anwendung brachte. Gegen die Räuberhorden in Böhmen und Mähren unternahmen jetzt König Sigmund und die österreichischen Herzoge Albrecht IV. und Ernst gemeinsame Kriegsrüstungen; kein Zweifel jedoch ist, daß der Feldzug eigentlich dem Könige Wenzel und den beiden Markgrafen Jodok und Prokop gegolten. Zu Anfang Juli 1404 vereinigten sich die Verbündeten im Lager vor Znaim, welche wohlbefestigte Stadt, ein Eigenthum des im Frühjahre 1403 seiner Haft in Ungarn entlassenen Prokop, die Häupter der mährischen Räuberschaaren, Heinrich von Kunstatt, genannt Dürrenteufel, und Johann von Lamberg, beigenannt Sokol, inne hatten. Diese beiden Anführer stritten damals zuverlässig für die Sache der Markgrafen und für König Wenzel, wenn gleich die Fürsten selbst es nicht öffentlich zugeben wollten. Die Belagerung Znaims, unter dessen Besatzung sich auch der Markgraf Prokop befand, sollte jetzt die wahre Absicht König Sigmunds verdecken helfen. Er ließ die Herzoge von Oesterreich die Belagerung beginnen und brach selbst mit seinen Magyaren in Eilmärschen nach Böhmen gegen Kuttenberg ein, dessen reiche Silberbergwerke die Kosten des Feldzuges decken sollten. Allein Markgraf Jodok ahnte bei Zeiten einen Angriff, und versah daher Kuttenberg mit einer so starken Besatzung, daß die Ueberrumpelung mißlang. Sigmund rächte sich durch Verwüstung der ganzen Gegend, und kehrte sodann zu dem Znaimer Belagerungsheere zurück. Die Herzoge von Oesterreich hatten sich inzwischen so lau benommen, daß die Belagerten im entschiedensten Vortheile waren. Dies reizte den König Sigmund dergestalt, daß er sogar mit Ruprecht, dem Hauptfeinde des luxemburgischen Hauses, zu unterhandeln anfing, um nur einen wirksamen Bundesgenossen aufzutreiben. Da auch dies zu nichts führte und zugleich eine ruhrartige Krankheit im österreichischen Heere ausbrach, so litt die Belagerung Znaims eine Unterbrechung, welche dem König Wenzel sehr wohl zu Statten kam. Denn dieser hatte in Person des Königs Wladislaw von Polen einen Verbündeten gefunden, mit dem er (8. August) in Breslau verhandelte. In Wenzels Abwesenheit führten der Markgraf Jodok und der Erzbischof Zbinko nebst zwei böhmischen Herren das Regiment. König Wladislaw, der gleich ein Gefolge von fünftausend Reitern mit nach Breslau gebracht, zeigte sich bereitwillig zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Wenzel; blos sollten einige Punkte den polnischen Großen zur Genehmigung vorgelegt werden. König Sigmund glaubte, unter

solchen Umständen einen so wichtigen Waffenplatz wie ihn Znaim zwischen Ungarn und Böhmen bildete, desto unumgänglicher behaupten zu müssen. Aber kaum war die Belagerung wieder angefangen, so erkrankten König Sigmund und Herzog Albrecht plötzlich auf den Tod; nicht die herrschende Seuche, sondern Gift (das ihnen angeblich der Markgraf Prokop beigebracht) war an dem Unfalle Schuld, welchen Sigmund mit einer martervollen Kur, Albrecht jedoch mit dem Tode büßte. Am 21. August mußte die Belagerung aufgehoben werden.

Ruprecht, dessen Stellung eine allseitig unbefriedigende war, hatte bereits mehrfach mit Wenzel unterhandelt, da ihm die Erhaltung eines Heeres gegen die böhmische Grenze hin beschwerlich zu werden anfing. Wenzel wies alle Anträge mit Festigkeit zurück, und erklärte Ruprechts Wahl für null und nichtig. Dennoch hätte Wenzel lieber mit Ruprecht selbst ein Bündniß geschlossen, als daß er dem treulosen Sigmund noch einmal in die Hände gefallen wäre; vielmehr eröffnete er demnächst Unterhandlungen mit Oesterreich und den mährischen Markgrafen zum Nachtheile Sigmunds, wie dieser vorher gegen ihn gethan. Ruprecht, der den inneren Zustand des Reichs verbessern und das königliche Ansehen wieder heben sollte, gerieth allmälich in Streit mit den deutschen Fürsten selbst. Die Herstellung der Kirchneinheit war auch wieder versäumt worden, da nach dem Tode des Papstes Bonifacius (1. Oktober 1404) gleich wieder ein neuer römischer Papst, Innocenz VII. gewählt wurde, der dann wieder vier Nachfolger hatte, während Benedict XIII. immer noch in Avignon residirte. Es konnte daher nicht fehlen, daß Ruprechs Ansehen in dem Maße abnahm, in welchem die Sache Wenzels, der nach solchen Erniedrigungen mehr Selbstgefühl äußerte, zu steigen begann. Herzog Wilhelm, nunmehr das Haupt des österreichischen Hauses, fand es dienlicher für seine Politik, mit dem böhmischen, als mit dem ungarischen Könige verbündet zu sein. Er wandte, während seine Gemahlin Johanna sich sogar Königin von Ungarn zu nennen anfing, feindlich von Sigmund sich ab, nahm von König Wenzel ein Einkommen von wöchentlich sechzig Mark aus dem Kuttenberger Silbergwerke an — zum Theil als Preis für die Freilassung des königlichen Hofstaates — und schloß am 3. November 1404 zu Budweis mit Wenzel, Jodok und Prokop einen Waffenstillstand, welcher schon am 19. Februar folgenden Jahres in ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Jedermann überging, der ihre Länder anzugreifen wagen möchte. Zugleich wurde die alte Erbeinigung zwischen Böhmen und Mähren, jedoch mit Ausschluß Sigmunds, erneuert. Hatte König Wenzel durch das vollzogene Bündniß mit Oesterreich, und durch das eingeleitete mit Polen, Sigmunds Unternehmungen gegen Böhmen vorerst gelähmt, so drohte er seinem Bruder auch noch mit anderweitiger Verfügung über die Krone Böhmens, daß er nämlich, wenn Sigmund die Feindseligkeiten fortsetzte, „einzelne Landestheile des Königreichs veräußern und sich dahin wenden werde, woher ihm Hilfe komme.“ Diese letztere Drohung Wenzels mag Sigmund zu der Erkenntniß geführt haben, wie daß er mit allen Umtrieben, mit List, Gewalt, Treubruch jeder Art nur sich selbst geschadet, und nichts weniger, als den böhmischen oder römischen Thron zu erlangen vermocht. Er entschloß sich daher, lieber als ruhiger Zuschauer die Ereignisse abzuwarten, anstatt, was ihm so wenig gelang, den Gang zu leiten. Über-

haupt änderte König Sigmund nunmehr seine ganze Sinnesart, und mischte sich, seit der unheilvollen Znaimer Belagerung, volle fünf Jahre lang weder gewaltsam noch erbeten in die Angelegenheiten Böhmens oder Deutschlands. Der Grimm Sigmunds über den Abfall der österreichischen Herzoge war freilich nicht leicht zu überwinden. Wie alsbald Feindseligkeiten — zuerst kleinere — zwischen Ungarn und Oesterreich vorfielen, wie sich hierauf König Sigmund im Frühjahr 1404 zum Kriege gegen Herzog Wilhelm gerüstet, dieser aber den Krieg durch eine an Sigmund abgeordnete Gesandtschaft klüglich zu beschwören gewußt hat, dies hat die Geschichte Oesterreichs, und nicht jene Böhmens zu berichten. Der frühe Tod des Herzogs Wilhelm löste auch das Bündniß Oesterreichs mit Wenzel wieder auf. Es wird allgemein angenommen, man habe dem Könige Wenzel Gift beigebracht, und die Abtreibung desselben habe ihm von nun an häufige Krankheitsanfälle und einen beständig brennenden Durst zugezogen; so sei er nicht selten in eine grausame und fast wahnsinnige Handlungsweise und von Tag zu Tag in ärgere Trunkenheit verfallen. Lächerlich und empörend zugleich klingen die Anekdoten, welche der Brabanter Edmund Dynter, der sich 1415 am Hofe in Prag aufhielt, von dem Könige mittheilt, und die wir hier nicht wiederholen wollen. Daß ein Fürst, den Brüder und Verwandte, der Papst und die Geistlichkeit, die Großen und das Volk in Böhmen, die deutschen Fürsten und die Städte nach einander getäuscht, als er noch den guten Willen hatte, zu helfen: daß ein solcher Fürst von einer gewissen Menschenverachtung erfüllt sein und manche Unbill, Roheit und Lasterthat begehen mochte, ist so außerordentlich befremdend nicht. Wenzels Verhältniß zu der schönen Bademagd Susanna bleibt, trotz aller späteren Sprichwörtlichkeit derselben und Verewigung durch Kaiser Friedrich III., unverbürgt. Mehrere von König Wenzel erzählte Histörchen sind anderwärts her entlehnt. Vieles läßt sich auch auf Rechnung des Trunkes schreiben, Einzelnes verdient vielleicht den Namen eines Verbrechens, wie z. B. die am 23. Juni 1405 vollzogene Enthauptung des Landesunterkämmerers Sigmund Huler von Orlik, der (ohnehin ein Mitschuldiger an Pomuks Wellentode) wegen Betrug an seinem Könige gerichtet ward. Auch Sigmund, der den Markgrafen Prokop für seinen Vergifter ansah, wird beschuldigt, diesen umgebracht zu haben, was kaum glaublich; Prokop starb ehelos am 24. September 1405, nachdem er Kirchen und Klöster zu seinen Erben eingesetzt. Wenzels Grausamkeiten trafen nie die Gesammtheit des böhmischen Volkes, immer nur Einzelne; und so kam es, daß ihm bei allen seinen Gebrechen die Böhmen doch im Grunde anhänglich blieben. Im Reiche erweiterten sich ebenfalls die Aussichten zu Wenzels Wiederanerkennung. Ruprecht konnte es Keinem recht thun, und so waren ihm in allen Unternehmungen die Hände gebunden; wie man früher über Wenzels Nachläßigkeit schmähte, so gefiel Ruprechts Strenge noch weniger. Zu seinem Unglück verfeindete sich Ruprecht auch mit dem Erzbischofe Johann von Mainz, welcher gegen ihn (14. September 1405) das bekannte Marbacher Bündniß errichtete, das sowohl gegen Ruprechts Ausübung der königlichen Gewalt, als auch gegen die Erweiterung der pfalzgräflichen Landeshoheit gerichtet war. Wenzel säumte nicht, den Marbacher Bund aufzufordern, bei ihm auszuharren; aber der Bund hielt sich seiner Bestimmung nach neutral. Daher benützte Wenzel die Verlegenheit Ruprechts wenigstens dazu, daß er

im Juli 1406 mit Heeresmacht in Bayern einfiel. Die Anführer und Feldhauptleute waren diesmal lauter Priester; der Erzbischof Zbinko von Prag und der Chotieschauer Propst Sulko standen an der Spitze. Vielleicht hatte es Ruprecht eben diesem Umstande zu danken, daß das böhmische Heer keine eigentlichen Eroberungen machte. Fast aber schien es, als wollten sich die deutschen Fürsten wieder dem Könige Wenzel anschließen, da zur Wahl eines Dritten nicht mehr wohl geschritten werden konnte. Der Markgraf Jodok that für Wenzels Interesse jetzt, was irgend in seinen Kräften lag; die österreichischen Herzoge wollten von Ruprecht eben auch nichts hören; die Reichsstädte Aachen, Regensburg, Rothenburg, Toul &c. erkannten Wenzel für den wahren römischen König, und der neue Fürstbischof von Lüttich ließ sich (1407) von ihm belehnen. Selbst der Kurfürst Rudolph von Sachsen trat mit einem Male öffentlich auf Wenzels Seite, und führte diesem selbst noch in seinem Schwager Ernst von Bayern — war doch im bayerischen Hause sebst der Abfall von Ruprecht eingerissen! — einen Bundesgenossen zu. Die Markgrafen von Meißen würde Wenzel ebenfalls haben gewinnen können, wenn er auf den eigenen Vortheil sich besser verstanden hätte. Eine solche ansehnliche Streitmacht würde seinem Gegner Ruprecht unfehlbar den Untergang gebracht haben. Allein große, mit unwiderstehlicher Macht sich herandrängende kirchliche Ereignisse traten dazwischen; die weltlichen Staatshändel rückten, so weit sie mit jenen nicht verschmolzen werden konnten, in den Hintergrund, Ruprecht fristete ein bedeutungsloses Dasein, Wenzel bekam in Böhmen weit über seine Kräfte zu thun. Unter zwei Oberhäuptern gelangte das Reich keinen Schritt weiter, zur Einheit aber erst ein Jahr nach Ruprechts Tode.

Die Staaten des luxemburgischen Hauses waren seit König Wenzels Regierungsantritt fast gar nicht verringert worden, viele Aenderungen aber hatten dieselben im Innern erlitten. Des Königreichs Böhmen geschweigend, fassen wir dessen Kronlande zunächst ins Auge. Mähren stand seit Prokop's Tod (1405) in des Markgrafen Jodok Alleinbesitz. Die Räubereien, welche der Dürrenteufel — bei den Böhmen suchý čert genannt — und dessen Anhänger schon seit 1402 von Mähren aus trieben und noch 1407 in Oesterreich fortsetzten, wurden endlich durch Dazwischenkunft des Markgrafen unterdrückt, wiewol sie dem Herzog Leopold schwere Summen kosteten. In Schlesien herrschte mehr Ruhe. Die Fürsten und Herren hatten hier (16. Juli 1402) dem unthätigen Landeshauptmanne Benesch von Chussnik gegenüber, einen Landfrieden geschlossen, der bis zur Hussitenzeit gute Früchte trug. Die Oberlausitz war seit Karls IV. Tode von äußeren und inneren Fehden mehrmals heimgesucht. Zu dem Vehmgerichte, welches Karl 1347 den Sechsstädten gab, verordnete Wenzel eine besondere Rügegerichtsordnung. Blutige Auftritte zwischen Rath und Zünften in Görlitz und anderwärts fanden öfter Statt; zu Bautzen, wo 1405 sogar der Landvogt, Herzog Bolko, und dessen Sohn in der Ortenburg beschossen wurden, mußte Markgraf Jodok persönlich einschreiten. Dafür hat König Wenzel 1408 vierzehn Rädelsführer daselbst enthaupten lassen. Die Niederlausitz hatte Jodok ebenfalls bis zu seinem Tode (1411) inne; Wenzel versprach hierauf, das Land nie wieder von Böhmen zu trennen. Beide Lausitzen bekamen 1419 von König Sigmund einen gemeinsamen Landvogt und

schickten Jenem zahlreiche Contingente gegen die Hussiten. Brandenburg, von Jodok pfandweise erworben, gelangte unter den Luxenburgern nie wieder zur Ruhe. Die Neumark besaß bereits der deutsche Orden, wiewol erst 1429 als Eigenthum. Als 1408 der Markgraf Jodok in das, vom Raubadel hart mitgenommene, Land kam, theilte er mit den Quitzows sogar die Beute, und verpfändete was er irgend konnte. Nach seinem Tode rückte Sigmund wieder in den Besitz von Brandenburg, wenigstens in jenen der Altmark, Mittelmark, des Landes Sternberg und einen Theil der Ukermark ein. In dieser Ausdehnung überkam das Land (8. Juli 1411) Friedrich IV. Burggraf zu Nürnberg als Verweser und Pfandinhaber, 1415 als wirklicher Landesherr. Das Herzogthum Luxemburg endlich ließ König Wenzel, um seine Anhänger zu vermehren, unbedacht in fremde Hände übergehen. Herzog Anton von Brabant und Limburg erhielt von ihm mit der Hand seiner Nichte, Elisabeth von Görlitz (1409), das Einlösungsrecht des Herzogthums Luxemburg, welches bekanntlich dem Markgrafen Jodok verpfändet war. Dafür gewann er zwar Anton und dessen Bruder Johann von Burgund zu Bundesgenossen, machte jedoch von ihrer verheißenen Kriegshilfe keinen Gebrauch, während Luxemburg nach und nach auf diesem Wege verloren ging. Für Ruprecht entsprang hieraus der Nachtheil, daß er Brabant und Limburg dem Reiche nicht, wie er gelobt hatte, wieder gewann, und daher neuen Stoff zur Unzufriedenheit gab.

Original-Bericht über die Gründung der Gnadenkirche Maria de Victoria auf dem weißen Berge; nebst einer Schilderung der Schlacht von 1620.

(Nach einer gleichzeitigen Gelegenheitsschrift.)

Am neunten September des Jahres 1620 vereinigten sich die zwei Armeen mit großem Trost des ehrwürdigen Patris Dominici a Jesu. Als die Auxiliar-Völker die kaiserliche Kriegsfahne ersahen, wurden sie mit größter Freude und Herzhaftigkeit überschüttet. Diese war von einem sehr köstlichen Zeug, hatte auf einer Seite ein andächtiges Bildniß Unsers Herrn des Gekreuzigten mit dieser Zuschrift: Exurge Domine et judica causam tuam, deutsch lautend: Stehe auf, o Herr, und richte deine Sache. Anderseits das Bildniß unserer Lieben Frauen, mit den Worten: Monstra te esse Matrem: das ist: Erzeige Dich eine Mutter zu sein. Als nun die kaiserliche Armee weiter fortrückte, damit sie dem Feind nicht einigen Platz hinter sich überließe, wurde beschlossen, Pisek zu belagern, wo 1500 Soldaten zur Besatzung lagen, und als dieselbe berennt war, sagte der Generallieutenant: es würden wol viel Tage vorübergehen, ehe man den Platz erhalten würde. Pater Dominicus antwortet darauf: Ich aber sage darauf, daß diese Stadt innerhalb eines halben Tags in unserer Gewalt sein wird, wie es dann auch geschehen, indem nicht zwei Stunden vorüber gingen, bis des Paters

Aussage von dem Ausgang selbst bestättigt wurde. Nach Eroberung der Stadt begab sich das kaiserliche Kriegsheer, um auf die Feinde loszugehen, welche aber bei der Merkung der katholischen Armee sich zurückzogen und sich einen füglichen Ort suchten, sich mit gutem Vortheil zu schlagen, nahe bei Pisek stand ein ansehnliches Schloß mit Namen Strakonitz, auf einem Berg am Wasser erbaut, dieses Schloß hatten die Unkatholischen ausgeplündert und darin ihre große Bosheit erwiesen, indem sie Alles verwüstet und zerstört, was sie nur zur Andacht gehöriges angetroffen, die heiligen Bilder schändlich zugerichtet, und was nur zum Gottesdienst gewidmet war, mit Füßen getreten. Da nun Dominicus in das Schloß eintrat, sah er einen Haufen zerrissener und verdorbener Sachen, worunter etliche Stück Tafeln lagen, auf welchen die Bildnisse des heiligen Hieronymus und der heiligen Maria Magdalena gemalt gewesen. Darunter traf er auch ein Täflein an, anderthalb Schuh hoch und einen Schuh breit, auf Gyps gemalt und ohne irgend andere Zierrathen ganz bestaubt und beschmutzt. Dieses nahm er ehrerbietig in die Hand, wischte davon die Mackeln und den Staub ab, und als er dasselbe ziemlich gesäubert, ersah er darauf die Geburt unsers Herrn und Heilands Jesu Christi abgebildet; in dem Kripplein lag das Kind Jesus, die allerheiligste Mutter kniete und betete mit aufgehobenen Händen das Kind an; einer Seits stand ihr heiliger Bräutigam Joseph und auf der andern zwei andächtige Hirten, und als er noch mehr das Bild betrachtete, siehe, da fand er eine grausame Bosheit und schrecklichen Frevel, daß nämlich durch eine ketzerische gottvergessene, bilderstürmische Soldatenhand, Unser Lieben Frauen, dem heiligen Joseph und den zwei Hirten mit einem Messer oder einem Griffel die Augen ausgestochen waren. Ich kann nicht wissen, wie es geschehen ist, daß der Bösewicht, der so grausam mit der allerheiligsten Mutter umgegangen, des Kindleins Jesu verschont habe, glaubwürdig ist's, daß Gott dadurch beweisen wollte, daß er die Augen allezeit offen behalte, um Acht zu nehmen und scharf zu strafen die Verunehrung der Heiligen: wie es auch bald in dem Prager Sieg durch die Niederlage so vieler Tausend Unkatholischer erfolgt. In Beobachtung dieser so großen Lasterthat war das Herz des frommen Paters so verwundet, daß dies mehr mit Zähren als Tinte zu beschreiben wäre: Dominicus war auch mit einem solchen Schauer und Schrecken des Gemüths getroffen, daß er bitterlich weinte und mit inbrünstigen Seufzern Gott gebeten, damit er die Ehre seiner allerheiligsten Mutter in diesem Bild zum Spott der Unkatholiken erhöhen wollte und eben zugleich machte er auch ein starkmüthiges Gelübde, alles Mögliche zu Ehren und Ruhm dieses Bildes beizutragen. Kaum hat er dies gelobt, da wurde er durch ein himmlisches Licht nicht allein wieder von Neuem von einer Victori selbst, sondern auch von den Umständen derselben und besonders versichert. Wies darauf den Herzogen und allen andern Kriegshäuptern das so schmählich zugerichtete Bild, und munterte sie auf, eine so vermessene der Mutter Gottes widerfahrene Unbill zu rächen, mit Versicherung, daß durch ihres Sohnes Beihilfe ein herrlicher Sieg über die Feinde erfolgen werde. Nach diesem überhüllte er das heilige Bildniß mit einem kostbaren Gewand und trug dasselbe vorne am Hals hängend, wendete es auch einmal zu seinem Gesellen, und sagte ihm mit prophetischem Geiste: „Pater, ich sage Euch, daß dieses heilige Bild große

Wunder wirken, und durch die ganze Welt verehrt werden wird. Es war nun endlich der 7. November gekommen und Dominicus war voller Frohlocken, daß sich die Zeit des so verlangten Sieges herbei nahte, die letzte Nacht vor dem glückseligen Tag sah Dominicus, wie sich vom Himmel bis auf die Erde ein Weg, als wie die sonst genannte Milchstraße, eröffnete, und durch diese große Schaaren von Engeln in Menschengestalt, mit glänzenden Waffen umgeben, herabließen, in schönster Ordnung sich vor die katholische Armee setzten, in der Schlacht den Angriff machten, ritterlich stritten und den Katholischen den Sieg in die Hände gaben. Als nun endlich darauf der gewünschte Tag, das ist den 8. November 1620 hereingetreten war, sind sie eine starke Stunde, um dem Feind unter die Augen zu kommen, vorgerückt und kamen zu einem Marktflecken, nächst welchem die unkatholische Armee sich gelagert hatte, als diese aber der Tilly entdeckt, zogen sie sich zurück und der Herzog gab Befehl, daß das katholische Heer sich auf die Ebene ziehen und den Feind zum Fechten aus seinem Vortheil heraus locken sollte.

Der Graf von Thurn und Prinz von Anhalt, Generale der unkatholischen Armee hatten sich die Ebene des, von dem weißen Stein, der dort gebrochen wird, sogenannten weißen Berges erwählt: dieses ist ein weites und großes Feld, sehr gelegen und bequem dazu, daß zwei große Kriegsheere darauf stehen und mit einander schlagen können; hat einerseits die Stadt Prag und auf drei Seiten endet sich derselbe theils mit Felsen, theils gähen Abschnitten, gegen Sonnen-Aufgang stosst er auf den Fluß Moldau und gegen Abend an den königlichen Lustgarten Stern, von seiner Abzeichnung so genannt. Gegen Mittag hat er aber eine abschüssige und gefährliche Tiefe an der Seite und im Angesichte des katholischen Kriegsheeres. Auf diesem Platz und Ebene des weißen Berges stand die feindliche Armee und erwartete gleichsam als einen sicheren Vortheil mit Trotz den Anlauf der katholischen Völker, als nun kaiserlicher Seits einige Kriegshäupter etwas genauer in der Nähe das Lager und die Macht der Feinde in Augenschein genommen hatten, wollte keiner zugeben, daß man durch einen so gefährlichen Streich das römische Reich, ganz Deutschland, das Haus von Oesterreich, Italien, ja der frommen katholischen Kirche selbst an die Spitze setzen sollte, sondern waren daran, daß sie den Herzog und andere Gewalthaber mit dem Feind durchaus in kein Gefecht sich einzulassen, bereden möchten: weil es unmöglich schien, dabei etwas zu gewinnen; erstens daß die feindliche Armee der unsern an der Zahl um ein Großes überlegen war, zweitens, weil die kaiserlichen Völker kurz zuvor einen großen Mangel an Lebensmitteln hatten und nunmehr auch von der Beschwerlichkeit des Weges sehr abgemattet waren, ja wie die Uiberlieferung meldet, daß damals die kaiserliche Armee über zwölf Tausend Mann nicht stark gewesen, denn es waren abwesend etwa 6000 zu Fuß und 1000 Reiter, welche zum Theil in dem Zug des Balthasar von Marradas und dessen von Waldstein, zum Theil um Proviant hin und wieder aus gewesen.

Die leidige Pest sollte zuerst von unsern Soldaten bis 14000 hinweggerafft haben, wie zu lesen in vita Patris Dominici a Jesu — forthin dem Feind in die Augen zu treten, hatten sie weit nicht so viel Stärke und Kraft, als die Leute des Pfalzgrafen, die mit allen Sachen gar wohl

versehen, und nachdem sie bei Prag eine ziemliche Zeit ausgeruht hatten, ganz frisch und munter sein konnten. Zu diesem kam noch die dritte vortheilhafte Beschaffenheit des Ortes, an welchem die Feinde standen. Der ziemlich erhabene Berg, auf welchem sie sich verschanzt, hatte vorne ein Thal, das die Feinde in Sicherheit hielt, um, wenn sich die äußerste Beschwerniß ereignete, daran einen Anlauf zu wagen. Endlich hatten sogar die Rebellen zum Hinterhalt rückwärts die große und feste Stadt Prag, in welche sie sich bei einem unglücklichen Streich unangefochten ziehen konnten. Dagegen standen die Kaiserlichen auf feindlichem Boden und im Fall einer verlorenen Schlacht dem völligen Grimm der Ueberwinder ausgesetzt. Mit diesen und andern Ursachen bewiesen sie ihre Meinung und trachteten damit zu erzielen, daß man die Entscheidung eines so wichtigen Handels mit Degen und Schwert auf eine gelegenere Zeit und Begebenheit aufschiebe, den Feind in seinem Vortheil stehen lasse und auf einem Answeg auf der andern Seite in Prag anlangen sollte. Als dergleichen Rath und Meinung der ehrwürdige Pater gehört, wurde er von einem ganz außerordentlichen Eifer des Geistes entzündet, und ganz brennend von Begierde der Ehre Gottes und Unser Lieben Frauen, ergriff er sein Kruzifix, zeigte das Bild der Mutter Gottes, das er am Halse trug, und munterte den ganzen Kriegsrath mit diesen Worten auf: Ach, ach ihr Söhne der wahren Kirche, ist denn jetzt Zeit dazu, daß man zweifeln und verweilen solle? und jetzt, zu der Stunde, da Gott Euch die Feinde in Euere Hände gibt und Euch des Sieges versichert, wollt Ihr die Hand nicht anlegen, um das Werk anzugreifen! O glückseliger Streit, wo um Gottes gerechte Sache gefochten wird! das ist ja die Sache Gottes! Gehen wir daher, damit uns der Sieg zu Theil werde, es verlassen sich die Feinde auf ihren Trotz und ihren Uebermuth, wir dagegen hoffen auf Gott und seine heilige Mutter. Er wies zugleich das Bild, dem die Unkatholiken, wie gesagt, die Augen auskratzten und sprach: Seid versichert, die Mutter Gottes wird Euch beschützen und ihr gebenedeiter Sohn wird die an diesem Bilde verübte Unbill zu bestrafen nicht unterlassen. Und weil sich vor allen andern ein General gewisser Auxiliar- oder Hilfsvölker dagegen setzte, und gleichsam mit Gewalt haben wollte, daß für diesmal die Sache nicht vorgenommen werde, indem er bedeutete, daß er seine Leute einer so augenscheinlichen Gefahr nicht aussetzen dürfe, so versicherte ihn der Diener Gottes, er solle deswegen ohne Kummer sein, daß auch nicht ein einziger von seiner Mannschaft in diesem Gefechte umkomme, und dieses hat sich auch in der That erfüllt, und nach vollbrachtem Sieg ist bei der Ueberzählung der Soldaten erkannt worden, daß alle bis auf den letzten Mann wieder im Regiment standen. Der Tilly, la Montia und Bucquoy, welche schon zuvor dem Rath Dominici beigetreten waren, wie auch alle andere, die sich zuvor widerspenstig erzeigt hatten, ergriffen in Ansehung eines so großen Eifers dieses sein Versprechen als eine Aussage des Himmels und beschlossen auch einstimmig nach dem Degen zu greifen und mehr auf die göttliche Verheißung, als auf die menschliche Vernunft, und auf die Weise zu kriegen sich verlassen. So wurde allem Rathschlagen ein Ende gemacht und gleichsam in einem Augenblick ein Zeichen zum Treffen gegeben, feindlicher Seits aber behende das grobe Geschütz auf die Kaiserlichen gelöst. Die Kriegsparole der Kaiserlichen war: „Heilige Maria", und als die

Kriegsobristen das Bild unserer Lieben Frauen geküßt, warfen sie sich unerschrocken an den Feind, von welchen zugleich losgebrannt und großer Schaden unter denen, die den Angriff machten, verursacht wurde.

Im Anfange des Treffens stand Dominicus, wie ein zweiter Moyses, mit gegen Himmel erhobenen Händen und Angesicht, und indem er häufige Zähren vergoß, bat er Gott, er wolle seine und seiner werthesten Mutter gerechte Sache, wie auch diejenigen, die um sie fechten, beschützen. Dabei wurde hitzig gekämpft, und mitten unter dem Regen der Stückkugeln, der Degen und Lanzen erfüllte Jeder die Obliegenheit eines eifrigen Soldaten. Doch wollte Gott den Glauben und das Vertrauen seines Dieners prüfen, und ließ es geschehen, daß die Ungarn herbeikamen, etliche Rotten von der kaiserlichen Reiterei trennten, und Victori, Victori schrieen. Dominicus hörte das verwirrte Geschrei, und es kamen auch Einige, die ihm die Flucht der Unsrigen und die Gefahr der Armee benachrichtigten. Er aber verharrte unbeweglich in dem Gebet. Der Herzog selbst kam ganz bestürzt und sagte mit großer Betrübniß: „O Pater, wie geschieht dies, daß die Unsrigen fliehen und die Feinde Victoria schreien? Dominicus aber mit starkem Glauben bewaffnet, ermahnte ihn guten Muths zu sein, weil unfehlbar die göttliche Verheißung erfüllt werden würde. Er setzte sich sogleich zu Pferd und in Begleitung des Herzogs durcheilte er auf allen Seiten das Feld, das Krucifix in der Hand, das Bildniß Unserer Lieben Frauen am Hals tragend, und rief mit lauter Stimme: „Wo ist, o Herr! Deine alte Erbarmung, stehe auf und richte Deine und Deiner Mutter gerechte Sach'!" Bald wendete er sich zu Mariam, schrie und wollte, daß die Soldaten ihm nachschreien sollten, die Worte aus dem Salve Regina: „Deine barmherzigen Augen wende zu uns, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria." Mit diesen und dergleichen Anrufungen zu Gott und seiner allerheiligsten Gebärerin ermunterte er die Soldaten, frischte die Heerführer an, und versicherte sie von der Unfehlbarkeit des Sieges. Inzwischen er so herumritt und zurief, geschah es, daß er selbst und noch viele Andere gesehen, wie aus dem heiligen Bild glänzende Strahlen und Feuerkugeln herausschossen und auf die feindlichen Schaaren losgegangen sind. Die Hauptleute brachten das flüchtige Volk wieder zusammen in die Ordnung, der tapfere Held Tilly schickte den Obristen Carsia mit fünf Kompagnien Reiterei auf die Berittenen der Feinde los, welche sie mit großer Herzhaftigkeit theils erlegten, theils in die Flucht trieben, und die so kurz zuvor Victori! Victori! geschrieen hatten, mußten jetzt, um ihr Leben zu retten, Reißaus nehmen. Der junge Prinz von Anhalt wurde von Wilhelm Verdugo verwundet und gefangen. Carolus Spinellus nahm eine feindliche Schanze, die mit etlichen Stück besetzt war, ein, wendete diese eiligst gegen die Feinde und that ihnen großen Schaden damit. Nachdem er den Ort behauptet, setzte er weiter vor und bekam den Breuner, der vom Anhalt zum Kriegsgefangenen gemacht worden war, wieder zurück, eroberte viele Fahnen und man sah auf allen Seiten die Hand des göttlichen Zornes und es war keine Stelle, die mit dem feindlichen Blut nicht gefärbt war. Der Schrecken der katholischen Waffen hat in dem Herzen der weit an Stärke überlegenen Feinde Furcht und Zaghaftigkeit verursacht, die Kriegsordnung war bei denselben nicht geachtet und beim gemeinen Mann unter ihnen fanden die Führer kein Gehör und keinen

Gehorsam. Das ganze feindliche Heer war voll Verwirrung und es sorgte Niemand um etwas anderes, als wie sein Heil und Leben mit den Fersen zu erhalten wäre. Gewiß ist es, daß man in dieser Begebenheit klar die Hilfe Gottes und seiner gebenedeiten Mutter erkennen mußte, die eine so große Furcht und Zittern unter den Unkatholischen verursachte, woraus eine solche Niederlage erfolgte, daß die Feinde wohl sagen konnten: Manus Domini tetigit nos (die Hand Gottes hat uns getroffen). Auf die Stimme Dominici, welcher nicht nachließ, einen jeden aufzumuntern, rufend: Reddite Rebelles, quae sunt Dei, Deo, et quae sunt Caesaris Caesari! (Gebet, o Widerspenstige! Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!) Die siegreichen Waffen setzten mehr und mehr dem Feind nach, bis sie Niemand fanden, der einigen Widerstand thun würde und machten unter ihnen eine jämmerliche und unerhörte Niederlage. Endlich als die Unkatholischen durchgehends getrennt und zerstreut waren, verblieb der herrliche Sieg in den Händen der Katholiken. Als der feindliche Feldherr eine so baldige Verwirrung und Zerstörung der Seinigen gesehen, begab er sich zu dem anmaßenden König und sprach: „Nun laufen wir, o König, denn der Herzog von Baiern hat es dahin gebracht, daß ein gewisser Zauberer von Rom gekommen ist, der mit seinen Schwarzkünsteleien unsere Soldaten bezaubert hat, wodurch sie überwunden und verloren gegangen sind.“ Nach der mit göttlicher Hilfe glücklich vollendeter Schlacht, als die kaiserlichen Kriegsobristen wieder zusammenkamen, kann nicht genug gesagt werden, was für Freudenbezeugungen unter denselben waren, und wie sie gleichsam um die Wette mit einander Gott und seiner allerwerthesten Mutter Dank sagten, bedeckten mit Küssen das heilige Bild, dem sie eine so große Wohlthat zuschrieben und sprachen: Gaude Maria Virgo, cunctas Haereses sola interemisti in universo Mundo. Freue Dich, o Jungfrau Maria, denn alle Glaubensspaltungen in der ganzen Welt hast du gedämpft. Verehrten auch den ehrwürdigen Pater Dominicus als einen treuen Diener Gottes und ein wahres Werkzeug des göttlichen Willens. Dieses war das Ende der gefährlichen Schlacht, und dieses die Vernichtung einer so schrecklichen Armee, welche von ihrem vorherigen Glück ganz aufgeblasen, dem ganzen Deutschland ein Verderben, und dem katholischen Glauben den Untergang in diesem Lande gedroht hatte. Dieses feindliche Heer wurde mehr als Hunderttausend Mann stark geschätzt und in einer Zeit von drei Stunden war es vernichtet und vertilgt. Siebentausend Todte lagen auf dem Platz, zweitausend waren gefangen genommen und die übrigen in der Moldau ersäuft und wo sie angetroffen wurden, erschlagen worden. Der Pfalzgraf selbst mit seiner Gemahlin und Kindern in schlechter Tracht verkleidet nahm Flucht nach Schlesien und als Rebell seines Standes und seines churfürstlichen Titels beraubt, reis'te er hin und wieder flüchtig und ohne Ehre herum bis zu seinem Tod. Die Katholiken sangen darauf ein Te Deum laudamus mit großer Feierlichkeit, als es nur die Kürze der Zeit zuließ, unter Ablösung von Kanonen und freudiger Musik. Die Soldaten und Heerführer wollten den Herzog mit einem herrlichen Ehrengepränge und im Triumph in die Stadt Prag einführen, er aber ließ es nicht zu, da er die Ehre eines so großen Glückes Gott allein zuschrieb. Darauf ließ er den Erzbischof und die Geistlichen, welche von Prag vertrieben worden waren, wieder

dahin berufen, die Kirchen von Neuem gesäubert und geheiligt dem Gottesdienste zum größten Trost der Katholischen, wie er früher bestanden, übergeben. Auf dem Platz aber, wo die Schlacht geliefert wurde, erbaute man eine Kapelle zur ewigen Gedächtniß eines so nachdrücklichen Sieges, wohin jährlich eine Prozession zur schuldigen Danksagung geführt wurde. Später wurde diese Prozession innerhalb der Kleinseite Prags von dem Schloß in die Karmeliter-Kirche gehalten. Damit aber das Gelübde erfüllt werde, welches Pater Dominicus gemacht hatte, daß nämlich das heilige Bild in der ganzen Welt verehrt werden solle, ließen es Seine Majestät, damit die Erbländer nicht ganz eines so kostbaren Schatzes beraubt würden, nebst den reichlichsten Geschenken vom Kaiser und dem Herzog von Baiern nach Rom bringen, um so die Dankbarkeit gegen die seligste Jungfrau zu bezeugen. Der römische Kaiser Ferdinand II. schenkte eine kaiserliche Krone von neun Pfund gediegenen Goldes mit vielen Perlen und köstlichen Edelsteinen reich besetzt, sammt 25 in der Schlacht eroberten Fahnen. Seine Durchlaucht Maximilian Herzog von Baiern gab einen herzoglichen Hut, seine Generalstandarten und noch andere zwanzig von dem Feind eroberten Fahnen, die Leisten des Gestelles, worauf das heilige Bild stehen sollte, ließ er mit Silber beschlagen, setzte das Bildniß in einem von Ebenholz und Silber reich gearbeiteten Tabernakel und schickte auch nach Rom vier große Fußgestelle, worauf sehr geschickt der ganze Lauf des Treffens entworfen stand. Andere Fürsten haben auch mit diesem Bilde reiche Geschenke übersendet. Als Pater Dominicus nach Rom gekommen, erhielt er auf die Fürbitte Seiner kaiserlichen Majestät und des Herzogs von Baiern und andern Fürsten von Seiner Heiligkeit Gregorio dem XV. die Erlaubniß, damit das heilige Bild mit öffentlichem Gepränge aus der Hauptkirche S. Mariae Majoris in die Kirche des heiligen Pauli Carmelitarum discalceatorum auf dem Quirinal-Berg nahe am Brunnen vom glückseligen Wasserquell genannt, übertragen würde, welche jetzt die Kirche Unserer Lieben Frauen von Victoria heißt. Das Bild wurde mit der frohen Einwilligung Seiner Heiligkeit mit großem Gepränge auf den Altar gesetzt, und die Feierlichkeit mit größter Pracht begangen. Da nun der Fürst Savelli (Tit.) kaiserlicher Botschafter beim Papst auf Befehl Seiner kaiserl. Majestät alle Anstalten gemacht, die ehrenreiche Uebertragung des Bildnisses den 8. Mai, das ist am Tag des heiligen Erzengels Michael, Besiegers des höllischen Drachens, zu bewerkstelligen und oberwähnte Hauptkirche aufs allerprächtigste geziert war, stand ein herrlicher Thron, in Gestalt eines kleinen Kirchleins aufgerichtet, allerseits mit köstlichen Juwelen, Perlen, Edelsteinen, Statuen, Lichtern und silbernen Geschirren geziert, darauf wurde das wunderthätige Bild mit der kaiserlichen Krone und der beigefügten Nebenschrift gesetzt: Terribilis ut Castrorum Acies ordinata. Diese ist schrecklicher, als ein geordnetes Kriegsheer. Das Bild war mit andächtiger Zierlichkeit geschmückt von den ehrwürdigen geistlichen Jungfrauen des Klosters Turris Speculorum genannt, welches durch einen ganzen Monat in ihrer Wohnung hatten und sich aus Ehrerbiethigkeit, daß es Pater Dominicus am Halse getragen, ausgebeten hatten, dasselbe mit aller Andacht auszuzieren. Auch die Kirche S. Pauli bei den Karmelitern war auf das Schönste vorbereitet und mit künstlichen Blumen und andächtigen Bildern reich geschmückt. Der Hochaltar, worauf das

wunderbare Bild stehen sollte, stand herrlich, ja in unübertrefflicher Pracht da. Die ganze Gasse, wodurch die Prozession gehen sollte, war außer dem, daß sie mit Tapezereien und schön gearbeiteten Gewändern behängt war, auch ganz mit Zelten überzogen. Noch herrlichere Zubereitungen waren auf dem Platz bei den „vier Springbrunnen" genannt, in dessen Mitte ein prächtiger Altar mit zwölf Staffeln, voll Lichter, Statuen und silbernen Blumenkrügen unter einem goldgewirkten Himmel stand, und an den Ecken der Springbrunnen standen Säulen mit Statuen, u. z. war auf der ersten Seine Heiligkeit Gregorius der XV., an der zweiten Seine Majestät Kaiser Ferdinand II., an der dritten Maximilian Herzog von Baiern, und an der vierten der Cardinal Ludovisius, der Enkel Seiner Heiligkeit. Nach diesem wurde das heilige Bild zur Andacht eines unzähligen Volkes von früh bis auf die zwanzigste wälsche Stunde ausgesetzt. Der Anfang der Prozession wurde mit Freudenschüßen aus großem Geschütz oder Mörsern gemacht. Voran ging die Soldateska in schönster Ordnung reich gekleidet und bewaffnet, darauf folgten andere Soldaten, die in der Prager Schlacht eroberten Fahnen und Siegeszeichen trugen, Feuerröhre, Musqueten und verschiedene Waffen, an eine Stange oder Lanze ein Theil von der Artillerie, welches Alles den Unkatholischen war genommen worden, und ein ganz anderes Ansehen als die wälschen Waffen hatten. Darauf kam die siegreiche Leibfahne des Herzog von Baiern, worauf fünfzig Soldaten mit Panzern angethan folgten, und fünfzig von den Unkatholiken eroberte Fahnen trugen. Endlich erschienen die geistlichen Orden in ihrem Aufzug und zuletzt wurde eine überaus schöne Fahne der heiligen Theresia von den PP. Carmelitern Discalceaten und Ordenssöhnen dieser heiligen Stifterin, in priesterlicher Pracht mit schönen weißen Planeten oder Consulen angethan getragen.

Darauf folgten die Domherren aus der Collegial- und Hauptkirche der Stadt Rom mit ihrer gewöhnlichen Kleidung und einer großen Anzahl Clerisei oder weltlichen Geistlichkeit, dann die Prälaten des römischen Hofes mit einer großen Menge Herren vom Stande, Baronen und wälschen Fürsten, welche sich sammt vielen deutschen Herren aus eigener Andacht dem adeligen Triumph und Siegesgepränge zugesellt hatten. Endlich wurde auf einem Siegesthrone das wunderthätige Bild Unserer Lieben Frauen von Victoria getragen majestätisch und ehrwürdig, welches nicht allein eine ungemeine Andacht, sondern auch unaussprechliche Frömmigkeit und Bewunderung unter dem Volke verursachte. Dieses begleitete in bischöflicher Tracht (Tit.) der Herr Sanvitalle Erzbischof zu Paris und des päpstlichen Hofes Hofmeister mit dem heiligen Collegio der Cardinäle und völliger Musik der päpstlichen Capellen. Die ganze Prozession war mit Fackeln erleuchtet und wurde nicht allein von andächtigen Stimmen einer unzähligen Volksmenge, sondern auch mit Lösung vieler Salven auf dem Schloß S. Angeli verherrlicht. Als das Bild in der Kirche S. Pauli ankam, kamen ihm die PP. Carmelitae Discalceati mit brennenden Lichtern entgegen, fielen auf die Knie nieder, verehrten ihre allerseligste Mutter, und begleiteten sie bis zum Hochaltar. Zu eben dieser Zeit kamen Seine päpstliche Heiligkeit, welche sich schon zuvor in das Kloster obgenannter Geistlichen, um dieses glorreiche Siegesgepränge auch mit seiner hohen Gegenwart zu ehren, begab sich auf den Chor und verehrte knieend das heilige wunderthätige Bild, und es wurde zugleich ein solennes Te Deum abgesungen. Darauf begab sich der Papst

wieder nach Hause, damit der Menge und Andacht des Volkes Platz gegeben werde, welches durch die ganze Woche bemüht war, das Bild mit allerlei Zeichen der Andacht und Ehrerbietigkeit zu besuchen und vielerlei Gnaden davon trug. Ihre Heiligkeit Gregorius XV. gab vollkommenen Ablaß für diese Kirche auf ewige Zeiten, sowohl an der jährlichen Feier des Tages, an welchen das Bild dahin übertragen worden, das ist den 10. Mai, als auch am Tage des Prager Sieges, den 8. November, an welchem zugleich das Fest Victori gehalten wird. Alexander VII., römischer Pabst glorreichen Andenkens, hat verordnet, daß gedachtes Fest am andern Sonntag des November gehalten werde, damit es desto feierlicher begangen werden möge. Auf eben diesen Tag hat er auch den Ablaß übersetzt und Erlaubniß gegeben, daß man von diesem Fest die Tagzeiten sprechen möge. Eben so wie das Bild nicht nachgelassen hat Wunder zu wirken und Gnaden seinen Verehrern zu ertheilen, so auch hat der Zulauf des Volkes nicht aufgehört, welches von allen Ländern der Christenheit ankommt, die Kirche der heiligen Mutter Gottes Maria de Victoria zu besuchen und zu verehren. Diejenigen, welche bei der Prozession und dem öffentlichen Umgang gegenwärtig waren, sagten aus: daß seit zwei hundert Jahren zu Rom kein so herrlicher Aufzug der Geistlichkeit mit solchem Gepränge, und kein Zulauf einer so großen Menge andächtigen Volkes stattgefunden habe.

Nachdem die Kapelle durch viele Jahre öde gelegen und blos zur Herberge der Gebeine jener gedient hat, welche in der Schlacht am weißen Berge gefallen sind, wurde dieselbe im Jahre 1704 mit Bewilligung des erzbischöflichen Consistoriums wieder restaurirt. Dieses geschah zuerst durch einen Maurergesellen mit Namen Michael Haagen, gebürtig aus dem Oberbaiern von Riedlern in Kraith zu dem fürstlichen Stift und exempten Kloster Tegernsee gehörig, der seine ganze Baarschaft darauf widmete, um die eingegangene Kapelle sechs Ellen breit und 8 Ellen lang im Lichten aufzubauen. Nun nahm er die Pflichten eines Kirchendieners auf sich, und hat höchst rühmlich Sorge dafür getragen, daß die Verehrung der victoriosen Jungfrauen und Heldin Maria noch mehr und immer mehr vergrößert werde. Durch die Wohlthätigkeit der Bewohner der Stadt Prag wurde auch die Kapelle mit Meßgeschirren versehen und zierlich ausgestattet, so daß sie darauf den 8. Dezember an dem Feste Mariä Empfängniß eingeweiht und nach den gebührenden Kirchenceremonien von einem weltlichen Priester die Messe darin gelesen wurde. Von Außen, an dem Giebel der Kapelle gegen Sonnenuntergang ist die Schlacht, die hier geliefert wurde, entworfen, worüber sich das Bildniß Unserer Lieben Frauen Maria de Victoria in den Wolken schwebend befindet, und es ist zu sehen, wie die Donner und Blitze auf die Unkatholischen herabschießen mit der Unterschrift: Reddite quae sunt Caesaris Caesari, et quae sunt DEI Deo, das ist: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Merkwürdig ist es auch, daß, als die kaiserlichen Waffen hier diesen Sieg erfochten, auch überall in der ganzen Christenheit an diesem Sonntag dieses Evangelium gelesen wurde. In dem Jahre 1706 ist dieses Gotteshaus vergrößert und durch eine Kuppel verschönert worden, und wurde auch in demselben Jahre den 8. August durch seine bischöflichen Gnaden Herrn Vitum

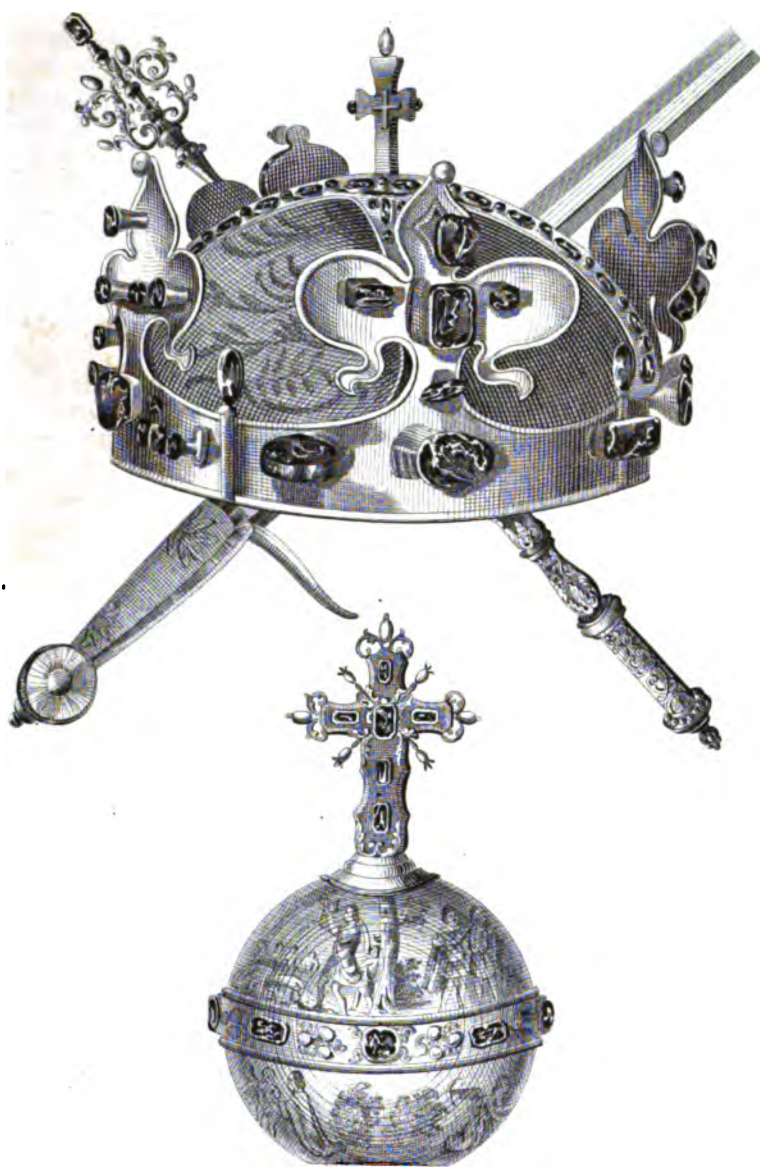
Seipel, Bischof zu Hieropl und Abt auf dem Berg Sion bei Prag heiligen Prämonstratenser Ordens (Tit.) solemniter consecriret, und geheiligt. Im Jahre 1708 ist neben dieser Kapelle ein Haus zur Verwahrung von Ornamenten und Kirchengeschirr, wie auch zur Wohnung des Kirchendieners erbaut worden. Die Geschenke haben sich auch immer mehr und mehr auf Schickung Gottes vermehrt, und namentlich ist von der verwittweten Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia des römischen Reiches, wie auch der Königreiche Ungarn und Böhmen Oberhaupt, ein kostbarer Kelch mit zwei silbernen Meßkannen und dazu gehöriger Tatze dieser Kirche verehrt worden. In eben dem Jahre ist auch die Sakristei und ferner im Jahre 1710 die St. Rosaliakapelle angebaut worden; im Jahre 1712 hat man die Kapelle des heil. Märtyrers Hylarii aufs schleunigste gebaut und ausgeziert. Dieses geschah aus Anlaß der Schenkung des Leichnams genannten heil. Märtyrers von Seiner Heiligkeit dem Papste Clemente XI. durch Ihre Eminenz Casparum Cardinalen de Carpineo, und päpstlichen Vicarium Generalem vermög eines authentischen Diplomatis in forma Bullae Pontificiae de dato Rom den 22. August im Jahre 1699 des Hoch- und Wohlgebornen Herrn Georg Adam, des heil. römischen Reiches Grafen von Martinitz, Ihrer Hochgräflichen Excellenz geliebten Gemahlin, der Hoch- und Wohlgebornen Frau Maria Josepha Reichsgräfin von Martinitz, gebornen Gräfin von Sternberg, übergeben, und dieser heilige Leichnam aus gnädiger Freigebigkeit zur größeren Ehre Gottes und Unser Lieben Frauen Maria de Victoria auf dem weißen Berg in der neuerbauten Kapelle verehrt worden, wohin auch, nachdem bei einem hochwürdigen erzbischöflichen Consistorio die versiegelte Reliquie geöffnet und darüber den 8. April 1712 eine Consistorial-Bewilligung ergangen, derselbe am hierzu einberaumten vierzehnten Sonntage nach der allerheiligsten Dreifaltigkeit übertragen wurde. Dieser Zug, welcher aus der Kirche St. Wenzel von der Kleinseite, von der sämmtlichen Geistlichkeit und einer großen Menge Volkes begleitet, auf den weißen Berg mit großem Pomp gehalten war, endete mit einem andächtigen Feste und es wurden sowohl deutsche als auch böhmische Predigten abgehalten; an dem genannten Tage, d. i. 21. Aug., war auf dem w. Berg eine schöne Triumphpforte aufgerichtet, und dieser Tag hochfeierlich und solenniter begangen worden.

In späterer Zeit vermehrten sich noch mehr die Almosen und Personen sowohl niedern als höhern Standes wetteiferten miteinander, und ich selbst habe gesehen, wie zwei lutherische Prinzen aus einem hochfürstlichen Haus der Kirche durch einen Prager Bürger am Feste Mariä Geburt nach der Predigt ein bedeutendes Geschenk zukommen ließen. Auf diese Art war die Kirche in kurzer Zeit von Innen und von Außen reich ausgestattet und verziert, und obwohl es Anfangs kein Ansehen hatte, als sollte aus diesem kleinen Werke was Großes werden, so ist doch der gütige Himmel diesem Orte augenscheinlich gnädig gewesen, daß das Kirchlein von Tag zu Tag an Almosen zugenommen und die Andacht der katholischen Christen sich stündlich vermehrt und vergrößert habe. In dem erwähnten Jahre ist auch eine Mauer um das Kirchlein angefan-

gen und 1713 beendigt worden; im Jahre 1714 hat man sich bemüht, die mittlere Kuppel zu erhöhen, welches auch im Jahre 1715 völlig zu Stande gebracht worden ist. In diesem Gotteshaus findet man fünf Altäre. Der Hochaltar ist zierlich mit Kriegs-Armaturen gebaut, und man sieht darauf das Bild Sanctae Mariae de Victoria oder die Geburt Christi mit Joseph und zweien Hirten, eine Kopie des mirakulosen Originals, welche zu Rom bei den wohlehrwürdigen Vätern Discalceaten angerührt worden. Oben auf dem Altar thront Gott der Vater auf einer Weltkugel, und darüber befindet sich der heilige Geist in Strahlen schwebend. Auf der rechten Seite die Kapelle mit dem Altare des heiligen Hylarii, wo dessen heiliger Leichnam ruht, und es sind hier nebst der genannten auch zwei große und schöne Reliquien der Heiligen Modesti und Jucundinä vorhanden. An der linken Seite ist die Kapelle und der Altar der heil. Rosalie, in welcher ebenfalls zwei schöne Reliquien, als S. Bonifacii Martyris und S. Placidae befindlich sind. Neben dem Eingang der Kirche ist zu einer Seite der Altar des heiligen Wenceslai, auf welchem das Lauretanische Bild stehet, und zur andern Seite der Altar der heiligen Anna. Im Jahre 1715 ist in dieser Kirche eine 10 Ellen lange und 5½ Ellen breite Gruft gemacht und im Jahr 1717 ein Gebäude von sieben schönen Zimmern und Kammern für die Geistlichkeit aufgeführt worden. Ferner sind um die Kirche herum 4 Eckkapellen entstanden. Die erste St. Adalbertskapelle ließ der hochwohlgeborne Herr Hieronymus von Colloredo und zu Wallsee, Graf des römischen Reiches, Erbherr auf Opotschno, Tloskow, Drachkow, Staats, Welin, Siebenhirten und Föling, Seiner kaiserl. Majestät wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, damals gewesener königlicher Statthalter, Beisitzer des größeren Landrechtes und oberster Hof-Lehensrichter im Königreiche Böhmen, dann bevollmächtigter kaiserlicher Gouverneur des Herzogthums Mailand, erbauen. Die andere, St. Johannis-Nepomuceni-Kapelle, ließ der hochwohlgeborne Herr Franz Wenzel, des römischen Reichs Graf zu Trautmannsdorf und Weinsperg, Freiherr auf Gleichenburg, Negau, Burgau und Tatzenbach, Erbherr der Herrschaft Leitomischl und Dürnholz, Seiner röm. kaiserl. Majestät Rath-Kämmerer und Beisitzer des größeren Landrechtes im Königreiche Böhmen ꝛc. Die Dritte zu St. Wenceslai wurde von dem hochedelgebornen Ritter Herrn Wenzel Ernst Markwart von Hradek, Herr auf Wernsdorf und Lauchow, Seiner röm. kaiserl. und königl. Majestät Rath, königl. Statthalter, Beisitzer des größeren Landrechts und Landesunterkämmerer des Königreichs Böhmen ꝛc., aufgeführt. Die vierte, der heiligen Dreifaltigkeit gewidmete Kapelle erbaute endlich der hochedelgeborne Ritter Herr Leopold Wenzel von Mohrenfels, Rath Seiner röm. kaiserl. Majestät, Hoflehen- und Kammerrechts-Beisitzer im Königreiche Böhmen, der auch die gehörigen Meßornate dieser Kapelle schenkte. Ferner ist gegenüber der St. Johannis-Nepomuceni-Kapelle ein 72 Ellen tiefer Brunnen gegraben und um denselben vier Linden gepflanzt worden, damit sich der vorbeigehende ermüdete Wanderer unter dem Schatten derselben mit dem frischen und ausgezeichneten Wasser des Brunnens laben und erquicken könnte. Von einem besondern Wohlthäter sind auch vier Statuen um die Kirche herum errichtet worden; sie sind von Stein gehauen und stellen die Heiligen: Joseph, Franziscus Seraph., Anton von Padua und dann den Pater Dominicus a Jesu Maria, vor, welcher

letztere, wie schon gemeldet, bei der Schlacht am weißen Berge zugegen war. Dabei ist aber zu merken, daß diese letztere Statue nicht zur öffentlichen Verehrung, so wie die andern drei, ist aufgerichtet worden, weil der ehrwürdige Pater Dominicus nicht von dem päbstlichen Stuhl in die Zahl der Heiligen ist aufgenommen worden, sondern nur zum Andenken seines Eifers bei der Schlacht für die Ehre der Jungfrau Maria und den wahren katholischen Glauben. Die fünfte Statue des heil. Johannes Nepomuceni, auf die ein eifriger Verehrer dieses Heiligen eigene Sammlungen veranlaßte, wurde in demselben Jahre, als die große Triumphpforte dieses Heiligen auf dem Prager Schloß 1721 zu sehen war und dessen h. Leichnam und die seit 338 Jahren unversehrt gebliebene Zunge in einer feierlichen Procession herumgetragen und verehrt war, aufgeführt. Der ganze Platz, auf dem die Kapellen und andere Gebäude stehen, hat eine Länge von 118 und eine Breite von 64½ Prager Elle, und mit Gottes Hilfe soll dieser, mit einigen schönen Linden gezierte Platz (wenn die Wohlthäter wie bisher sich zu einem milden Beitrag versehen) mit einer Säulenhalle umzirkelt werden, und es scheint, daß diese Hoffnung bald sich erfüllen werde, da schon gegenwärtig sieben zierlich gewölbte Bogen durch die Beihilfe milder Wohlthäter da stehen. Höchst zu verwundern ist es, daß in einer so kurzen Zeit, als vom Jahre 1706 bis 1721 von unterschiedlichen Personen aller Stände so viele heilige Messen auf ewige Zeiten fundirt worden sind, die auch noch von Tag zu Tag wachsen, indem bisweilen nicht eine, sondern mehrere Personen zusammen zu einer ewigen fundirten Messe concurriret und das Fundationsgeld pr. 20 fl. erlegen. Diese Gelder wurden dann zu einem Kapital geschlagen und gehörig einverleibt, welches auch noch jetzt geschieht; von den abfallenden Interessen sind dem Herrn Administrator auf dem weißen Berge Lebensmittel ausgeworfen und das Uibrige kommt der Kirche zu Gute. Was der ehrwürdige Dominicus a Jesu Maria vor hundert Jahren im prophetischen Geiste vorhergesagt, wie nämlich diesem Bild unter dem Titel S. Maria de Victoria große Ehre vorzüglich auf weißem Berge wird erzeigt werden, das bekräftigt und bestättigt das laufende Jahrhundert oder Jubeljahr von der bewußten Schlacht, und dem durch die Katholiken im Jahre 1620 den 8. November gegen die Unkatholischen hier errungenen Sieg, und miraculosen Victori, welches Jubelfest eben in dem Jahre 1720 durch ganze 8 Tage mit heiligen vollkommenen Ablaß hochfeierlich auf dem weißen Berge nächst Prag außerhalb dem Strahöwer Thor in der Kirche Sancta Maria de Victoria ist gehalten worden. Zu diesem hundertjährigen Jubelfeste haben Seine Heiligkeit der Papst Clemens XI. eine Ablaß-Breve für das Jahr 1720 allergnädigst ertheilt, kraft welchem ein hochwürdiges erzbischöfliches Consistorium zu Prag 8 Tage, u. z. von 21. bis 28. Juli inclusive den heiligen Ablaß zu ertheilen, gnädigst assigniret. An diesen Jubel- und Gnadentagen sind auch viele Tausend Personen erschienen, um sich dieses heiligen Schatzes theilhaftig zu machen. Durch die ganze Octav wurde täglich bei schöner Musik, Trompeten- und Paukenschall ein Hochamt, an den Sonn- und Feiertagen aber auch eine deutsche und böhmische Predigt abgehalten. Zu diesem Jubelfest haben die Vorsteher der Kirche Sancta Maria de Victoria eine Triumphpforte bei dem Eingange derselben aufgerichtet. Dieselbe bestand aus zwei schönen grünen und mit

völliger Armatur gezierten Pyramiden, und dazwischen ein Schild mit folgender lateinischen, deutschen und böhmischen Aufschrift: HI praesentes CeLebrant saeCVLVM obtentae hIC Contra haeretICos VICtorIae. Deutsch also: erstes Jahrhundert von der großen miraculosen Victori wider die Ketzer auf dem weißen Berg 1720 den 8. November. Rechts war die Pyramide mit drei Schilden und Aufschriften in den erwähnten drei Sprachen: „Si Maria pro nobis, quis contra nos.“ Wenn Maria für uns, wer wird wider uns? S. Richard a S. Laurent. Links waren ebenfalls drei Schilde auf dieselbe Weise mit der Inschrift: Gaude Maria Virgo cunctas Haereses sola interemisti in universo Mundo: Freu dich, o Jungfrau Maria, dann alle Glaubens-Spaltungen in der ganzen Welt hast du gedämpffet, ex Brev. Rom. In der Höhe war die Copie des Marianischen Weißenberger miraculosen Bildes zu sehen, sammt verschiedenen Kriegs-Armaturen, mit folgender Unterschrift: Terribilis in castrorum Acies ordinata cant. 6. v. 9. Schrecklicher als ein wohlgewaffnetes Kriegsheer. Unter diesem Bilde schwebte ein Adler Seiner Majestät des Kaisers Ferdinand II. repräsentirend, mit folgender Schrift: Reddite quae sunt Caesaris Caesari, et quae sunt DEI DEO, Mathaei 22. cap. Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Uiber der Triumphpforte stand ein weißer Löwe mit der böhmischen Krone und folgender Inschrift: Per te o Virgo MarIa De VICtorIa serVata est regla nostra Corona. Durch dich, o Maria de Victoria ist unsere königliche Krone erhalten worden. Das Thor dieser Triumphpforte war mit nachstehender Ueberschrift geziert: Pro porta trIVMphaLI ostenDItVr IanVa CoeLi. S. Ildephonsus. Die wahre Triumphpforte ist Maria Himmelspforte. Auf dieser Triumphpforte haben sich Pauken und Trompeten freudig hören lassen, und den ersten Tag, nämlich Sonntag den 21. Juli haben Seine Hochwürden Herr Daniel Joseph Mayer von Mayern, der heil. Schrift Doctor, von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden Bischof zu Tyberias, der röm. kaiserl. und königl. kathol. Majestät Rath, erster Prälat und der Hauptkirche bei St. Veit ob dem königlichen Prager Schloß Domprobst und Seiner hochfürstlichen Gnaden des Herrn Erzbischofs zu Prag (Tit.) Suffraganeus, Vicarius in spiritualibus Generalis et Officialis den Gottesdienst erbaulichst selbst gehalten, und die folgenden Tage sind durch verschiedene weltliche Geistliche und Ordenspriester mit größter Freude und ruhmwürdigster Andacht bis zum Schluße dieses Jubelfestes gefeiert worden. Nach diesem Festin war das Feuer der Liebe in den Marianischen Herzen immer mehr und mehr angeflammt, so daß durch verschiedene Beiträge und Geschenke der verschiedensten Wohlthäter in der Kirche S. Mariae de Victoria auf dem weißen Berge statt der einen fundirten Messe noch zwei andere, u. z. eine Sommers um 7, im Winter aber um 8 Uhr, die fundirte um 9, und die dritte um 10 Uhr gelesen werden. Aus Andacht und Liebe gegen Maria de Victoria auf dem weißen Berge hat auch im Jahre 1720 der hochedelgeborne und hochgelehrte Ritter Herr Mathias Johann Gildea von Altbach, J. U. Dr., eine schöne Viertel und Stunden schlagende Uhr auf dem geistlichen Wohngebäude anfertigen lassen, damit sowohl die hier Wohnenden, als auch vorbei Reisende sich nach derselben richten konnten. O Gott gebe ihm und uns Allen eine glückselige Stund im Leben und Sterben.



Chronik v. Böhmen.

Die Reichskleinodien des Königreichs Böhmen.

Der oft erwähnten Kirche Sct. Maria de Victoria auf dem weißen Berg sind fünf Bürger der königlichen Hauptstadt Prag durch ein Diplom der Allerdurchlauchtigsten verwittweten glorreicher Gedächtniß der römischen Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, damaliger Regentin de Dato Wien den 25. August 1711 zu Vorstehern gegeben worden, welches Diplom auch in der königlichen Landtafel einverleibt worden. Obschon nun die fünf Herren Bürger über die Kirche Sct. Maria de Victoria keine genaue Aufsicht getragen, so ist ihnen doch vermög diesem Diplome die Verwaltung und Aufsicht von Neuem als Vorstehern dieser Kirche allergnädigst verliehen worden. Diese fünf Vorsteher sind nachfolgende ehrenwerthe Bürger der Stadt Prag: Herr Christian Luna, Herr Johann Georg Peßl, Herr Ignazius Wolff, Herr Heinrich Klingenleither und Herr Andreas Glenck. Deren Schriften Steller aber ist Herr Leopold Schauer.

So weit die Denkschrift. Weiter unten werden wir eine Beschreibung der Weißenberger Gedächtniß-Medaille mittheilen.

Die böhmischen Reichskleinodien.

Mit Abbildung von **Eduard Gurk,**

weiland k. k. Kammermaler.

Von den vormaligen Abzeichen der Herrscherwürde in unserem Vaterlande liefern uns alte Münzen, Sigille und einzelne Kunstdenkmäler mehrfachen Bescheid. Die Krone, oder wenigstens ein goldener Stirnreif, ferner das Scepter und der Reichsapfel sind auch bei uns die ältesten Merkmale der höchsten Gewalt, oder die Reichskleinodien des böhmischen Vaterlandes, welche wir jetzt zu beschreiben gedenken. Aus Uiberlieferungen ist bekannt, daß diese Reichskleinodien, oder doch die böhmische Krone, in den ältesten Zeiten auf der zehn Meilen südlich von Prag gelegenen Felsenburg Zwikow (deutsch Klingenberg) aufbewahrt wurden. Noch heute gewahrt man in dem hohen, gewölbten Zimmer des dortigen sogenannten Markomanenthurmes eine viergliedrige, etwa fünf Schuh lange Eisenkette mit einem Ringe, welche aus der Mitte der Decke herabhängt, und woran sonst die böhmische Krone befestigt sein soll. Als Kaiser Karl IV. das berühmte, vier Stunden südwestlich von der Hauptstadt Böhmens entfernte Schloß Karlstein erbaute — der Grundstein dazu wurde am 10. Junius 1348 gelegt, der ganze Bau kam in zehn Jahren (1357) zu Stande — war diese Burg der Zufluchtsort, wo fortan sowol die Reichskleinodien, als auch die wichtigsten Landesurkunden und Privilegien, nebst sehr vielen Reliquien völlig sicher aufbewahrt bleiben sollten. Aus diesem sichern Gewahrsam ließ erst Kaiser Ferdinand II. nach dem Siege auf dem weißen Berge die Reichskleinodien erheben, und dieselben fortan in das Sacrarium der Prager St. Wenzelskapelle niederlegen. Dies geschah am 17. November des Jahres 1620. Nach der Krönung der höchstseligen Kaiserin-Königin Maria Theresia

(1743) wurden diese Reichskleinodien jedoch in die Wiener k. k. Schatzkammer übertragen. Kaiser Leopold II. dagegen willigte in das Ansuchen der böhmischen Landstände, und gestattete, daß die Reichskleinodien des Königreiches Böhmen durch einige ständische Deputirte im Jahre 1791 wieder nach Prag zur künftigen Aufbewahrung überführt werden durften. Diese wurden nun hier unter abwechselnder Bewachung durch einige Scharfschützen von 1 Uhr Mittags bis 7 Uhr Abends dem Volke zur Schau ausgestellt und sodann in das neue Kronarchiv hinterlegt, worüber eine eigene Urkunde und ein Revers ausgefertigt wurden, die man in dem vorerwähnten Krönungsbuche nachlesen wolle.

Das böhmische Kronarchiv ist ein in dem ständischen Archiv ober der St. Wenzelskapelle befindliches, wohlverwahrtes Gewölbe, wo die Reichskleinodien in einem eigens dazu verfertigten Kasten niedergelegt sind. Es ist durch eine eiserne Thür mit sieben Schlössern und außenher noch einmal durch eine hölzerne Thüre gesichert. Die Schlüssel sowol zu dieser hölzernen Thüre, als auch zu dem Kasten, worin die Insignien liegen, sind dem Dechant der Metropolitankirche anvertraut. Die Schlüssel zu den sieben Sperrungen der eisernen Kronarchivsthüre hingegen werden von sieben ständischen Mitgliedern verwahrt, und zwar:

1) Von dem Oberstburggrafen,
2) von dem Fürst-Erzbischof oder in seinem Namen von dem Archidiakonus des Domstiftes;
3) von dem Metropolitan-Dombechant;
4) von dem Oberstlandschreiber;
5) von dem Bürgermeister der k. Hauptstadt Prag;
6) von dem Kronhüter des Herrenstandes;
7) von dem Kronhüter des Ritterstandes.

In dem Kronarchiv sind jedoch nicht die sämmtlichen Krönungsinsignien, sondern blos Krone, Reichsapfel und Scepter deponirt. Der königliche Mantel mit dem Hermelinpelz befindet sich der besseren Erhaltung wegen auswärts, und der dazu gehörige Gürtel nebst der Stola in der Schatzkammer des Domes nebst der Sakristei, an welchem letzteren Orte auch der königliche Ring, das böhmische Staats- (oder St. Wenzels-) Schwert, endlich das karolinische Kreuz bei den übrigen zur Krönung bestimmten Kirchengeräthen aufbewahrt werden.

Die königl. böhmische Krone.

Im frühen Mittelalter war unter den Insignien der Herrscherwürde bei Kaisern, Königen, Herzogen und Fürsten kein wesentlicher Unterschied. Besonders war ihnen Allen der goldene Stirnreif, aus welchem mehrere mit Perlen oder Edelsteinen besetzte Zinken hervorragten, gemeinschaftlich. Diese diademartigen oder offenen Kronen, die erst später mit Laubwerk u. dgl. verziert wurden, finden sich auf den ältesten Sigillen und Münzen des Mittelalters, seit dem X. Jahrhunderte auch auf den böhmischen, vor*). Es scheint jedoch, daß man allmälich einen realen Unterschied machte zwischen einem kronförmigen Reif (circulus aureus) und einer wirklichen

*) Voigt böhm. Münzbeschr. I. 158, 229, 310.

geschlossenen Krone (corona, diadema), worüber mehrere gelehrte Untersuchungen vorhanden sind *). Mit einem solchen goldenen Cirkel ist, dem Cosmas zufolge **), sowol Wratislaw II. im Jahre 1086 von Kaiser Heinrich IV., als auch Wladislaw I. im Jahre 1158 vom Kaiser Friedrich Barbarossa ***) geschmückt worden. Vielleicht hat der alte Chronist Pulkawa (schrieb 1374) Recht, wenn er meint: Tunc temporis (nämlich 1158) propter excellentiam imperialis Coronae sive diadematis, Coronae regiae *Circuli* a divis Imperatoribus sunt vocatae. Solche goldene Cirkel oder offene, mit Lilien verzierte Kronen kommen wirklich auch bereits auf Wladislawischen Denarien vor. Sie waren bei Wratislaw und Wladislaw die Abzeichen der königl. Königswürde (honoris regii insignia), mit welchen sie an besonderen Festen öffentlich erscheinen durften. In jenem Gnadenbriefe Kaiser Friedrichs I. wird ausdrücklich vorgeschrieben, an welchen Tagen dies zu geschehen und daß nur allein der Bischof von Prag oder Olmütz dem König jenen goldenen Cirkel aufzusetzen habe: — statuimus, ut liceat praefato duci Boemiae Wladislao illis temporibus, quibus nos coronam et diadema gloriae portamus, in Nativitate Domini videlicet, et in Pascha et in Pentecosten *circulum portare*, et amplius in festivitatibus videlicet S. Wenceslai et S. Adalberti — —; itaque praefato duci Boemiae a nullo hominum circulus imponatur, nisi a venerabili Episcopo Pragensi vel Olomucensi etc. Man kann muthmaßen, daß diese Cirkel oder herzoglichen Kronen ihrer Grundform nach mit der gegenwärtigen Karolinischen Krone überein kamen, und daß die Lilien schon vor dem Antritt der Luxemburgischen Dynastie zu dem böhmischen Kunststyle gehörten. Denn die Sigille, mehr aber noch die Münzen der beiden Ottokare und König Wenzels III. weisen uns Kronen auf, welche vollkommen das Prototyp der heutigen böhmischen Königskrone sind. Sie bestehen aus einem goldenen Reif mit vier Lilien und sind oben offen, wie dies ursprünglich gewiß auch bei der Karolinischen Krone der Fall war.

Die Entstehung der heutigen böhmischen Krone ist aber folgende: Karl reiste als Markgraf von Mähren und böhmischer Statthalter im Jahre 1346 außer Landes, während man zu Prag eben noch an der neuen Krone arbeitete, die der Markgraf den böhmischen Königen zu widmen beschlossen hatte. Die Sorge darüber fiel indeß seiner Gemahlin Blanka zu, die in Karls Abwesenheit, als das vorhandene Gold nicht hinreichte, die alte goldene Krone, welche das Haupt des heiligen Herzogs Wenzel zierte, einschmelzen und zu dem neuen Kunstwerke verwenden ließ. Um nun den heiligen Wenzel seiner Krone nicht zu berauben, erließ Karl nach seiner Zurückkunft, und zwar auf Anrathen des Prager Erzbischofs Arnestus, die Verordnung, daß die neue Krone in der Kapelle des heiligen Wenzels und meistens auf dem Haupte Blutzeichen Christi bewahrt und nur bei der Krönung, oder wenn sonst der König

*) Voigt Münzbeschr. I. 395. Pubitschka chron. Gesch. IV. 12—16. 358. ff. und dagegen Dobner in dem Abh. e. Privatges. 1782. V. 22. ff., Ann. Hag. VI. 377.

**) Cosm. Chron. ed. Prag. LII p. 167.

***) Der Gnadenbrief dd. Regens.

bei einer Feierlichkeit innerhalb Prags und dessen Vorstädten mit aufgesetzter Krone erscheinen wollte, gebraucht werden soll. Er erbat sich hierüber vom Papste Clemens VI. eine Bestätigungsbulle, in welcher wider denjenigen, der diese Krone anderswo zu verwenden, sie zu verkaufen oder zu verpfänden wagte, der Kirchenbann verhängt wurde. Karl setzte zugleich drei ordentliche Kronbewahrer ein, nämlich den Dechant, den Custos und den Sakristan des Prager Domkapitels, welche sämmtlich eingeborne Böhmen sein mußten. Ihre Pflicht war, die Reichskleinodien gleich nach verrichteter Krönung in die Kapelle des heiligen Wenzel zu übertragen, die Krone an gewissen Tagen auf das Haupt des heiligen Herzogs zu setzen und zur Krönung wieder auszuliefern, für welche Mühe ihnen ein jeder neugekrönte König dreihundert Schock böhmische Groschen zu bezahlen schuldig wäre; diese Summe aber hätten sie lediglich zu dem Bau und der Errichtung der Prager Hauptkirche zu verwenden. Endlich verordnete Karl, alle nachfolgenden böhmischen Könige sollten sich mit dieser Krone krönen lassen und überhaupt den obigen Satzungen treulich nachkommen.

Uiber die Gestalt und den Kunstwerth der königlichen böhmischen Krone theilen wir folgende Nachrichten mit. Die älteste Beschreibung derselben, welche von Augenzeugen herrührt, ist in einem Manuscript aus dem XIV. Jahrhundert enthalten. Es ist das Inventar sämmtlicher Metropolitan-Kirchenschätze, Reliquien und Bücher, welches drei Domherren, Wratiwog, Heinrich und Franz, im Auftrage ihres Kapitels verfaßt und vom 18. August 1368 (also noch zu Lebzeiten Kaiser Karls IV.) datirt haben. Man findet dieses Inventar in dem schätzbaren Werke des Domdechants Pessina über die Prager Metropolitankirche abgedruckt, und wir heben hier das uns interessirende Kapitel wörtlich heraus:

Rubrica (XIII.) Insignium regalium. Primo: *Corona preciosa* multum reformata de novo, *S. Wenceslai*, habens quatuor lilia; quorum primum continet quatuor rubinos, et unam perlam magnam: unum magnum sapphirum, et duos rubinos.

In secundo lilio sunt septem saphiri magni, et unus rubinus pallasius, et una perla magna in summitate.

In tertio lilio sunt quindecim rubini, et inter eosdem sunt rubini pallasii, et in summitate magna perla et in medio magnus sapphirus.

In quarto lilio, perla magna in summitate, septem sapphiri, tres magni et quatuor minores, et in medio partis infimae unus pallasius.

Item in juncturis jungentibus lilia, quatuor pallasii: Crux in summitate coronae, habens in medio sculptum sapphirum ad modum Crucifixi, duos pallasios ad latera; in summitate Crucis unus sapphirus parvus rotundus et in pede Crucis unus sapphirus magnus.

Item, supra mitram sub Cruce praedicta in transversali linea, a principio primi lilii usque ad Crucem, sunt tres pallasii, et octo smaragdi, et quatuor perlae: a secundo lilio in linea usque ad Crucem, sunt quinque pallasii, et sex smaragdii, et quatuor perlae: a tertio lilio usque ad Crucem in linea sunt quinque pallasii, et sex smaragdi, et quatuor perlae: a quarto lilio in linea

usque ad Crucem sunt sex pallasii, et quinque smaragdi et quatuor perlae.

Item, claviculi sunt tres aurei, cum quibus clauditur Crux in superficie coronae, et quartus claviculus deficit, qui deperditus est coram Domino Imperatore.

Quam coronam praefatus D. Imperator donavit Ecclesiae, pro ornamento capitis S. Wenceslai, et *Decano Ecclesiae Pragensis, Custodi item et Sacristae, quio mnes natione et lingua Bohemi esse debent,* custodiendum commisit in perpetuum: et cum hac Reges Bohemiae coronantur, ac deinceps coronari debent.

Item, *Pomum aureum* cum Cruce; *Sceptrum argenteum* deauratum, et *Annulus aureus* cum pallasio.

In der rubrica (X.) armorum ist auch das St. Wenzelsschwert folgendermaßen verzeichnet: Gladius ejusdem (S. Venceslai) cum vagina, quae in parto inferioni est fracta, gemmis et perlis ornata.

An diese authentische Beschreibung möge sich nun noch diejenige anreihen, welche uns Hagek von der böhmischen Krone entworfen und deren Richtigkeit Balbin bestätigt hat. Hageks Beschreibung ist freilich im Grunde nur eine Uibersetzung der obigen lateinischen, und lautet so:

Způsob koruny České. Koruna pak ta jest takto vzdělaná, a její způsob jest tento: Nejprv jest koruna tak, jakž na způsob sluší koruny královské, z vyborného zlata vzdělaná, kteraž má na sobě čtyři lilia jako na kříž. V prvním lilium jsou čtyři rubínové výborní a jedna perla veliká dosti, a jeden veliký zafír a dva rubinpalasové. V druhém lilium jest sedm zafírů velikých a jeden rubinpalas a perla veliká nejvejš. V třetím lilium jest patnáct rubínův, a mezi nimi jsou výborní rubinpalasové, a na vrchu veliká perla, a v prostřed veliký zafír. V čtvrtém lilium jest sedm zafírův velikých a čtyři menší v prostředku, a v spodku jeden rubinpalas, a nejvejš jedna veliká perla. Na spojeních těch, kteříž spojují lilia, jsou čtyři velicí rubinpalasové. Kříž svrchu na koruně, jenž má na sobě vyřezaný obraz umučení Páně z velikého zafíru. Na stranách téhož kříže jsou dva rubinpalasové. Na vrchu toho kříže křížek malý z zafíru. Na spodku toho kříže zafír jeden dosti veliký. Nad čepičkou pak pod křížem na lištičce, kteráž jest ad prvního lilium až do kříže, jsou tři rubinpalasové a osm smaragdův a čtyry perly. Od druhého lilium na lištičce až do kříže jest pět rubinpalasův šest smaragdův a čtyry perly. Od třetího lilium až do kříže na lištičce jest též pět rubinpalasův, pět smaragdův a čtyry perly. Od čtvrtého lilium až do kříže na lištičce jest šest rubinpalasův, pět smaragdův a čtyry perly. Hřebíčkové zlatí čtyři, jimiž se zatykuje a zavírá všecka koruna. Karel také k svému korunování dal udělati jablko zlaté s křížem, a žezlo také zlaté, prsten zlatý veliký, a v něm veliký rubinpalas. A tak jest drahých kamení v koruně: rubínův devatenáct, rubinpalasův dvadcet a devět, smaragdův dvadcet a pět, zafírův dvadcet a tři, perel velikých dvadcet. Počet všech kamenův v koruně i s prstenem sto a šestnáct.

Nunmehr wollen wir es selbst versuchen, die böhmische Krone zu schildern, wie sie ist.

Die gegenwärtige Karolinische Krone ist durchweg vom feinsten Golde und besteht aus vier großen Lilien, welche durch Quinten rund zusammengefügt und mit vier Goldreifen versehen sind, die im Scheitelpunkte zusammenlaufen, wo zugleich ein goldenes Kreuz aufgesetzt ist. Sie ist sammt dem Kreuze 7 $^3/_8$, ohne dasselbe 5 Zoll hoch, und hat einen Durchmesser von 7 $^1/_2$ Zoll. Die Kappe besteht aus rothgeblümtem Goldstoff (Drap d'or), auch ist der Stirnreif innen mit rothem Taffet ausgepolstert. Uiber einer jeden der vier Quinten oder Bindungen ist ein senkrechter Balaß (Rubis Balais) von 8 — 10 Karat angebracht; diese Quinten aber bezwecken außerdem eine kopfgerechte Fügung der Krone, indem man sie durch einen Druck verengern oder erweitern kann. Die erste große Lilie, welche die Vorderseite der Krone bildet, ist gleich allen übrigen, theils mit rothen, theils mit geschliffenen Edelsteinen besetzt. Das Untersatz der Lilie, oder das vordere Viertel des Stirnreif's, hat zwei große Rubine und zwischen diesen einen noch größeren Saphir von 70 Karat. Im Mittelpunkte der Lilie selbst glänzt ein bis 80 Karat schwerer Rubin, und über demselben gleichfalls ein solcher; in den Seitenblättern aber stehen zwei flach geschliffene Rubinbalaße, während eine große Perle die Spitze der Lilie ziert. Der hinter dieser ersten Lilie zu dem Kreuz laufende goldene Reif ist von ziemlicher Breite, mit drei Balaßrubinen, 8 Smaragden und 4 Perlen besetzt. Die beiden Seitentheile der Krone, sammt den Kreuzbogen hinter denselben, sind einander völlig gleich; auf jedem Viertheil des Stirnreifes nämlich befinden sich zwei große Saphire, zwischen welchen ein kleinerer länglicher Balaßrubin von circa 50 Karat liegt. In den Mitte jeder Lilie strahlt ein großer achteckiger Saphir, darüber ein länglicher Luchs-Saphir und darunter abermals ein Saphir von ovaler Form. Die Seitenblätter der Lilien sind mit je einem rechteckigen, querliegenden Saphir von 60 Karat Schwere, die Spitzen der Lilie mit einer Perle besetzt. Die rechten und linken Goldreifen oberhalb der Kappe enthalten jeder: 6 Balaßrubine, 5 Smaragde und 4 Perlen. Die Lilie an der Hinterseite der Krone hat fünf in symmetrischer Kreuzform angebrachte Rubine, und an der Spitze, wie überall, eine Perle. Der Untersatz oder Stirnreif hat in der Mitte einen großen Saphir, rechts fünf Rubine, links aber 3 Rubine und Luchs-Saphire, sämmtlich zu 14 — 16 Karat. Der hintere Kreuzbogen endlich weis't 5 Balaße, 6 Smaragde und 4 Perlen auf. Das auf dem Scheitel der Krone stehende, 2 $^1/_2$ Zoll hohe Kreuz ist von Gold; auf seiner Spitze findet sich ein senkrechter Saphir, an den äußersten Seitenarmen endlich sind zwei gleichgroße, eiförmige Balaßrubine horizontal aufgesetzt. Dieses Kreuz ist in der Mitte durchbrochen und in diesen Raum ein kleines aus einem Saphir geschnitztes Kruzifix eingelegt, das einen Theil von der Dornenkrone Christi enthält und weßhalb auch auf den Kanten des goldenen Kreuzes in Mönchsfraktur die Worte: Hic est spina de corona Domini, eingravirt sind.

Die Gesammtzahl der in der böhmischen Krone enthaltenen Juwelen ist also ein hundert und eilf; darunter: 17 Rubinen, 30 Balaße, 25 Smaragde, 15 Saphire, 4 Luchssaphire und 20 Perlen.

Der Kunststyl der Krone ist einfach und alterthümlich, besonders was den Schliff und die Fassung der Steine betrifft; und es ist kein Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß diese Karolinische Krone

jemals wäre überarbeitet worden, wie dies mit dem Reichsapfel und Scepter der Fall war.

Auch das oberhalb mit dem Landes- und Kronwappen Böhmens versehene Futteral unserer Krone ist sehr alterthümlich. Man hat neuerlich folgende Inschrift an demselben entdeckt, welche in rothen gothisch-lateinischen Versalien rum das Ganze herumläuft: ANNO † DOMINI M. CCC. XLVII. DOMINVS KAROLVS ROMANORVM REX ET BOHEMIE † REX ME FECIT AD HONOREM DEI ET BEATI WENCESLAI MARTIRIS GLORIOSI.

Der Reichsapfel.

Auch dieses Abzeichen der Majestät war in Böhmen seit den ältesten Zeiten üblich, bevor es noch die deutschen Kaiser selbst angenommen hatten; denn schon einige böhmische Herzoge führen auf ihren Münzen einen Reichsapfel in der Linken, und Ottokar II. nahm diesen zuerst auch in seine Sigille auf*).

Der gegenwärtige böhmische Reichsapfel ist, gleich dem Scepter, um einige Jahrhunderte jünger als die Krone. Beide haben ihre jetzige Gestalt unter Rudolph II. erhalten; indem dieser kunstsinnige Regent, welcher seine Schatzkammer mit unzähligen Kunstwerken bereicherte, welcher zahlreiche Goldschmiede und Edelsteinschneider beschäftigte und für die Letzteren eigene Schleif- und Poliermühlen bei Prag unterhielt — zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts auch eine Renovirung des Scepters und Reichsapfels vornehmen ließ. Daher die durchaus verfeinerte Technik dieser beiden Kleinodien, die zierlichen Facetten der Steine und Perlen, die kunstreichen Sculpturen, woraus, so wie aus der modernen Lapidarinschrift des Reichsapfels, auf ein uns näher liegendes Zeitalter geschlossen werden muß.

Der Rudolphinische Reichsapfel ist ganz von gediegenem Golde, fein modellirt und auf dem Mittelring und Kreuze mit Juwelen besetzt. Er hat 4 Zoll im Durchmesser, und sammt dem Kreuz 8¾ Zoll Höhe. Der mittlere Ring oder Gürtel enthält 4 Rubine und eben so viele Smaragde; zwischen diesen Steinen sind je drei (also im Ganzen 24) Perlen angebracht und deren Fassungen mit emaillirten Weinreben verziert. Die Skulptur auf der obern Halbkugel zerfällt in drei Gruppen:

a) Der Prophet Samuel salbt den David im Beisein seiner Brüder; darüber schwebt in Wolken der heilige Geist.

b) David haut dem überwundenen Goliath mit dessen eigenem Schwerte den Kopf ab; im linken Seitengrunde stehen zwei Kriegsmänner, im Hintergrunde das israelitische Volk, die Scene mit Verwunderung betrachtend; in den Wolken schwebt Jehovah mit dem feurigen Schwerte.

c) Der Prophet Samuel, in Bethlehem auf Gottes Geheiß sein Opfer verrichtend; Isai und dessen zu opfernder Sohn David sind dabei gegenwärtig.

---

*) Voigt Münzbeschr. I., 365. 368.

Auf einem zuoberst um das Fußgestell des Kreuzes gezogenen, ungefähr 1/8 Zoll breiten Ringe, liest man die Inschrift: DOMINE IN VIRTVTE TVA LETABITVR REX ET SVPER SALVTARE TVVM EXVLT.

Die untere Halbkugel enthält gleichfalls eine in drei Gruppen abgetheilte Sculptur, welche zusammengenommen die Schöpfung des ersten Menschen darstellt:

a) Der Schöpfer, angethan mit einem Mantel, dessen Enden ein Engel trägt, gibt das Gesetz dem Adam, der an den Füßen mit einem Strauche bedeckt ist; rechts am Himmel strahlet die Sonne, unten am Horizonte sieht man den abnehmenden Mond.

b) Gott übergibt den ersten Menschen die erschaffenen Thiere, rechts den Hund, den Löwen, das Einhorn und auf einem Baume den Papagei; die ganze Gruppe wird von der vorigen durch Bäume abgesondert.

c) Gott zeigt dem Adam und der Eva den verbotenen Baum, auf welchem sich eine gekrönte Schlange emporwindet.

Das Kreuz des Reichsapfels ruht auf einer sechseckigen Platte, welche mit eben so vielen goldenen, in Arabesken auslaufenden Nymphen umgeben ist; der Zwischenraum von einer Nymphe zur andern ist mit weißer und rother Emaillirung geziert, welche überhaupt auf allen Extremitäten des Kreuzes reichlich angewendet ist. Die Vorderseite des Kreuzes enthält sowol in der Mitte als am Fuße einen Rubin von ungefähr 14 Karat; die vier um den Rubin herum eingesetzten Saphire haben ungefähr 12 Karat. Die Rückseite des Kreuzes weis't in der Mitte, anstatt des Steines, ein ovales Goldblatt auf, welches folgende schwarz emaillirte Inschrift enthält: DEVS CELVM REGNAT ET REGES TERRE.

An den äußern Enden und in den vier innern Winkeln des Kreuzes prangen sieben gleich große Perlen, wovon die letzteren auf vier durchbrochenen, roth emaillirten Arabesken ruhen. Die Kanten des Kreuzes sind allenthalben mit weiß, blau, roth und grün emaillirten Weinblättern und Ranken verziert.

Das Scepter.

Das königlich böhmische Scepter ist mit dem Reichsapfel von gleichem Alter — ohne Zweifel also Rudolphinisch, was auch durch den Kunststyl selbst bestätigt wird.

Die Form der ehemaligen böhmischen Scepter ist auf den einheimischen Denkmälern häufig zu ersehen. Auf den Boleslawischen Münzen führt der heilige Herzog Wenzel blos einen Kreuzstab *), das allgemeine Attribut der ersten christlichen Fürsten. Die nachmaligen Scepter haben arabeskenartige Aufsätze; jenes, das auf den Münzen und Sigillen Kaiser Karls IV. vorkommt, hat oben einen einfachen Knopf. Die gewöhnlichsten Scepter-Aufsätze aber sind Lilien. Unser Rudolphinisches Scepter ist von Gold, mit theilweise emaillirter Arbeit; es hat eine Länge von 2 Schuh 1 3/4 Zoll, die Breite des Aufsatzes ist 3 3/8 Zoll. Seine drei Hauptstücke sind folgendermassen geformt:

*) Voigt Münzbeschr. I., 158.

Der Griff ist von beiden Seiten von breitern und schmälern Reifen begrenzt, wovon die mittelsten, die zugleich am meisten hervorragen, mit Perlen (der erste mit 25, der andere mit 24 Stück) besetzt sind. Der übrige Griff ist flach polirt und mit buntfarbig emaillirten Blättern und Weinranken ausgelegt.

Das Rohr des Scepters besteht aus mehrern oben immer schmäler zulaufenden Abtheilungen. Hier ist Alles reliefartig modellirt, und unter die Arabeskenformen manche feine Zierrath von Email eingemischt.

Der Kopf oder Aufsatz ruht auf einem Kapitel, welches rings mit 10 großen Perlen, zwischen denen Goldblätter herausragen, eingefaßt ist. Dieser Kopf besteht eigentlich aus vier zart gewundenen Schnecken, deren Schluß ein à jour gefaßter, oblonger Rubin von 25 Karat Schwere bildet. Jede Schnecke hat in der Mitte eine große Perle, und auf dem untern und obern Laubwerke in symmetrischer Vertheilung einen Rubin und einen Saphir in der Schwere von 10 bis 12 Karat.

Die Dessins sind überall geschmackvoll gewählt, und die gesammte Gold-, Email- und Juwelen-Arbeit auf das reinste und kunstvollste ausgeführt, so daß es heutzutage nicht mehr übertroffen werden kann.

Die Mitra oder das Kronkäppchen.

Es galt einst für eine der höchsten Auszeichnungen, wenn ein weltlicher Fürst von Sr. Heiligkeit dem Papste die Erlaubniß erhielt, eine sogenannte Mitra, d. i. eine zum Kirchengebrauch bestimmte Chorkappe, zu tragen. Dies gestattete untern andern Papst Nikolaus II. im Jahre 1059 unserm böhmischen Herzoge Spitignew II.*); und Papst Alexander II. im Jahre 1071 dem ersten Könige Böhmens, Wratislaw, welchem auch Papst Gregor VII. dieses Vorrecht bestätigte**). Die Verleihung war aber immer nur eine persönliche, und die Regenten Böhmens haben es wahrscheinlich der frommen Fürsorge des Kaisers Karl IV. zu danken, daß die Mitra auch für dessen Nachfolger erblich verblieb, und nach und nach sogar unter die Krönungsinsignien aufgenommen wurde.

Dies scheint uns nämlich die Entstehung des gegenwärtigen königlichen Kronkäppchens, welches aus rothem Atlas leicht und einfach gefügt und dazu bestimmt ist, dem Könige von Böhmen jedesmal unter die Krone auf das Haupt gesetzt zu werden.

Der königliche Ring.

Uiber dieses Kleinod fehlt es an historischen Daten; man kann nicht einmal bestimmen, welcher von den in dem alten Kircheninventar vom Jahre 1368 aufgezählen***) Ringen der gegenwärtig in Gebrauch stehende sei. Der Ring ist von massivem Gold und enthält einen großen kostbaren

*) S. das Zeugniß des Centius Camerarius bei Carpentier, Suppl. gloss. med. aevi v. mitra, p. 1286; Dobner in e. Abh. e. Privatges. 1777, III, 150.

**) Urk. dd. 16. cal. Jan. 1075, bei Dobner Ann. Hag. V, 425.

***) Pessina Phosph. sept. p. 473.

à jour gefaßten Rubin. Er liegt bei der Krönungsceremonie auf einer silbernen Tasse, und wird, bevor Se. Majestät ihn an den Finger nimmt, jedesmal benedicirt.

Der königliche Krönungs-Ornat.

Hieher gehört zuförderst das weite, bis an die Füße hinabreichende und mit einer schmalen Goldstickerei versehene Unterkleid von Carmoisin-Atlas mit engen Aermeln. Zum Behufe der Salbung ist dasselbe am Rücken geöffnet und mit Bändern zusammengebunden, ebenso an dem Aermel des rechten Armes bis an den Ellbogen nur mit Knöpfen geschlossen *). Kreuzweise über die Schultern kommt eine Stole, deren Enden mit carmosinseidenen und goldenen Fransen garnirt sind. Beides aber wird von einem Gürtel, d. i. einer carmosin- goldstoffenen Binde, zusammengehalten. An dem Halse Sr. Majestät strahlt die Ordenskette des goldenen Vließes und über diesem Allem hängt der Purpurmantel, welcher aus rothmousirtem Goldstoff besteht; er läuft in eine lange Schleppe aus, ist mit rothem gros de Tours gefüttert, und hat einen breiten Hermelinkragen, von welchem auch noch am Rücken ein 4 Zoll breiter Hermelinstreifen bis in die Mitte herabhängt, während zugleich die Seitentheile und die Schleppe mit Hermelinpelz ausgeschlagen sind. Perlfarbige Seidenstrümpfe und carmosin-atlassene Schuhe mit goldnen Spitzen machen den übrigen Theil der königlichen Kleidung aus.

Das St. Wenzelsschwert.

Dieses durch sein Alterthum geheiligte Denkmal — welches die Uiberlieferung dem heiligen Herzog, Böhmens erstem Märtyrer, († 28. September 935) beilegt — wurde bereits seit mehreren Jahrhunderten zum königlich bömischen Staatsschwerte gewählt. Es ist 1 ¼ Elle lang und ganz einfach, nur an dem Griff mit einem großen Kristallknopf versehen. Die Klinge, die bereits unten einen starken Roststreifen**) hat, trägt ganz die Form eines Römerschwertes an sich. Bei der Krönung Sr. Majestät des Kaisers Leopold II. ist eine neue, rothsammtene und mit Silber verzierte Scheide hinzugekommen. Das Schwert wird außer der Krönungszeit in der Schatzkammer des Prager Domes bewahrt.

---

*) Es versteht sich von selbst, daß diese Vorrichtung bei der Krönung auch an der Weste und dem Hemde Sr. Majestät angebracht ist.

**) Um das Weitergreifen des Roststreifens zu verhüten, wurde derselbe 1836 herausgefeilt und sehr sinnvoll in die Gestalt eines Kreuzes verwandelt.



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandner jun.

Burg Sternberg in Böhmen. (1770)

Jaroslaw von Sternberg,

der Mongolenbesieger.

1241.

(Mit einem Prospekt der Burg Sternberg.)

Die Sternberge traten in Böhmen schon zu Anfang des XII. Jahrhunderts historisch auf und es werden Diwisch 1130 und dessen Sohn Zdislaw 1167 als deren älteste Ahnherren genannt. Ersterer führte den Beinamen von Diwischow (auf der Domäne Sternberg im vorm. Kauř. Kr.), wo sich vorlängst die Familiengruft dieses Geschlechtes befand. Letzterer, der nach dem Mongoleneinfalle 1242 Sternberg selbst erbaute, fing nun an sich Zdislaw von Sternberg zu nennen. Es hatten aber die Sternberge seither zwei Burgen dieses Namens: die eine in Böhmen an der Sazawa — die andere in Mähren nördlich von Olmütz im Besitz. Ob der gefeierte Mongolenbesieger Jaroslaw, ein Bruder oder ein Vetter jenes Zdislaw gewesen, lässt Hr. Palacky (Gesch. II. 1. 119) unentschieden. Die Königinhofer Handschrift rühmt ihn im Liede — und wir wollen eine Skizze seiner unsterblichen Heldenthat liefern, ohne die Kritik der neuen Geschichtschreibung zu berücksichtigen, infolge deren man über der Heldenthat den Helden selbst aus den Augen verlöre.

Europa sah sich i. J. 1241 von einem Feinde bedroht, der an Furchtbarkeit noch keinen über sich, ja wohl kaum einen sich gleich gehabt hatte. Aus Asiens Mitte war an der Spitze von sechshunderttausend Kriegern — so rechnet wenigstens der allgemeine Ruf — Bathu, ein Enkel des großen Dschengis Chans, hervorgebrochen, des festen Vorsatzes, alle Abendländer seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Ein banges Schrecken überfiel die Bedrohten, und wahrlich nicht ohne Grund! Es schien nicht ihre Unterjochung allein, sondern ihrer aller Untergang zu gelten. Nie war noch ein so ungeschlachter, verderblicher Schwarm über die Grenzen unsers Welttheils geschritten. Jene Schaaren des Attila, wiewol Königreiche vor ihnen dahinsanken, und Nationen flohen, konnten gegen diese Mongolen für ein Häuflein wohlgesitteter Höflinge gelten. Mord, Raub, Brand, eine mehr als viehische Wollust waren überall ihre Begleiter. Sie metzelten, verödeten, zerstörten Alles, was sich wehrte sowol, als was sich gutwillig ihnen überlieferte. Sie zerspalteten das Haupt der Männer, spießten das unmündige Kind, schändeten die Jungfrau und — mordeten sie dennoch. Jeden überfallenen Flecken, jede überstiegene Stadt, verließen sie — in Flammen. Alle Länder hinter ihnen glichen einer versengten Steppe. Nie begehrten sie im Kampfe mit ihrem Feinde Verschonung; nie ertheilten sie solche dem Bittenden. An körperlicher Häßlichkeit ächte Brüder der jetzigen Kalmuken und Baschkiren, waren sie doch in Sitten und Denkart noch unendlich häßlicher. Mit den Köpfen der Erschlagenen umhingen sie ihre Rosse; sogar als Menschenfresser schilderten sie die entflohenen Gefangenen. Ihr Wurfgeschoß

verfinsterte im buchstäblichen Sinne des Wortes oft den Tag; die Schnelligkeit ihrer Rosse war unbeschreiblich, die Gewalt ihres Angriffs unwiderstehlich, das Glück selbst schien vor ihren scheußlichen Panieren herzuziehen. Die Russen waren in einigen blutigen Schlachten besiegt und ihr ganzes Reich durch Feuer und Schwert verheert worden. Den Polen ging es nicht viel besser. In einem Haupttreffen wurden sie überwunden; Lublin, Sendomir, Krakau selbst wurden in Aschenhaufen verwandelt. Eine noch härtere Niederlage erlitten die schlesischen Herzoge, die, mit den deutschen Rittern verbunden, bei Liegnitz sich diesem furchtbaren Strome entgegenstellten. Herzog Heinrich der Fromme von Liegnitz blieb selbst auf der Wahlstatt und nebst ihm der Kern der schlesischen Ritterschaft. Mit immer eilfertiger fortstürzenden Wogen nahte sich nun die gräßlichste Verwüstung den Grenzen von Böhmen und Mähren. Das tatarische Heer, seiner Uibermacht schon gewiß, spaltete sich hier in zwei Ströme.*) Bathus selbst ging mit der größeren Hälfte gegen Ungarn; seinem Oberfeldherrn, ihm gleich an Kriegserfahrung und Grausamkeit, übertrug er die Bezwingung der westwärts gelegenen Länder. — Daß König Wenzel I. (der damals auf dem böhmischen Throne saß, und erst kurz vorher einen langwierigen Krieg mit Herzog Friedrich von Oesterreich glücklich geendet hatte) bei Erwartung eines solchen Feindes heimlich bebte, war wohl sehr verzeihlich; doch traf er Maßregeln, die von einem entschlossenen, auf jede Möglichkeit schon gerüsteten Geiste zeugten. Große Verhaue in Böhmens dichten Wäldern machten von nördlicher Seite der tartarischen Reiterei — und in Reiterei bestand die Hauptmacht des Feindes — das Eindringen unmöglich. Prag und mehrere Städte Böhmens erhielten so schleunig als es sich nur thun ließ, verbesserte Befestigung. Alle Stände, alle Alter, sogar die Geistlichkeit selbst, mußten zur Schanzarbeit Hand mit anlegen. Gegen Glatz wurde Wilhelm von Skala mit einem mäßigen Heere, und nach Mähren mit einem etwas stärkeren, Jaroslaw von Sternberg, abgeordnet. Die Mannschaft, die er theils mitbrachte, theils hier erst sammelte, belief sich auf ungefähr zwölf Tausend Streiter. Wahrlich noch ein sehr kleines Häuflein gegen jene gewaltige Menge, die bereits gegen die mährischen Grenzen daherrauschte und abermals jeden ihrer Fortschritte mit Blut und Flamme zeichnete!

Doch Sternberg's Absicht war auch nicht das Wagniß eines Kampfes im freien Felde, sondern Einschließung in den Festungswerken von Olmütz! Jene Barbaren, hoffte er, würden die Kunst noch nicht verstehen, feste, regelmäßig vertheidigte Städte zu bezwingen, und seine Erwartung sah sich auch bald bestättigt. Zwar umringten die Feinde Olmütz von allen Seiten, verödeten die Gegend weit umher, forderten die Städter zum Kampf heraus, wiesen ihnen spottend die geraubten Güter und die abgeschlagenen Häupter ihrer Landsleute. Doch da diese unverrückt in ihren Mauern blieben, verachteten sie solche bald als eine feige Truppe; überließen sich ganz einer sorglosen Unordnung und dem schwelgenden Genuß ihrer Beute. Dieses hatte Jaroslaw gewünscht und erwartet. Mühsam vermochte er bis jetzt den rachsüchtigen Muth der Seinigen zurückzuhalten. Jetzt ermunterte er ihn durch eine feurige Rede und unternahm dann einen raschen nächtlichen Ausfall. Geschrei, Schrecken und Bestürzung verbreiteten sich pfeilschnell durchs ganze feindliche Lager.

Der größere Theil der Schlafenden erwachte nur, um zu bluten oder zu fliehen. Peta zwar, als er bestürzt vom Schlummer emporfuhr, warf sich stracks auf sein Roß, eilte hin, wo das Getümmel am stärksten erscholl, und suchte die Seinigen zum Kampfe aufzumuntern. Doch ein günstiges Geschick ließ hier den Sternberg selbst auf den tartarischen Feldherren stoßen; Peta sank, durchbohrt von der Lanze des christlichen Heerführers. Sein Sturz verursachte ein unbeschreibliches Angstgeheul unter den Seinigen und entschied das Gefecht. Mit Tagesanbruch wandte sich das ganze Heer der Belagerer auf den Rückzug. Sorgfältig hielt Sternberg seine Mannschaft vom Verfolgen ab. Es genügte ihm, einen so übermächtigen Feind zum Weichen gebracht und sein Vaterland gerettet zu haben. — Wirklich wagten die Tartaren nicht mehr die Grenzen von Böhmen und Mähren zu überschreiten. Wiewohl sie noch lange den Meister in Ungarn spielten, wiewohl sie später selbst Oesterreich angriffen und hier wieder auf böhmische Hilfsvölker stießen, dennoch ließen sie den Verlust bei Olmütz ungerächt.

Mit welcher Freude K. Wenzel I. den Rückzug des Feindes vernahm, läßt sich leicht errathen. Er eilte nun selbst nach Mähren, umarmte den Sieger im Angesicht des ganzen Heeres, überhäufte ihn mit Gaben und Ehren, und schenkte ihm das Gebiet um Olmütz, als die Wahlstatt seines ruhmwürdigen Treffens, wo Jaroslaw bald darauf das Schloß und nachmalige Städtchen baute, welches noch jetzt den Namen Sternberg führt.

Die vorgenannte Königinhofer Handschrift aber gibt von unserem Jaroslaw folgende dichterische Schilderung:

„Da fliegt Jaroslaw herzu, der Adler,
Harter Stahl umhüllt die Brust des Starken,
Unter'm Stahl wohnt Heldenkraft und Kühnheit,
Unter'm Helm das scharfe Feldherrnauge.
Kriegeszorn sprüht aus den glüh'nden Blicken,
Wuthentbrannt wie der gereizte Löwe,
Wenn er irgend frisches Blut erblicket,
Wenn er wund nachstürzt dem kühnen Jäger,
So ergrimmt stürzt er in die Tataren —
Ihm wie Hagelwetter nach die Böhmen.
Furchtbar sprengt er auf den Sohn des Kublai
Und ein grausam wilder Kampf beginnt.
Mit den Speeren stoßen sie zusammen,
Die zerstieben mit Geprassel beide.
Jaroslaw, mit seinem muth'gem Rosse
Ganz in Blut gebadet, fasst den Sohn des Kublai,
Spaltet ihn mit einem starken Hiebe
Von der Schulter durch bis an die Hüfte,
Daß er leblos zu den Leichen sinket,
Und es tönt der Köcher und der Boden.
Drob erschrickt die Horde der Tataren,
Wirft von sich die klafterlangen Spieße,
Jeder lauft, der nur vermag zu laufen,

Läuft dahin, woher die Sonne aufgeht.
Frei von den Tataren war die Hanna."

Es wird unsern Lesern übrigens willkommen sein, hier einen Prospekt der Burg Sternberg zu erhalten, der uns dieses Stammschloß in seiner älteren Gestalt vorführt.

Bei dieser Gelegenheit nun, sagt das allgemeine Gerücht (sagen einige neuere Schriftsteller, und hat unter Andern auch Hr. P. Schaller in seiner Topographie versichert) soll König Wenzel gleichfalls seinem verdienten Feldherrn die Burg Böhmisch-Sternberg oder vielmehr Strzemelice, wie sie damals hieß, geschenkt haben. Doch mancherlei Zweifel stemmen sich gegen diese Angabe. Denn wenn damals etwa die Tempelherren dieses Schloß besaßen, wie kam es in königliche Hände? Der Orden pflegte sonst wahrlich nicht willig auszuliefern, was er einmal in Besitz genommen hatte! Seine eigene Aufhebung fällt aber um wenigstens sechs und sechzig Jahre später (1312). Ferner schweigen alle gleichzeitige Schriftsteller von Böhmisch-Sternberg, und doch vergißt kein Einziger die Belohnung in Mähren zu erwähnen. Glaublicher ist daher, daß nicht Jaroslaw, sondern erst einer seiner Enkel oder Urenkel nach Aufhebung jenes Ordens das Schloß Strzemelice an sich brachte und es nach seinem Namen benannte.

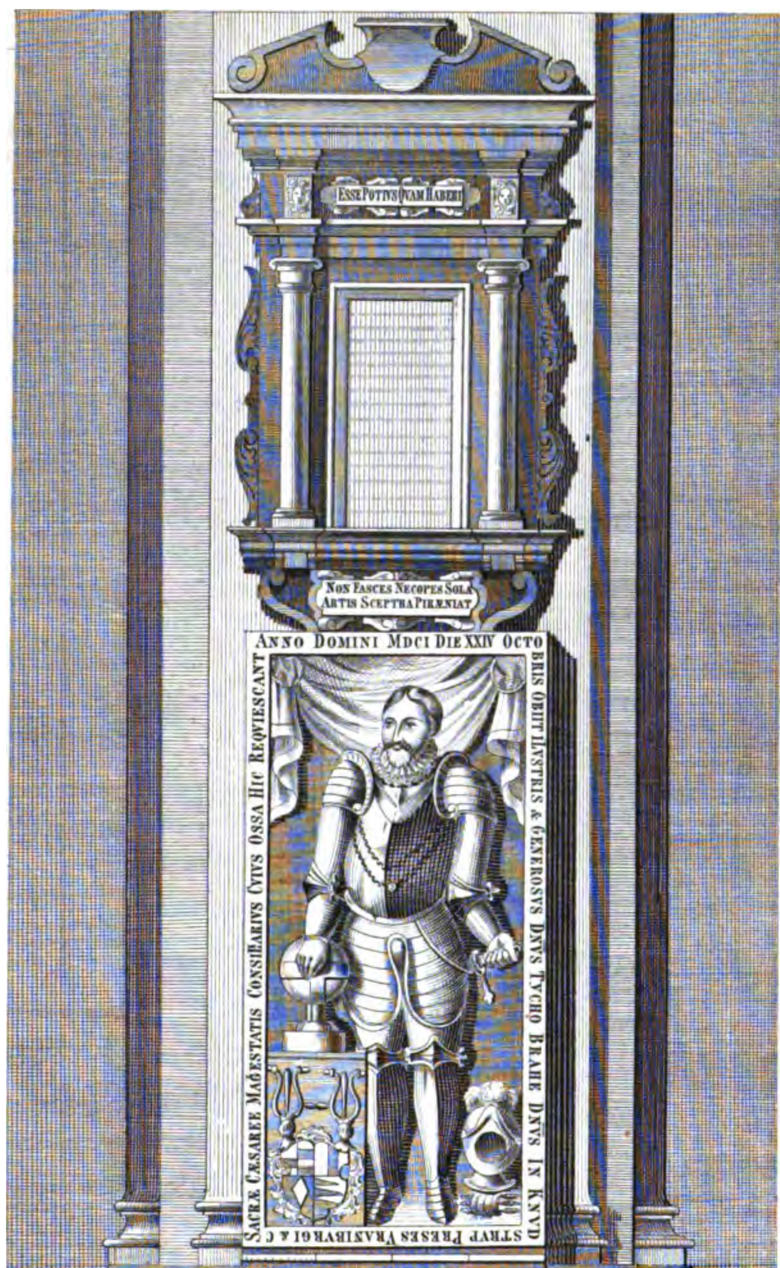
Den Ausschlag in dieser Meinung gibt, wie mich dünkt, eine Urkunde von Kaiser Karl IV. zu Prag, 1377 den 23. April (Nono Calend. Maji) ausgefertigt; in dieser belehnt der Monarch den Albrecht von Sternberg, einen Sohn Peschek's von Sternberg, nebst einer ganzen Menge anderer Grundstücke, nur mit dem halben Schlosse Sternberg; ja, in den Errichtungsbüchern vom Jahre 1381 und 1382 wird dieses Schloß noch unter seinem alten Namen Strzemelice angeführt, und Johann von Strzemelice stiftet hier eine Kaplanei zu Unserer lieben Frauen; woraus also klar hervorgeht, daß damals noch zwei Familien auf dem Schlosse hausten, die von Sternberg und die von Strzemelice. — Im Verfolge brachte jedoch die erstere die Burg ganz an sich.

Das Monument des großen Astronomen Tycho de Brahe in der Prager Teynkirche.

(Mit Abbildung.)

Es ist bekannt, daß Kaiser Rudolph II. an seinem Hofe in Prag Gelehrte und Künstler aus aller Welt beherbergt und beschäftigt, und eine persönliche Vorliebe für die damalige geheime Modewissenschaft, die Alchymie, gehabt habe. Diese geheime Kunst stand aber mit der Astrologie in der engsten Verbindung. Und so wurden denn Sternkundige und Sterndeuter ebenfalls gern nach Prag berufen, zumal solche, die außerdem noch Nützliches zu leisten im Stande waren.

Unter den Astronomen jener Zeit glänzte besonders Tyge (latei-



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner jun.

Grabdenkmal Tycho's de Brahe in der Prager Teynkirche.

nisch Tycho) aus dem altadeligen dänischen Geschlechte der Brahe (geboren 14. Dez. 1546 auf Schonen), ein Mann, der in seinem nordischen Vaterlande für gelehrte Verdienste zuletzt nur Verfolgungen erfuhr.

Im Jahre 1599 übersiedelte also Tycho de Brahe, über Einladung des Monarchen nach Prag und nahm in dem für ihn bestimmten Curtius'schen Hause auf dem Hradschin seine Wohnung. Aber die benachbarten Kapuziner störten den nächtlichen Beobachter durch ihr frühes und spätes Geläute und Brahe richtete sich eine Sternwarte auf dem landesfürstlichen Schlosse in Benatek ein. Hier ebenfalls unzufrieden, kehrte Brahe im Jahre 1600 wieder nach Prag in dasselbe Gebäude zurück.

Aber leider! starb der große Mann ein Jahr darauf nach kurzer Krankheit, nämlich am 24. Oktober 1601. Der Hof und die Universität veranstalteten ihm eine glänzende Leichenfeier.

In der Prager Teynkirche (welche zur Zeit Tycho de Brahe's utraquistisch, folglich einem Lutheraner zugänglich war) prangt seit dem Jahre 1603 ein bei 14 Schuh hohes und mit der Namenschiffre R. S. bezeichnetes Grabdenkmal, worauf der große Astronom in ganzer Ritterfigur, einen Globus ober seinem Familienwappen haltend, gesehen wird.

An der Spitze des Epitaphs befindet sich Brahe's Wahlspruch: ESSE POTIVS, QVAM HABERI.

Zu unterst: NON FASCES NEC OPES, SOLA ARTIS SCEPTRA PERENNANT.

In der Mitte eine 35zeilige (noch nirgends korrekt abgedruckte) Inskription, verfertigt von Jakob Typotius und also lautend:

ILLVSTRIS ET GENEROSVS DNVS. TYCHO BRAHE
DANVS, DNVS IN KNVDSTRVP, ARCIS VRANIBVRGI IN
INSVLA HELLESPONTI DANICI HVENNA FVNDATOR, IN-
STRVMENTORVM ASTRONOMICORVM, QVALIA NEC ANTE SOL VI-
DIT, INGENIOSISSIMVS IDEMQ: LIBERALISSIMVS INVEN-
TOR ET EXTRVCTOR. ANTIQVISSIMA NOBILITATE CLA-
RVS, SVA AVCTIOR. ANIMO QVAECVNQ: COELO CONTINEN-
TVR IMMORTALI GLORIA COMPLEXVS, ASTRONOMORVM
OMNIS SECVLI LONGE PRINCEPS, TOTIVS ORBIS COMMO-
DO, SVMPTIBVS IMMENSIS EXACTISSIMAS INTRA
MINVTA, MINVTORVMQ: PARTES, TRIGINTA AMPLIVS
ANNORVM OBSERVATIONES MVNDO PRIMVS
INTVLIT, AFFIXA SIDERA INTRA MINVTVM EIVSQ:
SEMISSEM RESTITVIT. HIPPARCHI SOLIVS AB ORBE
CONDITO VEL DIIS IMPROBOS, IN OCTAVA DVN-
TAXAT GRADVS PARTE CONATVS LONGISSIME ANTE-
GRESSVS VTRIVSQ: LVMINARIS CVRSVM EXQVISITE RE-
STAVRAVIT. PRO RELIQVIS ERRATICIS SOLIDISSIMA **TABV-
LARVM RVDOLPHEARVM** FVNDAMENTA IECIT,
MATHEMATICARVM PERITIS. INVETERATAM ARISTOTE-
LIS ET ASSECLARVM DOCTRINAM DE SVBLVNARI CO-
METARVM NOVORVMQ: SIDERVM SITV, DEMONSTRATIONIBVS

INVICTIS EXEMIT, NOVARVM HYPOTHESIVM AVTHOR IN STAGYRICIS ET VNIVERSA PHILOSOPHIA ADMIRANDVS. EVOCATVS AB INVICTISSIMO ROM. IMPERATORE **RVDOLPHO II.** MIRA DOCTRINAE ET CANDORIS EXEMPLA DEDIT, NE FRUSTRA VIXISSE VIDERETVR IMMORTALITATEM ETIAM APVD ANTIPODAS SCRIPTORVM PERENNITATE SIBI COMPARAVIT, PLANEQ: QVALIS ESSE QVAM HABERI MALVIT, NVNC VITA FVNCTVS AETERNVM VIVIT. EIVS EXVVIAS VXORISQ: TRIENNIO POST DEFVNCTAE HAEREDES LIBERI SACRO HOC LOCO COMPOSVERVNT. OBIIT QVARTO CALEND. NOVEMBR. ANNI CHRISTIANI DIONYSIACI MDCI. AETATIS SVAE LV.

Unter dieser Tafel ist der eigentliche Leichenstein mit der Randschrift auf den vier Seiten: ANNO DOMINI MDCI DIE XXIV. OCTOBRIS OBIIT ILLVSTRIS ET GENEROSVS DNVS TYCHO BRAHE IN KNVDSTRVP PRAESES VRVNOBVRGI etc. SACRAE CAESAREAE MAIESTATIS CONSILIARIVS. CVIVS OSSA HIC REQVIESCVNT. An dem Wappenschilde endlich lies't man: PROXIMI 4 ANNATES CONCLVSI.

Das alterthümliche Steinpult zu Ossegg

und die Anfänge dieses Stiftes.

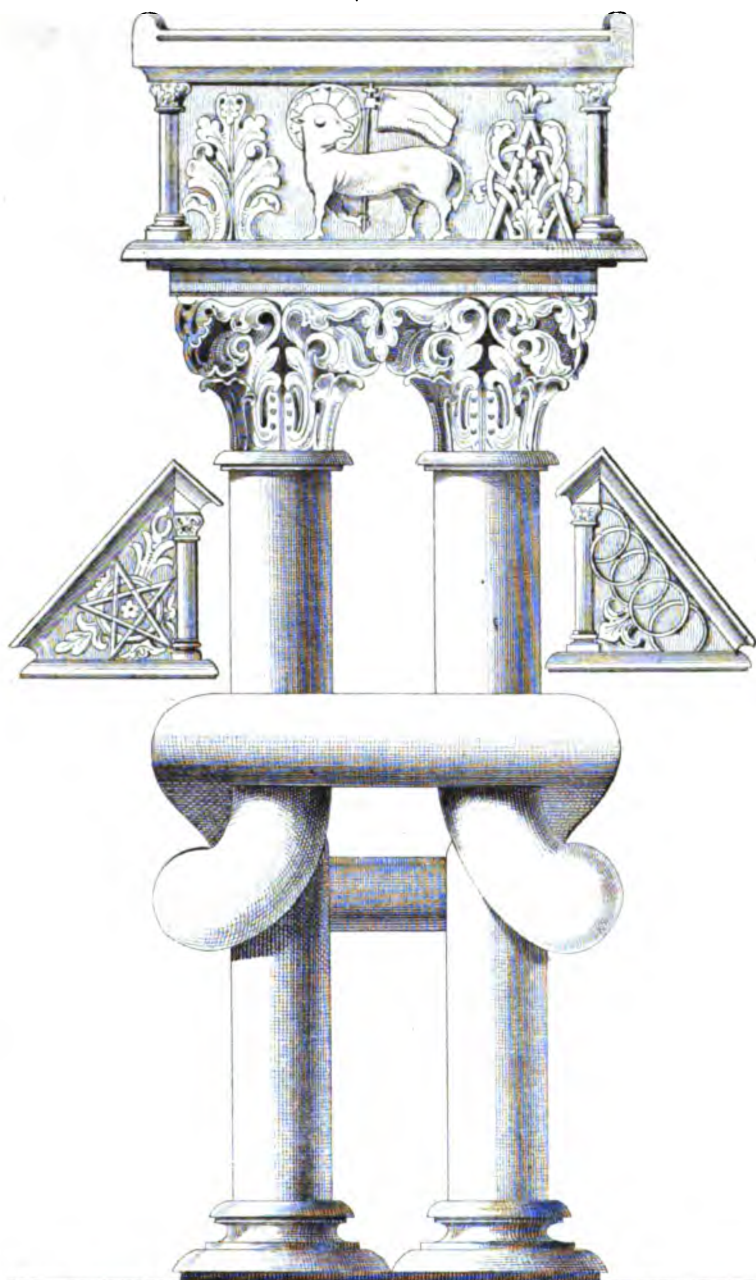
(Von Prof. Helbling Ritter von Hirzenfeld.)

(Die Abbildung davon im vorigen Hefte.)

Obgleich das heutige Cisterzienserkloster Osseg eine Stiftung des XII. Jahrhunderts ist, so reicht doch kein Baustein desselben mehr in jene frühe Epoche zurück. Wol aber sind architektonische Reste aus dem XIII. Jahrhunderte bemerkbar, welche selbst der hussitischen Zerstörung vom 4. Juli 1421 widerstanden haben.

Als ein solches Ueberbleibsel von der ursprünglichen Anlage des Stiftes (1210—1220) wird von Kennern — z. B. der archäologischen Sektion des vaterländischen Museums — der Stift-Osseger Kreuzgang und der dasige Capitelsaal angesehen. Der letztere Saal weis't auch charakteristische Ornamente, und in seiner Mitte zugleich einen steinernen Lesepult auf, sammt und sonders wol noch dem Anfange des XIII. Jahrhunderts angehörig.

Wir liefern hier eine (zuerst 1852 von der archäologischen Museums-Sektion veröffentlichte) Abbildung dieses schönen Denkmals vaterländischer Sculptur von der Rückseite, nebst den Ansichten der beiden abschüssigen Seiten.



Chronik v. Böhmen

Das Ossegger Steinpult

aus dem XIII. Jahrhundert.

Das ganze Pult, aus hartem Sandstein gearbeitet, hat eine Gesammthöhe von 5⅔ Schuh. Das eigentliche auf Säulen aufliegende, welches beweglich und zum Drehen eingerichtet ist, mißt 2′ Breite und 1′ 2″ Höhe. Der Säulendurchmesser beträgt 5 Zoll.

Eigenthümlich erscheint an diesem Alterthum insbesondere: daß die beiden Säulenschäfte in der Mitte in einander geschlungen sind. Doch gibt es auch in Bamberg ein Beispiel von auf ähnliche Weise verschlungenen Säulen.

Die Capitäler der Säulen zeigen uns eine Steinmetzarbeit von vollendeter Technik, noch mehr die Gesimse und Sculpturen der drei Seiten des oberen Lesepultes selbst. Die Rückwand des letzteren stellt das Lamm dar mit dem Siegeszeichen, von zierlichem Blätterwerk umgeben. Die runden und gradlinigen Verzierungen der beiden schiefen Seiten des Pultes tragen einen theilweise antiken Charakter an sich. Das Fünfeck (Pentalpha) ist bekanntlich ein altchristliches mystisches Symbol. Schade, daß nirgends Spuren einer Inschrift entdeckbar sind!

Der Meister des alten Osseger Klosterbaues, so wie der Verfertiger dieses allem Anschein nach gleichzeitigen Steinpultes werden uns von keiner Ueberlieferung genannt. Es waren Meister aus der frühesten Ottokarischen Zeit, unbestimmbar selbst, ob In- oder Ausländer.

Stift Ossegg ist bekanntlich eine Gründung des Ahnherrn der Riesenburge mit Namen Slawko, welcher ein Bruder des bekannten Grabissa (Oberstkämmerer 1181 — 1197) war. Die letztgenannte Landeswürde vererbte sich sowol auf den Bruder Slawko (1212—1222), als auf dessen Sohn Bohuslaw (1224).

Die Entstehung und die ersten Schicksale des Stiftes Ossegg schildert ein geschätzter Mitarbeiter der illustrirten Chronik, Professor Helbling Ritter von Hirzenfeld, wie folgt:

Im 12ten Jahrhunderte wurden in Böhmen, Mähren und Oesterreich ꝛc. viele Klöster aus dem Orden der Cistercienser und Prämonstratenser ꝛc. gestiftet, welche anfänglich noch nicht jene Bedeutenheit und Reichthümer darstellten, welche ihrer Blüthenzeit vorbehalten war, weßhalb die ersten Klöster wohl nur aus niedrigen, hölzernen Häusern bestanden sein mochten und selbst Kirchen anfänglich keinen hohen Baustyl aufwiesen. Nach der von Sartorius (in Cistercio bis tercio) verfaßten Chronik von Waldsassen in Bayern wurde das Stift Ossegg von Johann Milgost, Besitzer von Maschau im Jahre 1192 gegründet, obgleich die Ursache dieser Veranlassung nicht angegeben ist. Da nun Maschau böhmisch Maskow heißt, so erklärt sich: wienach in dem Tyroff'schen Wappenwerke im II. Bande auf der 159. Tafel 1804 in quarto das Wappen des Hrn. Abts Benedikt Venusi, Prälaten zu Maskow und Ossegg in Böhmen, allein erschien. Johann Milgost, welcher in einem besonderen Werkchen*) mit dem Titel Graf und der spätere Mitstifter Slawko von Bilin ebenfalls so beehrt wird, berief nämlich im Jahre 1192 aus dem Stifte Waldsassen einen Prior, den nachherigen ersten Abt Rudhart und 12 Ci-

*) Das Cisterzienserstift Ossegg mit seinen Umgebungen von H. J. Urbani mit der Abbildung des Stiftes und der Kirche, des Capitelsaales, der Salesiushöhe und der Riesenburg, Leitmeritz und Teplitz 1839, Druck und Verlag von C. W. Medau.

sterzienser-Zöglinge, um in Maschau oder Maskow bei Kaden ein Convent zu errichten. Pubitschka, im 4ten Theile, 1. Band S. 475 seiner Geschichte Böhmens, verlegt diese Stiftung auf das Jahr 1196, weil die Urkunde K. Przemysls keine Meldung von Maschau macht, und nennt als Stifter Zlawko, den Biliner Grafen, dem Ossegg zugehörte. Im Jahre 1193 wies Milgost dem neuen Kloster gemäß eines unter dem Zeugnisse des Siegfried Propst von Wischehrad ausgefertigten Stiftsbriefes die Dörfer Maschau, Mladin, Kozilidie, Hunczan, Koniz, Ulczan, Tulhaw, Brinaschow, Hluboky, Smilow und Schlebet an. Allein Raubanfälle und andere Ungemächlichkeiten eigneten Maschau nicht zum Klosteraufenthalte, daher es geschah, daß Maskow (nach Schaller's, Leitmeritzer Kreis im J. 1196 S. 146 und nach Urbani's Ossegg S. 6 im J. 1200) von den Cisterziensern verlassen und vom Stifter Milgost mit Einverständniß Slawko's von Bilin nach Ossegg, welches dem Letzteren zugehörte, übertragen wurde. Dagegen führt Schaller S. 147 an, daß die Mönche ohne Milgost's Vorwissen den Klostersitz änderten und Milgost so aufgebracht wurde, daß er seinen Sinn änderte und die der Stiftung zu Maschau gewidmeten Orte wieder an sich zog. Es ist jedoch sehr zu bedauern, daß der Stiftungsbrief des Slawko von Bilin nicht mehr vorhanden ist. Eine Ergänzung desselben finden wir in einer Urkunde König Przemysl Ottokars v. J. 1207, in welcher nicht nur die Stiftung Slawko's, seines Sohnes Boguslaw und vieler Anderen erwähnt wird:

Ex eorum itaque numero, qui terrenis coelestia mercari decreverunt, fuit in diebus nostris vir strenuus et illustris, Domino, patriäque semper fidelis, Zlawco nomine, Comes Bilinensis etc.

Dieser Slawko (von Slawkow d. i. Schlackenwerth, welches die Familie damals besaß, so genannt) von Bilin war aus dem Hause der Herren von Riesenburg. In Schallers Topographie steht: Riesenburg, deren Burg im Umfange der ehemaligen Herrschaft Ossegg während des Hussitenkrieges eine Ruine ward, nachdem es nicht mehr Eigenthum dieser Familie war, welche früher im Herrenstande gewesen, so herabsank, daß sie in Folge gänzlicher Mittellosigkeit vollends unter die Plebejer herabkam. Palacky, II. Band S. 369, erwähnt: daß diese Familie, welche im 12ten Jahrhunderte zu den mächtigsten Baronen des Landes gehörte, den Stamm der frühern Grabischa oder spätern Hrab'scha (daher Hrabisice) bildete, welche einen Heurechen (rastrum foenaceum, böhm. hrábě) in ihrem Wappen führten, auch im ersten Felde des Ossegger Stiftswappens vorkömmt. Es war daher ein besonderer Glückszufall, daß im Jahre 1805 in den Burgruinen ein eisernes Siegel mit der Umschrift: Sigilum Slawconis junioris de Riesenburg und ihr Wappen aufgefunden wurde. Dieser Slawko von Bilin und Riesenburg (s. Urbani S. 43, gründete Ossegg 1205, Oberstlandeskämmerer 1212—22), welchem zugleich Ossegg gehörte, nahm die Cisterzienser aus Maschau mit Vergnügen auf, trat ihnen die schon damals gebaute Marienkirche zu dieser Stiftung ab: die Dörfer Hirdloch, Skonwelt, Domoslawik, Duban und Hayn sammt allen Gerechtsamen, welches König Przemysl 1207 nicht nur bekräftigte, sondern auch vermehrte. Eben so wohlthätig sorgte Slawko's Vetter Grebis (auch Grabissa), oberster Kämmerer in Böhmen, 1196 in Ossegg beigesetzt und Borso (auch Boresch oder Burian) von

Riesenburg (Pubitschka hat dafür andere Namen dieser Familie; Urbani schrieb: Riesenberg) für dieses Stift, welches unter dem Schutze des mächtigen Geschlechtes der Riesenburge emporblühte. Der fromme Abt Slawko, Bruder des Mitstifters Borso von Riesenburg wurde 1239 Bischof in Preußen, zog mit Ordensbrüdern zum Missionszwecke nach Preußen und Liefland, kehrte aber nach Osségg zurück, wo er starb. Dem Emporblühen folgten auch bald traurige Zufälle.

Zuerst litt Osseg im Jahre 1249, als Przemysl, damals noch Markgraf in Mähren, sich gegen seinen Vater König Wenzel empörte, indem das Kloster zerstört wurde, später jedoch auf königliche Unkosten wieder aufgebaut wurde, welches sich die Aebte Zlawko, Weinhard oder Wynand und Giselbert angelegen sein ließen. Przemysl verehrte auch 1252 den Zeigefinger des heil. Johann des Täufers, den er in Ungarn erbeutete, der Stiftskirche; dieser Zeigefinger kommt auch im dritten Felde des Wappens und auf einer in Kupfer gestochenen Abbildung von Osségg vor. Eine zweite Verwüstung erfuhr dieses Kloster im Jahre 1278 nach der Schlacht auf dem Marchfelde, wo es von den Kaiserlichen schonungslos behandelt, geplündert und in Brand gesteckt wurde, jedoch vom Abte Theodorich, der sich damals nach Dresden flüchtete, schon im Jahre 1280 wieder prächtig aufgebaut ward. Ein dritter Brand ereignete sich zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter dem Abte Konrad II., welchen Urbani, der das Historische nur oberflächlich behandelt, nicht angab.

Im Jahre 1421, den 12. Juli, wurde dieses Stift von den Pragern und im Jahre 1429 von den Taboriten, welche zurückgebliebene Ordensbrüder mordeten, dergestalt verwüstet und zerstört, daß es lange Zeit ganz wüst und öde geblieben war. Wenn gleich der Abt Franz im Jahre 1430 das Kloster wieder aufbaute, so waren die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten von einem solchen Umfange, daß das Stift sich noch lange nicht erholen konnte, um so weniger, als im Jahre 1460 eilf dem Kloster zugehörige Dörfer vom Könige Georg an Johann von Stampach, Wodolic, Mnichow und Sinuc an die Brüder Wenzel und Nikolaus von Cernučic, und 1530 den Montag nach Palmsonntag von König Ferdinand I. an die Herren von Lobkowicz, jedoch mit der Bedingung abgetreten wurden, daß selbe von keinem andern, als von dem besagten Kloster wieder eingelöset werden können. Demnach lebten die sich hier wieder gesammelten wenigen Geistlichen sehr kümmerlich bis zum Jahre 1580, in welchem sogar die Herrschaft Osségg nach dem Tode des Abtes Balthasar auf kaiserl. Befehl dem Erzbischofe von Prag übergeben, und die 6 vorhandenen Geistlichen in andere Klöster verschickt worden sind. Jede Hoffnung für diese Ordensbrüder, das ehemalige Stift wieder zu erlangen, schien verschwunden. Hierauf, nachdem das Stift so lange in fremden Händen blieb, verflossen 34 Jahre, bis endlich 2 Erzbischöfe, Johann Lohelius und Ernest Adalbert Graf von Harrach, die Rückerstattung des Stiftes Osségg bei dem kaiserlichen Hofe und der römischen Kurie mit glücklichem Erfolge betrieben und bewirkten; denn sobald Johann Lohelius zum Prager Erzbischof ernannt wurde, schrieb er 1614 einen wehmüthigen Brief an Papst Paul V., schilderte darin das unverdiente Schicksal des ehemaligen Klosters Osségg auf das lebhafteste, hielt um dessen abermalige Herstellung an, und trat demselben die ganze Herrschaft Osségg freiwillig wieder ab. Dergestalt zogen im Jahre 1626 diese Ordensmänner (Söhne

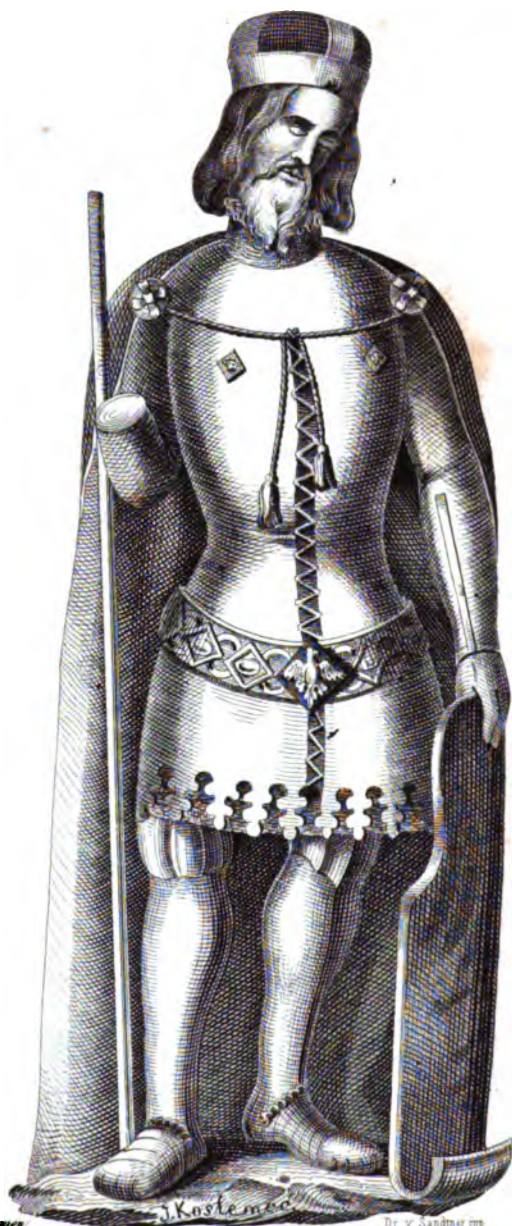
des heiligen Bernhard) mit Genehmhaltung des Papstes Urban VIII. und Kaiser Ferdinands II. in die lang verwais'te Stiftung wieder ein, stellten unter den Aebten: Georg Arath, Johann Greifenfels von Pilsenburg und Laurenz Knittel die halbverfallenen Gebäude in jener Pracht, in welcher sie sich noch jetzt befinden, wieder her und suchten, so weit sie vermochten, selbe zu erhalten.

Der Abt Benedikt Litwerig (Abt seit 1691) brachte die schöne Stiftskirche mit Kuppel und Thürmen zu Ende, sammelte die wenigen Ulberbleibsel der Stifter dieses Klosters, ließ selbe in einem prächtigen Mausoleum beilegen, baute und erweiterte die Abtei, den Convent, die Bibliothek, das Krankenhaus, Bräuhaus, Getreidemagazin und ehemalige Amtshaus; nur die vier Kreuzgänge des Refektoriums und Kapitels bestehen wahrscheinlich noch von alter Zeit her. Der im Jahre 1749 den 4. September zum Abte erwählte Kajetan Brzezina, ausgezeichnet durch Sanftmuth und Gelehrsamkeit, versah die erneuerte Kirche mit vielen kostbaren Geräthen und stellte das prächtige Gemälde des heil. Johann Evang. vom berühmten Maler Anton Kern her.

Die Preußen im 7jährigen Kriege bedrängten im Jahre 1763 den 18. November das Stift mit Contributionen, und wollten auch den Abt als Gefangenen mit sich führen; nachdem sich dieser flüchtete, nahmen sie 12 Ordensbrüder als Geisel mit sich, die erst nach einigen Jahren zurückkehrten. Im Jahre 1778 erduldeten sie die preußische Ausschreibung einer Brandschatzung von 40,000 Thalern.

Der den 9. Mai 1776 erwählte XXX. Abt Mauriz Elbel vermehrte den mit Manuscripten versehenen Büchersaal mit auserlesenen Büchern, damit die Ordenszöglinge sich den Wissenschaften eifrig widmen konnten. Im Jahre 1785 wurde auf allerhöchsten Befehl die Zahl der Ordensmänner von 50 auf 18 eingeschränkt, später erfolgte jedoch eine Vermehrung derselben, wahrscheinlich weil sie das Gymnasium zu Komotau zu versehen haben.

Das Stift befindet sich gegenwärtig, wenn auch nicht mit überflüssigen Reichthümern gesegnet, dennoch im besten Zustande, so daß sich manche Sehenswürdigkeiten daselbst bemerkbar machen, welche von Badegästen von Teplitz auch häufig besucht werden, insbesondere die Kirche, im Stifte der Kreuzgang mit einem Kapitelsaale aus dem 13. Jahrhunderte, worin sich ein um das Jahr 1200 (?) verfertigtes und in der Beilage abgebildetes Lesepult befindet, nebst einer großen Bibliothek mit Manuscripten und eine Bildergalerie in 4 Zimmern, welche Merkwürdigkeiten sämmtlich in Urbani's Ossegg näher beschrieben sind. Nur erwähnt man noch in der Prälatenwohnung eine Hauskapelle, kostbare Handbibliothek und Portraite der Osseger Prälaten.



Chronik v. Böhmen

Dr. v Sandtner jun.

Standbild des heil. Wenzel,

von Peter Arler für den Prager Dom verfertigt.

Du
Legis

Das alterthümliche Standbild des böhmischen Märtyrers und Landespatrons Sankt Wenzel im Prager Dome zu St. Veit.

(Mit Abbildung.)

Es ist bekannt, daß der zweite Domwerkmeister Peter Arler de Polonia (vgl. illustr. Chronik, Bd. II. S. 156), auch Bildhauer gewesen ist. Er hat außer einer Reihe, nun verlorener, Chorstühle auch die hier in genauer Nachbildung gelieferte Statue gearbeitet. Diese Statue rührt also aus der Zeit von 1356 bis 1396 her. Am Sockel gewahrt man deutlich Arlers Hüttenzeichen.

Das Alterthum selbst hat durch Zeit und Unfälle bedeutend gelitten, zumal der Stein bloßer Plänerkalkstein, folglich sehr verwittert ist. Einzelne Gliedmaßen, Schild, Fahne rc. sind theilweise beschädigt, theilweise auch abgebrochen. Die Bildsäule ist unter Lebensgröße, etwas hager, aber sonst gemüthlich und fromm gehalten. Daß Farben und Goldverzierungen daran angebracht waren, zeigen noch jetzt vorhandene Spuren an.

Gegenwärtig steht die Bildsäule in der Hasenburgischen Kapelle unter dem Hauptthurme. Einst befand sie sich in einer Nische des Domvorhofes. Künftig soll ihr ein würdigerer Standort zugedacht sein. Sodann aber wäre auch eine Restaurationsarbeit vonnöthen, zu welcher wir einem vaterländischen Skulptor Lust und Beruf wünschen.

Anhang zur Denkschrift über die Weißenberger Wallfahrtskirche bei Prag.

(Mit Abbildung der Gründungs-Medaille.)

Bei der Betrachtung der hier abgebildeten kolossalen Denk- und Schaumünze — welche noch nirgends in Druck oder Stich erschienen ist — erwachen alle historischen Erinnerungen an Böhmens Glanz und Ruhm in der Brust eines jeden Vaterlandsfreundes.

Kaiser Ferdinand II., der glorreiche Verfechter und Wiederhersteller des katholisch-monarchischen Prinzipes in Böhmen und ganz Oesterreich überhaupt, erkannte gleich nach dem Siege vom 8. November 1620 die tiefe Bedeutung dieses Ereignisses für seine Erblande. Ein Kirchenbau sollte die Stätte verewigen, wo Böhmen gegen Böhmen gestritten haben und gefallen sind um der Täuschung willen, die der Abfall von Rom und ein kalvinistischer Wahlkönig über sie Alle gebracht!

Wir haben in der alten Denkschrift selbst den Verlauf der Dinge bis 1720 erzählt oder vielmehr erzählen lassen. Hier erübrigt nur, das Nöthige über die mitgetheilte große Medaille nachzuholen. Bevor wir dies thun, wollen wir jedoch einen Blick auf den Zustand des Weißen Berges selbst werfen und benutzen hiezu eine kurze Beschreibung, welche das in unserem Verlage erschienene Miniaturgemälde Prags von Dr. Legis Glückselig (1853, S. 231) enthält und die also lautet:

„Am 25. April 1628 wurde hier der Grundstein zu einem Servitenkloster gelegt, der Bau jedoch wegen Mangel an Wasser abgebrochen und erst wieder 1673 zu einem Gasthause benutzt. Im Jahre 1720 endlich wurde in der Nähe des letzteren ein Kirchlein unter dem beziehungsvollen Namen Maria vom Siege (Maria de Victoria) in der Form eines Sterns erbaut und mit vier Seitenkapellen und einer Ringmauer umgeben. Das Deckengemälde in der St. Rosalienkapelle ist von Reiner (1718) gemalt, und das kleine Marienbild (durch Paul Hagen aus Bayern) nach demselben wunderthätigen Bilde verfertigt, das in der Weißenberger Schlacht gegenwärtig war, und dann (1622) von dem General des Karmeliter-Ordens, Dominik a Jesu, zu Rom in der Quirinalkirche aufgestellt worden ist. Diese Kirche blieb auf Befehl K. Josephs II. durch eine Reihe von Jahren gesperrt; bis sie durch den Kanonikus Czapek im J. 1813 wieder von Neuem eingeweiht und zum Wallfahrtsorte bestimmt wurde. Auf dem hiesigen Thurme wird unter Andern das Andenken an das eben hier erfolgte erste Zusammentreffen des Kaisers Franz I. mit seiner Tochter, der Kaiserin Maria Louise von Frankreich (5. Junius 1812), durch eine Glockeninschrift verewigt."

Unsere riesenmäßige Denkmünze, wie sie hier naturgroß und naturgetreu vorliegt, ist von Silber und stark übergoldet. Die Arbeit ist keine Prägung, sondern Glockenguß (Modellirung). Die Münze hat zwei Seiten. Die Vorderseite präsentirt sich hier; auf der Rückseite ist Kaiser Ferdinand II. knieend vor dem Crucifixbilde dargestellt — mit dem bekannten Trostspruche: Ferdinande ego te non deseram. MDCXX.

Die Hauptseite zeigt uns den Prospekt der ursprünglichen Weißenberger Kirche; rings geht als Legende das am Schlachttage eingetretene tiefbedeutsame Evangelium: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist 2c. (Matth. 22, 12.)

Als die Weißenberger Kirche gesperrt, zu Oekonomiezwecken benutzt und Privateigenthum war, machte es sich der Graf Franz Sternberg-Manderscheid zur Aufgabe, die hiesige Fundamental-Münze an den Tag zu fördern. Ein Bergmann erreichte dieselbe glücklich und die Münze ist aus dem Nachlasse des Grafen in das böhmische Museum gelangt. Ihr Gewicht ist bedeutend, der Guß zierlich. Ein zweites Exemplar ist nur noch in Königsaal vorhanden — obgleich auf die Schlacht vom weißen Berge mehrere kleineren Denkmünzen geprägt worden sind.

Das Leben und die Chronik des Wenzel Hajek von Liboczan.

1534—1553.

Bis auf die neueste Zeit — und bei dem czechischen Landvolke noch immer — galt oder gilt Hajek, dieser schon vorlängst sogenannte „böhmische Livius", für den Lieblingshistoriker des Vaterlandes. Aber Hajek ist kein Geschichtschreiber im würdigen Sinne dieses Wortes, sondern ein gemeiner Chronikant, dem Wahrheit und Erdichtung, Geschichte und Fabel, Historie und Roman völlig einerlei gewesen sind; ungeachtet er bei

seinem Material und seiner Protektion Besseres hätte leisten können und sollen.

„Hajek von Liboczan," sagt Palacky *), „welch' ein Historiker! der ohne Sinn für historische Wahrheit, eine Menge (mitunter schätzbarer) geschichtlicher Quellen zusammenbrachte und seiner Pflicht als Geschichtschreiber Genüge geleistet zu haben glaubte, wenn er ihre Daten nach den farblosen **) Gebilden seiner eigenen Phantasie ausmalte, ihre scheinbaren Lücken ***) leichtsinnig genug in derselben Weise ausfüllte, und durch seine Belesenheit, durch den Umfang seines Werkes, so wie durch den angenommenen zuversichtlichen Ton der Erzählung, seinen Nachfolgern, zum unsäglichen Nachtheil der Geschichte, zwei Jahrhunderte lang imponirt hat."

Wenzel Hajek von Liboczan war, obgleich ein Adeliger von Geburt, wie sein Zuname und sein Wappen beweisen, geistlichen Standes. Auch ihn traf das Loos der älteren böhmischen Schriftsteller, daß man sich überall um sein Werk, aber nirgends um seine Person kümmerte. Daher gibt es auch nur sehr fragmentarische Nachrichten von ihm, welche kaum einen Schattenriß von Hajek's äußerem Wirkungskreise zu entwerfen gestatten.

Sein Geburtsjahr, so wie seine Jugendgeschichte sind unbekannt. Wir begegnen ihm zuerst im Jahre 1534 zu Tetin, der bekannten Marterstätte der heil. Ludmila, wo Hajek das Seelsorgeramt übte. Er ward hierauf nach Prag berufen, wo er in der Kleinseitner Augustinerkirche zum heil. Thomas viele Jahre hindurch Prediger blieb. In diese Epoche seines Lebens fällt sein Wirken für böhmische Historie, wozu er durch eine äußerst fließende Schreibart und schöpferische Einbildungskraft weit mehr geeignet, als durch Quellenforschung und gewissenhafte Treue berufen war. Seine Chronik erwarb ihm in der vaterländischen Literatur einen glänzenden Namen und begründete auch in der Geschichtschreibung (wiewol unverdientermaßen) seinen Ruhm.

Bei der Gunst, deren Kaiser Ferdinand I. ihn würdigte, bei dem Vertrauen, das ihm die Großen des Landes zuwandten, und bei der Beliebtheit, die er unter allen Böhmen der römisch-katholischen Kirchenpartei genoß, mißlang es ihm gleichwol dreimal, in das Collegiatkapitel zu Altbunzlau eintreten zu dürfen, wohin er erst im Jahre 1547 aufgenommen ward. Um so schneller stieg dann Hajek vom Canonicus non praebendatus zum Dechant und endlich zum Propst dieser uralten Kirche empor. †)

Die letzten Tage seines Lebens brachte Hajek indeß wieder in Prag zu, und zwar als Seelenrath und Mäcen der Klosterfrauen Dominikaner-

*) Würdigung der böhm. Geschichtschreiber. 1830, Einleit. S. XVI.

**) Nein, nur allzu buntfarbigen und üppigen Gebilden! A. d. R.

***) Wol auch die wirklichen Lücken, die in der älteren böhmischen Historie ziemlich zahlreich sind. A. d. R.

†) In einem von Dobner (Annal. II. praef. 8) citirten Diplome Ferdinands I. lies't man: Ferdinandus praesentat Wenceslaum Hayek a Liboczlan ad praeposituram ecclesiae SS. Cosmae et Damiani in antiqua Boleslavia post obitum Francisci Tachoviensis vacantem. Pragae 30. Maji 1643 (Schöttgen et Kreysig Script. rer. germ. II. 39). Hier ist vielleicht nicht der Name falsch, gewiß aber das Datum, das etwa 1548 lauten soll.

ordens zu St. Anna (ehemals St. Laurentius) in der Altstadt. Diesem Kloster vermachte Hajek auch kraft des letzten Willens sein ganzes Vermögen. Hajek starb am 12. März 1553 (nicht 1552) und wurde am 19. desselben Monats in der obigen Klosterkirche zur heil. Anna, und zwar links unfern vom Eingange, begraben *) — wo man seinen Leichenstein und nächst diesem seine Grabschrift auf einer Holzskulptur noch heute (obgleich die Anna-Kirche längst kassirt und zum Magazin eingerichtet ist) sehen kann. Wir übergeben hiemit unseren Lesern eine Abbildung dieses Denkmals, auf welchem Hajek's Persönlichkeit ansprechend hervortritt und wo auch sein Familienwappen prangt.

Die nächste Veranlaßung, welche unseren Hajek zum Chronikanten machte, soll folgende gewesen sein. Martin Kuthen, ein eifriger Utraquist, war eben mit Abfassung einer böhmischen Chronik beschäftigt **); da hegten mehrere ansehnliche Männer die Besorgniß, der Nichtkatholik dürfte leicht im Sinne seiner Partei zum Nachtheile der Katholischen schreiben. Sie sollen demnach den beredten und geschichtskundigen Hajek angegangen haben, gleichfalls die Feder zu ergreifen, um den muthmaßlich einseitigen Berichten Kuthens ein größeres Gewicht in ihrem Sinne entgegen zu stellen. Zu diesem Behufe rüsteten sie Hajek mit einem namhaften Büchervorrathe und handschriftlichen Materialien aus, verschafften demselben freien Zutritt zu der Landtafel, die zu jener Zeit noch das allgemeine Landesarchiv und völlig unversehrt war, und wirkten ihm überdies noch andere Begünstigungen von Seiten der Landesbehörden aus. So ermuntert und gleichsam dazu gedrängt, sei Hajek schon im Jahre 1534 an die Arbeit gegangen, die er dann nach einer sechsjährigen Anstrengung im Jahre 1539 — immer noch früh genug — vollendete und in Druck gab.

Hajek's Werk führt den einfachen Titel: Kronyka česka, ist mit vielen Holzschnitten ausgestattet und reicht, volle 972 Kleinfolioblätter füllend, bis zu dem Jahre 1527 herab. Im Druck wurde dieselbe erst gegen den Herbst des für Böhmens Hauptstadt und Böhmens Geschichte so verhängnißvollen Jahres 1541 vollendet. ***)

In der Vorrede rühmt Hajek selbst, daß er von einigen ausgezeichneten Männern Böhmens, namentlich von dem Oberstlandrichter, Heinrich Berka von Duba, dem Vicelandrichter Johann Hodiejowsky von

*) Zimmermann Aufgehob. Klöster Prags 1837, S. 153.

**) Kuthens Arbeit: Kronika o založení země české etc. erschien auch wirklich zu Prag 1539 in Quart — also um zwei Jahre früher als die Chronik des Hajek, der sie jedoch bei weitem an Umfang und Interesse nicht gleichkommt.

***) Schon im Jahre 1596 übersetzte diese Chronik der Kaadener Bürger Johann Sandel, und ließ sie zu Prag, 882 Seiten stark, in Folio, auflegen, worauf sie 1697 abermals zu Nürnberg und 1718 zu Leipzig (zum letztenmal) gedruckt worden ist. Im Jahre 1728 ließ Graf Franz Anton Berka von Duba und Lippa durch den Piaristen Victorinus a S. Cruce eine lateinische Übersetzung des Hajek anfertigen, welche nachmals der gelehrte Dobner seinem kritischen Commentare zu Grunde legte (der aber nur bis 1198 reicht) und den Titel führt: Annales Bohemorum etc. Pragae 1761—1782, VI Bände in Quart. Im Jahre 1819 legte der Hofbuchdrucker Franz Ritter von Schönfeld Hajeks Chronik mit Beibehaltung des alterthümlichen Typus aufs Neue auf, und es ist diese Ausgabe durch das Wappen des Verlegers (hinter den Vorstücken) zu unterscheiden.

Epitaphion honorādi Sacerdotis Do= mīni Vencellai Hayek a Liboczan 2c Anno dñi 1552 19 Martij hic sepultus.





Hic pius in patriam vir Wenceslaus Hagecus
Commisit putri mortua membra solo
Inclyta, cui gentis scrutans monumenta bohemae
Historica retulit fortia facta fide.
Grata quidem pietas defunctis regibus haec est
Nomen ab exequiis, quas dedit iste labor.
Postera sed magis hunc probat, atque amplectitur aetas
Quae decus a primis tale tuetur avis.
Quisquis ad hoc igitur casu, vel sponte sepulchrum
Devenies, factum molle precare viro.

Aliud.

Cujus labore Chronica
Conscripta sunt Bohemica,
Volumen ingens antea.
Tam diligenter nemini
Et absolute conditum:
Vatslaus Hayeo presbyter.
In hoc sepulchro conditur:
Quiescat in Christi sinu.

Hodiejow, dem Ritter Peter Bohdaneczky von Hodkow und dem Mag. Briktius von Liczko, lebhaft angeeifert und unterstützt worden wäre. Und obgleich Hajek in derselben Vorrede auch gegen die Ansicht Kuthens von dem historischen Ursprunge des Ständeunterschiedes kämpft (freilich ohne Kuthen zu nennen): so muß es doch auffallen, daß Hajek seines Glaubensgegners winziges Büchlein durch einen so dickleibigen Folianten hätte widerlegen wollen — während Mag. Briktius von Liczko selbst ein entschiedener Compaktatist, der eifrigste und thätigste Theilnehmer an Hajeks Werke gewesen ist.

Es ist höchst interessant, daß sich ein Originalbrief Hajeks erhalten hat, welcher uns über die historischen Studien dieses eigenthümlichen Chronikanten einigermaßen aufklärt.*) Hajek bekennt darin dankbar, daß ihn der Burggraf Litoborsky an den Herrn Wezlik**) anempfohlen habe, was ihm in vielerlei Hinsicht ersprießlich gewesen sei. Wezlik habe ihn nämlich unter Andern bei den Landständen aufgeführt und es seien ihm sogleich drei Schreiber zur Copiirung landtäflicher Dokumente zugeordnet worden; auch hätten alle Burggrafen, Kreishauptleute und Rathsmänner den Auftrag erhalten, emsig nachzuforschen in Städten, Kirchen und Burgen nach geschichtlichen Urkunden und auf dem Flachlande nach den Traditionen des Volkes, das Gefundene aber sei unserm Hajek zur Benutzung mitgetheilt worden. Speziell ersucht Hajek noch den Burggrafen, falls jenes Dekret diesem etwa noch nicht zugekommen wäre, fleißig die zerstörten und verlassenen Schlösser zu untersuchen, deren so viele im Königgrätzer Kreise anzutreffen seien; und weil hier schwerlich Dokumente vorhanden, so möge der Burggraf doch wenigstens die ältesten Gedenkmänner wegen der Lokalsagen zu Rathe ziehen ꝛc.

Also hat Hajek sein Werk nicht aus Confessions- oder Privatrücksichten, sondern in Folge des sich geltend gemachten allgemeinen öffentlichen Bedürfnisses abgefasst. Er hatte es auch mittelst einer lateinischen, vom 17. Oktober 1541 datirten, Dedikationsschrift dem Monarchen selbst zugeeignet: Curavi igitur (sagt Hajek) omnia fideliter agere, nil studio addere vel metu supprimere, malens laudem veritatis quam plausum gratiæ impetrare. Namque restant in promptu exemplaria et auctorum nomina, quos in hac historia (also nicht chronica, was dem Selbstgefühle des Verfassers zu wenig genügt haben würde!) velut testes imitatus sum.

Kaiser Ferdinand I. bewilligte unserm Hajek bereits unterm 27. Mai 1539 ein Privilegium auf zehn Jahre, ernannte aber zugleich die Herren Johann den Aelteren, Popel von Lobkowitz auf Zbirow, Oberstlandrichter, ferner Johann Hodiejowsky von Hodiejow, Vicelandrichter, endlich Hermann Sedletzky von Dub zu vorläufigen Censoren des Werks, „aby na

---

*) Dobner fand diesen zwischen 1533 und 1534 czechisch geschriebenen Brief zufällig einem Exemplare des Hajek durch einen Ritter Georg von Berger (1602) beigefügt. Die Adresse desselben lautet an den damaligen Königgrätzer Burggrafen Johann Litoborsky von Chlum auf Petzka († 1542). Dobner Annal. II, 354—356.

**) Der genannte Wezlik oder Wenzelik war 1541 und die nächsten Jahre kaiserlicher Fiskus (Kammerprokurator) und scheint unseren Hajek in seinem Prozesse gegen den Druckunternehmer Halasch wirksam und glücklich vertreten zu haben. Dobner Annal. Tom. I. (prodrom.) p. 29.

té kronice s pilností poseděli, ji bedlivě přehledli, a cožby v ní nepořádného našli, to přetrhli a vymazali.“

Sofort begann 1540 der Druck des Buches, und zwar auf Kosten eines gewissen Wenzel Halasch von Radimowitz*). Der Druck verzog sich bis in das Jahr 1541 hinein, da die Auflage von 1000 Exemplaren eines so bedeutenden und zugleich reich illustrirten Werkes wol kaum rascher vor sich gehen konnte. Inzwischen ergriff die weltbekannte Feuersbrunst vom 2. Junius 1541, welche die böhmische Landtafel einäscherte, auch das Magazin auf der Kleinseite (nunmehr Englisches Fräuleinstift), woselbst Hajeks Exemplare lagen; und nur mit Mühe gelang es, dieses Werk, nachdem ein Theil der Auflage schon in Flammen gerathen war, zu retten. Dies zugleich der Grund der nunmehrigen verhältnißmäßigen Seltenheit der Hajekischen Edition von 1541. Im Oktober dieses Jahres ward endlich der Druck des Ganzen vollendet.

Plötzlich aber verweigerte auch schon der Verleger Halasch die Herausgabe der Exemplare an den Verfasser — sei es, daß (wie die Uiberlieferung sagt) die mißgünstigen Utraquisten, die das Werk unterdrücken wollten, den Verleger zu diesem Zwecke bestochen haben, oder daß (wie es weit glaublicher ist) die pekuniäre Frage, wer den Schaden der durch die Feuersbrunst verzehrten Exemplare zu tragen habe? dazwischen kam. Kurz: Hajek sah sich gezwungen, Halasch vor Gericht zu belangen, und er brachte seine Sache, nachdem sie bei dem Altstädter Magistrate Jahre lang hingehalten worden war, vor das größere Landgericht, welches endlich in der That zu Hajeks Gunsten entschied. Das Jahr dieses Endspruches ist nicht bekannt, wahrscheinlich erfolgte derselbe 1544.

Hajek hat mit seiner Chronik bei den Zeitgenossen wenige Tadler, bei der Nachwelt aber bis in's XVIII. Jahrhundert desto mehrere Lobredner gefunden, die ihren Beifall wahrlich in's Ungemessene übertrieben haben. Sehr natürlich, daß er eine Masse blinder oder wenigstens halbblinder Nachbeter und Nachschreiber fand, zu denen theilweise sogar noch Pelzel zu rechnen ist!

Weleslawin, ein nüchterner Beurtheiler, äußert sich im Jahre 1585 ungefähr folgendermassen über Hajek**): „Hajeks Werk ist das ausführlichste und, ich darf wol sagen, das fleißigste und reichlichste über die böhmische Geschichte (damals waren außer Hajek, wohlgemerkt! blos Aeneas Sylvius, Kuthen und Dubravius im Druck heraus). Viele Böhmen schätzten zwar Hajeks Chronik von jeher gering, weil der Verfasser den Utraquisten (und ein solcher war auch Weleslawin) manchmal zu nahe trete und viel Unnützes, ja auch Fabelhaftes einmische; aber jetzt, wo die Exemplare mangeln und noch Niemand mit etwas Besserem und Gründlicherem aufgetreten ist, wird sie von Vielen mit Fleiß und Aufwand gesucht. Es mag sein, daß Hajek, nach Art der Dichter, zu Erholung und Ergötzung seiner Leser, auch manches Fabelhafte und Unnöthige in sein Werk aufgenommen habe — er folgte darin dem Beispiele

---

*) Bei dessen in Hajek's Chronik vorkommenden Wappen (das einen Arm mit einem Handnetz darstellt) stehen die Worte: Sumptus suppeditavit in typum. Dobn. Prodr. p. 42.

**) Palacky Würdigung S. 280—281.

ausgezeichneter griechischer und römischer Historiker — sein Buch darf jedoch, nach meiner Ansicht, schon deßhalb nicht unter die unnützen und schlechten gezählt werden, weil wir noch heutzutage kein brauchbareres und genügenderes über diesen Gegenstand besitzen. Man sagt, Hajek habe gleich zu Anfange den bedeutenden Fehler begangen, Czechs Regierung um etwa 100 Jahre zu spät anzusetzen, und man begreift allerdings nicht, woher er seine vorchristliche Chronologie genommen, und wiefern man sich hier auf ihn zu verlassen habe. Doch seit der Epoche des Christenthumes ist er ziemlich fleißig und irrt nicht häufig."

Diese besonnene Würdigung verstieg sich jedoch im Laufe des XVII. Jahrhunderts in das extremste Lob, ja bisweilen in wahre Vergötterung. Eine ganze Schule von Geschichtschreibern oder doch von Geschichte Schreibenden ist aus Hajeks Folianten hervorgesprossen, und der Bischof Dubravius von Olmütz († 1553), der Genealog Bartholomäus Paproczky († 1617), der böhmische Exulant Paul Stransky († 1657), der Prager Weihbischof Thomas Pessina von Czechorod († 1680), der patriotische und vielsammelnde Jesuit Bohuslaus Balbin († 1688), der Kreuzherrenordenspriester Johann Beczkowsky († 1725) und viele Andere sind ganz und gar in die Fußstapfen unseres Hajek getreten. Der Piarist Gelasius Dobner († 1790) machte endlich dem Ansehen Hajeks ein Ende, indem er öffentlich erklärte: die unzähligen Irrthümer dieses Chronikanten seien nicht einmal einer Widerlegung werth! In diesem Sinne dachte und schrieb auch Dobrowsky († 1829) und dieselbe Ansicht gibt sich neuerlichst auch in Palacky's geschichtlichen Arbeiten kund.

„Soll ich — sagt der Letztere S. 284 seiner 1830 erschienenen Würdigung der altböhmischen Geschichtschreiber — soll ich nun noch mein eigenes Urtheil über Hajeks Leistungen sagen? Ich gestehe, daß ich mich fast scheue, Alles so, wie ich es denke und fühle, vorzutragen; — nicht etwa, weil es mir an Gründen und Beweisen mangelt, sondern weil es mir leid thut, in einem noch härteren Tone, als alle meine Vorgänger, von ihm zu sprechen. Gerne lobe ich an Hajek den in seiner Zeit ausgezeichneten Sammlerfleiß, und die seltene Belesenheit, für welche in seinem Werke unverkennbare Spuren auch dann zeugen würden, wenn er die Namen der sechsunddreißig von ihm benützten Quellenschriftsteller seinem Werke nicht hätte vorandrucken lassen. Ich gestehe ihm auch das Verdienst zu, der Erste gewesen zu sein, der beinahe aus allen damals vorhandenen einheimischen Quellen, nach seiner Weise, eine überaus große Menge geschichtlicher Notizen in eine chronologische Uibersicht zusammenstellte, ohne dabei irgend etwas Wichtiges gänzlich zu übersehen. Dies ist aber auch Alles, was ich ihm zugestehen kann; denn die Art und Weise, wie er seine Aufgabe lös'te, kann von dem gesunden Menschenverstande nicht anders als getadelt werden?"

Soviel sagt Palacky im Allgemeinen über Hajek. Er wendet sich nun zu den historischen Sagen insbesondere, weil diese in Hajeks Werke gleichsam die Grundfolie bilden. Uiberall, wo bei historischen Anlässen sich eine Orts- oder Wappensage, Legende, Mähre oder sagenhafte Namensauslegung anbringen ließ, hat Hajek diese auf Unkosten der Geschichte sorgsamst eingeflochten, und unerschöpflich besonders fließt seine erfinderische Ader in der vorgeschichtlichen Epoche. Hier wetteiferte Hajek

mit dem bekannten Reimchronisten Dalimil (einem fahrenden Sänger zwischen 1284 und 1314) um die Palme — denn Beider Fabeleien und grobes Lügengewebe halten sich, wie man sagt, das Gleichgewicht.

Was Palacky über die Entstehung der historischen Sagen in Böhmen vorträgt (Würd. S. 111—112), müssen wir, ob ganz oder halb richtig, hier einschalten. „Man muß (meint er) den eigenthümlichen böhmischen Volksgeist, wie er sich noch heutzutage offenbart, näher kennen, wenn man über Dalimils und Haseks Märchen richtig urtheilen und gegen diese Männer nicht ungerecht sein will. Eine äußerst lebhafte, leicht bewegliche Phantasie, Tiefe des Gefühls und ein erfinderisches Talent zu historischen Deutungen, sind den Böhmen (so wie den Mährern), u. z. vorzüglich den von fremder Sitte am wenigsten berührten, eigen; dem Fremdling, insbesondere dem Deutschen, verschlossen, äußern sie sich dem Landsmanne, der sich ihr Vertrauen erwarb, um so gesprächiger und rückhaltloser. Ihr Lieblingsgespräch ist aber die heimische Sage, die sie mit der Geschichte für gleichbedeutend halten, ohne einen Unterschied dazwischen auch nur zu ahnen. Es genügt ihnen oft ein bedeutsames Wort allein, um auf dessen Etymologie sogleich ein historisches Gerüst zu bauen, und dieses nach und nach so auszuschmücken, daß sie selbst an der Wahrheit desselben nicht mehr zweifeln mögen. — Daher erklärt sich der allbekannte Reichthum der Böhmen (und Mährer) an wundersamen Volkssagen, die jedoch der gemeine Mann fast sämmtlich für Geschichte hält, da ihn seine lebhafte Phantasie an höhere Naturgesetze hienieden glauben macht*). Daher endlich die eigenthümliche Mischung von Aberglauben und Scharfsinn, von Wißbegierde und Unwissenheit bei unserem Volke. Aus diesem Gesichtspunkte müssen auch Dalimils und Haseks Sagen und Märchen beurtheilt werden. Nicht sie selbst waren die Urheber und Erfinder derselben; sie schöpften sie schon aus Cosmas, oder aus derselben Quelle wie Cosmas: ex senum fabulosa narratione (Cosm. p. 3.). Der Vorwurf, den man ihnen machen muß, ist der, daß sie, ungleich dem Cosmas, zwischen Geschichte und Volkssage keinen Unterschied zu machen wussten, und die letztere nach ihren subjektiven Ansichten, nach den Gebilden ihrer Phantasie weiter ausschmückten."

Wenden wir dies auf den ältesten nationell-böhmischen Sagenkreis von Czech, Krok, Przemysl, Libussa und dem Mädchenkriege, Neklan und Wlastislaw rc. an, so hat Hasek selbst diesen rein historisch behandelt und eine Menge von Beziehungen auf spätere Zustände, Orte, Namen, Wappen rc. hineinverwebt und hineingelogen. Bei der historischen Auffassung des böhmischen Sagenkreises sind überhaupt mehrere Epochen zu unterscheiden, und zwar nach Palacky **) fünf:

Erstens. Die Epoche des ältesten Denkmals böhmischer Sprache und Literatur (Libussin soud), wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte

*) Hieran glaubt allenfalls jeder Gebildete: Ubernatürlichkeiten jedoch sind die liebste Geistesnahrung des gemeinen Mannes. D. R.

**) Gesch. v. Böhmen. I. 84. Note 30.

des IX. Jahrhunderts. Wir wollen dieses, erst 1818 aufgefundene Gedicht *) in wortgetreuer Uibersetzung hier einrücken:

Ai, was trübst Wltawa, du dein Wasser?
Was trübst du dein silberschaumig Wasser?
Hat dich aufgewühlt wilder Sturmwind,
Schüttelnd her des weiten Himmels Wetter,
Spülend ab die Häupter grüner Berge,
Spülend aus den Lehmgrund, den goldsandigen? —
Wie doch sollt' ich nicht die Wasser trüben,
Wenn im Hader sind zwei eig'ne Brüder,
Eig'ne Brüder um des Vaters Erbgut?
Chrudosch, wild am Schlängelfluß Otawa,
An der kühlen Radbuza Held Stjaglaw,
Beide Brüder, beide Klenowitze,
Alten Stamms von Tetwa, dem Popelssohn,
Der mit Czechs Geschwader ist gekommen
Durch drei Ström' in diese Segenslande.
Flog herbei nun die gesell'ge Schwalbe,
Flog herbei vom Schlängelfluß Otawa,
Setzt sich auf das breite Flügelfenster
In Libussas güldnem Vatersitze
Auf dem heil'gen Wyssegrad, dem Ahnensitze,
Und sie jammert und sie trauert kläglich.
Als dies höret ihre eig'ne Schwester
Eig'ne Schwester an Libussas Hofe,
Fleht im Wyssegrad zur Fürstenmaid sie,
Zur Entscheidung ein Gericht zu halten,
Vorzuladen ihre Brüder Beide,
Und sie zu richten nach dem Gesetze.
Boten heißt die Fürstin nun entsenden,
Nach Swatoslaw von der weißen Lubicz,
Wo sich heben junge Eichenforste,
Nach Lutobor von Dobroslaws Kulm,
Wo den Adlerfluß die Elbe schlürfet,
Nach Ratibor von dem Riesenbergkamm,
Wo den grimmen Drachen Trut erschlagen,
Nach Radowan von der Steinenbrücke,
Nach Jarožir von den ström'gen Bergen,
Nach Strezibor von der reinen Sazau,
Nach dem Samorod vom Silberfluß Mies,

*) Der Gegenstand dieser Dichtung ist ein Erbstreit zwischen den Brüdern Chrudosch und Stjaglaw, Söhnen des mächtigen Wladyken Klen. Sie stritten um das väterliche Erbe, da Chrudosch, der Erstgeborne, seinem jüngern Bruder keinen Antheil daran zugestehen wollte. Der Bruderzwist ward vor den Richterstuhl der Libussa gebracht und sie entschied, daß der ältere keinen Vorzug vor dem jüngeren Bruder haben, sondern das Vatererbe mit diesem gemeinschaftlich besitzen solle. Darüber ergrimmte Chrudosch und schmähte die Fürstin, wodurch sich Libussa zur Niederlegung ihres Richteramtes bestimmen ließ.

Nach den Kmeten, Lechen und Wladyken,
Und zu Chrudosch, Stjaglaw auch, den Brüdern,
Den Entzweiten um des Vaters Erbgut.
Als sich einten Lechen und Wladyken
Auf dem Wyssegrad . . . . .
Stellt nach der Geburt sich auf ein jeder;
Tritt im schimmernd weißen Kleid die Fürstin
Tritt zum Vaterthron im hohen Reichsding.
 Gefolgt von zwei hochsinnigen Jungfrau'n,
Unterrichtet in den Richtersprüchen.
Hier bei der sind die Gesetzestafeln,
Und bei der das Schwert, der Unbill Rächer,
Gegenüber rechtverkündend Feuer,
Unter ihnen heilig sühnend Wasser.
D'rauf von Vaters güld'nem Thron die Fürstin:
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Recht bestellen sollt Ihr zweien Brüdern,
Die zusammen hadern um ihr Erbgut,
Um des Vaters Erbgut mit einander.
Nach den Satzungen der ew'gen Götter,
Walten beide dieses Guts gemeinsam,
Oder theilen sich zu gleichen Theilen.
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Ihr bestellet jetzt meinen Ausspruch,
Wenn er sonst ist nach Eurem Sinne;
Ist er aber nicht nach Eurem Sinne,
Stellt Ihr ihnen fest ein and'res Urtheil,
Das versöhne die entzweiten Brüder.
Neigten sich die Lechen und Wladyken,
Fingen an sich leise zu besprechen,
Und der Fürstin Ausspruch zu beloben.
Auf stand Lutobor vom Kulm Dobroslaws
Und begann zu sprechen solche Worte:
Hohe Fürstin auf des Vaters Goldthron!
Deinen Ausspruch haben wir erwogen,
Sammle denn in Deinem Volk die Stimmen.
Stimmen sammeln d'rauf die Richterjungfrau'n,
Sammeln sie in heiliges Gefäße,
Geben sie den Lechen auszurufen.
Auf stand Radowan von Kameny Most,
Und begann der Stimmen Zahl zu prüfen,
Und die Mehrheit allem Volk zu verkünden,
Allem Volk zum Rechtsding herberufen:
Beide eigne Brüder, Klenowitze,
Alten Stamms, von Tetwa, dem Popelssohn,
Der mit Czechs Geschwader ist gekommen
Durch drei Ström' in diese Segenslande,
Beide eint Ihr so Euch um das Erbgut,
Beide sollt Ihr sein gemeinsam walten.
Auf stand Chrudosch von der krummen Ottau,

Gall' ergoß sich ihm durch all' sein Inn'res,
Und von Wuth erbebten alle Glieder,
Schwingt den Arm und brüllet gleich dem Ure:
Weh der Brut, wenn Ottern zu ihr dringen,
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer,
Erstgebornem ziemt nach Recht das Erbgut.
Auf von Vaters Goldthron stand Libussa,
Sprach: Ihr Kmeten, Lechen und Wladyken!
Meine Schmähung habet Ihr gehört,
Richtet selbst das Recht nach dem Gesetze,
Nimmer werd' ich Eure Zwiste schlichten.
Wählt den Mann Euch unter Eures Gleichen,
Der Euch herrsche mit dem Eisen.
Mädchenhand ist zu schwach, ob Euch zu walten!

So klingt die Sage in ihrer Urgestalt (vorausgesetzt, daß die zwei Pergamentblätter, die uns das Gedicht in monströser Schrift überliefern, aus dem IX. Säculum herrühren und echt sind).

Zweitens. Die Epoche des Cosmas († 1125). Bei diesem ältesten Chronisten der Böhmen ist schon ein großer Theil der Sage aus der Etymologie einiger Ortsnamen geschöpft, oder wenigstens damit in Verbindung gesetzt. Die Mittheilung ist jedoch noch ziemlich nüchtern und bescheiden; Manches wird nur in leisen Andeutungen vorgetragen und das Ganze als bloße Sage gewürdigt. (In Bezug auf die oben mitgetheilte Uiberlieferung von Libussa's Urtheil — die dem Cosmas in dieser oder einer andern Version gewiß bekannt war — zeigt sein Bericht eine löbliche Kürze und getreue Einfachheit; vgl. Cosmae Chron. I. 11—12).

Drittens. Dalimils Epoche (1314). Hier wurde dem Spiele einer fruchtbaren Phantasie schon freier Raum gestattet, auf dem Grund der Uiberlieferungen des Cosmas ein neues Gebäude aufgeführt und dasselbe aus derselben Quelle, wie bei Cosmas, aus der historischen Deutung einzelner Lokalnamen, mit neuen Traumgestalten bevölkert.

Viertens. Hajeks Epoche (1541). Die Sage erreicht ihren Culminationspunkt, wo sie sich als Geschichte geltend machen will. Dalimils Uiberlieferungen wurden mit neuen Deutungen von Lokalnamen und Familienwappen vermehrt, diese ganze Sagenmasse in eine künstliche Folge und in Zusammenhang gebracht, die Lücken aus dem Stegreife ausgefüllt, und sowol eine Chronologie, als auch Namen angeblicher alter Chronisten als Quellen keck hinzugedichtet. Das romantische Gebäude täuschte durch kühne Anlage und fleißige Ausführung selbst Geschichtsforscher von Verdienst; im Volke genießt es noch jetzt fast unbedingten Glauben, und bei Dichtern ist es als eine reiche Fundgrube von jeher beliebt.

Fünftens. Letzte Epoche. Nach Hajeks Beispiele fingen schon seit dem XVI. Jahrhundert mehrere Lokalchronisten an, wunderliche Chroniken, z. B. von Klattau, Trautenau ꝛc. anzufertigen; sie fanden im Ganzen keinen Glauben mehr, weil — sie sich zu sehr von Hajek entfernt haben.

Hajeks Brief wegen Einsammlung solcher Sagen an den Burggrä-

fen des Königgrätzer Kreises haben wir schon oben mitgetheilt. Dergleichen Bitten um Lokalsagen mag Hajek an alle übrigen Landesbehörden haben ergehen lassen. „Diese Maßregel (fährt Palacky Würd. S. 285 fort) würde unbedingtes Lob verdienen, wenn Hajek, dem Cosmas gleich, die so gesammelten Sagen und Märchen als solche hingestellt hätte. Er hatte aber nicht die Einsicht, Volkssagen und Uiberlieferungen von der beglaubigten Geschichte zu unterscheiden, so oft er sich auch verwahren mag, daß er Geschichte (Kronyku) und keine Märchen (rozprávky) schreiben wolle. Ja seine vorzüglichste Schuld liegt eben darin, daß er diese Sagen in ein historisches Gewand von seiner eigenen Erfindung kleidete und sich bemühte, ihnen gleichsam ein gelehrtes (?!) Leben einzuflößen, während sein Vorgänger Dalimil sie mehr schlicht und treuherzig, doch mit lebenskräftiger Wärme vorgetragen hatte. Der nothwendige historische Sinn und Takt, dem die Grundregeln historischer Kritik gleichsam eingeboren sind, mangelte ihm also ganz und gar. Uiberdies ließ sich Hajek von einer falschen Ansicht des historischen Pragmatismus irre leiten. Merkwürdige Spuren dieser Ansicht finden sich in seiner Vorrede, wo er von den, den Evangelisten selbst gemachten, Vorwürfen spricht, daß sie nicht alle Umstände einer jeden Handlung angegeben hätten, z. B. daß Matthäus erzählt, der heilige Petrus habe einen Fisch gefangen, aber nicht hinzufügt, was er damit gethan, ob er ihn wieder ins Meer geworfen oder gebraten oder gekocht habe? Solchen Forderungen und Vorwürfen suchte nun Hajek zu begegnen, und malte daher überall, wo seine Quellen ihn verließen, die Umstände nach seiner Phantasie, seinen Vermuthungen und Combinationen aus. Bei so wenig Sinn und Achtung für historische Wahrheit fehlte diesem Manne auch alle höhere Welt- und Lebensansicht, aller freiere politische Blick, das Gefühl für die Nationalinteressen, der Sinn für bedeutsame und eigenthümliche Erscheinungen im geistigen Menschenleben — mit einem Worte Alles, was den Werth des Historikers heben kann — nur nicht der zuversichtliche Ton der Erzählung und die breite Geschwätzigkeit, worin Alles, auch das Herrlichste und Eigenthümlichste, verflacht und verwässert, eben so charakterlos als geschmacklos, in allgemeiner Ohnmacht und Erbärmlichkeit untergeht."

Hierauf unterzieht Palacky einige Stellen Hajeks einer speziellen Prüfung. „Dalimil (sagt er, Würd. S. 290) hatte z. B. den von Cosmas in den Jahren 1109—1111 genannten Dietrich, Sohn des Buz (Dietrzissek filius Busa p. 237), zum Ahnherrn der Herren von Hasenburg und Schellenberg in Böhmen gemacht; er sagte von ihm im 60. Kapitel: ten diwokú swiňu žiwu za uši jal na ščítě wepřowu hlawu přijal.

Hajek, der sonst dem Dalimil gläubig zu folgen pflegt, rückte den Ursprung dieses Wappens (vielleicht seinem Patron, dem Landesoberstkämmerer Jaroslaw von Schellenberg zuliebe) um vier Jahrhunderte höher hinauf, ins Jahr 716, und legte damit den Keim zu einer unterhaltenden poetischen Erzählung, wie Biwoy, Sohn Sudiwoy's, von des Strosch Geschlechte, einen wilden Eber lebendig gepackt, der Libussa und ihrer Schwester auf ihre Burg gebracht und dafür von der ersten einen goldenen Gürtel, die letztere aber selbst zur Gemahlin erhalten habe. Bei dem Jahre 1109 versichert nun Hajek, Dietrich sei ein Nachkomme Bi-

wey's, und zwar klein von Gestalt, aber ein wildmuthiger und stets kampflustiger Geselle gewesen. Wie genau er doch Alles das wusste!"

„Der zweite Fortsetzer des Cosmas erzählt zum Jahre 1260 von König Przemysl Ottokars II. Sieg über die Ungarn, und fügte des Königs Bericht darüber an Papst Alexander IV. bei; dieser schließt bei ihm (Script. rer. boh. I, 402) mit den Worten: Apostolico in aevum patrocinio communiri — worauf der Chronist den Faden seiner Erzählung wieder aufhebt und mehrere Wunder, welche jene Schlacht begleiteten, ziemlich ausführlich berichtet. Hajek, der offenbar diesem Berichte folgte, übersetzt König Ottokars ganzen Brief, fand es aber gut, auch des Chronisten Wundererzählung dem Könige selbst in den Mund zu legen, sie in seinen (Ottokars) Bericht einzuschalten, und gleich darauf, zu ihrer näheren Beglaubigung, eine Schlussformel des Briefes aus dem Stegreif hinzuzusetzen: Protož coskoli tuto pjssi Wassj Swatosti, to gistě a w prawdě gest tak a stalo se bez omylu; i nemohl sem se zdržeti, abych toto Wassemu Důstogenstwj, gako hlawě swaté wjry křesťanské, neoznámil etc. Dán w Praze, osmý den měsjce řjgna, léta 1260. Wenn dies keine absichtliche oder willkürliche Quellenverfälschung ist, was ist es denn?" Die Kritik noch anderer Hajekischen Stellen (zu den Jahren 1405, 1406, 1407, 1409, 1458, 1462) führt zu ähnlichen Endergebnissen; und so und nicht anders wäre es, wollte man Hajeks ganze Chronik umständlich prüfen, beleuchten und berichtigen.

Die schlagendsten Beweise gegen Hajeks absichtliche Geschichtsverderbniß müssten jedoch in dessen historischen Adversarien und Conzepten enthalten sein, wenn es gelänge, dieselben einmal irgendwo aufzufinden. Wo mag wol dieser, unbezweifelt reiche Quellenschatz böhmischer Geschichte und Sage hingerathen sein? Hajek hat erwiesener Maßen seine Chronik in dem Kleinseitner Augustinerkloster zum heil. Thomas geschrieben. Wenn nicht Er selbst (was mitunter Schriftsteller zu thun pflegen *) sein Material noch bei Lebzeiten vertilgt hat, um gewisse Absichten dadurch zu erreichen: so ist die Hoffnung nicht eitel, dasselbe werde jetzt oder künftig wieder entdeckt und an das Licht gezogen werden. Dann erst lässt sich die Streitfrage erledigen, ob Hajek wirklich Quellen benutzt habe, welche unsere Zeit nicht mehr besitzt.

„Man wird (schließt Palacky seinen Aufsatz, s. Würd. S. 291—192) diesen Chronisten vielleicht damit zu vertheidigen suchen, daß er besondere Quellen vor sich gehabt, welche uns jetzt unzugänglich sind. Dies ist freilich die längst abgenützte Waffe aller gläubigen Hajekverehrer; auch habe ich keine Lust, sie zu bekämpfen. Es würde doch nichts nützen, wenn ich auch noch so stark auf den Kampfplatz träte. Daher räume ich dieses Feld freiwillig, um noch auf jene Quellen einen Blick zu werfen. Hajek beruft sich allerdings häufig auf böhmische Chronisten, welche wir nicht einmal dem Namen nach kennen: so auf einen Johann Klipta zu den Jahren 872, 952, 961, 1004, 1132; auf einen Weleslaw zum Jahr 771; auf einen Heinrich Duchcowsky zu 938;

---

*) Man erzählt dies von dem Alterthumsforscher Ritter v. Bienenberg ausdrücklich — anderer Beispiele zu geschweigen!

auf den Racek Dobrohorsky, Domherrn zu Altbunzlau, zu 930, 938; auf einen Jaroslaw von Hradisst, Mönch von Strahow, zu 890 und 1016; auf eine unbekannte Opatowitzer Chronik zu 990 und 1337; auf mehrere böhmischen Chroniken überhaupt zu 742, 805 und 806 u. s. w. Es ist dabei auffallend, daß Hajek diese Chronisten in dem allgemeinen Verzeichnisse seiner Quellen, mit Ausnahme eines einzigen (des Jaroslaw von Hradisst), mit Stillschweigen überging; ebenso sonderbar ist es, daß er sie, wie man sieht, nur in der ältesten Epoche seines Werkes häufte, in der späteren aber, z. B. im XV. Jahrhundert, keinen Chronisten mehr zu kennen scheint. Doch, man schlage nur die Stellen auf, für welche jene unbekannten Herren Gewähr leisten müssen und man wird — den Wolf im Schafspelze erkennen."

Nicht genug. Wenn diese fünf bis sechs apokryphen Hajekischen Gewährsmänner wirklich gelebt haben, was indessen bezweifelt werden muß, so ist (versichert Palacky, Würd. S. 304) ihr Verlust für uns nicht sehr zu bedauern. Zu bedauern ist aber, daß derselbe kritische Würdiger der altböhmischen Geschichtsquellen nicht näher darthut, warum er diesen Verlust so gar unerheblich findet?

Wir glauben schließlich über den Chronikanten Hajek unser Publikum so weit und so vorurtheilsfrei aufgeklärt zu haben, daß man es uns nicht zur Sünde rechnen wird, wenn wir in der illustrirten Chronik gewöhnlich das Gegentheil von dem vortragen, was Hajek berichtet.

Welche herzogliche und königliche Residenzen bestanden in Böhmen?

Verfasst von

Johann Helbling von Hirzenfeld, k. k. Professor.

Millauer verfasste eine kritische Uibersicht der Grabstätten der böhmischen Landesfürsten, dagegen ist eine historische Zusammenstellung der Residenzen in Prag und außerhalb Prags, welche die Landesfürsten unseres Vaterlandes zur Zeit ihres Lebens bewohnten, noch nicht vorhanden.

Nur Rom und Paris sind als Hauptstädte in Europa seit dem Alterthume verblieben. In anderen Staaten, nämlich: Spanien, Norwegen, Rußland, Polen, Brandenburg, Meißen, Würtemberg, Mecklenburg-Schwerin u. s. f. sind Hauptstädte im Laufe der Zeit gewechselt worden. Allein Hauptstadt des Landes und Residenz des Monarchen sind häufig (wenigstens zeitweilig) geschieden gewesen.

Auch doppelte Hauptstädte gab es z. B. in Ungarn, nämlich Preßburg und Pest-Ofen. In Würtemberg Stuttgard und Ludwigsburg. Auch Böhmen vermag, wenigstens zur Zeit der Přemysliden, vor etwa tausend Jahren, 2 Metropolen gleichzeitig aufzuweisen, wovon schon im Fortsetzer des Cosmas die Rede war, nämlich urbs metropolitana Praga die

Hauptstadt der linksseitigen Prager Supanie, und urbs metropolitana Wissegrad jene der rechtsseitigen Wyssehrader Supanie gewesen, welche Benennung bis ins XIII. Jahrhundert fortdauerte; im XIV. Jahrhundert neigte sich das Gewicht der Majestät des alterthümlichen Ansehens auf die Seite des Wyssehrads. S. Palacky's Gesch. II. 2. 273. Die Herzoge und selbst Könige hielten abwechselnd bald im Prager Schlosse, bald in Wyssehrad ihren Hof; auch die Landtage wurden bald in der einen (Prag), bald in der andern Stadt (Wyssehrad) gehalten. Nach Palacky I. 20 war der Supan von Wyssehrad einer der vornehmsten Männer des Landes gewesen, während jener von Prag erst zu Ende des XII. Jahrhunderts einen Vorrang vor den übrigen erhielt. Zur Zeit, als Böhmen (vor Boleslaw I. nämlich) noch aus verschiedenen unabhängigen heidnischen Herzogthümern bestand, als: Bunzlau, Libitz, Kaurzim, Saaz u. s. f., waren die Hauptstädte und Residenzen vielfältig gewesen, deren nähere Verhältnisse bereits vergessen sind. Lewyhradez, Libussin oder Libossin am Zbeczner Walde, Tettin bei Beraun und Budez waren ältere Fürstensitze als Prag und Wyssehrad jener Herzoge gewesen, welche man nicht benennen kann und fälschlich Prager nennt, während sie doch noch nicht in Prag residirten. Die Burg auf dem späteren Wyssehrad hieß ursprünglich Hvrasten oder Hürasten oder chwrat (Gestrüpp oder Gehölze), durch Krok Psary genannt, später Libin, als Sitz der Libussa, und noch später Wyssehrad, als Przemysl diesen neuen Namen dafür schuf, hier thronte, hier seinen Herrscherstamm begann und auch hier begraben ward. Tomek hält das Schloß Wyssehrad für den ältesten bekannten Punkt im Umfange der jetzigen Hauptstadt Prag. Erst mit dem Christenthume kam Licht in die böhmische Geschichte, weil im Gefolge des Christenthumes die Cultur, insbesondere auch die Schreibekunst, gewöhnlich zugleich mit eintrat. Wenn man, wie neuere Gelehrte vermeinen, vermuthen könnte, daß Heiden, sie mögen Celten oder Slaven gewesen sein, des Schreibens nicht unkundig waren, so fehlen doch die Belege hierüber, während aus den Zeiten des Christenthums wirkliche graphische Reste vorhanden sind.

Auch die ältesten Baudenkmäler in Prag sind christlich. Wenn man z. B. die Longinus-Kapelle auf dem Wyssehrad für heidnisch ausgibt, wie man es in einigen gedruckten Werken vorfindet, so zeigt der Augenschein mit den andern auf dem Stefanskirchhofe und in der Postgasse, daß sie sämmtlich demselben Baustyle angehören.

Wratislaw I. (915—926), Vater des hl. Wenzels, soll schon auf der hradschiner Burg residirt haben, welche er, wie seine Nachfolger, mit der Wyssehrader Burg zeitweilig vertauschte. (Palacky's Gesch. I. 333). Wenzel der Heilige scheint ausschließlich auf der Burg im Hradschin residirt zu haben, weil die ganze Anhöhe nach ihm Hrad swatého Wáclawa heißt. Sein Bruder und Nachfolger in der Regierung, Herzog Boleslaw I., soll die altstädter Residenz, den sogenannten Königshof, angelegt, und hier auch schon residirt haben? (S. Berghauer Protom. I. 282, Dobner Annal. W. 45, Schaller's Prag III. 419. 569).

Wladislaw I. ließ sich todtkrank vom Schlosse Zbecžno an der Mies im Februar 1125 in die Wyssehrader Residenz übertragen, um sich mit seinem jüngern Bruder Sobieslaw I. feierlich auszusöhnen und sodann 12. April 1125 auf dem Wyssehrad zu sterben.

Dieses Verlangen Herzog Wladislaws erscheint desto auffallender aus zwei Gründen, weil er sich seine Gruft in Kladrau auserwählt habe, und die Wyssehrader Residenz am 30. Juli 1119 durch einen heftigen Sturmwind gegen Abend, wie Cosmas meldet, einen bedeutenden Schaden erlitt, indem der Wind den Söller der Burg, eine alte Mauer mit starkem Fundamente, niederriß (ventus irruens super solarium ducis in urbe Wissegrad, antiquum murum et eo firmissimum funditus subvertit). Das merkwürdigste dabei ist, daß der vordere und hintere Theil dieses Gebäudes unbeschädigt blieb, indem nur die Mitte des Palastes (medietas palatii) allein zusammenbrach, und daß die obern und untern Balken mit dem Hause selbst durch die Gewalt des Sturmes schneller brachen, als man einen Halm knickt. Dieser Elementarunfall ist der erste uns historisch bekannte; aber der Wyssehrader Palast mußte in wenig Jahren wieder gut wohnbar gewesen sein. (S. Dr. Legis Glückselig's Wyssehrad, 1853, S. 77 und 78.) Daß der Fortsetzer des Cosmas den Wyssehrad damal eine Rolle spielen läßt, kömmt auf Rechnung seiner Vorliebe und Einseitigkeit, denn gewiß war damals die Prager Residenz schon im Vorzug gegen die Wyssehrader. (S. Dr. Legis Glückselig S. 80). Erst seit Hajek und seinen Anhängern ist die fabelhafte, früher unbekannte Angabe vom Dasein einer Residenz im Teynhofe aufgekommen, welche vielleicht darin einen Anhaltspunkt zu finden glaubten, daß Herzog Spitignew I., † 915, die von Borziwoy I. gegründete Marienkirche ausbaute, welche späterhin von deutschen Kaufleuten jene Gestalt erhielt, in der wir die gegenwärtige erblicken. Der Teyn ist seit seinem ersten historischen Auftreten (1101) ein öffentlicher Kaufhof gewesen.

Uiber die Verhältnisse des Kauf- und Spitalhofes am Teyne während des XIII. und XIV. Jahrhunderts vgl. Časop. česk. Mus. 1850, S. 360.

Eine geringere Theilnahme als vor und nachher fand der Wyssehrad während der langen Regierung des Herzogs und Königs Wladislaw (1140—73), weil die Beschießung Prags mit Feuerpfeilen den Wyssehrad nicht berührte.

Herzog Friedrich, succedirte 1173, † 1189, scheint nach der Sage von der Entstehung des Wyssehrader Collegiats-Sigills vorzugsweise auf dem Wyssehrad residirt zu haben.

Im XIII. Jahrhundert wandte sich die Sorgfalt der Landesfürsten immer mehr der Prager Residenz zu, theilweise schon auf Kosten der Wyssehrader, indem, nach dem Fortsetzer des Cosmas, im J. 1252 unter König Wenzel I. die Schloßthürme neu befestigt und die ganze Burg, welche damal auf der entgegengesetzten Seite der gegenwärtigen lag, nämlich am Hirschgraben anstoßend, im J. 1278 noch mehr der möglichen Vertheidigung wegen verstärkt ward. Dagegen zerstörten im J. 1281 Regen und Orkane diese damals von dem Könige Wenzel (der sich in Brandenburg befand) unbewohnte Burg größtentheils, und eine Feuersbrunst im J. 1316 unter dem Könige Johann machte dieselbe gänzlich zur Ruine, so daß man beinahe annehmen konnte: es müsse die alte Wyssehrader Residenz auch von den Luxemburgischen Regenten bewohnt werden. Dennoch geschah es nicht. König Johann bedurfte beinahe keiner Residenz, weil er wegen Theilnahme an vielfältigen Kriegen größten-

theils aus Böhmen abwesend war und sogar (was sonderbar erscheint) im J. 1322 die königliche Burg Wyssehrad dem dortigen Dechante schenkte. Anno 1322 donat Joannes rex decano suam curiam regalem in monte Wissehradensi sitam. (S. Glor. Wissehrad p. 246, Protomart. I. 218, Schallers Prag IV. 480). Da es unglaublich erscheinen mag, den königlichen Palast zu verschenken, so kann man die Aufklärung dieses unerhörten Ereignisses darin finden, daß vielleicht zwei Worte, nämlich — domum prope — ausgelassen sind. Karl I. verlieh im Jahre 1348 der Burg Wyssehrad äußerlich das Ansehen einer bloßen Festung. (Sed et ipsum montem Wissegrad cinxit muro et turribus fortissimis, et totum opus consumavit infra biennium, Chron. Benessii p. 346.)

König Karl I. wollte auf dem Wyssehrad nicht wohnen, denn er erzählt in seiner Selbstbiographie: „Als ich nach Böhmen zurückkehrte, lag Ottokars hohe Burg größtentheils in Trümmern und ich mußte in der Stadt eine Bürgerwohnung beziehen." Es wäre sehr interessant, wenn sich das Andenken an jenes Haus erhalten hätte! — welches er doch nur zeitweilig bewohnte, indem er sich nebst Prag häufig im neuerbauten Karlssteine aufhielt, die Prager Hradschiner Burg nach dem Muster des Louvre in Paris umbauen ließ (ob auf der Seite des Hirschgrabens oder des Laurenziberges, wie sie gegenwärtig steht, ist ungewiß) und den 29. November 1378 auf dem Prager Schlosse sein ruhmvolles, Böhmen unvergeßliches, Leben endete.

Sein Sohn König Wenzel erbaute auf dem Zbaraser Grunde, in der Gegend des noch heute so genannten Skt. Wenzelsbades, ein Lusthaus im J. 1380, welches nach seinem Tode wieder dem Propste und Convente des dortigen Klosters zufallen sollte. (S. illustrirte Chronik II. Bd., S. 317 vom Jahre 1853.)

Obgleich König Wenzel sich gerne in Žebrak und Tocznik aufhielt, so fing er im J. 1391 an bei Kunratitz ein neues Schloß zu bauen und so zu benennen. Der gleichzeitige Geschichtschreiber des Hussitenkrieges, Laurenz von Brżezowa, nennt es novum castrum = Neuschloß. Palacky, Popis král č. 232 schreibt: Nedaleko Kunratic někdy hrad Wenzelstein.

Auch Hammerschmidt hat die Entstehung des Wenzelsteines in seiner Wyssehrader Geschichte (S. 286) aufgenommen. Als der bekannte Heerführer der Hussiten, Žiżka, mit den bewaffneten Pragern vor dem erschrockenen König erschien, ereignete sich jener merkwürdige historische Akt, welcher gleichsam die Vorrede der nachfolgenden, größtentheils schrecklichen Ereignisse bildet, auf dem Wyssehrad, als damaliger Residenz des Königs, welcher sich jedoch nach dem Wenzelsteine oder Neuschloß zurückzog. Dieser Wenzelstein wurde nach König Wenzels Tode, der im J. 1419 erfolgte, von den Hussiten 1420 vom 29. Jänner an und folgende Tage verbrannt und gänzlich zerstört.

Den 1. November 1420 wurde nach der vom Könige Sigmund verlorenen Schlacht Wyssehrad von den königlichen Truppen geräumt, woselbst sich die Gemahlin des Kaiser Sigmund, Sophie, noch im Palaste bis zum Abzuge befand, worauf in den kommenden Tagen von dem Prager Pöbel die bisherige königliche Burg nebst Kirchen so zerstört wurden, daß man ihre Spur kaum mehr auffinden kann. Wenn man jedoch die

Vernachlässigung dieser Königsburg durch hundert Jahre vom Könige Johann bis zu ihrer Vernichtung berücksichtigt und erwägt, daß Karlstein der Hauptsitz der königlichen Merkwürdigkeiteu seit 1357 wurde, wobei die Hradschiner Burg Königsresidenz war, so kann der Verlust an königlichem Eigenthume nicht so hoch angeschlagen werden, als der Verlust der Ansicht der alterthümlich=architektonischen Burg, deren ursprüngliche Baufundamente sich nicht mehr angeben lassen.

Was aus Wyssehrad seit 1420 geworden, ist bekannt; eine königliche Residenz dort wieder herzustellen, hat Niemand mehr gedacht. Eine dritte königliche Residenz war der deshalb genannte Königshof in Prag, der an die Zeltnergasse beim Pulverthurme stoßend einen Raum vom Josephsplatze und der Königshofgasse entlang sich gegenwärtig bis zur Conscriptionsnummer 654 erstreckte, welchen erweislich 2 böhmische Könige, nämlich Georg und Wladislaw zwischen den Jahren 1458 bis 1490 bewohnt haben. Man weiß jedoch, obgleich erst 3½ Jahrhunderte verstrichen sind, nicht mehr anzugeben, auf welcher Seite die Könige wohnten, wahrscheinlich der Aussicht wegen gegen den Josephsplatz zu; wo sich die Säle befanden, ist unbekannt. Der Pulverthurm, den König Wladislaw II. durch Mathias Raysek im Jahre 1475 erbauen ließ, diente als Einfahrt oder Portal dieser Residenz. Da jedoch damals die Residenzen abgeschlossen zu sein pflegten, so konnte der Pulverthurm kein allgemeiner Durchgangspunkt sein, wie jetzt. Diese Residenz war sehr wohl gelegen, im Mittelpunkte der Stadt, nahe bei wichtigen Anstalten, nämlich dem Rathhause, dem Universitätsgebäude Karolin, dem Münzhause im stupartischen Hause Nr. 647 und dem Kaufbazare (Teynhof) oder dem ältesten Ungelte. Wladislaw ließ seit 1489 die Hradschiner Burg überbauen, wovon noch ein Theil mit der Jahreszahl 1493 besteht und gegenüber dem Grabmale des hl. Johann von Nepomuk gesehen werden kann. Seit 1490 gab es in Prag nur noch eine einzige königliche Residenz, nämlich auf dem Hradschin. Daß unter den 2 Königen aus Polens Abkunft Wladislaw und Ludwig, welche zugleich schon Könige von Ungarn waren, Prag nicht fortwährend Residenz derselben sein konnte, ist einleuchtend, welcher Fall schon früher unter Kaiser Sigmund eintrat, indem er die allergeringste Zeit in Böhmen residirte. Unter Kaiser Ferdinand war der Hradschin eine beliebte Residenz, die unter Kaiser Rudolph an Kunst= und Naturschätzen reich wurde. Daß Mathias die Absicht hatte in Prag gleich seinen Regierungsvorfahren zu bleiben, beweiset das Hauptportal vom Jahre 1614 von Scamozzi erbaut. Im J. 1616 den 10. Jänner, nach der Krönung seiner Gemahlin Anna, verließ er mit seinem ganzen Hofstaate Prag, um nie mehr zurückzukehren. Seitdem war die Prager Hradschiner Residenz, unter Maria Theresia ganz umgestaltet, bloß als vorübergehendes Absteigquartier zu betrachten. Wären die Unruhen des 30jährigen Krieges nicht vorgekommen, wahrscheinlich wäre noch gegenwärtig Prag, aus Gewohnheit, immerwährende Residenz auch der Kaiser von Oesterreich geblieben.

Daß die Herzoge und Könige von Böhmen eben so wie andere Herrscher Domainen oder Kammergüter besessen haben, läßt sich erweisen. Im J. 1007 schenkte Herzog Jaromir (nach Cosmas) das Schloß Krakow oder Krakowec, später Rothschloß, an seinen treuen Diener Howora.

Nur ist nicht mehr zu ergründen, ob es ein herzogliches Jagdschloß oder ein zurückgefallenes oder erobertes Schloß war?

1. Oben an stand Pürglitz, mithin vorzugsweise Burg genannt, lateinisch Purglinum, Burgelitz, Burglicium, böhmisch Hradek, häufiger jedoch Křiwoklat genannt wegen dem krummen Eingange, 5 Meilen von Prag westwärts entfernt. Pürglitz war früher dasselbe, was Karlstein nach 2½ Jahrhunderten wurde, nämlich ein sicherer Ort zur Verwahrung königlicher Schätze und Staatsgefangenen, wienach selbst der 4jährige böhmische Kronprinz, früher Wenzel, dann Karl genannt, Sohn des Königs Johann, hier gefangen saß. Der letzte Herrscher aus dem Přzemysliden-Hause, König Wenzel III., schenkte es Wilhelm Zagic von Waldek und Hasenburg, Besitzer der Stadt Beraun, welcher das Glück hatte, nach dem Unglücke des Brandes der königlichen Burg in Prag 1316 die Königin Elisabeth nebst dem genannten Kronprinzen Wenzel und königlichen Prinzessinen auf seinem Schlosse Pürglitz zu bewirthen.

König Johann nahm Pürglitz wieder in Besitz und verpfändete es, bis Karl, sein Sohn, im J. 1333 es wieder einlösete und an die königliche Krone zurückbrachte. Die königliche Landtafel wurde auf dieses Schloß verlegt, mußte aber 1422, da selbes in Flammen gerathen, von da nach Pilsen und endlich nach Karlstein übertragen werden. Es wäre zu wünschen gewesen, sie wäre dort verblieben, allein sie kam später in den Königshof zu Prag, allwo sie wegen besserer Sicherheit vom Könige Wladislaw in das Hradschiner Schloß übersetzt wurde und dort im Jahre 1541 gänzlich verbrannte.

1560 verschenkte Erzherzog Ferdinand, Sohn des Kaiser Ferdinands I. und Vicekönigs von Böhmen dieses Schloß an Ladislaw von Sternberg. Die weiteren Besitzer und Schicksale dieser Burg gehören jedoch nicht mehr in diese Abhandlung.

2. Diente Lana den Kaisern Rudolph II. und Mathias als Lustschloß oft zum angenehmen Aufenthalte.

3. Auch Tyřow, welches Hajek und Weleslawin mit Angerbach verwechselten, diente anfänglich zum angenehmen Aufenthalte böhmischer Könige, nachher zu einem Staatsgefängnisse.

Der Kronprinz Přzemysl überfiel im J. 1248 daselbst seinen Vater König Wenzel. Im J. 1333 lösete der böhmische Kronprinz dieses von seinem Vater Johann verpfändete Schloß wieder ein, dessen sich im Hussitenkriege Georg Habard von Adlar bemächtigte.

4. Klingenberg, früher Zwikow genannt, liegt am Zusammenflusse der Wattawa mit der Moldau, 10½ Meile von Prag entfernt. Die vortheilhafte Lage dieser Burg gab Veranlassung, daß die Könige diese zu einem sicheren Aufenthalte und die Landstände zu ihren Staatsunterredungen wählten, auch daß die böhmische Krone daselbst früher als in Karlstein verwahrt wurde.

König Wenzel I. begab sich im J. 1248 von Prag nach Klingenberg. Später zur Zeit König Rudolphs kam es an Bawor von Strakonitz, Herrn auf Horazdiowitz.

5. Pfrauenberg, Frauenberg, Frimberg, Přzimda, war Staatsgefängniß, auch Grenzfestung. Hier wurde im Jahre 1162 Herzog Sobieslaw und 1250 Ottokar, welcher gegen seinen Vater, den König Wenzel I., sich auflehnte, festgesetzt.

Auch dieses königliche Schloß kam zur Zeit des Königs Karl I. an Wilhelm Zagic von Waldek und Hasenburg.

6. Zebrak und Točnik waren häufig als sichere Aufenthaltsorte des Königs Wenzel IV. zu betrachten, in welchen er verschiedene Urkunden ausfertigte. Zebrak, tiefer gelegen, von dem Herrn von Hasenburg angelegt, 1319 nach dem Tode des Wilhelm Zagic von Hasenburg an die königliche Kammer abgetreten, dann 1336 vom Könige Johann dem Joh. von Hasenburg für das Stift Budin überlassen. Im J. 1348 kaufte Johann Herzog von Kärnthen, Karls Bruder, dieses Schloß und trat es 1350, nachdem er Markgraf von Mähren wurde, an seinen Bruder den König Karl ab, welcher auf diesem Schlosse sich aufhielt, jedoch, nachdem sein erstgeborner Sohn hierselbst verstarb, sich betrübt hinwegbegab. Der nachherige König Wenzel nahm sich den Verlust seines älteren Bruders wenig zu Gemüth, besuchte fleißig das Schloß Zebrak, und führte auf einem diesem Schlosse ganz nahegelegenen steilen Berge ein anderes festes Schloß auf, dem er den Namen Točnik beilegte, weil man eine schneckenförmige Wendung um den Berg nehmen mußte, um auf den Gipfel zu gelangen. König Sigmund hielt die von seinem Bruder gesammelten Schätze auf diesem Schlosse länger nicht für sicher und schaffte sie von beiden noch zur rechten Zeit weg. Hanns von Kolowrat bemächtigte sich hierauf dieser beiden Schlösser. Dem unrechtmäßigen Besitzer weggenommen, verpfändete König Wladislaw II. dieselben zuerst an Christoph von Guttenstein, der König Ludwig an Johann von Wartenberg, welcher bei der Besitznehmung Zebrak ganz in Schutt begraben sah, so daß es nicht möglich wäre, dasselbe wieder herzustellen, richtete deßwegen seine Aufmerksamkeit auf das Schloß Točnik, um es neuerdings zu befestigen. 1534 gelangten dieselben an Wolfgang Krajiř von Krayk, Herr auf Neubistritz; Lobkowitze besaßen hierauf dieselben bis zur Zeit Kaiser Ferdinand II., wo Wilhelm Popel von Lobkowitz sämmtliches Vermögen an die königliche Kammer eingezogen und bis gegenwärtig bei derselben verblieb. Eine Wiederherstellung dieser Schlösser in jener Zeit war nicht mehr vonnöthen.

7. Karlstein im J. 1348 vom Könige Karl I. gegründet, in 9 Jahren zu Stande gebracht und in Ansehung der kirchlichen Gebäude eingeweiht, diente zur Verwahrung einiger Heiligthümer der Reichskleinodien, des königlichen Archivs und der königlichen Schatzkammer, ist übrigens als Aufenthalt der Ruhe und Frömmigkeit Karls I. hinreichend bekannt.

Auch die Belagerung von 1422 durch die Prager ist genugsam erwähnt worden.

(S. V und VI. der illustrirten Chronik von Böhmen 1852).

Im J. 1487 den 23. Februar gerieth dieß Schloß in Flammen, die Krone aber sammt der Landtafel und dem Archive sind frühzeitig dem Untergange entrissen worden. Seitdem hat Karlstein seine Bedeutung verloren. Nach hundert Jahren gab König Rudolph II. Karlstein seine vorige Gestalt wieder zurück.

8. Tetin, nach Cosmas und Pulkawa von Tetka, Libussa's Schwester, erbaut, Residenz der hl. Ludmilla, welche hier im Jahre 927 ermor-

det wurde, ist während der Belagerung von Karlstein so zerstört worden, daß nur wenige Spuren davon übrig blieben.

9. Karlik im J. 1348 vom König Karl aufgeführt, um zum nächtlichen Aufenthalte der Königinen und ihres Hofstaates zu dienen, ist eine zerstörte Ruine.

10. Brandeis wurde 1538 Konrad Krajirz abgekauft und blieb von da an bis gegenwärtig bei der k. Kammer; wurde nach dem Brande von 1552 von Kaiser Rudolph II. zu seinem öfteren Aufenthalte wieder hergestellt und mit einem prächtigen Garten versehen.

11. Auch im ehemaligen Schlosse Tauschim, welches Karl I. von dem Herrn von Michalowitz kaufte, soll sich dieser Kaiser mehrmals aufgehalten und verschiedene Homilien verfertigt haben.

12. Die Söhne des Königs Georg verkauften Podiebrad an die königliche Kammer, welcher es bis in unser Jahrhundert verblieb und endlich lizitando verkauft wurde.

13. Benatek wurde von dem Burggrafen von Dohna im Jahre 1599 an die königliche Kammer verkauft, im J. 1648 von Kaiser Ferdinand III. dem Freiherrn Johann von Werth geschenkt.

14. Pardubitz wurde von Johann Kapaun von Swogkow im Jahre 1570 an Kaiser Maximilian II. verkauft. Wenn und wie viele Tage sich böhmische Landesfürsten dort etwa aufgehalten haben mochten, ist unbekannt. König Wladislaw II. schlug auf einer Durchreise daselbst den 22. Juli 1497 zwei Brüder, Söhne des Besitzers, zu Rittern.

15. Das Lustschloß Stern wurde von König Georg seiner Gemahlin Kunigunde, geborne von Sternberg, zu Ehren in Form eines Sternes aufgeführt, war Belustigungsort Kaiser Rudolphs II., nun zu einem Pulvermagazine bestimmt.

16. Der den Pragern zureichend bekannte Bubentsch war zur Zeit Kaiser Rudolphs II. Lustschloß und Thiergarten mit Hirschen, Rehen, Büffelochsen, asiatischen Schafen und andern ausländischen Thieren.

17. Lewyhradec, westlich von Rostok gelegen, war auch Residenz heidnischer und christlicher früherer Herzoge Böhmens.

Noch einige andere Schlösser mögen zeitweilig die Beherrscher Böhmens beherbergt haben.

Witwensitze der Herzoginen und Königinen waren Tetin, Melnik und Königgrätz, welche letztere Stadt: Gradetz die 2 Vorsetzsylben aus diesem obigen Grunde bekommen hat.

Zawisch von Falkenstein.

Wir kennen längst die Rosenberge mit ihren großen Gütern, berühmten Ahnherren, mächtigen Familienverzweigungen.

Witek, Comes Vitco um das Jahr 1169 ist ihr ältester urkundlich sichergestellter Stammvater, von dem sie Viteconides, böhmisch Witcowici, zugenannt werden. Gleich die erste Stammreihe der Rosenberge zählt mehrere des Namens Witek. Von des ersten Witek ältestem Sohne, Witek (1197—1236) stammte die Linie von Krummau ab, welche schon zu Anfange des XV. Jahrhundertes erlosch.

Dieses zweiten Witeks Sohn, des ersten Enkel, war Zawisse (1216—1242), königlicher Unterkämmerer im Jahre 1236 und Vater von Budiwoy auf Krummau (1220—1265) und Witek auf Naczeracz (1220—1277).

Budiwoy's ältester Sohn aber war der berühmte Zawisch von Falkenstein (1272—1290) — gemeinhin*), obgleich unrichtig „von Rosenberg" genannt — der zweite Gemahl der Königin Kunigunde von Böhmen, von dessen Verhältnissen zu König Ottokar II. und Wenzel II. und tragischem Ende in der böhmischen Geschichte umständlich gehandelt wird.

Dieses Zawisch jüngere Brüder waren Witek auf Frauenberg oder Hluboka (1272—1290) und Wok (1272—1290).

Witeks von Naczeracz Söhne aber waren Heinrich von Krummau (1272—1291) und Wok von Strukowicz (1272—1291). Alle diese waren in Zawisch' Fall mehr oder weniger verflochten. Von ihren Nachkommen ist weiter keine Rede mehr und Krummau kam in den Besitz einer anderen Rosenbergischen Linie.

Soviel als genealogische Einleitung zu der folgenden, wörtlich aus Palacky's Geschichte excerpirten Biographie des Zawisch von Falkenstein, der im Jahre 1284 bis 1288 Oberstlandhofmeister des Königreichs gewesen und nach den glänzendsten Lebensschicksalen, 24. August 1290 — wie kürzlich schon im ersten Bande der illustrirten Chronik S. 520—521 berichtet wurde — auf dem Schaffot zu Frauenberg tragisch gestorben ist.

Palacky hat der Lebensgeschichte des Zawisch von Falkenstein eine spezielle Aufmerksamkeit und Forschung zugewendet, und dieses außerordentlichen Mannes kulturhistorische Bedeutung nicht außer Acht gelassen. So namentlich hat Palacky mit dem Charakterbilde des Zawisch sowol das alte Rosenbergische Rechtsbuch, als auch die Königinhofer Handschrift in Zusammenhang gebracht, worauf wir hier, noch vor Beginn der eigentlichen Geschichtserzählung, nothwendig eingehen müssen.

Zawisch soll nämlich (nach Palacky II, 1. 351) zu der Zeit, wo er die Landesverweserstelle in Böhmen inne hatte, den „ältesten böhmischen Rechtsspiegel" (Práwa starého pána z Rosenberg) haben verfassen lassen. „Nach Zeugniß mehrerer alten Handschriften ist dieses Werk für einen Herrn von Rosenberg geschrieben worden; also entweder für Zawisch, oder für jenen Heinrich von Rosenberg, der als Oberstlandkämmerer im Jahre 1310 starb. Von diesem Letzteren aber ist es zweifelhaft, ob er auch nur habe lesen können, während Zawisch an der Literatur überhaupt thätigen Theil nahm."

Als Ritter und Sänger stellt den Zawisch zuerst eine gereimte böhmische Chronik des XV. Jahrhundertes dar, nach ihr Hajek, Balbin und Andere, auch Palacky (Gesch. II, 1, 339). Die Zawissonis cantio de amore im Wittingauer Archiv führt wol mit Unrecht seinen Namen, da sowol ihre Fassung als die Sprache ganz dem XV. Jahrhundert angehört. „Dagegen ist es wahrscheinlich," (sagt Palacky), „daß die böhmische Literatur ihren höchsten Schatz, die Königinhofer Handschrift, diesem Zawisch zu danken habe. Der einzige bekannte Codex (im böhmischen National-Museum) kann, nach allen äußeren und inneren Kennzei-

*) Palacky in Sommers Topographie Bd. IX, S. 60.

chen, sehr gut um's Jahr 1284 für die Königin Kunigunde selbst geschrieben worden sein. Daß aber die darin enthaltenen Gedichte verschiedenen Verfassern und Zeiträumen angehören, unterliegt auch keinem Zweifel."

Diese Ansicht ist freilich nicht die allgemein angenommene; doch kann ihr aller Grund nicht abgesprochen werden.

Uns interessirt natürlich das Leben und Treiben, so wie das blutige Ende des Zawisch von Falkenstein*) ungleich mehr, als ein gelehrter Meinungsstreit. Und so gehen wir nun zu der zusammenhängenden Geschichtserzählung von Zawisch und seiner Zeit über.

Nachdem des großen Ottokar Leiche glücklich nach Prag gebracht und im St. Veitsdome beigesetzt war (1279), begab sich die Königin-Witwe, Kunigunde, nach Mähren.

Die mährischen Barone empfingen die Königin Kunigunde mit Auszeichnung in Brünn; die Schilderung ihrer überstandenen Leiden und der vom Markgrafen erlittenen unwürdigen Behandlung brachte sie zu dem Entschlusse, ein starkes Heer zu sammeln, um in Verein mit den mißvergnügten Böhmen jenen Dränger aus dem Lande zu treiben und die Königin mit ihrem Sohne in ihre früheren Verhältnisse einzusetzen. Doch diese ritterliche Aufwallung wurde beschwichtigt und der Feldzug unterblieb, wahrscheinlich von Bischof Bruno, als dem Caslauer Frieden zuwiderlaufend, hintertrieben. Dagegen begleiteten Viele vom mährischen Adel, namentlich die Herren Kuna von Kunstat, Milota von Dědič, Bohusch von Drahotousch, Zawisch von Rosenberg, Wok von Krawař, Herbord von Füllstein und andere, die Königin in das Land Troppau, das zwar dem noch in der Gefangenschaft schmachtenden Herzog Nikolaus erblich verschrieben war, aber auch ihr als Witthum dienen sollte. Schon im Sommer 1279 richtete sie sich auf dem uralten Schlosse Grätz bei Troppau ihren Hof ein, schrieb und benahm sich als einzige Gebieterin dieses Landes, führte Kriege und schloß in eigenem Namen Verträge, insbesondere mit dem benachbarten Herzog Wladislaw von Oppeln, und vergaß bald, in neuen Banden befangen, die frühere Herrlichkeit, Zucht und Sitte, so wie die überstandenen Leiden.

Unter den Männern, welche an ihren Hof zu Grätz sich drängten und um ihre Gunst sich bewarben, war auch ihres Gemahls gefährlichster Gegner und Verräther, Zawisch, das Haupt des Hauses Rosenberg, des mächtigsten in Böhmen**). Er war schön, tapfer und galant, ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse, ein bei Mit- und Nachwelt in Böhmen gepriesener Dichter; und nicht das gemeine Volk allein, auch hochgestellte Personen staunten ihn an und fürchteten ihn, als einen Zauberkünstler. Dem Reize einer solchen Persönlichkeit erlag die bis dahin tadellose Königin; sie zog den gefährlichen Mann näher an sich, ernannte

*) Man halte gegen das Obige folgende Stelle Palacky's über Zawisch Namen: „Wir nennen ihn von Rosenberg", weil dies seit Jahrhunderten so herkömmlich ist; er aber nannte sich selbst Zawisch von Falkenstein" (Gesch. II, 1. 253). Die letztere Benennung glaubten wir hier beibehalten zu sollen.

**) Im Jahre 1276 zettelte Zawisch mit andern Baronen und Rittern, gerade wo Ottokar am meisten bedrängt war von der Uibermacht des Kaisers Rudolph I., einen verrätherischen Bürgerkrieg zu Gunsten des Letzteren in Böhmen an. Palacky II. 1. 253.

ihn zu ihrem Hofmeister, und vermählte sich heimlich mit ihm. Die neue Verbindung blieb nicht lange unbekannt und fand allgemeine Mißbilligung. Selbst viele ihrer eifrigsten Anhänger verließen sie, und nicht alle waren gutmüthig genug, die durch Zauberkünste verführte hohe Frau zu entschuldigen oder zu bedauern. Ihr erster Fehltritt aber zog eine Reihe anderer nach sich. Als sie sich neuerdings Mutter fühlte, regte sich in ihr der Wunsch, das ihr zum Leibgedinge bestimmte Troppauer Land ihrem neuen Erben zuzuwenden. Dieß Herzogthum aber war dem natürlichen Sohne Ottokars bestimmt, und konnte ihm wohl nicht mit Fug und Recht entrissen werden. Was sie that, um es sich zu sichern, ist nicht bekannt; es scheint, sie habe vorzüglich die Städte für sich zu gewinnen gesucht und von ihnen auch die Huldigung nach Wunsch erhalten. Aber der dem Herzog Nikolaus von seinem Vater einst bestellte Vormund, Bischof Bruno von Olmütz, trat diesem Beginnen feindlich entgegen. Er lösete den Herzog aus seiner Gefangenschaft und setzte ihn, mit Wissen und Wollen Kaiser Rudolphs im Mai 1280, selbst mit gewaffneter Hand in sein Herzogthum ein. Die früheren Freunde der Königin in diesem Lande, Kuna von Kunstat, Milota von Diebitz, Bohusch von Drahotusch, Tas von Lomnitz, Wok von Krawař, Herbord von Füllstein und Andere standen jetzt unter Brunos Fahnen gegen sie; nur Zawisch allein mit seinen Mannen kämpfte lange ritterlich für sie, ohne die große Uebermacht seiner Gegner bewältigen zu können. Es griff dieser Krieg auf jetzt nicht mehr deutliche Weise in denjenigen hinein, welcher zu gleicher Zeit, wie bereits erzählt wurde, die böhmischen Barone gegen den Markgrafen Otto führten, und welcher nach König Rudolphs und mehrerer Reichsstände Dazwischenkunft und Vermittlung am 25. November 1280 ein Ende nahm. Zu dem wichtigen Landtage, der von Weihnachten bis über das neue Jahr 1281 gehalten wurde, kam die Königin selbst wieder nach Prag und schloß mit dem Markgrafen, durch ein Compromiß auf die böhmischen Stände, einen Vertrag, welcher ihr eine Jahresrente von 1200 Mark in Böhmen anwies und zusicherte. Wo sie darauf in Mähren ihren Wohnsitz aufschlug, ist unbekannt; Troppau war aber fortan alleiniges Eigenthum des Herzogs Nikolaus.

Als der sehnlich erwünschte junge König, Wenzel II., endlich (1283) den Thron bestiegen, behauptete Kaiser Rudolph von Habsburg (sein Schwiegervater) den wohlthätigsten Einfluß auf ihn. (Vgl. illustr. Chronik I. Bd. S. 519.)

Die Königin Kunigunde getraute sich nicht zu ihrem Sohne alsogleich nach seiner Rückkehr ins Land zu kommen, sie wendete sich erst an ihn, um seine Gesinnungen zu erforschen. Er aber sehnte sich nach der Mutter, sendete Boten zu ihr, die ihre Ankunft beschleunigen sollten, und empfing sie mit voller inniger Freude. Im Vertrauen ihres Sohnes befestigt, brachte sie es bald dahin, daß der junge König ihren geliebten Zawisch nicht nur begnadigte, sondern auch an seinen Hof zog und ihm Einfluß auf die Regierung gestattete. Durch Letzteres fanden sich einige Barone, vorzüglich der Obersthofmeister Burkhard von Janowitz, gekränkt, beleidigt. Da sie den neuen Günstling nicht entfernen konnten, so zeigten sie sich gegen den König mißvergnügt; und da auch Zawisch außer der königlichen Gunst einen großen Anhang unter den Baronen und im Volke fand, so bildeten sich bald wieder zwei Partheien im Lande

die schon um den 10. November 1283 gegenseitig zu den Waffen griffen. Gegen Zawisch standen auf, außer Burkhard und den oben genannten Herren Zbislaw von Trzebaun, Zbislaw von Löwenberg, Sezima von Kruschow und Benesch von Wartenberg, auch Tobias von Klingenberg und Hermann von Hohenberg, Tobias von Bechin, des Bischofs Neffe. Für Zawisch nahmen Partei: die Witkowece, Oger von Lomnitz, Heinrich von Rosenberg, Ulrich von Neuhaus, Sezima von Strasch und Witek von Krumau, Zawisch's Bruder; ferner dessen Schwager Hroznata von Husitz (aus dem Hause der Kaunitze), der berühmte Hynek von Duba, Jaroslaw von Sternberg, Hynek von Lichtenburg, Albrecht von Seeberg, Mutina von Kostomlat, Andreas von Kawczjhora, Amschelberg, Pota von Mschen, Wilhelm von Milicin, Pota von Pottenstein, Soběhrd von Lititz und Holen von Wildstein. Letztere hatten offenbar das Uibergewicht in Zahl, Macht und Ansehen; und da auch der König und dessen Mutter auf ihrer Seite standen, so wurde es ihnen nicht schwer, ihre Gegner aus den Aemtern zu vertreiben und diese durch die ihrigen zu besetzen. So war schon zu Anfang des folgenden Jahres Oger von Lomnitz Oberstlandeskämmerer, Hroznata von Husitz Oberstburggraf, Hynek von Duba Oberstruchseß, Jaroslaw von Sternberg Oberstmundschenk, Witek von Krumau königlicher Unterkämmerer, Zawisch von Rosenberg selbst königlicher Obersthofmeister; und neben ihnen bekleidete noch Boleslaw von Smeczno (Ahnherr der Martinitze) das Oberstlandrichteramt; der Wyssehrader Propst M. Peter blieb oberster Kanzler, wie zuvor, und Radoslaw war Oberstlandschreiber. Der Gang dieses vom November 1283 bis zum März 1284 fortgesetzten, jedoch, wie es scheint, unblutigen Krieges ist uns ganz unbekannt. Er wurde durch König Rudolphs Dazwischenkunft gedämpft, der beide Parteien zum Abschluß eines Waffenstillstandes (bis zum 4. Juni) vermochte, während dessen durch sein und der Königin Zuthun am 25. Mai eine volle Aussöhnung zu Stande kam. Die Barone beider Partheien gelobten an diesem Tage zu Prag unter Brief und Siegel vollkommene Treue und Gehorsam dem Könige, einander aber Frieden und Eintracht, unter Verlust der Ehre und sämmtlicher Güter, in alle Zukunft. Wahrscheinlich bediente sich König Rudolph bei diesem Vermittlungsgeschäfte, wie bei vielen andern, der Hilfe des ihm ganz ergebenen Nürnberger Burggrafen Friedrich von Hohenzollern; denn bald darauf finden wir diesen großen Staatsmann mit einem böhmischen Landesamte, der Burggrafschaft von Elbogen, betraut, die ihm nur als Lohn für besondere Verdienste um das Land verliehen worden sein kann. Dem beeideten Zawisch von Rosenberg blieb nicht nur sein einmal errungener Einfluß am königlichen Hofe, sondern er mehrte sich auch ungemein, nachdem ihm verstattet worden war, seine Vermählung mit der Königin Kunigunde (Anfang Juni) öffentlich mit großem Pomp in Prag zu feiern, und fortan als des Königs Stiefvater vor aller Welt aufzutreten. Seitdem führte er die Regierung in der Wirklichkeit allein, und ließ nur den Schein derselben dem jungen Könige; dieser aber erwies ihm alle Ehre, die er dem Gemahl seiner Mutter schuldig zu sein glaubte, so wie jenes dankbare Vertrauen, das dessen Uiberlegenheit in Geschäften und Sorge für des Reiches Wohl forderte. Es läßt sich auch, so viel uns bekannt ist, nicht läugnen, daß er mit Umsicht und Nachdruck auf die Wiederherstellung und Befestigung der durch das Interregnum so sehr geschwächten

königlichen Macht und öffentlichen Ordnung hinarbeitete. Diejenigen Barone in Böhmen und Mähren, welche sich dem Gesetze nicht freiwillig fügten, wurden mit den Waffen dazu gezwungen. Im J. 1285 zog Zawisch mit dem Könige vor das feste Klingenberg, eine ursprünglich königliche Burg, und eroberte sie; auch Herr Zemina von Kruschow, der die zwei königlichen Burggrafen von Taus, Pota von Pottenstein und Soběhrd von Litiz zu befehden fortfuhr, wurde gedemüthigt. Im folgenden Jahre führte Zawisch ein starkes Heer nach Mähren. Dort in Brünn ließ er den König mit dem Herzog Nikolaus einen Vertrag des Inhalts schließen, daß sie beide das zwischen ihnen streitige Recht auf das Herzogthum Troppau der Entscheidung des Königs Rudolph anheimstellten, König Wenzel seinem Halbbruder indessen für die nächsten drei Jahre volle Sicherheit seiner Person und seiner Besitzungen zusagte, und über alle während dieser Zeit etwa zwischen den beiderseitigen Unterthanen entstehenden Irrungen auf den Herzog Heinrich von Baiern und den Markgrafen Heinrich von Meißen compromittirte. Als dem mächtigen, aber unruhigen Gerhard von Obřan einige Burgen und Städte bereits erobert waren, kam derselbe persönlich nach Brünn zum Könige, und bat ihn um Gnade und gelobte fortan Treue und pünktlichen Gehorsam in Gegenwart des Herzogs Nikolaus, des Herrn Zawisch und der vornehmsten Barone aus Böhmen und Mähren. Des Stiftes Raigern hatte sich eine Schaar von 4—500 Räubern bemächtigt und das Land von dort aus beunruhigt; auch dieses erstürmte Zawisch bei Nacht, trotz verzweifelter Gegenwehr, und fing am folgenden Morgen auch diejenigen auf, die sich durch Flucht zu retten versucht hatten, so daß sie sämmtlich dem Gerichte überliefert und zum abschreckenden Beispiele für andere gegen 400 an der Zahl mit Strang und Rad hingerichtet wurden. Dann wendete er sich gegen Mährisch-Trübau, um den jüngern Friedrich von Schönburg, Vormund der Enkel des (1248—1276) oft genannten Boresch von Riesenburg, für seinen Ungehorsam zu strafen. Dieser hatte im langen Streit mit dem Olmützer Bischof Dietrich von Neuhaus sich zuletzt dem Schiedsspruch des Königs unterworfen, aber dessen Hauptartikel (die gebotene Schleifung einer zwischen Zwittau und Borschendorf neuerrichteten Feste) zu erfüllen sich geweigert, und im offenen Aufruhr dem Lande viel Böses zugefügt; nun wurden seine Schlösser und Städte erstürmt, er selbst gefangen genommen. Auf die Fürbitte mehrerer Barone schenkte König Wenzel ihm das Leben, ließ ihm aber einen Finger an der rechten Hand abhauen, damit er der Strafe für seinen Frevel zeitlebens eingedenk bleibe. Endlich brachte Zawisch auch das Raubschloß Hohenstein an der böhmischen und mährischen Grenze in des Königs Gewalt, und gab ihm eine treue Besatzung zum Schutze des Friedens in der Umgegend.

Diese nicht unwichtigen Erfolge im Kriege sprechen laut genug für Zawisch's Tüchtigkeit als Feldherr. Aber auch die politische Verwaltung des Landes scheint er mit Einsicht geleitet zu haben. Dafür spricht schon die von ihm zuerst durch eine ausführliche Verordnung eingeführte besondere Polizeianstalt für die Hauptstadt Prag, die er zu Hintanhaltung von Partheiungen, Privatfehden und Friedensstörungen jeder Art, so wie zu Handhabung der Ordnung und Rechtlichkeit im Verkehr und Handel, Anfangs nur für ein Jahr traf, die aber doch später durch ihre Zweck-

mäßigkeit und Nothwendigkeit Jahrhunderte lang unter dem Namen des Sechsmänneramtes (ouřad šestipanský) sich erhielt. Auch ist es höchst wahrscheinlich, daß er es war, der den ältesten böhmischen Rechtsspiegel, eine Sammlung der althergebrachten Regeln bei dem Prozeßverfahren, verfassen ließ.

Durch solche Beweise von Umsicht und Thatkraft gelang es Zawisch von Rosenberg wohl, sich mehre Jahre lang in seiner hohen, aber auch schlüpfrigen Stellung zu behaupten; um jedoch nicht am Ende zu fallen, bedurfte er einerseits einer vollkommeneren Unbescholtenheit, anderseits einer dauerhaften Gunst des Glückes. Wenn auch etwa König Wenzel es vergaß, wie schwer er sich einst gegen den edlen Ottokar verging, und auf welche Art er nachher zu höherer Gunst gelangte: so vergaßen es doch seine Feinde nicht, und sein herrisches Benehmen machte ihm auch viele Freunde abwendig. Alle diese gewannen an K. Rudolf eine für ihn höchst gefährliche Stütze. Das Mißtrauen, die Spannung zwischen Rudolph und Zawisch war schon zu Anfang des Jahres 1285 auf einen hohen Grad gestiegen. Denn als am 24. Januar dieses Jahres K. Wenzel mit seiner Mutter Kunigunde nach Eger zu König Rudolph kam, um das erste Beilager mit der ihm bereits früher angetrauten Guta zu feiern, begleitete sie Zawisch nur bis zu dieser Stadt und blieb mit seinem Gefolge außerhalb ihrer Mauern im nächsten königlichen Hofe, weil er sich nicht mehr in des römischen Königs Macht, die schon einst sein Schirm gewesen, begeben mochte. Zu seinem Unglücke starb auch seine Gemalin Kunigunde schon am 9. September 1285. Der Schmerz über ihren Verlust ist wahrscheinlich das letzte Gefühl gewesen, in welchem sein königlicher Stiefsohn mit ihm aufrichtig sympathisirte. Wenn auch die am 23. Oktober darnach ihm und seinem Sohne Jeschek gemachte feierliche Schenkung der Städte Politz und Landskron in Böhmen, welche die vornehmsten Landesbarone alle mit ihrer Zeugenschaft bestätigten, einige Beruhigung gewähren konnte, so entfernte sie doch die Gefahr nicht für immer; eben so wenig thaten es die bereits erzählten glänzenden Waffenthaten des Jahres 1286. Der ihm feindliche Sinn des römischen Königs änderte sich nicht, und auch K. Wenzel wurde dem Einflusse seiner Feinde immer zugänglicher. Man stellte diesem vor (ob mit Recht oder Unrecht, wissen wir nicht), daß seine Freunde, die er zu den höchsten Aemtern befördert, auf Kosten des Landes sich bereichern; man reizte ihn damit, daß Kunigunde ihr ganzes Vermögen und alle ihre weiblichen Ansprüche nur dem unebenbürtigen Sohne allein, zum Nachtheil der Krone vermacht habe; man deutete sogar an, der König sei seines Lebens so wenig sicher, wie seiner Macht, so lange Zawisch regiere. Letzterer bekam wohl Kunde von solchen gegen ihn erhobenen Reden, verachtete sie jedoch mit allzugroßer Zuversicht auf die scheinbar nicht geänderten Gesinnungen des Königs. Erst als mit der am 4. Juli 1287 in Prag eingeführten Königin Guta der böhmische Hof eine neue Gestaltung bekam, gab er seine bisherige Stellung auf, und zog sich in den Privatstand zurück; ohne Zweifel wußte er, daß K. Rudolph seine Entfernung vom Hofe insgeheim zur Bedingung der endlichen Herausgabe seiner Tochter an den böhmischen König gemacht hatte. Die Gunst des ungarischen Hofes, die Zawisch durch Kunigunde erlangt hatte, verminderte sich nach ihrem Tode. Um sie dauerhafter zu

befestigen und damit auch mehr Schutz gegen etwaige Anschläge seiner böhmischen und deutschen Feinde zu gewinnen, bewarb er sich bei König Ladislaw von Ungarn um dessen jüngste Schwester Jutta, welche damals im Kloster lebte, und erhielt sie; auch der Papst gab die nöthige Dispens dazu. Als er aber mit prächtigem Geleite und vielen Schätzen auszog, die königliche Braut sich zu holen, ward er von einem seiner Feinde, Hynek von Lichtenburg, jenseits Czaslau, räuberisch überfallen, sein Gefolge zerstreut, die schätzebeladenen Wägen wurden erbeutet; er selbst rettete sich durch Flucht in das feste Kloster Opatowic. Doch bald sammelte er seine Leute wieder, rüstete sich noch stärker und glänzender aus als zuvor, und gelangte glücklich an den ungarischen Hof nach Stuhlweißenburg, wo ihm Jutta mit königlichem Pomp angetraut wurde. Nach der Rückkehr lebte er mit seiner neuen Gemahlin zurückgezogen und ruhig auf dem jetzt unbekannten Schlosse Fürstenberg an der mährischen Grenze in Böhmen.

Mittlerweile hatten seine Feinde K. Wenzels Gemüth ganz gegen ihn eingenommen. Am meisten verdroß es diesen, daß der stolze Vasall die ihm von seiner ersten Gemalin überlieferten königlichen Güter und Schätze, worunter auch Kronschätze gewesen sein sollen, an sich hielt und nicht herausgeben wollte. Nach den darüber erhaltenen dürftigen und dunkeln Nachrichten scheint es, als habe Zawisch, dem Willen Kunigundens gemäß, die Abtretung einer Provinz in Mähren, nach der Art der Troppauer, als eines erblichen Fürstenthumes, für seinen und ihren Sohn Jeschek verlangt, und sie zur Bedingung der Herausgabe jener Güter und Schätze gesetzt. K. Wenzel mag, so lange er unter dem Einflusse seiner Mutter lebte, die Erfüllung dieses Wunsches zugesagt, später aber von dessen Unbilligkeit sich überzeugt haben, zumal auch K. Rudolph den Plan entschieden mißbilligte. So keimte und wuchs in Wenzels Brust der Haß gegen seinen ehemaligen Stiefvater. Dieser versah sich dessen um so weniger, als des Königs Benehmen äußerlich dasselbe blieb, wie zuvor, und auch seine Freunde, nach seiner Entfernung von den Geschäften, sich größtentheils im Besitze ihrer Aemter behaupteten: aber nur um so sicherer wurde er getäuscht, und ging dem Untergange, den so viele Feinde ihm bereiteten, um so rettungsloser entgegen.

Als hierauf Zawisch's neue Gemalin eines Knaben genas, machte der dadurch hocherfreute Vater Anstalten zu einem großen Feste, und lud die Könige von Böhmen und von Ungarn, sowie Herzog Heinrich IV. von Breslau zu einer Zusammenkunft an die ungarisch-böhmische Grenze ein, daß sie als Pathen den Neugebornen aus der Taufe heben möchten. Darin aber sahen seine Feinde nur eine Verschwörung dieser Fürsten gegen den König Wenzel, und einen Anschlag, ihn dort ums Leben zu bringen; Wenzel selbst ließ sich dies einreden, und entbrannte nur um so heftiger von Rachsucht. Im Rathe seiner Vertrauten wurde daher beschlossen, sich der Person des gefährlichen Mannes mit List zu bemächtigen. Der König nahm die Einladung zum Feste an, bat aber seinen Stiefvater freundlich, ihn selbst dazu abzuholen und zu geleiten. So kam er mit Wenigen auf das Prager Schloß, und wurde, wie immer, mit Auszeichnung empfangen. Der Königin Guta verehrte er bei dieser Gelegenheit einen kostbaren Schleier von äußerst feiner Arbeit; diese junge gute Fürstin aber, die bereits von seinen Zauberkünsten gehört,

scheute sich den Schleier auch nur anzurühren, und befahl das Zauberwerk, als eine böse Versuchung, ins Feuer zu werfen. Als er wieder gehen wollte, erklärte man ihm, er müsse bleiben, er sei des Königs Gefangener. „Das heißt wenn ich will!" entgegnete er und griff zum Schwert. Neun Ritter, die beauftragt waren, ihn zu entwaffnen, konnten des muthigen und starken Herrn nicht Meister werden; er bestand langen Kampf gegen sie, bis es ihnen gelang, ihn zu Boden zu werfen und zu fesseln; ihn zu tödten war ihnen verboten. Der Gefangene wurde dem königlichen Unterkämmerer, Zbislaw Zajiz von Trebaun, dem er einst das Prager Oberstburggrafenamt genommen hatte, zur Bewahrung übergeben und der Prozeß gegen ihn sofort eingeleitet.

Welche Klagepunkte man vor Gericht gegen Zawisch erhob und wer ihn richtete, ist unbekannt; nur das wissen wir, daß ihm geboten wurde, die königlichen Burgen und Schätze, in deren Besitz er war, zurückzugeben. Er aber weigerte sich dessen standhaft und behauptete, er besitze sie zu Pfand für diejenigen 50000 Mark Silbers, welche einst K. Ottokar seiner Gemalin Kunigunde verschrieben, diese aber ihrem Sohne Jeschek hinterlassen habe; nur gegen Empfang dieser Pfandsumme wolle er jene Forderung erfüllen. Hierauf wurde er aller seiner Güter für verlustig erklärt, in den weißen Thurm oberhalb des Prager Burgthores, einem Verbrecher gleich, eingesperrt, und gegen anderthalb Jahre lang darin gehalten. Doch auch dieses beugte ihn nicht; er setzte seinen Kerkermeistern nur Trotz und Verachtung entgegen und kürzte sich die Zeit mit Abfassungen von Gedichten, die noch lange Zeit nach ihm sich in des Volkes Gunst erhielten.

Die beinahe zweijährige schwere Gefangenschaft hatte den Trotz des stolzen Zawisch nicht brechen können; er beharrte bei seinen Forderungen und seine Burgen wurden durch die Thätigkeit seiner Verwandten und die Treue seiner Mannen ihm noch immer erhalten. Aus der Verlegenheit, in welcher man sich dadurch befand, half endlich K. Rudolphs Rath, ihn gebunden vor die noch unbezwungenen Schlösser zu führen und die Besatzung durch Androhung seiner Hinrichtung zur Uibergabe zu bewegen. Mehre Burgen sollen auf diese Art in des Königs Gewalt gebracht worden sein, obgleich Zawisch sich auch da zu keiner Bitte herbeiließ. Erst vor Hluboka (Frauenberg unfern Budweis) ereilte diesen sein Verhängniß. Dort befehligte sein Bruder Witek und setzte dem königlichen Heere, an dessen Spitze Herzog Nikolaus von Troppau stand, denselben Trotz, wie Zawisch, entgegen. K. Wenzel kam selbst ins Lager, um zur Nachgiebigkeit zu mahnen und das Gewicht der furchtbaren Drohungen zu erhöhen: dennoch glaubte Witek nicht, daß man ihr Folge geben werde, und verweigerte die Uibergabe. Da ritt der König davon und gab dem Herzog Nikolaus volle Macht, mit Zawisch zu thun, was ihm beliebe. Nur kurze Frist verstattete dieser seinem alten Feinde, sich durch Beichte und Communion zum Tode vorzubereiten. Auf der Flur unterhalb der Burg war ein Gerüste erbaut; ein scharfes Fallbret, eine Art Guillotine von Holz, schlug ihm am 24. August 1290, im Angesichte seiner Brüder, den Kopf ab. Sein Leichnam wurde im rosenbergischen Stifte Hohenfurt mit Ehren zur Ruhe gebracht.

Alte Nachrichten behaupten, Zawisch's Tod sei von vielen Frauen Böhmens beweint worden: keine sagt aber, was mit seiner eigenen Frau

und deren Kinde geschehen. Der Sohn erster Ehe, Jeschek oder Johann, wurde vom Könige den Rittern des deutschen Ordens übergeben und nach Preußen abgeführt, wo er später die Würde eines Landmeisters erlangt haben soll. Die Brüder des Zawisch, Witek und Wok, flüchteten zuerst nach Ungarn, dann nach Polen; Heinrich von Rosenberg und die übrigen Witkowece söhnten sich, nach langen Verhandlungen, mit dem Könige aus, und erhielten sich so im Besitze ihrer Güter. Der König aber baute, aus Anlaß dieser Geschichte, ein neues, reiches Kloster für die Cisterzienser zu Zbraslaw, das er fortan zu seinem Andenken Königsaal, Aula regia, zu nennen befahl.

Doch bleibt (sagt Palacky II, 1. 363) in König Wenzels II. Geschichte die Art, wie er sich des Zawisch entledigte, ein eben so unvertilgbarer Flecken, wie im Andenken des Zawisch jener Verrath, den er im Jahre 1276 gegen seinen König begangen.

Geschichte der aufgehobenen Cisterzienserabtei Plaß in Böhmen.

(Aus Urkunden.)

Die vor bald siebzig Jahren aufgehobene böhmische Cisterzienser-Abtei Plaß war eine der zahlreichen frommen Stiftungen der Přemysliden.

Wladislaw I., eine der vornehmsten vaterländischen Heldengestalten (vgl. Bd. I. S. 195—201), der Hohenstaufen treuer Bundesgenosse, der Freund des großen Barbarossa, derselbe Wladislaw, der den Herzogshut für seine Person 1158 mit der Königskrone vertauscht, der auf der Kreuzfahrt ins heilige Land, wie vor dem aufrührerischen Mailand *) solchen Löwenmuth bewies, daß die Sage ihm den Löwen im böhmischen Heerschilde beimißt — dieser Wladislaw nun gründete Plaß 1146 **), zu einer Zeit, wo Wien erst aus den Trümmern des römischen Fabiana (Faviana, so hieß bei den Römern das ursprüngliche Fischerdorf an der Donau, nun die Kaiserstadt Wien) emporgestiegen ist.

*) Wer vergegenwärtigt sich nicht lebhaft jene Tage, sobald von Mailand im Jahre 1848 und 1853 die Rede ist? Aber die Geschichte der Böhmen vor Mailand gestattet noch eine andere bedeutsame Parallele! Hieß jener tapfere Ritter, welcher am 23. Julius 1158 seinem herzoglichen Gebieter den Uebergang über die Adda gebahnt, hieß er nicht Odolen, beinahe wie O'Donnell, der Retter Franz Josephs in den jüngsten Tagen? Odolen, filius Zris, miles strenuus — so nennt ihn der erste Fortsetzer der Chronik des Cosmas (Script. rer. bohem. Tom. I. p. 354), und zahlreiche altböhmische Orts- und Flußnamen: Odolenow, Odolenowice, Odolena woda etc. erhalten sein Andenken bis heute. Dann leugne Jemand das Providentielle in der Geschichte!

**) Palacky's Gesch. v. Böhmen I, S. 430.

Von Langheim in Ostfranken, wo bereits ein Kloster des Cisterzienserordens durch den heiligen Apostel der Pommern, Bischof Otto zu Lamberg, bestand, von daher berief Wladislaw eine Colonie von Klostergeistlichen nach Plaß. Conrad wurde 1146 ihr erster Abt, und als Stiftungsmorgengabe schenkte ihnen der Landesfürst die Güter Kaenev (Kaczerow?), Krasny, Zehulice, Nebrysiny und den Hof Supan bei Roseczan.

Der gelehrte Commentator des alten, gemüthlichen Fabelhanns Hajek, der Piarist Gelas Dobner, hat diese Urkunde, so wie die Sobieslaw'sche und viele andere bekannt gemacht. Sie ist nicht völlig frei von allem Verdacht, ein späteres Transsumpt der echten Gründungsurkunde zu sein. — 1154 wurde der Grundstein zur ältesten Stiftskirche gelegt, die aber erst 1204 unter dem Abte Meiner ausgebaut und 1205 durch den Olmützer Bischof eingeweiht worden ist. — Des alten Königs unbeliebter Nachfolger Sobieslaw gab den Brüdern Oberau, Babina, Lomnice, Liti und Krecow, und tauschte mit denselben für Ugezd und Erpowitz die Güter Lugof und Zussan. — Im Jahre der Aechtung Heinrichs des Löwen, im Jahre der Gelangung Bayerns an Wittelsbach und Sachsens an Askanien (1180) verkaufte Leff, der Graf von Zelenice, die Güter Bikow und Welcekow, die ihm der Böhmenherzog Friedrich für geleisteten tapfern Dienst verliehen, den frommen Brüdern zu Plaß. Um dasselbe Jahr gab denselben derselbe Herzog Friedrich ein Gut zu Cozidl für die Salzmauth in Decin, 1183 aber Kocin, Zechulitz und Czelowitz. — 1184 tauschte das Stift für sein Besitzthum in Lukow vom Ritter Hermann, Wilhelms Sohn, mit Aufgabe von zwölf Mark Silber einen Theil des Gutes Szhěschin. — Friedrich, der Fürst des Landes, gab dazu willig seine Bekräftigung, denn er war dem Kloster wohlgewogen. — 1189 am 15. Juni schenkte nach Plaß die Böhmenherzogin Helicha ein Gut in Cecin. — 1190 den 1. Oktober traf der königliche Prinz Heinrich, Erzbischof zu Prag, ein Concambium (Wechsel, Tausch) mit den Brüdern. Er vergabte ihnen das Gut Cecin, sie gaben ihm einen in der Vorstadt Prag gelegenen Hof und Weingarten. — 1192 bis 1193 vermachte ihnen Ulrich Drislaw zu einem Seelgeräth sein Gut Loman, und der Prager Bischof Heinrich und der Herzog Przemysl bestätigten das fromme Vermächtniß, sowie 1193 die von Agnesen, der Gemalin des Edelherrn Kuno gemachte Schenkung ihrer Güter zu Hlubochy, Uplewi, Vbrasha und Zreybey. — 1194 am 30. September verglich der Prager Bischof Heinrich den Streit zwischen der Abtei Plaß und der Canonie zu Prag. Die Plaßer blieben Besitzhalter der letztern, bezahlten aber dafür 40 Mark Silbers. — 1200—1205 erkaufte Plaß ein kleines Gut bei Kralowitz von Agnesen, der Aebtissin des St. Georgi-Klosters zu Prag und das Gut Mladetitz vom Kladrauer Abte. — 1207 bewies sich der in dem Thronzwist zwischen Otto von Braunschweig und den Hohenstauffen, Oheim und Neffen, Philipp und Friedrich, kräftig eingreifende Böhmenkönig Przemysl Ottokar wohlthätig gegen die Brüder von Plaß. — Er gab ihnen Grundstücke im Dorfe Ninotitz mit dem anstoßenden Berge Widowle. — 1209 schloß der Prager Bischof Daniel mit den Plaßern einen Tauschvertrag, ein Gut in Ninotitz und ein anderes in Chossur (Kozerow? Kozoged?) ihnen abtretend, für das Besitzthum im Mothol, wie auch einen Hof zu Sie-

cowitz für einen in Rascebiz. — 1219 am 6. Dezember bekräftigte König Wenzel den Plaßern das von Agnes der Witwe Kuno's von Poturowe (Potworow) von ihrem Neffen Zawis erkaufte und dem Kloster geschenkte, nachhin aber von dem Verkäufer wieder angefochtene und gegen dessen Ansprüche behauptete Gut Moscidelitz. — Die großmüthigsten Schirmer und Freunde des Klosters waren drei auf einander folgende große Böhmenkönige: der ältere Przemysl Ottokar, der König Wenzel und der jüngere Przemysl Ottokar, mit dem in der zweiten Marchfeldschlacht der Stern dieses gewaltigen Königsstammes erbleichte und in seinem weichen Sohn und wilden Enkel, den beiden Wenceslawen, hinsiechte, bis er zu Olmütz plötzlich und blutig unterging. — 1224 am 21. Juni befahl Ottokar Przemysl dem Ratimir, einem Baronen des Reichs und Großen des Hofes, das dem Stifte Plaß gehörige, aber öde liegende Dorf Thyskow mit neuen Einwohnern anzusiedeln, und überließ ihm dafür auf Lebenszeit die Einkünfte desselben. — Derselbe Ratimir vermachte in seinem letzten Willen die Güter Breze und Dubiezle nach Plaß, und K. Wenzel bestätigte das fromme Testament. — 1229 verkaufte Przemysl Ottokar und seine Gattin, die Hohenstauff'sche Kunigunde (Tochter des durch Otto von Wittelsbach ermordeten Königs Philipp und der griechischen Irene), dem Stifte Plaß um 40 Mark Silbers das früher von demselben eingetauschte Gut Wssehrdy. Auch der Thronfolger Wenzel gab hiezu seine Beistimmung. — 1230 am 3. November bestätigte König Ottokar das Testament Romans, des freien Edelherrn von Teinitz, worin er verordnete, nach seinem und seiner Gemalin Tode sollten die Güter Teinitz, Ugezd und Olsove ein Klostergut von Plaß werden. — 1233 verkaufte den Plaßern der Kladrauer Abt Reinher das Gut Korith. — 1234 am 20. März bestätigte König Wenzel den Vertrag, kraft dessen Cumbold Ditlaib dem Stifte Plaß das Gut Bezdechowa gegen lebenslängliche Verpflegung überlassen hat. — 1238 5. Mai gab K. Wenzel dem Stifte Plaß für das Gut Kozlan die Besitzung Schela. — 1238 bestätigte K. Wenzel die vom Ritter Zdeslaus mit dem Gute Dorow nach Plaß gemachte Schenkung, wie auch den Kauf des Gutes Cortelitz und jenen des Gutes Korith. — 1240, 12. März hielt K. Wenzel den zwischen Plaß und dem edlen Bohuslaus geschlossenen Kaufvertrag um das Gut Hodin genehm. — 1250 am 10. Oktober erhielt Plaß die erste päpstliche Bestätigungsbulle durch Innozenz IV. — 1251 am 26. Jänner verlieh der Thronfolger Przemysl Ottokar der jüngere, Mährens Markgraf, dem Stifte Plaß für das von seinem Vater K. Wenzel, gegen den er eine aufrührerische Hand erhoben, eingetauschte Gut Kozlan, das Gut Schela. — Im Februar des folgenden Jahres 1252 erhielt Plaß vom alten Könige, Ottokars Vater, nicht weniger als sechs Urkunden, und zwar vier an einem und dem nemlichen Tage, am 1. Februar. — Wenzel befreite nemlich die eigenen Leute des Klosters, sie mochten sich nun selbst, ohne es zu wollen, verwundet haben, oder von Andern gewaltthätig verwundet worden sein, von der Obliegenheit, sich fremden Richtern zu stellen, und erließ ihnen die für solche Verwundungen den Richtern sonst gewöhnlich zu leistende Geldstrafe. — An demselben Tage bestätigte K. Wenzel Plaß alle seine Freiheiten, Schenkungen und Immunitäten. In der dritten Urkunde dieses Tages befreite Wenzel das Stift Plaß sammt dessen Unterthanen von allem fremden

Zwang und Bann. — In der vierten verbot er den Edlen und ihrem Gefolge auf den Plaßer Gütern sich einzulagern und ohne Erlaubniß des Abtes die Jagd oder den Vogelfang zu üben. — Vom 6. Februar 1252 ist K. Wenzels Befehl an Heinrich Hayno, dem Stifte Plaß für zugefügte Schäden 4 Pf. Gulden auf seinem Dorfe Wiszochant zu verschreiben oder selbst mit 15 Mark Silber zu entschädigen. — Am 22. Februar bestätigte K. Wenzel die Schenkung der Güter Podmuk und Morsk an das Stift Plaß. — Nicht minder freigebig gegen Plaß war Przemysl Ottokar der Goldene, der Gastfreie, der Sieghafte genannt. — Am 5. November 1257 erneuerte er die bereits von dem Vater ertheilte Immunität von aller fremden Gerichtsbarkeit, — eine Immunität, die Ottokar am 2. Juli 1263 und am 18. März 1269 erneuerte und zugleich den Besitz von Ledez bestätigte. — Am 7. Oktober 1260 erlaubte Ottokar dem Konrad, Richter zu Prag, das Gut Nyeprowitz mit den angezeigten Grenzen an Plaß zu verkaufen. — Als er den babenbergischen Nachlaß bereits wieder dem Reiche heimgestellt und den ihm allzuschnell verhassten Wiener Frieden geschlossen hatte (1277), nahm er Plaß in seinen besondern Schutz. Nur ihm allein sollte das Stift verantwortlich sein und in seiner Abwesenheit dem Grafen Nawekow.

Am 30. Mai desselben Jahres stellte Ottokar den Plaßern das Dorf Zwiporik wieder zurück und ließ den gegen selbes gefassten Unwillen wegen des von den Klosterleuten an zwei seiner Waldaufseher (Sylvanis) verübten Todschlages wieder fallen. — Ottokars Witwe, die Königin Kunigunde (nachmals dem Mann ihrer früheren Liebe, dem berühmten Sanges- und Waffenhelden Zawis von Rosenberg vermählte), bekräftigte (um 1285) den von ihrem Sohne Wenzel und seinem Vater Ottokar über das Gut Rosodin geschlossenen Tauschvertrag. — Die Gunst der Könige erhob Plaß auf eine schimmernde Stufe; öfters weilten die Könige dort inmitten eines glänzenden Hofes, insonderheit der große Ottokar, der mehrere königliche Briefe von Plaß ausfertigte, oft und gerne dort die heiligen Tage in abgesonderter Betrachtung zubrachte oder mit rauschendem Gefolg und Geleite der Jagdlust pflegte, dem Bau neuer Burgen und Städte und seinem Lieblingssystem der Ansiedlungen und Verpflanzungen nachsann, oder kriegerisch rüstete zu Schutz oder Trutz. — Unter ihm stieg die Zahl der frommen Brüder gegen fünfhundert, und das hochgeehrte, reiche Plaß entsendete Kolonien nach Welehrad, nach Grodit bei Münchengrätz in Böhmen, nach Königsthron in Mähren, welche zwei Letztere nur dem Namen nach noch bekannt sind.

Der Prager Bischof Johann zeigte sich gegen Plaß nicht minder wohlthätig gesinnt, als seine Vorgänger, der Prinz Heinrich und der gelehrte, einflußreiche Daniel. Nebst verschiedenen Schenkungen überließ er dem Kloster auch (28. Mai 1268) das hinter Zell und Ladotych liegende Gut Otlech.

Ottokars Sohn, der junge König Wenzel, verlieh am 1. Mai 1286 dem Plaßer Abte Macht und Gewalt, aller Orten über größere Excesse gerichtlich zu erkennen und selbe zu bestrafen; am 21. Dezember 1289 aber vergabte er nach Plaß die Mauth und alle Rechte in dem Bezirke Chralowitz. — 1290 am 22. Juli verkaufte Budiwoy von Isenburg dem Stifte Plaß seine Erbschaft in Ledit mit den dabei liegenden Höfen

und dem Patronatsrechte; 1293 1. Oktober bestätigte Ulrich, Propst zu Melnik, den Austausch eines Grundstückes im Bezirke von Plaß gegen einige Neubriche des Stiftes bei Tremasa. — 1301 am 5. Mai reversirte sich Helias von Tuchomieritz, dem das Stift auf seine und seiner Frau Lebenszeit den Wald Chasche mit Zugehör überlassen hatte, über die ihm diesfalls gesetzten Bedingungen.

Im Beginne der Luxemburgischen Herrschaft sah sich Plaß in einem hartnäckigen Rechtsstreit mit dem Stifte Melnik wegen der Güter Jrtemusna und Geynß. — Am 6. Jänner 1312 ergriff Plaß deshalb die Appellation an den heiligen Stuhl. — Im folgenden Jahre vermehrte Plaß sein Besitzthum, indem es (23. Oktober 1313) vom Ritter Peter von Schebikuwitz seinen Antheil an diesem Dorfe erkaufte. — Am 2. und 5. Oktober 1315 vertauschte der Abt Johann die stiftlichen Güter zu Lohow mit Aufgabe von 59 Pf. Prager Groschen an Abraham von Zichlitz und verlieh dem Sohne des Ritters Jmeran die Gerichtsbarkeit im Dorfe Sieglitz. — Am 27. Jänner 1307 erfolgte der Schiedspruch, wodurch das Gut Stremusna dem Stifte Melnik gegen das Stift Plaß zugesprochen wird, doch soll Melnik das Plaßer Stift wegen Vertauschung der Villa Zynik nicht belangen können. — 1323 am 18. Juni gab Benede von Schweyßing das Gut Sychelitz um 50 Schock Groschen an das Stift Plaß wieder zurück, und es verkaufte demselben 1326 Leopold von Craist seinen Hof Chriszinam.

Auch von jenem gefürchteten Uiberall und Nirgends, vom blinden König Johann von Böhmen-Luxemburg hat Plaß ein wohlthätiges Andenken. — Am 11. Mai 1341 erlaubte er dem Stifte, was er sich selbst ohne Ende erlaubte, nämlich von seinen Gütern eine jährliche Gülte von 80 Schock Prager Groschen zu verkaufen oder zu verpachten. — Von Karl IV., seinem ihm so ganz unähnlichen Sohne, hatte Plaß drei Diplome. Am 12. April 1348 (kaum erst seines Gegenkönigs Ludwig des Bayern ledig) befreite er Plaß und dessen Güter von der lästigen Gastung. — Am 27. März 1357 gab er eine allgemeine Bestätigung der streitigen Rechte und Freiheiten, und den 17. Dezember 1361 befreite er Plaß auf zwei Jahre von der Gastfreiheit, seiner (nicht ohne eigene Schuld) zerrütteten Wirthschaft und seines tiefgesunkenen Wohlstandes wegen.

Karls ungerathener Sohn, der Kaiser und König Wenzel, der Mörder des heiligen Johann von Nepomuk, verlieh Plaß die hohe und niedere Jagdgerechtigkeit in den stiftlichen Forsten (25. Okt. 1387). Er, der, wiewol in unaufhörlicher Abhängigkeit von den Juden, dennoch Fürsten und Städten den empörenden Brief über die „Judenschulden" gab, erlaubte (26. Juni 1400) dem Stifte Plaß 60 Schock Jahreszinsen zu veräußern, jedoch nur auf die Lebensdauer der Käufer. — Am 19. Febr. 1400 befahl er der böhmischen Landtafel die Intabulirung von sieben Schock jährlicher Gülten auf sieben Gütern zu Przehowalk, welche Plaß von einem sichern Seyfried erkauft hatte. — Peter, der Richter zu Kralowitz, hatte vom Stifte Plaß ein durch die Unbilden der Zeit ganz verödetes Dorf Bor (Borek) gegen neun Pfund jährlicher Gülten erhalten, es aber durch neue Ansiedlung wieder so emporgebracht, daß er (11. November 1357) dem Kloster einen Uiberschuß an Einkünften und zwanzig Schock Groschen verkaufen mochte. — 1383, 14. Februar schenkte Stibor

von Schwamberg ein Meierthum zu Wscherd nach Plaß. 1390, am 9. Juni gab Dietrich von Guttenstein dem Stifte Plaß die streitige Waldung Porostel in freundschaftlicher Uibereinkunft wieder zurück.

Bald nach dem Ausbruche des gräuelvollen Hussitenkrieges überfielen auch Plaß die blutlechzenden Schaaren der Kelchner oder Taboriten unter ihrem blinden Heeresfürsten Johann Zizka von Troczņow. — Mit wenigen Brüdern entfloh der Abt Gottfried dem allgemeinen Würgen und Morden nach Manetin. — Burgen und Kirchen prasselten in hellen Flammen auf, sanken in Schutt und Asche. Raubgierig theilten sich Taboritenhäupter und benachbarte Edelherren in die Stiftungsgüter, und wie gewöhnlich, war die königliche Kammer nicht die letzte im Zugreifen. — Durch zwei Jahrhunderte blieb das Stift in mißlicher, dürftiger Lage, und kaum zehn Brüder fristeten darin ein kümmerliches, durch die Folgen der Reformation noch mehr verkümmertes Dasein. — Vergeblich war K. Sigmunds Befehl (23. August 1422), alle wie immer den Plaßern entrissene Güter ihnen wieder zurückzustellen. Er selbst hatte es auch nicht geschont und namentlich ihren besten Hof zu Lomau, sammt dem dazu gehörigen Dorfe an Hansen von Zothkow verpfändet (1. Jänner 1421). — Die Nachwehen des Hussitenkrieges, die utraquistischen Unruhen, die heftigen Bewegungen unter Albrecht II. und während der Minderjährigkeit seiner nachgebornen Waise Ladislaw, wie unter dem großen Könige Georg von Podiebrad, trugen dazu wenig bei, Plaß wieder zu seinem alten Wohlstande zu heben. — Die ersten Schritte dazu geschahen erst unter dem Jagellonen Wladislaw. — Er bestätigte (18. Mai 1480) die von dem Abte von Plaß bewirkte Wiedereinlösung der Hälfte der Stadt Kralowitz Albrechten Kolowrat Liebsteinsky. — Jenes Kralowitz hatte schon 1437 vom K. Sigmund und 1509 durch Wladislaw mehrere Freibriefe erhalten. — Ferdinand I. begabte es 1547 mit förmlichem Stadtrecht. — Ein usurpirter Besitz wechselte dennoch mit dem andern. — Erst die Prager Schlacht am Weißen Berg brachte (1620) Kralowitz wieder an das Stift Plaß zurück, nachdem seine Herren, die durch längere Zeit gewaltigen Griespecke, Alle mit einander entschlossen untergingen, als die Sache der Rebellen durch eben jene Prager Schlacht gar übles Glück hatte. — Daß 1602 Rudolph II. den Plaßern den Brückenzoll zu Nebrzeczin verlieh, besserte die bedrängten Umstände des Stiftes nur wenig.

Als jene unselige Gewaltthat an den kaiserlichen Statthaltern auf dem Prager Schlosse das Feuersignal zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges gegeben hatte (Bd. I. S. 93 ff.), fand der mit Slawata aus dem Fenster gestürzte Jaroslaw Borzita von Martinitz zu Plaß die mildthätigste Aufnahme und glückliche Verborgenheit gegen alle Nachstellungen der Empörer. — Nur durch die äußerste Aufopferung des Plaßer Abtes Georg Wasmuth, der den letzten Heller und den letzten Metzen Korn daran wendete, wurde der entschlossene Widerstand Pilsens wider den kühnen Abentheurer Peter Ernst Grafen von Mannsfeld, des Winterkönigs furchtbarsten Bundesfreund, möglich (Bd. II. S. 20). — Der Abt büßte dafür durch eine grausame Gefangenschaft in den Händen der Rebellen. — Martinitz erwies sich dankbar. Ruhelos verwendete er seinen Einfluß bei Ferdinand II. dafür, daß dem Stifte die ihm zu verschiedenen Zeiten entrissenen Güter wieder zurückgestellt würden, da sie

sich ohnehin (als den Rebellen confiscirt) in königlicher Hand sich befanden. — Am 24. Mai 1623 stellte Ferdinand darüber die förmliche Urkunde aus, kassirte alle Inscriptionen auf diese Güter und 1627 genehmigte er auch die Zurückstellung des Knechthofes zu Prag an das Stift Plaß. — Eine Reihe unmittelbar auf einander folgender, würdiger und thätiger Aebte brachte diese Keime bessern Glückes zur vollen Reife. 1661 begann der Abt Christoph Tangler den Bau der Stiftskirche, der acht Jahre dauerte. — Der Abt Andreas Troyer legte 1698 den Grundstein zu der schönen Abtei, sowie sein Nachfolger Eugen Tittel 1714, zum Conventgebäude. — Von der am 11. Juli 1688 durch den Prager Erzbischof Johann Friedrich Grafen von Waldstein geschehenen Einweihung der Stiftskirche rühren die den Numismatikern wohlbekannten Plaßer Denkmünzen her. — Eugen Tittel versah die Kirche wie mit vielen herrlichen Geräthschaften und mit einer Orgel, die damals als die vollkommenste in Böhmen galt, so auch mit vielen meisterhaften Gemälden und plastischen Kunstwerken.

Der letzte Habsburger Karl VI. ertheilte am 13. Juli 1733 dem Stifte Plaß die Bestätigung aller Privilegien seiner Vorfahren. — Die letzte Bestätigung war jene seiner großen Tochter Maria Theresia vom 20. Februar 1747 und 4. Oktober 1755. — Unter ihrem Sohne Josef II. traf auch Plaß das Loos der Aufhebung 1785. — Es blieb durch 40 Jahre Staats- und Religionsfonds-Gut, bis die Veräußerung derselben auch Plaß aus seiner zeitherigen Dunkelheit und Vergessenheit hob. — Es wurde im Jänner 1826 von dem Haus-, Hof- und Staatskanzler Clemens Fürsten von Metternich erkauft, mit den vereinigten Gütern Kaczerow, Kraschow, Biela, der unterthänigen Schutzstadt Kralowitz, 6 Dominikal- und 53 Rustikal-Dörfern, 15 Meierhöfen, schönen Teichen, an 50,000 Metzen Waldungen, Alaun- und Vitriol-Werken, Steinkohlenbau, trefflichen Steinbrüchen und ganz vorzüglichen Obstpflanzungen.

Die Plasser Aebte waren zugleich infulirte Pröpste bei St. Magdalena in Böhmisch-Leipa. Die Reihe der Aebte ist folgende:

1. Conrad, durch den Herzog und nachmaligen König Wladislaw II. aus dem ostfränkischen Kloster Langheim hieher berufen 1146.
2. Meiner, vom Herzog Sobieslaw reich beschenkt, † Febr. 1180.
3. Bartholomäus, † 1182.
4. Meiner II., † 19. Jänner 1190.
5. Meingott, † 1193.
6. Albert I., unter ihm weihte der Olmützer Bischof die Stiftskirche, † 1205.
7. Meiner III., † 1205.
8. Albert II., 1214—1216.
9. Heinrich I., 1219.
10. Siegbert, 1228. Zeuge des Gnadenbriefes König Ottokars für Wellehrad.
11. Heinrich II., 1238—1253.
12. Gerard, Erbauer der Magdalena Kapelle.
13. Heinrich III., 1288.
14. Niklas I., stand dem Stifte nur wenige Monden vor.

15. Heinrich IV. untersuchte als Pater immediatus das Stift Gradetz (Klösterle), 1292.
16. Bartholomäus II., anfänglich Abt des Stiftes Goldenkron, kam auf Plaß um 1301.
17. Johann I., 1306—1334.
18. Jakob I.. 1337 und 1350.
19. Johann II., um 1358.
20. Nikolaus II. Dieser, wie sein Vorgänger, musste der unglücklichen Zeitumstände wegen, viele Klostergüter veräußern und verpfänden.
21. Albert III.
22. Niklas IV. Eine alte Handschrift läßt ihn 1380 den 1. Mai als „Märtyrer" sein Leben einbüßen, ohne die Ursache seines Todes näher anzudeuten. Wahrscheinlich starb er in unerschrockener Vertheidigung der Rechte des Klosters.
23. Heinrich V., † 1387.
24. Jakob II., 1399.
25. Gottfried, 1405, überlebte die Zerstörung seines Klosters durch die Hussiten 1420, † zu Manetin 25. März 1425.
26. Arnold, † zu Rom 15. April 1429 und ruht dort bei den mindern Brüdern.
27. Aegyd, † 14. August 1434.
28. Tyllmann, erwählt den 5. November 1434, † den 23. April 1448.
29. Niklas IV. legte nach vier Jahren die Würde ab.
30. Friedrich Wochner, Profeß zu Langheim von dem Plaßer Convent zur Abtei erwählt 1452, in der Stiftskirche begraben 1454.
31. Johann III., Kelchner, ebenfalls ein Langheimer, † 1457.
32. Johann IV., Gröck, wird noch um das Jahr 1475 gefunden.
33. Conrad II., 1477.
34. Adam I.
35. Sebastian von Georgsthal, 1497.
36. Johann V., Reiter, 1516.
37. Andreas I., Graf von Komotau, † 1520.
38. Leonhard von Pilsen, † 1530.
39. Bohuslaw. Dieser Abt wird unrecht einer schlechten Wirthschaft und eines verschwenderischen Lebens beschuldigt, denn alle zu seiner Zeit verlornen beträchtlichen Stiftsgüter entriß ihm die Gewalt und der Sektengeist.
40. Wolfgang, erwählt um 1564, † zu Königssaal als Abt.
41. Paul, erwählt 1566, lebte wenige Monate.
42. Andreas II., Widmann von Joachimsthal, stand dem Plaßer Stift bis 1572 vor und überging sodann als Abt auf Königssaal.
43. Lorenz Schimeck, ein Pole von Schin.
44. Mathäus Keisik, lebte nach der Wahl nicht vollends ein halbes Jahr.
45. Caspar von Werden, ein sorgfältiger Vater seines Stiftes, † 1588.
46. Adam II., Wild, geb. zu Frankfurt, erwählt 1589.
47. Adam III., Urat, wechselte die Plaßer Abtei mit der Königssaaler, 1609.
48. Georg Urat, zu dessen Zeit wurde die Stiftskirche von dem Prager Erzbischof Lohelius eingeweiht. — Darauf Georg 1612 seinem Vorfahrer in der Königssaaler Abtei folgte.

49. Bartholomäus II., Leibel, geboren zu Trautenau, erwählt 2612, † 1615.

50. Georg II. Wasmuth brachte seine Jugend in den Waffen hin und war des Kaisers Offizier, darauf aber Ordensmann, dann zu Königsaal Prior, ferner 1616 Abt zu Plaß, von dem Cisterzienserordens-General Niklas Boucharat, der eben um diese Zeit die böhmischen Provinzen visitirte, am Sonntage Oculi infulirt. — Nach dem Ausbruche der großen böhmischen Empörung ruhte beinahe die einzige Hoffnung der Wiederherstellung der königlichen Sache auf der Standhaftigkeit Pilsens, welches Mannsfeld und die Schaaren der conföderirten Stände sehr bald umgarnten und hart belagerten. — Der Abt Georg schloß sich mit dem Subprior Georg Stein in Pilsen ein, war eben so emsig auf dem Wall als im Hospital, schlug mehrere Stürme ab und richtete als ein guter Feuerwerker selbst die Stücke auf das feindliche Lager. — Als aber Pilsen in Feindeshand fiel, war die Rache grausam. Der Abt wurde in den finstern Kerker geworfen, in Ketten angeschmiedet und zum Hungertode verurtheilt. Nur die Barmherzigkeit eines Kerkermeisters fristete ihm das Leben. — Doch seine heldenmüthige Aufopferung wurde, wie wir oben erwähnt, dem Stifter durch die Wiedererstattung aller ihm entrissenen Güter reich belohnt. Er starb zu Rom 1639.

51. Jakob I. Perger, auch Wrchota genannt, Edler von Rosenwerth, anfänglich Abt zu Sedletz, dann zu Plaß † 1651.

52. Christoph Tangler erneuert die sehr beschädigte Stiftskirche † 19. Juli 1666.

53. Benedikt Engelcken, erwählt 1666, † 1681.

54. Andreas II. Troyer, geboren zu Kralowitz, erwählt den 13. November 1681. In der Folge Visitator und Generalvikar, entschied einen Streit zwischen dem Churfürsten von Bayern und dem Stifte Waldsaßen als subdelegirter, apostolischer Commissarius. Er siedelte viele öde Dörfer neu an und baute zu Prag in der breiten Gasse ein ansehnliches Haus, vor Zeiten Židowská Zahrádka (der jüdische Garten) genannt, † den 18. Juli 1699.

55. Eugenius Tittel, geboren zu Dobrzisst, erwählt den 24. August 1699, baute das prächtige Conventgebäude, versah die Kirche mit kostbaren Geräthschaften, und starb als Visitator und Generalvikär am 20. März 1738.

56. Cölestin I. Stoy, erwählt 1738, † zu Prag den 27. September 1748.

57. Sylvester Hezer, geb. zu Strakonitz, erwählt 1748, † 18. April 1755.

58. Fortunat Hartmann, geb. zu Pilsen, baute nebst vielen andern schönen Gebäuden die Kirche und Propstei zu Teinitz bei Kralowitz und starb als Visitator und Generalvikar am 10. August 1779.

59. Cölestin II. Werner, geboren zu Schlackenwald den 9. März 1735 Professor der Philosophie zu Prag, dann Vikariatssekretär und Archivs-Vorsteher erwählt 18. Oktober 1779.

Die merkwürdige böhmische Krönungsfeier Ferdinands II. im Jahre 1617.

Den 29. Juni jüngsthin des 1617. Jahrs sind die zu Böheim erwählte königliche Würde, Herr Ferdinandus, Erzherzog zu Oesterreich, allhier zu Prag in der Schloßkirche gekrönt worden, dabei man hernach verzeichnete Ceremonien gehalten.

Erstlich sind ungefähr um 8 Uhr Vormittag beide fürstliche Durchlauchten, Erzherzog Maximilian und Erzherzog Carolus, Bischof zu Neisse, aus Sankt Wenzels Kapelle heraus in den Chor der Schloßkirche aufgezogen, denen der römischen kaiserlichen Majestät Obersthofmeister Herr Graf von Fürstenberg mit dem Stabe gefolgt, ihm aber die fünf kaiserlichen Ehrenholde, als der österreichische, der böhmische und ungarische, und darauf die zwei römischen in ihren Amtshabiten nachgetreten. Denselben ist nachgefolgt der junge Herr von Pappenheim mit dem kaiserlichen Reichsapfel, hernach Herr Johann Georg von Hohenzollern mit dem Kissen, darauf man sonst die kaiserliche Krone trägt, hernach Herr Hanns Georg Graf von Hohenzollern, des heiligen römischen Reiches Hofrathspräsident, mit dem Scepter, hernach Herr Wolf Sigismund Herr zu Losenstein, Obersthofmarschall, mit dem kaiserlichen bloßen Schwerte, nach welchem Ihre kaiserliche Majestät im kaiserlichen Habit, die kaiserliche Krone auf dem Haupte tragend, gefolget, und sich zur rechten Seite des Hochaltars unter einen von goldenem Stuck aufgerichteten Baldachin gesetzt. Unter angedeutetem Aufzuge und Prozession hat man Trompeten und Heerpauken schallen lassen. Obbemeldete Kleinode haben genannte Herren, zu Ihrer kaiserlichen Majestät zur linken Hand stehend, bis zur Vollendung des Krönungsaktes gehalten; neben denen auch die Herolde aufgewartet. Zur rechten Hand sind Ihrer Majestät Obersthofmeister und Oberstkämmerer gestanden, etwas unterhalb höchstgnädige beide Erzherzoge, gleich hinüber oben Herr Kardinal Dietrichstein und Herr Kardinal Klesel gewesen.

Bald nach Ihrer Majestät ist die gemeine Klerisei gekommen, die allerlei Heiligthümer getragen, darauf sind 18 infulirte Prälaten und nach denselben der Herr Erzbischof zu Prag gefolgt. Nach demselben sind zwei böhmische junge Herren gegangen, deren der erste ein versilbertes, der andere ein vergoldetes Weinfäßlein getragen, jedes ungefähr bei 6 „Pindt" haltend, das eine mit Malvasier, das andere mit spanischem Weine gefüllt, nach welchen etliche von den obersten Landesoffizieren erstlich den böhmischen Scepter, zum andern den Reichsapfel, zum dritten die Krone, zum vierten das Schwert in einer rothsammtenen Scheide auch vorgetragen. Hierauf sind Ihre königliche Würde, Erzherzog Ferdinandus, zwischen dem Herren Bischof von Neutra, ungarischen Kanzler, und Herren Weihbischof von Passau gefolgt, und haben sich

mitten in den Chor begeben, allda Ihre königliche Würde auf einem königlichen Stuhl und darüber hangendem Himmel, von weißgoldenem Stuck zugerüstet, gewesen. Bemeldte königliche Kleinode sind alle den Priestern eingehändigt und von denselben auf den Altar gesetzt worden.

Bald hernach sind ihre königliche Würden zum Altar getreten, niedergekniet und Herrn Erzbischof um die Krone angesprochen, und auf empfangenen willfährigen Bescheid und Benediction wieder zurück in den Stuhl getreten. Als sie zum andern Male zum Altar gekommen, haben sie auf das Buch der böhmischen Landesstatuten und Ordnung geschworen; auf dem dritten Gange sind sie aber von dem Herren Erzbischofe gesalbt worden. Hierauf haben sie von demselben das Schwert bloß in die Hand empfangen, hernach solches eingesteckt und an die Seite gegürtet: folgends ist der Scepter in die rechte und der Reichsapfel in die linke Hand, aufs Haupt aber die Krone, alles vom Herrn Erzbischofe gereicht und gesetzt worden. In welchen Ornamenten Ihre königliche Würde also abermals sich in die Session verfügt.

Allda haben Ihrer königlichen Würde die böhmischen Stände geschworen, also daß jeder mit seiner Hand Ihrer königlichen Würde die Krone auf dem Haupte berührt; alsdann haben Ihre königliche Würde drei ziemlich junge Adelspersonen mit dem bloßen königlichen Schwerte zu Rittern geschlagen.

Nach demselben haben Ihre königliche Würde communicirt, straks nach vollendeter Krönung sind alle Glocken geläutet, und am Lorenzersowohl als am Schloßberge viele große Stücke dreimal nacheinander losgebrannt, auch ist von den Bürgern im Schlosse unter fliegenden Fahnen Feuer gegeben worden.

Nach Vollendung dessen sind Ihre königliche Würde (der das Schwert vorgetragen und von den böhmischen obersten Offizieren und Landleuten abermals aufgewartet worden) obenangedeuteter Massen mit Krone, Zepter, Reichsapfel, im königlichen Habit geführt, gleich hinter beiden Erzherzogen, Maximilian und Carolus aus der Kirche durch den großen Schloßsaal und die Landtafel in die Landstube gegangen. Bald darauf sind Ihre kaiserliche Majestät in Ihrem kaiserlichen Habit und Krone (außer welchen die andern Kleinode Ihrer Majestät abermals vorgetragen worden, wie auch durch den Obersthofmeister und die fünf Herolde Bedienung geschehen) nachgefolgt und sind der Herr Cardinal von Dietrichstein, Herr Cardinal Klesel und Herr Oberstkämmerer von Meggau nachgetreten. In der Landstube haben Ihre kaiserliche Majestät den Habit und die Krone abgethan und hat im ganzen Herausgehen einer hinter Ihrer Majestät aus einem Säckel neue Pfennige, darunter Goldstücke zu zwei und einem halben Dukaten, die weißen von gutem gediegenen Silber, klein und groß gewesen, hin und wieder ausgeworfen.

In bemeldeter Landstube ist eine ansehnliche Mahlzeit gehalten worden, welcher Ihre kaiserliche Majestät oben allein, beiderseits herab zur rechten Seite aber Ihre königliche Würde im königlichen Habit und mit der Krone, dann Erzherzog Maximilian, Erzherzog Karl und die spanische Botschaft, zur linken Seite aber Herr Cardinal Dietrichstein, Herr Kardinal Klesel und die florentinische Botschaft gesessen. Ihre kaiserliche Majestät hat bei dieser Mahlzeit ihrer fürstlichen Gnaden des Herzogs

Franz von Lauenburg hier anwesenden Sohn, welcher auch zur kaiserlichen Tafel berufen worden, mit dem Mundglase gedient, welcher Herzog hernach in der grünen Stube bei der Freitafel (allda Fürst von Lichtenstein auch hätte essen sollen, so aber davon gegangen) neben Ihrer kaiserlichen Majestät Herrn Obersthofmeister, Hofmarschall, Stallmeister und anderen deutschen Rittersperſonen Mahlzeit gehalten. Sonst sind in gemeldeter Landstube unter Ihrer kaiserlichen Majestät Tafel acht Tafeln, daran die böhmischen obersten Landesoffiziere und Landleute gesessen und gespeist worden.

Unterdessen hat man im Schloßhofe zwei Fässer mit rothem und weißem Weine preisrinnen lassen und ist unter währender Losbrennung des großen Geschützes einer auf dem Knopfe des Schloßthurmes mit einer Fahne, welche er öftermalen herumgeschwungen, gestanden.

Die Sage von dem steinernen Mädchen.

Links auf dem Thalgrunde, der von dem Elbdorfe Tichlowitz (Domäne Tetschen) längs des Schmitzabaches nach dem Dörflein Milörzen führt, gelangt man in einen vertieften Gebirgswinkel, der zwei zu Tichlowitz gehörende Hütten birgt. Wie in dieser Gegend allenthalben die meisten Benennungen von Ortschaften, Bergen, Flüssen, Feld- und Waldstrecken, ja selbst von kleineren Acker- und Gartenstücken mit dem hier gesprochenen Deutsch kontrastiren und an das ehemalige Dasein der czechischen Zunge erinnern, so sind auch die drei, jenes Gebirgsthal bildenden, waldigen Gebirgstheile mit den böhmischen Namen Poklone, Saskale und Plase*) bezeichnet; das Thal selbst führt die Benennung Kaute**). Uiber der Kaute erhebt sich aus schroffem, felsigem Gehänge ein schmaler, hoher Felsenkegel, der einen menschenkopfähnlichen Aufsatz hat. Diese schwer zugängliche Natursäule besteht, wie der ganze Abhang, aus buntgeädertem und gesprenkeltem Porphyrschiefer von grünlich grauer Grundmasse. Sie erhebt sich über einer Basis wachsend etwa 4 Ellen breit und an 5 Ellen dick, verjüngt sich gegen den Hals zu bis auf 18 Zoll; der beiläufige Durchmesser des Kopfes kann auf 1 bis 1½ Elle angegeben werden. Sie wird von den Bewohnern der Umgegend mit dem Namen „die Babe“ und das „steinerne Erdbeermädchen“ bezeichnet. An diese Benennung knüpft sich folgende Sage:

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte in einer im Thale der Kaute anmuthig gelagerten Hütte eine fromme, alte Mutter, Sabina Marrin, mit ihrer Enkelin Petronelle, die ein überaus leichtfertiges Mädchen war. Es begab sich aber am 24. Juni des Jahres 1614 an einem Sonntage Vormittags, daß sich zwischen der frommen Alten und der ungerathenen Enkelin folgendes Gespräch entspann:

---

*) Poklone — Poklony, Abhang von klonili, neigen; Saskale — Za skále hinter dem Felsen; Plase — Plosy von plazili, schleifen — eine Holzgleite.
**) Kaute — Kout, Winkel.

„Höre, Petronelle!“ ermahnte Großmutter Sabine, „wie die Kirchenglocken von Tichlowitz herüber klingen. Weißt du noch den Spruch, der an der neuen, erst heuer gegossenen Glocke zu lesen ist? — Er heißt:

„Laß dich mahnen meinen Klang*),
Geh zur Kirche, säum' nicht lang.“

„Es sollen aber noch drei Buchstaben darunter stehen, welche bedeuten: „Hüpft vergnügte Beine!“ und das gefällt mir besser, als jener einfältige Betschwesterspruch,“ gegenredete Petronella.

„So etwas sagt nur die gottlose Leichtfertigkeit,“ verbesserte die Großmutter. „Es sind dies die Anfangsbuchstaben vom Namen unsers gestrengen Herrn Heinrich von Bünau, der die neue Glocke für unsere Kirche hat gießen lassen. — Aber mach dich doch fertig, Petronelle, daß du ins Hochamt zurecht kommst; — doch was thust du mit jenem Topfe?“

„Ich werde mit Nachbars Therese auf die Poklone nach Erdbeeren gehen.“

„Was fällt dir ein! Am Sonntag, während des Hochamtes, und noch dazu heute, wo wir das Geburtsfest St. Johanns des Täufers, des Patrons unsers Gotteshauses, feiern!“

„Ei das werde ich auch feiern, aber erst Abends auf dem Tanzboden — und erst am Feste Johannis Enthauptung, da wirds noch lustiger hergehen!“

„Kind, Du bist gottlos, wie die Tochter Herodias, über deren Tanz der heilige Johannes, wie es auf dem Altarbilde zu Tichlowitz gar schrecksam und erbaulich vorgestellt, um sein Haupt kam.“

„Warum mengte er sich in Dinge, die ihn nichts angingen! Die junge Herodias war aber doch ein geschicktes Mädchen, weil sie so wunderschön tanzen konnte.“

„O du frevelhaft Geschöpf! denkst du nicht, wohin der Weg dich führen wird, den du mit solchen Gesinnungen gehst?“

„Für jetzt nirgendshin, als nach den Erdbeeren, Nachmittags aber ganz gewiß in die Schänke.“

„Und noch gewisser ins zeitliche und ewige Verderben!“

---

*) Da in der Sage vom steinernen Mädchen bei Tichlowitz einer Tichlowitzer Glockeninschrift erwähnt wird, konnte ich nicht umhin, mich gelegenheitlich in den engen Thurm der Kirche zu Tichlowitz emporzudrängen. Auf der größern Glocke fand ich richtig am obern Rande die Inschrift:

„LAS DICH VERMANEN MEINEN KLANG
„GHE ZVR KIRCHEN SEVMB DICH NICHT LANG“

nebst dem Namen des Gießers: J. Hilger; an der Seite die Namensbuchstaben H. V. B. (Heinrich von Bünau); darunter das Bünausche Wappen mit den Leopardenköpfen, welche Lilien im Rachen halten, dann die Jahreszahl MDCXIII. Die Kirche im gothischen Style erbaut, mit Steinzierrathen in den Spitzbogenfenstern, ist nicht sehr groß, wurde wahrscheinlich erst im Jahre 1555 erbaut und 1786 aus einer Reschwitzer Filiale zur Lokalie erhoben. Sie enthält ein sehr altes, in grellen Farben auf Holz gemaltes Bild, Johannis Enthauptung darstellend. Die eben so alten Holzgemälde der vier Evangelisten am Predigtstuhle und eine Mater Dolorosa hat man leider vor nicht langer Zeit durch Pfuscherhand restauriren lassen. Der Einsender.

Unter diesen Strafreden der aufgebrachten Großmutter war die Dirne zur Thüre hinausgeschlüpft. Mutter Sabine aber hatte unter lauten Seufzern über die gottvergessene Jugend und die Verderbtheit der eigenen Enkelin, die buntgeblumte Sonntagsschürze vorgebunden, die schwarze Sammtjacke mit den zahlreichen Steiffalten angelegt, ein weißlinnenes Kopftuch schleierartig um das Haupt geschlungen, nahm den Rosenkranz zur Hand und machte sich sofort auf den Weg zur Kirche.

Als unten in Tichlowitz zur Wandlung geläutet wurde, kniete Petronellens Gesellschafterin nieder, bekreuzte sich und schlug nach christlichem Gebrauche an's Herz. Petronelle aber war indeß auf eine breite Steinklippe gestiegen, sang leichtfertige Lieder und hüpfte tänzelnd von einem Beine auf das andere. Therese ermahnte die Ausgelassene, sie möchte doch auch niederknieen, erhielt aber zur Antwort:

„Eh' ich zum Knieen beuge die Beine,
Werden sie mir im Tanz zu Steine!"

Predigt und Hochamt zu Tichlowitz waren geendet, und die andächtige Menge strömte den Wohnhäusern zu, auch Mutter Sabine Marxin befand sich bereits auf dem Wege nach der Hütte in der Kaute. Eben wandte sie ihren wankenden Schritt einem Hohlwege zu, als sie von einer, ihr nur zu wohl bekannten Stimme den mit heiserm Lachen begleiteten Ruf: „Mutter Sabe, alter Rabe!" vernahm.

Die Alte blickte auf; siehe da! sie sah ihre ungerathene Enkelin auf dem Gestein der Poklone tanzen. Petronelle hielt ihren Topf voll Erdbeeren hoch empor, und:

„Mutter Sabe! Du alter Rabe!
Sieh' was ich statt der Messe habe!"

schrie sie aus vollem Halse auf die ehrwürdige Großmutter herüber.

„Wollte Gott das Unheil nicht schlimmer,
Und du würdest zu Stein auf immer!"

Diesen verhängnißvollen Wunsch sprach in gerechtem Zorne, mit mattem Auge gegen Himmel blickend, die gereizte Alte, und schlich voll Betrübniß und Beklommenheit ihrer einsamen Hütte zu. Sie hatte sich nicht weiter nach der Frevlerin umgesehen und den Mittagstisch gedeckt. Als nun dieser festtäglich gedeckt war, schaute sie doch durchs Fenster nach der Gegend, wo Petronelle vorher gewesen, und wunderte sich höchlich, daß sie der Hunger nicht nach Hause treibe, denn das leichtfertige Wesen stand noch immer mit dem Beerentopfe in der Hand auf dem Geklipp. Meinend, Petronelle wolle sie in ihrer grenzenlosen Verderbtheit noch länger zum Besten haben, ging Mutter Sabine an den Tisch zurück, und genoß voll Aerger ihr Mittagsmahl allein.

Plötzlich stürzte Nachbars Therese, vor Schrecken bleich und bebend in die Stube und konnte kaum Worte finden, die Alte zu benachrichtigen, wie Petronelle droben auf dem Felsen stehe, starr und steif wie eine Bildsäule und schon gar kein Leben habe. Eisiger Schauer durchbebte die welken Glieder der Greisin; einer Ohnmacht nahe, sah sie die Nachbarn rings nach der Gestalt ihrer Enkelin blicken, und vernahm bald die traurige Bestätigung von der Wahrheit jener Schreckensnachricht. Noch immer halb ungläubig klomm die entsetzte Alte mit unsäglicher Mühe den Felsen hinan und gewann hier die erschütternde Uiberzeugung, wie wirksam ihre Verwünschung gewesen, und wie furchtbar streng die

Strafgerichte des Himmels seien. Petronelle war in jener Stellung, gerade wie sie Vormittags dagestanden, in Stein verwandelt worden. Vor Entsetzen hierüber traf Mutter Sabine der Schlag, und nieder sank sie neben der versteinerten Enkelin, um nicht mehr aufzustehen.

Die steinerne Gestalt Petronellens wuchs allmälich höher und höher; doch wie ihre Größe zunahm, verlor sich nach und nach die Form. Alte Leute der Umgegend wollen in ihrer Jugend noch Spuren von der buntgestreiften Schürze des Erdbeermädchens an jener Felsensäule bemerkt haben. Von der endlich riesenmäßig emporgewachsenen und nun schon wenig kenntlichen Figur ist der Kopf am besten erhalten.

Aber je regungsloser der petrefizirte Körper als wunderbare Statue allen Frevlern zum abschreckenden Exempel da stand, desto lebhafter fing ihr Geist an, in den Forsten umherzuwandeln, und zwar statt um Mitternacht, wie andere Geister, in der Mittagsstunde. Besonders schien es die gespenstige Dirne auf Jäger und Wildschützen abgesehen zu haben, die Sonntags, statt den Gottesdienst zu besuchen, der schnöden Jagdlust nachgingen; oft, wenn diese im Begriffe waren, auf ein schönes Wild anzulegen, sprang sie aus einem Dickicht hervor und hielt ihnen hohnlachend einen Topf voll Erdbeeren entgegen, so daß dieselben allemal ihre feiste Jagdbeute verloren. Einen leidenschaftlichen Wildschützen aus Rittersdorf quälte das Erdbeerenmädchen auf seinen unerlaubten Jagdstreifereien so unabläßig, daß er vor Erbitterung nach dem Felsenkörper und den Arm mit dem Erdbeerentopfe herab schlug.

Die Erlösung Petronellens soll dann erfolgen, wenn auf derselben Stelle, wo sie jetzt büßend steht, ein frommer, reiner Junggeselle, der seit seinem siebenten Jahre noch nie den Sonntagsgottesdienst versäumt oder vernachläßigt und in der Kirche nie nach einem Mädchen geblickt hat, am Johannistage während des Hochamtes dreimal an die Brust klopfen wird. Unter solchen Umständen dürfte die Erlösung des Erdbeermädchens in weitem Felde liegen, und Petronellens Steinbild noch lange als warnendes Beispiel für alle leichtfertigen, gottvergessenen jungen Leute nach dem Tichlowitzer Thalgrunde hinabstarren.

Miscellen.

Vision auf dem Prager Viehmarkte.

Im Jahre 1571, den 20. Juli Nachts wurde von beinahe allen Bewohnern der Neustadt (wie Slawata bezeugt) folgende merkwürdige Erscheinung beobachtet. Mitten in der Nacht entstand plötzlich ein heftiger Sturmwind, welcher durch sein Brausen die Bürger aus dem Schlaf weckte. Als sie aus ihren Fenstern auf den Markt hinblickten, wo der Sturm besonders stark zu wüthen schien, gewahrten sie eine endlose Schaar von Reitern, welche von der Brunnengasse aus, die Kirche Corporis Christi vorbei, zum Kloster Slowan (Emaus) zogen. Die Reiter führten ihre Waffen so, als ob sie sogleich einen Kampf mit einander beginnen wollten. Sie schienen sehr schön gewaffnet zu sein; die

Pferde und Waffen sahen roth aus, und gaben ein großes Geräusch von sich; die Reiter aber waren ganz still. — Als die Reiter vorübergezogen, kam ein bedeckter, mit Eisen stark befestigter Wagen ohne Räder. Dieser hatte eine solche Schwere, daß, wie er vorüberfuhr, alle benachbarten Häuser erschüttert wurden, und selbst die Erde zu erbeben schien. Den Wagen begleiteten acht Männer von ungeheurer Größe, mit Stiefeln und Sporen, aber ohne Köpfe. Sie trabten mit größerem Geräusch als die vorangehenden Krieger einher. Als dieser Zug auf den Neustädter Markt (Viehmarkt) kam, sah man ein großes Feuer mitten auf demselben; bei der Kirche Corporis Christi aber einen Wagen, aus dem man viele Kästen und Fässer werfen sah. Dieser Wagen folgte den Reitern nicht, sondern fuhr in die Stadt zurück, nach dem Rathhaus zu. Hierauf erhob sich ein Wind, und Alles war augenblicklich verschwunden; nur helle Dämpfe und ein heller Wagen blieben in der Luft zurück, die ganze Nacht hindurch, bis der Tag heranbrach. (Es war dies eine sogenannte Fata morgana gewesen.) Viele, welche diese Erscheinung gesehen, erschracken so sehr, daß sie in Krankheiten fielen, die bei Einigen sogar den Tod zur Folge hatten.

Kloster Grünberg.

„Um das Jahr Christi 987 lebte in Böhmen ein Mann von großer Andacht und Frömmigkeit, Primota mit Namen. Dieser, um Gott vollkommener zu dienen, verfügte sich auf einen Berg, welcher in einem zwölf Meilen von Prag und drei von der Stadt Pilsen entfernten Walde gelegen war. Auf diesem zimmerte und baute er sich neben seiner armen Wohnung ein kleines Kirchlein zu Ehren der Mutter der Barmherzigkeit Mariä, der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau. — Im J. 988, acht Tage nach Ostern, besuchte den frommen Einsiedler der heilige Adalbert, Bischof von Prag. Es waren aber damals schon sechs Jahre verflossen, in welchen der Himmel, als wäre er von hartem Erz gegossen, die Erde weder mit Regen, noch mit Thau befeuchtet hatte; daher alle Wälder und Wiesen, Felder und Gärten, ihrer grünen Zierde beraubt, gänzlich verwelkt und verdorrt waren. Von diesem großen Elend wurde das Innerste des heiligen Bischofs mit Mitleid und Schmerz erfüllt: er bestieg daher einen etwas erhobenen Felsen, in welchen er seine heiligen Fußstapfen eingedrückt, segnete mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes das schon verschmachtende Erdreich, und — alsogleich zerschmolz der Himmel in einen stillen reichen Regen. Zugleich wurden alle Wiesen und Felder, Gärten und Bäume mit Gras, Laub, Blumen und Blüthen fröhlich geziert; vor allen aber prangte mit seinen plötzlich entsprossenen Kräutern und schattenreichen Bäumen der Berg, auf welchem sich der heilige Adalbert befand. Zum ewigen Gedächtnisse wurde auch dieser Berg, welcher bisher keinen eigenen Namen hatte: „Zelená Hora," zu deutsch: „Grünberg" genannt, und später erbaute auf demselben Heinrich der Fromme, Herzog in Böhmen, ein Kloster, welches er den Klosterfrauen des heiligen Bernhard einräumte."

Die Podiebrader Knappeneiche.

Im Jahre 1496 wurden sieben Bergknappen, die einer Rebellion wegen bei König Wladislaw fälschlich angeklagt worden waren, zu Podiebrad hingerichtet. Zum Andenken daran errichtete 1516 ein Prager Bürger, Andreas Prachowetz, auf der Richtstätte eine Marienkapelle, vor deren Eingang eine Eiche stand, welche bei der Enthauptung der unschuldigen Bergknappen mit Blut bespritzt worden war. Bald erblickte man in den Kapseln mehrerer Eicheln dieses Baumes eine auffallende Aehnlichkeit mit den Kappen, dergleichen die Bergleute zu tragen pflegen, und nun wurden diese Eicheln als ein Gegenstand frommer Verehrung sorgfältig aufbewahrt, in Silber und Gold eingefasst und weit und breit verschickt. Es ward sogar ein Eremit in einer Klause bei der Kirche angestellt, den Baum zu pflegen und die wunderbaren Früchte sorgfältig einzusammeln. Nach der Aufhebung dieses Eremiten im Jahre 1774 ging auch die Eiche 1784 zu Grunde, und die Klause wurde einer armen Familie zur Wohnung überlassen, später aber zu einem Krankenhause für zwei städtische Arme eingerichtet.

„Der Handschuh" von Schiller.

(Eine böhmische Begebenheit.)

Eine ähnliche Geschichte wie die, welche Schiller in dem bis zum Uiberdruße von jedem Stümper deklamirten „Handschuh" erzählt, hat sich einmal in Prag zugetragen, wie uns Hippolyt Quarinonius in seinem „Gräuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts" 2. Buch, Kap. 28. Bl. 273, 274 berichtet: „Ein welscher Edelmann hatte, als er sich im Jahre 1600 zu Prag aufgehalten, in eine böhmische Jungfrau sich heftig verliebt, bei ihr aber wenig Neigung gegen sich verspüren können, dannenhero unterließ er nichts, was ihr Herz zu gewinnen dienlich war. Als er nun einst in Erfahrung gebracht, daß die Jungfrau nebst ihrer Mutter sich zu lustigen, gegen das Löwenhaus spazieren würde, begab er sich gleich dahin, ihr allda aufzuwarten. Die Jungfrau aber, als sie ihn ersehen, wendete gleich, ihrem Gebrauch nach, das Angesicht hinweg, und ließ über ein Kleines, weiß nicht, ob aus Vorsatz oder unversehens, einen Handschuh hinab in den Hof fallen, wo die Löwen lagen. Der Edelmann hatte dieses kaum ersehen, so sprang er die Stiege hinab, überredete den Löwenwarter, daß er ihm das Gitter gegen ein stattlich Trinkgeld eröffnete, entblößete sein Rapier, hielte es hinter den Rücken, gehet hinein, und hebet den Handschuh in großer Eil von der Erden auf, begiebt sich darauf geschwind zurück, küsset und beut denselben der Jungfrauen dar, welche sammt der Mutter darüber so heftig erschrocken, daß sie fast einer Leiche gleich gesehen. Als sie nun aus dieser seltenen Probe genugsam ersehen, wie hoch sie der junge Edelmann liebete, hat sie zur Vergeltung sich hinfüro gegen ihn freundlicher erwiesen, ob sie aber einander hernach geheirathet, wird von dem Erzähler nicht gemeldet. Eben dergleichen Exempel soll sich auch in Hispanien begeben haben, da eine

Jungfrau ihres Aufwarters Liebe zu prüfen, den Handschuh unter die Löwen geworfen, den er zwar geholet, aber ihr zu Lohn einen guten Backenstreich gegeben, und daran nicht unrecht gethan."

Der Schippiner Teufelsstein.

Westlich von dem Dörfchen Schippin im Königreiche Böhmen befindet sich das Neumarkter Thal, und darin erhebt sich ein einzeln stehendes Felsstück, seit vielen Jahren der Teufelsstein geheißen. Hier lauerte eines Tages der Böse auf einen Wandersmann, der ruhig seine Straße daher zog und nichts Arges ahnte. Stillen Sinnes, wie er war, dankte er freundlich dem grüßenden Fremdling und blieb stehen, als dieser zu reden begann. Bald wurde aber das Gespräch lebhaft, der Wandersmann gerieth in heftige Bewegung, denn der Böse wollte ihn verführen, Gott und der Seligkeit zu entsagen und sich seinem Dienste zu ergeben. Und da Worte nichts wirkten, ging er zu Drohungen über. Nun aber ergriff der fromme Wanderer den Bösen, und warf ihn mit solcher Gewalt gegen den Felsen, daß an diesem noch heute der Abdruck desselben zu sehen ist.

Böhmerwalds-Märchen.

Die Zaubermagd.

Ein wüthendes Zigeunerweib lief einst in einem Dorfe schreiend und fluchend auf und ab, beschwor alle Rachegeister aus der Luft herab, daß sie ein Haus, in welchem sie beleidigt worden war, belagern, die Bewohner desselben züchtigen und plagen sollten. Scheu und entsetzt floh man das Begegnen der Zigeunerin, die vor ihrer Entfernung aus dem Dorfe noch dreimal um das verwünschte Haus kreiste, wilde Zauberformeln zwischen den Zähnen summte und darauf mit dem grimmigen Fluche verschwand:

Allewig dem Hause kein Friede mehr!
Allewig die Herzen hier freudeleer!
Allewig hier Ungeziefers Plagen,
Allewig nur Fluchen und Zanken und Schlagen!
Das Kind empfinde zum Vater Haß,
Neid, Bosheit färb hier die Wangen blaß,
Und was nicht stürzet Zwiespalt zusammen,
Das setze die Eifersucht in Flammen.

Die Klügeren lachten, nur der Nerve des Aberglaubens zitterte in mancher Brust. Man vergaß aber bald auf die Besorgniß irgend einer Erfüllung auch unter den Abergläubigsten. Man lebte im Dorfe regsam und froh wie sonst, schäkerte und sang, tanzte und liebte.

In einer ruhigen Sommernacht schwärmte ein Schwarm Dorfburschen singend auf und nieder im Dorfe. Da schien es, als ob jenes Bauernhaus, wie durch und durch mit Oel getränkt, und dann in Brand gesetzt wäre. Prasselnd reichte die Flamme bis an die bleichen Sterne, glühend rother Widerschein machte die Luft zu einem blutigen Meere,

Menschen, Balken, Steine wurden in die Luft geschleudert, in zahllosem Gewimmel von Katzen und scheußlichen Thieren schoß es in und über den Flammen hin und her, und Jammer mengte sich mit zauberhaftem Gesange. Die Burschen wollten Hilfe schreien und konnten nicht sprechen, gelähmt starrten ihre Glieder, daß sie nicht von der Stelle konnten, um die Dorfbewohner aus den Häusern zu pochen. Ein elektrischer Schlag betäubte plötzlich alle, das brennende Gebäude, das Dorf, Erde, Luft und Himmel schien knallend zu bersten, und in zischende donnernde Trümmer zu zerspingen.

Mit Sonnenaufgang lag jeder Bursche in seinem Bette, ein leichter Schwindel und traumähnliches Erinnern war ihnen geblieben von dem, was sie in verflossener Nacht gesehen. Man erzählte sich bald überall die wunderbare Erscheinung, und suchte umsonst eine bedenkliche Spur an dem Hause, das man Nachts in vollem Brande gesehen. Die Bewohner desselben gestanden alle, tiefer und sanfter nie geschlafen zu haben, als in dieser Nacht. Nur der junge rüstige Hausherr sprach von Träumen, die wüst, sehr wüst, gewesen wären, aber durchaus nicht in seiner Erinnerung zurückgeblieben seien. Er fing an, sein Weib hart anzuklagen, jenes häßliche Zigeunerweib beleidigt zu haben.

Die folgende Nacht versammelte viele Gaffer in der Nähe des verwünschten Hauses. Die Erscheinung wiederholte sich nicht wieder, aber ein Entsetzensschrei drang aus demselben, daß alle vor Schrecken erstarrten, die ihn vernahmen. Wenige wagten es in das Haus zu dringen, um im Nothfalle Rettung zu bringen. Als ein kühner, hübscher Dorfbursch in die Stube trat, kam wie eine Nachtwandlerin, aber schreiend, händeringend die Hausfrau aus der Kammer und fiel ihm wimmernd um den Hals. Der erwachte Gemal war ihr gefolgt und erschrak über die Treulosigkeit seiner Gattin, die nun begann ihrer Ehe zu fluchen, viele Liebkosungen an den Burschen zu wenden, und dann zurück in die Kammer stürzte. Wüthend wollte der junge Hausherr Rache nehmen an dem Burschen, der es wagte sein Haus nächtlich zu betreten, allein der Bursch entkam ihm, und jenen fand man des andern Tags ohnmächtig auf einer Bank in der Stube liegen.

Man rief den Geistlichen, um durch heilige Weihe das Haus von höllischen Anfechtungen zu befreien. Nach vollbrachter Segnung verließ der Geistliche das Haus. Doch kaum hatte er die Schwelle überschritten, so toste ein fürchterlicher Steinregen auf das Dach, schlug alle Fenster ein, und schichtete um das Haus einen hohen Wall, und füllte Stuben, Boden, Keller, Kammer und Küche mit weißen, seltsam gestalteten Steinen. Da stürzte der Knecht blaß und zornig herein, und sagte, „die Magd stehe in einem finsteren Winkel des Stalles, schieße glühende Blicke hervor, summe Zauberworte und klappere mit kleinen Todtenbeinen, die an einer rothen Schnur wundersam gekettet wären, man solle sie gefangen nehmen, sie treibe ganz sicher diese Hexereien.“ Es geschah. Man riß die Magd, die sich krampfhaft wand, hervor, führte sie zum Richter des Ortes, um sie dann vor Gericht zu bringen. Allein da erhob sich ein fürchtlicher Orkan, ein Gewitter, das krachende Wolkenmassen daherwälzte, entsetzte die ganze Gegend; ein Wolkenbruch riß den Grund abhängender Felder fort, Bäume wurden umgerissen, Blitze zündeten und verheerten, und man dachte, das jüngste Gericht zu erleben. Die Zau-

bermagd entfloh und eilte in die Kirche. Kaum hatte sie die Schwelle betreten, als die ganze Schreckenserscheinung verschwand, und in seltsamer Verwunderung Jedermann sich in einer Stellung fand, wie ihn eben Angst und Flucht hingestellt hatte. Die Magd betete und beichtete zwei Tage ohne Unterlaß, und gestand, wie sie von der Zigeunerin in diese Zaubereien eingeweiht wurde, aber nicht das Mittel erlernt habe, nach Gefallen sich davon los zu sagen. Nach ihrem ersten Versuche, wo das Haus in Flammen schien, mußte sie von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, täglich, ja manchen Tag mehrmal eine solche, das Haus beunruhigende Zauberei vollbringen. Ihre Flucht in die Kirche hatte sie gerettet, und ihr alle Macht genommen. Von nun an schwieg sie gänzlich über die Art, solche übernatürliche Erscheinungen hervorzubringen, und lebte bis zum Tode in musterhafter Frömmigkeit.

In der Gegend zeigt man Gläubigen noch Steine von jenem Zauberregen.

Der blutige Mann.

Einst an einem Sonntag früh gingen die Bewohner eines Dorfes in die entfernte Kirche, und nur Alter und zarte Jugend blieb daheim. Eine Hausfrau übergab die Aufsicht des Hofes einer alten Magd, und zur Wiege befahl sie einen sechsjährigen Weißkopf mit den Worten: „Herzerl! mein Micherl! Wiegst Du das Schwesterlein hübsch, so kaufe ich Dir die schönsten Sachen.“ Drauf sprengte sie Weihwasser und ging. Die Magd tunkte ihm Weißbrod in Milchrahm und Micherl aß und sang: „Haio! Pumpaio! Tautauanidl tau! tau!“ und wiegte gar fröhlich und fromm; und wie das Schwesterlein schlief, blieb Micherl sitzen bei der Wiege und spielte mit dem alten „Schnocks“ dem Hund. Und zur Stubenthür herein kam ein kleines graues Männlein, das am Eingange stehen blieb, und allerhand Spielzeug hielt, und klingelte, und lockte: „Geh mit mir Büberl, komm mit!“ Micherl sah und hörte das alles nicht; der Hund knurrte heftig, und schlug den Schweif dem Knäblein in's Gesicht und in die Augen, und umsonst war des Graumännchens Gelock und Geklingel. Aber der unheimliche Greis kommt näher, und ruft und klingelt stark; der Knabe athmet schwer, und weint vor Beklemmung, indeß sich der Hund heulend anschmiegt. Dem Knaben zuckt's und flimmert's im Gesicht, wie ein Netz bewegten Spinnengewebes, ein süß Ermüden läßt ihn dem Männchen in die Arme sinken, der Hund sterbend streckt sich am Boden, und wie um ihr Brüderlein weint das Kind in der Wiege; Blauflämmlein, rothzuckende Funken hüpfen um Diele, aus und ein durch die Fenster, violette Dunstwolken qualmen auf und ab; das Männchen wird eine flammende Gestalt und streut eine Fluth goldner Körner über den schlummernden Knaben. Plötzlich in der Kammer betet die Magd:

Herrgott! beschütz uns vor Feuer und Noth,
Und schick' uns gnädig unser tägliches Brot;
Und rühren Gespenster und Teufel sich,
O wahr' und behüte uns gnädiglich!

Wie sie aus der Kammer in die Stube tritt, lächelt das Kind in der Wiege, der Hund dehnt sich erwachend, der Knabe liegt schlummernd am Boden und hält ein wundervolles, farbiges Vogelhaus im Arme und seine Wange glüht wie entzündet von schönen Träumen; aus den Fugen der Fenster zieht sich harmonisch klingend ein bläulicher Dunststreifen. „Micherl, woher hast Du das schöne Vögelein?“ So weckte die Magd den Knaben, der nun verwundert die Augen aufschlug, dann aufsprang und mit dem Vogelhaus fortrannte, und von der schreienden Magd und dem bellenden Schnocks nicht mehr einzuholen war. Der bläuliche Dunststreifen flog und ringelte sich über ihm und zog ihn wundersam kräftig fort und fort, bis zwischen zwei Kornfeldern am Rain das Dunstwölklein über den Knaben niederstürzte und ihn mit Duft und Blüthen überschüttete. Der Knabe erblickte ein Nestlein vor sich, worin sieben goldene Vöglein mit glänzenden Flügeln ihm entgegensangen und freiwillig in seinen goldenen Käfig hüpften. Und wie er so freudig dasaß, hörte er plötzlich ein Brausen und Summen, wie ein Schwarm wüthender Bären brummte es ringsher, die reifen Kornähren tönen wie leise Trompeten, im nahen Bächlein schreit's und plätschert's wie schäkernde Mädchen im Bade, und aus dem Walde gellt ein Pfeifen und Fluchen und Jammern, wie wenn von Räubern Wanderer verfolgt würden. Dem Knaben bangt, und zu seinem Schrecken kriecht den Rain entlang ein graues Männchen, zottig und blutend am Scheitel und aus der Stirn, und stürzt nach ihm; der Knabe läuft quer durch das Korn; das Männchen wird zu einer grimmigen Wildsau und haut mit scharfen Zähnen nach ihm, und der Knabe weint und schreit: „Vaterl! Mutterl! helft!“ Darauf verwickelt sein Fuß sich in den Halmen, und er stürzt. Und statt der Wildsau überfällt ihn ein Bienenschwarm und zersticht ihm Hände, Nacken und Gesicht; er hilft sich jammernd auf und eilt weiter und weiter, bis er im Walde müde niedersinkt und einschläft, immer im Arme den Käfig haltend. Die sieben goldenen Vöglein singen ihm vor, so lange er schläft, und als er erwacht, sprechen sie mit wunderbarer Stimme:

„Büblein! Büblein! mach Dich auf,
Fern im Morgenlande uns verkauf'
Einem Könige, mächtig und groß
Dort im prächtigen Wunderschloß!“

Der Knabe geht und wandert fort, seine Schritte sind Meilen, und nicht hungert und durstet ihn, bis er in einem großen Walde brausen, die Bäume zauberhaft sprechen hört, und zwischen blühenden Zweigen ein goldener Palast hervorschimmert. Die Vöglein singen:

„Macht auf die Pforten hell,
Entflammet Fackeln schnell,
Ihr Diener groß und klein,
Auf! auf! wir wollen ein!“ —

Da springen die Thore klingend auf, tausend bunte Flammen jagen durch den Wald, Zwerge und Riesen, in Gold und Silber gekleidet, jubeln und singen. Ein König, alt und grau, wird aus dem Schlosse geführt, und taumelt mit ausgebreiteten Armen und schreiend dem Knaben

mit dem Käfig entgegen, bei dessen Berührung dem Könige sieben blühende Prinzen in die Arme stürzen. Der Knabe sank in tiefen Schlummer.

Den Tag nach jenem Sonntage schnitt man das Korn und fand den für verloren und todt beweinten Knaben in der Nähe des Raines liegen, im Korn; neben ihm wuchsen sieben goldene Aehren aus dem Boden, die, so lange der Knabe lebte, jährlich nachwuchsen und nur von ihm konnten gepflückt werden. Die sieben Königssöhne hatte ein böser Zauberer des Morgenlandes in die Gegend als sieben Vögelein gebannt, bis sie ein anderer entdeckt und durch den Knaben befreit hatte. Dieser erschien in der Gestalt des Graumännchens in der Bauernstube, der böse Zauberer zeigte sich im Korn zürnend und rächend. — Man schreckt noch immer Kinder mit dem Rufe: „Der blutige Mann!“ Der gute Zauberer soll noch bisweilen ein Geschenk armen Leuten in der Umgegend finden lassen.

Des Kindes Weinen.

In der warmen Stube auf dem reinlichen Boden breitete die fromme, aber arme Mutter-Witwe ein Bett und setzte ihr einziges Kind darauf, daß es sicher sei in der weiten Vertiefung, nicht rückwärts oder vorwärts zu fallen. Die Mutter konnte außer sich und dem Kinde keine Wärterin nähren und musste auf den Hausboden, um Flachs zu hecheln. Kein Spielzeug für das Kindlein am Boden? Ein altes Bild, das heute von der Wand gefallen war, reichte die Mutter dem Kindlein hin, daß es damit spiele. Das zerbrochene Glas nahm sie erst weg und gab dem Kindlein die kleinen Figürchen blos, welche die Geburt Christi vorstellend, aus Wachs gebildet waren. Joseph, Maria, Christkindlein und ein wieherndes Rößlein machten die geweihte Gruppe aus, die aber durch den Fall theilweise verstümmelt war. „Spiel', spiel' mein Kinderl nur,“ sagte die Mutter und gab erst das Rößlein dem Kind in die Hand, küsste dies weinend, weil sie Beide so allein und so arm waren; aber noch mehr, weil ihr verstorbener Mann die drei Tage, als er im Hause lag, immer mit offenen Augen dalag, die man mit aller Mühe nicht schließen konnte. Wer das in seiner Familie an einem Familiengliede erlebt, muß selbst bald sterben, oder es stirbt ihm das Liebste und Nächste. Wird's ja doch diesmal nicht wahr sein! Wird doch die Mutter dem Kinde nicht sterben! So denkend und klagend, band die Mutter sich noch ein warmes Tuch um den Kopf, daß sie sich vor der Spätherbst-Witterung bewahre und ging aus der Stube. Das Rößlein in des Kindes Hand zuckte jetzt und athmete leise, regte ein Füßlein, schwenkte das Schweiflein voll glänzender Haare, die feurigen Aeuglein drehten sich froh-lebendig, die Mähnen zart und leuchtend wie Sonnenstrahlen wogten fantastisch aufgeworfen hie und da am muthig gebogenen Hälslein wieder hinab; lustig spitzten sich die Ohren vor und zurück; welch' prächtiges Schimmlein lebte da und sprang plötzlich herum vor dem Kinde? Vor Freude schreiend, drückte das Kind die Fäustchen in das Bett, als wollte es sich aufhelfen, um das Pferdlein zu verfolgen, das nun auch mit zwei Flügelchen am Rücken bald auf die Wandbänke, bald auf die Fenster wieder hinab zum Kindlin auf's Bett sich schwang, klingend bei jeder

Bewegung wie Töne der Aeolsharfe. Erschreckt über ihr schreiendes Kind, wollte die Mutter eilen, zu sehen und helfen, und trat zur Thüre herein. Da sah und hörte sie Alles: Das Wunderpferdlein lustig springend und klingend, und ihr freudig schreiendes Kind. Und ein rosiges Wölklein quoll aus dem Rahmen des Bildes, sich gestaltend zu einem schimmernden, lächelnden Kinde, das mit dem Kinde der Mutter spielte. Voll frommen Schreckens sank diese auf die Knie nieder, um das schimmernde, fremde Kindlein anzubeten, das aus der rosigen Wolke kam und mit ihrem Kinde spielte. Es war das Christkindlein. Laut betete die Mutter:

O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles
Will ich Dir freudig geben;
O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles —
Lässest Du uns Zwei nur leben!

Und wehmüthig klingend dämmert und nachtet die Luft; lächelnd und spielend streicheln sich die Kinder am Kinn, herzen und küssen sich und schweben nun, beide strahlend auf dem Rücken des Pferdleins, das sichtbar nach Breite und Höhe sich dehnt, um geräumig für beide verklärte Kindlein zu werden. Leise singen sie nun und schweben mit dem Pferdlein zum Fenster, das sich feierlich aufthut, und schweben zum Fenster hinaus. Verwirrt und gefoltert von Trennungsschmerz stürzt die Mutter an's Fenster, um durch Schließen der Flügel ihr Kind noch an der Flucht zu hindern; da ist es zu spät, und sie verwundet das Kind an der Ferse. Beim heiligen Zug nach dem Himmel an diesen irdischen Schmerz gemahnt, wurde das Kind auch erinnert wie im dunklen Traume, an Mutter und Erde und wollte nicht scheiden vom Fenster, aus dem die Mutter klagte und weinte. Lange schwebte es vor den Augen der Mutter immer strahlender sich sammt Christkindlein und Pferdlein erhebend, bis Ohnmacht das Auge der leidenden Mutter schloß. — Seit jenem Tage hörte die Mutter täglich an der Spalte des Fensters leises Weinen ihres verschwundenen Kindes. Daher sie auch täglich und lange an der Spalte des Fensters horchte und weinte hinaus, bis die leisen, leisen Klagen verschwebten.

Noch immer kann man jenes leise Weinen am Fenster hören zur Erinnerung und Mahnung den Müttern, daß sie nicht durch zu großen Schmerz des Kindes Tod erschweren. Es heißt des „Windes Weinen“.

Waschweibel.

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlgesträuch jährlich eine Schaar badender Weibchen erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweibel ein. Es hatte ein reinliches weißes Kleidchen,

von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen, und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weibel die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen; auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, lief, wenns was Noth hatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im geringsten etwas schaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweibel klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweibel mit Schuhen zu versehen; aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube, und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweibel fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man ihre Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte wieder das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nun nie wieder gesehen. Es lebt eine Mutter, deren Mutter noch als Kind im Hause ihrer Eltern lebte, als sich diese Geschichte zugetragen hat.

Ein anderes Mal soll man wieder eines von den Waschweibeln gefangen haben; das soll aber schlimm, bissig, ganz unverträglich gewesen sein, und wenn man ihm die bis an die Ferse reichenden Haare aus dem Gesicht streichen wollte, soll es auf Einen gespieen haben. — Schlimme Weiber hat man genug, daher ließ man das bissige Weibel schleunigst wieder frei.

Stilzl.

Ein Roßhirt hütete einmal im Böhmerwalde seine Pferde. Um bequemer die Aufsicht zu führen, setzte er sich auf sein Lieblingspferd. Er schrie und pfiff und jagte suchend kreuz und quer, und konnte das Roß nicht finden, auf dem er saß. Es schnob und dampfte unter dem verwirrten Reiter das Roß und wieherte heftig, um sich dem Hirten kund zu geben, der es ritt. Maria! Gnadenvolle! wie mußte den Gott verlassen haben, daß er das Roß nicht fand, auf dem er ritt, sondern sich plötzlich, verzweifelnd über den Verlust, vom Rücken desselben auf einen Baum schwang und sich mit dem Schnupftuch erhenkte! — Noch dieselbe und jede folgende Nacht durchheulte das Gespenst des Roßhirten den Wald und die Gegend, hockte jedem auf, der seinen Namen rief, und ließ sich eine Strecke weit tragen. Bisweilen kam er in der Abenddämmerung in die nahen Dörfer und grinste blärrend hier und dort plötzlich zu den Fenstern hinein. Dem Grenzkordon schien es oft, als ob man eine Herde grunzender Schweine über die Grenze paschen wollte,

und wenn man näher kam, war nichts zu sehen, als eine fliehende hohnlachende Gespenstergestalt. So trieb viele, viele Jahre sich dieses Gespenst, zum Schrecken und zur Qual der Gegend umher, und soll noch jetzt nächtlich Wandernden, wenn sie spottend seinen Namen „Stilzl" rufen, aufhocken, oder sie auf andere Art plagen und necken.

Das Feuerfaß.

Ein Fuhrmann wollte einmal gegen Abend noch ein unweit entlegenes Dorf erreichen; die vier rüstigen Pferde schritten tüchtig vorwärts, die Räder knarrten, der Fuhrmann mußte seine Schritte zu ungewöhnlicher Eile spornen, um mit den Pferden Schritt zu halten. Aber es schien dem Fuhrmann, als ob der Boden vorwärts und sein Wagen rückwärts ginge; es lagen dieselben Steine, über welche die Räder eben gegangen, wieder vor dem Wagen; das Kreuz, kaum zehn Schritte vor dem Wagen, schob sich in derselben Entfernung vor dem Fuhrmanne weiter, wie sehr auch die gepeitschten Pferde schnaubend und dampfend vorwärts schritten, und die Räder um die Achse flogen. Da wälzte sich plötzlich ein funkensprühendes Faß neben dem Wagen daher, und vorwärts ging es nun ohne Hinderniß; die Steine, worüber die Räder gingen, kehrten nicht wieder, das Kreuz rückte zurück, das Dorf, welches zu erreichen war, wurde sichtbar und kam näher, aber entsetzt gewahrte der Fuhrmann die glühende Begleitung, in Angstschweiß gebadet schlug er auf die Pferde los, um dem nebenher kollernden Feuerfasse zu entkommen; dieses aber schoß unweit des Dorfes plötzlich an einen Baum, borst mit einem betäubenden Knall und verschwand. Auf derselben Stelle stand plötzlich ein schwarzer Mann. Der Fuhrmann sprach in fast tödtender Angst „vergelts Gott" und auch der schwarze Mann verschwand, indem er sagte, „daß er dreihundert Jahre auf dieses „vergelts Gott" gewartet habe, nun sei er erlös't." — Entsetzt durch diesen Vorfall jagte der Fuhrmann in das Dorf, hatte die Sprache drei Tage lang verloren, und starb gerade ein Jahr nachher an demselben Tage, wo er die Erscheinung gesehen hatte.

Die Mordjo-Kerls.

Eines Sonntags nach Mittag war einmal ein Hausvater in seinem einschichtigen Hofe von den Seinen allein zu Hause, hatte aber einen guten Freund auf Besuch bei sich. Sie kurzweilten sich durch freundliche Reden und dachten nicht im Geringsten an das, oder das, was gefährlich sein könnte. Nun traten aber auf einmal sechs Mordjokerls herein und sagten: „Guten Tag! — Geld her!" — Der Hausvater sah sie eine Weile an, ruckte sein Käppchen: „O guten Tag!" — „Schön Dank!" — „Ja, und Geld meine Herren?" — „Bitte mein Leben zu schonen." „Ja, mein Geld, meine Herren!" — Er stand auf, ging in die Kammer, hob ein Brett vom Fußboden auf, nahm einen irdenen, drahtumflochtenen Topf heraus, kehrte in die Stube zurück, schüttete das Kupfer- und Silbergeld auf den Tisch: „Bitte, meine Herren! da liegt mein Geld, meine Herren!" — Die sechs Mordjokerls griffen höchst zufrieden zu, und kümmerten sich wenig, daß der Hausvater ein leeres

Gläschen vom Wandgestelle nahm und es verkehrt auf die Tischplatte stürzte. Kaum war aber das geschehen, so konnte keiner der sechs Mordjokerls ein Glied mehr regen, und so wie Jeder die Hände in den Geldhaufen tauchte, blieben sie starr eingetaucht. Weiter aber! Jetzt holte der Hausvater mehre Ruthen und biegsame Rohrstäbe hervor und fragte den guten Freund, der auf Besuch war, was besser wäre: „Ruthen oder Rohrstäbe?“ Für Rohrstäbe entschieden sich Beide. Nun denn, Rohrstäbe. Es hat noch vor und nach keine menschliche Sitzung mehr Streiche bekommen, als die der sechs Mordjokerls; sie pusteten an zwei Stellen, daß sich die zwei Aufstreicher endlich zurückziehen mussten. So. Nun schwänkte der Hausvater das Gläschen und heulend entstürzten fünf der Mordjokerls; der sechste Mordjokerl aber wollte sich rächen. — Hm! da stürzte der Hausvater lächelnd sein Gläschen wieder auf den Tisch, und zerbeizte dem Schurken einzeln so lange die Sitzung, bis er gräulich um Gnade schrie, und in Freiheit gesetzt den nahen Wald durchheulte. Der Hausvater strich ruhig lächelnd sein Geld wieder zusammen, that es wieder in den irdenen, drahtumflochtenen Topf, ging wieder in die Kammer zurück, hob wieder das Brett am Fußboden auf, stellte den Topf hinunter, kam wieder zurück, und weil der gute Freund nach Hause mußte, drückten sich Beide freundlich die Hände und lächelten über den Vorfall. — Der Mann ist schon gestorben, welcher den Augenzeugen dieses Vorfalles kannte, und die Geschichte oftmal erzählte.

Der Wechselbalg.

Aber neuester Zeit hat sich ein seltsamer Fall ereignet. Den Herrn und den Ort will ich nicht nennen. Dieser Herr saß eines Nachmittags (nein, es war an einem Sonntag Vormittags während der Kirchenzeit), da saß dieser Herr an seinem Schreibtische und schrieb; und als er, nach einer Pris' Tabak langend, eben ein wenig aufblickte, bemerkte er, daß eine unheimliche Gestalt im Winkel an der Thüre stand, im Halbschatten und regungslos, und mit großen schwarzen Augen ihn anstarrte. Gott sei bei uns! und wem das geschähe, der möchte wohl rufen: „Wer da?“ Aber der Herr konnte nicht rufen „Wer da?“ denn es ruft sich leicht: „Wer da?“ wenn Niemand da ist, oder ein Bekannter. Aber Der im Halbschatten an der Thüre mit einem unheimlichen Strich über der Stirne und mit rußigem, enganliegendem Ledergewande, der unbewegliche Unheimliche war nicht eben bekannt, und war doch Jemand. Der Herr des Zimmers kann „Wer da“ rufen, und den hinauswerfen, der nicht Herr des Zimmers ist, und dieß Recht bestreitet ihm Niemand. Aber der Niemand, der sich sein Recht nicht bestreiten läßt, ist der Herr des Zimmers, der sich vom Schreibtisch in das Nebenzimmer zurückzieht, erwartend, wie gnädig der Unheimliche im Halbschatten an der Thüre sein werde, sich zu entfernen. Aber es wurde Nacht und Tag und wieder Nacht und wieder Tag, und viermal Nacht und viermal Tag, ohne daß sich der an der Thüre regte, und weder den Herrn des Zimmers hinausließ, noch Jemand zum Herrn des Zimmers hereinließ. Endlich musste der Sprachlose, Starre, Unheimliche an der Thüre Zustände kriegen; er verschwand, man konnte es riechen. Der Herr kehrte seinen Lebenslauf um und wurde ein Wechselbalg. — Dicunt.

Geschichte Böhmens unter sechs Przemysliden, von Wratislaw II. bis Wladislaw I.

(1061 – 1125.)

Die Thronbesteigung Wratislaws ging ohne Streit vor sich. Als der zweite Przemyslide dieses Namens trat Wratislaw im Jahre 1061 sein böhmisches Herzogthum an. Unverweilt belieh er den Bruder **Otto** mit der Olmützer, Konrad mit der Brünner und Znaimer Provinz; dem jüngsten, Jaromir, wies er den Königgrätzer Bezirk zum Unterhalt an. Nach einer vorübergehenden Theilnahme an dem ungarischen Brüderkriege zwischen König Andreas und **Bela**, wobei Letzterer die Krone davon trug, wandten die Przemysliden sich gemeinschaftlich den Interessen ihrer Lande zu. Blos der jüngste von ihnen, Jaromir, dem geistlichen Stande durchaus abhold und deshalb verkürzt und verstoßen, hatte Ritterdienste bei Herzog Boleslaw II. von Polen genommen. Die angestammte Vorliebe für Mähren bewog jetzt den Herzog Wratislaw, zu Olmütz ein Bisthum zu gründen; unabläßig drang er in den alten Prager Bischof Severus, das zu diesem Behufe nöthige Gebiet von seiner Diöcese abzutreten. Wratislaw einigte sich endlich, aber es geschah auf Kosten seiner Krongüter; denn Severus verkaufte 1062 diese seine Genehmigung nur gegen ein Schloß und verschiedene Güter in Böhmen und Mähren. Papst Alexander II. bestätigte im Jahre 1063 das neue Bisthum, und der damalige Mainzer Metropolit, Sigfried, weihte einen gewesenen Benediktiner, Johann, zum ersten Bischofe von Mähren. Nach glücklicher Vollführung dieser großen Aufgabe ließ Herzog Wratislaw auch die slawischen Mönche zu Sazawa, unter ihrem Abte Veit (einem Neffen des heil. Prokop), von ihrem Kloster wieder Besitz nehmen. Dies geschah im Jahre 1064. Allein nur 33 Jahre währte diese, ohnehin isolirt stehende, kirchliche Anstalt. Von dem lateinischen Clerus Böhmens immer heftiger angefeindet, endlich vom Papste Gregor VII. mit dem Banne bedroht, lösete sich das Sazawer Kloster, und mit ihm die griechisch-slawische Liturgie, überhaupt unfähig, eine besondere Sympathie im Lande zu erwecken, gegen das Jahr 1097 für immer auf.

Bischof Severus von Prag, welcher seinem Bisthume durch beinahe vier Jahrzehende vorgestanden, war endlich (9. Dezember 1067) gestorben. Die beiden mährischen Fürsten, vielfach gemahnt durch ihre Landherren, bestimmten nun den verdrängten Jaromir zu Severs Nachfolger. Der ritterliche Jaromir, ohnehin längst schon zum Diakonus geweiht, war entschlossen, die Kirchenwürde anzunehmen, zumal eine solche, nach der Sitte der Zeit, mit dem Heerführerthume sehr wohl vereinbarlich war. Herzog Wratislaw hingegen besorgte, daß die Macht der Brüder die seinige überwiegen werde, wenn Jaromir als Bischof sie vergrößerte; er lehnte also dies Ansinnen unter dem Vorwande ab, das Bisthum nicht aus eigener Macht, sondern nur unter Zustimmung der Landherren, der Ritter und des Clerus vergeben zu können. Da im

Jahre 1068 die Blüthe der böhmischen Reisige eben ihre Fähnlein im Lager unfern des Passes Dobenin an der schlesischen Grenze zusammengezogen hatte, so bot Wratislaw noch die übrigen Wahlberechtigten dahin auf. Der schlaue Herzog vermeinte nämlich der Ernennung seines Günstlings gleich am Platze durch Waffengewalt den Ausschlag zu geben. Er täuschte sich. Kaum hatte von ihm in offener Versammlung der Propst von Leitmeritz, Lanczo, den bischöflichen Stab und Ring empfangen, so lehnten sich die mächtigsten Herren, namentlich ein Kojata, dagegen auf: daß Lanczo kein Eingeborner, sondern ein Deutscher sei; und ein Smil von Zacz: daß es meineidig wäre, den Prinzen Jaromir hintanzusetzen. Es erhob sich ein Waffengeschrei; in zwei Parteien geschieden, ging die Versammlung auseinander. — Die Mehrzahl schloß sich an Jaromirs Partei. Endlich bezwang Herzog Wratislaw seinen Groll und bestätigte Jaromir in seiner Würde, worauf dieser zu Mainz am 6. Julius 1068 unter dem Namen Gebhard die bischöfliche Weihe empfing. Kaum aber war Bischof Gebhard in seiner Diöcese, so entwickelten sich Reibungen zwischen ihm und dem Bischofe von Olmütz, welcher, theilweise noch von dem Mutterbisthum abhängig, seine Verpflichtungen gegen dasselbe zu vergessen schien. Obwohl Bischof Gebhard den edlen und gelehrten Propst Marcus an seiner Seite hatte, welcher durch Lehre und Beispiel mächtig auf den Clerus wirkte, obwohl Gebhard selbst, bei aller sonstigen Richtung nach dem Weltlichen, seine kirchliche Würde nicht vergab, Andacht förderte und Großmuth übte; so blickte er doch stets mit kleinlicher Scheelsucht auf den sonst sittlich reinen, auch bereits ergrauten Bischof Johann von Olmütz. Nach fruchtlosen Beschwerden von beiden Theilen bei Papst Alexander II., drang Bischof Gebhard im Jahre 1072 persönlich auf Auseinandersetzungen mit dem Olmützer Bischof, und vergaß sich so weit, daß er diesen in seinem eigenen Palaste mißhandelte. Solche Unthat brachte Wratislaw selbst vor den Papst, der ihn erst kurz bevor mit der Mitra Spitignews begnadigt hatte; allein da der Streit nach kanonischem Rechte vor den Metropoliten von Mainz gehörte, so war es mit der Suspension Gebhard's, welche Papst Alexander II. im Jahre 1072 verhängt hatte, allerdings zu früh. Darum erschien auch Gebhard nicht auf der Synode, welche zwei päpstliche Legaten im folgenden Jahre nach Mähren ausgeschrieben hatten. Erst Gregor der Große, der am 22. April 1073 den apostolischen Stuhl bestieg, zwang den trotzigen Bischof zu einer Reise nach Rom, wo er, dem ehrwürdigen Johann gegenüber, am 13. April 1074 seine Rechtfertigung vorbrachte. Es wird erzählt, die toscanische Großgräfin Mathilde habe inzwischen zur Aussöhnung des Papstes alle nur erschwingliche Fürsprache aufgeboten. Dies bleibe dahingestellt. Mit unübertrefflichem Takte aber vertagte Gregor die Untersuchung und befahl den Parteien, bei der nächstfolgenden römischen Synode mit vollgültigeren Beweisgründen zu erscheinen. So folgte denn im März 1075 der Endspruch: daß die streitigen Stiftsgüter und Zehenten zwischen den beiden Bischöfen gleich getheilt, und erst nach zehn Jahren die allenfalsigen Entschädigungsrechte ausgeglichen werden sollten. Hierauf kehrten die einstweilen beruhigten Bischöfe in ihre Diöcesen zurück.

Während dieser mehrjährigen Mißhelligkeiten hatte Kaiser Heinrich IV. auch einige blutige Händel zwischen Böhmen und Polen beige-

legt. Herzog Wratislaw hing dafür treu dem Kaiser an, und, so lange es ging, auch dem Papste. Die Deutschen verpflanzte er wieder in sein Reich, räumte einer deutschen Colonie von Kauf- und Gewerbsleuten einen abgesonderten Wohnsitz in der damaligen Prager Vorstadt, Pořzitz, ein und verlieh denselben, unter andern Freiheiten, einen besondern Pfarrer und eigenen deutschen Richterstuhl. Dabei zog Wratislaw freilich auch dem Kaiser Heinrich mit rüstigen Schaaren zu Hilfe, als dieser im Jahre 1074 gegen die Sachsen zu Felde lag. Der Böhmenherzog erlangte dafür die Zusicherung der Marken Niederlausitz und Meißen, konnte diese jedoch nicht behaupten. Im Jahre 1075 entschieden Böhmen für den Kaiser Heinrich den Sieg bei Hohenburg an der Unstrut, und wohin sie kamen, ward das Land zur Einöde; überhaupt haben böhmische Hilfstruppen bei keinem Feldzuge Heinrichs IV. gefehlt, auch nicht bei der nachmaligen Einnahme Roms.

Der bekannte Investiturstreit war entbrannt, und Heinrich hatte die Tage der Erniedrigung zu Canossa, die Januartage des Jahres 1077, hinter sich. Da galt es, dem deutschen Gegenkönige Rudolph von Schwaben die Krone wieder abzuringen. Wratislaw mit seinen böhmischen Mannen focht für Heinrich überall in den Vorderreihen. In der Schlacht bei Flarcheim, unweit Mühlhausen in Thüringen, wo 3000 Böhmen auf der Wahlstatt blieben (27. Januar 1080), erbeutete Herzog Wratislaw des deutschen Gegenkönigs Speer, den er sich fortan als Trophäe, nach der Weise der mittelalterlichen Könige, bei besonderen Feierlichkeiten vortragen ließ. Bei Heinrichs Heerfahrt nach Italien (1081) war es abermal Wratislaw, der ihm nebst 4000 Mark Silber noch 300 wohlbewaffnete Streiter darbot, die denn auch unter der Anführung Bořiwoys, des jüngern Sohnes Wratislaws, welchem Graf Wiprecht von Groitsch an der Seite stand, zur Eroberung von Rom im Jahre 1083 entscheidend beigetragen haben. Nur neun der Tapfern sahen ihr böhmisches Vaterland wieder. Herzog Wratislaw belohnte den Grafen Wiprecht im folgenden Jahre mit der Hand seiner Tochter Jutta, die ihrem Gemal den Gau Nisani als Brautschatz zubrachte. Daß mittlerweile Markgraf Leopold der Schöne zu Kaiser Heinrichs Gegner übertrat, und Wratislaw die Waffen gegen Ersteren kehrte, sein Land verwüstete, zuerst (1082) bei Mailberg siegte, dann (1083) an der Thaya geschlagen wurde — diese Episode verdient nur insofern hervorgehoben zu werden, als dies der erste, geschichtlich erweisbare Krieg zwischen Böhmen und Oesterreich gewesen ist.

Heinrich IV., am 31. März 1084 bereits selbst in Rom von dem Papste Clemens III. zum Kaiser gekrönt, zögerte nun nicht länger, das Diadem auch auf Herzog Wratislaws Haupt zu setzen. Er that dies, indem er den mehr als zwölfjährigen Bundesgenossen auf dem Reichstage zu Mainz am 28. April 1086 mit der königlichen Krone — Cosmas nennt diese blos circulus aureus — schmückte und zugleich dem anwesenden Erzbischofe von Trier auftrug, den nunmehrigen böhmischen König sammt seiner Gemalin sobald als möglich in Prag zu krönen und zu salben. Bei dieser Gelegenheit setzte Wratislaw auch den, schon längst vom Bischofe Gebhard gehegten, Plan durch, die mährische Diöcese der Prager einzuverleiben, und somit das Olmützer Bisthum, das durch Bischof Johanns Tod eben erledigt worden, wieder einzuziehen. Hier war

es auch, wo dem Kaiser jene, von Cosmas bei dem Jahre 973 eingeschaltete, Urkunde über die Prager Diöcesangrenzen zur Bestätigung untergeschoben wurde. Wiewohl die vom Papst Gregor VII. anberaumten zehn Jahre jetzt verflossen waren, und die Austragung der gegenseitigen Rechte zwischen dem Prager und dem Olmützer Bisthum hätte Statt finden sollen, so ward Letzteres doch der sehr veränderten Zeitverhältnisse wegen unterlassen. Glücklich aber war der Zeitpunkt gewählt, ein so abenteuerliches Diplom gerade jetzt, wo der dankbare Kaiser jedem Verlangen Wratislaws gewillfahrt haben würde, hervorzuziehen, und für dieses Diplom eben auch jetzt, wo ein dem Kaiser ganz ergebener Gegenpapst den römischen Stuhl einnahm, die apostolische Genehmigung anzusuchen.

Am St. Veitstage des Jahres 1086 ward also zu Prag die erste Krönungsfeier eines Přemysliden vollzogen. Egilbert, der Erzbischof von Trier, war der Consecrator; er salbte und krönte zuerst Wratislaw und hierauf dessen (dritte) Gemalin Swatawa, eine Tochter Kazimirs I. von Polen. Das freudetrunkene Volk begrüßte den von Purpur und Kronenglanz umstrahlten Herrscher nicht blos als Böhmens, sondern — in Erinnerung vormaliger Herrlichkeit — auch als Polens König. Schon sein Vater hatte bei der Huldigung im Jahre 1037 gegen zehntausend Denare von einem Erker der Prager Burg dem Volke auswerfen lassen; Wratislaw blieb nicht nur bei dieser Sitte, sondern überschüttete auch noch den Erzbischof mit Schätzen aller Art. König Wratislaw, der Letzte dieses Namens auf böhmischem Throne, hatte natürlich die Königswürde persönlich, nicht erblich übernommen, und sechs seiner unmittelbaren Nachfolger haben wieder nur den früheren Herzogstitel geführt. Dennoch war ein solcher Königstitel keine bloße Eitelkeit, sondern es knüpfte sich hieran wahrscheinlich die Aufhebung der bisherigen Tributbarkeit Böhmens und die Constatirung eines bestimmteren staatsrechtlichen Verhältnisses zum deutschen Reiche, worüber jedoch die Urkunden verloren sind. Vielleicht bestätigte der Kaiser dem Könige Wratislaw auch seine Tributrechte an Polen, jene nämlich, die sich von der unter Břetislaw I. im Jahre 1054 stattgehabten Abtretung der polnisch-schlesischen Grenzlande herschrieben und nun auf Polen den Schein des Vasallenthums warfen. Dahingegen erinnerte Papst Clemens III. an die jährlichen hundert Mark Kammerzins, zu welchem sich schon Herzog Spitignew im Jahre 1059 und späterhin Wratislaw selbst für die Ertheilung der Mitra verbindlich gemacht hatte. Wratislaw wies die Forderung ab, und der Papst verweigerte ihm den Königstitel. Die Folgen trafen natürlich die einheimische Kirche. König Wratislaw trat aus der Reihe der Anhänger dieses Papstes, und Bischof Gebhard büßte hiedurch die kaum an sich gerissene Olmützer Diözese im Jahre 1088 wieder ein, worauf der Erbitterte nach Ungarn ging und dort im folgenden Frühjahre starb.

Die Besitznahme Meißens beschäftigte den König immerwährend. Schon im Jahre 1087 hatte er seinen ältesten Sohn Břetislaw dahin gesandt, und dieser behielt seither die Festung Guozdek inne. Vielleicht entstand um diese Zeit Dresden, das (nach Pelzels Vermuthung) die Böhmen aufgeführt haben sollen, um von da aus die Meißner zu beunruhigen; denn der Name Drážďany kommt vom böhmischen drážditi, welches so viel als zum Streite reizen, herausfordern heißt.

Bei derselben Gelegenheit ereignet sich der vielseitig berichtete Vorfall zwischen Wratislaw, der sich eben in Meißen aufhielt, und dem böhmischen Ritter Beneda. Der Letztere, ein Parteigänger der Polen, hatte Schutz bei dem Bischofe Benno von Meißen gesucht, und war hier dem Könige in die Hände gerathen. Wratislaw befahl, den aus der Stadt Gelockten heimlich umzubringen; aber Beneda schlug sich durch und fiel mit wüthenden Schwertstreichen über den König selbst her, der ihm nur schwer verwundet entkam. Ein heraneilender Dienstmann durchbohrte nun Beneda mit dem Jagdmesser, und es wurde dessen Leiche durch die Gassen geschleift, dann aber vor dem Thore der Meißner Domkirche begraben. Auch der junge Brzetislaw erlebte im Meißnerlande ein lebensgefährliches Abenteuer. Er ward im Jahre 1088 auf einem Streifzuge, im Flusse badend, von sächsischen Reitern überfallen, und wäre, wenn nicht seine Mannen mit ganzer Kraft dazwischen getreten wären, unbezweifelt verloren gewesen. Aber dies Handgemenge kostete mehreren Lieblingen des Prinzen das Leben.

Im Mährenlande hatte indessen der Tod Otto's des Schönen (9. Juni 1086) Vieles anders gestaltet. Otto's Familie, nämlich die Witwe Euphemia und ihre Söhne Swatopluk und Otto II. entzogen sich der Hoheit des Hauptes der Přemysliden, und traten mit ihrem Olmützer Fürstenthum unter den Schutz Konrads von Brünn. Diese neuerlichen Umtriebe riefen den an Ansehen gefährdeten König nach Mähren. Er verjagte die Ottonen aus ihrem Gebiete, setzte seinen zweiten Sohn Boleslaw zum Herrn von Olmütz ein und begann den ihm stets entgegenhandelnden Bruder Konrad in seinem festen Platze Brünn 1090 gewaltig zu belagern. Da gesellte sich zu dem Bruderzwiste plötzlich auch ein Krieg zwischen Vater und Sohn.*) Der junge Břetislaw ließ nämlich Zderad, einen der Räthe und Günstlinge des Königs Wratislaw, wegen einer beleidigenden Anspielung in Stücke hauen. Des Vaters Unwillen fürchtend, trennte sich Brzetislaw von dem Heere mit seinem Anhange, den mißvergnügte Uiberläufer bald ansehnlich verstärkten. Mit Grund konnte Wratislaw fürchten, daß sein Sohn zum Entsatze Brünns herbeiziehen, und sodann der doppelten Gewalt kaum zu widerstehen sein würde. In solcher Verlegenheit erschien Wilburg, des belagerten Konrads Gemalin, in des Königs Zelte. Sie hatte diesen Schritt ohne Vorwissen Konrads gewagt, bat, beschwor und rührte den König endlich so sehr, daß er dem feindseligen Bruder sowol, als auch dem pflichtvergessenen Sohne die Hand zur Versöhnung darreichte. Allein Brzetislaw, einer so schnellen Sinnesänderung nicht trauend, folgte dem Vater nur von ferne und warb immerwährend unter den Angesehenen des Landes. Gleich schritt König Wratislaw zu Gegenmaßregeln. Er berief eine Zahl Landherren, erklärte vor ihnen seinen Erstgebornen der Regierung unfähig und befahl ihnen dagegen, Konrad von Brünn als zweiten Namensältesten und sofortigen Thronfolger feierlich anzuerkennen. Brzetislaw lagerte bereits vor den Mauern Prags. Da erscholl die Trauerkunde, daß der junge Boleslaw, der seit einigen Monaten das Olmützer Gebiet regierte, am 10. August (1091) gestorben sei. Der einsichtsvolle Konrad ertrug es nicht, daß gleichzeitig das Schwert gegen das königliche Haupt der Přemysliden

*) Ausführlicher oben S. 256 geschildert nach Palacky.

gezückt, noch weniger, daß ein schaudervoller Bürgerkrieg im Anzuge war; Vater und Sohn sollten durch ihn um jeden Preis wieder versöhnt werden. Mächtig wirkte Konrad auf Brzetislaw, und brachte dessen Leidenschaft bald zur Ruhe; der König sicherte ihm abermals Verzeihung zu; jedoch die Häupter der aufgeregten Partei, jugendlich, übermüthig und entzügelt in hohem Grade, ließen eine gütliche Vereinigung keineswegs zu. Brzetislaw, unfähig, den Geist zu bannen, den er selbst herauf beschworen, und ohnehin zum Mißtrauen hingeneigt, entschloß sich also, an der Spitze seines ungefähr aus zweitausend Köpfen bestehenden Anhanges geradezu zur Auswanderung nach Ungarn, wo ihnen denn auch König Ladislaus bei Trenczin bereitwillig einen Landstrich zur Colonisirung anwies, welcher theilweise schon von Slawen bewohnt sein mochte.

Indessen rückte Wratislaws Todesstunde allmälich heran. Der ziemlich gealterte König hatte noch Wichtiges für die Kirche zu thun: die geistlichen Oberhirten von Prag und Olmütz warteten sehnlichst auf den Zeitpunkt ihrer Ordinationen, die sich durch Wratislaws zweideutige Stellung zu Rom und Deutschland — er hing dem Papste Urban II. an, und hatte sich gleichwol vom Kaiser Heinrich nicht losgesagt — immer schwieriger gestaltete. Jetzt ordnete er die beiden Kirchenfürsten zu dem Kaiser nach Italien ab, der ihnen auch wirklich zu Mantua am 30. Dezember 1091 die Investitur ertheilte, welche Konrad nicht mehr zu hintertreiben im Stande war; mit der Weihe selbst verzögerte es sich noch über zwei Jahre. Am 14. Januar 1092 schied König Wratislaw von diesem Leben, nachdem er Böhmen sechsundzwanzig Jahre als Herzog und sechs als König beherrscht, und als Held und Staatsmann sich einen ehrenvollen Namen in der Geschichte gesichert hatte. Seine Leiche ward in der Collegiatkirche auf dem Wyschehrad, deren Urheber er war, unter dem herkömmlichen Trauergepränge bestattet. Das Benediktinerstift zu Opatowitz an der Elbe, nachmals von den Hussiten vernichtet, hat König Wratislaw im Jahre 1086, die Wyschehrader Kirche nebst Spital 1088 gegründet; auch andern kirchlichen Anstalten wandte er reiche Unterstützungen zu. Auf seinen Münzen ward die Krone nicht vergessen; sein Sigill trägt die Umschrift: Wratislaw Rex Bohemorum. Zahlreich war die Nachkommenschaft, welche dieser thatkräftige, vielbegabte und von einer gesunden Politik geleitete Přemyslide hinterlassen hat. Ein Bruder, vier seiner Söhne, ein Neffe und zwei Enkel folgten ihm — weil nicht immer im Seniorate, daher unter den wechselreichsten Verhältnissen — auf dem Throne, von welchem gleichsam der gute Genius gewichen war. Wenige Tage nach dem Hinscheiden Wratislaws kam Konrad aus Mähren, jetzt Senior des Hauses, und nahm Besitz von dem alten Herzogsstuhl auf dem Wyschehrad. Ihm war nur eine kurze Regierungszeit beschieden, denn er starb noch in dem nämlichen Jahre (8. September 1092), und Keiner seiner Descendenten kam jemals mehr auf den böhmischen Thron.

Der ungarische König Ladislaus selbst geleitete nun den mit dem Vaterlande zerfallenen Prätendenten wieder in die böhmische Hauptstadt zurück. Brzetislaw zog, als der Zweite unter den Herzogen dieses Namens, von dem getreuen Volke und dem ganzen Clerus mit Glockengeläute und Festhymnen empfangen, in Prag ein, und nahm sogleich (im Oktober 1092) die feierliche Huldigung entgegen. Herzog Brzetislaw hatte vor allem Uibrigen seine Neffen hinsichtlich Mährens auszugleichen; bei der

Theilung rückten, falls dies nicht schon unter Konrad geschah, Otto's des Schönen Söhne, Swatopluk und Otto II. (der Schwarze), ordnungsmäßig in den Besitz vom Olmützer Gebiete ein; Herzog Konrad's älterer Sohn, Ulrich, behielt das Gebiet von Brünn, der Jüngere, Luitold, jenes von Znaim.

Der rasche Thronwechsel in Böhmen machte den König Wladislaw von Polen, welcher die älteste Schwester Brżetislaw's II. zur Gemalin hatte, des alten Zinses vergessen.

Obwohl dieser Abbruch kaum fühlbar sein mochte, so war doch Herzog Brżetislaw so sehr beleidigt, daß er den Vertragsbrüchigen schon im nächsten Jahre (1093) mit Krieg überzog. Die Verheerungen, welche das böhmische Kriegsvolk in den polnisch-schlesischen Marken anrichtete, werden als entsetzlich geschildert; von der böhmischen Grenze bis Glogau soll Alles zur Wüste geworden sein. Zu solcher Barbarei trugen jedoch viele zu Brżetislaw übergegangene polnische Mißvergnügte das Ihrige bei. König Wladislaw mochte demnach keinen andern Ausweg gehabt haben, als den eines friedlichen Vergleiches, in Folge dessen er den rückständigen Zins bezahlen, und für die Zukunft 530 Mark jährlich verschreiben mußte; während überdieß sein neunjähriger Prinz, Boleslaw (Schiefmund), sich nach Glatz begab, welche Provinz er vorläufig als Bürge für des Vaters Verpflichtungen bewohnen sollte.

Die Faktion gegen den König von Polen, oder eigentlich gegen dessen Liebling, den Pfalzgrafen Sesiech, erhob, von Wladislaw's natürlichem Sohne, Sbignew, selbst geleitet, neuerdings das Haupt, und Brżetislaw, der die polnische Auflehnung in seinem Schooße genährt, sah sich im Jahre 1095 von dem Kern der durch jenen Sesiech befehligten polnischen Truppen in Mähren angegriffen. Der treue Ungarnkönig kam dem Heere Brżetislaw's zu Hilfe, und der Krieg wälzte sich längs der Neisse entscheidungslos fort. Sbignew ward endlich gefangen, und da somit der Anlaß zum Kriege zwischen Böhmen und Polen schwand, so näherten sich die beiden Schwäger einander auf's Neue. Boleslaw Schiefmund verließ Glatz, und nahm Schlesien in Besitz, worauf ihn Herzog Brżetislaw auch mit dem Hofamte eines Schwertträgers belieh.

Schon waren im Jahre 1096 verschiedene Schaaren von Kreuzfahrern von Frankreich aus mit ihrem fanatischen Wehrufe: Diex el volt! (Gott will es!) durch Bayern nach Böhmen, und von da nach Ungarn und weiter nach Dalmatien gedrungen. In Deutschland, und so auch in Böhmen und überall, bezeichneten gräuliche Judenverfolgungen ihre Spur. In Prag mußte die ganze Judenschaft, um des Todes Christi willen, sich der Zwangstaufe fügen; nicht des Bischofs Cosmas, nicht des Herzogs Brżetislaw Einschreiten fruchtete, und unzählige Juden ergriffen, freilich mit Zurücklassung ihrer Habe, den Wanderstab. Der Chronist Cosmas (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen und gleichzeitigen Prager Bischofe) versichert: man hätte in Troja nicht so viele Schätze gefunden, als man damals den Juden abgenommen hat. Kaum aber waren diese Tumulte beschwichtiget, so bot Herzog Brżetislaw II. alle Kräfte auf, um den mährischen Prinzen Ulrich, als den ihm an Alter nächststehenden Prinzen des Hauses, von der legitimen Nachfolge auszuschließen, und letztere vielmehr seinem Bruder Borżiwoy zuzuwenden. Schon im Jahre 1097 hatte er den ihm verdächtigen Neffen auf die Burg Glatz bringen lassen.

Kaum wieder frei, scheint Ulrich, und diesmal in Gemeinschaft mit seinem Bruder Luitold, das dem Prager Bischof von altersher gehörige Schloß Podiwin in Mähren aus Rache geschleift zu haben. Brzetislaw, der eben mit dem Ungarnkönige Coloman ein Hilfsbündniß abschloß, drang in Mähren ein, und berannte Brünn. Die zum Widerstande viel zu ohnmächtigen Brüder befahlen in der Eile blos, alle Städte zu öffnen, um den Herzog von fernerer Verheerung des Landes abzuhalten, und zogen sich zurück. Brzetislaw vertheilte nun überall seine Besatzungen und übergab die beiden Gebiete von Brünn und Znaim seinem vorgenannten jüngern Bruder Borziwoy. Dabei handelte der Herzog mit so viel politischem Vorbedacht, daß er auf dem, in dem nämlichen Jahre (1099) gehaltenen Fürstentage zu Regensburg den Kaiser Heinrich IV. bat, eben diesen Borziwoy schon jetzt mit der herzoglichen Fahne Böhmens zu belehnen. Der Kaiser vollzog diesen, bisher noch nicht dagewesenen Belehnungsakt, und kündigte zugleich der Versammlung den Neubelehnten als nunmehrigen Thronfolger in Böhmen an. Borziwoy, durch den Kaiser selbst legitimirt, feierte hierauf in der Heimath seine Vermählung mit Gerbirg, der Schwester Leopold's (des Heiligen), Markgrafen von Oesterreich. Nachdem nun Luitold von Znaim bei dem ihm befreundeten Grenzgrafen Godefried, eine Zuflucht gefunden und von dessen Burg Retz aus mehrere abenteuerliche Streifzüge nach Mähren unternommen hatte, veranlaßte er die endliche Blockirung jener Burg, welche Herzog Brzetislaw, und mit ihm merkwürdiger Weise auch Graf Godefried, durch mehrere Wochen fortsetzen mußten, ehe sich deren Besatzung ergab. Luitold rettete sich selbst durch die Flucht.

Gleichzeitig war im Innern Böhmens ein Werk der Rache zur Reife gelangt. Die Häupter der Familie Wrschowetz, Bosey und Mutina, deren Aemter und Güter Herzog Brzetislaw im Jahre 1096 eingezogen hatte, umstrickten ihn von der Ferne aus mit meuchlerischen Anschlägen. Brzetislaw befand sich am 21. Dezember 1100 auf einer Jagd bei Stebno; der Möder Lorek erreichte ihn, und bohrte ihm seinen Jagdspeer in den Rumpf, worauf der Herzog schon am Morgen des andern Tages verschied. Böhmen verlor diesen Regenten für sein Glück allerdings viel zu früh. Die Leiche wurde, nach des Herzogs eigener Anordnung, auf dem Kirchhofe neben der Sct. Wenzelskapelle bestattet, und mit rührender Einfalt erzählt die Chronik, daß dabei ein Priester durch ein, aus lateinischen, griechischen und hebräischen Worten zusammengesetztes Trauerlied dem Volke Thränen erpreßt habe. Brzetislaw hinterließ eine Witwe, Ludgard, und einen jungen, ihm gleichnamigen Sohn, der später geblendet worden ist; der Avers seiner Münzen führt die Rundschrift: Bracizlaus Dux. Für die innern Zustände Böhmens hat Herzog Brzetislaw II. mehreres Heilsame gethan. Schon unmittelbar nach seiner Inthronosirung suchte er die Uiberreste des Heidenthumes, die schwarze Kunst, die Todtenopfer und dergl. auszutilgen. Das slawische Kloster zu Sazawa besetzte er im Jahre 1097 auf Andringen des Papstes mit lateinischen Benediktinern; und obwohl Brzetislaw, so wie sein Vater, dem Gegenpapste Clemens III. anhing, so wußte er doch die Kirchenzustände Böhmens und Mährens mit hoher Klugheit zum Besten zu lenken; so daß im Grunde kein anderer Vorwurf, als jener der Umgehung des Hausgesetzes, auf ihm lastet. Herzog Borziwoy II. usurpirte bereits am dritten

Tage nach des Bruders Hintritte (26. Dezember 1100) den böhmischen Herzogstuhl, auf welchem er wenige glückliche Stunden erleben sollte. Die Brüder Ulrich und Luitold nahmen ihre mährischen Provinzen unverweilt wieder in Anspruch, und suchten, das Beispiel Borziwoy's nachahmend, bei Kaiser Heinrich IV. ebenfalls um die Belehnung an. Der Kaiser wies sie Anfangs zurück; dann aber, durch ihre Bitten bestürmt, und hauptsächlich von den ihm dafür gebotenen Geldsummen geblendet, ertheilte er dem Ulrich die böhmische Lehenfahne wirklich; blos sollte sich Ulrich in Böhmen selbst den Weg zum Throne bahnen. Vergeblich forderte Ulrich den Oheim zur Abtretung des Reiches auf, vergeblich drohte er mit den Waffen; auch das Volk zeigte sich ihm abgeneigt, vielleicht eben der beim Kaiser angesuchten Belehnung halber. Man wußte überhaupt nicht, wer eigentlich Gegenherzog sei. Als nun Ulrich im Sommer des Jahres 1101 mit einem hauptsächlich in Bayern zusammengebrachten Heere erschien, schmeichelte er sich und den Seinen mit dem Beitritte der gesammten legitim gesinnten Partei. Allein er hatte sich bitter getäuscht. Unfern Malin fand Ulrich die Schaaren Borziwoy's, zu deren Nachhut überdies der Olmützer Swatopluk herbei geeilt war. Die Deutschen mußten ihr Lager preis geben, und suchten, so gut es ging, durch die böhmischen Grenzwälder zu entfliehen. Nicht wieder drängte sich Ulrich auf den Herzogsthron, sondern begnügte sich sofort mit dem Wiederbesitze des Brünner Gebietes, das er auch bis zu seinem Ende im Jahre 1115 behauptete.

Derselbe Sbignew, der schon im Jahre 1095 einmal die Ruhe Böhmens gestört, verwickelte nun sowohl Borziwoy, als auch Swatopluk mit in die Händel Polens und hiedurch in eine spätere Fehde unter sich selbst. Das böhmisch-mährische Hilfsheer ward nämlich durch König Boleslaw III. (Schiefmund) von Polen, gegen den es zu Felde lag, zum Rückzuge vermocht, indem Boleslaw große Entschädigungssummen bot. Der mährische Swatopluk nahm die Hälfte der letzteren in Anspruch, erhielt jedoch nichts. Dieß war ein Grund zum Abfall und zur Rache. Swatopluk warb heimlich Empörer in allen Gegenden Böhmens, und glaubte sich endlich mächtig genug, den Herzog Borziwoy zu verdrängen. Er rückte im Jahre 1105 mit sechs Legionen vor die Hauptstadt, welche der vorsichtige Borziwoy mit einer ungewöhnlichen Besatzung versehen, in die aber auch Swatopluk zahlreiche Verschworene vertheilt hatte, welche ihm nun die Thore öffnen sollten. Swatopluk suchte sofort auf mehreren Seiten in Prag einzudringen; bei der Wachsamkeit der Besatzung war es jedoch keinem seiner Getreuen möglich, Prag durch List in seine Hände zu spielen, während es ihm selbst an gehöriger Streitmacht gebrach. Swatopluk's Lage war verzweiflungsvoll. Zweimal durchwatete er die Moldau, gedachte von der jetzigen Neustadt aus den Wyssehrad zu stürmen, in welchem Herzog Borziwoy selbst eingeschlossen war; allein die größte Ungunst der Umstände zwang ihn endlich zum eiligsten Rückmarsche. Borziwoy vermied trotz seines siebenmal stärkeren Heeres jeden Angriff, da er Verrath witterte; ließ jedoch den Feind bis über die Grenze hin nicht aus den Augen.

Damals hatte der Krieg des alten Heinrich IV. gegen seine Söhne noch immer nicht ausgetobt. Herzog Borziwoy durfte und wollte dem Kaiser seine Hilfe nicht entziehen, obwohl er voraussehen mochte, daß

die Partei des jüngern Heinrich das Übergewicht behalten müsse. Insbesondere förderte also Borziwoy den Durchzug des Kaisers durch Böhmen und Obersachsen nach Mainz; allein der von Allen verlassene Heinrich musste endlich am 31. Dezember 1105 der Regierung entsagen. Herzog Borziwoy hatte sich hiedurch jede Theilnahme in Deutschland verscherzt, und in Böhmen gelang es den Umtrieben Swatopluk's, sogar den eigenen Bruder, Wladislaw, gegen ihn aufzuwiegeln. Borziwoy musste das Unsichere seiner Stellung tief gefühlt haben; denn er vertauschte, vom Argwohn beunruhigt, die frühere Gutmüthigkeit jetzt mit Despotie. Dadurch bewirkte er seinen eigenen Fall. Eine Menge Unzufriedener arbeitete ihm entgegen, selbst die von Borziwoy in ihre Besitzthümer wieder eingesetzten Wrschowetze fielen undankbar von ihm ab. Wie nun Swatopluk im Jahre 1107 wohlgerüstet in Böhmen eindrang, fand sein Heer fast keinen Widerstand. Herzog Borziwoy musste flüchtig werden, und die Großen des Reiches erhoben den Swatopluk einstimmig und in der Weise eines Wahlherzogs auf den Thron, indem sie zugleich betheuerten, daß nach dessen Tode Niemand Anderer als Wladislaw die Herrschaft erben sollte.

Der entthronte Borziwoy fasste indeß den Muth, dem Kaiser Heinrich V., obgleich er erst unlängst gegen ihn gekämpft, die Vertheidigung seiner Rechte anheimzustellen. Durch Unterwerfung und mehr noch durch große Geschenke und glänzende Verheißungen bewog er den Kaiser leicht zur Vorladung seines Gegners. Swatopluk erhielt im Jahre 1107 einen Drohbrief, entweder sogleich auf dem Hoftage zu erscheinen, oder der Besetzung Böhmens durch kaiserliche Truppen gewärtig zu sein. Herzog Swatopluk, von Natur trotzig, wagte dießmal doch nicht, sich zu widersetzen; er versammelte also zur Sicherung seiner Person ein von seinem Bruder Otto befehligtes Heer an Böhmens Grenze, und ging sodann mit einer mäßigen Begleitung nach Sachsen. Allein der Kaiser ließ ihn nicht vor sich; vielmehr ward Swatopluk in Haft genommen, und dessen ansehnlich verstärktes Gefolge angewiesen, den Borziwoy als rechtmäßigen Herrn des Landes wieder einzusetzen. In der Nähe von Dohna stieß der Zug auf das zur Grenzhut ausgesandte böhmische Heer. Otto hatte das Geschehene leicht errathen, und überfiel die Deutschen; er gedachte sich Borziwoy's zu bemächtigen, aber dieser war zeitig genug nach Polen zu König Boleslaw III. entronnen.

In seiner Haft erst ward dem Swatopluk klar, wie Heinrich (den der Chronist Cosmas „geizig wie die Hölle" nennt) durch Gold allenfalls auf seine Seite zu bringen wäre. Zwar hatte Swatopluk die Erfahrung vor Augen, daß Heinrich trotz der Summen, welche Borziwoy II. aufgeboten, dennoch wenig oder nichts zu dessen Wiedereinsetzung gethan; allein Swatopluk glaubte den Nebenbuhler überbieten zu müssen. Er trug dem Kaiser zehntausend Mark Silber an; Heinrich nahm sie wirklich und bestätigte ihn; da jedoch das Geld früher gezahlt sein musste, ehe weitere kaiserliche Schritte zu hoffen waren, so durchwühlte Swatopluk die herzogliche Schatzkammer, welche Borziwoy schon vor ihm beinahe erschöpft hatte. Swatopluk legte also dem Adel und den Bürgern große Steuern auf; die Judenschaft musste ihr Geschmeide, der Bauer seinen Rothpfennig hergeben, Kirchen und Altäre wurden ihres Schmuckes entblößt und einem Nürnberger Juden verpfändet; gleichwohl fand sich nicht mehr als sieben-

tausend Mark Silber im ganzen Reiche. Für den Rest stellte sich Otto als Geisel, ging aber bald wieder heimlich davon. Swatopluk war noch nicht lange bei den Seinen, so gebar ihm seine Gemahlin Itha im Jahre 1108 einen Sohn; Kaiser Heinrich ward der Pathe desselben und bestimmte ihm nebst seinem Namen die an jenem schändlichen Kaufschillinge noch abgängigen dreitausend Mark, während er Swatopluk auch noch die Verpflichtung auferlegte, ihm bei dem bevorstehenden ungarischen Feldzuge Heerfolge zu leisten.

Des ungarischen Königs Coloman jüngerer Bruder Almus, nach der Mit- oder Alleinregierung strebend, hatte Kaiser Heinrichs Schaaren im September 1108 bereits an die Grenze Ungarns geführt, und belagerte Preßburg, während Swatopluk die Gegenden an der Waag verwüstete und mehrere Spione furchtbar verstümmelt dem Könige Coloman zurücksandte. Als Colomans treuer Bundesgenosse, der Polenkönig Boleslaw, von den Anfällen hörte, fiel er mit gewaltiger Hast — durch den enttrohnten Borziwoy gelenkt — in Böhmen ein, um den Swatopluk zum eiligen Rückzug aus Ungarn zu nöthigen. Es gelang dem Borziwoy, einen der einstweilen das Reich verwesenden Großen, Mutina von Wrschowetz, zum Verrathe zu stimmen; und so fielen allmälich mehrere böhmische Städte und Schlösser in seine Hände. Waczek, der andere Reichsverweser, des Wrschowetz Treulosigkeit durchschauend, schilderte jedoch dem Swatopluk die ganze Gefahr, in der er schwebe, und reizte ihn dadurch zu einer schauderhaften That. Swatopluk nämlich beschloß, das ganze Geschlecht der Wrschowetze vom Erdboden zu vertilgen. Aus Ungarn heraneilend, ließ er sogleich den Mutina in Stücke hauen und gab das Leben und die Güter der Wrschowetze Jedermann frei. Mutina's Gemalin und seine beiden Söhne wurden in Prag auf dem Altstädter Platze von Henkershand niedergestochen. Der mächtige Bosey von Wrschowetz wurde auf seinem Schlosse mit all' den Seinen ermordet, und wer nur irgend den Wrschowetzen verwandt, befreundet oder dienstbar war, entging dem Tode nicht. Dies entsetzliche Blutgericht, wobei über dreitausend Männer, Frauen und Kinder hingeschlachtet wurden, ereignete sich in den Oktobertagen 1108. Ein Einziger aus der Familie Wrschowetz, Namens Tista, soll entkommen sein.

König Coloman rächte sich, nachdem er sich mit Almus auf Heinrichs Zuthun vorläufig verglichen hatte, dadurch an Herzog Swatopluk, daß er noch in demselben Jahre Mährens Grenzgebiete verwüstete. Swatopluk eilte ihm entgegen, rannte sich aber, als er durch einen Wald sprengte, an einem Aste ein Auge aus. Dieses Unfalls wegen kehrte das Heer um; im nächsten Februar 1109 aber fiel der Böhmenherzog mit verdoppelter Wuth in Ungarn selbst ein, plünderte und sengte in der Neutraer Gespanschaft fürchterlich, that aber keinen eigentlichen Angriff, da er sein Gelüsten nach Beute gestillt hatte. Kaiser Heinrich, durch die im vorigen Jahre mißlungene Belagerung Preßburgs ohnehin erbittert, unterließ nicht den Schimpf zu rächen, den ihm König Boleslaw von Polen dadurch angethan, daß er das böhmische Hilfsheer aus Ungarn zur Vertheidigung des eigenen Heeres hinweglockte. Swatopluk durfte bei dem kaiserlichen Heere nicht fehlen; auch Wiprecht von Groitsch gesellte sich mit zweitausend Mann zu demselben. Heinrich fiel in Schlesien ein, und gleich die erste Belagerung Glogau's ging sehr unglücklich

von Statten, so auch jedes weitere Vordringen. Es ward Kriegsrath gehalten, und Swatopluk verließ am 21. September das Zelt Kaiser Heinrichs erst um Mitternacht. Auf dem Heimritte traf ihn jedoch tödtlich der Pfeil, welchen Tista, der Letzte der Wrschowetze, ihm zugedacht. Der alte Biograph Wiprechts gibt beiläufig zu verstehen, daß dieser Markgraf, der als Borziwoy's Schwager nie ein aufrichtiger Anhänger Swatopluks war, jene Mordthat vorher gewusst habe und sie dennoch gleichgiltig geschehen ließ.

Nach Herzog Swatopluks Tode war die Bestürzung im Heere allgemein. Wohin die Leiche gebracht wurde, ist nicht bekannt; ein späterer Chronist erst meldet, Swatopluk sei in der Abtei zu Kladrau, welche er selbst gestiftet, beigesetzt worden. Noch im Lager wählte man ihm einen Nachfolger. Die nachdrückliche Verwendung des Markgrafen Wiprecht für Borziwoy blieb fruchtlos. Wol aber gelang es der Beredsamkeit des schon oben genannten Waczek, daß, und zwar unter Beistimmung des gesammten böhmischen Kriegsheeres, Swatopluks Bruder, Otto der Schwarze, auf den Herzogsstuhl erhoben und vom Kaiser anerkannt wurde. Um ihn zu inthronisiren, begaben sich die Truppen auf den Rückweg, versetzten dadurch jedoch den Kaiser Heinrich in eine Gefahr, die er nicht vorhergesehen hatte; er fand sich nämlich durch die Polen von Sachsen abgeschnitten, und schlug sich nur unter schweren Verlusten durch den Feind. Die Einsetzung Otto's fand große Hindernisse; nur die Mährer allein waren für ihn; der Prager Bischof Hermann und die böhmischen Großen wollten sich vom Kaiser keinen Fürsten aufdringen lassen, und riefen, ihrem einstigen Eide getreu, den Wladislaw einmüthig zum Herzog aus. Otto beruhigte sich einstweilen mit der Hoffnung der Nachfolge. Herzog Wladislaw, dieses Namens der Erste, empfing also am 1. Oktober 1109 die Huldigung in der alten Hauptstadt Prag. Schleunigst wollte er an den Hof Kaiser Heinrichs V.; da zeigte sich, als er kaum Pilsen erreicht hatte, sein Bruder Borziwoy an der Spitze eines ihm vom Markgrafen Wiprecht zugeführten Kriegsheeres vor Prag. Schnell war die Stadt genommen, die Feste Wyschehrad ging durch Verrath über, der Bischof Hermann kam in Haft, als er gegen den neuen Herrn protestirte. Schon am Weihnachtstage ward Borziwoy als Herzog des Landes wieder ausgerufen. In Prag herrschte eine grenzenlose Verwirrung; Viele flohen, noch Mehrere raubten, die Meisten büßten über den schnellen Umwälzungen ihre Fassung ein. Herzog Wladislaw, nachdem er Eilboten an den Kaiser abgefertigt, dem er wohlweise gleich fünfhundert Mark Silbers als Geschenk (wenn nicht gar als sofortigen Jahreszins) bot, rückte vor Prag und schlug sich hier sogleich mit Wiprechts Sohne. Heinrich V. kam ebenfalls; denn, sagt Cosmas, jene fünfhundert Mark waren die goldene Kette, die das Reichsoberhaupt nach Böhmen zog (Neujahr 1110). Der Gegenherzog und seine Partei wurden nebst Wladislaw vor des Kaisers Richterstuhl nach Rokitzan geladen, während die Anarchie in Prag die größten Gräuelscenen hervorrief. Wladislaws Sache war jetzt natürlich die gerechteste; der vor etwa einer Woche auf den Thron erhobene Borziwoy wurde abermals gestürzt und sammt seinem Neffen, Wiprechts Sohne, nach Hammerstein am Rhein in Gewahrsam gebracht.

Herzog Wladislaw war kaum wieder im Besitz von Böhmen, als er die Empörer aufsuchen, hinrichten, blenden, mit Geld strafen und verweisen ließ, worauf denn neuerdings viele Mißvergnügte nach Polen gingen und sich hier zusammenrotteten. Leicht mochte sich bei solcher Lage der Dinge ein Mißtrauen um die Herzen Ottos und Wladislaws lagern. Der Mächtigere unter ihnen vergaß seines Vortheils nicht. Nach einer Zusammenkunft auf dem Schloße Sadska (13. Juli 1110), wo man über Staatsangelegenheiten verhandelt hatte, ward plötzlich der mährische Fürst angewiesen, die Veste Kriwoklad (Bürglitz) als sein nunmehriges Gefängniß zu beziehen. Otto würde geblendet worden sein, wenn Wladislaw nicht die moralische Kraft gehabt hätte, dieses Ansinnen einiger seiner Höflinge zurückzuweisen.

Nun saßen die Thronwerber, Borziwoy II. und Otto der Schwarze, zwar machtlos im Kerker, aber ein dritter Przemyslide, des böhmischen Herzogs jüngster Bruder, Sobieslaw, welcher sich, wie es scheint, freiwillig am polnischen Hofe aufhielt, drohte noch auf den Schauplatz zu treten. Wirklich überzog dieser, im Interesse des entthronten Bruders, und mit ihm König Boleslaw III. von Polen, den Böhmenherzog mit Krieg. Wladislaw verlor am 8. Oktober 1110 eine Schlacht an der Aupa, eine heiße Polenschlacht, in Folge deren es zum Frieden kam, den hauptsächlich Swatawa, die königliche Witwe Wratislaw I., vermitteln half. Der ganze Feldzug war blos für Sobieslaw einträglich, welchem im Jahre 1111 die Saazer Provinz zugewiesen wurde. Indeß kam es zwischen beiden Brüdern bald wieder zum Bruche; denn Sobieslaw ließ im Jahre 1113 eines Tages den, schon seit Swatopluks Zeiten hochgestellten Waczek erschlagen, weil er ihm eine Verschwörung zumuthete. Der Unbesonnene musste fliehen und ging neuerdings nach Polen. Wladislaw entledigte nun auch den Otto seiner beinahe dreijährigen Haft, und dieser trat wieder den Besitz von Olmütz an, wo er mit Sophie Gräfin von Berg, einer Schwester der Gemalin Herzog Wladislaws, vermält, noch lange Jahre in Ruhe regiert hat. Sobieslaw störte noch einmal den friedlichen Zustand, indem er 1114 mit einem Trupp Polen Glatz angriff und es in Brand steckte. Auch diese Gewaltthat wurde ihm von dem ältern Bruder verziehen; er erhielt die Provinz Königgrätz und bald darauf die fast gleichzeitig erledigten Fürstenthümer Brünn und Znaim. Die fünfzehnjährigen Zerwürfnisse unter den Przemysliden sollten nun aufs Schönste behoben werden. Dem Bündnisse Wladislaws I. mit Otto und Sobieslaw trat nämlich im Jahre 1115 auch König Boleslaw III. von Polen bei, was gleich zur Folge hatte, daß sich dieser bei den nächsten ungarischen Händeln neutral verhielt. Bei Gelegenheit einer Grenzberichtigung, welche 1116 sowohl von ungarischer, als von böhmischer Seite vorgenommen werden sollte, brach ein Zwiespalt und hierauf ein Gefecht aus, wobei zuerst die Böhmen, zuletzt die Ungarn empfindlich litten, bis der boshafte Urheber des Mißverständnisses entdeckt und der Streit in Güte beigelegt wurde.

Aus eigenem Antriebe beschloß jetzt Herzog Wladislaw, die Regierung zu Gunsten seines ältern Bruders niederzulegen. Borziwoy II., der sechs Jahre auf Hammerstein, von den Seinen getrennt, schmachtete, ward zurückberufen und ihm das Scepter Böhmens wieder ausgefolgt. Solche Großmuth erwiederte Borziwoy dadurch, daß er, was ein selte-

ner Fall in der Geschichte, die Regierung des Landes mit Wladislaw von dieser Zeit an (1117) theilte. Nachdem im Jahre 1119 noch ein ungarischer Feldzug in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Leopold (dem Heiligen) unternommen worden war, kam es zwischen Böhmen und Ungarn endlich zu einem dauerhaften Frieden.

Am 10. August 1120 mußte Herzog Borziwoy zum dritten Male den böhmischen Thron verlassen und das Land räumen. An seinem Sturze scheint die Faction des ihm von jeher abgeneigten Landadels Schuld gewesen zu sein, wie denn auch der gleichzeitige Chronist Cosmas aus offenbarer Furcht vor derselben — den Geheimnißvollen spielt. Nicht lange trug Borziwoy sein Schicksal; er starb in Ungarn am 2. Februar 1124, worauf man seine Leiche nach Prag in die St. Veitskirche übertrug. Von seinen Nachkommen wird später nur der einzige Jaromir genannt. Auch Sobieslaw verwirkte um diese Zeit seine mährischen Lande; Herzog Wladislaw gab nun das Znaimer Fürstenthum Luitolds Sohne, Konrad II.; das Olmützer erhielt Ulrich von Brünn, dessen Gebiet hiedurch beträchtliche Ausdehnung gewann. Sobieslaw klagte über das ihm zugefügte Unrecht bei Kaiser Heinrich; aber dieser bedurfte des Wladislaw Beistand zu sehr, um Jenem Gehör zu geben.

Die Przemysliden hatten nämlich ihre Ansprüche auf die Mark Meissen ihrem Schwager, Wiprecht von Groitsch, überlassen, welchen der Kaiser auch mit der Niederlausitz belehnt hatte. Nun aber wollte im Jahre 1123 Herzog Lothar von Sachsen die Meissner Mark für Konrad von Wettin behaupten, worüber böhmische Truppen ins Land rückten. Man schlug sich jedoch nicht, und die streitige Mark blieb, als Wiprecht im folgenden Jahre (22. Mai 1124) im Kloster zu Peggau starb, in Konrads Händen. Eine zehrende Krankheit, welche den Herzog Wladislaw befiel, rief seinen Bruder wieder nach Böhmen. Sobieslaw fand jetzt an seiner königlichen Mutter und an dem durchreisenden Bamberger Bischofe Otto (nachmaligem Apostel der Pommern) kräftige Fürsprecher; denn der sterbende Herzog ernannte nicht den an Jahren ältern und einst schon vom Kaiser bestätigten Otto, sondern vielmehr den Sobieslaw zu seinem Nachfolger, eine Ernennung, welche die Nation so beifällig aufnahm, daß Sobieslaw sich später selbst rühmen konnte, er habe das Herzogthum durch die Wahl seines Bruders und die aller Großen des Landes erhalten. Am 12. April 1125 starb Herzog Wladislaw, und bei seiner Dynastie blieb nun bis zu deren Erlöschen die böhmische Herzogs- und Königswürde. Wladislaws Leichnam ward auch wieder in der Kladrauer Stiftsgruft beigesetzt und von seinen drei Söhnen kam der erste, Wladislaw, nach dem Oheim zur Regierung, der andere, Theobald, griff entscheidend in alle Staatsgeschäfte ein, und der dritte, Heinrich, ward Vater des Kirchen- und dann Landesfürsten, Heinrich Brzetislaw. Unter Herzog Wladislaws Münzen sind diejenigen charakteristisch, auf denen er im Kampfe gegen ein wildes Thier abgebildet erscheint. Zu derselben Zeit erlosch auch mit Heinrich V. der fränkische Kaiserstamm, und Cosmas, Böhmens ältester Geschichtschreiber schied am 21. Oktober 1125 gleichfalls von dieser Welt, noch am Schlusse seiner Chronik die Seelenfreude äußernd, daß Sobieslaw ohne Unruhe und Blutvergießen den Thron bestiegen habe.

Achthundertjährige Chronik des Riesengebirges, nebst einem Anhange von Rübezahl.

Eine Gegend, wie jene unseres Riesengebirges, hat begreiflicherweise nur vereinzelte denkwürdige Ereignisse, und oft mehr im Natur-, als im Menschenleben. Es können daher alle Versuche, solche besonders erinnernswerthe Vorfälle zu sammeln, und nach der Zeitfolge zu ordnen, nur auf das Verdienst von „Memorabilien" Anspruch machen. Gleichwohl dürfen wir, im Sinne unseres vaterländischen Werkes, das Nachstehende als Riesengebirgschronik deßhalb bezeichnen, weil ein Zeitraum von fast acht hundert Jahren darin umfasst wird, und der Faden der Begebenheiten (ausnahmsweise — da die illustrirte Chronik in der Regel nur zu dem Jahre 1648 reicht) bis auf unsere neuesten Tage fortgeführt erscheint.

1006 soll nach der Trautenauer Stadtchronik von Johann Hetkowe oder Chotkowe, die lauwarme Quelle zum Johannisbrunnen oder Johannisbad entdeckt worden sein. Erst im Jahre 1680 wurde sie auf Veranstaltung des Fürsten Schwarzenberg untersucht und beschrieben.

1009 soll das Städtchen Fryheit unter dem böhmischen Herzoge Udalrich von Peter Hostelvosky erbaut worden sein; es verdankt seinen Ursprung dem Gold- und Silberbergbau, welcher am goldenen Rehhorn in älteren Zeiten betrieben wurde; es wurde von Ferdinand dem I. und Rudolph den II. mit den Freiheiten und Gerechtsamen der Bergstädte begnadigt, welche auch von Ferdinand dem III. 1648 bestätigt wurden.

1108. In diesem Jahre sollen die warmen Quellen zu Schlesisch-Warmbrunn entdeckt worden sein. Nach andern geschah die Entdeckung derselben 1175.

1110, als der große Poleneinfall in Böhmen geschah und der polnische König Boleslaw zornentglüht wieder der Landesgrenze zueilte, folgten die Böhmen dem Feinde bis an die Riesengebirgspässe hinter Trautenau und griffen die Polen hier (8. Oktober) so ungestüm an, daß es zu einer großen Schlacht zwischen beiden Heeren kam. Aber die Böhmen, die sich übereilt hatten, mußten weichen. Als der tapfere Dietrich, Sohn des Buz, die Schlacht verloren und die Böhmen auf der Flucht begriffen sah, rief er seinen Kampfgenossen zu: wer ein Herz habe, sich dem Tode für's Vaterland zu weihen, sollte ihm folgen. An hundert wackere Männer zeigten sich sogleich bereit, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Diese warfen sich dem stärksten Haufen der siegreichen Feinde entgegen, tödteten deren an 1000 Mann und blieben endlich, von Pfeilen und Speeren überschüttet, sämmtlich auf dem Platze. Der Verlust der Böhmen war groß; aber die Polen hatten nicht den Muth, ihren Sieg weiter zu verfolgen, sondern überschritten schon am dritten Tage das Riesengebirg und zogen heim.

1148 soll Schmiedeberg, das erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine Stadt wurde, durch einen Bergmeister Lorenz Angel, der Eisenerz hier graben und Eisenhämmer anlegen ließ, entstanden sein.

1156 soll es gleichfalls schon zu Kupferberg metallurgische Geschäfte gegeben haben.

1190 wurde der Sage nach Greiffenstein von Herzog Bolko dem Kahlen als eine Grenzfestung gegen die Einfälle der Böhmen erbaut. Im dreißigjährigen Kriege eroberte es nach einem äußerst langen Widerstande der schwedische General Königsmark.

1241. Als die Tartaren in Schlesien einfielen, sollen alle — dazumal in Schlesien an 6000 Mann sich belaufenden Berg- und Hüttenleute aufgeboten worden, und größtentheils auch in der Schlacht bei Wahlstadt geblieben sein, wodurch auch der Bergbau des Riesengebirges in großen Verfall gerathen ist.

1242 wurde Grüßau von der Herzogin Anna, Gemalin des Herzogs Heinrich des Frommen, gestiftet und mit Benediktinermönchen besetzt, die es aber für 240 Mark Silber dem Herzoge Bolko 1289 mit der Bedingung verkauften, es zu einer geistlichen Stiftung zu verwenden; dieser gab Grüßau 1292 den Cisterzienser-Chorherren.

1292 wurde der Kynast vom Herzog Bolko zu Schweidnitz erbaut, oder vielmehr das auf diesem Berge schon bestandene Jagdhaus von ihm befestigt und Neuhauß genannt.

1304 wurde die katholische Pfarrkirche Sct. Erasmus und Pankratius zu Hirschberg erbaut (wahrscheinlicher der Bau in diesem Jahre vollendet).

1366. Zufolge Urkunde vom 11. Januar gab Kaiser Karl der IV. den Städten Hirschberg, Haynau und Landshut die Freiheit ihre Waaren zollfrei nach Breslau zu führen und zu verkaufen, welches Recht auch die Handelsleute von Breslau in den erwähnten Städten erhielten.

1377 schenkte Kaiser Karl der IV. seinem Waffenträger, dem Ritter Hans Gotsche-Schaf, Ahnherrn des gräflichen Geschlechts der Schafgotsche, die Besitzung Kynast, Greiffenstein, Friedeberg, die Iser mit den ganzen umliegenden ungeheueren Waldungen. Nach Andern geschah diese Schenkung 1360.

1384. Schon in diesem Jahre war die Pfarrkirche zur heil. Dreifaltigkeit in Stiepanitz mit einem Pfarrer besetzt; später war sie Filiale von Branna; in neuer Zeit wieder zur Pfarre erhoben und 1812 vom Grafen Johann Nepomuk Harrach renovirt, erweitert und mit einem Thurme versehen.

1403. Den 16. Juni stiftete Gotthard Gotsche-Schaf die Propstei Warmbrunn mit 50 Ordensbrüdern. Nach Andern wurden vom Stifte Grüßau, dem der Stifter die Propstei unterwarf, vier Geistliche hieher gesetzt.

1424 wurde das zu Mönchsdorf an der Elbe (Domäne Starkenbach) früher bestandene Malteserstift von den Hussiten zerstört.

1426 wurde das Kynast von den Hussiten vergeblich belagert.

1447 wurde das Schloß Schatzlar, dessen Besitzer, Johann Kolbe, Räuberei und Weglagerung getrieben, von den Schlesiern und Lausitzern zerstört. Reste desselben finden sich noch vor. Das gegenwärtige Schloß wurde 1750 von den Jesuiten erbaut, brannte 1759 durch einen Blitzstrahl zum Theile ab, wurde 1770 wieder hergestellt, 1778 aber im Kriege von den Preußen zum Theil verwüstet.

1470 wurde durch einen Hirschberger Handwerksburschen Joachim

Wirth, der eigentlich zuvor ein Schuhmacher war, aber in Harlem zu einem Schleierweber in die Lehre gegangen war, die erste Webe dicken Schleiers gewebt. Die erste Webe dünner Schleier wurde erst 1623 — 24 zu Gränau durch Martha Maybaum verfertigt; die geblümten aber erst 1711 zu Seydorf durch Christian Melchior Keinmann.

1481 wurde die Brunnenkirche Sct. Anna auf dem Gröbelsberge von den Brüdern Welko und Konrad von Girsdorf erbaut, ging aber nachdem wieder ein.

1533 wurde statt dem von den Hussiten gleichmäßig mit dem Stiepanitzer zerstörten, das nun von Beamten bewohnte herrschaftliche Schloß zu Branna von Wilhelm von Waldstein aufgeführt und war eine Zeit lang der Sitz der Herren von Waldstein auf Stiepanitz und Branna.

1535 erhielt der früher Girsdorf genannte Ort an der Elbe den Namen Hohenelbe.

1556. Vor diesem Jahre datirt die erste Ansiedlung des Städtchens Schwarzenthal, das früher von einer durch die Bergleute erbauten Kapelle, die sie Gotteshilfe nannten, auch diesen Namen führte. Eucharia von Gendorf schenkte zu dieser Ansiedlung die ersten Gründe und Felder.

1558 wurde zu Rochlitz von Albrecht Gottfried Krzinetzky, Herrn auf Starkenbach und Rochlitz, zuerst eine Kirche von Holz, die heutige aber 1754 vom Grafen Ernst Guido von Harrach neu von Stein erbaut.

1566 wurde das herrschaftliche Schloß zu Hohenelbe von Christoph von Gendorf erbaut, nach andern schon im Jahre 1536.

1568 wurde die Kirche zu Marschendorf zuerst von Holz, im Jahre 1608 in der jetzigen Gestalt von Stein erbaut.

1611 finden sich die ersten Spuren von dem Rübenzahls-Spuke in der Riesengebirgsgegend, u. z. gleichzeitig auf böhmischer und schlesischer Seite. Wahrscheinlich gaben die wälschen Edelsteinsucher, die sich hier regelmäßig einfanden und bereicherten, den Stoff zu dem Gespensterglauben — ja sie mochten die Reisenden selbst in allerlei abenteuerlichen Zauber- und Teufelsgestalten absichtlich heimgesucht und zurückgeschreckt haben. —

1617 wurde zu Schreiberhau in Hoffnungsthal die erste Glashütte von Wolfgang Preußler, einem Böhmen, angelegt.

1622 wurde zu Marschendorf die katholische Religion wieder eingeführt.

1627 geschah zu Warmbrunn das Unglück, daß bei der Einrichtung des gräflichen Badgebäudes das noch unbedeckte Gewölbe einstürzte und 10 Personen im Bade erschlug.

1651 ließen sich an 80 verfolgte böhmische utraquistische Familien als Ansiedler in den Thälern des Zackens, wo heutzutage Schreiberhau liegt, nieder.

1652 — 1654 wurden zu Folge eines vom Kaiser Ferdinand III. gegebenen Befehles, daß an allen Orten, deren Religionsfreiheit nicht durch den Westphälischen Friedensschluß namentlich ausbedungen wäre, die evangelischen Kirchen eingezogen werden sollten, auch den verschiedenen Gebirgsgemeinden ihre Kirchen genommen, und ihre Geistlichen mit Weib und Kind der rauhen Jahreszeit ungeachtet vertrieben. (Zu Reib-

nitz geschah dies den 23. Februar, zu Greiffenberg den 25. Februar 1654.)

1654 wurde im Thale der kleinen Iser zu Witkowitz an der Westseite des Heidelberger Ziegenrückens und unter dem Johannsberge und dem Eschenstein, im heutzutage sogenannten hintern Winkel eine Glashütte errichtet, 1792 aber wieder kassirt, das Hüttengut von der Obrigkeit wieder angekauft und die Gegend colonisirt.

1661 schrieb der Leipziger Magister Johannes Prätorius (geboren zu Zetlingen in der Altmark, † zu Leipzig 25. Oktober 1680) — ohne Zweifel im Auftrag der wälschen und deutschen Edelsteinsucher — ein ganzes Buch über den Dämon Rübezahl, betitelt:

DæMonoLogIa rVbezaLII sILesII Leipzig (1661) in 12°, wodurch der Verruf des Riesengebirges auf's Höchste gesteigert, und der Glaube an den „Herrn der Berge" dies= oder jenseits des Gebirges tief eingewurzelt worden ist. Seither haben müßige Poeten die Anzahl der Rübezahlschwänke ins Unendliche vermehrt.

1666 den 15. Dezember ging im Riesengrunde eine Schneelehne nieder, zerdrückte zwei Bauden und schleuderte sie mehr als 500 Schritte von ihrer Stelle. Acht Bewohner derselben verloren das Leben.

1667 wurde die berühmte Papierfabrik in Hohenelbe von Christoph Weiß gegründet, aber in den Jahren 1824 bis 30 von ihrem heutigen Besitzer Gabriel Ettel bedeutend erweitert.

1668 wurde die Kapelle auf der Riesenkoppe von dem damaligen Kammerpräsidenten Christoph Leopold Grafen von Schafgotsch zu bauen angefangen und 1673 vollendet und zum katholischen Gottesdienste eingeweiht. (Wahrscheinlich ist 1688 das Jahr des vollendeten Baues.)

1674 den 31. August traf ein Wetterstrahl den Thurm, das Dachwerk und Gebälke der Gemächer des Kynast, das Feuer zerstörte Alles bis auf das Mauerwerk, und seit diesem Brande liegt die Burg öde und zum Theil verfallen.

1679 edirt der Jesuit Bohuslaus Balbin († 1688) den ersten Band seiner Miscellanea regni Bohemiæ, worin in die Topographie Böhmens bereits ein interessantes Kapitel über den Geist des Riesengebirges: de spectro Ribenzall in montibus Kerkonosse (p. 14—22) eingeschaltet erscheint.

1696 wurden in der Hampelbaude, die in älterer Zeit auch die Koppenbaude genannt wurde, zum Gedächtniß bereits hier gewesener und zum Vergnügen künftig noch nachkommender Reisenden die noch bestehenden Koppenbücher eingeführt.

1696 stellten auch einige Liebhaber eine Lustreise nach dem Riesengebirge an, und legten ihre Beobachtungen in einem kurzweiligen Buche nieder, welches den Titel führt: Vergnügte oder unvergnügte Reise auf das weltberühmte Riesengebirge, Hirschberg 1736 in Quart.

1700 sollen sich zwei wegen eines Duelles flüchtig gewordene Prager studiosi Medicinæ im schlesischen Riesengebirge niedergelassen und die nachherige Laboranten=Innung zu Krummhübel begründet haben. Johann Exner und Melchior Großmann sollen die ersten Schüler dieser Flüchtlinge gewesen sein.

1707 wurde auf Verwendung Karls des XII., Königs von Schweden, mit Bewilligung der österreichischen Regierung eine protestantische

Schule zu Hirschberg zu errichten erlaubt; sie sollte Anfangs blos eine Bildungsanstalt für bürgerliche Zöglinge sein; allein schon seit 1710 wurde der Lehrplan erweitert und 1713 ein Rektor angestellt und ihm sechs Kollegen zur Besorgung von fünf Lehrklassen beigegeben; bald darauf bestellte man noch einen Conrektor und einen Prorektor. Seit 1811 erhielt die Schule den Titel eines Gymnasiums, und sein Rektor 1815 den eines Direktors.

1709 den 25. April ward von dem dazu ernannten kaiserlichen Kommissarius Grafen Zinzendorf und dem damaligen Landeshauptmann der beiden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, Grafen Schafgotsch, der Platz zu der zu erbauenden evangelischen Kirche und Schule zu Landshut abgesteckt, und am 2. Mai desselben Jahres unterzeichnete zu Wien Kaiser Joseph I. die förmliche Erlaubniß zur Erbauung selbst, nachdem die hiesige Gemeinde 50.000 fl. als ein Geschenk an die kaiserliche Schatulle bezahlt hatte.

1718 wurde nach Verlauf von 9 Jahren der Bau der schönen Hirschberger evangelischen Kirche vollendet. In demselben Jahre wurde auch die längst eingegangene frühere Brunnkirche St. Anna auf dem Gröbelsberge vom Grafen Heinrich Anton von Schafgotsch wieder neu erbaut.

1732 wurde statt der eingegangenen Seifenbacher Hütte durch Joseph Müller die berühmte Glashütte zu Neuwelt erbaut, die gegenwärtig eine der bedeutendsten Fabriken ihrer Art in Europa ist. 1764 wurde sie verpachtet, seit 1796 aber wieder auf eigene Rechnung betrieben.

1738 ließen die Grafen Schafgotsch die Quellen des Flinsberger Säuerlings, den das gemeine Volk noch bis jetzt den Bierbrunnen nennt, untersuchen, und setzten ihn darauf seit dem Jahre 1754 in den gegenwärtigen Stand.

1742 ging in Folge der von der österreichischen Armee den 10. April das Jahr vorher bei Molwitz verlornen Schlacht, durch den zu Berlin am 26. Juli unterzeichneten Frieden die kleinere nördliche Hälfte des Riesengebirges mit Schlesien an Preußen über.

1743 wurde der Grundstein zur lutherischen Kirche in Schmiedeberg gelegt, nachdem die Religionsgemeinde fast ein Jahrhundert hindurch eines Gebäudes zur öffentlichen Gottesverehrung entbehrt hatte, indem ihr die Pfarrkirche im Jahre 1654 weggenommen und den Katholiken eingeräumt wurde, die sie noch jetzt haben.

1746 den 1. November brannte der größte Theil von Niederschmiedberg ab.

1747 den 25. Jänner wurde auf dem Innsersberge bei Rudelstadt der erste Schurf geworfen, und der erste Bau der Adler genannt. Die ersten 15 Centner Kupfer gingen das Jahr darauf zur Messing-Fabrik nach Oberschlesien. Bald entstand bei zunehmendem Bergsegen die Kolonie, Adlersruhe genannt.

1754 wurde dem Dorfe Sittowa gegenüber, am Einflusse der kleinen Iser in die große, das herrschaftliche aus zwei Hochöfen, zwei Frischfeuern und einem Zeughammer bestehende Eisenwerk Ernsthal mit einem Aufwande von 70,000 fl. errichtet.

nitz geschah dies den 23. Februar, zu Greiffenberg den 25. Februar 1654.)

1654 wurde im Thale der kleinen Iser zu Witkowitz an der Westseite des Heidelberger Ziegenrückens und unter dem Johannsberge und dem Eschenstein, im heutzutage sogenannten hintern Winkel eine Glashütte errichtet, 1792 aber wieder kassirt, das Hüttengut von der Obrigkeit wieder angekauft und die Gegend colonisirt.

1661 schrieb der Leipziger Magister Johannes Prätorius (geboren zu Zetlingen in der Altmark, † zu Leipzig 25. Oktober 1680) — ohne Zweifel im Auftrag der wälschen und deutschen Edelsteinsucher — ein ganzes Buch über den Dämon Rübezahl, betitelt:

DæMonoLogIa rVbezaLII sILesII Leipzig (1661) in 12°, wodurch der Verruf des Riesengebirges auf's Höchste gesteigert, und der Glaube an den „Herrn der Berge" dies- oder jenseits des Gebirges tief eingewurzelt worden ist. Seither haben müßige Poeten die Anzahl der Rübezahlschwänke ins Unendliche vermehrt.

1666 den 15. Dezember ging im Riesengrunde eine Schneelehne nieder, zerdrückte zwei Bauden und schleuderte sie mehr als 500 Schritte von ihrer Stelle. Acht Bewohner derselben verloren das Leben.

1667 wurde die berühmte Papierfabrik in Hohenelbe von Christoph Weiß gegründet, aber in den Jahren 1824 bis 30 von ihrem heutigen Besitzer Gabriel Ettel bedeutend erweitert.

1668 wurde die Kapelle auf der Riesenkoppe von dem damaligen Kammerpräsidenten Christoph Leopold Grafen von Schafgotsch zu bauen angefangen und 1673 vollendet und zum katholischen Gottesdienste eingeweiht. (Wahrscheinlich ist 1688 das Jahr des vollendeten Baues.)

1674 den 31. August traf ein Wetterstrahl den Thurm, das Dachwerk und Gebälke der Gemächer des Kynast, das Feuer zerstörte Alles bis auf das Mauerwerk, und seit diesem Brande liegt die Burg öde und zum Theil verfallen.

1679 edirt der Jesuit Bohuslaus Balbin († 1688) den ersten Band seiner Miscellanea regni Bohemiæ, worin in die Topographie Böhmens bereits ein interessantes Kapitel über den Geist des Riesengebirges: de spectro Ribenzall in montibus Kerkonosse (p. 14—22) eingeschaltet erscheint.

1696 wurden in der Hampelbaude, die in älterer Zeit auch die Koppenbaude genannt wurde, zum Gedächtniß bereits hier gewesener und zum Vergnügen künftig noch nachkommender Reisenden die noch bestehenden Koppenbücher eingeführt.

1696 stellten auch einige Liebhaber eine Lustreise nach dem Riesengebirge an, und legten ihre Beobachtungen in einem kurzweiligen Buche nieder, welches den Titel führt: Vergnügte oder unvergnügte Reise auf das weltberühmte Riesengebirge, Hirschberg 1736 in Quart.

1700 sollen sich zwei wegen eines Duelles flüchtig gewordene Prager studiosi Medicinæ im schlesischen Riesengebirge niedergelassen und die nachherige Laboranten-Innung zu Krummhübel begründet haben. Johann Exner und Melchior Großmann sollen die ersten Schüler dieser Flüchtlinge gewesen sein.

1707 wurde auf Verwendung Karls des XII., Königs von Schweden, mit Bewilligung der österreichischen Regierung eine protestantische

Schule zu Hirschberg zu errichten erlaubt; sie sollte Anfangs blos eine Bildungsanstalt für bürgerliche Zöglinge sein; allein schon seit 1710 wurde der Lehrplan erweitert und 1713 ein Rektor angestellt und ihm sechs Kollegen zur Besorgung von fünf Lehrklassen beigegeben; bald darauf bestellte man noch einen Conrektor und einen Prorektor. Seit 1811 erhielt die Schule den Titel eines Gymnasiums, und sein Rektor 1815 den eines Direktors.

1709 den 25. April ward von dem dazu ernannten kaiserlichen Kommissarius Grafen Zinzendorf und dem damaligen Landeshauptmann der beiden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, Grafen Schafgotsch, der Platz zu der zu erbauenden evangelischen Kirche und Schule zu Landshut abgesteckt, und am 2. Mai desselben Jahres unterzeichnete zu Wien Kaiser Joseph I. die förmliche Erlaubniß zur Erbauung selbst, nachdem die hiesige Gemeinde 50.000 fl. als ein Geschenk an die kaiserliche Schatulle bezahlt hatte.

1718 wurde nach Verlauf von 9 Jahren der Bau der schönen Hirschberger evangelischen Kirche vollendet. In demselben Jahre wurde auch die längst eingegangene frühere Brunnkirche St. Anna auf dem Gröbelsberge vom Grafen Heinrich Anton von Schafgotsch wieder neu erbaut.

1732 wurde statt der eingegangenen Seifenbacher Hütte durch Joseph Müller die berühmte Glashütte zu Neuwelt erbaut, die gegenwärtig eine der bedeutendsten Fabriken ihrer Art in Europa ist. 1764 wurde sie verpachtet, seit 1796 aber wieder auf eigene Rechnung betrieben.

1738 ließen die Grafen Schafgotsch die Quellen des Flinsberger Säuerlings, den das gemeine Volk noch bis jetzt den Bierbrunnen nennt, untersuchen, und setzten ihn darauf seit dem Jahre 1754 in den gegenwärtigen Stand.

1742 ging in Folge der von der österreichischen Armee den 10. April das Jahr vorher bei Molwitz verlornen Schlacht, durch den zu Berlin am 26. Juli unterzeichneten Frieden die kleinere nördliche Hälfte des Riesengebirges mit Schlesien an Preußen über.

1743 wurde der Grundstein zur lutherischen Kirche in Schmiedeberg gelegt, nachdem die Religionsgemeinde fast ein Jahrhundert hindurch eines Gebäudes zur öffentlichen Gottesverehrung entbehrt hatte, indem ihr die Pfarrkirche im Jahre 1654 weggenommen und den Katholiken eingeräumt wurde, die sie noch jetzt haben.

1746 den 1. November brannte der größte Theil von Niederschmiedberg ab.

1747 den 25. Jänner wurde auf dem Innersberge bei Rudelstadt der erste Schurf geworfen, und der erste Bau der Adler genannt. Die ersten 15 Centner Kupfer gingen das Jahr darauf zur Messing-Fabrik nach Oberschlesien. Bald entstand bei zunehmendem Bergsegen die Kolonie, Adlersruhe genannt.

1754 wurde dem Dorfe Sittowa gegenüber, am Einflusse der kleinen Iser in die große, das herrschaftliche aus zwei Hochöfen, zwei Frischfeuern und einem Zeughammer bestehende Eisenwerk Ernsthal mit einem Aufwande von 70,000 fl. errichtet.

1755 zerschmetterte der Blitz eine Säule der Granitfelswände in der kleinen Schneegrube, von oben bis auf den Grund, wodurch eine Lage Molybdän aufgeschlossen wurde.

1757 zerspaltete der Blitzstrahl einen Theil der, die Drei-Steine genannten Felsen, wovon die abgesprungenen Blöcke noch herumliegen.

1759 feierte die Hirschberger evangelische Gemeinde das erste 50jährige Jubiläum der Gnadenkirche. Es wurde bei dieser Gelegenheit eine Medaille geschlagen, deren Avers eine Ansicht des rauhen Gebirges mit den darauf zerstreut liegenden Kirchen zu Niederwiese, Harpersdorf und Propsthain enthält. Von verschiedenen Seiten her wandeln mühselig Menschen nach ihr hin und darüber die Aufschrift: Ach Gott, wie weit! Auf dem Revers sieht man die Hirschberger Gnadenkirche von Linden umgeben mit der Uiberschrift: Gott Lob, wie nahe! In der Exesque die Worte: Hirschberg'sches fünfzigjähriges evangelisches Kirchenjubiläum 1759.

1771 (ohne näheres Datum) schlug der Blitz in die Kapelle der Koppe, zerriß die dicke Mauer auf der einen Seite von unten bis oben hinaus, zersplitterte den Dachstuhl und schlug der am Altare stehenden Statue des heil. Laurenz den Kopf ab.

1771—73 hatte die in Folge einer vorhergegangenen allgemeinen Hungersnoth ausgebrochene furchtbare Ruhr und sogenannte Faul- oder bösartige Nervenfieber-Epidemie auch das an Getreide ohnedies so arme Riesengebirge verwüstet und viele hundert Menschen weggerafft. Man nannte sie allgemein nur die Hetkrankheit (Hauptkrankheit).

1775 wurde das große Schreiberhauer Vitriolwerk, das größte in dem preußischen Staate, von den Gebrüdern Preller angelegt.

1778 erschien die erste eigentliche Monographie des Riesengebirges unter dem Titel: Reisen nach dem Riesengebirge von Pastor Johann Tobias Volkmar, Bunzlau in der Waisenhaus-Druckerei 1778, 8.

1778—79 wurden nach geschlossenem Teschner Frieden die Gartenanlagen auf dem Kalvarienberge bei Hirschberg (früher Galgenberg) von dem damaligen Stadtdirektor von Schönau (unter dessen Leitung) begonnen; das Gesellschaftshaus aber vom Magistrate, mehreren angesehenen städtischen Familien und der Kaufmannschaft auf gemeinschaftliche Kosten nach holländischer Bauart im Jahre 1784 aufgeführt. Die Lustparthien des ganzen Berges wurden 1786 vollendet. Jünger sind die gleichfalls durch Stadtdirektor von Schönau bewirkten Anlagen des Helikons und Hausberges.

1785. Der diesjährige Winter zeichnete sich durch große Kälte und besonders durch die ungeheuere Menge Schnee aus, die nicht nur das Gebirge, sondern selbst das flache Land bedeckte. Im Gebirge war aus dieser Ursache ungeachtet der großen Bevölkerung und des lebhaften Verkehrs die Kommunikation öfters mehrere Tage hindurch völlig unterbrochen, und viele Menschen verloren auf den tiefverschneiten Gebirgssteigen ihr Leben. Anfangs des Monats März war neuerdings wieder eine so ungeheuere Menge Schnee gefallen, daß dies selbst den ältesten Leuten eine neue Erscheinung war; sie schmolz gegen Ende des Monats zum Theil hinweg, um sich Anfangs April neuerdings auf eine fast unglaubliche Weise zu ersetzen; ihr folgte alsdann mit einem Male sehr warme Witterung mit Gewitter und starken Regengüssen, wodurch diese

ungeheuere Schneelast so zu sagen auf einmal hinwegthaute. Nicht nur die Gebirgswässer, sondern selbst alle Flüsse des Landes stiegen deshalb zu einer unerhörten Höhe. Der niedrige Theil der Hirschberger Vorstädte, die Sechsstädte genannt, war mit allen jenseits des Bober gelegenen Dörfern zwei Tage von der Stadt abgeschnitten, man musste sich auf die Böden retten und Lebensmittel wurden den Bedrängten auf Flößen zugeführt. — Da man keine gewissen Zeichen von der Höhe des Wassers in den Jahren 1709 und 1728, die wegen des erlittenen außerordentlichen Wasserschadens die denkwürdigsten in diesem Jahrhunderte sind, hat, so bleibt es ungewiß, welche dieser Fluthen die stärkste war.

1785 den 20. Juli ergab sich eine der größten Uiberschwemmungen des Zackens; ihr folgte den 14. und 15. Oktober desselben Jahres eine noch größere, das Wasser stand dabei noch um 1 $1/_{2}$ Fuß höher als bei der ersten und gegen 18 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand.

1785 den 27., 28., 29. August, war im Greiffenberg'schen eine solche Kälte, daß sich die mit der Ernte beschäftigten Leute mit Pelzen und Mützen verwahrten. Auf der Riesenkoppe lag der Schnee 3 Finger dick und die am Kamme des Gebirges befindlichen Teiche waren so stark gefroren, daß die hinunter geworfenen Steine auf dem Eise liegen blieben.

1786. Das diesjährige Frühjahr zeichnete sich vordersamst in ganz Schlesien durch ungewöhnliche und anhaltende Trockenheit aus. Erst den 24. Juni trat Regen ein, der sich fast täglich wiederholte und am 23. August so anhaltend niederging, daß die Erde keine Feuchtigkeit mehr aufzunehmen im Stande war, und alle, zumal die Gebirgswässer, zu einer Höhe anwuchsen, die sie seit langer Zeit nicht mehr erreicht hatten. Die ungewöhnliche Witterung veranlaßte die seltene Erscheinung im Riesengebirge, daß die Holzflößung auf dem Queiße und andern Gebirgsflüssen, die sonst gewöhnlich im April Statt findet, erst im Julius bewerkstelligt werden konnte.

1786 den 21. August, gegen 11 Uhr Mittags stürzte in Folge mehrere Wochen hindurch anhaltender Regengüsse und eines desselben Vormittag eingetretenen starken Gewitters ein Theil des eine halbe Stunde hinter Arnsdorf sich erhebenden Schuttbergs, der Dietrich genannt, gegen Schmiedberg ein. Der Riß betrug 30—36 Ruthen in die Höhe, 24—30 in die Breite, die Ruthe zu 156 Zoll rheinländisch.

1786. Vom 5. bis 8. des Wintermonates wüthete im Riesengebirge ein fürchterlicher Orkan, dessen Richtung von Ost nach West ging. Ein großer Theil der in dieser Richtung seiner Wuth ausgesetzten Wälder wurde nicht nur entwurzelt, sondern auch hie und da wie in einem Wirbel niedergedreht und durcheinander geworfen, Wohngebäude ihrer Dächer beraubt und selbst untere Geschoße der Häuser oft zerrissen, theils verschoben oder ganz aus ihrer Stelle weit hinweggeschleudert. Blos in dem Hohenelber Revier wurde der daraus entstandene Windbruch auf 100,000 Klafter angeschlagen. In den Herrschaft Starkenbacher Gebirgswaldungen selbst über 150,000 Klafter.

1787 den 21. Oktober ward der Stadt Hirschberg die königliche Bewilligung zur Anlegung einer Zuckerraffinerie; der Bau dieser für das ganze Gebirge und selbst für das Land so wichtigen Fabriksanstalt wurde

so eifrig betrieben, daß die Siederei schon am 6. Jänner des folgenden Jahres eröffnet werden konnte.

1788 (und wiederholt 1791) kam heraus: Versuch einer topographischen Beschreibung des Riesengebirges (nebst einem Kapitel über Rübezahl) von Franz Fuß. Dresden 1788, in Quart.

1789. Der Anfang des Winters von 88 auf 89 zeichnete sich im Gebirge durch große, an einzelnen Tagen selbst außerordentliche Kälte aus. Nach Landshuter Beobachtungen zeigte das Reaumur'sche Thermometer schon am 26. November 16° unter 0. Am 8. und 9. Dezember stieg die Kälte bei Ostwind bis auf 20°, wo sie dann wieder abfiel. Am 13. wuchs sie wieder bei Westwind. Am 14. stand das Thermometer auf 23°, am 17. früh auf 25°, Abends 25½°, am 18. früh 25°, zu Mittag 16°, Abends 15°. Am höchsten stieg die Kälte in der Nacht vom 26. bis 27. Dezember; am letzten Tage früh bei Nordostwind 26½°. Man kann annehmen, daß im hohen Gebirge, wo leider Niemand meteorologische Beobachtungen machte, die Kälte verhältnißmäßig noch um 1—2° schärfer war. Viele Menschen wurden ein Opfer dieser außerordentlichen Kälte, die meisten am 24. Dezember, der durch heftiges Sturm- und Stöberwetter und schneidende Kälte der fürchterlichste Tag dieses Winters war. Alle Wege waren ungangbar, in vielen Dörfern konnte die Christnacht nicht gefeiert werden; wen Bedürfniß auf die Gasse trieb, dem froren die Augen zu, wenn er kaum hundert Schritte zurückgelegt hatte, und vielen benahm der Sturm den Athem.

1791 gab die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften heraus: Beobachtungen auf Reisen nach dem Riesengebirge (die mineralogischen von J. Jirasek, die botanischen von Th. Hänke, die physikalischen von Abbé Gruber). Dresden bei Walther in 4°.

1792. Vom 14. bis 15. Jänner wüthete auf der schlesischen Gebirgsseite ein gewaltiger Sturm aus Südwest, der gegen 4 und 5 Uhr früh den 15. in der Gegend von Warmbrunn und im Kynast'schen in einen völligen Orkan ausartete und bis gegen 8 Uhr Morgens dauerte. Seine Wirkungen waren schrecklich. Dächer wurden abgeworfen und davon geführt, Häuser eingestürzt und das Getreide aus den Scheuern auf die Felder gestreut, junge und bejahrte Bäume entwurzelt, verstümmelt und in Menge zusammengebrochen, zerschmetterte Fenster und Thüren machten ihm freien Durchgang und Schloß und Riegel und schwere Körper konnten seiner Gewalt nicht widerstehen. Selbst die Thiere geriethen in Unruhe und schienen ein kommendes Unglück zu ahnen, und die Menschen besorgten Convulsion der Erde. Als sein Toben vorüber war und man wieder frei umher sehen konnte, schien es, als hätte ein großer Brand die Dörfer verwüstet und die Ruinen der Häuser standen da, ein Denkmal der schnellen Verheerung.

Dieselbe Naturerscheinung hatte zum Theil auch auf der böhmischen Gebirgsseite Statt, und selbst in viel entfernteren Gegenden, namentlich in Kärnthen, wurden mehrere Tage hindurch Erdstöße verspürt; das Barometer fiel 2 Tage vorher zu Breslau auf 26 Zoll 10 Linien.

1691. In der Nacht vom 4. zum 5. Mai brach in dem bewohntesten Theile von Schmiedeberg, am sogenannten Ringe, wo ein hölzernes Haus am andern hing, Feuer aus, das in kurzer Zeit, nämlich von Mitternacht bis Morgens 7 Uhr, 47 Wohnhäuser und 46 Seiten- und

Hintergebäude in Asche legte. Der Schaden, so weit er ausgemittelt werden konnte, betrug 60.000 Rthlr., 80 Familien waren ohne Obdach, zum Theil ohne Erwerb, weil die meisten Handwerker auch ihr Werkzeug mit verloren hatten. Doch gerade dieses Unglück ist auch die Epoche der gegenwärtigen äußern Schönheit dieser reizenden Gebirgsstadt, da seitdem die Häuser dieser Gegend in Stein und also solider und schöner als ehebevor wieder aus ihrer Asche hervorgegangen sind.

1794. An den Pfingstfeiertagen war die Masse Schnees und der Grad der Kälte im Riesengebirge so groß, daß die alte Baudenbesitzerin am kleinen Teiche das für diese Jahreszeit seltene Schicksal hatte, zu erfrieren.

1794 den 22. August fiel im Riesengebirge, besonders über den Siebengründen, ein Wolkenbruch, der durch das plötzliche ungeheuere Anschwellen der Gewässer der Stadt Hohenelbe den unvermeidlichen Untergang drohte. Die Ueberschwemmung, die alle 3 Brücken des Ortes abriß, war eine der fürchterlichsten seit Menschengedenken.

1795. Nach einem in der Nacht vom 12. zum 13. Julius eingetretenen Regen, der nach und nach bis zur Stärke eines Wolkenbruchs anwuchs und bis zum 14. Nachmittags dauerte, erreichten die Gebirgswässer, zumal auf der schlesischen Seite, namentlich zu Arnsdorf, eine Höhe, deren sich die lebenden Einwohner nicht zu erinnern wussten, und von welcher die Vorzeit kein Denkmal aufbewahrt hat. Fast alle Brücken und Stege wurden fortgerissen, und insbesondere der Weg von Steinsaiffen nach Schmiedeberg in einen völligen Wassergraben verwandelt. Viele Häuser wurden unterschweift, und die sorgfältig gepflegten Gärtchen in Krummhügel und Steinsaiffen durch gänzliches Wegschwemmen aller Erde in öde Steinrücken verwandelt. Ein großer, ganz neu gerissener Graben von der Morgenseite gegen die Eule zu bleibt für künftige Zeiten ein weithin sichtbares Denkmal dieser großen Uiberschwemmung.

Dieselbe Uiberschwemmung fand auch, nur etwas später, am Zacken den 14. gegen Abend, am Bober bei Hirschberg aber noch sechs Stunden später, Statt; erstere war nicht ganz so hoch, letztere aber noch höher als 1736, wie dieß unter andern alten Denkmalen das in der Hirschberger Niedermühle und in Boberröhrsdorf verzeichnete Merkmal bezeugt; in letzterem Orte zumal stand das Wasser noch eine Elle höher, als damals.

1795—96. Die Witterung dieses Winters war so gelinde, daß sie mehr für Frühlingswitterung gelten konnte. Alte Leute erinnern sich, daß sie vor 38 Jahren (also 1756—57) eben so gewesen war, daß man im Lande im Jänner zu Haler geackert habe, und daß die Sommerernte die ergiebigste gewesen sei. Im Dezember war die Schlittenbahn äußerst selten gewesen, und während des Monates Jänner fand man selbst in den Gebirgsortschaften keinen Schnee; deßhalb konnte man auch nur mit vieler Mühe den geringsten Theil des Holzes aus den Waldungen rücken. Anfangs Februar fingen die Bäume an zu treiben: Primeln, Veilchen und Anemonen blühten schon im Jänner, und Rosenhecken schlugen im tiefern Lande aus; selbst Steindrosseln und andere Vögel wurden schon gehört.

1797, den 6. Juni um Mittagszeit, brachen drei aus verschiedenen Richtungen zusammengekommene Gewitter unter unaufhörlichen, selbst den

Zeit von einer Stunde in einen schwefelartig riechenden dicken Nebel gehüllt, so daß man selbst nahe Gegenstände nicht erkennen konnte, und die untergehende Sonne nur wie eine glühend rothe Scheibe erschien. Am andern Morgen war der Nebel beinahe ganz verschwunden, und die Koppe frei.

1821, den 4. Juni Abend, entlud sich in der Nähe von Landshut ein schweres Gewitter unter furchtbaren Wolkenbrüchen. Um 1 Uhr nach Mitternacht fing das Wasser an, mit beispielloser Schnelligkeit zu steigen, die Ufer vermochten es nicht mehr zu fassen, sie traten über, und um ½ 3 Uhr war die Uiberschwemmung allgemein. Die Landshuter Vorstadt nach Grüßau zu, und 4 umliegende Dörfer ragten nur mit den halben Häusern aus den tobenden Fluthen hervor. So weit das Auge reichte, sah es nichts, als einen ungeheueren, empörten See. Die Stadt glich einer Insel, die jeden Augenblick befürchten mußte, vom Elemente verschlungen zu werden. Aus den niedriger gelegenen Häusern waren die Bewohner auf die Dächer geflüchtet, in den übrigen rangen sie Hilfe flehend die Hände durch die Fenster. Eine junge, hochschwangere Frau kletterte in der Todesangst über mehrere Dächer nach dem nicht fernen Hause ihrer Eltern, um das Leben zu retten, das sie dort empfangen hatte. Nach geraumer Zeit verlief sich das Wasser erst allmälig; der Schaden dieses Ereignisses ist unberechenbar.

1824. Seit dieser Zeit ist die ehemalige Laurentius-Capelle zu einer willkommenen Herberge für die Koppenbesteiger eingerichtet worden, die nicht allein Speise und Trank, sondern auch für 10 — 12 Personen eine Lagerstätte anbietet.

1837. Am 14. März, Abends nach 5 Uhr verspürte man zu Hirschberg in Schlesien eine Erderschütterung. Man bemerkte dieselbe in mehreren Häusern, sowohl in der Stadt selbst, als auch in den Vorstädten stärker oder schwächer. Die Bewegung glich einem Rucke oder Stosse. Bilder bewegten sich an der Wand, und Personen, die auf Sophas oder Stühlen saßen, empfanden den Stoß sehr deutlich, manche wollen sogar einen Knall oder Brausen erfahren haben. In Hirschberg hat man das nämliche verspürt. In der Nacht wüthete in Hermsdorf, Warmbrunn und Herischdorf ein furchtbarer Sturm, den man in Hirschberg wenig verspürte. Am 15. früh war starker Nebel, es trat kaltes, aber angenehmes Wetter ein.

1838 wurde von weiland dem Könige Friedrich Wilhelm II. die mit ausgewanderten protestantischen Tyrolern besetzte Colonie — Zillerthal — in der von Erdmansdorf bis Seidorf sich erstreckenden, mittelgebirg'schen Gegend des schlesischen Riesengebirges gegründet.

1844 unter'm 28. Dezember erfloß eine a. h. Entschließung, den Nothstand der Riesengebirgsbewohner zu erforschen, damit rechtzeitige Abhilfe geschafft werde.

1845, 3. Februar wurden Behufs der armen Riesengebirgsbewohner Uibersiedelungs-Maßregeln vorbereitet. Gleich berief Se. kais. Hoh., der damalige Landeschef, Erzherzog Stephan, eine Commission von einsichtsvollen Fabrikanten, um Vorschläge zur durchgreifenden Linderung des dortigen Elendes einzuholen.

1845, 1. Mai ist die neue Adersbacher Flachsspinnschule eröffnet worden, welche Erzherzog Stephan am 9. November persönlich besucht.

1845, 8. Juli bildet sich ein Verein zur Unterstützung der Riesengebirgsbewohner, wobei der Herr Erzherzog-Landeschef an die Spitze tritt, und mit welchem sich sodann Filial-Comité's verbinden. Im Oktober dieses Jahres (und wieder im November 1846) bereis't Se. Kais. Hoheit das Riesengebirge, um einen Hauptstrassenbau daselbst auszuführen.

1846, 4. Mai beschließen die böhmischen Herren Stände auf öffentlichem Landtage, zum Aufschwung der Linnenindustrie (eines Haupterwerbzweiges der Riesengebirgsbewohner) durch fünf Jahre ein jährliches Geschenk von 600 Dukaten als Prämie für die besten dortigen Flachserzeugnisse auszusetzen.

1846, im August kommt die erste böhmische Spinnschul-Leinwand aus Nachod in den Handel.

1847, am 1. April haben Se. Maj. Kaiser Ferdinand I. mit landesväterlicher Munificenz aus dem Staatsschatze eine Summe von 180.000 fl. in sechs einjährigen Raten zu dem Ende zu bestimmen geruht, damit den dringendsten Bedürfnissen der Riesengebirgsbewohner — nämlich dem einer Verbindung der Hauptorte in den (damaligen) drei nördlichen Kreisen durch eine gute Strasse abzuhelfen, die Kommunikation hergestellt, der Commerz nach und nach wieder gehoben und endlich mittlerweile, binnen des bedeutenden Zeitraumes von sechs Jahren, den dortigen Bewohnern ein außerordentlicher Zufluß von Geldmitteln und Verdienst zugeleitet werde, welcher sie durch örtliche Verhältnisse herbeigeführter Nahrungssorgen größtentheils überheben soll. (Uiberhaupt hatte Se. Maj. Kaiser Ferdinand der Gütige damals 260.000 fl. zur Unterstützung der Nothleidenden in Böhmen durch öffentliche Arbeiten zur Verfügung Sr. Kais. Hoheit des Erzherzog-Landeschef gestellt).

1847, am 15. Julius bestieg Se. Kais. Hoheit der Herr Erzherzog die Schneekoppe und konnte sich bereits der ersten Resultate seiner menschenbeglückenden Fürsorge zu Gunsten der dortigen Einwohnerschaft erfreuen. Sofort hat der edle Prinz der böhmischen Riesengebirgs-Leinwand auch in Ungarn Absatzwege zu eröffnen gesucht.

1848. Die wahrhafte Riesenstrasse (Stephans-Chaussee) nach Hirschberg dem Verkehr übergeben.

Anhang von Rübezahl. *)

Wer kennt nicht den Rübezahl, den drolligen, bei Nennung seines Spottnamens so leicht in furchtbaren Zorn gerathenden, strafenden und auch lohnenden wohlthätigen Berggeist, wer hörte nicht in seinen Kinderjahren Märchen von ihm erzählen, wer las nicht späterhin in Musäus und andern Sagenschriften mit Begier und Wohlgefallen?

Die Ableitungen über den Ursprung seines Namens sind verschieden und meist unzureichend. Einige leiten diesen Namen von raunen (zaubern) und zabel (däbel, Teufel) her, daher im Hochgebirge die Benen-

*) Nach dem gediegenen Werkchen über das Johannisbad von Dr. J. N. Eiselt — worin die naturgemäßeste Aufklärung über die Rübezahlsage gegeben wird.

nungen: Rübezahls Teufelslustgarten, die Teufelskanzel, Teufelswiese, der Teufelsgrund. Andere halten ihn für einen aus Ronceval vertriebenen Zauberer, welchen die von ihm geraubte Fürstentochter Emma auf einem großen Felde die Rüben abzählen ließ, und während er dies mühselige Geschäft vornahm, auf einem aus einer Rübe gezauberten Rosse schnell aus seinem Gebiete in die Arme ihres harrenden Geliebten Ratibor entfloh, so daß der von Rübezahl ihr nachgeschleuderte Blitz nur noch eine Grenzeiche zerschmetterte. Noch Andere wollten ihn zu einer historischen Person erheben, suchten in ihm einen hieher verbannten Geizhals Ronseval, oder vermutheten in ihm den Naturforscher Ruben von Zahlen.

Am wahrscheinlichsten dürfte die Annahme sein, daß schon in der grauen Vorzeit von Italienern im Hochgebirge Nachgrabungen auf edle Erze stattfanden, und diese durch ihr geheimnißvolles Wesen Anlaß zu allerlei märchenhaften Sagen gaben. Schon Bohuslaus Balbin gibt an, „daß im Riesengebirge ein Italiener fleißig nachgesucht und um die Quelle des Zackenflusses viele Goldflämmchen ausgewaschen habe, daher er über das Portale seines in Venedig vortrefflich erbauten Hauses diese Worte in Stein hauen ließ: Montes Chrysoccreos fecerunt nos dominos.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war eine große Anzahl Italiener im Gefolge und Heere des kampfeslustigen, der Astronomie und Alchymie ergebenen, abergläubischen und mächtigen Friedländer Herzogs, die sowohl von Friedland als Jüschin aus das Gebirge durchsuchten. — Bei Großaupa heißen noch jetzt mehrere Bauden „Welsche Bauden" von denen, die sich dort angesiedelt hatten. — Für den ehemals starken Betrieb des Bergbaues sprechen die an vielen Stellen des Gebirges zerstreuten Halden und Pingen. Namentlich bestanden Gold- und Silberbergwerke nebst Goldwäschen zu St. Peter, in den Siebengründen, Hannenpetershau, Schwarzenthal, Rudolphsthal, Rochlitz, Freiheit, am Rehhorn, das bis jetzt noch das goldene Rehhorn heißt, im Zeh- und Aupenabgrund auf böhmischer, in Arnsberg, Oberschmiedeberg, Wolfshau, in der Eule, zu Brückenberg und den Thälern von Schreiberhau auf schlesischer Seite.

Wahrscheinlich gab einer von diesen Schatzgräbern, der das meiste Ansehen genoß, die Oberleitung führte, hinlängliches Vermögen besaß, in alchymistischen Künsten bewandert war, Veranlaßung zu all den Spuckgeschichten, theils um das leichtgläubige Gebirgsvolk zu täuschen, von ähnlichen Nachgrabungen abzuhalten, um allein die Früchte seiner Forschungen zu genießen, theils vielleicht auch, um sich selbst Spaß zu machen, und die ganze Gebirgsbevölkerung in Furcht und Respekt zu erhalten. — Aus dem italienischen Namen Rubezzo entstand leicht Rubzo, Rubzahl, Rübezahl (vgl. Bd. I. S. 632).

Nach der Sage erschien Rübezahl in allerlei Gestalten, wird jedoch gewöhnlich als ein alter Mann mit grauem Barte, einer Habichtsnase, mit einem grünen Talar angethan, ein Stäbchen in der Hand geschildert. Er neckte in der Gestalt eines Jägers oder Kräutermannes den einsam Wandelnden, führte ihn auf Irrwege, in die hier so häufigen Moorgründe, und lachte ihn dann höhnisch aus; strafte diejenigen, die neckend seinen Spottnamen riefen, oder sich sonst über seine angebliche Gewalt lustig

machten, so wie die Bauern in der Dorfschenke in Gestalt eines Studenten, der sich schnell in eine Eule verwandelt hatte. — Einen witzigen Scherz trieb er mit der Gräfin Cäcilie und ihren Töchtern, die er als Herr von Riesenthal in seinem Schlosse bewirthete, ihnen als Gäste alle jene vorführte, welche sie später in Karlsbad trafen, und zu deren Verwunderung als alte Bekannte begrüßten. — Er war ein treuer Rathgeber Unglücklicher, unterstützte oft die Verarmten, wie insbesondere den Schnappen Wolf in Trautenau, der durch die ihm gespendeten Reichthümer der Gründer der Burg Silberstein wurde; er beschenkte den verarmten Pächter Velten, den seine reichen Verwandten in der Noth verlassen hatten. Er suchte sein in Zornesaufwallung begangenes Unrecht wieder gut zu machen, wie bei dem Schneider Benedix, den er aus dem Gefängnisse erlös'te, beschenkte, und statt seiner am Galgen als Flederwisch zappelte. — Er war ein abgesagter Feind aller Habsucht und Ungerechtigkeit, und griff in diesen Fällen strafend ein, wie bei dem Glashändler Steffen. — Er war sehr verliebter Natur, dem schönen Geschlechte äußerst hold, und beglückte mitunter treue Liebende.

Ist nicht seine gewöhnliche Tracht dem Anzuge der alten Italiener entsprechend, tragen nicht alle seine Launen, Leidenschaften und Thaten das Gepräge eines leicht aufbrausenden, zornentglühten, doch auch wieder bald versöhnlichen Temperamentes, wie es vorzugsweise sammt der großen Neigung zu Liebesabenteuern dem feurigen, reichen Italiener eigen ist?

Nach der Sage verschwand oft Rübezahl, namentlich seit jener Zeit, als ihn Emma durch das Rübenzählen so gehöhnt hatte. Er soll sich aus Verdruß in die Tiefen der Erde verborgen haben, und lange Zeit hörte man von ihm nichts im ganzen Umfange des Gebirges. Dieß stimmt abermals mit dem Umstande überein, daß er auf einige Zeit in sein Vaterland zurückkehrte und späterhin wieder erschien. — Mit der geringen Ergiebigkeit des Bergbaues verschwand auch Er auf immer!

Roßwurms Tod.

Romantische Begebenheit aus dem Hofleben Kaiser Rudolphs II. zu Prag im Jahre 1605.

(Von Dr. **Legis Glückselig**.)

In den Neunziger Jahren des sechzehnten Säculums tobte der Türkenkrieg an den Grenzen und im Inneren des aufgeregten Ungarns und Siebenbürgens. Kaiser Rudolph II., der fried- und kunstliebendste Monarch, vermochte dies Ungethüm aus jenen schönen Erblanden nur durch Ströme Blutes zu bannen, und glänzend war die Feldherrenschule, welche dort im Kampfe gegen die Ungläubigen sich hervorgebildet.

Aus der großen Reihe der Anführer und Helden verschiedenen Ranges und Stammes treten auf den Schauplatz damaliger Kriegshändel besonders die Namen Schwarzenberg, Bassompierre, Belgiojoso, Basta und Roßwurm — sämmtlich Berühmtheiten am Hofe Kaiser

Rudolphs zu Prag, deren Schicksal nach und nach auf das Merkwürdigste, freundlich und feindlich, in einander griff, um eine tragische Catastrophe herbeizuführen.

Hermann Christoph von Roßwurm, zuletzt kaiserlicher Feldmarschall, gestorben auf dem Schaffot zu Prag den 29. November 1605, war der Hauptgegenstand jener Catastrophe, die da heutzutage wenigstens als romantische Begebenheit das Interresse unserer vaterländischen Leser und Leserinnen in Anspruch nimmt.

Das Geschlecht Roßwurme (dessen wunderlicher Name nicht durch ein sogenanntes redendes Wappen erklärt wird, indem es einen knieenden grauen Mönch im gelben Felde führt) gehört dem echt deutschen nördlichen Franken an, und hatte seit dem vierzehnten Jahrhundert seinen Sitz um Hildburghausen und Koburg, wo ein schönes Rittergut, Hellungen, ihm noch im siebzehnten Jahrhunderte zu eigen war. Am frühesten wird urkundlich eines Heinrich Ruzuwurm im Jahre 1336 erwähnt, dessen Nachkommen sich wechselnd Rußworm, Rußwurm, Roßworm, am gewöhnlichsten Roßwurm schreiben. Da die Herzoge der Ernestinischen Linie von Sachsen die Reformation in ihren thüringischen und fränkischen Landen früh befestigten, waren auch wohl ihre Vasallen, die Roßwurme, Bekenner des Lutherthums, und wuchs Hermann Christoph — dessen merkwürdige Thaten und abenteuerliche Ereignisse wir aufzählen und dessen Tod wir hier schildern wollen — in rein protestantischer Umgebung auf. Aber weder sein Geburtsjahr, noch irgend etwas Sicheres über seine Jugendverhältnisse, ist zu ermitteln. Alles, was wir über ihn bis zum Jahre 1595 wissen, knüpft sich an eine gelegentliche kurze Aeußerung des unter seinen Zeitgenossen eigenthümlich berühmten französischen Marschalls François de Bassompierre,*) welcher, mit einer bewunderungswürdigen Gedächtnißkraft ausgerüstet, in den Mauern der Bastille seine Memoiren verfaßte, und darin erwähnt, daß Roßwurm während der Ligue Lieutenant der Leibwache seines Vaters, unter der Hauptmannschaft Schwarzenbergs,**) gewesen und darauf in den Wirren Frankreichs (nach dem Tode Heinrichs III.) auf einen ganz fremdartigen Schauplatz, nämlich an die Türkengrenze, verschlagen worden sei.

Wirklich stand unser Hermann Christoph von Roßwurm im Dienste der Ligue am Rhein 2c. bis 1590, und in Frankreich bis zu seiner Flucht 1592. Einige Jahre später (1595) focht er unter den siegreichen Fah-

---

*) Die Bassompierre (eine nicht recht erklärbare Uebersetzung des deutschen Adelsnamens Bestein oder Betzstein) treten in den Händeln des Hauses Guise historisch auf. Marquis Franz von Bassompierre, der einst als Freiwilliger unter Roßwurm gedient, diesen aber sodann wie ein Dämon umstrickt hatte, gerieth unter Louis XIII. in die Bastille, wo er auch die obengenannten Memoiren schrieb. (Siehe den Anhang.)

**) Die Schwarzenberge, aus den alten Freiherren von Seinsheim hervorgesproßt, brachten im Anfang des XV. Jahrhunderts die ihrer Stammburg (zwischen Würzburg und Bamberg im katholischen Theile von Franken) nahe gelegene Herrschaft „Schwarzenberg" an sich, veränderten ihren Namen und wurden als Freiherren von Schwarzenberg in die Zahl der Reichsbarone durch Kaiser Sigmund aufgenommen. Anhänglichkeit an das habsburgische Kaiserhaus schwang sie 1599 zur reichsgräflichen und 1670 zu der noch heute behaupteten fürstlichen und herzoglichen Würde empor.

nen in den katholischen Niederlanden, sofort, im Dienste Kaiser Rudolphs II., vor Gran gegen die Türken, dann (26. Oktober 1596) als General-Wachtmeister bei Erlau gegen dieselben. An dem Tage von Raab, wo Adolph von Schwarzenberg sein Wappen mehrte, 29. Mai des letztgenannten Jahres -- war Roßwurm Oberst, in welcher Eigenschaft er (November 1601) vor Stuhlweißenburg und Kanischa Wunder der Kriegskunst vollbracht hat. Als Feldmarschall des Kaisers eroberte er Pest und belagerte (1603) zweimal Ofen, das er aber nicht behaupten konnte. —

Solches weckte dem Roßwurm eine Anzahl gefährlicher Feinde. Roßwurms aufbrausender Ungestüm, sein wildes wüstes Thun und Treiben gab seinen Gegnern Blößen ohne Ende. Im eigenen Heere waren Verräther. Durch ihre absichtliche Nachläßigkeit glückte es den Türken, an einem schwachen Punkte der österreichischen Circumvallationslinie, Hilfsmannschaft in die geängstete Festung zu bringen. Roßwurms Neider schrieen ihn als von den Türken bestochen aus.

Der heftige satyrische Mann lachte und höhnte bloß, hatte ein Duell nach dem andern und erlegte immer seinen Gegner, bis er im Jahre 1604 an das Hoflager des Kaisers nach Prag berufen wurde. Hier endlich war die Falle, welche den Sturz des berühmten, obgleich freilich ungezähmten, Helden bewirken half. Roßwurm verwickelte sich nämlich in einen unglücklichen Ehrenhandel, der ihn um des Kaisers Gnade und um das Leben brachte.

Um Neujahr 1604 hatten sich der sieggekrönte Feldmarschall Roßwurm und sein Freund und Liebling, der schon oben genannte Marquis von Bassompierre das Wort gegeben, in Prag zu Hoffreuden und Kurzweil zusammenzutreffen. Bassompierre hatte es nach den Feldzügen auf höhere Genüße abgesehen.

In Wien setzte er mit den ausländischen Kavalieren das vergnüglichste Leben mit voller Befriedigung fort und ging dann nach Prag, wo er seinen, man kann sagen geschwornen Freund, den Feldmarschall, am 22. Januar 1604, schon antraf.

Um den Fremden mit dem Hofe bekannt zu machen, führte Roßwurm ihn am 23. Januar 1604 in seiner Carosse auf den Hradschin und stellte ihn den kaiserlichen Räthen vor, welche äußerlich dem rückkehrenden Feldherrn die größte Hochachtung erwiesen. Zu Mittag tafelten sie bei einem alten böhmischen Herrn, den Bassompierre in seinen Memoiren mit einem offenbar verdorbenen Namen „Perchestoris" nennt und zum Burggrafen von Karlstein macht. *)

Diesem Burggrafen von Karlstein nun werden zwei Söhne und vier schöne Töchter beigelegt; von Jenen war der eine des Kaisers Fal-

*) Diese Persönlichkeit hat bisher noch Niemand sicherzustellen gewusst. Wenn uns nicht Alles täuscht, so ist hinter derselben kein Anderer verborgen, als der damalige Karlsteiner Burggraf Johann von Wrzesowitz auf Podsedit, Burggraf des Ritterstandes von 1603 bis 1605. Der böhmische (und in dieser Weise orthographirte) Name Wřesowic verwandelt sich bei dem Franzosen ganz leicht und ungezwungen in Perchestoris — und überdieß nennt Bassompierre einen Sohn des Hauses „Wolf," welcher Name der Familie Wrzesowitz (wie z. B. der Redakteur der Maximilianischen Landesordnung von 1564 beweis't) seit Alters her eigenthümlich war.

kenmeister, der zweite, Wolf, warb um ein böhmisches Reiterregiment und hoffte auf den Einfluß des Feldmarschalls. Von den Töchtern hatte Roßwurm die Anna Sybilla zu Galanterien auserſehen; die älteste war an den Grafen Millesimo, die folgende an den Oberst Karl Collonits vermählt, der dritten, Anna Esther, einer achtzehnjährigen Schönen, Gemahl, Brichind (?) war vor sechs Monaten gestorben. Schon beim ersten Tanze versicherte Bassompierre sich der Gunst der Letzteren, und es begann nun eine Nebenbuhlerschaft der beiden Paare, von denen eines wie das andere große Anstößigkeiten verübte.

So z. B. war Roßwurm mit einem (wahrscheinlich betrunkenen) Wirthe auf der Neustadt übereingekommen, ihm seine beiden Töchter für zweihundert Dukaten preiszugeben. An dem Abende nach dem Balle beim Burggrafen fuhr er daher mit dem Marquis und einem böhmischen Pagen als Dolmetscher dorthin, um den Freund an der Beute Theil nehmen zu lassen. Ruhig saß der Vater mit seinen arbeitenden Töchtern in seinem Stübchen, als Roßwurm, hoch erhitzt vom genossenen Weine, ohne Umstände eintrat und die Ehre der jungen Mädchen herausforderte. Der Bürger leugnete jeden mit den Herren geschlossenen Handel, öffnete das Fenster und ließ ein furchtbares Mordio! in die Straße erschallen. Da setzte der brutale Roßwurm ihm den Dolch an die Kehle, bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht schwiege und seinen Töchtern zu willfahren befähle und legte die Hand an die Eine der erschrockenen, weinenden Jungfrauen — den zögernden Freund zur gleichen Gewalt gegen die Zweite auffordernd. Plötzlich aber erscholl Lärm in der Nachbarschaft; Roßwurm ließ sein Opfer fahren und dachte an die eigene Rettung mit der Geistesgegenwart des Soldaten. Bereit, den Wirth auf der Stelle niederzustoßen, wenn er die Wahrheit sage, packte er ihn beim Arme, setzte ihm den Dolch unter dem weiten böhmischen Kleide an die Rippen und, indem Bassompierre, gelehrig, dasselbe auf der anderen Seite that, führten sie ihn auf die Straße, damit er durch begütigende Worte den edlen Rittern einen Ausgang durch das versammelte Volk bahne.

Kaum aber hatten diese ihre Dolche zurückgezogen, als der Wirth sein Mordio! noch lauter ertönen ließ. Da musste sich denn der Türkensieger zur schimpflichen Flucht entschließen. Mit den Worten: „Bruder, rette sich wer kann! wenn Du fällst, warte nicht, daß ich Dir aufhelfe," lief er, unter einem Hagel von Steinen, davon. (Bassompierre rühmt sich brüderlicher gehandelt zu haben, als der Feldmarschall; denn als diesen ein Wurf in die Nieren zum Falle brachte, hob er ihn auf, führte ihn zwanzig Schritte, bis sie die Carosse erreichten und vor der Wuth des aufgeregten Pöbels nach der Altstadt entrannen.)

Schon um jene Zeit war Kaiser Rudolph II. in die Phase der Geistesschwermuth und Menschenscheu getreten; noch aber hatte der Regierungsüberdruß seiner sich nicht ganz bemächtigt. Er saß noch zu Rath über die Angelegenheiten seiner Staaten, obwol Günstlinge und geheime Räthe die Entschlüsse des Monarchen in ihren Händen hielten. Das Hofleben ermangelte aber bei dem melancholischen Gemüthe des Herrn, der mit seinen Alchymisten, unter seine Kuriositäten und bekannten wissenschaftlichen Liebhabereien zurückgezogen, seine Tage hinbrachte, jeder ritterlichen Heiterkeit, und die Männer, welche die Hauptstadt im Winter

zahlreich vereinigte, mussten daher auf ihre Zerstreuung in eigener (leider! oft anstößiger) Weise bedacht sein.

Mehrere Morgen besuchte Bassompierre, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen, die Antichambre, welche nur wenig große Herren betreten durften, und hatte bis dahin nur einmal das Glück, den alternden Regenten zu sehen. Als er mit Adam von Sternberg, dem Oberstlandkämmerer, auf dem Burgplatze Ball schlug, sah der Monarch durch ein vergittertes Fenster dem chevaleresken Vergnügen eine lange Zeit zu, ließ den wohlempfohlenen Fremdling folgenden Tages zu sich rufen, redete sehr herablassend auf spanisch mit ihm und versicherte ihn seiner Gnade, falls er in seinen Dienst treten wolle. Da kurz darauf Anlaß zu einer zweiten Audienz war, erhielt Bassompierre abermals gnädigen Bescheid und die Verheißung des Kaisers, ihn als Oberst über tausend Reiter in seinem Heere zu behalten; was derselbe dankbar annahm, da Frankreich in tiefem Frieden lebte und obendrein die Liebe zur schönen Esther ihn fesselte, die mit ihren Schwestern während des Carnevals bei ihrem kranken Vater auf Karlstein weilte.

Dessenungeachtet vergnügten sich die Herren in fortwährenden Schmäusen und Festen, besonders bei der Prime, die sie, fünf bis sechs Vornehme, zu so übermässigen Sätzen spielten, daß es selten einen Abend ohne Gewinn oder Verlust von zwei- bis dreitausend Gulden gab. Zur Vermählung des Oberststallmeisters des Kaisers mit einer reichen Dame hatten die Geladenen beschlossen, eine Maskerade zu Pferde zu veranlassen, und im prächtigsten Aufzuge durch die Stadt zu reiten. Ihrer acht, Roßwurm und Bassompierre voran, dann der ältere Waldstein und Kinsky, die Herren von Harrach und Charmin,*) der junge Schomberg (?) und Graf Wolf von Mansfeld zuletzt, näherten sich in ihrer Vermummung wohlgemuth dem Rathhause der Altstadt: als die Stadtwache ihnen zurief, der Kaiser habe einen Aufzug durch die Stadt verboten. —

Die fröhliche Gesellschaft stellte sich, als verstände sie nicht Böhmisch und ritt vorüber; wie sie aber zurückkehrten, versperrten die Häscher alle Ausgänge am Altstädter Ringe mit Ketten, ließen die Herren nur durch einen derselben, verschlossen ihn dann gleichfalls und packten die Zügel der Pferde Mansfeld's und Schomberg's, um sie gefangen zu nehmen. Wie sie auch an die vier mittleren Masquirten Hand anlegten und Diese den Anführern des Zugs zuschrieen, auf ihrer Hut zu sein, nahmen Roßwurm und Bassompierre ihre Degen aus den Händen der Diener, um die verwegenen Stadtwachen zu züchtigen; zogen sie aber nicht aus der Scheide. Da dennoch ein Häscher dem Bassompierre in die Zügel fiel, gab ihm Roßwurm einen so heftigen Streich mit dem in der Scheide steckenden Schwerte, daß die Schneide durchdrang, und den Mann heftig an der Hand verwundete. Darauf nun fiel der große Hause der Häscher über die Beiden, welche ihre Klingen zogen und die Angreifer sich vom Leibe hielten; aber bei jeder Wendung deckten Jene mit Schlägen des Schafts ihrer Hellebarden sie arg zu, bis der Hauptmann der Wache, aus dem Rathhause herbeigekommen, seinen Regimentsstab erhob und die Häscher auf dieses Zeichen ihre Waffen senkten.

*) Ohne Zweifel muß hier Czernin gelesen werden.

Roßwurm, die Gefahr erkennend, ließ eilig seinen Degen fallen und rief den Gefährten zu, ohne zu zögern, das Gleiche zu thun. Denn Jeder, der bei dem Zeichen des Hauptmanns nicht augenblicklich Frieden hielt, ward zu jener Zeit als Rebell des Kaisers an seinem „Höchsten" bestraft. Da galt es denn nur unerkannt zu bleiben; weßhalb Roßwurm dem Bassompierre zurief, mit dem Hauptmanne zu sprechen. Dieser aber nannte den Namen des Feldmarschalls ohne Umstände; worauf Roßwurm, ohne auf die Entschuldigungen der Häscher zu achten, im Zorne seine Maske abzog und die Diener der städtischen Polizei bedrohte, sie beim Kaiser und bei'm Hofstab zu verklagen. Vergeblich bemühten sich Jene, den heftigen Mann, der die empfangenen Schläge nicht vergessen konnte, zu besänftigen. Nachdem endlich Roßwurm die Freiheit seiner glimpflicher davongekommenen Gefährten bewirkt, besuchte er nichts desto weniger, obgleich zerbläut, das hochzeitliche Haus.

Folgenden Tages brachte der entrüstete Marschall seine Klagen vor den Oberstlandkämmerer, Herrn von Sternberg, den Genossen seiner Spielparthien, und dieser war ungerecht genug, mehr als hundert und fünfzig Häscher, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, einsperren zu lassen. Täglich belagerten die Weiber derselben die Thüre Bassompierre's, um Fürsprache flehend; wie denn auch der Marquis den harten Mann endlich besänftigte, daß er die Häscher nach vierzehn Tagen des Kerkers entließ, nachdem Zwei in der Kälte des Winters ihren Tod gefunden hatten.

So wechselten unter den müssigen Hof- und Kriegsleuten wilde Festlichkeiten, Tanz und Spiel mancher Art, während der müde kaiserliche Herrscher sich in seine Gemächer verschloß; an blutiger Rauferei fehlte es nicht, bis die Fastenzeit nach dem neuen Kalender anbrach und die Herren zur Verlängerung ihrer Lust auf das Land führte, wo nach dem alten Kalender auf den Schlössern der Utraquisten das tolle Treiben noch um zehn Tage länger dauerte. Auf die Einladung des Burggrafen begaben sich Roßwurm und Bassompierre mit den Herren Slawata und Kolowrat nach Karlstein, wo ihrer Genuß und tolle Wirthschaft harrte; alle Vier waren Begünstigte der Burggrafentöchter.

Es bedarf keiner umständlichen Erzählung, daß die Cavaliere sich auf dem „hussitischen" Fasching trefflich vergnügten; zehn Tage verflossen unter unaufhörlichen Festen, Schmäusen, Bällen. Mit Schmerzen schieden die genußsüchtigen Paare; nur der Marquis von Bassompierre weilte, nach kurzer Abreise nach Prag, verkleidet noch sechs Tage und sechs Nächte auf der ehrwürdigen Burg, nahm dann, nachdem seine Bestallung ausgefertigt war, Abschied vom Kaiser, um zur Zeit des Feldzugs mit seinem geworbenen Regimente zurückzukehren, und eilte nach Frankreich, wo indessen bald neue Verhältnisse ihn bestimmten, Dienste bei dem französischen Hofe zu nehmen. Bassompierre kehrte nie mehr wieder und trat eine glänzende Laufbahn in der Fremde an — die gefälligen Böhmen vergessend, so wie den Roßwurm, dessen Feldherrnstellung durch den vertrauten Umgang mit dem leichtsinnigen Halbdeutschen keineswegs befestigt, vielmehr untergraben worden war. Denn während der Feldmarschall, in der Hoffnung, mit dem Sommer an der Spitze des Heeres zu neuen Lorbeeren auszuziehen, sich den Freuden der Hauptstadt überließ, hatten seine Gegner, die eifersüchtige wälsche Parthei im Rathe des Kaisers, ihn

in dem Grade verleumdet, ihn, wie gesagt, der Fahrlässigkeit bei der zweimaligen Belagerung Ofens und der eingelassenen Lebensmittel so gehässig beschuldigt, daß Rudolph (vielleicht auch gegen den zweideutigen Katholiken eingenommen) aller früheren Verdienste des Mannes vergaß, ihm plötzlich seine Gnade entzog und dem Georg Basta die Führung der Kriegsoperationen in Niederungarn, dem Grafen Barbiano - Belgiojoso*) die in Oberungarn und Siebenbürgen übertrug.

Müssig verzehrte sich unterdessen die Kraft des nahe zwanzig Jahre an Schlachten und Gefahr gewöhnten Kriegers in der Hauptstadt Prag und er sann auf Rache gegen die Verdränger, welche durch den Erfolg keineswegs die von ihnen gehegten Erwartungen rechtfertigten. Denn obgleich bei dem Thronwechsel, innern Empörungen und einem gefährlichen Kriege mit den Persern die türkische Macht getheilt war, ging Waitzen und das von Roßwurm eroberte Pest verloren und ward sogar Gran, Mansfeld's Eroberung, wieder von den Türken belagert. Schlimmeres aber verschuldete der blinde Verfolgungseifer der beiden Italiener gegen die protestantischen Ungarn; Belgiojoso's Fanatismus und Habgier trieb 1604 die Siebenbrüger und einen großen Theil der Ungarn zum offenen Abfall vom Kaiser. Stephan Bocskai nahm Kaschau, und beschämt fand der eine Italiener nach dem Ende des unglücklichsten Feldzugs sich in Prag ein. Im folgenden Jahre (1605) ward Bocskai von den Türken als König von Ungarn und als Fürst von Siebenbürgen anerkannt, und verlor Georg Basta die starken Vesten: Gran, Wissegrad, Weßprim, Palota und Neuhäusel, streiften die Tartaren bis tief nach Kroatien und Steyermark und schreckten durch Verwüstung und Wegführung unglücklicher Christen den Erzherzog in seiner Hofburg zu Grätz.

So war, nachdem Roßwurm durch Neid den Waffen ferngehalten wurde, der heillose Krieg nach zwölf blutigen Jahren wieder auf seinen Anfang zurückgeführt, als die Bosheit der Gegner und gemißbrauchte Gewalt den Kaiser in beklagenswerther Weise seines tüchtigsten deutschen Feldherrn, der eben in einen fremden Dienst einzutreten im Begriff stand, beraubte.

Herzog Maximilian von Bayern nämlich, welcher früh erkannt hatte, daß religiöse Spannung und das unheilbare Mißtrauen der Partheien Deutschlands endlich dennoch zur Waffenentscheidung greifen würde, bemühte sich mit mehr als landesväterlicher Strenge, seinen Bayern kriegerischen Sinn und militärische Tüchtigkeit anzuerziehen, welche eben damals auch Waffenunlust und träges Friedensbehagen beschlichen hatte. Die Uibermacht der Türken leitete ihn nicht in seinen Maßregeln, er witterte an noch hellem Mittage die politischen Gewitterstürme des Abends und sah sich bei Zeiten nach tüchtigen Heerführern um.

Maximilian's Wahl fiel zuerst auf den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, auf Roßwurm, der verdrossen und erbittert in Prag saß, noch

*) Graf Johann Jakob Barbiano von Belgiojoso, einst kais. Festungskommandant in Ungarn 2c., stammend aus einem in Fankreich und den Niederlanden altberühmten lombardischen Condottieren-Geschlechte, war 1604 Feldmarschall und zum Oberanführer der kaiserlichen Armada in Oberungarn und Siebenbürgen designirt. Dessen leiblicher Bruder, Oberst Francesco Barbiano, war es, der mit Roßwurm in Conflict gerieth und fiel — wie sogleich erzählt werden wird.

immer hoffend, den Commandostab gegen die Türken wieder in die Hände zu bekommen. Als der zweite Feldzug angetreten wurde, ohne daß man seiner gedachte, nahm er die gebotene, ehrenvolle Bestallung eines Feldmarschalls des Herzogs von Bayern an; doch das Geschick wollte, daß statt des Deutschen ein Ausländer, Johann Tserklas von Tilly, in den ruhmvollsten Tagen der bayerischen Waffen glänze.

Roßwurm kannte seine Verleumder, die Wälschen, gar wohl, zumal den Grafen von Belgiojoso, und hätte gern seine Rache gekühlt, ehe er den Schauplatz verließ, um nach Bayern zu gehen. Bereits war es zwischen ihm und dem Obersten Francesco Barbiano, einem Bruder des Feldmarschalls, zu bösen Reden gekommen, da ihm derselbe als Werkzeug der Verlästerung seiner Feinde, auch des Basta, verdächtig war. Der Oberst hatte manchen Schimpf hingenommen, als ein tückischer Italiener, Furlani aus Mailand, die offenkundige Feindschaft Beider benützte, um für sich Erkleckliches zu gewinnen. Barbiano war nämlich aus Mailand wegen einer Entführungsgeschichte verbannt und eine Summe von zwölftausend Kronen stand auf seinem Kopfe, welche selbst auch einem Verbannten, mit Befreiung von der Strafe, zufallen sollte, falls er den Verbrecher tödtete. Furlani, gleichfalls wegen eines Vergehens ausgetrieben, beschloß, als Werkzeug eines Mächtigeren, den Barbiano aus dem Wege zu räumen, das schöne Geld zu gewinnen und seines Bannes ledig zu werden.

Als der Oberst an einem Abend des Julimonats 1605 sorglos in der wälschen Gasse der sogenannten Kleinseite Prags der „Dame vor dem Fenster spazierte," ging der Mailänder zu Roßwurm, der eben beim Feldmarschall von Herberstein tüchtig gezecht hatte, und meldete ihm: „Graf Barbiano laure ihm beim Heimgehen auf." Augenblicklich ließ der erhitzte Mann vom Hause seine Waffen und Leute holen und schickte seinen Leibdiener mit dem Koch und dem Furlani voran. Als die Drei den galanten Lustwandler trafen, redete Jener sie, ohne Arges zu vermuthen, an; aber Furlani antwortete mit einem Pistolenschuß, welcher ihn am Arme verwundete. Der Oberst, furchtlos, gewann Zeit, seinen Degen zu zücken und trieb die Drei mit größter Furie auf Roßwurm zurück, welcher, die Wahrheit meuchelmörderischer Nachstellung nicht länger bezweifelnd, den bedrohten Dienern mit der Wehr stracks zu Hilfe eilte. So entspann sich zwischen den Herren ein blutiger Zweikampf aus dem Stegreif, dergleichen damals, bei den unbestimmten Duellformalien, zu den alltäglichsten Dingen gehörte. Der Italiener war Mannes genug und setzte, verwundet, dem Roßwurm so tüchtig zu, daß er ihm drei gefährliche Stiche gab und ihn fast zu Boden brachte, worauf Furlani (wir wissen nicht, ob auf Geheiß des Deutschen) seine Gelegenheit abpaßte und den Grafen von hinten durch den Kopf auf der Stelle todt schoß.

Obgleich nun der Handel so zufällig und mit dem Scheine eines ehrenmäßigen Duells mit den Sitten der Zeit im Einklang stand und der milde Kaiser anfangs erzürnt war, daß man seinem Feldmarschall so unglimpflich mitgespielt habe, so säumte doch nicht die wälsche Partei, das Ohr Rudolphs II. zu belagern, und zumal flehte Graf Johann Jakob Barbiano-Belgiojoso den Monarchen an, seinen Bruder zu rächen, „welcher gegen die unter Edelleuten gebräuchliche Sitte durch Roßwurm's

bestellte Meuchelmörder gefallen sei." So nahm die Sache plötzlich eine böse Wendung; Roßwurm, welcher das Ereigniß nach seinem wahren Hergange schilderte und zu dessen Bekräftigung seine fünf Wunden zeigte, ward in das Gefängniß des altstädtischen Rathhauses geworfen, und Furlani, der sich davongemacht, in Brandeis aufgespürt, nach wüthender Gegenwehr erlegt, seine Leiche in Prag an den Galgen gehenkt und dann vor der Stadt geviertheilt.

Weil der angesehene, in der ganzen Christenheit bekannte Feldherr einer Verurtheilung als Todtschläger vielleicht entgehen konnte, waren Basta und Belgiojoso, seine geschworenen Feinde, bemüht, durch Beschuldigung des Hochverraths, „als habe er absichtlich in der Verschanzungslinie Ofens die Stelle, durch welche der Entsatz hineingebracht wurde, offen gelassen," ihm den Zugang zur Gnade des Kaisers abzuschneiden, wiewohl der Prozeß nur wegen des verübten Mordes angestellt wurde ꝛc.

Sobald der Herzog von Bayern erfuhr, daß sein bestallter General in einen so bösen Handel verwickelt sei, verwendete er sich auf das Nachdrücklichste für ihn; aber selbst eine eigene Gesandtschaft, welche Maximilian an den kaiserlichen Hof abordnete, konnte den hochberühmten Mann nicht aus den Händen seiner listigen Gegner retten. Die Kriminaluntersuchung vor einem besonders niedergesetzten Gerichte dauerte den ganzen Herbst durch; weil Furlani, der Verderber, unterdessen sein Leben eingebüßt, konnte ein Geständniß desselben den Betrogenen nicht schützen. Am 28. November 1605 ward dem Feldmarschall das Urtheil, daß er wegen des begangenen Mordes auf offener Straße den Kopf verwirkt habe, vorgelesen. Tief seufzte er auf, als er sich der Bosheit seiner Gegner unentwirrbar verfallen sah, und sprach nur, „daß er wegen seiner treuen Dienste und seines vielfach für Se. Majestät vergossenen Blutes einen andern Dank erwartet habe."

Als man dem Verurtheilten die Gnade versprach, daß er nicht wie andere Verbrecher auf offenem Markte, sondern vor wenigen Zuschauern im Vorhofe des Altstädter Rathhauses enthauptet werden solle, erwiederte er, „wenn er einmal unter der Hand des Nachrichters fallen müsse, sei es ihm gleichgiltig, ob es öffentlich oder geheim geschehe." Erinnert von den katholischen Geistlichen, für das Heil seiner Seele und seinen letzten Willen zu sorgen, forderte Roßwurm, alle Hoffnung aufgebend, die Feder, vermachte kirchlichen Anstalten große Summen, bestellte sein Haus und rüstete sich unter frommen Vorbereitungen, seine vielfachen Sünden beichtend und vor einem Christusbilde betend, seines muthigen Soldatenlebens würdig zu sterben. Am 29. November 1605 bestieg er, in Begleitung von zwei Jesuiten, ohne Zagen das Gerüst, welches im inneren Hofe des Rathhauses errichtet war; wohl umgaben ihn auf seinem letzten Gange dieselben Stadtwachen, denen er vor anderthalb Jahren wegen ehrlicher Pflichterfüllung einen so schweren Stand bereitet hatte. Sein Haupt, schon fünfzehn Jahre früher dem strengen Waffenmeister Bassompierre verwirkt, fiel unter dem Beile des Nachrichters; Rumpf und Kopf wurden indeß in der Neustädter Kirche zu Maria Schnee ehrenvoll bestattet. Einige von seinen Dienern, welche beim Todtschlagen geholfen, starben am Galgen, Andere, die nur Zuschauer gewesen, büßten, in Eisen geschmiedet, auf den ungarischen Festungen.

Kamen gleich verständige und unpartheiische Zeitgenossen darin über-

seine Freundschaft nicht versagen konnte. Inzwischen berief ihn sein König zurück nach Paris. Bassompierre ward 1610 Staatsrath, 1622 (bereits unter Ludwig XIII.) Marschall von Frankreich, Gesandter, Heerführer ꝛc. Am 23. Februar 1631 jedoch ließ ihn der Cardinal Richelieu nach der Bastille bringen — denn diesem war Bassompierre's geheime Verbindung mit dem Herzoge von Guise und der Prinzessin von Conti verrathen worden, auch hatte Richelieu dieses Mannes Witzworte zu fürchten ꝛc. Bassompierre saß gefangen bis zu Richelieu's Tode, 19. Januar 1643, also volle 12 Jahre, worauf er endlich wieder eingesetzt wurde in alle seine vorigen Würden. Er starb — einer der schönsten Männer, Liebling aller Frauen, nie öffentlich verheirathet — am 12. Oktober 1646.

Seine in der Bastille (1631 — 1633) zu Papier gebrachten Memoiren wurden mehrmals, doch nie vollständig aufgelegt. Sie umfassen die Zeitperiode von 1598 — 1631 und sind für uns theilweise auch eine Art Bohemicum.

Diese Memoiren erschienen zuerst Cologne chez P. Marteau 1665 und 1692, II Vol. 12°, und Trepona (oder Amsterdam) 1724, IV Vol. 12° mit manchen Weglassungen des Originals. Die 1802 von Seriey's herausgegebenen Nouveux Mém. de B. werden durch die darin sehr gehäuften Fehler verdächtig.

Die Ausgabe, welche wir vor uns hatten, führt folgenden Titel: François de Bassompierre Mémoires, cont. l'hist. de sa vie etc. Col. Pt. Marteau 1655, zwei Bände in Duodez. Bd. I. 5 Blatt Vorstücke und 564 Seiten; Bd. II. Titel und 824 Seiten in 12°.

Dr. L. G.

Burg Littitz in Böhmen.

(Mit Abbildung.)

In einem wilden Thalgrund des Königgrätzer Kreises auf der Herrschaft Senftenberg, läuft vor der umgebenden Berge Mitte in nördlicher Richtung eine enge felsige Erdzunge aus, diese erhebt sich an ihrem Ende zu einem breiten Berge, welcher das Thal beherrscht. Auf dieses Berges Höhe prangte das einst, als einer der festen Plätze des Landes, wichtige Littitz, dort liegen jetzt noch seine Trümmer, das Gerippe seiner alten Größe und Kraft. Die Adler bespült west-, nord- und östlich den Fuß des Berges, und macht ihn unzugänglich. Südlich führt ein enger, kaum Fußgehern gangbarer Pfad über die Felsenzunge zur Burg, welche von dieser Seite durch stärkere Befestigung gesichert war. Mittelst eines durch den Bergfels einst mit großem Zeit- und Kraftaufwand gebrochenen Kanals und künstlicher Dämme konnte, da wo der Fluß in einiger Entfernung vom Berge floß, die Gegend unter Wasser gesetzt werden. Durch diese Felsenöffnung stürzt, wenn Regengüsse den Wasserreichthum der Bergquellen der Adler zum Uibermaß steigern, die tobende Fluth, welche ihr Flußbette nicht fassen kann, noch jetzt in die tiefere Gegend brausend hinab.



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner jun.

Burg Lititz.

Bischofshut. Des Steines Inschrift, in so weit etwas davon noch vorhanden ist, ist unleserlich. An des Thores rechter Seite sind in die Ringmauer 3 Steine übereinander eingefügt. Der unterste, der ein Schuh 6 Zoll Höhe (Wiener Maß) und nur 2 Zoll weniger Breite hat, zeigt einen ältlichen Mannskopf mit herabhängendem Haare und starkem Knebelbart. Eine Figur, wie man sie häufig an Thürmen, Kirchen und andern bedeutenderen Gebäuden antrifft. Vermuthlich wie dort, auch hier des Bauführers Gesichtsbildung. Der mittlere Stein ist 3 Schuh 3 Zoll hoch, 1 Schuh 4 ½ Zoll breit. Auf ihm ist eine sitzende Figur (ob männlich oder weiblich ist nicht recht zu unterscheiden, sie könnte beides sein) mit einem weiten Kleide angethan, über welches vom rechten Arm zur linken Hüfte eine mit zwei schmalen Rändern eingefaßte Binde herabhängt, eingehauen. Die rechte Hand liegt unterwärts der Binde auf des Leibes Mitte, die Linke mit den Fingern den Hals berührend auf der Brust. Den Kopf faßt, beinahe als eine Art von Perücke, eng anliegend geringeltes Haar ein. Der himmelwärts gehobene Blick gibt dem Kopfe einen Ausdruck, welcher in Verbindung der Haltung von Leib und Händen, Ergebung und Hoffnung auf Jenseits ausspricht. Ob Bienenberg, der vor beiläufig 70 Jahren den Stein untersuchte und in der herabhängenden Binde noch einige leise Spuren einer Art Hieroglyphen-Schrift sehen wollte, woraus er in der Figur einen Weltweisen und Meister verborgenen Wissens sehen zu können schließt, recht sah? mag dahin gestellt bleiben.

Eben so die Hypothese, daß es vielleicht der Erbauer der merkwürdigen Wasserstollen, Schleußen, Dämme und des die Adler ableitenden Felsenkanals sein dürfte? Die untere Hälfte der Füße fehlt. Diese ruhen auf einem zierlichen Säulensokel. Der oberste und zugleich breiteste von den 3 Steinen mißt in die Höhe 2 Schuh 6 ½ Zoll, in die Breite 1 Schuh 7 ½ Zoll. Auf ihm ist eine nackte, sitzende, sehr unförmliche Gestalt, die auf einem Amboß gelehnt ist und zu hammern scheint, ersichtlich. Diese Menschenfratze ist eine wahre Mißgeburt der Kunst. Da man in der Nähe der Ringmauern hinter diesem Steine in der Burg Schmiedschlacken antrifft, so scheint die Deutung, daß die Figur des Steines die dort befindliche Schmiede anzeigen sollte, natürlicher als die einer angeblichen Allegorie, durch welche auf die eisenharte Unbiegsamkeit der Veste und ihren jungfräulichen unbezwingbaren Trotz (ein böhmisches Komorn, in so weit die Namensableitung von „komm Morgen" gelten darf) gezwungen angespielt wird.

Daß diese Figur ein Pasquill auf den Schmiedsohn Johann Rokizana sein sollte, der auf das Herz Georgs von Podiebrad, seines Beschützers unbarmherzig und undankbar loshämmerte, gehört nicht einmal in die Reihe der Angaben, denen das „e ben trovato" gelten kann. Noch sind zwei Cisternen, welche der benannten Veste hinlänglichen Vorrath Wassers, das der Feinde Geschoß auf dem Fluße zu holen wehrte, theils in der Burg selbst, theils gleich in ihrer Nähe sicherten, bemerkenswerth.

Die eine Cisterne liegt im Umfange der Burgmauern gleich am äußern Thore, sie ist in Felsen gehauen, und ihr oberer Rand ohne die gewöhnliche Mauererhöhung der Brunnen dem Erdboden gleich. Ihre Tiefe ist unbedeutend. Die andere liegt im Süden des Schlosses,

außerhalb desselben, gerade da, wo am Abhange des Berges sein enger Bindungsrücken beginnt. Diese ist zum Theil gemauert, zum Theil in Felsen ausgehauen und tiefer als die nördliche. Sie war durch Wall und Mauer, deren Spuren umher noch deutlich zu sehen sind, gegen einen Angriff des Feindes gesichert. Im Jahre 1774 unternahm es der bereits erwähnte Einsiedler, der in ihr vielleicht etwas einem Schatz Aehnelndes zu finden hoffte, aus dieser Cisterne alles Wasser herauszuschöpfen.

Ein sehr großer Wassereimer mit dem Ende einer starken Kette, viele Steinkugeln, von denen mehrere von ungeheuerer Größe, Stücke von Rüstungen und Holzwerk waren alle die Kostbarkeiten, mit welchen er seine Mühe nicht sehr glänzend belohnt fand.

Wann das Schloß erbaut wurde und wer der erste Gründer desselben war? davon sind weder in Sagen und noch weniger in der Geschichte des Landes Andeutungen zu finden. Seine vortheilhafte zur Vertheidigung so günstige Lage, lud unstreitig zu dessen Bau an diesem Orte mächtig ein, und sein erster unbekannter Erbauer, sicher einer der mächtigsten des Czechenvolkes, hatte gewiß die Absicht, sich hier eine, allen Angriffen — die in jenen Zeiten, wo rohe Kraft dem Gesetze vorwaltete, so häufig waren — trotzende Schirmburg zu gründen, als ersten wichtigsten Grund ihres Baues. Später vollendete die Kriegskunst, was dem frühern Baue noch an Festigkeit mangeln mochte, und durch sie war die Veste eine der unbezwingbarsten des Landes.

Das Geschlecht der Pottensteine erscheint als der erste bekannte Besitzer des Schlosses. Diesem wurde es im Jahre 1339 von dem mährischen Markgrafen abgenommen.

Sein letzter Besitzer Niklas von Pottenstein starb in Vertheidigung Pottensteins, erschlagen von den Trümmern eines Thurms, dessen oberer Theil vom Geschoß der Belagerer goborsten über ihm zusammenstürzte. Gezak (Gessek?) von Pottenstein, der Sohn des vorigen, mußte zwei Jahre später durch eine Urkunde auf das Schloß Littitz verzichten.

Ob ein Geschlecht, dessen Balbin erwähnt, das den Namen der Herren von Littitz führte und in den Zeiten des Georg von Podiebrad erlosch, einst im Besitze war, kann bei dem Umstande, daß keine Urkunden hierüber etwas Bestimmtes sagen, nur schwache Vermuthung bleiben. Durch des Markgrafen Karl Eroberung fiel es 1341 an die königliche Kammer. Georg von Podiebrad hielt hier im Jahre 1444 als Statthalter von Böhmen die gefangenen Taboritenpriester in fester Haft. Als König gönnte er 13 Jahre später den verfolgten böhmischen Brüdern hier eine Freistätte. Auf dieser Burg, als seiner festesten, verwahrte Georg seine Schätze, theils aus gegründetem Mißtrauen gegen die eigenen Magnaten, theils gegen den nicht eben sehr dankbaren Tochtermann Ungarns König Mathias Korvin. Lüstern nach den hier befindlichen Schätzen des Böhmen-Königs belagerte Mathias Littitz im Jahre 1468 mit 16.000 Mann mit heftig gewaltigem Andrang. Nachdem er vor dem trotzenden Schlosse verdrießlich und vergeblich eine Zeit verloren hatte, welche anderorts besser zu benützen ihm Noth that, zog er unverrichteter Sache ab, und ließ sein Kriegsvolk den von hier mitgebrachten Unmuth an den Schlössern Zamerſk und Uhersko im Chrudimer Kreise, welche auf diesem Zuge zerstört wurden, rächen. So erzählt der Kreuzherr Beczkowsky. Nach

Georg von Podiebrad's Hinscheiden erbte sein Sohn Heinrich der Aeltere, Herzog von Münsterberg und Graf von Glatz, Schloß und Herrschaft Littitz. Von Herzog Heinrich fiel dieser Besitz an die Freiherren von Bernstein auf Helfenstein. Er blieb durch drei Generationen bei diesem Hause, und von dem Freiherrn Wilhelm, der Obersthofmeister des Königreichs war, von seinem Sohne Johann und seinem Enkel Jaroslaw, sind noch Urkunden aus dem 15. und 16. Jahrhunderte vorhanden, Jaroslaw verkaufte Littitz an den bayr'schen Herzog Ernst, Pfalzgrafen am Rhein, und von diesem kaufte es Ritter Wenzel Wokrauhlitzky von Kninitz auf Borownitz. Nach dem Tode dieses Ritters wurden alle Besitzungen zum Besten seiner hinterlassenen unmündigen Waisen verkauft. Für elfthalbtausend Schock böhmisch wurden sie im Jahre 1562 das Eigenthum Niklas Wratislaw von Bubna auf Brzezno und Ober-Jelleny. Dieser war ein Sohn Heinrich Hermanns von Bubna, kaiserl. Feldmarschalls und Salomenens Sezimowa von Aussti, deren Mutter Offka (Euphemia) Hlozek von Zambach, Gemalin Ottiks von Bubna, ihm ein sehr großes Vermögen hinterlassen hatte. Er vergrößerte die Herrschaft durch Ankauf mehrerer, Karln von Pottenstein auf Zambach gehörigen Güter für neunthalbtausend Schock böhmisch. Er bestimmte das Schloß Littitz zum Stammschloß seiner Nachkommen, welche sich nun Bubna und Littitz schrieben, zum Unterschiede des Geschlechtszweiges der Warlich oder Warleich Ritter von Bubna. Die Littitzer Linie wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben.

Niklas Wratislaw Bubna hatte von seiner Gemalin Barbara von Budowa einen Sohn Heinrich Johann, welcher von Ferdinand III. in den Grafenstand erhoben, und zum Landeshauptmann der Grafschaft Glatz ernannt war. Dieser Graf änderte das bisherige Wappen der ritterlichen Familie, eine kupferne Pauke im blauen Felde, und nahm statt dessen eine Trommel in das getheilte Wappen auf. Ein nicht uninteressanter Beitrag zu den Memoiren seiner Zeit ist folgendes Geschichtchen: Kaiser Ferdinand war im Jahre 1650 bei dem Grafen zu Gaste. Unter andern ausgesuchten Gerichten, womit dieser seinen hohen Gast bewirthete, erschien auch eine Schüssel voll großer und wohlschmeckender Forellen, welche dem Kaiser so sehr behagten, daß er sich erkundigte, in welchem Wasser so köstliche Fische gedeihen? Der Graf nannte den Bach Rokytenka, in dem sie gefangen wurden. Ferdinand — vielleicht durch eine Bemerkung des Gutsherrn über beeinträchtigende Fischdieberei veranlaßt — gab Befehl, den Bach zu sperren, und bei Lebensstrafe wurde Jedem das Fischen darin verboten, welcher nicht durch einen vom Grafen erhaltenen Schlüssel Erlaub dazu bekommen hätte. Der Graf erhielt das Recht einem solchen unbefugten Forellenfischer ohne weiters den Kopf abschlagen zu lassen.

Der Schlüssel vom Bach wurde dem Fischmeister in Verwahrung gegeben, der ihn, so oft er dahin fischen ging, an einem Kettchen am Halse trug und vor und nach dem Fischfang die Ceremonien der Eröffnung und Schließung des Baches damit förmlich vollzog.

Der Gebrauch erhielt sich beinahe anderthalb Jahrhunderte und der eiserne flache Schlüssel aus der Zeit des Grafen, auf welchem die Jah-

reszahl 1650 und die Buchstaben G. J. H. Z. B. Gindřich Jan Hrabě z Bubna (Johann Heinrich Graf von Bubna) stehen, ist noch bei dem gegenwärtigen Besitzer Parish Freiherrn von Senftenberg vorfindlich.

Todtenkronen.

(Erste Serie.)

Die Todesanzeichen adeliger Geschlechter in Böhmen.

Balbin führt in der ersten Dekade seiner Miscellanea historica regni Bohemiae (1669) mehrere altböhmische Familien an, welche durch unsichtbare Todesboten vom Hintritte eines ihrer Familienglieder benachrichtigt wurden. Jene sagenhaften Anklänge sind so interessant, daß wir sie unmöglich übergehen können.

Die mächtigen Rosenberge wurden, wie von jedem wichtigen Familienereigniß, auch von bevorstehenden Todesfällen in der Familie durch Perchta, die bekannte weiße Frau von Neuhaus, verständigt. Die Schwamberge durch eine ähnliche Erscheinung auf ihrer Burg Kraschelow, eben so die Herren Berka von Duba und Lipa durch das Herumirren eines weiblichen Gespenstes (auf den Schlössern Böhmisch-Leipa und Tollenstein). Wenn der Grabstein des Ritters Georg Wanczura in einem unterhalb Horka gelegenen, von ihm gegründeten Kirchlein, schwitzte, starb einer seiner Nachkommen. Für ein ähnliches Anzeichen, den Grafen Kolowrat geltend, hielt man das Schwitzen des noch heute vorhandenen Marmordenkmals Alberts d. Ä. von Kolowrat († 1391) im Augustinerkloster zu Roczow. War die Kirche zu Nepomuk des Nachts gespenstisch erleuchtet, erfolgte der Tod eines Sprossen aus dem Hause Sternberg: eines männlichen, wenn man das Licht in der rechten, eines weiblichen, wenn man es in der linken Seite der Kirche sah. Dem ritterlichen Geschlechte der Strojetitzky von Strojetitz waren weiße Sperlinge Todesboten. Die Lobkowitze benachrichtigte Glockenschall, die Herren von Malowetz Flämmchen, die gleich Irrlichtern in den Sälen des Schlosses Kamen umherhüpften, vom Hintritte ihrer Verwandten. Den Martinitzen wurden solche Todesfälle durch nächtliche Erleuchtung der Annakapelle zu Smeczna, den Rittern Nebilowsky durch das Verlöschen von Kerzen bei ihrem Familienaltare angezeigt. Auf der Burg Raby sah Balbin eine mit schwarzem Tuch überzogene Truhe, die drei adeligen Familien: den Dlauhowesky, Castalowitz und Chanowsky, ein infelix omen enthielt; in demselben erhob sich nämlich beim herannahenden Tode Eines aus diesen Familien ein furchtbares Gepolter, das oft selbst in den umliegenden Dörfern zu hören war. Der meisten solcher Vorbedeutungen aber erfreuten sich die Przichowsky. Hörnergetön und Waffengeklirr, Pferdegewieher, Hundegebell, das Niederfallen von Steinen, die eine unsichtbare Hand warf u. dgl. sollten den Tod eines jeden Przichowsky vor-

bedeuten. Das gewöhnlichste und sicherste Anzeichen aber für diesen Fall war, wenn man die Statue des Evangelisten Johannes, welche auf einem Altare des Kirchleins zu Przestitz neben dem Przichowskyschen Wappen stand, herabgestürzt auf dem Boden liegen sah.

Die Kralowitzer Mumiengruft.

(1588.)

Georg Berthold Pontanus, Propst an der Metropolitankirche St. Veit zu Prag, gab die eidliche Versicherung, daß sich der Leichnam Kaiser Karls IV. bei seiner Uibertragung in das Mausoleum der Prager Domkirche, d. h. in die neuerrichtete große Rudolphinische Königsgruft im J. 1589 unversehrt und ohne alle Zeichen der Verwesung gefunden habe. Auch König Ladislaw der Nachgeborne war damals noch unverwest. Kaiser Rudolph II. ließ die Leichname beider Regenten in der Domkirche zur allgemeinen Anschauung und Bewunderung ausstellen. Weleslawin und Andere waren Augenzeugen dieser Ausstellung.

In der St. Maria Magdalenen-Kirche zu Groß-Gerczic im vormaligen Bydżower Kreise bewahrte man die frische, wohlerhaltene Leiche eines ausnehmend schönen, dreizehnjährigen Mägdleins, Sabinen's, der Tochter Georg Wratislaws von Mitrowitz, Herrn auf Humburczitz und Groß-Gerczitz, und der Frau Magdalena von Rzehnitz. Sabine, welche im Leben allen Jungfrauen weit und breit an Tugend und körperlicher Schönheit voranging, war zu früh von dem unerbittlichen Tod dahingerafft, im Jahre 1597 in der dasigen Kirche beigesetzt worden. Doch wurde diese merkwürdig erhaltene Leiche erst durch die Schweden ans Licht gezogen, welche die Gerczitzer Kirche plündernd, nicht einmal die Todten in den Grüften schonten, auch Sabinen aus dem Grabe zerrten, sie ihrer Ringe und ihres kostbaren Stirngeschmeides beraubten und die nackte Leiche dann in einen schlechten Winkel warfen, wo sie längere Zeit unbeachtet liegen blieb, bis ihr Herr Christoph Wratislaw von Mitrowitz ein geräumiges Separatgrab bereitete. Ein Bürger der benachbarten Stadt Horzitz hat über Sabinen Wratislaw von Mitrowitz geschrieben; Balbin besaß ein Manuscript, verlor es aber, ohne es vollständig benützt zu haben.

In der Kirche zu St. Simon und Juda zu Preßzern (auf der Domäne Schönhof und Milcowes im ehemaligen Saazer Kreise) zeigte man, wie der berühmte Arzt und Naturforscher Marcus Marci von Kronland in seiner Philosophia vet. restituta schreibt, die Leiche einer Matrone, die bis auf die Farbe der Haut vollkommen erhalten war, und deren Augen sogar noch ganz frische Pupillen enthielten.

Sehr interessant ist der Bericht dieses ausgezeichneten Arztes über eine zu Prag aufgefundene Mumie: „Im Jahre 1618" schreibt Marci, „wurde hier zu Prag in einem Garten, wo ehedem ein dem h. Petrus geweihtes Kirchlein stand, in meiner Gegenwart ein weiblicher Körper ausgegraben, dessen Schläfe ein frisch grüner Rosmarinkranz umwand, und doch wurde ermittelt, daß der Körper bereits ein Jahrhundert im Grabe gelegen war. — Es ist offenbar, daß der Rosmarinkranz seine

Erhaltung und sein frisches Grün nur der Berührung und dem Zusammensein mit jenem Mumienkörper verdanke."

Als man unter Rudolph II. die herrlichen Gartenanlagen des kaiserl. Schlosses Brandeis erweiterte, stießen die Arbeiter tief in einer Schichte Siegelerde auf einen männlichen, ganz frisch erhaltenen Leichnam, der ohne eine Spur von Bekleidung, ohne Sarg, ohne Denkstein dalag. Wundershalber berichtete man die Sache dem Kaiser, der sogleich eine gelehrte Untersuchung dieses merkwürdigen Fundes verordnete. Der berühmte Arzt Adamus Huberus, Mathiolus, Thadäus v. Hajek, Oswald Kroll, des Kaisers Leibmedicus, welchen seine Zeitgenossen „die Perle der Chemiker" zu nennen pflegten, und Anselm de Boodt aus Brügge wurden beigezogen. Die Entscheidung dieser gelehrten Männer lautete dahin, daß der so gut erhaltene, Balsamduft ausströmende Körper genau nach Art der egyptischen Mumien zugerichtet sei.

In der sehr alten baufälligen Kirche des Dorfes Zaborz *) im bisherigen Prachiner Kreise, hatte man noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den unverwesten Leichnam des Ritters Johann des Aeltern Horzitzky von Prosteh, eines eifrigen Utraquisten und besonderen Wohlthäters jener Kirche.

Der Jesuit Tobias Gebler, ein Zeitgenosse Balbins, sah in einer Kirche im Saazer oder Elbogner Kreise die Leichen eines Gutsherrn und der Gutsfrau, die, wiewol schon achtzig Jahre im Grabe ruhend, noch keine Spur von Verwesung zeigten.

Die merkwürdigsten Mumien Böhmens aber befinden sich in der alterthümlichen Pfarrkirche St. Peter und Paul der Schutzstadt Kralowitz (Kralowice Cynadrowy) im bisherigen Rakonitzer Kreise. In einer lichten, geräumigen Gruft liegen da vierzehn ritterliche Leichen in offenen hölzernen Särgen. In ihren alten Gewändern, — die Männer in ihren schwarzen Wämsern und spanischen Mänteln oder in langen Talaren, die Frauen in weißen und schwarzen Kleidern und zierlichen Spitzhäubchen — schlafen sie hier mit kreuzweise über die Brust zusammengelegten Händen den ewigen Schlaf, als ob sie sich erst vor Kurzem zur Ruhe gelegt. Die Augen sind längst erstorben, die Haut vertrocknet und vergilbt, doch die Aehnlichkeit, die kleinsten Nuancen der Gesichtszüge sind kennbar geblieben. Es sind dies die Leichen des Herrn Florian Griesbekker von Grießpach auf Kaczerow und Mühlhausen, seiner Gemahlin Rosina, einer gebornen Helzel von Silian, ihrer Kinder und Verwandten — in Allem achtzehn Mumien! Niemand, der diese Gegend bereist, unterläßt es, die „königlichen Mumien" wie solche irrthümlich genannt werden) zu besuchen. Die abenteuerliche Sage, die man von dem Ende der Grießbecker erzählt und die wir als längst bekannt hier voraussetzen, trägt besonders zu dem häufigen Besuche der

*) Zaborz gehört jetzt zur Herrschaft Schlüsselburg; sonst war es ein Gut für sich und der Stammort der Herren v. Zaborzsky; dann kam es (im 15. Jahrhunderte) an die Hoczitzky v. Prosteh. Im 30jährigen Kriege gehörte es dem Rektor Albrecht Beneda v. Necztin. Die Zaborzer Pfarrkirche bestand schon 1384. Die erwähnte Mumie fand noch im Julius 1846 einer unserer kunstsinnigen Cavaliere in der Gruft der dasigen Pfarrkirche unversehrt.

Kralowitzer Kirche bei. Die Herren v. Griesbeck sollen nämlich des Hochverraths angeklagt, überwiesen und zum Verluste ihres Wappens, ihrer Schlösser, so wie aller beweglichen und unbeweglichen Habe verurtheilt worden sein. Bei einem Familienschmaus habe man ihnen die verhängnißvolle Entscheidung überbracht. Den augenblicklichen Tod einem ehrlosen Tod vorziehend, sei Herr Florian der Griesbecker aufgestanden, habe den großen silbernen Ehrenpokal von der Tafel genommen, mit fester Hand Gift in den schäumenden Wein gemischt, zuerst selbst davon getrunken und dann den Pokal rings um die Tafel gereicht. Und die Griesbecker haben alle daraus getrunken und bald lagen sie natürlich vergiftet, todt und regungslos da. Das war — sagt man von dieser Zeit an — der Griesbecker letzter Familienschmaus.

So schön die Sage klingt, müssen wir doch unsern Lesern erklären, daß dieselbe ganz und gar ersonnen und ohne allen historischen Grund ist; denn Herr Florian Griesbecker von Grießpach, dieser in der Vaterlandsgeschichte oft genannte Mann, starb, nachdem er von seiner Gemahlin Rosina 14 Söhne und 10 Töchter erhalten, am 29. März 1588 auf seinem Schlosse Mühlhausen eines ruhigen, natürlichen Todes.

Die Familiengruft der Herren von Berka zu Lazan.

Bereits im J. 1794 machte man in der Lazaner Kirche einige für die Genealogie des berühmten Dynastengeschlechtes der Herren von Berka nicht unwichtige Entdeckungen. Es wurde damals in der dortigen Sakristei ein halb eingestürztes aufgemauertes Grab abgeräumt, worin man den fast ganz unversehrten Leichnam einer Jungfrau fand. Die Gesichtszüge waren vollkommen kennbar, das Kleid — von rosenrothem Seidenstoffe — und die schwarze mit goldenen Röschen gezierte Stirnbinde wohlerhalten. Bei dieser Gelegenheit öffnete und untersuchte man auch zwei Grüfte (die eine vor dem Hochaltar, die andere in der Sakristei befindlich). Die daselbst beigesetzten männlichen Leichen waren meist in zinnernen, die weiblichen aber in hölzernen, ausgepichten Särgen verschlossen. Nachstehends theile ich die damals kopirten Inschriften der zinnernen Särge nach einer authentischen Handschrift mit.

a) Tuto odpocziwa Tielo Jana Wolena Syna urozeneho P. P. Waclawa Berky z Dubu z Lipiho a na Richemburce, Gegich Majes. Cisaře Rzimskeho Rudolfa druhiho Raddy ktery se narodil Leta Panie 1580 w Patek na den Sw. Jana Krtitele ginak 24. dne Miesice Cerwna, a umřel tehož Leta w Sobotu po Sw. Simonowi a Judy, totiž 20. dne Miesice Rzigna W. B. Z. e. J. L. 1580.

b) Tuto odpocziwa Tielo Waclawa Berky z Dubu z Lipiho, Syna urozeneho P. P. Waclawa Berky z Dubu z Lipiho a na Richemburce G. M. řimskeho Cisarze, Uherskeho a Czeskeho Krale Raddy, ktery se narodil na Richemburku Leta 1551 w Sobotu na den Sw. Martina totiž 11ho dne Listopadu a umrzel w Patek po S. Marku, totiž 26. Dubna 1583.

c) Anno reparatae salutis 1600 die 29. — hora quarta antepomeridiana matura morte ex hoc lachrimarum valle in caelestem patriam evocatus est Henricus Sdenko filius illustrissimi J. M. D. D.

Wenzeslai Berka liberi Baronis de Duba et Lippa, Domini in Richenburg, Budischow, Osowa, Supremi Bohemiae Cammerarii et S. Caes. Maj. Rudolphi II. consiliarii actualis — postquam hujus mundi lucem a vigesima prima Augusti Anni 1599 usque ad dictum aspexisset diem — cujus corpus in hac urna continetur.

Praecedo moriens vivos expecto parentes. Possideant mecum regna beata poli.

d) M. F. F. (i. e. Mathias Ferdinand Franz) S. R. I. Comes Berca de Duba et Lippa, Dominus in Richenburg, Daschitz, Budischau, Neovesely — Chrast — Risitz — et Slatinan etc. etc. S. C. Maj. Consiliarius nec non supremus in Regno Bohemiae Marechalcus haereditarius etc. Anno Domini 1644 die 20. Augusti.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die neuerlich aufgefundenen Särge wohl kaum dem Freiherrn Wenzeslaw Berka und seinen Töchtern angehören. Sicher bergen sie die Uiberreste des im J. 1573 verstorbenen Landrichters Zdenko Berka von Duba und Lippa, dessen Töchter Katharina und Anna. Diesen Zdenko von Berka überlebten vier Söhne: Wenzeslaw Berka auf Richenburg u. a. Oberstlandkämmerer von Böhmen, Zbinko, Erzbischof von Prag, Zdenko auf Meseritsch, k. Kriegsrath, und Ladislaw, Kämmerer in der Markgrafschaft Mähren.

Die Žierotinische Gruft zu Brandeis.

Den 9. Oktober 1636 endete Karl von Žierotin zu Prerau sein thätiges, in den letzten sechzehn Jahren von mancherlei Trübsalen bedrängtes Leben. Sein Leichnam wurde nach seiner geliebten Geburtsstadt Brandeis am Adlerflusse gebracht, um neben seinem Vater und seinen Verwandten in der Gruft der St. Johanniskirche, genannt „na Laukoti," beigesetzt zu werden. Er wurde in einen kupfernen Sarg gelegt, in die Gruft hinabgelassen und der Zugang versiegelt; denn der berühmte Karl v. Žierotin war der Letzte, dessen Gebeine die Gruft bergen sollte.*) Der Sarg hatte folgende Inschriften in böhmischer Sprache:

„Im Jahre des Herrn 1636, am 9. des Monats Oktobris ging der Hochgeborne Herr, Herr Karl von Žierotin, Herr auf Prerau und Brandeis am Adlerflusse, Sr. kais. Majestät Rath und Kämmerer, aus diesem elenden Leben durch einen glücklichen und seligen Tod in ein besseres hinüber, nachdem er 72 Jahre und 15 Tage seines Alters erreicht hatte, und sein Leichnam, der von seinen lieben Freunden an diesem Orte beigesetzt wurde, erwartet eine selige Auferstehung.

Siebzig Jahre machen die Lebensdauer des Menschen aus, oder wenn Jemand stärkerer Natur ist, achtzig, und selbst das Beste in ihnen ist Mühe und Elend; und wenn dieses aufhört, werden auch wir schnell von hinnen genommen. Und da kann nun jeder fromme Christ ausrufen:

*) Karl von Žierotin's Töchter, Bohunka und Helena, starben vor ihrem Vater, seine Gemahlin Katharina von Waldstein hingegen, die ihn überlebte, liegt in Trebič begraben.

Kehre zurück, o Seele, an deinen Ruheort; denn Gott ist dein Wohlthäter. Denn du hast meine Seele vor dem Tode, meine Augen vor Thränen, meinen Fuß vor Straucheln bewahrt. Ewig werde ich mich ergehen vor meinem Gotte im Lande der Lebendigen. Ich glaubte, und deßhalb auch redete ich, obgleich ich sehr niedergeschlagen war. Denn zu Allen spricht Christus: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer auf mich glaubt, wird ewig nicht sterben."

Die Kirche, in welcher die böhmischen Brüder, der Gunst des hochherzigen Besitzers von Brandeis sich erfreuend, noch vor wenigen Jahren ihren Gottesdienst hielten, stand nun verfallen und verödet, denn seine einstigen Besucher mussten entweder das Land räumen, oder waren zum katholischen Glauben bekehrt. Der Bekehrungssturm ging vorüber, die Einheit des Glaubens war erzielt, Grabesstille herrschte wie im ganzen Lande, so auch auf den Ruinen von Laukot, und Zierotjn's Leichnam ruhte in vollkommenem Frieden. Da kam die dritte Generation, das Andenken an die Zeiten der Brüder und die ruhmwürdigen Besitzer von Brandeis aus dem Zierotjnischen Geschlechte war verschollen. Nur dunkle Sagen von ihnen hatten sich im Volke erhalten, eine solche war auch die von silbernen Särgen in den Ruinen von Laukot, in welchen die Leichname der besagten Herren ruhen sollten. Durch eine solche Sage angeregt, erkühnte sich im Jahre 1724 ein dortiges Pfarrkind, die Gruft zu öffnen, stieg hinein und entwendete einen Theil des Zinns. Als dieses ruchbar geworden, untersuchte man die Gruft, und zu Jedermanns Uiberraschung wurden dort 11 zinnerne und zwei kupferne Särge mit 11 Leichnamen und vielen Kleinodien gefunden.

Außer dem obenerwähnten des Karl von Zierotjn waren es folgende Särge:

1. Ein Sarg mit dem Leichname Johanns des Aelteren v. Zierotjn, des Vaters unseres Karls, auf welchem folgende Inschrift stand.

„Im Jahre seit der Geburt des Sohnes Gottes 1583, den Donnerstag nach Matthiä, dem Apostel des Herrn, endete sein Leben der Hochgeborne Herr, Herr Johann der Aeltere von Zierotjn auf Namiest und Rositz, von dem man glaubt, daß Gott sich seiner erbarmt und seine Seele in die Anzahl seiner Auserwählten aufgenommen."

2. Ein Sarg mit dem Leichname der Marianna von Boskowitz, der Mutter Karls, mit folgender Inschrift:

„Im Jahre 1574 den Donnerstag vor Galli um 9 Uhr vor Mitternacht, endete zu Wien ihr Leben die Hochgeborne Frau, Frau Marianna von Boskowitz und Schwarzenberg, Gemahlin des Hochgebornen Herrn, Herrn Johann des Aeltern von Zierotjn auf Namiest, ihres Alters im 29. Jahre. Ihr Leichnam ruht hier bis zum Tage einer seligen Auferstehung."

3. Ein kleiner Sarg mit dem Leichname Libussa's von Zierotjn, der Schwester Karls, gestorben am Mittwoch nach dem ersten Fastensonntage im Jahre 1571 im zweiten Jahre ihres Alters.

4. Ein Sarg mit dem Leichname Bohumiras von Zierotjn, einer andern Schwester Karls, welche am 8. Januar 1590 im 23. Jahre ihres Alters starb.

5. Ein Sarg mit dem Leichname Elisabeths Kragjř von Kragek mit der Inschrift:

„Im Jahre 1600, den 22. des Monats Januar, nämlich den Montag vor Pauli Bekehrung, endete um 2 Uhr Nachmittags auf dem Schlosse Rositz die Hochgeborne Frau, Frau Elisabeth Kragiř von Kragek, Gemahlin des Hochgebornen Herrn, Herrn Karl von Zierotjn auf Drzewohostitz, und Tochter weiland des Hochgebornen Herrn, Herrn Heinrich Wenzel Kragiř von Kragek auf Mladoňowic, und der Hochgebornen Frau, Frau Aline von Zástřizl, fromm und heilig ihr Leben im 18. Jahre ihres Alters. Zweifellos ist die Hoffnung, daß Gott ihre Seele mit dem Lose seiner Auserwählten barmherzigst bedacht."

6. Ein kleiner Sarg mit der Inschrift:

„Im Jahre des Herrn 1598 am 6. Septembris wurde dem Hochgebornen Herrn, Herrn Karl von Zierotjn ein todtes Töchterlein geboren und hier beigesetzt."

7. Ein kleiner Sarg mit der Inschrift:

„Hier ruht der Leichnam des Friedrich von Žierotjn, erstgebornen Sohns des Hochgebornen Herrn, Herrn Karl von Zierotjn auf Drzewohostitz und Rositz, und der Hochgebornen Frau, Frau Elisabeth Kragiř von Kragek, welcher geboren wurde auf dem Schlosse zu Krumau im Oktober 1599, und sein Leben endete auf dem Schlosse zu Znaym den 31. März, d. h. am Charfreitage 1600."

8. Ein Sarg mit dem Leichname des Bartholomäus Wanický von Gemniczka, welcher den 8. September 1589 zu Brandeis gestorben, und von welchem Karl von Zierotjn Dřewohostitz geerbt.

9. Ein Sarg mit dem Leichname der Barbara Kragiř von Kragek, Gemahlin Karls des jüngeren von Zierotjn, und drei andere.

Die Särge und die darin enthaltenen Kleinodien wurden von dem Amte als herrenlose Sachen angesehen, und es entstand deßhalb ein Prozeß, welcher volle 23 Jahre dauerte, und endlich dahin entschieden wurde, daß die bei den Leichnamen aufgefundenen Kleinodien dem Grafen Ludwig von Žierotjn auf Lositz gegen eine Vergütung von 500 Gulden an die Kirche zu Brandeis zufallen sollten, die Särge hingegen sollten nach Abschlag der Kosten der besagten Kirche verbleiben. Hierzu wurde eine Kommission bestellt, und am 12. Mai 1747 wurden sämmtliche Leichname aus ihren Ruhestätten herausgenommen, der Zeichen ihrer einstigen Würde und alles Schmuckes entblößt und entkleidet, und die kahlen Gebeine alle zusammen in einen großen eichenen Sarg gelegt und wieder in die Gruft hinabgelassen. Dieß geschah in Gegenwart Johann Mospender's, Dechants von Aust, Felix Chuchelský's von Nestagow und Ferdinand von Regenheimbt, Sekretärs des Grafen von Žierotjn, und zwar mit einer solchen Gleichgiltigkeit und strafbaren Nachläßigkeit, daß schon nach 20 Jahren der große Sarg in der von allen Seiten zugänglichen Gruft auseinanderfiel und die Gebeine sich hie und da zerstreut herumwälzten.

„Das verfallene Gebäude," sagt Bienenberg von dieser Gruft, „ähnelt von Außen den Grabmälern römischer Helden, indem es eben so zerstört und mit Bäumen, Gesträuch, Moos und Gras bewachsen ist; blickt man jedoch in das Innere, so muß sich gewiß das Herz jedes Gefühlvollen mit Schauder und Leid füllen, wenn er zwischen den beraubten und zerstreuten Gebeinen auch die Karls von Žierotjn erblickt."

Bienenberg's Nachricht von dem Verfalle der Zierotinischen Gruft erweckte in mir das Verlangen, zu wissen, in welchem Zustande sich dieselbe nach 60 Jahren befinde. Ich unternahm daher im Oktober 1838 eine Reise aus Hohenmauth nach dem romantischen Brandeis, und begleitet von dem dortigen Pfarrer, dem Herrn Kolář, einem fleißigen Sammler der Brandeiser Denkwürdigkeiten, eilte ich nach dem Laukot, um das, wenn auch vermoderte Behältniß mit den theuern Uiberresten Zierotins zu sehen. Aber mein sehnliches Verlangen wurde schmerzlich getäuscht. Keine Spur fand ich mehr von der Gruft und der in ihr aufbewahrten Asche. Das Brüderbethaus wurde nach der Feuersbrunst von 1817 sammt den Uiberbleibseln der Gruft vollends zerstört, und aus dem gewonnenen Baumateriale wurden 4 Häuschen aufgebaut. Nur das Stück einer Quermauer in einem dieser Häuschen, welches von den Ruinen übrig blieb, zeigt den Ort an, wo sich einst die Brüdergemeinde zum Gottesdienste versammelte, und eine unbedeutende Gartenmauer bezeichnet den Umfang des ehemaligen Brüderkirchhofs. Die verwitterten Gebeine der Zierotine wurden, wie man mich berichtete, noch vor der gänzlichen Zerstörung der Kirche vergraben, und zwar in dem zu den Häusern des Franz Hášek und Anton Exner Nr. Cons. 59 und 139 gehörigen Garten.

Dieß ist also das Denkmal, welches die Bosheit und Roheit der Zeit der edlen Familie des Johann von Zierotin, und namentlich einem Manne, der in seiner Hand das Markgrafthum Mähren wog, und um dessen Gunst sich Fürsten und Könige bewarben, errichtete! Den Karl von Zierotin traf nach seinem Tode ein Geschick, ähnlich dem, welches den Leichnam des Amos Comenius in Naarden traf, aber ein weit schmerzlicheres als jenes, welches die vermoderten Gebeine des zwar heldenmüthigen, aber unpatriotischen Königs Johann von Luxemburg in fremdem Lande hatten. *)

Wenn ein nicht Entarteter auf das Grab des unsterblichen Zierotins in freier, ungeweihter, dem Sturme und Regen ausgesetzter Erde blickt, und dabei seiner einstigen Berühmtheit und Wichtigkeit gedenkt, gewiß wird er unwillkürlich mit dem verewigten Kollar ausrufen:

„O wie kalt doch wär für sein Volk des Mannes Gesinnung,
Der hier nicht Thränen vergöß' wie am Grabe seiner Geliebten."

N.

*) Illustr. Chronik Bd. I. S. 21—24.

Geschichte des Ursprunges der Städte in Mähren:

Olmütz, Brünn, Znaym, Lundenburg, Ungrischbrod, Göding, Littau, Jamnitz (Troppau und Freudenthal).

Nach **Rößlers** Schöffenbuch.

Die Blüthe des mährischen Bürgerthums finden wir im XIV. Jahrhundert völlig entwickelt: der Bürgerstand in vielen reichen schöngebauten landesherrlichen Städten nimmt mit dem Adel und der Geistlichkeit eine einflußreiche Stellung bei Entscheidung der Schicksale des Landes ein; Städtebündnisse sichern die Erhaltung ihrer Rechte gegen Willkür der Fürsten und des Adels. Die Gewerbe sind so entwickelt, daß sie mit den Erzeugnissen fremder Länder concurriren können. Blüthen einer veredelten Kunstfertigkeit entfalten sich im Schooße der Städte und verpflanzen sich in die Burgen des Adels. Selbst in den Städten des Adels und der Geistlichkeit hat sich ein ähnliches Leben entfaltet. Doch wird man in ihrer höchsten Blüthezeit vergebens jene Großartigkeit des Lebens suchen, welche in andern Ländern inner den Mauern sich entwickelte.

Diese Schöpfungen sind aus dem früheren slawischen Städtewesen keineswegs abzuleiten.

Selbst die glühendste Vaterlandsliebe wird viel in der Geschichte Mährens vermissen, — eines Landes, das zu klein war, um der Habsucht der Nachbarvölker zu widerstehen, groß und reich genug, um sie zu reizen. Unaufhörliche Theilungen schwächten das Land; die Theilfürsten bekriegten sich oft selbst; es gebrach ihnen die Kraft, die Raub- und Zerstörungszüge der kampffertigen Ungarn, Mongolen, Cumanen und Polen abzuwehren. Der Geschichte des Landes fehlen daher größere politische Beziehungen, den Unternehmungen der Fürsten eine weithin wirkende Bedeutung; die rasch auf einander folgenden Raubzüge zerstören aber die Kultur der früheren glanzvolleren Zeit des Reiches.

Alle Spuren des ältesten slawischen Städtewesens sind in der Zeit, wo verbürgte und unverbürgte Urkunden beginnen, zerstört*). Die Orte des XI. und XII. Jahrhunderts, welche Städte genannt sind, waren nur befestigte Orte mit einer dichtern Bevölkerung, Sammelplätze der Krie-

*) Wo sind die elf Städte des bayerischen Geographen aus dem neunten Jahrhundert? (Šaffařik II. 673). — Speculi-Julium und Sorigulur in der Nähe von Olmütz zu der Zeit ganz verfallen sind, wo die Stadt und Burg Dewin bei der Residenzstadt Welehrad gleichfalls zerstört ist, letztere Bausteine abgibt für Hradisch. — Vuligrad ubi cepit Christianitas, in loco quondam civitatis Deuin (Ann. Hildegardi a. 1030) villulam Costeleche usque ad vallum civitatis (a. 1202.) Welegrad civitas primo, modo burgos. Die civitas Morawa oder Moraviae (Lamberti Hersfeld. Chron. a. 1050) hat gar nicht in Mähren gelegen.

ger. Es gab keine staatsrechtliche Scheidung zwischen den Bewohnern der Stadt und des offenen Landes, keine Trennung in der Rechtspflege. Selbst der Reichthum und die Bevölkerung dieser Städte war nicht bedeutend. Sehr bezeichnend läßt der Chronist Cosmas über den Gegensatz des Reichthumes von Prag und die mindere Wohlhabenheit der Städte in Mähren die österreichische Fürstentochter Hilburg, die Gemalin Herzog Konrads, bei der Belagerung Brünns sagen: „Nullam — his in partibus invenis belli materiam, nullam de praelio hinc reportas victoriam — nam quaecumque hic — spolia quaeris habenda, ostendam tibi pociora in medio regni tui," und deutet nun auf Prag hin (a. 1091).

An diese slawischen Städte kann nur äußerlich die Entwicklung geknüpft werden.

Die Bildungen eines neuen städtischen Gemeinwesens nehmen mit dem XIII. Jahrhundert ihren Anfang durch Ansiedelungen von Deutschen im Lande, oder in der Umstaltung alter bevorrechteter Niederlassungen von Kauf- und Gewerbsleuten zu Städten nach deutschem Vorbilde. Das deutsche Element hat sich im Zusammentreffen mit einer fremden Volksthümlichkeit auch an Orten, wo slawische Bewohner vorhanden waren, als das stärkere bewährt; denn sobald wir verläßliche Kunde von dem mährischen Städtewesen erhalten, ist es eine deutsche Reichs- und Gemeindeverfassung, welche sie von dem offenen Lande trennt; deutsche Rechtsitte und deutsche Namen werden heimisch. So wenig man diese Bildungen mit Resten alt-germanischer Urbewohner des Landes in Verbindung bringen darf, wie man wol zu träumen pflegte, so wenig kann behauptet werden, daß in diesen Erscheinungen alte slawische Kultur nachwirkte. Ihr trat Neues entgegen und ein Durchbruch der alten Verfassung bereitete sich vor. Diese bescheidenen Niederlassungen mitten im fremden Lande wurden nicht durch einen Weltverkehr und Welthandel, wie die Städte der Hansa, gehoben, nicht durch große Handelsstraßen, wie am Rhein, der Donau, gefördert; sie fanden nur in der Gunst und Sorgfalt, in dem regen Antheil und dem Wetteifer der Landesfürsten in Gemäßheit der Sitte anderer Länder, besonders durch Markgraf Wladislaw I. 1197--1222, dessen Bruder König Ottokar I. 1222—1224, dessen Sohn Wladislaw Heinrich II. 1224—1226, Markgraf Przemysl 1226—1239, König Wenzel I. 1239—1246, und Ottokar II. 1247—1278, eine nachhaltige Stütze und Pflege. So nur konnten diese jugendlichen Pflanzungen gegen Gefahren erhalten werden, welche von allen Seiten drohten. Die Landesfürsten sahen in der Gründung und Hebung des Städtewesens eine Vergrößerung ihrer Macht und ihres Ansehens „principalis gloriae excellentia clariori effulgare solet lumine, dum civitatum amplarum splendente numero circumdata esse cernitur" (a. 1214). Sie strebten diese neue Quelle der Einkünfte zu mehren und zu bewahren, so wird bei der Vergrößerung von Troppau der Grund angegeben: „ut et per hoc nostra atque nostre prolis — utilitas augeatur" (a. 1224). — Ein weiteres Ziel war die Vertheidigung des Landes. Gegen die immer drohende Gefahr feindlicher Angriffe gewährte der neugeschaffene Bürgerstand die kräftigste Aushilfe. Der Kriegszug der Iglauer Bergleute ist noch in des Volkes Munde. Auch die Bürger anderer Städte, wie Olmütz und Prerau, werden zum Waffen-

dienst aufgeboten und kommen mit Pflichttreue der übernommenen Bewachung ihrer Stadt nach. Nach dem Mongolen-Einfall im Jahre 1241 liegt ein großer Theil des Landes abermals zerstört; — es wird dieses für die Fürsten ein neuer Anlaß und eine neue Anregung zur Gründung und Befestigung von Städten oder Umwandlung von Dörfern und Flecken in diese; zur Vermehrung der Bevölkerung in den alten Anlagen; „ob destructionem generalem Moraviae terrae nostrae, inspectis gravaminibus“ (a. 1256). „Terra nostra quae in magna parte per invasionem Tartarorum est destructa“ (a. 1247).

Diese Städtebildungen in Mähren lassen sich auf bestimmte, scharf hervortretende Momente zurückführen. Wie in der Geschichte überhaupt geht auch hier das Instinktive des Werdens Hand in Hand mit Planmäßigkeit von Anlagen, und obwol diese Ursachen zuweilen vereint wirken und sich durchdringen, so vermag der Blick des Forschers beide von einander zu scheiden. Naturwüchsig entstehen städtische Genossenschaften an den Burgen und Sitzen der Landesfürsten, indem sich daran Colonien von Kaufleuten ansetzen. Dann aber auch an alten „Marktorten ihrer Lage nach,“ an Handelsstraßen. Planmäßig verfahren bei der Stiftung von Städten die Landesfürsten, der Adel, die Geistlichkeit. Bedeutungsvoll werden für die Städte aber auch deutsche Dorfanlagen, indem diese nicht nur oft der erste Anfang einer spätern städtischen Bildung werden, sondern auch um und durch die Städte ringsher angelegt, das deutsche Stadtrecht stützen, welches sich mittelst der Dörfer über das Land verbreitet und zum deutschen Dorfrecht wird.

Die größern landesherrlichen Burgen und Schlösser, urbes, castra, die Residenzen der Landesfürsten, Versammlungsorte der Großen des Landes, Stätten der Gerichte, sind im Kriege und Frieden Einigungspunkte des Volkslebens. — Hier treffen alle günstigen Umstände zusammen, welche ein schnelles Erblühen der Städte bewirken konnten. Der Verkehr und Handel findet auch da Gedeihen, so daß er sich nach und nach bei wachsender Bevölkerung des Landes, bei gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr auf den engen Raum der Burg beschränken läßt, sondern sich außerhalb unter dem Schutz derselben entfaltet. — Auch fremde Kaufleute, Handelsleute, bauen sich um die Landesburgen an, „in suburbio, in vorburgo“, und nehmen da einen dauernden Aufenthalt. Es werden dies die Keime und Mittelpunkte für die spätere Entwickelung des Städtelebens. Solche Colonien finden wir, wie bei Prag, auch in Brünn. In Olmütz sollen es Franken gewesen sein; das Alter dieser Ansiedlung wird freilich unverbürgt auf das Jahr 1098 gesetzt. Solche waren gewiß auch bei Troppau und Znaim, obschon uns die Quellen dafür fehlen.

Die Stadtgeschichten von Olmütz selbst und den wichtigsten Orten, wie Znaim, Troppau und Lundenburg, welche Sitze eigener Fürsten waren, liegen in einem undurchdringlichen Netz von Sagen.

Znaim, dessen Burg und Burggrafen schon im Jahre 1048 erscheinen, erhob sich unter Ottokar zu einem eigentlich städtischen Wesen, — cum vellemus ante Znoym (castrum) civitatem construere et in ipsamque homines convocare“ (a. 1225). — Der alte Raum des suburbium reichte nicht mehr hin, es mußte Klostergrund vom Stifte Bruck dazu genommen werden. Die Stadtgemeinde erhielt Freiheiten,

Gerichtsbarkeit, Freiheit von den Landesbeamten, volles Stadtrecht (a. 1272, 1278, 1287, 1292, 1303).

Troppau stand in früher Zeit mit dem Castrum Crecz (Gradez, Grätz an der Mora) in Verbindung und gehörte bis 1261 zu Mähren. K. Ottokar I. „cum nostram civitatem Oppaviam divitiis ampliare et honore pariter et decore.“ Meilrecht, Zollfreiheit (a. 1224). Neuere Erweiterungen nach dem Mongolen-Einfall, bewidmet mit Magdeburger Recht (a. 1260, 1271, 1290).

Auch Lundenburg (Břeclaw) kann hieher gezählt werden, — eine wichtige Zoll- und Mauthstätte an der Brücke über die Thaya (a. 1078). Das Stadtwesen muß schon vor 1214 entwickelt gewesen sein: die nach deutschem Recht ausgesetzte Stadt Bisenz erhält Lundenburger Recht (a. 1223).

Von dieser neuen Entwicklung wird die Burg, Castrum, nicht berührt. Ihre Bewohner Castrenses, auch Suppani, leben fort unter den slawischen Landesrechten, sie stehen unter dem Landrechte, der Zuda der Provinz. — Die Burg ist auch der Aufenthalt der übrigen Landesbeamten, des Camerarius, Villicus und der Beneficiarii.

Die Verhältnisse des Handels, die Thätigkeit der Kauf- und Handelsleute ist für die Bildung der Markt- und Stadtrechte von größtem Einflusse geworden. Der Verkehr mit allen feineren Kunst- und Gewerbserzeugnissen wurde, wie anderwärts, in Mähren im XIII. Jahrhundert nicht von Einheimischen, sondern von Fremden getrieben. Es waren Fremdlinge vom Rheine, aus dem wallonischen (wälschen, gallikanischen) und Reichs-Flandern, aus Brabant, welche feinere Tücher, Sammt, feine Leinwand, Seidenwaaren, Teppiche, feine Gold- und Silberwaaren, Weine: wie Rheinfall, Malvasier 2c. brachten. Diese Rhenenses, Flandrenses, Walhen, Latini, wol auch Galici, kauften wieder die Produkte des Landes: rohes Metall, Silber, Kupfer, Zinn, Wolle und Felle, besonders Marderfelle, dann rohere Erzeugnisse, wie rohes Tuch „panni grisei“.

Für die Sicherheit und Erhaltung der Handelsbeziehungen waren der Anbau und feste Niederlassung an den wichtigsten Verkehrungspunkten der Märkte nothwendig. In Mähren schon für weitern Handelszug und ausgedehntere Verbindungen. Die Kaufleute wohnen an den wichtigen Handelsburgen in engen geschlossenen Höfen, in curiis et vicis, wie sie uns der Chronist von Prag schildert: „In suburbio Pragensi et vico Wissegradensi, ibi monetarii opulentissimi, ibi forum“ (Cosmas a. 1092) Wo sich die Kauf- und Handelsleute in den suburbiis, in burgo, in vorburgo niederlassen, so übertragen sie ihre persönlichen Vorrechte auch auf ihren Grundbesitz. — Der von ihnen bewohnte Vicus ist befreit von jeder andern Gerichtsgewalt, die Wahl ihres Richters und Priesters (richterus in Prag) bleibt ihnen unbestritten. Gegen das rechtliche Herkommen, ihre innern Angelegenheiten selbst zu ordnen, die Streitigkeiten unter den Theilnehmern selbst zu schlichten, erhob der Staat nach Sitte der Zeit wenig Einsprache, wol aber dagegen, wenn man diese Fremden etwa berechtigt hätte, bei Landesversammlungen und Gerichten zu erscheinen. Vorrechte und Privilegien der Landesfürsten enthalten nur die Anerkennung einer im Mittelalter durch und durch verbreiteten Rechtssitte. Genießen ja die in glei-

cher Weise auf den ersten Spuren bewohnter Orte auftretenden Juden ähnliches Recht, welches man nicht ganz richtig als ein Vorrecht bezeichnet hat.

Mit ihrem Mutterlande bleiben die Niederlassungen in engster Verbindung. Dort ist die höchste Ausbildung aller handelsfördernden Einrichtungen, der reichste Markt von Waaren; Versicherungen schützen die Unternehmungen des Handels in fernen Ländern. Wechselgeschäfte werden durch die flandrischen Kaufleute nach allen Enden der damals bekannten Welt besorgt, zu einer Zeit, wo die Hansa erst im Entstehen war. So erscheint der niederländische und niederdeutsche Handelszug als der wichtigste und großartigste, wie späterhin der israelitische. Die einheimischen konnten gegen die fremden Kauf- und Handelsleute durch mehr als zwei Jahrhunderte nicht aufkommen, denn ihnen fehlten jene Handelsverbindungen, jener Schutz, den die Verbindungen allen fremden Kaufleuten gewährten.

Das bedeutungsvollste bleibt die bekannte Thatsache, daß die fremden Kaufleute sich in eine Genossenschaft, eine enge Einigung „Gilde" „conjuratio" gegen außen abschlossen und so in sich die wichtigste Stütze ihres Bestehens fanden. Als solche verpflichteten sie sich gegen die Landesfürsten zu Abgaben, als solche erlangen sie Privilegien, worauf sie aber auch ohne Neid Fremde und Einheimische in ihre Verbindung aufnahmen und sich so verstärkten und vergrößerten. Das Fremdenviertel (vicus hospitum) wird nach dem vorwiegenden Charakter der Gründer bald vicus Teutonicorum, Flandrorum, vicus gallicus, latinus, romanus, rhenensis genannt, ihnen wird gewöhnlich der Schutz eines Thores der Stadt, das auch darnach seinen Namen trägt, übergeben. Da ist ihr Kauf- und Gildehaus (curia hospitum), ihr Rathhaus oder Dinghof (theatrum seu domus consilii, oft zugleich Kaufhaus), die Lauben, Lobiae, Tuchlauben, die Richkraeme, daran reihen sich die Wechselbänke.

Gemeinschaftliches Interesse bindet die gemischte Bevölkerung sehr enge. Gesetz und Freiheit sichert ihr Gedeihen. Alle diese verzweigten Niederlassungen von Handelsleuten sehen wir ungemein tiefe Wurzeln im Lande schlagen. Nur bei einer völligen, absichtlichen Vertilgung, oder bei dem entscheidenden Uibergewicht dieser Bevölkerung über die übrigen Einwohner und einer Verschmelzung dieser mit jenen, verlieren wir ihre Spur. Die allmälige Vereinigung der fremden Deutschen mit den einheimischen Bürgern ist freilich bereits in jenem Zeitraum vollendet, wo für uns erst verläßliche und reichere Quellen in Mähren und Schlesien zu fließen beginnen.

Bei dem einfachen Waarenverkehre bleiben die Niederländer, die Flandrer und Wallonen nicht stehen. Sie übertragen ihre Kunstfertigkeit in die neue Heimath. Wie es in England bekannt ist, so wird in Mähren die Einführung der feineren Wollen- und Leinweberei, die Tuchmacherei, die Ledergerberei und Färberei mit Flandern, Flamingern in Verbindung gebracht. Doch schon im XIII. Jahrhundert wird dies nicht mehr ausschließend von ihnen getrieben, es kann in dieser Zeit einheimische Kultur mit fremden Erzeugnissen concurriren.

Der Unternehmungsgeist, die Fülle des Kapitals, welche sich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts in den Niederlanden, in Holland und den

angrenzenden Ländern angehäuft hatte, erklärt auch eine andere Erscheinung.

Handelsbetrieb genügte nicht mehr, um das Kapital nutzbringend zu machen. Man denke, um nur ein Beispiel anzuführen, an den Geldreichthum und die Uibervölkerung von Brügge. Gewerbthätige, arbeitsame und vermögende Leute wurden von größern Kapitalbesitzern angeregt, nicht bloß ihre Niederlassungen zu verstärken, sondern auch zur Anlegung und Benutzung in minder bebaute ferne Gegenden auszuwandern. Oft wurde der Ankauf größerer Landstriche mit dem Gelde eines weit entfernten Kaufmannes möglich, dem dann davon Renten zukamen.

Die überaus zahlreichen Niederlassungen von Fremdlingen, die rasch erblühenden Ansiedlungen von Ackerbauern stehen mit den Städten in engster Verbindung. Die Anlagen der Dörfer, das Hervorrufen von Colonien verlangt ein nicht unbedeutendes Betriebskapital und eine Bürgschaft für die Herbeigerufenen. Die Gründer dieser Colonien sind vorwiegend reiche namhafte Bürger aus Städten des Landes. Von den Landesfürsten und Grundherren erhalten sie zwar Grund und Boden und Vorrechte, und diese mitunter unentgeltlich, oft gegen bedeutende Kaufsummen. Dies Kapital konnten sie für einen solchen Geschäftsbetrieb nur aus den Städten erhalten, deren Genossen fortan die Gründer von Dörfern wurden. Es wurden ja mit Anlage und Erbauung von Häusern fast gleichzeitig auch Kirchen aufgeführt, die Colonie umfriedet, zuweilen der Ort befestigt. Die Colonisten wurden berufen „vocati“ — (wir legen hier auf das oft in Urkunden wiederkehrende Wort einen Nachdruck); Niederdeutsche, Flandrer, Wallonen, Schwaben (Teutonici, Franci, Gallici) zogen ein. Auch Vermögende konnten sich von dem heimischen Heerde trennen, ohne, wie man gewöhnlich annimmt, durch Uiberschwemmungen vertrieben zu werden und in ein Land ziehen, welches ihnen doch schon durch Landsleute bekannt war, wo sie ihre Sprache und bekannte Namen wieder fanden. Sie fanden dort die Bürger, welche die Verträge in der Heimath abgeschlossen und hier ihnen Bürgschaft für Sicherheit des Eigenthums und Freiheit ihrer Person geleistet hatten.

Nächst den Landesburgen, den Sitzen der Landesherren, wo eine dichtere Bevölkerung, Ansiedlung von fremden Kauf- und Gewerbsleuten die Keime des Städtewesens abgab, sind Grenzpunkte, alte Marktorte überhaupt, Anlaß geworden für städtische Bildungen.

Ungarischbrod wird in den ältesten Urkunden als eine Zollstätte genannt, die Fahrt über die Olschowa, eine der alten Heer- und Handelsstraßen nach Polen (a. 1030). Da bildete sich auch eine Stadt mit Magdeburger Recht (a. 1272. 1288.) Givičko — thelonium in G. (a. 1143). Als der Ort durch die Tartaren zerstört war, wird er zu einer Stadt erhoben durch Ottokar, und zur Herstellung der Stadt „ad restaurandam civitatem“ ausgestattet (a. 1249). G. erhält Magdeburger Recht wie Neustadt und ist Oberhof für 13 Dörfer (a. 1258). — Die alte Zollstätte Zittau wird gleichfalls von Wenzel nach der Mongolenzerstörung als deutsche Stadt erneuert: civitas locabitur secundum jus et libertatem quam Olumuc habet (a. 1243). Neue vermehrte Rechte erhält es im Jahre 1291. — In ähnlicher Weise werden Marktflecken, villae forenses, zu Städten gebildet: Villam forensem Bisence muro forti construere et ita ampliare (jussit) ut

honore et praerogativa ceterarum nostrarum civitatum congauderet (a. 1214).

Es finden sich auch völlig planmässige Erbauungen und Gründungen von Städten durch die Landesfürsten. Die Bevölkerung derselben durch herbeigerufene Ansiedler, welchen gegen bestimmte vertragsmässige Leistung die Hofstätten angewiesen werden. Die Stadtverfassung ist andern bestehenden Einrichtungen nachgebildet.

Göding — „Super regale civileque jus nostrum convocavimus (Constantia regina) viros honestos Theutonicos et locavimus in civitate nostra Godingen (Hodinin) ut nullo domino subditi essent nec ullo servirent nisi mihi et filiis meis" (a. 1228). Ottokar II. (Hradišt) pro necessitate seu conservatione terrae nostrae munitionem seu oppidum in hereditate monasterii Welegrad — præparari — et ædificari jussit (a. 1235. Palacky II. 2. 161). — Noch älter ist die Gründung von Freudenthal, die älteste, welche sich dieser Art nachweisen läßt: Innotescat, quod locationem civitatis vestrae Freudenthal secundum jus Teutonicorum quod hactenus in terris Bohemiae inconsuetum et inusitatum exstiterat, sed nobis primum per carissimum fratrem Wladislavum concessum esse dignoscitur — — (a. 1213). Nach Freudenthal wurde auch Unčow mit Magdeburger Rechte bewidmet, welches F. erhalten hatte. Unčow war bereits 1213 von den Landesfürsten gefreit, villa concessit civibus de U. quae est nova villa in oppido. Das Recht von Freudenthal: jus Maiburgense quod habent nostri cives de F. (a. 1223.) Dieser neuen Anlage bleibt von nun an im Gegensatze zur alten Ansiedluug Unčow der Name Neustadt, nova civitas. — Die Bewidmung von Freudenthal gehört überhaupt zu den ältesten und bekanntesten Erscheinungen des Magdeburger Rechts im nordöstlichen Deutschland. Wir kennen noch Stendal in der Mark 1153, Jüterbok 1174, Goldberg in Schlesien 1211, Löwenberg 1217 u. s. w. — Ottokar förderte auf alle Weise die Gründung und Hebung des Städtebaues. Als der Statthalter der Provinz Böttau eine Stadt bauen wollte und ihm die Mittel fehlten, wies der König ihm Einkünfte aus den königlichen Bergwerken an: so entstand die Stadt Jamnic „ad perficiendam Jamnik quam cepisset Peter muro forti ædificare; cum non haberet sumtus sufficientes" (a. 1227). — Das deutlichste Zeugniß von der unglaublichen Schnellwüchsigkeit dieser neuen Anlagen gewährte Iglau, ein Stadtwesen, das durch den Reichthum jener Gegend an Silber, Blei und andern Metallen hervorgerufen wurde. 1174, 1214 findet sich (Giglawa, Gihlawa) eine Burg Gihlawa und ein Burggraf einer Castellanei daselbst; schon um das Jahr 1229 mußte eine Genossenschaft bergbauender deutscher Einwohner hier leben, ihr Meister wird genannt, im Jahre 1234 wird der Schöffenrath der Stadt aufgeführt. Ihr Stadtrecht von König Wenzel I. 1247 ist das Produkt einer hohen Ausbildung der Municipalverfassung. Iglau's Stadt- u. Bergrecht wird Vorbild und Mutterrecht für viele Bergstädte in Böhmen, Mähren, Schlesien und Sachsen. Durch drei Jahrhunderte bleibt es Oberhof in bürgerlichen und Bergsachen einer großen Reihe von städtischen Genossenschaften.

Auch der höhere Adel des Landes, die Barone, die Castellane,

folgten dem Beispiele und der Aufforderung ihrer Landesfürsten und erbauten auf ihrem Grundbesitz befestigte Marktflecken, welche nicht selten unter den Namen von Städten vorkommen — villae forenses, quae juxta vulgare nostrum dicuntur civitates (Cosmae Cont. ad 1228) und mit Rechten anderer Städte bewidmet sind. Die Herren gewährten ihnen Befreiungen von den gewöhnlichen grundherrlichen Lasten, Freijahre, Schöffenrecht, und die niedere, zuweilen selbst die höhere Gerichtsbarkeit. Für diese Bildungen haben wir ungleich weniger Zeugnisse als für die nächstfolgenden Erscheinungen. Der Grund liegt in mangelhafter Bewahrung von Urkunden.

Als Beispiele mögen nur dienen die Städte der mähr. Herren von Lichtenburg, wie Deutschbrod hart an der Grenze in Böhmen (a. 1278). Die Herren v. Sternberg gründen die „civitas Sternberg" (a. 1296). Die Grafen von Freiberg gründeten den Markt Freiberg (Přibor); er wird Stadt genannt, mit Leobschitzer Recht bewidmet (a. 1292). Der Bischof von Olmütz belehnt einen Ritter Pharcas „ut locet civitatem, quam suo nomine Pharcastat nuncupavit (a. 1299).

In umfangreicherer Weise finden wir Städte und stadtähnliche Marktanlagen auf dem Grundbesitze der Benedictiner, Cisterzienser, Prämonstratenser in Mähren.

Schon 1203 schenkt Markgraf Wladislaw „silvam spatiosam Střelna" den Prämonstratensern zu Hradisch „villas, fora, civitates locandi." Bald darauf erscheint die villa forensis Kněnic mit voller Blutgerichtsbarkeit vom Markgrafen betheilt „sicut aliis in Moravia civitatibus est concessum" (a. 1215) — dann „civitates" Knĕnic, Swittawia, Střelna und Hranic. — Wenzel gibt dem Markte Hranic alle Rechte, welche „civitates ad nos pertinentes" geniessen (a. 1240). Dann erscheint diese Stadt im Vorgenusse aller städtischen Rechte nach deutscher Art unter dem Namen Weiskirchen (a. 1276 u. 1292.), in unsern Tagen die freundliche Kreisstadt. — Kyow (Kygow, Gaya) gleichfalls auf dem Grundbesitz desselben im Jahre 1126 als Forum, dann als villa forensis im Jahre 1215, 1240 als civitas ecclesiae genannt. Auch die Benedictiner zu Raygern erhalten für ihre Villa Raygern Marktfreiheit „jure forense prout ubique teutonice libertatis fundatum villam confirmamus" (a. 1234). Die Benedictiner zu Trebicz: „Trebic civitas nostra" (a. 1277). Diesen Beispielen folgten mit der Genehmigung des Landesherrn auch die Cisterzienser zu Welehrad und zu Saar; die Orden erhielten in ihren Freiheitsbriefen zugleich das Recht Dorf- und Stadtanlagen zu machen (a. 1235). König Wenzel I. forderte zum Schutze gegen die Mongolen zur Erbauung von festen Städten auf: compellens religiosos et seculares clericos ad civitatum munitiones vel fossata constituenda (Cont. Cosmae). An Burgfronen ist wohl hier nicht zu denken.

Auf dem Grundbesitze des Bisthums Olmütz, einem umfangreichen, fast zusammenhängenden Gebiete, besonders in dem nördlichen Theile des Landes an den Gesenken des schlesischen Gebirges, wäre eine ganze Reihenfolge von Städte- und Märkteanlagen aufzuweisen. Dem Bisthume war schon früher (1238) das Recht gewährt, solche Anlagen ohne besondere landesfürstliche Erlaubniß zu machen.

Die berühmteste bischöfliche Stadt ist Kremsier, im Jahre 1266 „oppidum", dann mit voller Stadtverfassung, Richterwahl, Schöffenrecht, Oberhof für 13 Dörfer 1290. Müglitz (Mohelnice) „judicium civitatis" mit 14 Dörfern (a. 1273, 1305). Die Anlagen Bischof Brunos: Braunsberg „ad ecclesiae utilitatem proposui construere civitatem Braunsberg" (a. 1269), erhält Magdeburger Recht und das Vogtding für die umliegenden Dörfer (a. 1270). Weiter werden bischöfliche Marktflecken mit größeren oder geringeren städtischen Freiheiten erwähnt: villa forensis Fridberg, oppidum forense Hullein, oppidum forense Wischau (a. 1276), oppidum nostrum Zvittavia, gleichfalls eine deutsche Gründung im Gegensatz zum alten Ort Nova Zvittavia genannt (a. 1256).

Daß diese Städte und Marktflecken nach deutscher Form ausgesetzt, daß sie, von den Landesgerichten ausgenommen, unter eigener Verfassung lebten, ist aus zahlreichen Urkunden nachweisbar. Die größere Zahl der Einwohner waren aber auch Deutsche, dafür zeugen die deutschen Namen der Richter und Schöffen, der Bürger und Bewohner der Städte, wie sie in Urkunden auftreten. Nicht blos deutsche Vornamen, sondern auch aus deutschen Worten gebildete Zunamen. Doch scheinen die deutschen Bewohner der neuen Städte nicht mehr blos Einwanderer aus fernen fremden Gegenden, sondern Söhne des Landes, zunächst aus den deutschen Dörfern zu sein. Dafür spricht, daß seltener Beinamen fremder Städte, wol oft Beinamen näherer und fernerer Städte Böhmens und Mährens erscheinen. Es hatte sich also eine zahlreiche deutsche Bevölkerung im Lande selbst gebildet, die auch den Boden als Heimath anerkannte.

Den Hauptstützpunkt der Städte bildeten die ungemein zahlreichen deutschen Ackercolonien des Landes, wogegen auch die Städte für diese den Schutz gewährten und die Erhaltung des deutschen Rechtes sicherten.

Geistliche Orden gingen mit den Colonisationen voran. Ein frühes Beispiel gibt der Orden St. Johann von Jerusalem, die Johanniter. Markgraf Wladislaw erlaubt: ut liceat eis in quascunque hereditates suas locare quos voluerint ita ut vocati jura Theutonicorum quiete utantur (a. 1204) *). Die Ansiedler in Mähren sollen Freiheit und Recht haben „sicut habent Theutonici securam libertatem jus stabile et firmum." Volle Freiheit von slawischen Lasten „a jugo quolibet servitutis possidebit libere" (a. 1258). Diese Ansiedelungen nach deutschem Rechte mehrten sich von Jahr zu Jahr. Villa Levic Teutonicis habita" (a. 1234) auf die Besitzungen der Cisterzienser zu Ostrawa: Teutonici et Gallici praefatae ecclesiae (a. 1231), auf den Gütern des Cisterzienser-Klosters Leubus in Schlesien gleichfalls Teutonici et Gallici (a. 1178). Villam locandi jure Theutonicorum secundum morem et ritum, quo cetera monasterio-

*) Diese Urkunde erhält noch mehr Bedeutung, wenn man damit eine Schenkung Albrecht des Bären, der Kirche Werben an denselben Orden in der Mark 1160, in Verbindung bringt. Es wird die Kirche Werben in der Mark geschenkt und dabei holländischer Colonisten erwähnt.

rum praedia sunt locata. Incolae — villarum — ab omni expeditione — liberi — singuli teutonico jure fruentes ab omni exactione — immunes existant (a. 1245). Villae quae Teutonicis locatae fuerint (a. 1292). Das Besitzthum, welches den Ansiedlern gegen bestimmte Abgaben, geregelten Grundzins gewährt wurde, war ein erhebliches Zinsgut und hieß deutsches Recht „more teutonico“ (a. 1202); zuweilen Burgrecht „emere et habere — jure teutonico quod Purkrecht dicitur“ (a. 1292, 1262, 1276, 1278, 1279, 1281). Zuweilen bedeutet aber Jus Theutonicorum „Lehnsbesitz“: so übergibt Ottokar dem Heinrich von Lichtenstein das Dorf (nicht oppidum) Nicolsburgum secundum jus et consuetudinem Theutonicorum (a. 1249); Nicolsburg in cujus possessione Frd. L. cujus feudum est (a. 1277).

Diese übergroße Anzahl der nach deutschem Rechte gegründeten Dörfer, welche sich später nicht blos auf deutsche Einwanderer beschränkten, brachte in der Verfassung des Landes eine Wendung hervor, die noch wirksamer war, als die Gründung von Städten. Für die Landbevölkerung war es der Uibergang aus ungemessenen Frohnverhältnissen in ein geregeltes vertragsmäßiges Abgabenverhältniß. Auch ist es kaum anzunehmen, daß die Abgabenlasten der bei slaw. Rechten verbleibenden Dörfer vergrößert wurden. Diese neuen Anlagen werden für das Land eine neue und reiche Quelle des Einkommens, welche dem Gemeinwesen zu Gute kommt. Die Grundbesitzverhältnisse, die Grundverfassung, erhalten eine ganz andere Gestalt und der Zuwachs an neu gegründeten Dörfern an der Stelle verwüsteter Distrikte oder unbenutzter Waldstrecken ward für das Land ein in der That unberechenbarer Segen (Urk. 1265, 1267). Die Wirksamkeit der Cisterzienser zu Welehrad, der Benediktiner in Raigern und Trebicz, der Prämonstratenser zu Bruck hat sich besonders nach der Tartarenzerstörung zum Heile des Landes in Unverdrossenheit segenreich bewährt. Sie werden fast übertroffen durch das erfolgreiche Streben eines einzelnen Menschen, der lange den bischöflichen Sitz (1245—1281) zu Olmütz inne hatte, der als Staatsmann und Verwalter ganzer Provinzen in Regierungsgeschäften und dem Haushalt seines Bisthums gleichbedeutend war. Es ist Bruno von Olmütz, aus dem Hause Schaumburg.*) Bruno kannte aus seinem Heimathlande und als Dompropst von Lübeck (1244) das rasche und heilsame Erblühen der Ansiedelungen in Schleswig und Holstein. Graf Adolph II., sein Großvater, hatte dorthin die deichkundigen Holländer in das sumpfige Land von Eutin, ackerkundige Westphalen in das Dargunische Gebiet berufen. Dieses Vorbild mußte anregen, als Bruno zur Verwaltung des Bisthums gelangt war. Er machte den übergroßen Theil der unbebauten und verwüsteten Grundbesitze nutzbar, legte ferner Dörfer und Städte an. Ein noch erfolgreicheres Unternehmen war, die großen Güter, oft über 200 Hufen, lehnweise an deutsche Ritter aus Westphalen zu übergeben, welche dann diese verwüsteten oder bis dahin nicht urbar gemachten Landstriche wieder Landbebauern „jure teutonico, titulo feudi, jure vasallorum Magdeburgensium“ überließen. Es waren Mannslehne (a. 1280). Jene traten in ein Lehensverhältniß zum Bisthume und wurden Afterlehensleute des Königs von Böh-

*) Illustr. Chronik Bd. I. S. 479.

men. Doch beschränkte sich Bruno nicht blos auf Fremde; auch einheimische Ritter traten in ein gleiches Lehensverhältniß zum Bisthum. König Ottokar II. förderte dieses Beginnen, welches ihm einen für kriegerische Unternehmungen ergebenen Ritterstand schuf (a. 1272, 1274). Für das Land selbst wurde Brunos Herrschaft ein Heil, das noch in unsern Tagen vom Volke in Erinnerung bewahrt wird. Wie durch einen Zauberschlag erhob sich aus dem gelichteten öden Wald Dorf an Dorf, Burg an Burg. Das Wachsen dieser Pflanzungen, welche sich bis in die Gegenwart erhalten haben, war so rasch, daß Bruno selbst am Abend seines Lebens durch das herrliche Gedeihen seiner großen Schöpfung erfreut wurde.

In den nach deutschem Rechte ausgesetzten Dörfern hatte der Gründer (locator, fundator) gewöhnlich die Erbrichterei, das Richteramt, eine Hufenanzahl — Schulzenlehn — einen Antheil an den Verkaufsstellen erblich: „constituimus judicem perpetuum, ut ipsa bohemici juris conditione mutata in omnibus, quae ubi judicanda seu ordinanda fuerint, jus teutonicum studeas conservare“ (a. 1274). Die Dorfgemeinden waren in Rechtsangelegenheiten an die nächste Stadt gewiesen, welche gleiches Recht hatte. So nach Brünn mehr als 60, nach Kremsier 15, nach Müglitz 14 Dörfer u. s. w. Dorthin mußte das Recht gescholten werden. Die Bauern hatten das Vogtding, „voitding“ (a. 1270), die Stadt zu besuchen und bei dem Bannding „ter in anno in judicio quod dicitur Bandict“ (a. 1263. Pantaiding 1299) zu erscheinen. In Blutsachen richtete zuweilen der Dorfherr oder der Stiftsbeamte als Vertreter des Stiftes, nicht selten war aber in Blutsachen der Stadtrichter zum Erscheinen in der Villa verpflichtet, wie überhaupt der Richter der größeren Städte regelmäßig höherer Richter aller nach deutschem Rechte ausgesetzten Dörfer war (a. 1269), „in universis villis ejusdem provinciae, quae Teutonicis locatae fuerint“ (a. 1292). Die Stadt selbst bildete den Schutz gegen Uibermuth und willkürliche Handlungen der Grundherren und betrachtete sich als Vertreter der ihr zugewiesenen Dörfer. So nur konnte sich in den Städten als Mittelpunkten der Rechtsbelehrung die Rechtsfortführung immer lebendig erhalten und das hohe Ansehen des Schöffenthums hatte eine kräftige Stütze. Die Städte und Gerichte entwickelten mit den ihnen enge verbundenen Dörfern eine völlig neue Rechtsgestaltung, was Jahrhunderte fortwirkte. Der Kreis der altslawischen Landrechte und Landesgerichte wurde immer mehr eingeengt. Im Gegensatz zu diesen bildete sich nach und nach ein allgemeines Stadtrecht, Stadtbrauch auf deutschen Grundlagen, ein Weichbildrecht, das durch den Glauben und das Bewußtsein der Gemeinschaftlichkeit zu einem festen Gewohnheitsrechte des Bürgerstandes und des nach deutschem Rechte lebenden Bauernstandes wurde, so daß das städtische Weichbildrecht ein gemeinsames Recht verhältnißmäßig großer Bezirke des Landes ward.

An diese allgemeinen Betrachtungen wollen wir die Grundzüge der Verfassungsgeschichte von Brünn knüpfen, wozu der verdiente d'Elvert längst vorgearbeitet. Die Gründung und Erbauung der Stadt selbst wird kaum geschichtlich nachzuweisen sein. Brne (a. 884), Brno (a. 1055), Brinne (a. 1088), Brenna (a. 1087), Bruna (1062), Brunna (a. 1174, 1086) erscheint in verbürgten und unver-

bürgten Urkunden als einer der ältesten bewohnten Orte des Landes, Mittelpunkt einer Provinz, Brunnensis provincia (a. 1086), Prov. de Brne (a. 1054), Sitz eigener Fürsten (a. 1053—1197), als Schloß oder Burg castrum (a. 1197), urbs (a. 1052), burgum ((a. 1210), als Stadt civitas (a. 1086). Die befestigte geräumige Burg war der Aufenthalt des kriegerischen Hoflagers der Fürsten, der Sammelplatz des Heeres, der Stützpunkt der Herrschaft. Oftmal belagert und erobert entscheidet sie das Schicksal des umliegenden Landes. Fast gleichzeitig mit der Erwähnung des Namens Brünn wird auch der Markt „Forum" daselbst erwähnt, dessen Einkünfte dem Landesherren zukamen und von ihm an Kirchen vergabt wurden. Der Verkehr des Marktes selbst bewegte sich nicht in der Burg, sondern außerhalb, in Suburbio. An den Verkaufsplätzen entstehen bleibende Wohnungen der Kauf- und Gewerbsleute, sowie aller jener, welche mit dem Leben der Residenz des Fürsten verknüpft sind. Für eine solche Ansiedlung am Fuße der Burg, sub urbe, in suburbio, gewährte auch die weit ältere Kirche St. Peter einen Einigungspunkt. In dieser Umgebung entfaltete sich der Keim des späteren städtischen Lebens. Schon unter Markgraf Wladislaw (1197—1222) wohnte hier eine so große Zahl von Deutschen und wol auch Walen, Latini, Gallici, daß sie einen eigenen Stadttheil (vicus) einnahmen und eine eigene Pfarrkirche hatten. — „S. Jacobi in burgo Brunnensi: Theutonici ab ecc. S. J. cuncta jura parochalia et ecclesiastica debeant recipere" (a. 1228). Später wird die Filialkirche St. Nikolai für die Romani „qui linguam Moraworum et Teutonicorum non intelligebant" (a. 1231) erbaut.

Der große Brand im Jahre 1214 mochte mit einem großen Theile der Stadt auch die ersten Urkunden und Zeugnisse der Entwickelung vernichtet haben. Uiber den früheren Zustand der Stadtverfassung fehlt es an Nachrichten; daß vor diesem Jahre schon die Wurzeln der spätern Gestaltung liegen, die Erlangung einer Eigen-Gerichtsbarkeit, Befreiung von den Landesbeamten — etwa wie in Prag durch die Erweiterung der den Deutschen gewährten Freiheiten auf einen größeren Kreis der Stadtbewohner — ist wahrscheinlich vielleicht bei der Vergrößerung des Stadtraumes nach der Zerstörung durch jenen Brand geschehen. Daß aber in dem zweiten Jahrzehent eine schon früher gebildete, vollkommen organisirte, von einigen Schöffen regierte freie Gemeinde in Brünn bestand, ist gewiß; davon haben wir wol Kunde; denn umliegende Dörfer wurden von dem Landgericht befreit und dem Stadtgerichte zugewiesen (a. 1229).

Es fällt diese Gemeindeorganisirung in den Zeitraum der allgemeinen Förderung des Städtelebens und Bürgerthums in Mähren durch die Landesfürsten. Auch in Brünn ist Ottokar I. thätig für eine neue Erweiterung der Stadt und Einverleibungen von Gründen, die nicht zum ursprünglichen Stadtgebiet gehörten: „cum in ampliando civitate nostra Brunnensi essemus intendi" (a. 1229). Neue Klöster und Stiftungen zeugen von erhöhtem Eifer, wie die Marienkirche (ecclesia S. Mariae in burgo Brunnensi a. 1210), die Dominikaner S. Michaelis 1220, die Minoriten St. Johann 1230, die Kirche St. Jakob vor 1228, die Einweihung der St. Nikolaikirche 1231.

Auch in Brünn wird von dieser Entwicklung, welche sich anfänglich

nur auf einen kleineren Raum der Stadt erstreckte, die Burg, der Sitz der Krieger und Dienstmannschaft, der Amtsleute „beneficiali, beneficiales“ nicht berührt. Sie stehen unter dem Landesgericht. Der Castellan, Burggraf, ist Herr der Burg und hat anfänglich gewiß noch Vorrechte in der Stadt selbst.

Der altslawische Ort Na Luže (a. 884) bleibt landesherrliches Eigen (villa) und bewahrt eine von der neustädtischen Entwicklung getrennte Verfassung. Daher der Name: Altbrünn (1247 Antiqua Brunna).

Nach der Mongolennoth, nach Erschöpfung und Mühsal zeigt sich in dem gesammten Lande ein erkennbares Streben nach neuer Kräftigung der Verfassung und so auch in Brünn. In dieses Jahr fällt das Stadtrecht von Brünn, 1243 von König Wenzel I. ertheilt, ein Denkmal, welches zu den werthvollsten und wichtigsten rechtsgeschichtlichen Quellen zählt, und die erste umfangreiche Quelle der Geschichte des städtischen Lebens ist. Es gründet sich auf ein völlig ausgebildetes Bürgerthum, auf den vollen Genuß deutscher Rechtsverfassung und altbergebrachter Freiheit. Diese Handveste „Jura originalia“ ist nur eine Verbesserung und Erläuterung der bisher erworbenen Freiheitsrechte, des bisher durch stille Gewalt der Zeit allmälich entwickelten Rechtsbrauches, mit Merkmalen alterthümlicher Fortbildung und Nachklängen von älteren uns nicht erhaltenen Urkunden.

Als städtische Gerechtsame (Justitia civitatis) erscheinen ferner: unabhängige Gerichtsbarkeit, Markt- und Münzrecht, Freiheit der Person und des Gutes, Freiheit vom Heirathszwange und Veräußerungspflicht, Meilrecht, Mauthfreiheit, Befreiung vom slawischen Rechte „ab omni jugo servitutis seu exactionis et gravaminis.“ Auch der Stadtfriede (Pax civitatis) umfaßt Bestimmungen über die Anwendung des Strafrechts mit vollem Blutbann. Endlich (jura municipalia) Bestimmung des Civilrechts und Civilverfahrens. Dieses vollständige Stadtrecht, worin keine Erwähnung der landesherrlichen Vogtei, der landesfürstlichen Vorrechte mehr vorkömmt, war es ein Lohn treuer Kriegesdienste in der Tartarengefahr? Welche Entwicklungen es vorbereiteten, ob es gewaltsam oder friedlich, ob nach Verfassungskämpfen erlangt, darüber können kaum weitere Vermuthungen aufgestellt werden.

Dieses Stadtrecht, und die darin gewährte gemeinschaftliche Verfassung wurde Grundlage einer überraschend schnellen Entwicklung, Vergrößerung und Belebung des Bürgerthums. Viele Städte strebten darnach, Tochterstädte des Brünner Rechts zu werden. Der Stadtrath erlangte immer bedeutenderes Ansehen; Rechtsanfragen von fernen Orten, die mit dem Rechte bewidmet waren, mehrten die Thätigkeit des Schöffenraths. Der äussere Glanz wurde gehoben, indem Ottokar II. mehrmals seinen Hofstaat und das Gepränge des königlichen Hoflagers hieher übertrug. Deshalb zogen sich auch Adelige mehr und mehr in die Stadt, auch die Klöster kauften sich Häuser und Höfe in der Stadt zum Aufenthalt, besonders da viermal des Jahres die öffentlichen Sitzungen des Landesgerichts in der Burg abgehalten wurden und die Adeligen in dieser Zeit ihre Geschäfte abschlossen „quater in anno quatuor temporibus ad tractatus suos in ipsam civitatem conveniunt“ (a. 1292). Stiftungen zu frommen Zwecken erhoben sich, neue Klöster und Kirchen

zeugten von den Bedürfnissen der großen Stadt und dem frommen Reichthum der Bürger, welche dieselbe ausstatteten. Die Bevölkerung wuchs in raschen Verhältnissen und die Vorstadtleute wurden der Gerichtsbarkeit des Stadtgerichts in größeren Sachen unterworfen (a. 1276).

Nach Ottokars II. Falle erhob K. Rudolph die Stadt zu einer Reichsstadt und ertheilte ihr ansehnliche Vorrechte (a. 1278). Doch dürften die Freiheiten mit Rudolphs Herrschaft aufgehört haben; wichtiger sind die Vergrößerungen der Macht und des Ansehens städtischer Rechte unter K. Wenzel's II. Regierung. Eine neue Bestätigung und Erweiterung des Jahrmarktrechtes (a. 1291). Die freie Schöffen- und Rathswahl. Die Gewählten sind nur dem König oder dessen Stellvertreter vorzustellen. Eine nochmalige Befreiung vom Landgerichte ausser in Fällen bei Grenzverletzungen und Gewaltthaten gegen Grundbesitzer, wo der Gerichtsstand des letztern entscheidet. Sicherung der Bürger bei Schuldverhältnissen der Adeligen. Auch adelige Häuser sollen die Stadtlasten mit tragen. Verbot von Innungen, welche den Verkehr und Marktverkauf beschränken könnten. Das Vorrecht, gegen Räuber und landesschädliche Leute verfahren zu dürfen. Ausser der besondern Krönungssteuer und der besondern Steuer, welche die Städte zu zahlen haben, soll ihnen keine andere Last aufgelegt werden (a. 1292).

Um die immer mehr erweiterten Befestigungen der Stadt zu erhalten, erhält die Stadt die „Brückenmauth,“ den Hauptzoll, den bisher der Landesfürst in der Stadt zu heben hatte (a. 1295), und das Vorrecht, auf alle Metalle zu suchen, welche sechs Meilen weit aufzufinden sind.

Die Regierungszeit der Luxemburger war für Hebung des Bürgerthums im Allgemeinen, so auch für Brünn besonders günstig. Das Städteleben nahm einen neuen raschen Aufschwung. Unter König Johann seit 1311 gelang es den Städten, die Verbriefung und eine Erweiterung ihrer Rechte zu erlangen. In der unruhigen Zeit bei immerwährender Geldverlegenheit des Königs konnten die Städte der Versuchung nicht widerstehen, für jede Gabe neue Begünstigung und neue Verbriefung ihrer alten Freiheiten zu fordern; auch schien dem König die Hebung und Förderung des Mittelstandes ein Mittel gegen den übermüthigen Adel.

Die Städte kommen nun zum Gefühl ihrer Kraft und ihres Einflusses; sie erscheinen bei den Landesversammlungen gleichberechtigt mit den beiden andern Ständen. Karl, der nachmalige Kaiser, als Markgraf in Mähren seit 1333, sorgt in wohlwollender Weise für das Wachsthum der Stadt, und unter Markgraf Johann (1350 — 1375) in „dem goldenen Zeitalter Mährens“ hebt sich Brünn zu seiner höchsten Blüthe, zu dem Punkte der höchsten Macht und der gemeinheitlichen Freiheit, die es nur leider nicht lange bewahren konnte. Markgraf Johann sieht mit Stolz auf das rasche Wachsthum der Stadt „civitatem quam ereximus“ (a. 1357) und rühmt den Wohlstand und Schöffenruhm dieser Stadt, welche schon Bischof Johann von Olmütz „locum solemnem et famosum“ (a. 1306) nannte: locum populosum utique abundans“ (a. 1356) „ubi copia sapientum existit“ (a. 1350).

In dieser glücklichen Zeit hat wohl die Ruhe und der geschützte Wohlstand die Bevölkerung, wie in andern Städten verdoppelt. Eine Reihe von Bestätigungen der Freiheiten und von neuen gewährten Ge-





Die ältesten Sigille des Leitmeritzer Domkapitels.

Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner

rechtsamen zeugen, wie die Bürgerschaft immer noch die ältesten Vorrechte treu bewahrte, wie auch von dem Wachsen der Macht und selbstständigen Haltung. Gegen die Gefahr, welche der Einheit und Kraft des Städtewesens durch befreite Häuser und Familien des Adels, durch Freihäuser, Freihöfe und Innenleute der Klöster und Stifte drohte, suchte man sich durch ein Verbot des Ankaufs von Stadthäusern durch Adelige und Geistliche (a. 1331, 1355) zu schützen. Dagegen wird das Einwandern fremder Nichtadeligen, besonders der Hörigen erleichtert (a. 1324). Die volle Stadtgerichtsbarkeit auch über Leute des Olmützer Bisthums, dann Leute der benachbarten Klöster in Blutsachen, und Adelige, wenn es sich um Stadtsachen handelt, wird anerkannt und erweitert (a. 1319 — 1324, a. 1342). Dem Stadtrathe wird das Recht gegeben, die Mitglieder selbst zu wählen und abzusetzen (a. 1376). Die Gemeinde erwirbt Höfe und Güter des offenen Landes, das Dorf Hangenswerth, das Schloß Obřan 1316 u. s. w. Handel und Gewerbe werden blühend durch die Erneuerung des Meilrechtes, durch strengen Straßenzwang des polnischen Handels. Das Verbot des Verkaufens fremder Tuche von Ypern, Gent, Poperingen, Brüssel zeugt nicht blos von der alten Richtung dieses Handels, sondern auch von der Kräftigung der Gewerbethätigkeit (a. 1323). Ausgebildete Gewerbeinnungen vereinigten die zahlreichen Klassen der Gewerbsleute, Mauth- und Steuerbefreiungen sollen den Handel der Bürger in Böhmen und Oesterreich anfeuern und erleichtern.

Geschichte des Leitmeritzer Bisthums und der ihm vorangegangenen Propstei zu St. Stephan von 1057 bis 1853.

(Mit Abbildung der beiden ältesten Capitularsiegel.)

Der Sitz des Bisthums ist Leitmeritz, eine schöne, mit doppelten Mauern, einem Wallgraben und vier Thoren versehene, sieben Meilen von Prag entfernte ehemalige Kreisstadt am rechten Ufer der Elbe.

Die Kathedralkirche führt die Benennung zum heiligen Stephan und ist nach der Prager Domkirche zu St. Veit unbestreitbar die älteste Kathedralkirche in Böhmen.

Herzog Spitignew der Zweite, des ersten Brzetislaw Sohn, legte dieselbe im Jahre 1057 als eine Collegiatkirche an, vollendete im folgenden Jahre 1058 den Bau, und versah sie mit einem Propst und einigen Domherren, zu deren Unterhalt — vermöge des in dem Kapitular-Archive aufbewahrten Stiftsbriefes — vierzehn Dorfschaften sammt den damit verbundenen Gerechtsamen, die Wegmäuthe, die Marktzinse, die Zinse der Kaufläden und des Weines, dann die Hälfte jenes Zinses angewiesen wurde, welcher dem Herzoge von gewissen die Elbe auf- oder abwärts geführten Waaren entrichtet werden mußte.

Kaiser Karl der Vierte, — welcher in Böhmen so viele Denkmale seiner in jedem Anbetrachte väterlichen Fürsorge hinterließ, stiftete eine neue Kanonikatspfründe an der Prager Metropolitankirche, mit der Bedingung, daß dieselbe ins Künftige immer von dem Propste zu Leitmeritz bekleidet werde.

Während der hussitischen Religionsunruhen wurden dem Stifte der größte Theil der ihm von Herzog Spitignew und Karl dem Vierten geschenkten Güter theils durch mächtigere Große, welche die überhand nehmende Unordnung zu ihrem Vortheile benutzten, entrissen, theils von dem utraquistischen Könige Georg von Podiebrad verpfändet und verkauft, die Domherren aber wurden vertrieben und gezwungen, ihre kärgliche Unterkunft einzeln und zerstreut in der Fremde zu suchen. Johann Papaussek, der fünfundzwanzigste Propst, welcher zu jenen unruhvollen Zeiten lebte, sah sich in der traurigen Nothwendigkeit, seine Zuflucht bei den Söhnen des in der böhmischen Geschichte eine so bedeutende Rolle spielenden Statthalters Meinhard von Neuhaus zu suchen, unter deren Schutz er im Jahre 1455 sein tugendhaftes Leben beschloß. Die Pröpste des Leitmeritzer Kapitels hatten zwar seit undenklichen Zeiten das Recht, sich bei öffentlichen Kirchenfeierlichkeiten der Insel und des Hirtenstabes zu bedienen. Da jedoch dieses Recht durch die lange Periode, während welcher der Fanatismus seine furchtbare Fackel in Böhmen schwang, und allenthalben Zerstörung, Brand, Mord und Unordnung verbreitete, in gänzliche Vergessenheit gerathen war; so war der Propst Franz von Dietrichstein, nachmaliger Cardinal und Bischof zu Olmütz, im Jahre 1594 darauf bedacht, die Erneuerung dieses Rechtes von dem römischen Stuhle, durch seinen mächtigen Einfluß daselbst zu bewirken, welches ihm denn auch Papst Clemens der Achte bewilligte und auf immerwährende Zeiten bestätigte.

Als Kaiser Ferdinand der Zweite, nach hergestellter Ordnung und Ruhe in Böhmen, im Jahre 1627 den geistlichen Stand zum ersten Landstand des Königreichs erhob, gelang es den eifrigen Bemühungen des vierzigsten Propstes, Johann Sixt von Lerchenfeld, der zugleich die Würde eines k. k. Raths bekleidete, zu bewirken, daß den Pröpsten zu Leitmeritz der Sitz und die Stimme auf den Landtagen gleich nach dem Prager allezeit getreuen Domkapitel eingeräumt wurde.

Vor Errichtung des Bisthums standen, wie bereits bemerkt worden ist, der uralten Kathedralkirche zum heiligen Stephan blos Pröpste vor, welche in nachstehender Ordnung aufeinander folgten.

1. Lanczo oder Lenczo, ein Meissner von Geburt. Er war ein naher Anverwandter des heiligen Benno, Bischofs zu Meissen, der deutschen so wie der böhmischen Sprache gleich kundig, und seiner Gelehrsamkeit, sowie seiner übrigen Verdienste wegen ein großer Liebling Wratislaws, des ersten Königs von Böhmen. Er genoß die Gunst dieses Fürsten in solchem Maße, daß derselbe ihm, nach dem Tode des seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht wegen berühmten Prager Bischofs Severus im Jahre 1067, den Vorzug vor seinem eigenen Bruder Jaromir gab, und ihn durchaus zu dieser bischöflichen Würde befördert haben wollte, obgleich er endlich dennoch den ungestümen Forderungen seiner andern Brüder Konrad und Otto nachgeben, und Jaromiren im Jahre 1068 zum Bischof von Prag erklären mußte. Lanczo starb im Jahre 1075,

und sein wohlgetroffenes Bildniß steht bis zur Stunde noch zu Leitmeritz in großem Ansehen.

2. Andreas von Dobrawitz, der Sprosse eines sehr alten mährischen Hauses, war ein besonderer Günstling des mährischen Herzogs Wratislaw, und auch bei seinen Landsleuten wegen seiner vorzüglichen Tugenden in großem Ansehen, wodurch er auch anfänglich, und zwar im Jahre 1091 die Würde eines Domherrn zu Prag, und bald darauf sogar das Olmützer Bisthum erhielt, dessen Sitz unter ihm von Poleschowitz, oder wie Andere behaupten wollen, von Kunowicz, zuerst nach Olmütz übertragen wurde. Er starb 1097 und wurde bei St. Peter außerhalb Olmütz beigesetzt.

3. Letoslaw Graf von Schwabenitz. Er bekleidete die pröpstliche Würde durch beinahe zwei und dreißig Jahre und starb im Jahre 1125.

4. Beneda, wie uns Benessius angibt, ein Enkel des Grafen Thasius, starb um das Jahr 1139.

5. Hroznata Graf von Melnik, ein Abkömmling Slawibors, des Schwiegervaters Herzogs Borziwoy von Böhmen, bekleidete diese Würde bis zum Jahre 1157.

6. Dobromir, aus dem ritterlichen Geschlechte von Troschitzky, dessen Bruder rücksichtlich seiner im Jahre 1159 bei Mailand bewiesenen Tapferkeit ein bloßes Schwert zum Geschlechtswappen erhielt. Er starb im Jahre 1170.

7. Radosta, oder wie ihn die Wissehrader Urkunden nennen, Gaudentius, bis zum Jahre 1188.

8. Advastus bis zum Jahre 1198.

9. Benediktus, bekleidete die pröpstliche Würde durch dreißig Jahre, war ein Mann, der sich durch seine Herkunft, Wissenschaften und Klugheit gleich berühmt machte, und bis zur Kanzlerstelle des Königs Przemysl Ottokar von Böhmen empor schwang. Er starb im Jahre 1229.

10. Hypolitus war ebenfalls zugleich Kanzler des Königs und Archidiakonus der Prager Metropolitankirche. Er starb im Jahre 1237.

11. Herman Freiherr von Hasenburg, war ebenfalls Kanzler des Königs, und starb im Jahre 1254.

12. Herbord Freiherr von Fulstein, bekleidete auf gleiche Weise die Kanzlerwürde unter den beiden Königen Wenzel und seinem Sohne Przemysl Ottokar. Er starb im Jahre 1270.

13. Konrad. Er mußte nach dem Tode des in der Schlacht am Marchfelde gebliebenen unglücklichen Königs Ottokar die härteste Behandlung von den gegen die Geistlichkeit vorzüglich erbitterten Kriegern Kaiser Rudolphs erdulden, und starb 1293.

14. Smilo von Witkow oder Wiczkow, aus einem angesehenen ritterlichen Geschlechte, starb vermöge seiner in der Olmützer Kathedralkirche vorfindigen Grabschrift im Jahre 1316, nachdem er die pröpstliche Würde unter der Regierung von fünf Königen bekleidet, und sich endlich bis zur bischöflichen Würde von Olmütz empor geschwungen hatte.

15. Albertus, bekleidete diese Stelle durch fünf Jahre, und machte sich vorzüglich dadurch um die Leitmeritzer Kathedralkirche verdient, daß

er im Jahre 1319 einige derselben entrissene Besitzungen wieder einlöste. Er starb im Jahre 1321.

16. Heinrich Graf von Schönburg oder von Schaumburg. Er war Kanzler des Königs Johann von Luxemburg, wird vorzüglich seines Verstandes und Reichthums wegen gerühmt und hatte Streitigkeiten mit dem letzten Prager Bischofe Johann von Drazicz, welche ganze zehn Jahre währten. Er wurde in der Folge zum Bischofe von Regensburg befördert und starb als solcher.

17. Thamo Pflug Freiherr von Rabstein, aus einer der berühmtesten Meißnischen Familien, welche jedoch ihren Ursprung aus Böhmen vom Herzog Przemysl herleiten will. Er bewirkte im J. 1341 die Bestätigung der der Leitmeritzer Kirche zustehenden Privilegien, und starb im Jahre 1350.

18. Bohuslaw von Pardubitz. Ein Bruder des ersten Prager Erzbischofs Arnest, stand bei Kaiser Karl IV. seiner Klugheit und Gelehrsamkeit und vorzüglich seiner Kenntniß in den kanonischen Rechten wegen in großem Ansehen, und begleitete denselben auch im Jahre 1355 auf seiner Reise nach Italien. Seinen angestrengten Bemühungen ist es zu verdanken, daß der Leib des heiligen Veit bei dieser Gelegenheit von Pavia nach Prag überführt wurde. Er verfertigte einen Katalog über die Reliquien der Heiligen in eben diesem Jahre 1355, und starb im Jahre 1368 in dem Rufe der Heiligkeit.

19. Johann Freiherr von Wartemberg, aus dem Geschlechte der Rosenberge, Doktor der Rechte und Gottesgelahrtheit an der Prager und Pariser hohen Schule, und zugleich Scholastiker an der Prager Metropolitankirche, war ein großer Günstling König Wenzels IV., und starb im Jahre 1396, nachdem er die fünfzigjährige Jubelfeier seiner Priesterweihe erlebt hatte.

20. Budislaw von Hasenberg; er war ein Neffe des Prager Erzbischofs Zbinko von Hasenberg, und sowohl wegen seiner Frömmigkeit als Freigebigkeit berühmt. Nachdem er die pröpstliche Würde durch acht Jahre bekleidet hatte, starb er im Jahre 1404.

21. Wilhelm von Hasenberg, ein Neffe des vorhergehenden, bekleidete diese Würde bis zum Jahre 1417.

22. Zdislaw Freiherr von Zwierzeticz, aus dem Geschlechte der Wartemberge. Er war Doktor der Gottesgelahrtheit an der Prager Universität, und wußte sich während der Religionsunruhen auf eine sehr kluge Weise gegen die Magister Johann Huß und Hieronymus von Prag zu benehmen.

23. Sigismund von Michalowicz, gleichfalls aus einer böhmischen Linie der Freiherrn von Wartenberg. Er war ein eifriger Verfechter des katholischen Glaubens, und bewirkte mit Hilfe der Bürger und eines Herrn von Waldstein, welcher die Vertheidigung der Stadt Leitmeritz gegen die Hussiten übernommen hatte, daß die Kathedralkirche des heiligen Stephan mit der Einäscherung verschont wurde.

24. Jassko. Dieser Propst sammelte sich vorzüglich Verdienste um die Kirche zu Leitmeritz, indem er nicht nur die derselben übrig gebliebenen Besitzungen schützte, sondern auch mehrere, welche derselben bereits entrissen worden waren, mit Erfolg revindizirte. Er starb im Jahre 1444.

25. Johann Papaussek, ein ehrwürdiger und nach dem Zeugnisse des Aeneas Sylvius äußerst frommer Mann, welcher während der Hussitischen Religionsunruhen zweimal verwiesen wurde, und in diesem Zustande, wie bereits S. 502 bemerkt wurde, im Jahre 1445 zu Neuhaus starb.

26. Benedikt von Waldstein, welchem die Leitmeritzer Propstei ihre Erhaltung verdankt. Er wurde Propst zu Olmütz und später im Jahre 1505 zu Hohenstadt bei Landskron.

27. Johann Freiherr von Wartemberg. Er bekleidete die pröpstliche Würde durch siebzehn Jahre, ohne zum Priester geweiht zu sein. Er nahm später die Weihe und wurde in der Folge Domherr bei St. Veit, dann während der hussitischen Unruhen Administrator des Prager Erzbisthums, welches er bis zum Jahre 1502 verwaltete. Er zahlte viele Schulden der Leitmeritzer Kirche aus seinem Vermögen, und erwirkte von König Wladisslaw die Anordnung, daß keiner der nachfolgenden Könige befugt sein solle, die Güter dieser Kirche zu verkaufen oder zu verpfänden.

28. Johann Ziak, Patrizier von Leitmeritz, Doktor der Theologie, Domherr an der Prager Metropolitankirche zu St. Veit und Administrator des Prager Erzbisthums, baute die durch einen zufälligen Brand verwüstete Leitmeritzer Kirche zum heiligen Stephan auf eigene Kosten wieder auf und bekleidete die pröpstliche Würde durch 24 Jahre. Er starb im Jahre 1534 und ward in oben erwähnter Kirche des heiligen Stephans beigesetzt.

29. Johann Fabri, ein Schwede von Geburt. Er wurde von Kaiser Ferdinand I. zum Propst ernannt, und bekleidete diese Stelle durch sieben Jahre. Später ernannte ihn eben dieser Kaiser seiner vorzüglichen Eigenschaften wegen zu seinem Hofprediger und Beichtvater, und endlich im Jahre 1531 zum Bischof von Wien. Nachdem er dieser Würde durch zehn Jahre ruhmvoll vorgestanden hatte, starb er im Jahre 1541.

30. Johann Hazenberger, Patrizier von Leitmeritz. Er war zuvor Doktor und katholischer Professor zu Leipzig, dann Dechant an eben dieser Kathedralkirche, und wurde im Jahre 1542 zum Propst befördert. Kaiser Ferdinand I. schenkte ihm das ehrenvollste Zutrauen, indem er ihn zum Lehrer seiner Prinzen in der böhmischen Sprache ernannte. Ja er war bereits zum Prager Erzbischof bestimmt, als ihn der Tod im Jahre 1550 überraschte.

31. Kaspar von Logow, ein Schlesier von Geburt, war Propst bis zum Jahre 1562, wurde dann Bischof zu Wienerisch-Neustadt und endlich von Breslau, als welcher er im Jahre 1574 starb.

32. Wilhelm Prusinowsky v. Wiczkow, aus einer mährischen ritterlichen Familie. Er stand diesem Posten nur drei Jahre vor, indem er schon im Jahre 1565 zum Bischof von Olmütz gewählt und ernannt wurde. Er erreichte kein höheres Alter als acht und dreißig Jahre, und starb im Jahre 1572.

33. Marcus Freiherr von Kittlitz, ein Schlesier; er verschönerte die Leitmeritzer Kirche, vermehrte ihre Besitzungen, stand derselben jedoch nur durch fünfzehn Jahre vor, indem er zum Dechant der Breslauer Kathedralkirche ernannt wurde, und im Jahre 1579 starb.

34. Wolfgang von Theinhorssow, Doktor der Theologie zu Rom, und zuerst Propst und Prälat zu Pilsen, starb im Jahre 1586.

35. Ludwig Schwihowsky Freiherr von Riesenburg und Schwihow war bloß Subdiaconus, und drei und zwanzig Jahre alt, als er vom Kaiser Rudolph II. zu dieser Stelle befördert wurde. Er bekleidete solche jedoch nicht länger als ein Jahr, indem er bereits im Jahre 1587, und zwar wie man behaupten wollte, an den Folgen einer Vergiftung seinen Geist aufgab.

36. Zbinko Berka von Duba und Lippa. Er war zuerst Propst am Wissehrad, später zu Olmütz, und erhielt, nachdem er diese beiden Pfründen niederlegte, dafür die beiden Propsteien zu Leitmeritz und Regensburg. Vom Administrator des Regensburger Bisthums wurde er im Jahre 1592 zum Erzbischof von Prag und bald darauf auch noch zum General-Großmeister des ritterlichen Kreuzherrn-Ordens mit dem rothen Stern gewählt. Er starb endlich im Jahre 1606 den 6. März, nachdem ihm zuvor der Papst die Cardinalswürde angetragen hatte, und liegt in der Berkaischen Familiengruft der Prager Metropolitankirche vor dem St. Veitsaltare begraben.

37. Franz Freiherr von Dietrichstein erhielt die Cardinalswürde, und im Jahre 1598 das Olmützer Bisthum. Er bewirkte bei dem Papste Clemens VIII., daß den Pröpsten zu Leitmeritz der Gebrauch der Infel wieder gestattet wurde. Er starb im Jahre 1636.

38. Jacobus Chimarrhäus, geboren zu Rüremond, war ein vorzüglicher Dichter, zuvor Hofkaplan der Kaiser Maximilian II. und Rudolphs II., zugleich des Letzteren Almosenier und Direktor der kaiserlichen Musik-Kapelle. Er war der erste infulirte Propst zu Leitmeritz, und starb daselbst im Jahre 1614 den 25. August, allwo er auch in der Kollegiatkirche zum heiligen Stephan begraben ist.

39. Daniel Ungari von Genezicz, ein geborner Niederländer, war zuvor Dechant zu Smeczna. Er war zugleich Domherr am Wissehrad und an der Metropolitankirche zu Prag, und ein so starker Freund der Jesuiten, daß er sie nicht nur zu Erben seines ganzen Vermögens einsetzte, sondern auch bemüht war, die Propstei auf selbe zu übertragen. Er baute ein Schulhaus, in welchem bis auf des Propstes Schleinitz Zeiten gelehrt wurde. Endlich starb er im Jahre 1617, und wurde von seinen dankbaren Erben bei St. Salvator zu Prag in der Altstadt begraben.

40. Johann Sixt von Lerchenfeld, gebürtig aus Prag, und zuvor Propst und Prälat zu Pilsen, Senior des Prager Domkapitels und Dechant am Wissehrad, dann k. k. Rath. Er war ein großer Freund und Beförderer der Tonkunst, und der Wiedererbauer des Propsteigebäudes, welches zu seinen Zeiten von den ständischen Völkern eingeäschert worden war. Auch bewirkte er den Pröpsten zu Leitmeritz Sitz und Stimme auf den böhmischen Landtagen. Er starb im Jahre 1629, den 3. November, ohne der Früchte des Friedens vollkommen genossen zu haben, auf welche er sich so gefreut hatte.

41. Johann Kotwa von Freyfeld, ein geborner Pilsner, und zuvor Domherr an der Prager Metropolitankirche und zu Olmütz. Er war ein Mann von ausgezeichneter Beredsamkeit, und mußte seiner Anhänglichkeit für den rechtmässigen Landesherrn wegen, eine zweimalige Ver-

weisung erdulden. Kaiser Ferdinand der Zweite, welcher sich vorgenommen hatte zu Leitmeritz ein Bisthum zu errichten, hatte ihn rücksichtlich seiner besondern Verdienste bereits bestimmt, zuerst den neuen bischöflichen Stuhl zu zieren — als dieser würdige Prälat im Jahre 1637 zu Prag vom Tode überrascht wurde, woselbst er auch in der Servitenkirche begraben liegt.

42. Maximilian Rudolph Freiherr von Schleinitz, letzter Propst zu Leitmeritz, wurde nach dem Tode Johann Kotwa's von Freyfeld noch im nämlichen Jahre 1637 zum Propst, und nach Errichtung des Leitmeritzer Bisthums im Jahre 1655 vom Kaiser Ferdinand dem Dritten zum ersten Bischof ernannt, von welcher Zeit angefangen die Propstei mit dem neuen Bisthum vereinigt wurde.

Nicht zufrieden mit dem, was er bereits für die Vermehrung und Aufrechthaltung des Leitmeritzer Domstiftes gethan hatte, stiftete Kaiser Karl der Vierte auch noch im Jahre 1349 bei demselben die Stelle eines Dombechants, und versah solche mit reichlichen Einkünften.

Sobald der Prager Erzbischof, Arnest von Pardubitz, den nach Raudnitz vorgeladenen Leitmeritzer Domherrn diese neue Fürsorge des Kaisers eröffnet hatte, schritten sie zur Wahl des ersten Dechants, welche einstimmig auf den bisherigen verdienstvollen Domscholastikus Niklas fiel.

Seine Verdienste wurden bald so allgemein anerkannt, daß er im Jahre 1350 zum Patriarchen von Aquileja ernannt wurde, und dieser Würde ruhmvoll bis zu seinem im Jahre 1359 erfolgten Tode vorstand.

Unter den übrigen acht und zwanzig Domdechanten, welche einander bis zur Errichtung des Bisthums folgten, verdienen eine vorzügliche Erwähnung:

Andreas von Duba, der vierte Dechant, welcher nach dem Zeugnisse aller böhmischen Geschichtschreiber zum Bischof von Merseburg befördert worden sein soll, aber nirgends unter der Series dieser Bischöfe aufgefunden wird.

Christian von Königgrätz, der sechste Dombechant, welcher später die pröpstliche Würde zu Brünn erhielt.

Augustin von Olmütz, der zehnte Dechant und nachmaliger Propst zu Olmütz.

Wenzel von Welhartitz, zuerst Geheimschreiber und später geheimer Rath der Könige Wladislaw des Zweiten und Ludwig von Böhmen.

Rudolph Christoph Rober von Feldburg, der drei und zwanzigste Dechant und nachmaliger Propst zu Altbunzlau, welcher im Jahre 1648 während der Schwedischen Belagerung der Hauptstadt Prag die rühmlichsten Beweise von Tapferkeit gab.

Die Dombechante, welche seit der eingegangenen und mit dem Bisthume vereinigten pröpstlichen Würde dem Kapitel vorstanden, folgten aufeinander in nachstehender Reihe.

Tobias Brzezina, † 1674.

Michael Ernst Beer, † den 15. März 1695.
Wenzel Stanislaus Kratochwile, † 1716.
Gottfried Hoffer von Lobenstein, † den 21. Februar 1732.
Friedrich Ignaz Reintsch, † den 14. Jänner 1744.
Bernhard Fischer, † am 1. Februar 1753.
Wenzel Regner von Regenthal, † den 29. April 1762.
Joseph Jarschel, † den 3. September 1775.
Lorenz Slawik, † 1794.
Joseph Hurdalek, † 27. Dez. 1833.

Nun folgt die Reihe der Bischöfe:

I.

Maximilian Rudolph Freiherr von Schleinitz, erster Bischof zu Leitmeritz, Herr auf Tollenstein, Schluckenau, Mokrowitz und Wonoklas, Domherr zu Prag und Olmütz. 1655 bis 1675.

Die Familie von Schleinitz, aus welcher Bischof Maximilian Rudolph herstammte, und welche in frühern Zeiten auch Schleinitzky genannt wurde, war eine der ältesten in Meissen, hatte sich auch in Böhmen ausgebreitet, und daselbst den freiherrlichen Charakter erhalten. Ihr Stammhaus Schleinitz liegt in der Gegend von Lomatzsch, und wurde in Folge eine Besitzung derer von Bosen. Das ansehnliche Rittergut und Schloß Seerhausen, welches unweit Schleinitz gelegen ist, war gleichfalls ein alter Stammsitz dieses Hauses, gelangte aber eben durch Vermählung an die von Bosen. Die Endsylbe itz und itzky läßt mit allem Grunde vermuthen, daß dieses vornehme Geschlecht von den Sorben und Wenden abstamme, welche in der Gegend des ebengenannten Stammschlosses ihren Sitz hatten.

Schon im Jahre 790 stand Diephold Schleinitz wegen seiner Stärke und Großmuth bei den Sachsen in großem Ansehen. Siegebold wohnte dem Turnier zu Braunschweig im Jahre 996 bei. Hugold, ein Ritter und Feldherr der beiden Markgrafen zu Meißen, Friedrichs mit der gebissenen Wange und Ditzmanns focht mit besonderer Tapferkeit im Jahre 1290 gegen den Kaiser Adolph von Nassau, und im Jahre 1300 gegen Albrecht von Oesterreich. Haubold blieb im Jahre 1429 in der Schlacht bei Grimma gegen die böhmischen Hussiten, nachdem er sich zweimal durch die Feinde durchgeschlagen hatte, worauf ihn diese noch halb lebend aus den Haufen der todten Krieger hervorzogen, ihm die Augen ausstachen, und den Körper in Stücke hieben. Johann von Schleinitz war Bischof zu Naumburg bis zum Jahre 1434. Dessen Bruder Hugold war churfürstlich sächsischer Rath und Obersthofmarschall, und wurde wegen seiner bei den Gesandtschaften an die Könige von Polen, Böhmen und Ungarn bewiesenen Geschicklichkeit von dem Könige Mathias Corvinus in ungarische Dienste verlangt. Jahann, durch seine Frömmigkeit und Beredsamkeit, dann seine wichtigen Gesandtschaften bei dem Papste und der Republik Polen bekannt, war vom Jahre 1518 bis 1537 Bischof zu Meissen. Dietrich, Ritter aus dem Hause Seerhausen, that sich als churfürstlich sächsischer Kriegsrath hervor. Vincenz, Bischof zu Merseburg hinterließ bei sei-

nem im Jahre 1537 erfolgten Ableben 30.000 fl. baares Geld, eine für die damaligen Zeiten äusserst beträchtliche Summe, nebst einem großen Vorrathe an Getreide. Heinrich mit dem Beinamen der Blinde, Obersthofmarschall des Herzogs Georg von Sachsen, starb im Jahre 1518, und wurde im Kloster Altenzell begraben. Von seinen Söhnen wurde Ernest Dompropst zu Meissen und Administrator des Prager Erzbisthums. Er ließ sich einst mit Luther in Gegenwart des Herzogs Georg zu Sachsen in einen sehr scharfen Religionsstreit ein, und ward nach seinem im Jahre 1548 in Böhmen erfolgten Ableben zu Schluckenau begraben. Georg, Ritter aus dem Hause Seerhausen, durchreiste mit Herzog Heinrich zu Sachsen einen großen Theil von Asien. Er war anfänglich bei demselben geheimer Rath, und bekleidete diese Würde später auch bei den Churfürsten Moritz und August, von welchen er mehrmals als Abgesandter verschickt wurde. Michael von Schleinitz war chursächsischer Landes- und Berghauptmann zu Freyberg, und blieb im Jahre 1553 mit Churfürst Moritz in der Schlacht bei Pelne. Joachim auf Schieritz, kursächsischer General-Kriegs-Commissarius, Obrister und Commandant zu Leipzig, starb im Jahre 1644. Hans Georg auf Seerhausen war im Jahre 1683 chursächsischer geheimer Rath, Kammer- und Bergrathsdirektor, wie auch Kammerherr, dann Amtshauptmann zu Oschatz und Mutschen, und war zuletzt im Besitze von Seerhausen. Im Jahre 1703 blühte Christoph Heinrich von Schleinitz auf Grödell als chursächsischer geheimer Rath, Vice-Obersthofrichter zu Leipzig, und Obersteuer-Einnehmer. Hans Christoph Baron von Schleinitz stand anfänglich in fürstlich Braunschweigischen Diensten, und war nachher kaiserl. russischer geheimer Rath, und im Jahre 1716 Abgesandter an verschiedenen Höfen. Es haben sich auch im 17. Jahrhunderte zwei Brüder von Schleinitz aus dem Hause Dahlen und Börlen in Meissen, bei Merseritz in Polen niedergelassen, von welchen man jedoch keine weitere Nachricht erhalten hat.

In Böhmen wurde diese Familie unter die ältesten Freiherren gezählt, und sie besaß daselbst das Erbschenkenamt. Ulrich Freiherr von Schleinitz, Erbschenk des Königreichs Böhmen, lebte im Jahre 1184. Im Jahre 1534 erschienen auf dem böhmischen Landtage vier Freiherren von Schleinitz. Hans war kaiserlicher Rath, und von 1572 bis 1594 Landvogt in der Ober-Lausitz. Er legte alsdann diese Würde nieder, und vermählte sich mit einer Gräfin von Bieberstein aus Böhmen, welche ihm einen Sohn, Namens Rudolph gebar, der in Ungarn Kriegsdienste that.

Christoph Freiherr von Schleinitz auf Hainspach war um das Jahr 1590 kaiserlicher Reichshofrath. David wird unter jenen böhmischen Edlen genannt, die im Jahre 1596 ihr Leben vor Erlau in Ungarn heldenmüthig dem türkischen Erbfeinde geopfert haben. Albert Freiherr von Schleinitz nebst vier Söhnen, wird in dem Verzeichnisse derjenigen Stände aufgeführt, welche während der böhmischen Unruhen Ferdinand dem Zweiten mit unerschütterlicher Treue anhänglich blieben. Christoph, kaiserlicher Rath, gab im Jahre 1662 ein Gutachten, wie sich Kaiser Leopold der Erste bei dem bevorstehenden

Reichstage zu verhalten habe. Wolf Wladislaus Freiherr von Schleinitz, Herr auf Tollenstein und Schluckenau, lebte um das Jahr 1680.

Dieses ist ungefähr die Vorgeschichte und Ahnenreihe des ersten hochverdienten Bischofs zu Leitmeritz.

Unser Bischof Maximilian Rudolph kam zu Schluckenau, einem im Leitmeritzer Kreise gelegenen, seiner Familie eigenthümlichen, nunmehr aber den Grafen von Harrach gehörigen Städtchen, im Jahre 1605 zur Welt. Seine Eltern sparten keine Kosten, ihm eine angemessene, seinem Stande und dem Glanze seiner Ahnen entsprechende Erziehung zu geben, und ihn in allen Kenntnissen und Wissenschaften, in welchen sich schon damals der höhere Adel Böhmens auszuzeichnen anfing, durch die vorzüglichsten Lehrer seiner Zeit unterrichten zu lassen. Nachdem er den vollständigen Kurs der höheren Wissenschaften mit allgemeinem Beifalle zurück gelegt hatte, und von einer zu seiner Ausbildung unternommenen Reise aus Italien, dem Vaterlande der Künste und Gelehrsamkeit, dann aus einigen andern damals vorzüglich merkwürdigen auswärtigen Staaten, mit seltenen Kenntnissen bereichert zurück gekommen war, entschloß er sich durch das Beispiel Ernest's von Schleinitz, Dompropstes an der Prager Kathedralkirche, welcher sein Andenken durch die ruhmvolle Verwaltung des Prager Erzbisthums verewigt hatte, angeeifert, zu dem geistlichen Stande. Durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gelangte er sehr bald zu den einträglichen Würden eines Domherrn zu Olmütz, und kurz darauf zu jener eines Domherrn zu Prag, woselbst er sich die Zufriedenheit und das Zutrauen des Kardinals-Erzbischofs Ernest Adalbert Grafen von Harrach in dem Maße zu erringen wußte, daß ihn derselbe zu seinem General-Vikär ernannte.

Nach dem Tode Johann Kotwa's von Freyfeld, im Jahre 1637, wurde er zum Probst zu Leitmeritz erwählt, und als endlich Kaiser Ferdinand der Dritte, wie wir bereits oben erwähnten, mit Einwilligung Papst Innocenz des Zehnten den schon früher von Kaiser Ferdinand dem Zweiten gefaßten Entschluß im Jahre 1654 ausführte, zu Leitmeritz ein neues Bisthum zu errichten, wußte er kein würdigeres Individuum zum ersten Bischof zu wählen, als unsern verdienstvollen Schleinitz.

Sobald ihm im Jahre 1655 diese Gnade seines Monarchen angedeutet worden war, trat er seine Reise nach Rom an, um persönlich um das Pallium anzuhalten, welches ihm Papst Alexander der Siebente nicht nur unbedenklich ertheilte, sondern ihn auch zugleich am 9. Juli desselben Jahres durch den Cardinal Franz Brancaci zum Bischofe weihen ließ.

Nach seiner glücklich erfolgten Rückkehr berichtigte er mit dem Cardinal Erzbischof zu Prag Ernest Adalbert Grafen von Harrach verschiedene, zum Theil die Grenzbestimmung seiner neuen Diözes betreffende Punkte, und nahm am 25. Mai 1656 von seinem Bisthume, unter großem Frohlocken sämmtlicher Kirchkinder Besitz.

Eine seiner ersten und wichtigsten Sorgen gleich beim Antritte seines Amtes ging dahin, der untergeordneten Geistlichkeit mit einem musterhaften Beispiele vorzugehen, und sowohl derselben als der Welt zu zeigen, wie sehr er des Zutrauens seines Monarchen würdig gewesen sei.

In dieser Absicht ließ er die alten hin und wieder den Einsturz drohenden Kirchen und andere geistlichen Gebäude herstellen, baute wo es nöthig war neue, führte im Jahre 1671 zu Leitmeritz die Kathedralkirche des heiligen Stephans binnen acht Jahren vom Grunde neu auf, zierte dieselbe mit den kostbarsten Heiligthümern, Altären, silbernem Kirchengeräthe und Gemälden, und wies zur immerwährenden Unterhaltung dieser Kirche 6.600 Gulden an. Den ganzen Dom oder die sogenannte Neustadt Leitmeritz, worüber noch bis 1848 die Gerichtsbarkeit dem jeweiligen Bischofe zustand, ließ er mit einer eigenen Mauer einschliessen, vermehrte die Einkünfte der Kapitularen, baute für sie vier bequeme Wohnhäuser in der Nähe der Kirche, vermehrte das Kapitel mit zwei neuen Kanonikatspräbenden, und erbaute auf der dem Bisthume eigenthümlichen Herrschaft Drumm ein schönes Schloß und mehrere noch jetzt mit seinem Familienwappen prangende Wirthschaftsgebäude. Alles dieses mit einem Aufwande von 148.000 Gulden aus den Einkünften seiner Familienherrschaften Schluckenau und Tollenstein.

Nicht weniger als die Verschönerung seines Bisthums, ließ er sich auch die innerliche Ordnung und Kirchenzucht seiner Diözes angelegen sein; diesem Zwecke näher zu treten, durchreiste er seinen Sprengel ohne Unterlaß, theilte denselben in mehrere Vikariate, munterte die Seelsorger durch Belohnung der Eifrigen, und Bestrafung der in Erfüllung ihrer Pflichten Saumseligen auf, und errichtete, besonders an den Grenzen der Lausitz und des Meissnischen Gebiets, neue Pfarreien.

Um diesen seinen ruhmwürdigen Anstalten und Verbesserungen mehr Haltung und Dauer zu geben, trug er aus verschiedenen nützlichen und heilsamen Kirchengesetzen eine eigene Kirchenordnung für seinen Sprengel zusammen, welche noch heut zu Tage den dasigen Seelsorgern unter dem Namen der Schleinitzischen Kirchenordnung zur Norm eines erbaulichen Lebenswandels und ihrer Berufspflichten dient.

Mit so vielem Eifer er für die Religion glühte, vernachläßigte er dennoch keineswegs seinen Mitbürgern auch im Gebiete der Wissenschaften nützlich zu werden, und widmete alle seine Erholungsstunden gelehrten Beschäftigungen, vorzüglich in den Zweigen der Gottesgelahrtheit, schönen Wissenschaften und der vaterländischen Geschichte. Diesen Augenblicken seiner Muße verdanken wir nachfolgende zwei Werke:

Memorabilium Romanorum exornatorum poetice ad ethicum alicubi aut politicum sensum, centuria, sive curae remissiores Max. Rudolphi Baronis Schleinicensis, 4. Pragae 1672.

Dann Vandalo-Bohemia, ein bisher noch ungedrucktes Werk, in welchem der Verfasser die Behauptung, daß die alten Böhmen Abstämmlinge der Wenden, und aus Dalemincien nach unserem heutigen Vaterlande gewandert seien, zwar mit vieler Gelehrsamkeit, aber nur auf entfernte Hypothesen gestützt, vertheidigt.

In seinem Charakter war Schleinitz uneigennützig, standhaft, unerschrocken, sanftmüthig und friedfertig, obgleich ihm einige in seinem Religionseifer gegen unsere Glaubensgegner zuweilen übertriebene Härte, so wie auch da, wo es auf die Behauptung der bischöflichen Gerechtsame ankam, etwas Eigensinn vorwerfen wollen.

Im Jahre 1656 am 14. September, hatte er noch die Beruhigung der feierlichen Krönung Kaiser Leopolds des Ersten zum König von

Böhmen, als erster Assistent des Prager Erzbischofs Ernst Grafen von Harrach beizuwohnen. Nachdem er die übrige Zeit seines Lebens mit gleich unermüdeter Erfüllung seiner Amtspflichten, und gelehrten Arbeiten zugebracht hatte, starb er zu Leitmeritz den 13. Oktober 1675, im siebzigsten Jahre seines Alters, dann ein und zwanzigsten seiner bischöflichen Würde, und wurde in der Domkirche in der vor dem Altar der heiligen Jungfrau Maria befindlichen Gruft beigesetzt.

II.

Jaroslaus Franz, Graf von Sternberg, zweiter Bischof von Leitmeritz und Domherr zu Passau. 1676 bis 1709.

Die sehr alte böhmische Familie der Grafen von Sternberg leitet ihren Ursprung von den ehemaligen Grafen von Sternberg in Westphalen her. Ihr Ahnherr Jaroslaw, Landeshauptmann in Mähren, schlug die im Jahre 1241 das ganze Markgrafthum verheerenden und immer weiter vordringenden Tartaren bei Olmütz auf das Haupt, (wie oben S. 369—370 erzählt worden) und wurde von dem Könige Wenzel dem Ersten von Böhmen mit einer großen Strecke Landes in jener Gegend beschenkt. Es wäre überflüssig die mannigfaltigen Verdienste dieser uralten Familie erst zu berühren, da dieselben zu sehr bekannt sind, und mit mehr Muße in der im Jahre 1732 zu Prag in Folio von Johann Tanner herausgegebenen ausführlichen Geschichte dieses Hauses nachgelesen werden können.

Uiberdieß ist bei verschiedenen Gelegenheiten der Ahnen der Sternberge in unserer illustrirten Chronik rühmend gedacht worden — worauf wir hier nur hinzudeuten brauchen.

Unser Bischof, Jaroslaus Franz, nahm Besitz von seinem Bisthum am 13. September 1676.

Unter mehreren Verschönerungen, welche die Kirche und kirchlichen Gebäude ihm zu verdanken hatten, legte dieser Bischof im Jahre 1694 die bischöfliche Residenz ganz neu an, brachte dieselbe auch im Jahre 1701 mit einem namhaften Kostenaufwande zu Stande und umgab sie und den Bischofshof mit einer hohen Mauer, wie dieß die an dem Portal angebrachte Denkschrift bewährt. Nebst dem führte er auch eine prächtige Kapelle mit einem eigenen Gottesacker auf, und weihte den 21. September 1681 die Kathedralkirche feierlich ein, wie solches die links im Presbyterio auf einem Pfeiler angebrachte Aufschrift verewigt.

Auch die unter der bischöflichen Residenz auf einer Anhöhe erbaute Kirche St. Johannes des Täufers, welche von den Schweden zerstört worden war, stellte Jaroslaus im Jahre 1677 im vollkommenen Stand wieder her, wie es abermals die ober der Kirchenthüre angebrachte Denkschrift bestättiget.

Im Jahre 1687 den 18. Sonntag nach Pfingsten, weihte er die Dominikaner Klosterkirche in der Stadt Leitmeritz ein, und beschenkte selbe mit einem vortrefflichen, den heiligen Erzengel Michael vorstellenden Gemälde von Skreta.

Wenn man ihm ja etwas zur Last legen kann, so ist es die unbiegsame Hartnäckigkeit und der allzuhitzige Feuereifer, mit welchem auch er die geistliche Immunität zu verfechten gewöhnt war, indem er durch dieses Benehmen nicht unbedeutende Collisionen veranlaßte, und nicht nur dem Bisthume, sondern auch selbst dem schuldlosen Kapitel mancherlei Verfolgungen und Neckereien zuzog.

Er starb den 12. April 1709, nachdem er unter allen dortigen Bischöfen am längsten, nämlich durch drei und dreissig Jahre dieser Kirche vorgestanden hatte, und wurde in derselben Gruft mit seinem Vorfahrer beigesetzt.

III.

Hugo Franz, Graf von Königsegg und Rothenfels, dritter Bischof zu Leitmeritz, Domherr zu Köln und Straßburg, Herr zu Aulendorf und Stauffen. 1716 bis 1720.

Die Familie der Grafen von Königsegg ist eine der vornehmsten reichsgräflichen Familien in Deutschland, und hatte Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank. Man leitet ihren Ursprung von einem sichern Kuno her, welcher eine Bedienstung an dem Hofe der alten Guelphen bekleidete, und unfern des Fleckens Altdorf in Schwaben im Jahre 650 ein Schloß erbaute, das von seinem Namen Chunonis-egg oder Königsegg genannt wurde. Dieser hinterließ drei Söhne, von welchen die zwei ältesten Winthold der Erste und Heinrich im Jahre 715 bei der von Karl Martell dem Reginfred gelieferten Schlacht umkamen, der dritte Marquard aber in jenem Kriege seinen Tod fand, welchen Kaiser Karl der Große gegen die Baiern führte. Friedrich von Königsegg ging im Jahre 1229 nach Spanien, woselbst er bei König Jakob von Arragonien in solches Ansehen kam, daß er durch dessen Vermittlung eine Fürstin von Cardona zur Gemahlin erhielt. Mit dieser hatte er einen Sohn Jakob, welcher der Stifter der vornehmen spanischen Familie de Scutellis oder Sentellis wurde. —

Unser Bischof Hugo Franz wurde geboren den 7. Mai 1660, und war ein Sohn Leopolds Wilhelm Grafen zu Königsegg und Rotenfels, Herrn zu Aulendorf und Stauffen, wirklichen kaiserlichen geheimen Raths und Hof-Pfalzgrafen, Reichs-Vicekanzlers, dann Ritter des goldenen Vließes, und der Maria Polixena Herrin von Scherfenberg.

Er wurde den 2. Mai 1698 Propst am Wissehrad, später Kapitular, Kapitular-Dechant, und Kanzler der hohen Reichs-Erz- und Domstifte zu Köln und Straßburg, Seiner kaiserlichen Majestät wirklicher geheimer Rath und Plenipotentiär am Niederrhein, Obersthofmeister des Kurfürsten und Erzbischofs zu Köln Joseph Clemens, Herzogs von Bayern, dann Dechant an der Prager Metropolitankirche zu St. Veit.

Von seinem Bisthume, zu welchem ihm Kaiser Karl der Sechste, wegen seiner allgemein anerkannten Verdienste beförderte, nahm er den 4. Oktober 1716 Besitz.

Er führte zum Wahlspruch die Devise: Fundamento et Fortitudine, und war der erste Bischof zu Leitmeritz, der bei Gelegenheit seiner Inthronisation Denkmünzen prägen ließ.

Diese Medaillen waren von zweierlei Größe und Stempel. Die eine in der Größe eines Zwanzigers und Dicke eines halben Guldenstücks, wiegt 7 1/8 Sechzehntheile Loth, und ist von feinem Silber. Der Avers enthält den von zwei Löwen gehaltenen, mit der bischöflichen Infel und dem Krummstabe ausgezierten, mit einer einfachen Krone versehenen Wappenschild auf Art des bayerischen geweckten gräflich Königsegg'schen, über welchen der Bischofshut mit an beiden Seiten herabhangenden Quasten schwebt. Das Ganze umgibt die Umschrift: HUGO FRAN (ciscus) EPIS (copus) LITOM (ericensis) ECOM (itibus) INKOENIGSEG (g). Das Merkwürdigste hierbei ist, daß der Hut mit zehn Quasten auf jeder Seite ausgeschmückt ist, welches Recht sonst nur den Erzbischöfen gebührt, indeß ein Bischof sich nur sechs Quasten auf jeder Seite beilegen darf.

Auf der Reversseite kommt bloß obiger Denkspruch: FUNDAMENTO ET FORTITUDINE, dann der Inaugurationstag ANNO MDCCXVI. DIE IV. OCTO (bris) vor.

Die kleinere Medaille ist in der Größe eines Silbergroschen, auf der Avers-, so wie auf der Reversseite ganz so wie die größere, nur hat das Silber etwas mehr Legierung, und sie wiegt bloß 1 1/2 Sechzehntheile eines Loths.

An der Leitmeritzer Kathedralkirche zu St. Stephan stiftete Bischof Hugo aus seinem Vermögen zwei Kanonikatspräbenden.

Er starb zu Bonn den 6. September 1720.

IV.

Johann Adam, Graf Wratislaw von Mitrowitz, vierter Bischof zu Leitmeritz. 1722 bis 1733.

Das Geschlecht der Grafen von Wratislaw ist eines der vornehmsten und edelsten im Königreiche Böhmen, und leitet seinen Ursprung von Wratislaw II., Herzoge und erstem Könige von Böhmen her. Brzetisaw II., ein Sohn Königs Wratislaws und seiner zweiten Gemahlin Adelheid, wurde im Jahre 1100 von einem Wrschowetz erschlagen. Sein Sohn, Brzetislaw, wurde von dem Oheime Borziwoy II., der auf dem Throne folgte, unterdrückt, und einem Herrn von Wartenberg zur Erziehung übergeben. Brzetislaw Uladislaus gewann die Liebe seines Ziehvaters so sehr, daß er ihm seine einzige Tochter und Erbin Napka zur Gemahlin gab, wodurch dann auch die weitschichtigen Wartembergischen Güter sammt dem Wappen, letzteres nur mit einigen Veränderungen, auf ihn kamen. Brzetislaw nahm nun von seinem Großvater den Namen Wratislaw an, und pflanzte mit seinem Sohne Wratislaw, welcher König Wladislaws II. geheimster Rath, oberster Kanzler und Liebling wurde, diese Familie fort.

Diese genealogischen Notizen über die Wratislawe wollen indeß keinen Anspruch auf Genauigkeit machen; sie sind bloß die bisher gangbaren und ihre Widerlegung liegt nicht in der Aufgabe unserer illustrirten Chronik.

Johann Adam war ein Sohn Wenzel Adalberts, Grafen, Wratislaw von Mitrowitz, Herrn auf Chotwin, und der Veronika Herrin von Rzičzan.

Er war zuvor ältester Domherr an der Metropolitankirche zu St. Veit, Propst zu Altbunzlau, ältester Beisitzer des Prager erzbischöflichen Konsistoriums und Administrator des Erzbisthums. Später wurde er, und zwar nach dem Tode Johanns Joseph Grafen von Breuner den 15. Dezember 1709 als Propst am Wissehrad installirt, erhielt nach dem im Jahre 1710 erfolgten Ableben des Königgrätzer Bischofs Tobias Johann Becker 1711 das Königgrätzer und endlich das Leitmeritzer Bisthum, von welchem letztern er am 3. Mai 1722 feierlich Besitz nahm.

Man rühmt vorzüglich von ihm, daß er die Kranken ohne Unterlaß besuchte, sich überhaupt die Erfüllung seiner oberhirtlichen Pflichten mit Eifer angelegen sein ließ, und die Dürftigen seines Sprengels nicht nur mit geistlichem Troste, sondern auch mit namhaften Geldbeiträgen unterstützt, auf diese Weise aber sich nicht nur das allgemeine Zutrauen seiner Kirchkinder erworben, sondern auch die Aufmerksamkeit des Hofes an sich gezogen habe.

Die Folge dieses seines mit jedem Tage wachsenden Rufes und der hierdurch errungenen vorzüglichen Achtung Kaiser Karls VI. war, daß er nach dem Tode Daniel Josephs von Mayern am 15. Mai 1733 zum Erzbischof von Prag ernannt wurde, welche Beförderung er aber nur noch kurze Zeit genoß, indem er in demselben Jahre am 2. Juni, noch ehe er Besitz von dem Erzbisthume nahm, auf seiner Reise nach Medling im sechzigsten Lebensjahre seinen Geist aufgab.

V.

Moritz Adolph Karl, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, zu Angern und Westphalen, Landgraf zu Thüringen, Markgraf zu Meißen, auch der obern und untern Lausitz, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf von der Mark Ravensberg und Barby, Herr auf Rabenstein, Ritter des königlichen polnischen weißen Adler-Ordens ꝛc. fünfter Bischof zu Leitmeritz.
1734 bis 1759.

Er war zugleich Groß-Bailif des Johanniter-Ordens, Dompropst zu Alt-Oettingen, Dechant der kurfürstlichen Metropolitankirche zu Köln, Domkapitular zu Lüttich und Eichstädt, dann Seiner kaiserl. königlichen Majestät wirklicher geheimer Rath.

Moritz Adolph war ein Sohn des Herzogs Friedrich Heinrich vom Hause Sachsen-Zeitz und der Prinzessin Anna Friederika Philippina zu Holstein-Wiesenburg. Er erblickte das Licht der Welt zu Neustadt an der Orla am 1. Dezember 1702 in evangelisch-lutherischer Religion, und trat erst am 25. März 1716 zu Raab zur römisch-katholischen über.

Er widmete sich nach vollendeten Studien dem geistlichen Stande, ward im April 1719 Domherr zu Köln, bald darauf kaiserlicher wirklicher geheimer Rath, im Jahre 1722 Dompropst zu Alt-Oettingen. Im Jahre 1730 wurde er zu Prag zum Erzbischof von Pharsalien konsekrirt, am 4. Oktober 1731 erhielt er vom Kaiser Karl VI. das Königgrätzer, in der Folge aber nach dem noch vor Antritt der erzbischöflichen Würde erfolgten Tode Johann Adams Grafen von Wratislaw, zu Ende Juni 1733, das erledigte Leitmeritzer Bisthum, von welchem er im Jahre 1734 feierlich Besitz nahm.

In dieser Eigenschaft genoß er des seltenen Glücks, im Jahre 1743 den 12. Mai als erster Assistent des Olmützer Bischofs Jakob Ernst Grafen von und zu Liechtenstein in Gesellschaft des Königgrätzer Bischofs und zweiten Assistenten obgedachten Konsekrators, Johann Joseph Grafen Wratislaw von Mitrowitz, dann des obersten Burggrafen Ernst Anton Grafen von Schaffgotsch der Kaiserin Königin Maria Theresia die böhmische Königskrone auf das Haupt zu setzen.

Seinen Bemühungen bei dem päpstlichen Stuhle verdanken die Kapitularglieder das Recht, die Pectoralien zu tragen, so wie der Dechant und der Senior des Kapitels sich der Infel und des Hirtenstabes zu bedienen. Im Jahre 1748 wurde er Domherr zu Eichstädt, und lebte forthin theils auf seinen Gütern in Böhmen und zu Leitmeritz, theils im Reiche.

Er genoß, vorzüglich in seinen letzteren Lebensjahren, nur wenige Ruhe, indem in dieser Periode die Kriegesflamme — durch den in den Jahren 1757 und 1759 vor sich gegangenen Einfall Friedrichs II. Königs von Preußen, welcher im erstgedachten Jahre durch einige Zeit die bischöfliche Residenz zu Leitmeritz bewohnte — unser armes Vaterland und besonders die Elbegegenden dergestalt verwüstete, daß dieselben ihre blutenden Wunden nur nach einer längern Reihe von Jahren zu verschmerzen, nicht zu vergessen vermochten.

Indem unser Bischof, dem ersten Ungestüme der feindlichen Macht auszuweichen, sich nach St. Pölten in Oesterreich begeben hatte, starb er daselbst noch in eben dem Jahre 1759 am 20. Juni.

VI.

Emanuel Ernst Graf von Waldstein, sechster Bischof zu Leitmeritz, Sr. kais. königl. apostol. Majestät wirklicher geheimer Rath, der Gottesgelehrtheit und der geistlichen Rechte an der Universität zu Rom Doktor 2c.
1760 bis 1789.

Die alte und berühmte böhmische Familie der Grafen von Waldstein stammt ursprünglich von den Herren von Wartenberg ab, die zuvor den Namen Ralsko führten, nachher aber von ihrem Schlosse Wartenberg den Namen annahmen, und auch das Erbschenkenamt in Böhmen bekleideten. Zdenko von Ralsko erbaute unfern der Stadt Turnau im ehemaligen Bunzlauer Kreise ein Waldschloß mit Namen Waldstein, und nahm von diesem zuerst den Namen an, obgleich er selbst nicht in diesem Schlosse, sondern in Welisch residirte. Er starb im Jahre 1236

und hinterließ vier Söhne, welche die Stifter von eben so viel Linien, als von Welisch, Kobstein, Kuckstein und Sturmberg wurden. Die letztern drei starben bald wieder ab, und bloß die von Welisch pflanzte sich mit Zdenko II. fort. Dessen Sohn Johann, Herr von Waldstein im dreizehnten Jahrhunderte, hatte eine so zahlreiche Familie, daß er dem Könige Ottokar von Böhmen zu einem Feldzuge vier und zwanzig Söhne zuführen konnte, durch welche dann auch diese Familie sehr ausgebreitet wurde. Die auf die letzterwähnte Begebenheit sich beziehende Medaille (vom Jahre 1716) haben wir im ersten Bande der illustrirten Chronik S. 71 geliefert.

Emanuel Ernst erblickte das Licht der Welt den 17. Juli 1716 und war ein Sohn Johann Antons Grafen von Waldstein der Linie zu Arnau, k. k. Kämmerers und Johanna Katharina Gräfin von Waldstein der Hauptlinie. Er wurde nach Vollendung seiner Studien und mehrjährigen zur Ausbildung seines Geistes in das Ausland unternommenen Reisen in der Seelsorge angestellt, bald darauf zum infulirten Propst zu Neuhaus ernannt, später zum Domherrn an der Prager Domkirche zu St. Veit gewählt, in der Folge Weihbischof, infulirter Dechant bei der Kollegiatkirche zu St. Kosmas und Damian, dann Vicarius Generalis et Officialis in Spiritualibus des Prager Erzbischofs Mauritz Gustav Grafen von Manderscheid. Seine Gelehrsamkeit, seine unveränderte Sorgfalt, seine rastlose Anstrengung erwarben ihm bald das Zutrauen der Kaiserin Königin Maria Theresia, durch welches er nicht nur zu ihrem wirklichen geheimen Rath, sondern auch nach dem Tode Mauritz Adolphs Herzog von Sachsen den 12. Juli 1760 zum Bischof von Leitmeritz ernannt wurde.

Von seinem Bisthume nahm er am 19. März desselben Jahres Besitz. Seine Verdienste um die Gelehrsamkeit und vorzüglich um die vaterländische Literatur sind entschieden. Ein vorzüglicher Beförderer der Wissenschaften und Unterstützer der Gelehrten, war er ohne Unterlaß bemüht, seine eigenen Kenntnisse zu erweitern, und seine auserlesene, in vaterländischen Werken ihres gleichen suchende und durch seine letztwillige Anordnung dem Bisthume legirte Büchersammlung zu bereichern, ohne hiebei einen Aufwand zu scheuen. Mit gleichen Kenntnissen und Eifer hing er an der Numismatik, und brachte eine kostbare Münzsammlung zusammen, welche sowohl an Ordnung als an Reichhaltigkeit ihres Inhalts, vorzüglich im böhmischen Fache, damals die erste Privatsammlung der Erblande genannt zu werden verdiente, und auch von dem gelehrten Piaristen Adaukt Voigt bei Herausgabe seines böhmischen Münzwerkes vorzüglich benützt wurde.

In Folge seiner Bemühungen beschloß Kaiser Joseph II. im Jahre 1784 unter Beistimmung Papst Pius VI. die Erweiterung der Leitmeritzer Diözese, mit welcher der damalige ganze Saazer und Bunzlauer Kreis vereinigt wurde.

Er starb zum größten Leidwesen aller Freunde der Wissenschaften und der ganzen Diözese, die er mit Sanftmuth und Güte zu leiten wußte, im siebzigsten Jahre seines Alters am 7. Dezember 1789 zu Leitmeritz, woselbst er auch in der Kapelle zu St. Johann dem Täufer unterhalb der bischöflichen Residenz beigesetzt wurde.

VII.

Ferdinand Kindermann von Schulstein, siebenter Bischof zu Leitmeritz.

Doktor der Gottesgelehrtheit an der Prager Universität, Dechant der Kollegiatkirche bei Allerheiligen ob dem Prager Schlosse, infulirter Abt zu Petur in Ungarn, Propst am Wissehrad und Scholastikus des Prager allzeit getreuen Domkapitels.
1790 bis 1801.

Er wurde den 27. Dezember 1741 zu Königswalde im ehemaligen Leitmeritzer Kreise Böhmens von gemeinen und dürftigen Eltern geboren, und widmete sich erst zu Sagan, später aber zu Prag den Wissenschaften, in welchen er schon in seiner frühesten Jugend bedeutende Fortschritte machte. Nachdem er sich dem geistlichen Stande geweiht, und im Jahre 1766 den Doktorshut der Gottesgelehrtheit an der Prager Karl-Ferdinandäischen Universität errungen hatte, ward er Weltpriester, widmete sich der Seelsorge, beschäftigte sich aber nebst der genauesten Erfüllung seiner übrigen Berufspflichten, vorzüglich mit der Bildung der vaterländischen Jugend und mit der Emporbringung der Schulanstalten.

Als er Dechant auf der Herrschaft Kaplitz wurde, machte er den Anfang mit den Schulverbesserungen in Böhmen, indem er die dasige Dekanalschule ganz nach der Saganischen Lehrart des Abts von Felbiger einrichtete.

Diese seine rastlosen und mit einem entsprechenden Erfolge gekrönten Bemühungen erwarben ihm gar bald nebst dem allgemeinen Beifalle des Publikums und seiner Vorgesetzten auch das Zutrauen der Kaiserin Königin Maria Theresia, durch welches ihm im J. 1774 die Einrichtung der übrigen Schulen im Königreiche Böhmen nach diesem Muster und dem neuen Lehrplane aufgetragen wurde.

Und da im Jahre 1775 zu Prag die Normalschule feierlich eröffnet ward, erhielt er die Oberaufsicht über das gesammte deutsche Schulwesen in Böhmen nebst der Würde eines kaiserl. königlichen Schulraths. Im Jahre 1777 ward er Kapitular-Dechant an der Kollegiatkirche bei Allerheiligen, bald darauf infulirter Abt zu Petur in Ungarn; später und zwar den 29. Juni 1782 erhielt er die Propstei am Wyssehrad und den erbländischen Ritterstand mit dem Prädikate von Schulstein, im Jahre 1786 die Oberdirektion des Armeninstituts in Prag, und endlich die Domscholasterie bei dem Prager allzeit getreuen Domkapitel.

Nach dem Tode des Leitmeritzer Bischofs Emanuel Ernest Grafen von Waldstein wurde er im Jahre 1790 zu dessen Nachfolger ernannt, von Papst Pius VI. bestätigt, den 4. Juli zum Bischof geweiht, und nahm Besitz von seinem Bisthume den 10. Oktober desselben Jahres.

Durch elf Jahre stand er diesem Bisthume mit Beibehaltung des Titels eines k. k. Schulen-Visitators vor, erfüllte streng die vorzüglich mit dem letztern Amte verbundenen beschwerlichen Pflichten, und starb endlich am 22. Mai 1801 zu Leitmeritz, wo auch seine Leiche beigesetzt wurde.

VIII.

Wenzel Leopold Chlumczansky von Przestawlk und Chlumczan, k. k. wirklicher Geheimer Rath, der freien Künste Doktor, der Gottesgelehrtheit Baccalaureus formatus an der Prager Universität ꝛc. geboren auf dem Familiengute Hostitz im ehemaligen Prachiner Kreise Böhmens 17. November 1750, Zögling des Prager St. Wenzelsseminars 1765 bis 1769, Priester 1772, Kaplan zu Klösterle, Pfarrer zu Gartitz, dann Dechant zu Tetschen, sofort 1801 bis 1814 Bischof zu Leitmeritz; gestorben als Erzbischof zu Prag am 14. Juni 1830.

IX.

Franz Joseph Hurdalek, geboren 1746, bis 1786 Dechant zu Neustadt an der Mettau, dann Rektor des Generalseminars zu Prag, 1790 Domdechant in Leitmeritz, Bischof daselbst 1815, resignirt das Bisthum 1823, gestorben zu Prag am 27. Dezember 1833.

X.

Vincenz Eduard Milde, geboren zu Brünn 17. Mai 1777, Bischof von Leitmeritz 21. Januar 1823, Erzbischof zu Wien 27. Dezember 1831, starb daselbst 14. März 1853.

XI.

Augustin Bartholomäus Hille, konsekrirt zum Bischof von Leitmeritz am 16. September 1832.

Das Landeswappen und die Landesfarben Mährens.

(Von dem Landschaftskanzellisten und Geschichtsforscher, Herrn **Joseph Chytil** in Brünn.)

Das älteste mährische Landeswappen war, so weit nämlich urkundliche Belege vorhanden sind, zu Ende des XII. und in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhundertes mit dem böhmischen gleich; d. i. ein doppelt geschwänzter Löwe.

Dafür sprechen die markgräflichen Sigille bei den nachfolgenden im mährischen Diplomatare abgedruckten Urkunden.

1. Der böhmische König Přemysl Ottokar I. ertheilt um das Jahr 1199 dem Raigerer Kloster die Mauthbefreiung in Böhmen und Mähren. Bei dieser Urkunde (deren Original im Olmützer fürsterzbischöflichen Archive zu Kremsier sich befindet) hat sich nämlich von den vier Sigillen das einzige des mährischen Markgrafen Wladislaw (Bruders des vorgenannten Königs) erhalten. Dasselbe stellt einen doppelt geschwänzten Löwen vor. (Cod. diplom. Mor. T. I. p. 354, n. 377).

2. Ritter Rüdiger (Rudgerus) schenkt dem Brucker Kloster den Weinzehent bei Gnadlersdorf (1202 — 1213). Das bei dieser Urkunde befindliche Sigill des diese Schenkung bestätigenden mährischen Markgra-

sen Wladislaw Heinrich stellt den obenerwähnten doppeltgeschwänzten Löwen vor. (Das Original im Brucker Klosterarchive in der k. k. mähr. schles. Gubernial-Registratur. Abgedruckt im Cod. diplom Mor. T. II. p. 65 n. 57.)

3. König Přemysl Ottokar I. schenkt zu Prag 1213 dem Chotěschower Kloster das Dorf Uhercz. Bei dieser Urkunde (deren Original im k. k. Hofarchive zu Wien ist) befindet sich das Sigill des königlichen Prinzen Diepolt (III. Sohn Diepolt's II., Urenkel Wladislaw's I., Verwalter der Pilsner Provinz) mit einem halben Löwen und halben Adler. (Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. II. pag. 66, n. 58.)

4. Der mährische Markgraf Heinrich Wladislaw bestätigt zu Proßnitz 1213 (pridie Kalend. Januarii) dem Johanniter-Orden alle Besitzungen in Mähren. Das Reitersigill dieser Urkunde (Orig. im Malteser-Ordensarchive zu Prag) hat im Schilde einen doppelt geschwänzten Löwen. (Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. II. p. 69, n. 61.)

5. König Přemysl Ottokar I. schenkt dem Welehrader Kloster das Dorf Zaroschitz ddo. Göding 1220. Das dabei befindliche Sigill des mährischen Markgrafen Wladislaw hat im Schilde den Löwen und die Unterschrift: „Heinricus Dei gracia Marchio Moraule." (Das Orig. im Welehrader Klosterarchive in der k. k. mähr. schles. Gubernial-Registratur. Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. II. p. 112, n. 104.)

6. Derselbe bestätigt im Jahre 1223 zu Brünn die vom Markgrafen Wladislaw der Stadt Mähr. Neustadt verliehenen Rechte und Besitzungen. Das Sigill mit dem doppelt geschwänzten Löwen im Schilde hat die Unterschrift: „Premizel dei gracia rex Bohemie et Moraule." (Das Original befindet sich im Archive derselben Stadt. Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. II. p. 147, n. 145.)

Aus diesen angeführten Urkunden erhellt nun, daß die Angabe Dobner's in seiner Abhandlung über den Ursprung, die Veränderung und Verdoppelung des böhmischen Wappenschildes (Abhandlungen einer Privatgesellschaft, von Ignaz Edlen von Born 1779), wo er S. 229 sagt, daß der böhmische Löwe erst im Jahre 1249 zum Vorschein kommt, eine wesentliche Berichtigung erleidet.

Obwol dieser böhmische Löwe in den späteren markgräflichen Sigillen sehr oft vorkommt, so ist doch schon im Jahre 1233 das erste Erscheinen eines Adlers aus der Urkunde des Mährischen Markgrafen Přemysl, mit welcher er (ddo. Znoimae IV. Nonas Aprilis) dem Brucker Kloster das Patronatsrecht der Kirche in Brenditz (Primelic) bestätigt, ersichtlich, da auf dem daranhängenden Sigille ein Adler abgebildet ist (Cod. dipl. Mor. T. II. p. 250, n. 299).

Diesem nach erscheint der Adler um ein Jahr früher, als es Monse in seinem historischen Versuche über das Landeswappen des Markgrafenthums Mähren, Olmütz 1792, S. 46 und 47 angibt.

Uiberhaupt weiß Monse von dem ältesten Wappen eines doppelt geschwänzten Löwen nichts. Er fängt mit dem Adler an, wie er ihn auf einer Raigerer Urkunde des Markgrafen Přemysl vom Jahre 1234 gefunden, und in einer besondern Abbildung seinem Werke beifügte.

Später erscheint in den Sigillen desselben Markgrafen wieder der böhmische Löwe, und zwar bei folgenden Urkunden:

1. Markgraf Přemysl spricht dem Nonnenkloster bei St. Peter zu

Olmütz (ddo. Brunae 6 Kal. Aprilis 1247) das Dorf Slatina zu (Original im Olmützer fürsterzbischöflichen Archive zu Kremsier. Abgedruckt daselbst T. III. p. 69, n. 95.)

3. Derselbe bestätigt der Olmützer Kirche den Ankauf des Dorfes Brumowice ddo. Brunae die b. Thomae 1250. (Original im fürsterzbischöflichen Archive zu Kremsier. Abgedruckt daselbst T. III. p. 132, n. 156.)

4. Derselbe bestätigt dem Kloster Plaß den Besitz des Dorfes Schela (ddo. apud Pragam VII. Kal. Februarii 1251. (Original im k. k. Hofarchive. Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. III. p. 135, n. 160). Sigillum „Přemizl filii regis Boemorum marchionis Moravie" equestre consuetum appendet.

Wenn man die Beschreibung dieses letzteren Sigilles mit der vorerwähnten zusammenhält, so scheint kein Zweifel obzuwalten, daß dasselbe noch den böhmischen Löwen im Wappenschilde hatte.

Von nun an hat es Boczek unterlassen, die Sigille zu beschreiben, daher es auch schwer ist, über das Landeswappen der nachfolgenden Jahre sichere Daten zu erhalten. Schwer ist es aber auch schon darum, weil seit dem Jahre 1253 bis 1278 Přemysl Ottokar II. König von Böhmen und zugleich Markgraf von Mähren war, der bei allen Urkunden sein königliches Sigill anhing.

Eben so war es unter Wenzel II. (1283 — 1305) und Wenzel III. (1305 — 1306).

Ich habe daher einen großen Theil der in den Klosterarchiven bei der k. k. mähr. schles. Gubernialregistratur vorhandenen königlichen Urkunden durchgesehen, um auf den dabei befindlichen Sigillen einen näheren diesfälligen Anhaltspunkt zu finden, habe aber leider keines von Přemysl Ottokar II. gefunden, aus dem man mit Sicherheit über den geschachten mährischen Adler etwas Bestimmtes hätte abnehmen können, wie es Monse, S. 49 u. s. w. seit dem Jahre 1278 angibt, obwohl sehr oft im Schilde ein Adler und im Banner der böhmische Löwe vorkommt.

Erst unter jenen des Königs Wenzel II. und zwar bei der Urkunde vom Jahre 1283 (ddo. Brunae IV. Kal. Martii), mit welcher er Elisabeth, Witwe nach Kadold dem Waisen, das Dorf Tasowice für Mohelno gibt, scheint am Schilde der geschachte mährische Adler vorzukommen. (Original im Archive des Znaimer St. Klara-Klosters beim mähr. schles. Gubernium. Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. IV. p. 310, n. 237.)

Unbestritten und schön abgebildet fand ich den geschachten Adler in der Urkunde desselben Königs vom Jahre 1297 (ddo. in Pyrn. XI. Kal. Augusti), mit welcher er dem Kloster Tischnowitz das Patronat über die heil. Peterskirche zu Brünn cedirt; (Original in demselben Klosterarchive beim mähr. schles. Gubernium. Abgedruckt im Cod. dipl. T. V. p. 71, n. 72), dann in der Urkunde desselben Königs vom Jahre 1298 (ddo. Pragae VIII. Kal. Augusti), mit welcher er die Privilegien der Stadt Leitomischl bestätigt. (Original im Archive des Leitomischler Prämonstratenser-Klosters beim mähr. schles. Gubernium. Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. V. p. 100, n. 98), und endlich in der Urkunde vom Jahre 1299 (ddo. Brunae Idus Maji), mit welcher derselbe König für das Seelenheil seiner Schwester, Herzogin von Oesterreich, dem Znaimer St. Klara-Kloster das Dorf Wegrowice schenkt. (Original im Archive desselben Klosters beim

mähr. schles. Gubernium. Abgedruckt im Cod. dipl. Mor. T. V. p. 113, n. 110.)

Bei allen diesen drei angeführten Urkunden ist in dem großen königlichen Reitersigille der geschachte mährische Adler in dem Schilde sehr schön und kennbar abgebildet, während wie gesagt in dem Banner der böhmische Löwe erscheint.

In den Sigillen des Königs Johann von Luxemburg, des Markgrafen Karl u. s. w. erscheint der geschachte mährische Adler fort und fort, bis auf die neuesten Zeiten, ohne daß über die Farben dieser Schachirung bis in die zweite Hälfte des XV. Jahrhundertes etwas Urkundliches vorhanden wäre. Diese werden erst in dem Privilegium vom Jahre 1462 angegeben, daß sie nämlich bis dahin roth und weiß waren.

In dem eben erwähnten Jahre hat Kaiser Friedrich IV. mit der im mährischen Landesarchive im Original befindlichen Urkunde ddo. Newnburgo forensi die VII. mensis Decembris den mährischen Ständen unter ihrem damaligen Landeshauptmann Heinrich von Lippa (zugleich königl. Landmarschalle von Böhmen) über ihr ausdrückliches Bitten dafür, daß sie mit dem böhmischen Könige Georg von Podiebrad, zugleich Markgrafen von Mähren, ihm gegen die rebellischen Wiener und einige des österreichischen Adels mit bewaffneter Kriegsmacht zu Hilfe kamen, gestattet, das bis dahin übliche Landeswappen (es war dies ein gekrönter, nach rechts sehender, weiß und roth geschachter Adler im blauen Felde) — in der Art zu verändern, daß sie für die Zukunft statt dieses weiß und roth geschachten Adlers einen gold und roth geschachten im blauen Felde führen dürfen und sollen, indem er sagte: Ideo prefati obsequii nobis grati intuitu nobilis Henrici de Lippa, Marsskalci regni Bohemie pro tempore Capitanei, Baronum et Nobilium Marchionatus Morauie prefati supplicationibus, que nobis obtulerunt, hac gracia speciali concedenda, videlicet ut Aquile scacate color Albus in glaucum siue Aureum transmutetur graciosius annuimus ...... sic ut is Marchionatus Morauie et nunc in ante inperpetuum scacatam Aquilam, rubeo siue Aureo colore mixtim superductam scacherij ad instar debeat deferre et habere....

Seit dieser Zeit ist Mähren in dem rechtmässigen Besitze dieser neuen Landesfarben, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß der offizielle Gebrauch des älteren Landeswappens, nämlich des weiß und roth geschachten Adlers in späteren Jahrhunderten, ja selbst bis auf die neueste Zeit sich erhalten hat.

So findet man dasselbe fast in allen gedruckten Landesordnungen des Markgrafthums Mähren, und zwar namentlich in denen vom Jahre 1545, 1562, 1604 und 1628; in allen durch den königlichen Oberstlandschreiber in Druck gelegten Landtagsschlüssen bis zum Jahre 1836, ja man sah dasselbe bis auf die allerneueste Zeit auf dem großen und kleinern Sigille des mährischen Landesausschusses, obzwar dieser bis zum Jahre 1837 aus Anlaß der mit dem Gubernial-Circulare vom 26. September 1836 Z. 33779 kundgemachten heraldischen Beschreibung des kaiserlich österreichischen großen, mittleren und kleinen Wappens und Titels Sr. k. k. apostol. Majestät Ferdinand I. gegen die irrthümliche Einbeziehung des älteren mährischen Landeswappens (nämlich des weiß und roth geschachten Adlers) Einsprache erhob, und um die Berichtigung des

Irrthumes im Sinne des oben erwähnten, vom Kaiser Ferdinand II. am 26. Juni 1628 bestätigten Privilegiums bat. Hiebei geschah auch die Berufung auf das Allerhöchste Reskript vom 23. Dezember 1807, mit welchem Se. k. k. apostol. Majestät Franz I. den treugehorsamsten Ständen des Markgrafthums Mähren für die im gefahrvollen Zeitpunkte der letzteren (1805) feindlichen Invasion auf die rühmlichste Art bewiesenen Treue und Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland einen besondern Beweis der Allerhöchsten Gnade zu geben geruhet haben, daß nämlich die zur ständischen Versammlung geeigneten Mitglieder eine eigene nach den Farben des Landeswappens eingerichtete Uniform tragen dürfen. Nach den eigenen Worten dieses Allerhöchsten Reskriptes soll diese Uniform roth, der Kragen und die Aufschläge kornblau, und nicht nur der Kragen und die Aufschläge, sondern auch die Uniform selbst mit einer Goldstickerei und mit goldenen Epaulettes versehen, und auf den Epaulettes der mährische Adler nach seinen Farben, d. i. roth und gold erhaben gestickt sein.

Dieser so ausgestatteten Uniform bedienten sich die mährischen Herren Stände bis zum Jahre 1848.

Auf die oberwähnte Reklamation des mährischen Landesausschusses kam zwar von dem hohen k. k. Hofkanzlei-Präsidium mit der Zuschrift vom 7. April 1838 das offene Geständniß, daß in dem 1836 angenommenen und publizirten Allerhöchsten Staatswappen aus Versehen die Abbildung des mährischen Landeswappens nicht mit dem Privilegium vom Jahre 1462 übereinstimmend eingeschaltet wurde.

Diese Zuschrift enthielt zugleich die weitere Bemerkung, daß die mährischen Herren Stände, da eine Abänderung des neu angefertigten, in sämmtlichen österreichischen Erbstaaten kundgemachten und den im Auslande befindlichen österreichischen Gesandtschaften zugemittelten Staatswappens füglich nicht zu erzielen ist, sich bloß darauf beschränken sollten, ihrerseits das Wappen so anzuwenden und darzustellen, wie es ihnen nach dem oben bezogenen Privilegium gebühret, da nach der weiteren den mährischen Herren Ständen durch den Landeshauptmann Alois Grafen von Ugarte gemachten Eröffnung des hohen Hofkanzlei-Präsidiums vom 26. Oktober 1838 Z. 1529 das Recht zur Führung des nachgewiesenen und im Gebrauche stehenden Landeswappens durch die irrige Aufnahme des älteren mährischen Landeswappens in das von der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzlei entworfene Staatswappen nicht in Zweifel gestellt wurde, und daß sich die hohe k. k. Hofkanzlei damit beschäftige, die einzelnen Länderwappen zu konstatiren, um für die künftige Construirung eines neuen Staatswappens die entsprechenden Materialien gesammelt zu haben.

Dieser letzteren Bemerkung zu Folge hat auch der damalige hohe mährische Landesausschuß in der Voraussetzung, daß aus Anlaß der glorreichen Thronbesteigung Sr. k. k. apost. Majestät Franz Joseph I. die Konstruirung eines neuen Staatswappens vorgenommen werden dürfte, gleich im Anfange des Jahres 1849 die zugesicherte Berichtigung des mährischen Landeswappens bei dem hohen k. k. Ministerium des Innern zur Sprache gebracht, hochwelches die dießfällige Eingabe an das hohe k. k. Ministerium des Aeußeren zur geeigneten Beachtung leitete.

Vom Alterthum der Prager Wasserthürme.

Prag besitzt vier alte, ja zum Theil uralte, an den beiden Ufern der Moldau aus Quadern erbaute Wasserthürme, durch welche die Altstadt und Josephstadt (Judenquartier) ganz, und die Neustadt größtentheils, selbst bis zur unteren Stephansgasse, mit Moldauwasser versehen wird.

In neuester Zeit gelang es dem schöpferischen und patriotischen k. k. Schiffmeister, Herrn Thomas Lanna, auf der Sophieninsel ein großes hydraulisches Werk zu erbauen, welches das Moldauwasser auch in die höchsten Bezirke der oberen Neustadt bis zu dem Karlshof treibt, aber noch kein historisches Interesse in Anspruch nimmt.

Der untere Theil der Kleinseite bis zum Ring bewässert sich aus dem auf dem Smichow befindlichen Wasserthurm; der übrige Theil konnte seiner hohen Lage wegen durch den Wasserthurm nicht mehr versorgt werden und das Wasser mußte vom Hradschin zugeleitet werden.

Die k. k. Burg ist mit Wasser reichlich versehen; sie hat zwei Wasserleitungen, deren eine weiches Wasser, die andere Quellwasser zuführt.

Das weiche Wasser kommt unmittelbar aus dem Teiche bei Libotz, der seinen Zufluß von dem Hauptteiche bei Litowitz (Domäne Tachlowitz) und den in der dortigen Gegend auf Wiesen häufig vorkommenden Quellen hat. Der Teich (Reservatteich) bei Libotz wurde von K. Rudolph II. im Jahre 1585 zum Behufe der Wasserleitung eigens angelegt. Das Wasser fließt in einem, angeblich von Tycho de Brahe geführten, offenen Graben, geht bei Weleslawin und Trzeschowitz vorbei, kommt zwischen dem Reichs- und Karlsthore außerhalb der Schanzen in eine Klärungsvorrichtung, fällt dann in das Röhrenhaus und versieht die beiden Röhrkästen auf dem 2. und 3. Burgplatze, vor dem fürstlich Schwarzenbergischen Hause, in der Spornergasse und auf dem wälschen Platze, nebstdem mehre Privathäuser.

Das Quellwasser kommt aus sieben Stollen, die an der nördlichen Berglehne, zwischen Libotz und Weleslawin und Trzeschowitz größtentheils in Sandstein getrieben sind, von denen der erste zunächst dem Dorfe Libotz von den Einwohnern Königsbrunnen genannt wird. Zufolge der Hofbauamtsakten ist diese beinahe zwei Stunden lange Wasserleitung im Verlaufe der Jahre 1540 bis 1573 hergestellt worden. Das Wasser sämmtlicher Stollengänge wird gleich in Röhren gefaßt und unterhalb des Dorfes Trzeschowitz in einen einzigen Hauptröhrenzug vereinigt, der unterirdisch bis in das Schloß fortläuft, und sein Wasser in die kaiserliche Küche ergießt, den Röhrkasten auf dem Georgiplatze, den im Damenstifte versieht, und von dort wieder in das Statthaltereigebäude, und in den Eckröhrkasten des Landhauses, in das fürstlich Fürstenbergische Haus 2c. geleitet wird.

Außer dem benutzt man hinter dem Strahower Thore in der Nähe der Höfe Zawierka und Liborka mehrere Quellen, die erst in Stollen geleitet, dann in Röhren gesammelt ihr Wasser in die Wasserbehältnisse und Privathäuser auf dem Pohořeletzer Platze, in der Lorettogasse, im hohlen Wege 2c. ergießen.

Bei dem Jahre 1431 kommt die erste Erwähnung eines Wasser-

thurms in den altböhmischen Annalen vor, wo es heißt: Také toho Léta 1431 wyhořala wěže wodná mistrowa Petrowa ode dna. „Im Jahre 1431 brannte der Wasserthurm des Meister Peter vom Grunde aus ab."

Wo dieser Wasserthurm stand, wann er erbaut wurde, wie er beschaffen war, davon wird nichts gesagt. Dieser Wasserthurm scheint bloß ein Privatunternehmen gewesen zu sein.

Ferner heißt es ebendaselbst ganz allgemein:

Im Jahre 1489 fingen die altstädter Herren an, Wasser in Röhren zu führen. T. l. páni staroměsstj počali wodu wésti raurami.

I. Neustädter Wasserthurm
bei den Schittkower Mühlen unterhalb Zderas.

„Im Jahre 1495 — melden die Annalen — in der Fasten legten die neustädter Herren Wasserröhren von den Gemeindemühlen und machten zwei Röhrkästen, einen in der Wassergasse beim weißen Löwen vor dem Gemeindehofe, und den anderen gegen die Graupengasse".

Dieser Wasserthurm der oberen Neustadt hatte verschiedene Schicksale — wie dieselben Annalen berichten. „Im Jahre 1501 im Advent, Donnerstag in der Nacht vor Sft. Andreas, ist der Thurm der neustädter Herren, mittelst welchem sie das Wasser in Röhren führten und den Leuten zum Genuße überließen, aus Nachlässigkeit des Matthäus Röhrenmeisters dieser Herren, abgebrannt."

„Im Jahre 1503 am Samstag nach Ostern Nachmittags stürzte der ganz saubere neue Röhrenthurm der neustädter Herren, der unterhalb Zderas ist, zusammen, zumal er in Eile war aufgebaut worden, dessen Arbeit einige nicht lobten und Gott empfahlen; denn er hatte sich vorher nicht genug gesetzt. Hierauf leitete man das Wasser mittelst Pumpen, konnte aber desselben nicht genug hinaustreiben; man machte demnach einen andern Thurm (wěž pletenau), der nur eine kurze Zeit stehen blieb; denn als der Röhrenmann etwas daran verbesserte, fing jener durch seine Unvorsichtigkeit Feuer und verbrannte. Man veranstaltete hierauf unter den Bürgern eine Sammlung, und führte ihn von Neuem auf".

Nach Archivsquellen soll der jetzt bestehende Schittkower Wasserthurm im Jahre 1587 erbaut worden sein, wie auch eine nicht weit von der Thür eingehauene Inschrift besagt haben soll, die aber nicht mehr existirt.

Leta od narozenj Božjho MDLXXXVII
Chcessli zwěděti patři nato
Žež gest založená wěže tato
Měsycze Srpna dne osmého
Nakladem obce nowého města pražského
Pan Bůh rač toho klynotu a města ostřjhati
W Pokogi a Swornosti geho dáti užiwati.

Uiber der Thür der Mühle Nro. 249 findet man das Chronodistichon: Kp — aVspICIIs noVa praga bonIs haC MoLe stet aVCta:

— FIat aqVae faeLIX hICVla Larga seges HCP.

In dieser Inschrift ist die Jahreszahl 1592 enthalten, in welchem Jahre dieses Gebäude wahrscheinlich hergestellt worden ist.

Neben dem jetzigen Wasserthurm steht ein niedrigerer Thurm, an dem man einen Eckstein mit der Jahreszahl 1589 findet, deren Züge alterthümlich sind. Ebenso findet sich an der östlichen Seite ganz oben nahe am Dache mit rother Farbe 15 K M89 angeschrieben. An der Südseite sind noch einzelne Buchstaben einer ehemaligen chronographischen Inschrift sichtbar. Dieser Thurm ist etwa ⅓ niedriger als der jetzige Wasserthurm, und soll, nach der Uiberlieferung, ehemals als Wasserthurm gedient haben. Es ist möglich, daß er 1589 unter Rudolphs II. Regierung zu diesem Zwecke erbaut, später aber, als sich die Neustadt erweiterte, und das Wasser höher getrieben werden mußte, zu niedrig, zu klein und zu unausgebildet befunden, und deßwegen verlassen wurde.

An dem jetzigen aus Quadern erbauten Wasserthurme ist außer einigen Steinmetzzeichen keine Jahreszahl zu gewahren.

Im Jahre 1648 wurde dieser Wasserthurm bei der Einnahme der Kleinseite von den Schweden aus zwei großen Kanonen sehr heftig beschossen, und von 91 Kugeln getroffen, und wäre beinahe zum Einsturze gebracht worden, wie eine lateinische und böhmische Inschrift bezeugen, welche auf der Westseite des Thurmes angebracht sind. Die lateinische ist auf einer Tafel aus röthlichem Marmor eingehauen, von der man jedoch mit unbewaffnetem Auge kaum etwas sieht. Die böhmische ist zu beiden Seiten der Marmortafel mit schwarzer Farbe geschrieben. Erstere lautet:

ANNVS LAESAE TVRRIS
VI gotthI pallor torMentIs
QVassa DVobVs nonagInta gLobos
HIs InsVper afFLVIt VnVs (1648).
ANNVS REPARATAE
SVstInet haVD qVassas nVnC aspeCtare rVInas seD reflCIt
taLes CeLsI anXIa CVra senatVs (1651).

Die böhmische lautet:

Na den swatýho Waclawa
Starožitnostj me sláwa
Od Sweydy z dwauch welkých kusuw
Sto dewadesate dewět ssusuw
Trpět klesat gsem počala
Wšak mjle gsem dočekala
Že má wrchnost mogj pánj
Mě děle klesati bránj,
Nybrž dosti k welký ceně
Flastr z wapna a z kamene
Na mé rány přiložili
Tak nedužiwau zhogili.

Es ergibt sich aus beiden Inschriften ein Widerspruch; die böhmische sagt, 199 Schüsse hätten den Thurm getroffen, während die lateinische nur 91 nennt.

Den 31. März 1661 machte sich der kaiserliche Stückgießer in Prag Niklas Löw*) (aus der breiten Gasse, wo jetzt der k. k. Hof-

*) Niklas Löw wurde später geadelt: von Löwenburg. Er war k. k. Kapitän, Stuck- d. i. Kanonen- und Glockengießer, lebte in Prag vom Jahre 1654 bis 1720, und goß sehr viele Glocken für Prag und Böhmen.

glockengießer Bellmann seine Kunstwerkstätte hat) gegen den Neustädter Magistrat mittelst Kontrakt verbindlich, einen Stockstiefel mit dem übrigen Zugehör, zu der unlängst erbauten Wasserkunst zu gießen, und gut und dauerhaft zu liefern. Dagegen versprach der Magistrat, ihm die dazu nöthigen 17 Centner 86 Pfund Metall, den Centner zu 58 fl., macht 1036 fl. 16 kr., baar zu bezahlen.

Das ist ungefähr alles Geschichtliche, was wir von dem oberen neustädter Wasserthurme, der unter allen vieren der höchste ist, beizubringen haben.

II. Der altstädter Wasserthurm.

Hierher ist die schon oben mitgetheilte Stelle aus den böhmischen Annalen (zum Jahr 1489) zu beziehen:

„In diesem Jahre fingen die altstädter Herren an, Wasser in Röhren zu führen.“

Ferner heißt es bei dem Jahre 1511. It. toho času wěži raurnj u mlýnu staroměstských postawili při S. Wawřinci. Zu dieser Zeit hat man einen Röhrenthurm bei den altstädter Mühlen, nahe bei St. Laurenz aufgeführt (St. Laurenzkirche im ehemaligen Annakloster).

Und weiterhin:

„Im Jahre 1514 froren im damaligen Winter die Wasserleitungsröhren beider Städte stark zu; es floß kein Wasser durch einige Wochen, namentlich bis Georgi, hie und da noch länger; derzeit legte man oben darauf andere Röhren für die Bräuhäuser.“

Diese Anstalten waren jedoch nicht genügend, man mußte ausgiebigere Mittel ergreifen, und entschloß sich, einen Wasserthurm zu bauen.

Wann der Bau des altstädter Wasserthurmes begonnen wurde, war bisher nicht zu eruiren. Außer einem Stadtwappen (in Sandstein) ist der Thurm selbst zeichen- und inschriftlos. Vollendet wurde dieser Thurm am 27. Oktober 1554 unter dem Stadtprimator Chochol von Semechowa, wie Lupacius (starb 1587) berichtet, wo es XXVII. Octobris A. D. 1554 heißt: Perfecta est turris, per quam aqua in urbem ex Wltawa ducitur ad Pontem in Antiqua urbe Pragensi ultra Balneum Regium, tecto et pinna ei impositis. Primate per id tempus existente Joanne Chochal a Semechowa. Ea deinceps unâ cum molis conflagravit etc.

In der Nacht vom 5. April 1576 brannte der Thurm zum erstenmal (sammt den Mühlen) ab, wurde jedoch im folgenden Jahre auf Kosten des altstädter Magistrates wieder hergestellt, wie aus der über der Thür angebrachten Inschrift hervorgeht, welche lautet: Haec turris anno Domini 1576 April. 5. hora noctis 3tia vehementia insperati ignis funditus exusta; eadem ac insequenti anno vicissim erigitur studio et sumptu maximo amplissimi Senatus antiquae Pragae, quam Deus optim. maxim. ipse custodiat, et ab omni laesione noxia conservet, Amen.

Im Jahre 1591 endlich ist der Thurmknopf aufgepflanzt worden, und zwar unter dem Altstädter Primator (und damaligen Bürgermeister-Amtsverweser) Wenzel Crocin von Drahobeyl dem Aelteren — gerade zur Zeit, wo auch der marmorne Springbrunn auf dem altstädter Marktplatze (nun Ruine) aufgestellt worden ist.

Im Jahre 1648 wurde der Thurm von den Schweden ebenfalls stark beschossen und beschädigt.

Am 19. Februar 1762 früh um 4 Uhr entstand aus Verwahrlosung in ihm Feuer, und der Thurm brannte das zweitemal zum Theil ab, war aber schon am 23. Juni wieder hergestellt, und den neuen Thurmknopf setzte der Zimmermeister Lorenz Hasselberger unter großer und eigenthümlicher Feierlichkeit auf.

In der verhängnißvollen Nacht vom 16. Juni 1848 aber wurde das Thurmdach sammt dem Obertheile des Thurmes ein Raub der Flammen; die angrenzenden ruinirten Mühlen mußten neu erbaut, der Wasserthurm innerlich ganz hergestellt, und vorläufig ganz einfach eingedeckt werden. So eben jedoch fand sich ein Verein patriotischer Männier Prags bewogen, denselben Thurm dauerhaft und alterthümlich mit Schiefer zu decken, welches rühmliche Werk der um Humanitätszwecke hochverdiente Kleinseitner Spenglermeister Hr. Anton Amler besorgt.

III. Der neustädter Wasserthurm bei den Neu-Mühlen.

Vergeblich sucht man im Innern dieses Thurmes an der Mauer, an jeder Thür, an jedem Fenster nach einer Inschrift; nirgends ist eine Spur davon. Ganz oben erscheint zwar in einem Fenster ein Stück Sandstein mit der Jahreszahl 1724 eingesetzt, welches aber von den alterthümlichen Fensterstöcken sehr stark absticht.

Im Jahre 1831 verbesserte man die schadhaft gewordenen Theile in dem Thurme, wobei der Stockstiefel oder Schuh (Röhrenstock) ebenfalls herausgenommen werden mußte. Er war aus Blei gegossen, mehrere Zentner schwer und wurde durch Vorrichtungen aus Gußeisen ersetzt. —

Die Form war ein hohles langes Parallelepipedon mit zwei runden Oeffnungen an einer der langen Seiten und mit der Bezeichnung:

1549

9BRI

Auf der schmalen Seite war nur eine runde Oeffnung, neben ihr oben und unten:

I K
Z K

hervorstehend (relief) gegossen, und wahrscheinlich den Namenszug des Gußmeisters andeutend.

IV. Der Kleinseitner Wasserthurm auf dem linken Moldauufer am Smichow.

Dieser Wasserthurm, der niedrigste von allen, ist von unten hinauf wohl aus Quadern (Sandstein), oben aber aus Ziegeln erbaut; er treibt sein Wasser bis in das Waldsteinische Haus. Auch an diesem Thurme sucht man nach irgend einer Jahreszahl vergeblich.

Alle vier Wasserthürme sind seit dem Jahre 1824 und 25 mit Blitzableitern versehen.

In technischer Beziehung wird von den Prager Wasserthürmen behauptet, daß nur einer ganz zweckmäßig gebaut ist, nämlich der bei den neuen Mühlen auf der untern Neustadt, vielleicht der jüngste unter allen. Er ist ganz aus Quaderstücken (Sandstein), somit feuerfest gebaut, und besteht eigentlich aus zwei Thürmen, deren innerster bloß für die auf- und absteigenden Wasserröhren, welche jetzt aus Gußeisen sind — bestimmt und heizbar eingerichtet ist. Zwischen dem inneren und äußeren Thurme geht eine steinerne Stiege bis über den Wasserkessel hinauf, welche sonach von dem eigentlichen Wasserthurme ganz vollständig getrennt ist.

Nöthigenfalls können auch die drei übrigen Wasserthürme geheizt werden, was zur Winterszeit, so oft es nöthig ist, auch geschieht.

Die drei übrigen sind weniger zweckentsprechend, so daß man fast zu der Annahme verleitet werden könnte, sie seien ursprünglich zu andern Zwecken erbaut und erst später zu Wasserthürmen eingerichtet worden.

Die Scharka-Sage.

Nächst der Hauptstadt Böhmens, dem historisch so besonders interessanten Prag, befindet sich gegen Nord-Westen ein schmales langes Thal, auf einer Strecke weit mit romantischen Felsen umschlossen und von einem Bache druchflossen, die Scharka genannt, nach einer der Heldinen aus dem böhmischen Mädchenkriege, welche dort durch einen Sturz von einem Felsen herab den Tod gefunden.

Einer der Herzoge von Böhmen hatte in der Nähe der Scharka, bei dem jetzigen Baumgarten, eine Schäferei, welcher ein alter Hirte vorstand, und als dieser starb, seinem siebzehnjährigen Sohn Jaroslaw, einem sehr schmucken und muthigen Burschen, übergeben wurde mit dem Bedeuten,

sich mit der Heerde niemals in das Scharkathal zu wagen, weil in demselben sich einige Riesen befinden, ihn erschlagen und die Heerde rauben würden.

Als Jaroslaw's Vater auf dem Todtenbette lag, übergab er ihm eine Zither und ein Stäbchen von Elfenbein, welche er einst von einem Fremdling erhalten, den er gastfreundlich in einer stürmischen Nacht aufgenommen, und da er verwundet war, ihn sorgfältig gepflegt hatte. Von diesem erhielt er die Zither und das Elfenbeinstäbchen mit der Erklärung, daß das Spiel auf der ersteren so weit getrieben werden könne, daß Jedermann wüthend tanzen und springen müsse, bis er ohnmächtig auf die Erde fällt; das Stäbchen hätte hingegen die Kraft, wenn man einen Feind mit demselben nur berühre, er sogleich des Todes sei.

Jaroslaw hatte öfters bemerkt, als er von den Höhen, welche das Scharkathal umgeben, auf einigen Punkten hineinsah, daß daselbst viel schönes Gras wachse, und eines Tages konnte er der Lust nicht widerstehen, seine Schafe in den Eingang zu treiben, in der Uiberzeugung, daß er im Besitze der wunderthätigen Zither und des elfenbeinenen Stäbchens keinen Feind zu fürchten habe. Kaum weideten aber seine Schafe eine Viertelstunde beim Eingange des Thales, als ein gewaltiger Riese herbeieilte und ihm donnernd zurief: „Elender Zwerg! Deine Verwegenheit, mein Gebiet betreten zu haben, mußt Du alsogleich mit dem Leben büssen.“ Jaroslaw lachte, fing an seine Zither zu spielen und in einem so schnellen Takte, daß der Riese wie wüthend herumtaumelte und endlich ermattet zu Boden sank. Der junge Hirte säumte nicht, ihn mit seinem Stäbchen zu berühren und ihn dem Tode zu überliefern. Hierauf untersuchte er seine Kleidung und fand einen goldenen Schlüssel in seiner Tasche, von dem er ganz richtig vermuthete, daß er ein Schlüssel zu dem Hausthore eines Schlosses sei.

Begierig trieb er seine Heerde unten in das Thal hinein und kam zu einem schönen Palaste aus schwarzem Marmor erbaut. Der Schlüssel öffnete richtig das Thor, das Wiehern eines Pferdes tönte ihm entgegen, er trat in denselben und fand daselbst ein herrliches schwarzes Roß; hierauf stieg er die Treppe hinauf, und sah in einem reich verzierten Gemache auf einer Tafel ein großes Schwert, einen Becher und eine krystallene Flasche auf eine Marmorplatte sich anlehnend, auf welcher mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Wer diese Flasche leert, der vermag dieses Schwert zu schwingen, und mit ihm den stärksten Mann zu bezwingen.“ Neben dem Tische lag auf Polstern von schwarzem Sammt eine wohlgeschliffene schwarze Rüstung sammt Schild, Lanze und allem Zugehör.

Der Jüngling besah Alles mit dem größten Vergnügen und verließ fröhlich das Schloß, an dessen Thüre sich 100 schwarze Schafe des Riesen zu seiner Heerde gesellten. Als er damit nach Hause kam, bemerkte der Herzog den Zuwachs, und fragte, woher er komme? Der Hirt gestand, daß er nahe bei der Scharka auf einer Anhöhe gewesen, und die schwarzen Schafe zu den seinen herauf gelaufen wären. Der Herzog drohte ihm mit dem Finger und verbot ihm neuerdings jede Annäherung an das Scharkathal. Aber Jaroslaw kehrte sich nicht dran, und drang den nächsten Tag noch weiter in das Thal vor, wo noch ein größerer Riese ihm entgegenkam, und ihm befahl, sogleich sich zu entfernen. Der

junge Hirte lachte aber laut auf, spielte auf seiner Zither einen feurigen Hopser nach alter Hirtenmelodie, und als der Riese tanzend vor Erschöpfung niedergefallen, schlug er ihn mit seinem Zauberstäbchen todt. Auch bei ihm fand er einen Schlüssel aus einem Edelstein geschliffen, und als er weiter schritt, sah er einen wunderbaren Palast von Krystall erbaut. Er fand Alles in demselben, wie in dem ersten Schlosse, aber weiß von Farbe, und bei dem Schwerte und der Weinflasche auf dem Tische mit schwarzen Buchstaben eingegraben: „Wer die Flasche einst wird leeren, kann dem Teufel selbst sich wehren." Die Heerde des Jünglings hatte sich wieder um 100 Schafe vermehrt, aber diesmal wurde sein Nachhausekommen von dem Herzoge nicht bemerkt; er säumte auch nicht den nächsten Tag in dem Scharkathale wieder weiter vorzudringen, und gewahrte ein rothes Schloß, auf dessen Zinnen ein Riese stand, ungeheuer groß, mit einem glühenden Schwerte bewaffnet. Er kam schnell dem Schäfer entgegengerannt; dieser spielte aber schnell auf seine Zither eine stürmische Melodie, und es erging ihm nicht besser als seinen beiden Vorgängern.

In dem rubinrothen Schlosse fand der Jüngling alles roth und auf dem rothen Tische stand mit weißen Buchstaben geschrieben: „Wer den rothen Wein trinkt, den muß der Teufel selbst seinen Herrn nennen." Die rothen Schafe im Schlosse sprangen über die Mauern und mischten sich seiner Heerde bei, und da der Herzog bei Jaroslaw's Nachhausekunft gerade an dem Schloßfenster stand, und diese neue Vermehrung bemerkte, enthob er ihn sogleich seines Amtes, und befahl ihm zu dem Gärtner in die Lehre zu gehen.

Jaroslaw ward sehr betrübt, aber schweigsam. Er wurde von dem Gärtner freundlich empfangen, uud erheiterte seine Umgebung durch das herrliche Spiel auf seiner Zither, und mit schönen Gesängen, so daß er von Allen herzlich geliebt wurde.

Eines Tages sagte die Gärtnerin: „Ach unser gute Herzog ist sehr zu bedauern, und in Gefahr, seine Tochter zu verlieren. Er hat viele Jahre in einer kinderlosen Ehe gelebt, und als ein reisender weiser Mann aus Persien ihm versprach, daß er Kinder bekommen solle, wenn er ihm das erste Kind zum Eigenthum gäbe, welches er im siebzehnten Jahre abholen wolle, willigte der Herzog in dieses Begehren, nicht ahnend, daß er es mit einem Teufel zu thun habe. Er unterschrieb den Vertrag mit seinem Blute. Die Herzogin kam nach und nach mit drei Töchtern nieder, aber nur die Erste blieb am Leben; und weil man in der ganzen Zeit nichts von dem Fremdling gehört hatte, so dachte der Herzog gar nicht an seinen Kontrakt, aber leider ist er auf eine furchtbare Weise daran erinnert worden, denn der Fremde ist gekommen, und hat dem Herzog angekündigt, daß er am siebzehnten Geburtstage der Prinzessin erscheinen werde, sie als sein Eigenthum abzuholen. Er kam in der Kleidung eines morgenländischen Ritters, aber trotz des langen Mantels war sein Pferdefuß zu sehen.

Jaroslaw ward von dieser Erzählung sehr ergriffen, da sein Herz der schönen Prinzessin auf das liebreichste entgegenschlug; er faßte aber alsobald den richtigen Gedanken, sie aus den Klauen des Bösen zu retten, indem er auf die drei Schlösser in der Scharka und deren Inhalt das

größte Vertrauen setzte. Mittlerweile wurden öffentliche Gebete gehalten und der Himmel um die Rettung von früh bis Abends angefleht.

Als endlich der Tag der Uibergabe der Prinzessin erschienen war, erhielt Jaroslaw die Erlaubniß, diesem furchtbaren Ereignisse zusehen zu dürfen, um dem alten Gärtner Bericht darüber erstatten zu können. Er eilte jedoch in die Scharka in das schwarze Schloß, holte das Roß aus dem Stalle, trank die Weinflasche aus, vermochte alsobald darauf das schwere Schwert zu schwingen, und fühlte sich hinlänglich stark genug, es mit dem Teufel aufzunehmen.

Die Prinzessin ward zwischen Prag und dem Scharkathale auf den bestimmten Abholungsplatz geführt, begleitet von allen Priestern und Mönchen, und geschmückt wie eine Braut. Thränen flossen von allen Seiten, und als der Fürst der Finsterniß in der Gestalt eines Ritters erschien, zeigte er den Kontrakt mit dem Fürsten allen Anwesenden vor, und streckte sodann seinen Arm aus, als in Blitzesschnelle ein Ritter herbeieilte, das Schwert in der Hand schwingend, und dem Satan gebietend, die Prinzessin sogleich frei zu geben. Dieser aber rief dem unvermutheten Gegner zu, vom Pferde zu steigen und mit ihm zu kämpfen, was alsobald auch über eine Stunde lang dauerte, bis endlich der Satan ermüdet ausrief: „Für heute genug, morgen setzen wir den Kampf fort.“

Der schwarze Ritter war es wohl zufrieden, und entfernte sich schnell aus dem Gesichtskreise der Anwesenden. Er eilte nach der Scharka, entledigte sich seiner ritterlichen Bekleidung, und kam zu seinem Gärtner, ihm erzählend, was und wie es sich zugetragen habe.

Am nächsten Morgen erschien der Satan als Drache mit vier Köpfen, welche Feuerflammen spieen; aber auch Jaroslaw fand sich ein in schneeweißer Rüstung, schlug dem Satan die Köpfe ab, und derselbe verlegte den Kampf wieder auf den nächsten Morgen, wo der Teufel aus der Erde stieg und sich in seiner eigenen fürchterlichen Gestalt zeigte. Jaroslaw kam zur rechten Zeit in einer rothen Rüstung, und kämpfte zwei Stunden lang mit dem Teufel, der endlich besiegt, die Verschreibung des Herzogs hergeben mußte, worauf solche sogleich verbrannt wurde. Jaroslaw ließ sich vor der Prinzessin auf ein Knie nieder, aber da ihm durch einen Streich des Satans die Schiene des linken Armes gespalten worden und Blut aus derselben floß, sank er ohnmächtig zu Boden. Alles sprang zu seiner Hilfe, und die Prinzessin gab sogleich ein seidenes Tuch dar, welches sie selbst gestickt hatte, um seine Wunden zu verbinden. Ihr Vater begab sich mit ihr in die Hofburg zurück, und sandte seinen Arzt dem Verwundeten zu Hilfe, dieser hatte sich indeß bald erholt, schwang sich auf sein Roß und sprengte ohne Abschied auf und davon. —

Der Gärtnerbursche verrichtete sodann wieder seine Gärtnerarbeiten, als hätte er keinen Antheil an dem großen Ereignisse genommen, und legte sich eines Tages ermüdet unter einen Baum, wo er bald einschlief. Die Prinzessin kam gerade dieses Weges, bemerkte ihr Tuch auf dem entblößten linken Arme des Jünglings, weckte ihn voll Verwunderung auf, und fragte, wie er zu diesem Tuche gekommen sei? Jaroslaw berichtete den Hergang des Kampfes, und daß er, ein schlichter Gärtnerbursche, den Teufel besiegt habe. Die Prinzessin nicht allein verwundert über diese Erzählung, sondern auch solche unglaublich findend, befahl Jaroslaw

ihr zu dem Herzoge zu folgen, wo seine Erzählung die Folge hatte, daß er den Beweis dafür liefern sollte. Jaroslaw versetzte, er wolle solchen baldigst herstellen, eilte nach der Scharka, und kam in weißer glänzender Rüstung in kurzer Zeit daher gesprengt und ward sogleich als der Kämpfer mit dem Satan anerkannt. Man führte ihn in den Burgsaal, wo er den Helm ablegte, und als der Gärtnerjunge erkannt, von dem Herzoge auf das innigste umarmt wurde. Er bewilligte ihm jede wünschenswerthe Art der Belohnung, und als er bemerkte, daß sich Jaroslaw und die Prinzessin zärtliche Blicke zuwerfen, gab er sogleich bereitwillig seine Einwilligung zu ihrer Vermählung.

Jaroslaw folgte seinem Schwiegervater in der Regierung, und erreichte an der Seite seiner liebenswürdigen, edlen Gemalin ein hohes Alter, und seine Kinder beherrschten nach seinem Tode das Reich.

J. J. Polt.

Jäger Zdenko.

Es war im letzten Jahre des 1618 in Prag auf dem Hradschin mit dem altböhmischen Fenstersturze beginnenden, 1648 gleichfalls in Prag mit Uiberrumpelung der Kleinseite endigenden dreißigjährigen Krieges, daß der schwedische Feldherr Arwed, Graf von Würtemberg sich des Schlosses Konopischt bemächtigte und bei einer Rekognoscirung in die Nähe von Beneschau kam; da sah er einen langen Zug aus der Stadt kommen, schier einem Leichenzug ähnlich, und frug, was das zu bedeuten habe? Ein junger Bursche aus der Gegend, welcher sich am vorigen Tage bei den Schweden hatte anwerben lassen, erbot sich dem Feldherrn Kunde zu bringen und als er athemlos zurückkehrte, erzählte er, die Beneschauer führten so eben einen seiner Vettern, Zdenko Nowak, einen reichen Bürgerssohn zum Richtplatze, über welchen der Magistrat das Todesurtheil ausgesprochen. Zdenko, ein Jüngling vom heftigen Charakter, war nämlich der Bräutigam einer schönen und reichen Bürgerstochter von Beneschau, die ihn zwar nicht sehr liebte, doch hatten ihre Eltern das Jawort gegeben und die jungen Leute waren schon von der Kanzel verkündigt, als die Braut erklärte, sie wolle diesen Bräutigam nicht ehelichen. Das Mädchen hatte einen jungen Gesellen kennen gelernt, den liebte sie über die Massen und versprach ihm, ehe sie den Zdenko zum Mann nehme, wolle sie das Leben lassen. Endlich kam der Hochzeitstag heran und als der Bräutigam seine schöngeschmückte Braut in die Kirche führen wollte, weigerte sie sich und schwur hoch und theuer, sie würde nein sagen, selbst wenn man sie mit Gewalt zum Altar schleppen möchte. Dagegen betheuerte Zdenko mit den entsetzlichsten Flüchen, für solche Schmach blutige Rache zu nehmen.

Er entfernte sich des Augenblicks in seine Kammer und lud, ohne daß Jemand die geringste Ahnung hatte, zwei Terzerolen mit gehacktem Blei. Mittlerweile kamen Vater und Mutter und die ganze Schaar der Verwandten, Haus- und Gastfreunde. Ein gar stattlicher Zug geleitete die weinende und halbohnmächtige Braut in die St. Nikolauskirche.

Allenthalben kamen ihrem stummen, leichenblassen Jammer Blicke des Mitleids entgegen, denn sie war noch immer engelschön. — Der Priester am Hochaltar sprach immer noch Gebet und Ermahnung. Wie aber das Brautpaar vor ihn trat und er die Jungfrau fragte, ob gegenwärtiger Zdenko ihr als Ehemann genehm sei, schüttelte sie das holde Haupt, erhob die thränenschweren Augen und sprach: „Eher des bittersten Todes sterben, als ihm angehören.“ Fast in gleichem Augenblicke fiel sie mit einem markdurchdringenden Schrei todt zu Boden. Ihr Geliebter sich wie wahnsinnig durch das im Entsetzen versteinerte Volk zu ihr durcharbeitend, stürzte von einem zweiten Terzerol getroffen an ihrer Seite nieder. Brüllend und wüthend rannte Zdenko der Kirchenthüre zu. Alles wich ihm erschrocken aus. Erst auf dem Platze wurde er von mehreren jungen Leuten, Freunden des Ermordeten übermannt, wie ein wildes Schwein niedergeworfen, in Ketten und Bande gelegt und nach kurzem Verhör, in welchem er seiner schrecklichen That freudig zujauchzte, als zweifacher Meuchelmörder und Schänder eines heiligen Ortes verurtheilt, von unten auf lebendig gerädert zu werden. — Mein armer Vetter ist der beste Armbrustschütze weit und breit (schloß der neugeworbene Kriegsmann) und Euer Gnaden, Herr General, haben gewiß einen Schützen, dem sie nur befehlen dürften, welche Zehe er dem Gottvater da droben in den Wolken wegschießen solle, wenn Sie sich seiner erbarmen. — Es ist doch zu arg, so Knochen für Knochen zerschmettern zu hören, und wie ein Stück gebleichter Leinwand, wenn's gut geht, noch einen Tag und eine Nacht auf dem Rad oben zu liegen, daß Dohlen und Krähen sich den Spaß machen, herbeizufliegen und einem die Augen auszuhacken. — Retten ihn Euer Gnaden, Herr General, es wird Sie nicht reuen.“

Arwed, dem ein unfehlbarer, tüchtiger Schütze über Alles ging, sammelte einen kleinen Haufen und lauerte in einem, kaum 500 Schritte vom Hochgericht entfernten Wäldchen auf die Ankunft des Zuges, brach dann wie ein Löwe hervor, verjagte Richter und Scharfrichter sammt den vierschrötigen Stadtknechten mit derben Hieben der flachen Klinge, dann rief er Zdenko: „Bist du der, für den du dich ausgibst, so sage mir, welchen Fuß willst du der Taube wegschießen, die hier auf der Dachrinne sitzt — und hier ist dein Kamerade, der für Dich gesprochen; er soll hingehen, und an einem langen Bande diesen Thaler in der Hand halten. Verletzest du ihn,, so mußt du sterben, aber wenigstens nicht durch's Rad, — machst du den neuen Tellen-Schuß, bist du frei und mein Offizier.“

Zdenko löste sein Wort, und wurde schwedischer Offizier. -- Der muthige Arwed nahm ihn mit nach Prag hinein. — Dort baute sich Zdenko einen hölzernen Thurm und seinem unfehlbaren Geschoß fiel jeder Prager, der sich nur einen Augenblick unbedeckt auf dem Walle sehen ließ. Es wurde ein ansehnlicher Preis auf Zdenko's Kopf gesetzt. Lange vergeblich. Endlich gewann ihn ein Schütze des Regiments Kolloredo, der so lange hinter der nächsten Mauer lauerte, bis ihm einmal der günstige Augenblick kam, den allgefürchteten schwedischen Schützen unbedeckt zu finden und von seinem Thurm des Verderbens Knall und Fall herunterzuschießen. *)

---

*) Illustr. Chronik, I. Bd. S. 398. 400.

Pietisyla.

Einst war der Saatzer Herzog gestorben und hinterließ als einzige Erbin eine Tochter mit wundersamer Schönheit ausgestattet; doch war ihr Herz grausam und blutdürstig. Oft pflegte Pietisyla vom Söller ihrer Burg in's Thal herabzuschauen, wenn dann ihr Falkenauge einen schönen Jüngling erspähte, der seines Weges vorüberzog, sandte sie ihm einen Knecht nach, ließ den Wanderer vor ihren Thron führen nnd versicherte ihn, wenn er mit treuer Minne dienstbar sei, wollte sie ihn zum Fürsten des Landes und zu ihrem Gemahl erheben. Da sank der Jüngling, trunken von ihren Reizen und so hohem Glücke, zu ihren Füßen nieder und schwur, ihr dienstbar und leibeigen zu sein; wenn sie aber seiner Liebe satt war, befahl sie ihm, aus ihrem Gemach über eine Galerie des Schlosses zu gehen; die war also eingerichtet, daß wie sie an einer Schnur zog, das Bret mit ihm einbrach und er in einen schwarzen See von ungeheuerer Tiefe fiel, und darin zu Grunde gehend, noch das Lachen des falschen Weibes unter den schäumenden Wellen vernahm.

Schon waren neun blühende Jünglinge den grausen Weg aus ihrem Schlafgemache über den Todessteg gewandelt und noch war ihr die Zahl zu klein, darum dachte sie auch den zehnten mit falschen Liebesworten zu berücken: doch dieser war, trotz seines jugendlichen Aussehens, schon ein hochgelehrter Meister in der schwarzen Kunst, der durch ein magisch bereitetes Augenglas in ihrem schwarzen Herzen zu lesen verstand und nur um der Fürstin Gunst warb, damit er ihre Tücke zu Schanden mache.

Pietisyla war von seinem männlichen Reiz so entflammt, daß sie ihm noch mit süßern Bitten ihre Liebe und Krone antrug; er aber bat sie von ihm abzulassen, weil es ihm vorkomme, als warnten ihn neun schwebende Jünglinge vor ihrer Umarmung; zugleich höre er eine schäumende Wasserfluth unter sich brausen und ihr Ehebett scheine ihm ein bewegliches Schiff, das umzuschlagen und ihn zu jenen in die Tiefe des Sees zu betten drohe.

Als aber die Fürstin fortfuhr, ihn durch ihre zärtlichsten Bitten und Liebkosungen zu beschwichtigen und seinen Argwohn zu ersticken suchte, erhob er seine Stimme und rief: „Du führst schwarze Segel, o schwarze Mörderin! und glaubst ich soll der zehnte sein, den du in den Wellen tödtest."

Da entbrannte die Fürstin in wildem Grimme, ließ ihm Hände und Füße binden, und befahl ihren Knechten, ihn in dem tiefen See zu ertränken; er aber blickte gelassen und ruhig auf sie, denn er wußte sich wohl zu berathen, und als sie ihn aufhoben und herabstürzten, hielt er sich kunstreich auf dem Wasser aufrecht wie ein Federbolzen, trat lustig die Wellen und lächelte zu der bösen Fürstin herauf, die in steigender Wuth Dem ihre Hand und das Reich zusagte, der ihren Feind tödten würde.

Alle Knechte griffen nach ihren Armbrüsten, und neun Pfeile

zischten nach seinem Herzen, aber sieh! sie verwandelten sich auf dem Wege in Vöglein und flatterten fröhlich um sein Haupt. „O wärest du hier, (rief Pietisyla mit halberstickter Stimme,) ich wollte deine Kunst zerstören!“ „Frau Fürstin“, entgegnete der weise Jüngling, „ich bin gekommen, für neun Jünglinge Rache an euch zu nehmen und siehe! neun Vöglein, aus Pfeilen geboren umzwitschern mich — nun steht mir der Sinn nach einem Walde, worin ich euer Vogelsteller bin und so viel ihrer fange, will ich sie vor euch singen lehren.“

Und aus dem Wasser schwang er sich zum hohen Bergwald, daß Alles ihm verwundert nachschaute; aber die Fürstin wurde bleich wie ein Todter. Der Jüngling setzte sich in die grüne Au und brauchte keine List die Vöglein zu fangen, die ihm mit großen Freuden zuflogen; da schwang er sich mit der lauten Vogelschaar in die blaue Luft, und nachdem er sich auf eines Thurmes Zinne niedergelassen, band er jedem seiner geflügelten Boten ein Brieflein in den Schnabel, darin stand geschrieben: „Neun Jünglingen gab die Fürstin den Wellentod zum Minnesold.“ Die flogen durch Stadt und Land und ließen sich leichtlich fangen, so daß dieses bösen Weibes Schmach ihrem ganzen Volke offenbar wurde; aber ein Vogel war vor Allen mit bunter Federpracht geschmückt, der flatterte um der Fürstin Haupt herum, bis sie voller Lust nach ihm griff, da setzte er sich auf ihr Haupt, ließ die bittere Anklage auf ihren Busen fallen und flog unaufhaltsam davon. Sie vernichtete das Blatt mit ihrem rothen Munde und rang unaufhörlich die Hände, daß ihre Schuld nun an den Tag gekommen war. Dann legte sie all ihren köstlichen Schmuck ab, zerriß ihr fürstliches Gewand und begab sich in einen dichten Wald, wo sie in einem härnen Hemde in tiefer Felshöhle wohnte, ihre Verbrechen abzubüßen; und während sie achtzehn Jahre mit diesem Leben fortfuhr, kamen täglich neun Vöglein an ihr Fenster gar klägliche Weisen zu singen, denen streute sie unter bittern Schmerzensthränen ihr Futter und als die Zeit vorüber war, hatten sie sich in helle geflügelte Engel verwandelt, die führten die gereinigte Büßerin in das Himmelreich.

Johanna d' Arc an die Hussiten.

Daß Johanna d' Arc, das „Mädchen von Orleans“ noch ehe sie das ihr von Gott eingegebene Heldenwerk vollendet hatte, (1429 — 1431) „Rettung zu bringen Frankreichs Heldensöhnen, Rheim's zu befrei'n, den König dort zu krönen,“ schon die gewaltigsten Ermahnungen und Drohungen an die Brüder des Kelches erließ, ist nicht erst durch das späte Auffinden ihres dießfälligen Sendschreibens an die Böhmen bekannt geworden. — Eine gleichzeitig in Regensburg gegebene melodramatische Vorstellung und der gleichzeitige Schriftsteller, Johann Nider aus dem Predigerorden, Prior zu Basel, zeugen bereits von der damaligen Offenkundigkeit jener Thatsache: (Ad tantam denique praesumptionem venit Joanna, ut nondum adepta Francia, jam Bohemis, ubi hereticorum multitudo tunc fuit, minas intentaret per litteras.

Joannes Nider Formicarii. L. 5. v. 8). Das Schreiben lautet also:

Jesus Maria!

Schon lange kam es durch das unbeständige Gerücht, kürzlich aber neuerdings durch die beständige Stimme des Volkes als Gottesstimme zu meinen Ohren, zu meiner, des Mädchens Johanna, Kenntniß, daß Ihr aus Christen, Ketzer, daß Ihr blinde Heiden und Sarazenen geworden seid, daß Ihr den echten Glauben und alles erbauliche des Gottesdienstes aufgehoben habt, dafür aber einem empörenden Aberglauben fröhnet, daß Ihr ihn durch Blut und Flammen vertheidigt, daß Ihr ihn durch die Mittel des Schreckens und der Schmach gewaltsam fortzupflanzen erlaubt, heilige Bilder zerstört, heilige Gebäude in Schutt und Trümmer legt! Seid Ihr denn völlig rasend? welche sinnlose Wuth ist in Euch losgelassen? Ihr meint, den erhabenen Glauben zu verfolgen, zu untergraben, ja auszurotten, den der allmächtige Gott, der Sohn und der heilige Geist erweckt, eingesetzt, erhöht, durch den erhabensten Opfertod besiegelt, durch Tausende von Wundern bekräftiget haben. Die des Gesichts und des Augenlichtes entbehren, sind hellsehend gegen Euch, ihr Erste der Blinden. Meinet Ihr etwa, straflos auszugehen? Wisset Ihr nicht, daß Gott Euere Ruchlosigkeit vorwärts schreiten, Euere Irrthümer wachsen, Euere Finsterniß wuchern, Euere mörderischen Schwerter obsiegen läßt, um Euch, wenn Ihr den Giebel der Gottlosigkeit erstiegen habt, urplötzlich in den Abgrund zu stürzen.

Ich, das Mädchen Johanna, hätte Euch, um wahr von dem Wahren zu reden, längst mit strafendem Arm heimgesucht, wenn der Krieg mit den Engländern mich nicht noch immer festhielte. — Aber höre ich nicht bald von Euerer Besserung, von Euerer Rückkehr in den Schooß der Kirche, so lasse ich vielleicht von den Engländern und kehre mich gegen Euch, um den empörenden Aberglauben mit des Eisens Schärfe auszutilgen und Euch entweder die Ketzerei oder das Leben zu nehmen. — Kehrt Ihr jedoch zum vorigen Lichte, kehrt Ihr in den Schooß des katholischen Bekenntnisses zurück, so sendet Euere Gesandten zu mir. Ich werde ihnen sagen, was Ihr zu thun habt. — Verstockt ihr aber in Euerer Widerspenstigkeit, so möge die Grauengestalt des Schadens, den Ihr angerichtet, der Laster, womit Ihr Euch befleckt habt, Eueren Muth erschüttern. Erwartet mich mit der stärksten weltlichen und göttlichen Macht, um Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. —

Gegeben zu Sully, am 3. März (1430).

Worliker Burgensage.

Es war im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, daß an dem linken Ufer des Moldauflußes, beiläufig neun Meilen stromaufwärts von Prag, in einer wilden, aber romantischen Gegend ein Häuflein Menschen unter einem großen Zelte saß, vor sich Schüsseln und Becher mit Speisen und Trank stehend, aber wenig von beiden zu genießen schien. Der Gesellschaft mangelte jede Art von Fröhlichkeit, keine lustigen Gespräche, keine Gesänge wollten in Gang kommen, obzwar einige lustige Spaßmacher es mehrmal versuchten, solche herbeizuführen. Ja zuletzt verstummten gar alle Zechgenossen und sahen düster und trüb vor sich hin.

Darüber ward der Rottenführer der Versammlung sehr ungehalten, er schlug mächtig auf den ungehobelten Tisch und sprach mit großer Aufwallung: „Heda! ihr Bärenhäuter! ist denn heute euer Maul ganz und gar zugefroren, habt ihr die Sprache sammt und sonders verloren, seid ihr stumm geworden? Ihr, die Männer des Waldes, die Söhne der Luft, habt ihr euch in alte Weiber verwandelt, denen der Muth gesunken, frei von der Leber zu sprechen? — Wir haben keine Ursache uns zu schämen; wir haben im Kampfe gesiegt und reiche Beute gemacht. Warum seid ihr also so niedergeschlagen?" Da schlugen die Männer auf ihre Waffen und viele riefen: „Obgleich wir rohe Krieger sind, so schlägt doch ein fühlendes Herz in unserer Brust."

„Pah," versetzte der Rottenführer, „ihr grämt euch wohl gar deshalb, weil dem Hauptmanne sein Weib gestorben und sein zweijähriges Kind verloren gegangen ist, und er nun wie ein Träumender herumschleicht, als wäre aller Muth von ihm gewichen. Er, der Mann, der in hundert Gefechten jeden ihm gegenüberstehenden Feind mit seinem Schwert niedergehaut, weint und seufzt jetzt und ruft und schreit nach seinem Kindlein. Wer hätte das je von einem so tapfern Manne gedacht, daß er den Kopf verlieren würde!"

Und Einer aus der Gesellschaft entgegnete sogleich: „Rottenführer! Ihr habt von jeher keine zärtlichen Gefühle an den Tag gelegt, und wißt nicht den Schmerz zu würdigen, wenn man das Liebste verloren hat. Der tapfere Mann scheut den Tod nicht, aber empfindet tief den Tod des Herzens."

„Dummheiten!" rief der Rottenführer, indem er einen Krug mit Wein nahm und ihn heftig austrank. — Die Versammlung stand sodann sogleich auf und begab sich in die Gänge des Waldes, den geliebten Hauptmann aufzusuchen.

Der Hauptmann Batko war der Anführer einer großen Räuberschaar, oder wie sie sich nannten, verwegener Raubritter, deren es in damaliger Zeit viele in Deutschland sowol als in Böhmen gab, die vom Stegreife lebten, nämlich von Straßenraub, und Jeden, der sich der Plünderung widersetzte, unbarmherzig niederhieben. Ihre Macht war oft

so bedeutend, daß der Landesfürst nicht im Stande war, sie in ihren Schlupfwinkeln, bei den ausgedehnten Waldungen und Bergreihen sie mit Erfolg aufzusuchen und zu bestrafen, besonders da es damals keine stehenden Heere gab, und jedes Aufgebot sich bald unverrichteter Sache wieder nach Hause begab.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als der Hauptmann Batko, an dem Ufer der Moldau sich an einen Klippenabhang lehnend, mit trüben Blicken in die Wellen des Flußes schaute, und von Zeit zu Zeit mit schwacher Stimme seufzte, und hierauf wieder laut aufschreiend rief: Anna, gib mir mein Kind, mein theueres einziges Kind wieder! Er nahm sein Schwert in die Hand, hieb damit grimmig in die Luft, als stände die Anna vor ihm, die sein Kind nicht gehörig bewacht hatte, und das ihr wahrscheinlich geraubt oder in die Fluthen der Moldau herabgestürzt war.

Es hatten einige Räuber die Anna gesehen, wie sie am Ufer der Moldau gesessen, das Kindlein auf ihrem Schooße wiegend, andere sie mit großer Hast über die Klippe eilend, in den Bergen verschwindend, und seitdem war sie und des Hauptmanns Söhnlein unentdeckt geblieben.

Der Hauptmann tobte und raste wie ein wüthender Löwe, eilte über Klippen und Felsen in Begleitung seiner Genossen mit brennenden Fackeln bis in die späte Nacht; aber vergeblich war alles Suchen, keine Spur von der Anna und seinem Söhnlein. Ermattet sank er endlich zu Boden. Am nächsten Morgen hörte einer der jüngsten Räuber, der am weitesten vorgedrungen und hoch auf einem Felsen sich verstiegen, den Laut eines Kindes. Freudig ging er demselben nach und gelangte zu dem Neste eines Adlers, wo das Söhnlein des Hauptmannes bei zwei jungen Adlern noch unversehrt in dem Neste lag. Mit lautem Jubel nahm der glückliche Finder das Knäblein in seine Arme, ging bedachtsam den Felsen hinab, und brachte laut vor Entzücken schreiend dem Hauptmanne das abhanden gekommene Kind. Dieser war vor Freude fast außer sich, gab dem Uiberbringer sogleich eine goldene Kette, und allen seinen Leuten ein großes Gastmal. — Wahrscheinlich war die Amme eingeschlafen und der Adler hatte das unbewachte Kind ergriffen und zu seinen Jungen, als eine willkommene Speise getragen. Seit der Wiedererlangung seines Söhnleins trat mit jedem Tage bei dem Hauptmann ein Umschwung seiner Gesinnungen ein. Er ward immer stiller und stiller, nahm an keinem Lustgelage Theil und man sah es ihm an, daß er an einem großen Entschluße sich betheiligen wolle, dessen Ausführung ihm in der Wahl der Mittel noch nicht ganz klar war.

Endlich an einem Morgen kündigte er seinen Leuten an, daß er beschlossen, das Raubritterleben ganz aufzugeben und auf dem Felsen, wo sein Kind gefunden worden, eine Burg zu bauen, und daselbst ein echt wahres ritterliches Leben zu führen. Wer nun von euch bei mir bleiben will," sagte er auf das freundlichste, „den will ich stets als einen lieben Angehörigen behandeln und Theil an meinen Schätzen nehmen lassen. Wer aber noch Lust zum Kampfe hat, trete in den Kriegsdienst unsers Herzogs, und weihe dem Vaterlande seine Kampflust gegen äußere Feinde."

Die Angesprochenen gaben Alle ihre Zustimmung, bei ihrem ge-

liebten Hauptmann bleiben zu wollen, und strengten sich unermüdlich an, bei dem Baue der Burg sich zu betheiligen. In drei Jahren stand sie fertig da. Die nächsten Waldungen wurden gelichtet, Dörfer gebaut und das Land umher urbar gemacht. Der Herzog verlieh dem Batko den Grundbesitz und dieser wurde einer seiner treuesten Unterthanen.

Die neue Burg erhielt den Namen Orel (Adler) und späterhin Worlik, und kam nach und nach an mehrere Besitzer und befindet sich jetzt im Besitze des Fürsten von Schwarzenberg — einer sehr erlauchten Familie, welche mehrere ausgezeichnete Männer aufzuweisen hat, und zwar in diesem 19. Jahrhundert den Fürsten Karl Philipp von Schwarzenberg, General-Feldmarschall des österreichischen Heeres im Jahre 1813, den Sieger in der Schlacht bei Leipzig gegen den Kaiser Napoleon I., dessen fortwährende Erdgelüste daselbst beseitigt wurden, und ihn zur Flucht in sein Reich zwangen, wo er aber auch der Macht seiner erbitterten Gegner vollends erlag und als Verbannter auf der Insel Helena sein Leben beschloß. Eine gerechte Strafe für seine politischen völkerrechtlichen Uibergriffe!

Als Staatsmann hat sich seit dem Jahre 1849 auch Fürst Felix von Schwarzenberg in der Eigenschaft eines Ministers des Aeußern im österreichischen, damals konstitutionellen Kaiserstaate ausgezeichnet, und sehr vieles dazu beigetragen, für seinen Vaterstaat sowol als für ganz Deutschland eine wohlthätige Wirksamkeit zu entfalten.

J. J. Polt.

Das Wappen der Kolowrate.

Unter den Genossen des hohen Czech, als er, mit den mächtigen Schaaren seiner Slawen oder Kroaten in Böhmen einrückend, vom hohen Berg Rzip in weite Gefilde schauend, sein Schlachtschwert zum Zeichen der Besitzergreifung in den Boden stieß, waren auch edle Kolowrate. Bald bauten sie sich ein neues Herrenhaus „Kolowrat" — wie der Herrscher zum Andenken der verlassenen Burg Psar ein neues Psary erhob (vgl. Bd. I. S. 691). Doch es war ein älteres Kolowrat in tiefem Waldesdunkel hinter der Save, unfern des heutigen Laibach im Lande Krain. Den Fürsten der Kroaten, der in hartnäckiger Mannsschlacht seine Reihen anordnend, ermunternd und drohend durchfuhr, rissen die vom tobenden Schlachtlärm scheugewordenen Rosse bis nahe dem Rand eines schwindelnden Abgrundes. Da griff mit Riesenarmen ein gewaltiger Mann in die Räder. Sein Anruf erschreckte die Rosse noch mehr, als der Schlachtlärm. Sie standen, wie plötzlich in den Boden gewurzelt. — Der Kroatenfürst nannte den Mann Kolowrat (Radaufhalter, Radwender), schenkte ihm reiche Ländereien und setzte das Rad in seinen rothen Schild.

Miszellen.

Die Bronze-Fontäne des k. k. Lustgartens.

(Nach hofbauämtlichen Akten geschildert.)

(Mit Xylographie.)

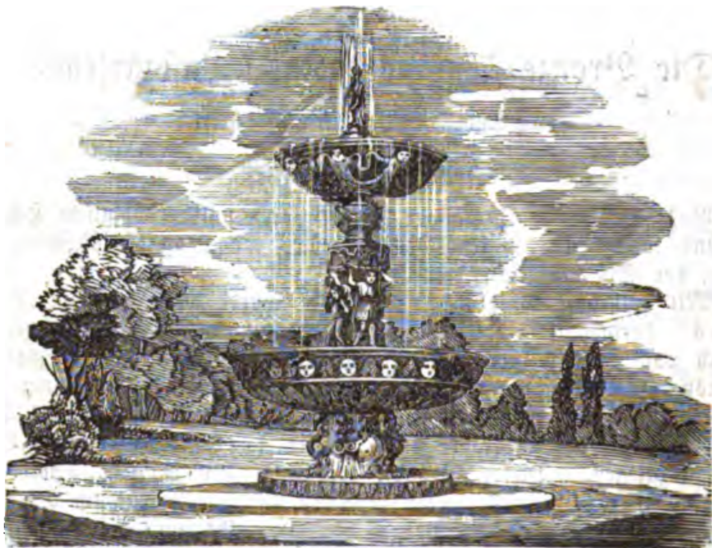
Viele Denkmäler ehemaliger Pracht zieren unsere böhmische Hauptstadt und führen uns in jene Zeiten zurück, wo Prag die Residenz der Könige, der Sitz der Kaiser war.

Mit wahrhaft königlichem Aufwande wurde auch einst der Lustgarten (gewöhnlich Kaisergarten genannt) geschaffen, welcher nördlich von dem Prager Schlosse an dem Abhange des Hirschgrabens sich ausdehnt. Dort, der königlichen Fasanerie gegenüber, auf einer Anhöhe, wo Prag und ein Theil seiner Umgebungen ein entzückendes Bild gewährt, dort befahl im Jahre 1538 Kaiser Ferdinand I. einen Lustgarten anzulegen. Dieser Grund, wie auch der größere Theil des Hirschgrabens war mit Weinreben bepflanzt und ein Eigenthum des Klosters zu St. Georg auf dem Prager Schlosse. Es ging die Sage, daß aus diesem Kloster ein unterirdischer Gang nordwärts in die Weinpflanzung geführt haben soll, von dem aber keine Spuren zu finden sind.

Die Reben verschwanden und die schönsten und kostbarsten Pflanzen südlicher Länder nahmen ihren Platz ein. An den schattenreichen Standen des Hirschgrabens erhoben sich zwei schöne Gebäude, deren innere Räume zu prunkvollen, königlichen Festen dienten, und das Ende des Gartens zierte das im geschmackvollen italienischen Style erbaute große Gartengebäude (Lusthaus genannt), das mit seiner breiten, auf gefälligen Säulen ruhenden Galerie noch jetzt unsere Blicke angenehm fesselt. Den Bauplan zu diesem prachtvollen Gebäude hat der berühmte italienische Bauherr Ferabosco di Lagno verfertigt, den Bau selbst der Maurermeister Giovanne Mari geleitet, und die bewunderungswerthen Steinarbeiten der Steinmetzmeister Paul de Stella im Jahre 1548 geliefert. Der Bau dieses 194 Ellen langen, 59 Ellen breiten Gartensalons wurde im Jahre 1541 begonnen, 1563 beendet, und soll 100.000 Gulden gekostet haben.

Die schöne metallene Fontaine vor diesem Lusthause, ein Kunstwerk, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen würdig ist, wurde im Jahre 1568 unter der Regierung Maxmilian II. von Thomas Jarusch aus Brünn, den Ferdinand I. am 2. November 1547 zum Schloßbüchsengießer* zu Prag aufnahm, gegossen. Das Gewicht der

ganzen Fontaine beträgt 91 Centner 46 Pfund; wovon auf den großen Fuß 30 Centner 32 Pfund, auf das große Becken 27 Centner 36 Pfund, auf die Säule zwischen beiden Becken 22 Centner 29 Pfund, und endlich auf das obere Becken sammt Pfeiler 11 Centner 49 Pf. kommen. Vom Kanonenguß wurde hinzu 45 Ctr. 25 Pfund verwendet und in kleineren Quantitäten dieser Masse Zink, Wismuth 2c. beigemischt. Der Gießerlohn betrug 2698 Gulden 55 Kreuzer; das Metall kostete, den Centner zu 12 fl. 30 kr. gerechnet, 1224 Gulden; somit die ganze Fontaine 3322 Gulden 55 Kreuzer.



Zu gleicher Zeit ist die Staubbrücke mit einem Gange aus den königlichen Zimmern, der zum Lustgarten führte, versehen worden, und im Jahre 1572 wurde die Gärtnerwohnung erbaut. Drei Jahre später errichtete man ostwärts an dem großen Lusthause einen Turnierplatz und vor dem Ballhause, das rechts vom Eingange in den Garten am Hirschgraben gelegen war, einen Ballemeiplatz.

Bemerkenswerth bleibt auch, daß die von dem kaiserlichen Gesandten von Busbek aus Konstantinopel mitgebrachten ersten Tulpen in diesem Garten ihre buntgefleckten Kelche öffneten und von da erst in die übrigen Länder Europas verpflanzt wurden. Die Flora fand man hier in ihrem schönsten Schmucke unter der Regierung Rudolphs II., dem auch die weiten Räume des schönen Lusthauses zum Lieblingsaufenthalte dienten. Dort hatte er seine Studierstube, seine alchymistische Werkstätte, seine Sternwarte; und der auf den innern Wänden gezeichnete Thierkreis und die verschiedenen Sternbilder gaben der Behauptung Raum, daß dieses Gebäude dem Astronomen Tycho de Brahe zur Sternwarte gedient habe, der jedoch auf dem Hradschin in der Nähe des Kapuzinerklosters seinen Stand zu astronomischen Beobachtungen hatte.

Nahe an dem Lusthause befand sich am Abhange des Hirschgrabens der gleichzeitig mit demselben erbaute, sogenannte Löwenhof, ein Ge-

bäude, das uns noch jetzt durch dunkles Grün düster anblickt, und wo damals Löwen, Leoparden, schöne Vögel und andere exotische Thiere gehalten wurden. Noch im Jahre 1660 hat der Kurfürst von Preußen dem Könige von Böhmen, Leopold dem I., zwei ausgezeichnete Tiger gesendet, die ebenfalls in diesem Löwenhofe genährt worden sind.

Unter der Regierung Kaiser Ferdinands III. wurde dieser Garten vergrößert; denn die königliche Resolution, zu Folge der dem Gärtner Burkhart Hartling eine monatliche Besoldung von 5 fl., nebst einer Renumeration von 200 Gulden für die Neuanlegung des Gartens verliehen worden ist, erscheint vom Jahre 1638 datirt. Noch in dem zweiten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts stand der alte dunkle Laubengang, der sich östlich gegen die große Fontaine und das Lusthaus hinzog, und im Jahre 1640 aus 50 Schock Haselstaudenruthen war angelegt worden.

Mannigfaltige Beschädigungen hat dieser Garten durch die Sachsen, Schweden, Franzosen und Preußen erfahren. Schon im Jahre 1631 wurde durch das Eindringen der Sachsen in Prag unter dem Feldherrn Arnheim der Garten und insbesondere der große metallene Brunnen beschädigt, welcher aber im Jahre 1651 wieder ausgebessert ward. Mehr Schaden verursachten die Franzosen im Jahre 1742. Zu beiden Seiten des Laubenganges kampirten vier französische Regimenter, und das erste Stockwerk des großen Lusthauses hatten ihre Befehlshaber, unter welchen auch der General Püller genannt erscheint, als Wohnung bezogen. Hinter dem Gebäude am Turnierplatze befand sich ein Getreidemagazin. Um den Verwüstungen wenigstens theilweise Einhalt zu thun, hatte man dem französischen Oberbefehlshaber aus den Treibhäusern des Gartens 37 Stück der schönsten Ananasfrüchte überschickt, und ihn um Schutz für den Garten gebeten, was zur Folge hatte, daß das im Jahre 1725 erbaute Glashaus und die beiden Treibhäuser verschont blieben.

Hierauf sind im Jahre 1744 neue Cisternen angelegt worden, und zwar eine im Pomeranzengarten, eine zweite im Zwergbaumgarten, vier im großen Baumgarten und eine im neuen Bogengange.

Allein im Jahre 1757 wurden die schönen Bildsäulen Rudolphs bei der Belagerung Prags durch preußische Kugeln vernichtet und der große Salon Ferdinands ein Raub der Flammen. Das Ballonhaus war bereits im Jahre 1723 zu Stallungen verwendet worden.

So lag der schöne Garten verwüstet und trauernd da, bis Kaiser Leopold II. wieder eine neue Flora schuf, worauf das Wasser aus den Brunnen lebendig durch die duftenden Lüfte emporstieg und neue Terassen mit Löwen, Genien u. a. m. von der Hand des Hofbildhauers Ignatz Platzer verfertigt, den Garten schmückten. Als Uiberrest der Bildsäulen aus den Zeiten Rudolphs II. steht noch im Kastaniengarten der vom Bildhauer Bendel geschaffene Herkules.

Es ist zu bedauern, daß der schönere Theil dieses Gartens abgesperrt und für das Publikum nicht zugänglich ist, obwol keine kostbaren und nutzbringenden Pflanzungen sich in demselben befinden. Doch steht zu erwarten, daß auch diese Abtheilung mit dem neu restaurirten großen Gebäude, welches zur Aufbewahrung von Kunstgegenständen (allenfalls auch zur Errichtung einer immerwährenden Kunstausstellung der Malerei, wie sie zu Wien besteht) am geeignetsten zu sein scheint, — den Be-

wohnern Prags und den diese Stadt besuchenden vielen Fremden mit den Chotek'schen Anlagen vereinigt geöffnet werde. Anstalten hiezu sind bereits getroffen.

Welch eines herrlichen Anblicks erfreut sich das Auge von den breiten Galerien dieses Gebäudes! Weithin gegen Süden die blassen Umrisse der Berge bei Königsaal, aus deren Mitte sich die stille Moldau — ein Silberarm — nähert, und immer stolzer mit ihren Ufern, dem festen Wischehrad und der durch zwei schöne Bänder vereinigten Häusermasse der Städte Prags prangt, hinter welchen sich gartenreiche Höhen, von freundlichen Landhäusern belebt, erheben. Dann zieht sich wieder die den Himmel spiegelnde Wasserfläche östlich zwischen schattigen Inseln hin, und die Anhöhen von Chwala und Wysoczan begrenzen ein Thal, das Fülle und Anmuth in sich schließt. Schweift der Blick hierauf nördlich, so wird er von einem Bilde überrascht, dessen Schönheit in jeder fühlenden Brust Entzücken hervorruft. Die weinbepflanzten Höhen von Lieben gegen Troja, den Baumgarten in ihrem Schooße, zaubern ein friedliches Paradies, während die wilden Felsen bei Podhorz und Podbaba die Romantik vollenden.

Landhäuser auf fruchtbaren Flächen ziehen sich gegen Westen hin, an welche die alten Paläste des ehrwürdigen Hradschins sich reihen. Zu ihren Füßen flüchtet sich von üppigen Baumgruppen beschattet, der Hirschgraben, auf dessen nördlicher Lehne die alten runden Thürme des Prager Schlosses mit ihren tiefen, finstern Gefängnissen in den Vordergrund treten, durch felsenfeste Mauern verbunden, die von den byzantinischen Thürmen der St. Georgskirche und den gothischen Zinnen des Domes zu St. Veit überragt werden. Land und Stadt, Natur und Kunst, stumme Zeugen der Vergangenheit und stolze Werke der Gegenwart — Alles in einem schönen Rundgemälde! Dr. Schwarz.

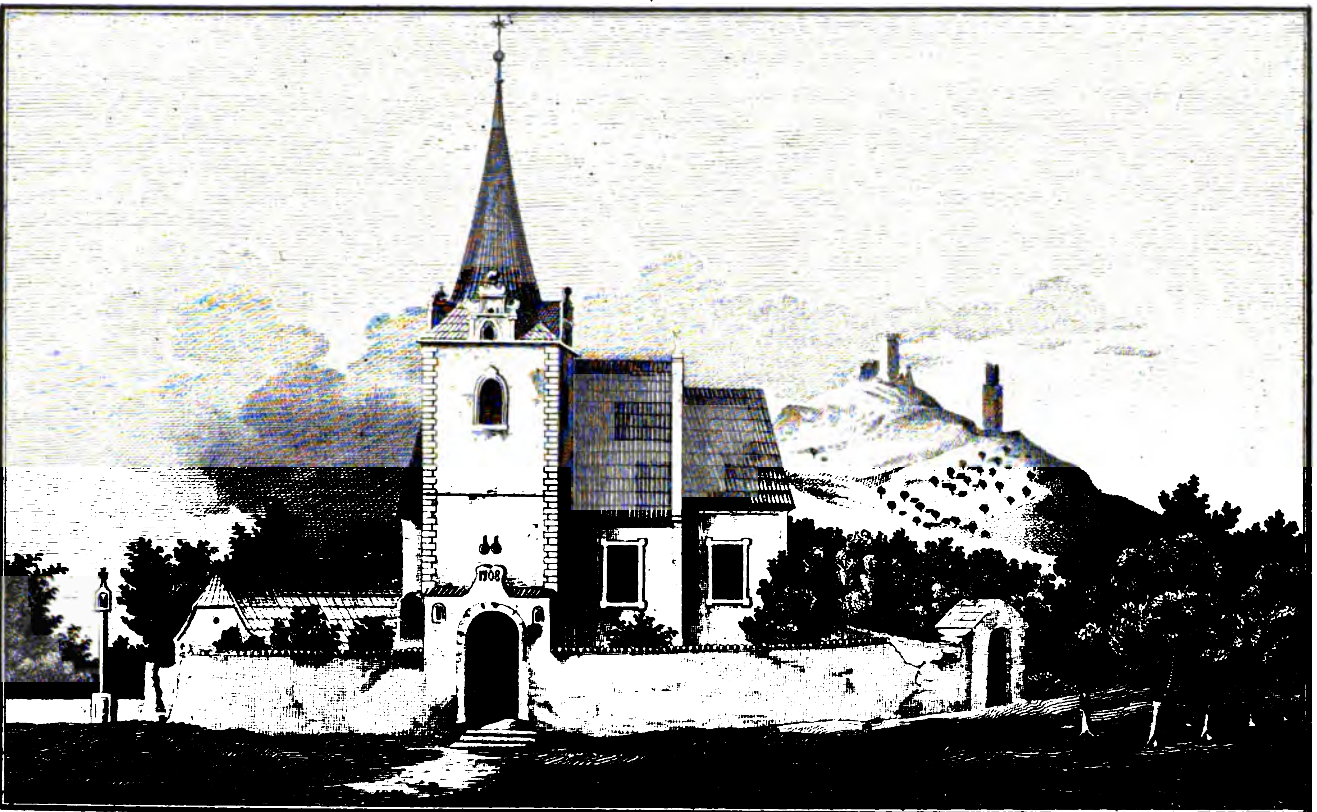
Die Dorfkirche zu St. Peter und Paul in Duban.

(Mit Abbildung.)

Unter den zahlreichen Kirchenbauten der böhmischen Vorzeit finden sich nur wenige, die sich noch vollständig erhalten haben. Meistens sind dieselben durch Zubauten, Stützungsmauern, neuere Thürme ꝛc. entstellt und mit Mühe erkennt der Alterthumsfreund die ursprünglichen Bestandtheile.

So auch das Kirchlein in dem eine halbe Stunde von Libochowitz entlegenen Dorfe Duban, das am linken Egerufer liegt. Ein junger Künstler, Emanuel Prokoph, hat die Abbildung dieser Dorfkirche für die illustrirte Chronik geliefert — vor ihm hat noch kaum Jemand an die Aufnahme dieses Alterthumes gedacht! Im Hintergrunde erblicken wir den Prospekt der Ruine des Hasenberges und die ganze Gegend wirkt mit malerischem Eindrucke auf uns.

Fast gar nichts melden uns die Chroniken hierüber. Der alte Schaller weiß (Topogr. Bd. V. S. 72) blos zu berichten, daß, laut



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner jun.

Kirche in Duban bei Libochowitz.

Gegründet 1248.

der Kirchenbücher der Pfarrei zu Libochowitz, die Dubaner Kirche im Jahre 1248 von einem gewissen Beranek oder Boranek errichtet worden und noch zu Ende des XIV. Jahrhunderts mit einem eigenen Pfarrer, von dessen ehemaliger Wohnung sich 1790 Uiberreste vorfanden, versehen gewesen sei. Sommer (Topogr. Bd. I. S. 45) wiederholt das Obengesagte und setzt hinzu, daß die St. Peter- und Paulskirche zu Duban bereits verfallen sei. Jedenfalls müssen auch wir uns diesmal mit der äußerlichen Ansicht der Kirche begnügen und historische Mittheilungen über das Ganze erst von unterrichteten Männern an Ort und Stelle erwarten.

Das von Kaiser Karl IV. in Rom gegründete böhmische Hospital.

(Nach Mittheilungen des Bildhauers Emanuel Max.)

Bei Gelegenheit der Schilderung der letzten Regierungsjahre Kaiser Karls IV. (Illustr. Chronik Bd. II. S. 132) wurde des böhmischen Hospitales erwähnt, welches dieser Monarch im Jahre 1368 zum Andenken an die Kaiserkrönung seiner Gemahlin, Elisabeth, in Rom gestiftet hat.

Am Feste Allerheiligen (1. Novemb. 1368) ist nämlich Elisabeth von dem Papste Urban V. in der dortigen Peterskirche gekrönt worden.

„Der kaiserliche Hof hielt sich diesmal — sagt Palacky, Gesch. II. 2. 379 — bis zum Dezember in Rom auf, und der Kaiser kaufte dort zum Besten der vielen dahin jährlich pilgernden Böhmen ein geräumiges Haus in der Nähe des Campo di Fiore, welches er zu einem Hospital der Böhmen bestimmte. Dann zog er nach Siena.“

Näheres über diese interessante Stiftung erfährt man nicht; nur die Uiberlieferung meldet, daß die Rosenberge das Hospital in späterer Zeit ansehnlicher dotirt haben sollen.

Noch heute aber ist das alte Gebäude in Rom vorhanden und trägt folgende (von dem Bildhauer Emanuel Max eigenhändig copiirte) Inskription an seiner Fronte:

CARoLVS IMPERATоR
IIII: REX. BoEME-ME FEC
IT. ET. H. RORAW. PRO
CVRATOR. HOSPITALIS.
PRESENTIS. ET. NACIO
NIS. BOHEMORVM. RVIN
OSVM. REFECIT. ANNO
MCCCCLVII. —

Hieraus erhellt, daß H. Rohrau, Anwalt des Hospitals, das bereits ruinirte Gebäude im Jahre 1457 restaurirt habe.

Im Jahre 1842 war das böhmische Hospital in der äußersten Gefahr, gänzlich abgetragen zu werden. Da nahm sich der Cardinal-Bischof und päpstliche Generalvicar, Constantin Patrizi, dieses Alterthumes an und rettete es vom Untergange, ohne dem mittlerweile stattgehabten theilweisen Uiberbaue mehr wehren zu können.

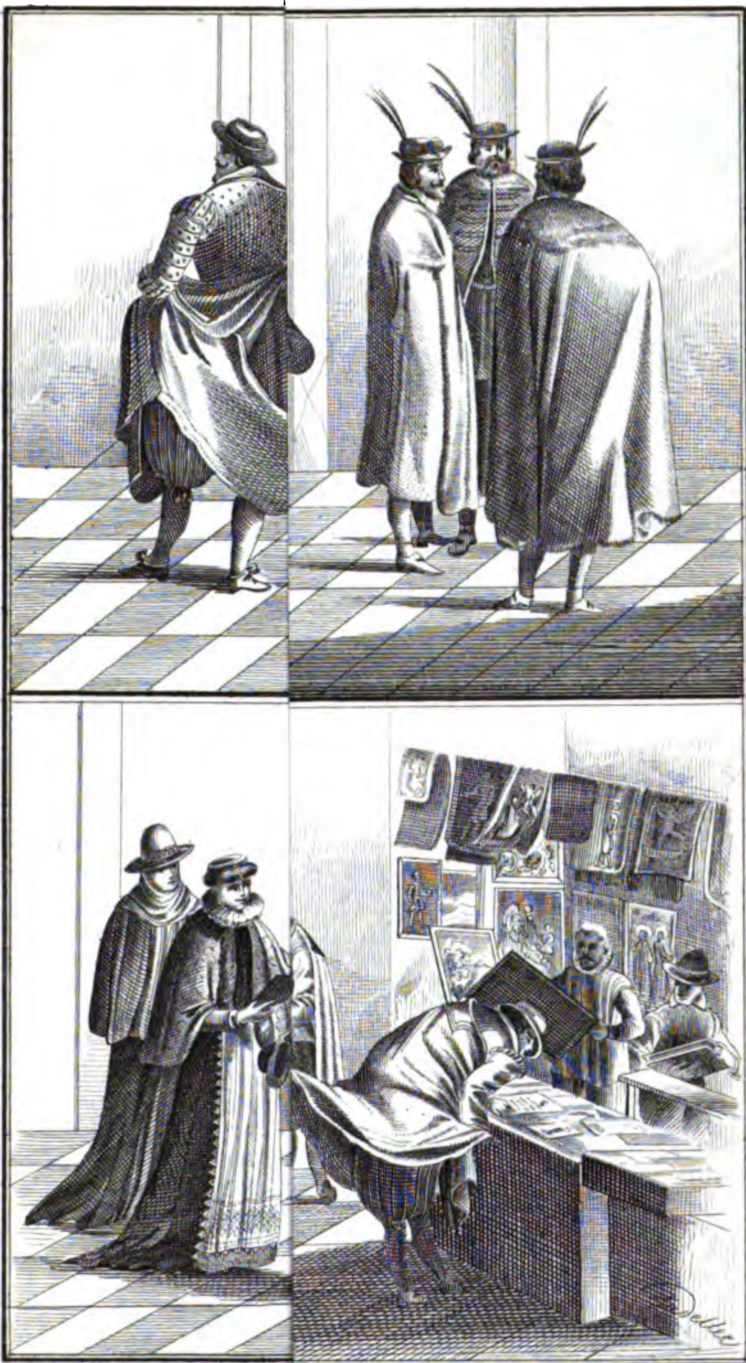
Es soll übrigens eine eigene päpstliche Bulle existiren, kraft welcher das hiesige alte Fundationskapital dem Hospitale di San Spirito in Rom so lange zugewendet zu bleiben habe, bis die Wiederherstellung des böhmischen Hospitals erfolgen würde.

Böhmische Trachten aus dem XVI. Jahrhundert.

(Mit einem Costümbilde in Quart.)

Die Figuren unseres Trachten-Tableau's sind sämmtlich aus dem großen und seltenen Sadeler'schen Prospekte des Wladislawischen Landtagssaales entnommen, von welchem wir bereits in der illustrirten Chronik (Band II. S. 107) eine vorläufige Beschreibung geliefert haben.

Auf jenem alten Prospekte erscheinen meistens hohe Personen in ihren Hoftrachten, zumal das gesammte diplomatische Corps Kaiser Rudolphs II., aufgenommen. Selbst auch der Kaiser kommt spazierend, mit der Krone auf dem Haupte und dem spanischen Rohr in der Hand, unter den Gruppen vor. Wir glaubten hier nur die Hauptrepräsentanten zum Behuf der Geschichte unseres vaterländischen Costüms auswählen zu sollen. Der Mann zuunterst in dem Kunstgewölbe ist der kaiserliche Hofkupferstecher Egidius Sadeler. Unter Rudolph II., der selbst in Spanien geboren war, herrschte, wie man sieht, bereits das spanische Costüm über das altböhmische vor.



Chronik v. Böhmen.

Dr v J. Sandtner

Im Jahre 1842 war das böhmische Hospital in der äußersten Gefahr, gänzlich abgetragen zu werden. Da nahm sich der Cardinal-Bischof und päpstliche Generalvicar, Constantin Patrizi, dieses Alterthumes an und rettete es vom Untergange, ohne dem mittlerweile stattgehabten theilweisen Uiberbaue mehr wehren zu können.

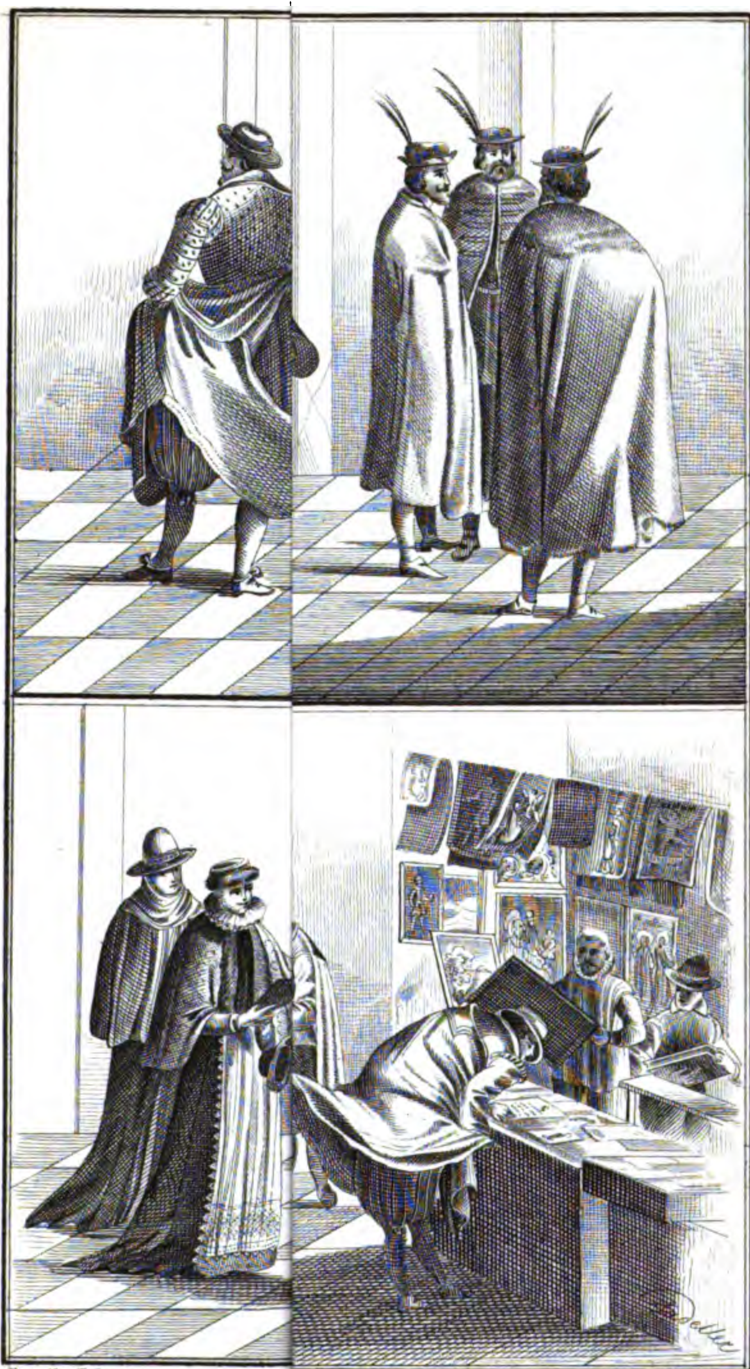
Es soll übrigens eine eigene päpstliche Bulle existiren, kraft welcher das hiesige alte Fundationskapital dem Hospitale di San Spirito in Rom so lange zugewendet zu bleiben habe, bis die Wiederherstellung des böhmischen Hospitals erfolgen würde.

Böhmische Trachten aus dem XVI. Jahrhundert.

(Mit einem Costümbilde in Quart.)

Die Figuren unseres Trachten-Tableau's sind sämmtlich aus dem großen und seltenen Sadeler'schen Prospekte des Wladislawischen Landtagssaales entnommen, von welchem wir bereits in der illustrirten Chronik (Band II. S. 107) eine vorläufige Beschreibung geliefert haben.

Auf jenem alten Prospekte erscheinen meistens hohe Personen in ihren Hoftrachten, zumal das gesammte diplomatische Corps Kaiser Rudolphs II., aufgenommen. Selbst auch der Kaiser kommt spazierend, mit der Krone auf dem Haupte und dem spanischen Rohr in der Hand, unter den Gruppen vor. Wir glaubten hier nur die Hauptrepräsentanten zum Behuf der Geschichte unseres vaterländischen Costüms auswählen zu sollen. Der Mann zuunterst in dem Kunstgewölbe ist der kaiserliche Hofkupferstecher Egidius Sadeler. Unter Rudolph II., der selbst in Spanien geboren war, herrschte, wie man sieht, bereits das spanische Costüm über das altböhmische vor.



Chronik v. Böhmen.

Dr. v. J. Sandtner.

Die vormalige Bethlehemskirche zu Prag.

Aus des k. k. Unterstaatssekretärs Dr. **J. A. Helfert** Studie „Hus und Hieronymus" 1853, S. 269—275.

(Die Abbildung hiezu I. Bd. S. 469—470.)

Der Urheber dieser Gründung war Johann von Mühlheim, ein Ritter am Hofe König Wenzel's und einer von dessen Günstlingen. Die Absicht, womit er an sein Werk schritt, stand durchaus mit jenen nationalen Bestrebungen im Zusammenhange, denen Schriftsteller und Prediger bereits bei einem so großen Theile des Volkes Eingang verschafft hatten.

„Der allgütige Herr und Erbarmer", sagt er in der Vorrede des Stiftsbriefes (24. Mai 1391), „welcher durch den Samen seines Wortes jenen, die in der Furcht seiner leben, Nahrung hinterlassen, hat durch die Anordnung heiliger Väter die Bestimmung getroffen, daß das Wort Gottes in keiner Weise gebunden, sondern die Verkündigung desselben unter allen Vorrichtungen am unbeschränktesten sein solle, weil sie seiner heil. Kirche und den Gliedern am nutzbringendsten ist. Darum haben die heiligen Väter des alten und neuen Bundes, und mit ihnen unser Heiland selbst, dadurch, daß sie beständig und ausdauernd bis zum Tode hierauf ihre Mühe wandten, ausreichend gezeigt, daß dies das beste Werk sei; und darum hat Christus damals, als er, von Todten auferstanden, sich seinen Jüngern zeigte, vor allem Andern die Verkündigung des Wortes Gottes ihnen als Pflicht auferlegt." „In den Prager Städten", fährt er fort, „sind zwar viele für den Gottesdienst bestimmten Orte, allein diese sind meistens durch die Verrichtung anderer kirchlichen Handlungen in Anspruch genommen, so daß der Abwartung jenes vornehmsten Amtes, der Verkündigung von Gottes Worte, kein Ort insbesondere und ausschließend gewidmet ist, sondern die Prediger, und namentlich jene, die sich der gemeinen Landessprache bedienen, großentheils genöthigt sind, sich in Häusern und abgelegenen Winkeln" — nemlich in Privatkapellen, deren es damals in der Stadt eine große Anzahl gab — „herumzutreiben, was ganz ungebührlich ist."

Indem also Mühlheim in dieser Sache irgend ein Auskunftsmittel schaffen wollte, errichtete er die Capelle der unschuldigen Kindlein, sonst auch Bethlehem von ihm genannt, an welcher er einen Prediger und Rektor aufstellte, dessen Hauptverbindlichkeit darin bestehen sollte, in böhmischer Sprache zu predigen, und zwar an jedem Sonn- und Feiertage vor- und nachmittag, nachdem das Volk dazu durch Glockengeläute zusammengerufen worden — mit Ausnahme der Advent- und Fastenzeit, als zu welcher er nur des Morgens zu predigen verbunden sei. Dabei habe er seines Amtes nur in so weit zu warten, daß durch zu langes Ausdehnen das Volk nicht vom andern Gottesdienste gehalten, und daß er desto fleißiger dem Predigerberufe obliegen könne.

Behufs gehöriger Dotirung der Capelle erwirkte sich Mühlheim des Königs Bewilligung zur Begründung einer Jahresrente von 30 Schock für dieselbe, die zum Theile er selbst, zum Theile andere, die seinem Beispiele folgen wollten, erlegen sollten (1391, 13. Sept.). Kraft dieser in der Landtafel eingetragenen Bewilligung machte Mühlheim zum Unterhalte des Predigers eine Schenkung einer 9 Schock weniger 10 Groschen betragenden Jahresrente von seinen Leuten im Dorfe Ujezdetz bei Unhoscht, im Rakonitzer Kreise, welche Leistung er in der Folge auf ein anderes Dorf, Przerow mit Namen, verlegte (1395, 27. Mai).

Uiber die mit der Zeit durch Schenkungen anderer oder auf sonst eine Art hinzukommenden Einkünfte verfügte er, daß sie vom Prediger bezogen werden sollten, jedoch nur insolange, als dessen Jahresrente nicht 20 Schock betrüge. Mehr sollte derselbe nie genießen, denn selbst bezüglich der von Besuchern der Capelle dargebrachten Opfergelder verordnete Mühlheim, daß sie, um die Habsucht fern zu halten, nicht in die Hände des Predigers, sondern in die Sparbüchse fließen und auf Erhaltung und andere Bedürfnisse der Capelle, so wie auf Anschaffung von nöthigen Büchern für die Capelle und den Prediger zu seinen Studien, oder aber zur Begründung einer seiner Zeit größeren Jahresrente verwendet werden sollen. Sobald die Einkünfte die Höbe von 20 Schock erreicht haben würden, sollten die wejtern Zuflüsse zur Bestellung eines zweiten Predigers, und wann auch dieser 20 Schock jährlich beziehen würde, zum Unterhalt eines dürftigen Studenten der Theologie bei dieser Capelle benützt werden. Ein solcher Student sollte höchstens fünf Schock Jahresrente haben, und würden die Zuflüsse noch größer werden, sollte der Platz für einen zweiten gestiftet werden, und so in dem Maße weiter, als sich die Einkünfte vermehren und vergrößern würden.

Uibrigens verpflichtete Mühlheim den ersten Prediger, der immer zugleich erster Leiter sein sollte, zur strengsten persönlichen Residenz bei der Capelle, „auf daß er nicht thue, wie es andere thun, dje da nicht suchen was Christi, sondern das, was ihrer ist, und indem sie den Gehalt und die Nutzungen beziehen, sich um Beruf und Arbeit am wenigsten bekümmern." Darum wollte Mühlheim, daß sich der Prediger, um andere Beneficien, die er etwa hätte, zu besuchen, der Ausübung seines Amtes nicht entziehen dürfe, ausgenommen nur den Fall einer unausweichlichen Nothwendigkeit, und unter des Erzbischofs oder seiner Vicare Bewilligung.

Den ersten Prediger für die Bethlehemskapelle bestellte Mühlheim selbst; für die Zukunft verordnete er, daß jedesmal die drei ältesten Magister des Karlscollegium, und zwar der böhmischen Nation, mit Beirath des Bürgermeisters der Altstadt, ihm oder seinen Nachkommen drei Personen, die sie zum Predigeramte am befähigsten erachten, in Vorschlag zu bringen haben, wornach er selbst oder seine Nachkommen denjenigen unter ihnen wählen werden, welcher ihnen am meisten genehm wäre. Dieselben drei ältesten Magister sollten auch in Gemeinschaft mit dem Prediger betreffs der besagten Studenten die Macht haben, die Disciplin und die Art ihrer Bestellung anzuordnen. Auch sollten drei Cassaschlüsseln bestellt werden, wovon der eine beim Prediger, der andere beim Präsentator, der dritte bei einem von den genannten Ma-

gistern in Verwahrung zu liegen hätte; nach ihrem gemeinschaftlichen Beschlusse sollte auch die Verwendung der Gelder in Gemäßheit der dafür gegebenen Bestimmungen erfolgen.

Ein anderer von ähnlichen Gesinnungen, wie Mühlheim beseelter Mann, der Kaufmann und Prager Bürger Kříž schenkte den Grund zum Bau der Capelle, und war willens, zur Hebung dieses Werkes noch mehreres zu thun, vor allem die Stelle eines zweiten Predigers zu stiften, was eigentlich Mühlheim's Absicht war, auch für einige Studenten Wohnung und Kost bei der Capelle zu bestellen. Der Baugrund, früher der Skalster Grund genannt, dort wo gegenwärtig am Bethlehemsplatz, der davon den Namen hat, das Haus unter dem Nr. 255 steht, stieß knapp an die große, zu Kříž's Hause gehörige Bräuerei (gegenwärtig Nr. 239), durch welches Haus Kříž den Zugang zur Capelle von der Skt. Aegidikirche her dem Publikum gewährte; der kleine Hofraum bei der Capelle grenzte an den Kirchhof der vormaligen Pfarrkirche zu Skt. Philipp und Jakob, die auf jener Stelle gestanden zu haben scheint, wo sich jetzt die rückwärtigen Räume des technischen Instituts befinden (Nr. 240).

Betreffs der Abgränzung, so wie der Dienstbarkeiten zwischen der Capelle von Bethlehem und dem Hause des Kříž, so wie auch bezüglich der Vertheilung der Wohnung zwischen dem Prediger Mühlheim's und dem zukünftigen des Kříž wurde eine eigene Urkunde aufgesetzt, unter dem Insiegel des erzbischöflichen Vicar, Johann von Pomuk (1391, 22. Mai). Auch wurde ein Vergleich geschlossen, zwischen Mühlheim einer- und Ulrich dem Pfarrer zu Skt. Philipp und Jakob andererseits, indem die Capelle in dessen Pfarrsprengel gegründet worden, und er dadurch eine Verkürzung an Opfergeldern und Einkünften zu erleiden gehabt hätte. Mühlheim verpflichtete seinen Prediger, dem Pfarrer jährlich 90 Groschen aus den Einkünften der Capelle als Entschädigung zu zahlen (1391, 10. April).

Die solchergestalt zu Stande gekommene Stiftung bestätigte König Wenzel, außer der oben gedachten Bewilligung der Rente von 30 Schock, noch mit einem besonderen königlichen Briefe (1391, 3. Sept.); dasselbe that auch der Erzbischof Johann von Jenstein, indem er die Kapelle von Bethlehem, zu welcher er den Grundstein legte, für ein wirkliches geistliches Beneficium erklärte (1391, 27. Juni). Außerdem vollzog Wenzel, Bischof von Nikopolis, des nachmaligen Erzbischofes Wolfram Weihbischof, die Einsegnung der Capelle als eines freien Begräbnißplatzes auf den Namen der heiligen Apostel Mathias und Matthäus. Um ferner das Volk zur Anhörung des Wortes Gottes allda anzueifern, verkündigte er einen vierzigtägigen Ablaß für jeden, der die Capelle besuchen und daselbst das Vaterunser und den englischen Gruß beten würde (1394, 26. Oktob.). Endlich erließen auch der Bürgermeister und der Rath der Stadt Prag dem Kříž die zwei Schock Groschen, welche er für den Uibergang des Grundes aus der städtischen in die geistliche Gerichtsbarkeit zu zahlen hatte, und sprachen den Grund selbst von allen städtischen Abgaben und Verbindlichkeiten frei (1392, 6. Juli).

Kaufmann Kříž schritt auch in kurzer Zeit zur wirklichen Bestellung des zweiten Predigers der Capelle von Bethlehem, wenn gleich in einer etwas veränderten Form, als anfangs beabsichtigt worden. Mühlheim's

Wunsch ging nemlich, wie zum Theile schon oben bemerkt wurde, dahin, daß bei der Capelle zwei Priester bestehen sollten, die abwechselnd zu predigen hätten; und daß sich außerdem etwa jemand herbeifinden möchte, einen dritten Geistlichen als bloßen Capellan oder Altaristen zu stiften, der die andern geistlichen Verrichtungen versähe. In Betreff dieses Capellans enthielt der Stiftsbrief die Bestimmung, er solle in jeder Weise alle damals des Gewinnes halber eingeführten Absonderheiten bei Verrichtung des Gottesdienstes vermeiden, auf daß er dem Prediger nicht hinderlich sei, vielmehr nach diesem, dem Prediger sich richte. Mit Rücksicht auf den zweiten Prediger gab Mühlheim dem Kříž die förmliche Versicherung, ihm bei Stiftung dieses Predigers innerhalb der Summe der vom Könige bewilligten 30 Schock vor allen andern einen Platz zu wahren, auf daß er einen solchen zweiten Prediger dotiren könne (1391, 8. Juli). Indessen fand sich wahrscheinlich Niemand dritter, um den Altaristen zu fundiren; darum that es in der Folge Kříž selbst, indem er einen Altar zu Ehren der h. Margaretha, der heil. Katharina und anderer heiligen Jungfrauen gründete, und zu demselben einen Priester bestellte, welchem er eine Jahresrente von 8 Schock auf einigen am Branik gelegenen Weingärten und im Dorfe Ledeč anwies.

Dieser Priester hatte demnach nicht die Pflicht, abwechselnd mit dem Vorsteher Predigten zu halten, sondern an jedem Sonn- und Feiertage des Jahres, in der Fasten- und Adventzeit aber an jedem Tage eine Messe zu Ehren der heil. Jungfrau Maria zu singen, wobei er jedoch die Gesänge abzukürzen oder zu erweitern hatte, nach Weisung des Predigers, so wie es sich diesem für seine Predigt schicken würde. Der Prediger hatte den Altaristen zu beaufsichtigen, damit dieser seine Pflichten nicht vernachläßige; auch war dem Altaristen zur Schlafstätte die Kammer angewiesen, wo sich die Bücher und andere zur Capelle gehörige Gegenstände befanden, zu welcher Kammer der Prediger seinen eigenen Schlüssel haben sollte.

Wollte der Altarist auch außer den festgesetzten Tagen Messe lesen, so war er durch Kříž's Stiftsbrief gebunden, hiebei der Capelle von Bethlehem Vorzug zu geben, und den Fall einer besonders frommen Neigung ausgenommen, in andern Kirchen nicht zu lesen; um Geld durfte er es gar nicht thun. Das Verleihungsrecht von dem Beneficium, für welches das Amt dieses Geistlichen vom erzbischöflichen Vicar bestätigt worden war, behielt Kříž sich und seinen Erben vor, dergestalt, daß es jeweilig der älteste unter ihnen auszuüben habe (1396, 8. Jänner). Durch seine thätige Verwendung wurde die Gründung der Bethlehemscapelle später (1408) auch vom Papste Gregor XII. bestätigt.

Nicht zufrieden mit der Stiftung des Altaristen, führte Kříž noch bei Lebzeiten den Plan aus, eine Studentenburse bei der Capelle zu gründen, worüber man sichere Nachrichten aus dem Jahre 1406 besitzt. In diesem Jahre machte nemlich der Priester Mathias von Jungbunzlau, Magister der freien Künste, den Studenten von Bethlehem eine Schenkung von 10 Schock jährlicher Rente von der Veste und anderm Gute zu Drachow, welches er am selben Tage (20. Sept.) von Kříž um 100 Schock Groschen gekauft, indem er sich selbst blos den Genuß von 8 Schock, so wie für einen gewissen Einsiedler Michael den Genuß von 2 Schock des besagten Schenkungsbetrages auf Lebzeiten vorbehielt.

Das Verleihungsrecht sollte von Kříž dem Kaufmann und nach dessen Tode den drei ältesten Magistern des Karlscollegium aus der böhmischen Nation ausgeübt werden; der Prediger der Bethlehemskapelle sollte die Studenten zugleich leiten und beaufsichtigen.

Für diese Studenten gab in der Folge Kříž's Sohn, Wenzel, den vordern Theil seines Hauses neben der Capelle her, bestehend aus einem oberhalb des Hauptthores gelegenen Zimmer, einer Kammer zu ebener Erde und einem Kellerraume unterhalb derselben, sammt den oberhalb des Zimmers liegenden Kammern und dem Saale im Vordertheile des Hauses, so daß die Burse recht ansehnlich sein konnte (1419). Zu Gunsten derselben Studenten findet sich in den Stadtbüchern auch ein Vermächtniß von einem Schock Jahresrente, auf der Fleischbank des Peschek Černý einverleibt, das ihnen nach Jindra von Knin heimfiel (1410), welcher Letztere bereits früher (1401) ebenfalls ein Schock Groschen für die Bewohner von Bethlehem an der ehemals dem Martin Turnowsky gehörigen Mühle und an dem sogenannten Turnowsky'schen Hause zu Stande gebracht hatte. Für dieses Schock sollten an Jindra und nach dessen Tode an die Priester von Bethlehem wöchentlich 18 Laib Brod abgegeben werden, den Laib zu einem Heller.

Der erste Prediger an der binnen kurzem in der böhmischen Geschichte so hochberühmten Bethlehemscapelle war, von Mühlheim selbst bestellt, der Priester Johann Protiwa aus Neudorf (1391, 5. Juli), der, so viel bekannt ist, noch im Jahre 1395 dieses Amt verwaltet hat. Neben ihm oder seinem Nachfolger bestellte Kříž als ersten Altaristen den Mathias von Tučap (1396, 8. Jänner), welcher daselbst, soviel bekannt ist, bis zum Jahre 1403 verblieb. Im Jahre 1401 (12. März) wird als Prediger der Magister Stefan von Kolin genannt, einer der hervorragendsten Männer an der Universität, der damals schon Domherr bei Allerheiligen, zugleich als eifriger Vaterlandsfreund ein rühmliches Andenken von sich hinterlassen hat. Nachdem er das Predigeramt niedergelegt, wurde von Mühlheim Mag. Johann Hus bestellt, und als solcher bestätigt vom erzbischöflichen Vicar im Jahre 1402 am 14. März.

Das kräftige Gedeihen der Bethlehemscapelle unter diesen berühmten Predigern, welchen die große Vorliebe des gemeinen Volkes zu dieser segensreichen Stiftung nicht entgehen konnte, war, wie es den Anschein hat, besondere Veranlassung zu verschiedenen Streitigkeiten, welche zu dieser Zeit mit dem Pfarrer von Skt. Philipp und Jakob, Niklas Zeiselmeister entstanden. Allerdings mögen dazu jene neueren Einrichtungen an der Capelle, das Beerdigen der Todten und der besondere Altar, was beides zur Zeit der Ausgleichung mit dem früheren Pfarrer Ulrich noch nicht bestanden hatte, Grund gegeben haben, indem daraus etwas bedeutendere Ausfälle in den pfarrlichen Einkünften entspringen mußten. Johann Eliä, Pilsner Erzdechant an der Prager Kirche, Mitglied des Karlscollegium und Professor der Theologie, wurde von den streitenden Partheien zur Bewirkung einer gütlichen Ausgleichung gewählt. Sein Ausspruch ging vor allem dahin, daß dem Pfarrer anstatt der früheren 90 Groschen alljährlich drei Schock ausgezahlt werden sollen, und desgleichen, was immer der Capelle von den Zugehörigen seines Sprengels vermacht würde, davon sollte die Hälfte der Pfarr-

Wenzel im Jahre 1250 sagt, er habe durch ganz Böhmen eine jede Hube (araturam) versteuern lassen. Balbin wollte also allem Anscheine nach, so wie andere geistliche Historiker gethan haben, unsern tapfern König Johann der Nachwelt auf das verhaßteste schildern.

Diese Landsteuer hatte vor Zeiten eine abwechselnde Benennung. Sie wird bald der Tribut, bald die Collecta generalis genannt. Zuerst unter dem Könige Johann soll diese im Jahre 1325 mit äußerster Strenge eingetriebene Steuer (sie machte damals 95000 Mark, nach unserm Gelde ungefähr 1.900.000 Gulden aus) dem Volke Anlaß gegeben haben, ihr den Namen Berna von dem böhmischen Worte Beru, ich nehme, zu geben. Dieser Ableitung nach, heißt Berna immer so viel als Einnahme. Da K. Johann beim Antritt seiner Regierung 1311 den Ständen in Böhmen und Mähren ihre Rechte und Freiheiten bestätigte, so versicherte er auch, daß die Berna oder Steuer sich nicht höher belaufen soll, als von einem laneo (Lan, eine Hube) auf einen Ferto (den vierten Theil von einem böhmischen Schock Groschen oder Mark), das ist nach heutiger Währung 5 fl. Und dahin zielet auch der vom Könige Johann im Jahre 1327 den mährischen Ständen eigenhändig ausgefertigte Revers; und noch deutlicher eine selbst für Böhmen im Jahre 1325 ausgestellte Urkunde, in welchen beiden der Berna sive Collecta generalis Meldung geschieht; was kaum geschehen wäre, wenn ihre Benennung von der satyrischen Anspielung herrührte. Wahrscheinlicher ist es, ohne das Wort Berna zu foltern, daß selbst der König Johann diese Steuer Bernam regalem — so wie sein Sohn und Thronfolger Karl IV. sie nachmals Kontribution und endlich Kaiser Joseph I. Militare ordinarium nannte.

Dieser Landsteuer war sowol der Unterthan, als auch der Bürger in allen landesfürstlichen und Herrenstädten unterworfen; obgleich einige behaupten wollen, „daß diese Steuer eine Gabe gewesen sei, die aus der alten Verfassung den leibeigenen Unterthan allein betroffen habe, der aus obrigkeitlicher Gnade obrigkeitliche Gründe mit oder ohne handfestliche Grundverschreibung zum Genuße verliehen gehabt.“ Doch dies widerlegen ganz klar die ältesten Diplomen, und unter andern der Schenkungsbrief des Herzogs Soběslaw I. vom Jahre 1130 zu Handen der Wischehrader Collegiatkirche, in welchem eben dieser Herzog, und zwar schon vermög der Verordnung seiner Vorfahren die zehnte Mark von der alljährlich gewöhnlichen Steuer in den Städten Prag, Wischehrad, Saaz, Sedlez (vielleicht Seltschan), Leitmeritz, Bilin, Laun, Bunzlau, Kamenitz, Königgrätz, Opočna, Chrudim, Kaurzim u. s. w. den Chorherren dieses Collegiatstiftes auf ewige künftige Zeiten verschrieb.

Sie war von jeher nach dem Verhältnisse des Vermögens eines jeden, oder — um mich deutlicher auszudrücken — nach der Ansässigkeit ausgeschrieben; denn daß die Steuerregulirung auch schon in den ältesten Zeiten, im 10. und 11. Jahrhunderte bestanden habe, ist ganz deutlich aus der Chronik des im Jahre 1125 verstorbenen Chronisten Kosmas, dann aus der Stiftungsurkunde des Herzogs Břetislaw zu schließen. Kosmas schreibt auf das Jahr 1022, daß der Bischof Eckard die schon von seinem Vorfahrer, dem ersten prager Bischofe Ditmar gleich mit der Stiftung des Bisthums, so um das Jahr 973 geschah, von jeder Hube (aratura) eingeführte Abgabe des Zehents im Geströh mit Genehmhaltung des Landesherrn abgeändert, und statt dieser einen Strich

Weizen und so viel Hafer eingeführt habe. Auch Herzog Brzetislaw macht in oben erwähnter Urkunde einen Unterschied zwischen den Dominikal- und Rustikalgründen. Auf eine Aralura oder eine Hube Feldbau (böhmisch lán), welches man auch anders Huba et Mansus nannte, wurden im Jahre 1022 unter dem Herzoge Udalrich 71 Strich im Jahre 1268 unter dem Könige Przemysl Ottokar II. 64 Strich, alsdann unter dem Kaiser Karl IV. 72 Strich gerechnet.

Was von einer jeden Hube sei gesteuert worden, dies ist zwar in Ansehung der vom 14. Jahrhunderte rückwärts gehenden Zeiten unbekannt. Indessen weiß man, was den Zeitraum der Könige Johann von Luxenburg, dessen Sohns Karl IV., dann seiner Enkel Wenzel und Sigmund betrifft, daß in Mähren im J. 1327 von einer Hube 16 böhm. Groschen, im jetzigen Werthe von etwa 3 fl. 50 kr. gesteuert wurden.

Da Mähren von jeher eine der Krone Böhmen einverleibte Provinz war, so ist es ganz wahrscheinlich, daß eben so viel in Böhmen von einer Hube entrichtet werden mußte. Hingegen weiß man zuverläßig aus einem gleichzeitigen Urbarregister des Klosters Brzewnow, daß vom Jahre 1406 bis 1435 von einer Hube an Berna regali eine Mark, das ist nach dem heutigen Münzfuße 9 fl. 45 kr. abgeführt wurde.

So gering auch die Abgabe einer böhmisch. Mark zu sein scheint, so war sie doch nach den damaligen Umständen beträchtlich; denn bei dem sehr geringen Preise des Getreides war auch der Werth der Güter ungemein gering, so daß ein, jetzt bis 20.000 fl. geltendes Gut um 70 Schock böhm. Groschen, das ist nach unserer heutigen Rechnung beiläufig um 1120 fl. erkauft wurde. Einen untrüglichen Beweis davon haben wir an dem Kauf- und Verkaufkontrakte vom J. 1358, dem zufolge in dem unweit von Prag gelegenen Städtchen Aunofft (Unhofft) ein Meierhof für 70 Schock böhm. Groschen, das heißt nach jetziger Art zu zählen, für 1120 fl. an den Mann gelassen wurde, zu welchem Meierhofe noch nebst den brachliegenden Feldern, Hutweiden, Wiesen und Waldungen, 210 Strich urbare Felder gehörten.

Die Einnahme der landesfürstlichen Gefälle ward in jedem Kreise durch einen geflissentlich bestellten Steuereinnehmer besorgt. Dergleichen Steuereinnehmer werden in den alten Urkunden Tributarii genannt, und sind nicht, wie einige wollen, mit den gleichfalls in alten Urkunden vorkommenden Villicis zu vermengen; denn diese sind eigentlich Schaffer, oder nach jetziger Verfassung zu reden, Wirthschaftsbeamte und Rentmeister der Krongüter gewesen. Eine Urkunde des Herzogs Sobieslaw II. vom J. 1178 bewährt dieses ganz klar, in welcher eben sowol die Villici als Tributarii vorkommen.

Unter der Regierung Karl des IV. und dessen Söhnen Wenzel und Sigmund geschah die Einnahme in 61 Städten, in welche die nächstgelegenen Herrschaften die Steuer abführten. Sie waren folgende:

Im Kaurzimer Kreise: die Altstadt Prag, Böhmischbrod, Neukolin, Kaurzim, Wlaschim, Beneschau.

Im Pilsner Kreise: Neupilsen, Klattau, Taus, Mieß.

Im Leitmeritzer Kreise: Leitmeritz, Leipa, Melnik.

Im Königgrätzer Kreise: Chrudim, Hohenmaut.

Im Prachiner Kreise: Kamnitz, Brzesnitz, Schüttenhofen, Harazdiowitz, Strakonitz, Netolitz.

Im Schlaner Kreise: die kleinere Stadt Prag, Schlan, Raudnitz, Welwarn.

Im Bunzlauer Kreise: Nimburg, Benatek, Jungbunzlau, Münchengrätz, Sobotka, Turnau, Gabel, Bilin.

Im Saazer Kreise: Laun, Saaz, Maschau, Kaaden, Brür, Aussig an der Elbe.

Im Czaslauer Kreise: Czaslau, Czechtitz, Humpoletz, Deutschbrod.

Im Bechiner Kreise: Neweklau, Seltschan, Krasnahora, Mühlhausen, Pisek, Moldautein, Budweis, Wessely, Neuhaus, Patzau, Aussig an der Luznitz, und Miltschin.

Die Stadt war als Gesammtheit zur Zahlung verschiedener Steuern verpflichtet. In den Tagen, wo der Finanzhaushalt der Fürsten nicht geregelt war, Adel und Geistlichkeit nur freiwillige, oft aber auch willkürlich eingestellte Beiträge leisteten, der Bauernstand durch häufige Kriege verarmte, waren die Städte eine der wichtigsten Geldquellen der Fürsten. Große Summen mußten oft und schnell aufgebracht sein. Es wurden daher verschiedene Steuern und Auflagen erdacht, das indirekte Einkommen durch Vorbehalt mannigfacher Zinsen und Abgaben von Handel und Gewerbe durch Bestimmung zahlreicher Geldstrafen versichert. Nebst der Hauptabgabe (Königsteuer, berna, exactio, collecta) gab es auch noch Hilfsgelder (Beden); dann behielten sich die Könige bei gewissen Städten häufig Erb- und Grundzins von gewissen Hofplätzen (areae), weiter einen Antheil an den Gerichtsfällen, Grundzinse von Fleischbänken, Brod- und Schuhbänken. Dann das Ungelt, Hebungen vom Kaufhaus (domus forensis, domus mercatoria, Theatrum) und die verschiedenen Brücken- und Kaufzölle, Münzgelder u. s. w.

Eine Urkunde König Wenzels vom Jahre 1410 enthält eine vollständige Terminologie von Steuern; darin wird eine Befreiung von allen Steuern, Losung auf zwei Jahre ausgesprochen und aufgeführt: „Losung, gulte, Rente, steuer, berne, hulfe, ussecżunge, beschaczunge und sunst aller ander beswerunge, wie man die mit sunderlichen worten benennen mochte.“ — Wichtig ist auch darin folgende Bestimmung: „Alle Landleute, Rittere, Knechte, die uff dem lande czinse, erbe oder äcker haben, die irer hülfe begeren in ire stat, und Bürgerrecht einnemen mugen, werden Alle wege von Hundert Schocken czinses aber erbes werte czehen schock grossen derselben — Stat — jerlicher zu geben pflichtig sein — Dassol weren. bis zu unsern Widerrufen und als lange, als das derselben Landleute guter wille ist. Wann so wir das nicht mer gestaten wollen, so mugen wir sie hiesen von der stat czyhen und desgleichen mugen sich auch dieselben Landleute uon der stat einbrechen und frey uszcyhen, wen sie wellen, an alle Abrechnunge und hindernusse.“

Um eine baare Summe aufzubringen, überließ der König das Ungeltum an die Gemeinde selbst. Es ist hier nicht am Orte, eine historische Entwicklung dieser Erscheinungen zu geben. Es muß nur die Thatsache erwähnt werden, daß nach unserem Stadtrechte die meisten indirekten königlichen Einkommensquellen — doch nicht unbedingt alle — an die Stadt übergangen waren; die Gemeinde hatte die Auflegung und Bestimmung der bürgerlichen Steuer den Bürgern gegenüber, und nur sie war dem

Könige gegenüber verpflichtet. Steuerlieferungen des Königs trafen daher nicht die einzelnen Bürger, sondern die Bürgerschaft als Gemeinde. *)

Um die von den Königen geheischten Summen als eigentliche Berna, Königssteuer, aufzubringen, erhob die Stadt die Stadtsteuer Losung, nebstdem kam ihr das Ungeltum zu und mehrere andere Gefälle. Doch auch diese Einkommensquellen genügten oft nicht den Anforderungen der Könige, daher auch schon zeitlich Schulden (debita civitatis) erschienen.

Zu der direkten Steuer gehört vorerst die Losung.

Der ordentlichen Stadtsteuer Losung unterlag jedes städtische Vermögen, sowohl fahrende als auch unfahrende Habe, sie betrug von einem Pflug Acker 40 gr., von einem Schock Zins 4 gr., von einem Schock fahrender Habe 1 gr.

Diese Steuer mußte auch von Insassen, welche nicht das Bürgerrecht erlangten, und anderorts Angesessenen, die hier Stadtgüter hatten, bezahlt werden.

Zur Zahlung der Steuer war eine Frist von 14 Tagen gegeben. Wer die Stadtsteuer nicht zahlte, verlor das Bürgerrecht, und konnte es nicht mehr erlangen. Die Hebung und Bestimmung der Steuer war von dem Rathe den städtischen Steuerneinnehmern (Losunger), 4 an der Zahl, übertragen. Sie waren aus den Schöffen und der Gemeinde gewählt, hatten anfänglich eine Besoldung von 5 Schock, welche ihnen aber später entzogen und strenge untersagt wurde, sich von dem Stadtgelde zu nähren und zu kleiden. Ihnen kam auch die Eintreibung der rückständigen Steuern durch Plünderung des Vermögens zu.

Zu der indirecten Besteuerung gehörte in Prag das Ungeltum, accise **). Wir finden die im Mittelalter sehr gebräuchliche Steuer auch in Niedersachsen, Rheinlande, Franken, südlichen Bayern und Oesterreich.

Es war eine städtische Abgabe, welche die Stadt durch ihre Abgeordneten einheben ließ, sie wurde von verschiedenen Waaren, insbesondere Tüchern, Krämerwaaren, Fellen, Hölzern, dann von Eßwaaren, so Salz, Hopfen, Honig, Vieh, nach dem Werthe der Waaren sowol vom Käufer als Verkäufer abgenommen, jedoch nur, wenn die Waare den Werth einer Mark überstieg.

Eßwaaren zum eigenen Gebrauche und Durchfuhrswaaren waren frei.

Neben diesen Abgaben finden wir auch in Prag einen Brückenzoll (Theloneum in ponte pragensi dando), welcher am 11. August 1348 zur Herstellung der steinernen Brücke erneuert wurde.

Auch hier wiederholt sich bei der Bestimmung der Zollsätze eine

---

*) Auch schon früher geschehen solche Uibergaben. Urkunde Johanns von 1359. Tria ungelta videlicet pannorum, insitarum et braxaturas cerevisiae werden der Stadt übertragen.

Urkunde von 1328 spricht von: officium stannifussoriae, Urkunde von 1342 officium fussoriae cerae; Urkunde von 1312 officium carboravae, welche an einzelne Personen vom Könige übertragen wurden.

**) Hüllmann Städtewesen II. 119. Scherz, Gloß. Ungelt. Manche wollen Umgeld lesen. Als gehässige Abgaben auch Unrecht genannt, in Frankreich mala tolta.

Aufzählung der einzelnen Waarengattungen nach Fässern, Centner, Zahl der Stücke mit nicht unbedeutenden Auflagen.

Merkwürdig ist es, daß selbst die über die Brücke überziehenden Bürger 3 gr.; jede Braut, welche nach ihrer Vermälung über die Brücke geführt wurde, 1 gr. zahlt. Für die Abnahme dieses Zolles waren eigene Beamten bestellt.

Die Einnahme des Weinzolles besorgten 2 Weinbeschauer (Affusores Vini qui juraverint ad hoc quod mensurent vinum portantium), welche gegen jede Unbild durch Verhängung schwerer Strafen geschützt waren.

Es wurde daher eine und dieselbe Waare mit dem Ungelt und dem Brückenzolle belegt.

Zum Zwecke der Pflasterung wurde (1331), weil die Einkünfte nicht reichten, auch noch ein Zoll auf Malz und auf Zug- und Wagenpferde gelegt. Nur Baufuhren waren ausgenommen.

Andere Einkünfte:

1. Abgabe an der Stadtwage.
2. Antheil an den Strafgeldern und Gerichtsgefällen, insbesondere bei den Urtheilfindungen für andere Gerichte.
3. Das bürgerliche Abfahrtsgeld.

Sequitur una Summa integra Bernae regalis a monasteriis, & civitatibus Regni Boemiae tollenda cameram Domini Regis concernens, quorum monasteriorum & civitatum nomina cum summis sunt infra scripta.

Monasteria

Brewnovia CCC Ss., Strahovia C, Sanct. Georgius CCXX, Beata virgo CCCXXX, Hospitale CXXX, Sanct. Benedictus CC, Zderas CXX, Aula regia CLX, Ostrow CLX, Wylemow CLXXX, Sedlecz CCXL, Opatovicz CC, Podlazicz LX, Zelew LX, Lunowicz LXXX, Milewsk CCXL, Sancta corona CC, Doxan CXXX, Ossiek C, Teplicz LXXX, Tepla CC, Chotiessow CCCXXX, Cladrub CCC, Nepomuck CCLXX, Plas CC, Porta Apostol. CLXX, Sanct. Procopius C, Praga minor XC, Werona LXXXVIII, Plzna CC, Tachovia CXX, Misa CXL, Tusta LXXX, Glathovia C, Pieska CLXXV, Budweis CC, Wodnan XXX, Slana CL, Luna CXL, Zaacz CXL, Cadan CL, Pons CL, Ausk super albea C, Litomierzicz CC, Colonia CLX, Czaslavia CXX, Gurim CLX, Nymburga CXL, Sicca LXXX.

Summa civitatum prædictarum pro eadem Summa MMMXIII.
Summa universalis ejusdem Summae unius octo M. XIII.

Sequuntur deperientiæ ejusdem unius Summae.

Sanctus Benedictus CC, Teplicz LXXX, Opathovicz CC, Tepla CC, Colonia CLX, Vsk super Albea C, Pieska CCC Ss. XII gr., Werona I Ss. V gr., Tusta LXXX gr.

Summa deperientiarum M. XXIV Ss. XVII gr.

Sequuntur alleviationes hujusmodi Summae unius.

Brewnovia C Ss., Misa XL, Pieska LXXX, Lithomierzicz XL,

Czaslavia CXX, Sicca XXI, Milewsk XL, Chotiessow LXVI, Cadan XL.

Summa alleviationum hujusmodi D. XLVII Ss.

Indultu sequuntur ejusdem unius Summae.

Aula regia CLX, Lunowicz LXXX, Zelew LX, Skalicz XX.
Summa hujusmodi indultorum ejusdem Summae CCCXX Ss.
Summa universalis hujusmodi unius Summæ deperientiarum, alleviationum et indultorum MDCCCXCI Ss. XVII gr.

Sequuntur proscripta unius Summae litteris monasteriorum & civitatum firmata.

Porta apostol. Domino Alberto Coldicz CLXXX Ss., Ossiek eidem C, Doxan Domino Wilhelmo de Hazemburg C, Ostrov Janconi Sadlo C, ibid. Pat. Bohussi XXX, Plass, Pomuk, Cladroua, Plsna, Tachovia, Slathovia Arnesto Duci Bavariæ DCCCCXL, Fratribus de Janowitz in Pomuk C, Benessio & Bohunconi fratribus de Horzovicz in Plass CL, Dominis de Kolowrat in Slana CL, Ponossczecoco Domini Regis ibid. XV, Stephano Haruss Meystro in Pieska post mortem Czepiczonis XX, Marssiconi de Lopata in Sicca LXXX, Praepositio Pragensi in minori civitate pragensi XCVI, Wache in Brewnouia Monasterio CC, Boworkoni in Civitate Misa C, Buchpergero sancta corona CXIII Ss. XX gr., Joanni Doctori Protonotario Domini regis ibid. XXX Ss., Wlasconi in Lobosicz XX, Eidem in Bistricz XXX, Domino Henrico Laczembok in Podlazicz LX, Zacz Domino Borssoni habrie de Ossiek CXL, Wockoni de Walstein Gurim CLIII, Ibidem Nicola Kyl VII, Hospitale sorori Domini Laczkonis de Krawar CXXX.

Summa hujusmodi proscriptorum CCCXXXIII Ss. XX gr.

Proscripta nondum litteris monasteriorum & civitatum firmata, quæ hucusque tenta sunt juxta litteras Majestatum & mandatum Domini regis.

Magistro Curiae VIII Ss., Magistro Cristano L, Loes appothecario C, Burgravio in Necztin C, Burgravio Cadanensi C, Gregorio magistro machinarum XXVI, Wenceslav Versucher XX, Tubicensis Domini Regis LX.

Summa hujusmodi prosriptorum MCCLVI Ss.

Item sequuntur alia proscripta.

Domino Michalczoni CC Ss. Domino Boczkoni CC, Heinrico de Plawna CCC, Domino Kragerio C, Domino Joanni seniori de nova domo C, Domino Ottoni Kythlecz C, Domino Kassin LXX, Domino Heinrico de Elsterberk C, Domino Schenk de Zandaw C, Burggravio Wissegradensi C.
Summa hujusmodi proscriptorum MCCCLXX Ss.

Summa universalis omnium proscriptorum praedictorum quinque MDCLIX Ss. XX gr.

Summa universalis deperientiarum alleviationum et indultorum ac omnium proscriptorum, septem MDL sexag. XXXVI gr.

Sequitur census hæreditarius Regius civitatum Regalium.

Pieska LXXVIII Ss. quem recipiunt coci Domini Regis Wenceslai. Wodnyan L Ss. minus VIII gr. quem percipit Burgravius Pyescensis castri cum Robotis XI Ss. minus IV grossis: item ibidem idem Burgravius a judice civitatis percipit XII Ss., Budweis LXVIII, quem percipit Henricus de Lazan Capitaneus Wratislaviensis pro castro suo Bechinensi.

Sicca CXXVIII fl. quem percipit Burgravius castri in Carlsperg.

Slana XC Ss., minus IV gr. quem percipiunt Psaltaristæ Mansionarii castri pragensis & Norbergensis.

Luna XVI Ss. XL gr. quem percipit magister Joannes Swebus Doctor & Lector ordinarius Medicinae almae Unversitatis studii pragensis.

Zaaçz XXX Ss. quem percipit Liweo juxta continentiam litterae Majestatis.

Cadan XL Ss. quem percipit Domina alfonissa de Pirsenstein.

Pons XXX Ss. quem percipit Burgravius castri pontensis.

Ausk XVI Ss. XXXII gr. VI halenses, qui solvitur pro camera. Lithomierzicz XV Ss. XXXIV gr. qui solvitur pro Camera.

Nymburga LIV Ss. quem recipit Dominus Paulus Jensstein alias de Stara.

Colonia XL Ss. de quo Dominus Joannes Wlassim percipit XX Ss., Item Balile XX, Czaslavia XLIX, quem percipit magister Joannes Schyndel Doctor & Lector ordinarius Universitatis studii Pragensis.

Tachovia XLV Ss. de quibus Petrus Turkowecz nomine Dominorum de Swamberg percipit XVII Ss. cum V grossis, residuum deperit in villis propter earundem devastationem.

Misa XXX Ss. de quibus Barwoconi XX, Item Balile X. Glathonia XLVI, quem percipit Marsico de Lopata. Pilsna nova LXIV Ss. quem percipiunt Domini de Swamberg.

Werona LV Ss. minus XX gr. quem percipit Burgravius castri Karlstein.

Summa universalis hujusmodi censuum cameram Domini Regis concernentium a civitatibus regalibus tollendorum DCCCCLXXV Ss. LXXX gr. VI halenses.

Die Kriegsverfassung Prags im Mittelalter.

Daß, so lange es kein Militär gab, die Einwohner der Städte, sonst friedliebende Handwerker und andere Gewerbtreibende, persönlich selbst in den Krieg ziehen mußten, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Die Prager trafen von Altersher die Einrichtung, daß ihre Stadt in Bezug darauf in Viertel eingetheilt war, nach welchen die Eingetheilten ins Feld zogen. Solche Viertel finden wir schon zu den Zeiten König Johanns in der Altstadt, von welchen immer zwei in's Feld zogen und die andern zwei die Besatzung der Stadt ausmachten. Das Loos mußte jedesmal entscheiden, welches Viertel ziehen und welche bleiben sollten. Damals zogen Reiche und Arme ohne Unterschied, nur mit der Erleichterung, daß sie auf einige Zeit von den bürgerlichen Steuern befreit waren. Jedes Viertel hatte seinen Hauptmann. Auf diese Art wurden im Jahre 1328 — es mag als Beispiel dienen — unter König Johann nur aus der Altstadt Prag 10.000 Mann nach Oesterreich geschickt, die 740 mit Proviant und Waffen belastete Wagen hatten. Im Hussitenkriege erhielten die Prager mit den Taboriten die Oberherrschaft über ganz Böhmen — nur durch ihre Kriegsmacht. Bekannt sind die großen Zwiste des Herren- und Ritterstandes einerseits und des Bürgerstandes andernseits unter der Regierung Wladislaw II., in welchen die Städte nichts anderes gegen die Stände aufregte, als ihre Kriegsmacht; damals waren auch die Prager das Haupt des errichteten Bündnisses der kön. Städte. Auch in den späteren Kriegen in Ungarn und der Türkei wird mit nicht geringem Lob und Ruhm der Prager Heere erwähnt.

Der Gebrauch und die Uibungen mit Waffen waren seit Alters her auch dem Bauer- und Bürgerstande zur Gewohnheit geworden. Das öffentliche Waffentragen mußte schon seit den ältesten Zeiten allgemein gewesen sein, wie das bis auf den heutigen Tag der Fall bei den Südslaven ist. Aber schon im 14. Jahrhundert wurde diese Gewohnheit durch Gesetze beschränkt wegen entstandener Mißbräuche, die der Moralität entgegen waren. Aus dem Jahre 1327 finden wir schon ein Gesetz des altstädter Magistrats, kraft dessen das Tragen der Waffen in der Stadt Bürgern, die von 10 Mark Steuern zahlen, sammt ihren Dienstleuten, deßgleichen auch den Herren mit ihrem Gesinde bewilligt wird; das Tragen versteckter Waffen wird aber durchaus verboten.

Dennoch konnte trotz vieler, später so oft wiederholten Verbote und Strafen drei Jahrhunderte lang diese Gewohnheit nicht gänzlich ausgerottet werden. Studenten, Bürgerssöhne, Wandersleute waren immer mit Degen, Beilen oder mit andern schweren oder leichten Waffen versehen; ja, als das Pulver in Gebrauch kam, trugen sie Gewehre, aus welchen in der Stadt zu schießen noch unter Kaiser Rudolf II. verboten werden mußte, was schon früher fruchtlos geschehen.

Aus allem diesem kann man leicht einsehen, daß es nicht ungeübte Krieger waren, die unter die bürgerlichen Fahnen versammelt, vom Gewerbe in den Krieg zogen.

Und nun zu den von den Bürgermeistern und dem Magistrate der Prager Städte zu Anfang des 17. Jahrhunderts getroffenen Einrichtungen in Hinsicht der Vertheidigung der Stadt.

Vor Allem andern kamen die Bürgermeister, Räthe und Bezirke der drei Prager Städte: der Alt- und Neustadt und der Kleinseite *) dahin überein: daß sobald der Stadt die Gefahr eines feindlichen Uiberfalls drohte, was durch Trommelschlag angezeigt wurde, sollten alle Viertel sich sogleich auf den bezeichneten Plätzen zur Musterung einfinden — jeder Bürger, ohne Unterschied des Reichthums oder Ansehens, vom Ersten bis zum Letzten, persönlich mit seiner ganzen Macht, versehen mit tüchtigen Waffen erscheinen: Handelsleute mit ihrem Gesinde, Handwerker mit ihren Gesellen, Wirthe mit ihrem ganzen Hause, alles, was kriegsfähig sei, mit Ausnahme der Greise, der Kranken und der Knaben, die das sechzente Lebensjahr nicht erreicht hätten. Die Greise, die Kranken, so wie auch Witwen, sobald sie erwachsene Söhne hätten, müßten selbe an ihrer Statt schicken; falls sie deren nicht hätten, so sollten sie sich eiligst um eine kriegsfähige Person umsehen, damit sie von ihr in dieser Staatspflicht vertreten würden. Dasselbe sollten auch Vormünder thun. Zu dem Erscheinen bei einer solchen Musterung waren auch Herren, die Häuser in der Stadt besaßen, durch einen Landtag verbunden, so zwar, daß jeder statt seiner eine Person stellen mußte; sie mußten zugleich als Stände des Königreichs Böhmen mit ihren Reisigen ins Feld ziehen.

Folgende Orte wurden zur Versammlung der Viertel bestimmt:

Auf der Altstadt: Das Tein-Viertel erscheint am Königs-Hofe beim Neuen Thurm (dem heutigen Pulverthurm); das Galli-Viertel im Gemeindehause (das alte Gericht genannt); das Leonards-Viertel im Jesuiten-Collegium; das Niklas-Viertel im Hause bei der Skt. Salvatorskirche.

Auf der Neustadt: Das Stephans-Viertel im Gemeinde-Hause (in der Wassergasse); das Heinrichs-Viertel im Gemeindehause beim Rüže (vielleicht in der Rosengasse?); das Peters-Viertel im Hause des Herren Kaspar Wodák von Razenpach.

Endlich die Kleinseite auf dem Ringe dieser Stadt vor dem Rathhause.

Sobald sich die Viertel eingefunden haben, erhalten sie ihre Kriegsverfassung. Zuerst müssen die Richter und Nachbarn jedes Viertels aus ihrer Mitte die künftigen Kriegsführer wählen, und zwar einen Hauptmann (heitman), einen Setník, einen Padesátnik, einen Desátnik (d. i. einen Hundert-, Fünfzig-, Zehent- Mann), so wie auch einen Fähnrich (praporečník), dem man sogleich die Fahne des Viertels zur Obsorge übergibt. Wen die Wahl trifft, der muß das Amt ohne Widerspruch annehmen. Dann sollen sich alle auf Befehl des Hauptmanns

---

*) Der Hradschin wurde damals nicht immer zu Prag gezählt, weil er zum Theil unter der Gerichtsbarkeit des Prager Oberstburggrafen stand, welcher bei den Sitzungen am Hradschin Vorsteher war.

und der Offiziere in Fronte stellen, damit ihre Namen von einem eigends dazu aufgestellten Schreiber angemerkt werden könnten, zuerst die Namen des Hauptmanns und der Offiziere, sodann der Uibrigen; zugleich wird angemerkt, wer eine Rotte habe, unter welchem Offizier er stehe, ob er ansäßig sei oder nicht, ob er Herr oder Dienstbote, und mit welcher Waffe er sich stellen wolle. So dann dies geschehen, sollen alle Hauptleute mit ihren Vierteln und Fahnen auf dem Altstädter Ringe zusammenkommen. Hier müssen die drei Prager Städte mit dem gesammten Volke einen Eidschwur den Bürgermeistern, Räthen, zehn Richtern und Gemeindeältesten ablegen, und wechselseitig einander versprechen: „daß sie im Falle der Noth gegen ihre Feinde alle miteinander treu, aufrichtig und standhaft bis zur äußersten Gefahr stehen, und sich selbst, ihre Weiber, Kinder und Güter, so wie auch den Staat, wie sichs für gute und ehrsame Menschen schickt, vertreten und vertheidigen wollen."

Nach der Musterung und dem Eidschwur sollen alle eingeschriebenen auf ein Zeichen bereit sein. Sobald eine Gefahr vorhanden ist und mit der Trommel Lärm geschlagen wird, bei Tag oder Nacht, soll jeder, alles beseitigend, an jene Stellen eilen, welche den Vierteln als Lärmplätze angewiesen sind.

Für Lärmplätze werden erklärt: für das Thein-Viertel der Platz vor dem Münzhaus; für das Niklas-Viertel der Altstädter Ring; für das Galli-Viertel der Kohlmarkt; für das Leonhards-Viertel der Platz vor der Brücke; auf der Neustadt: für das Zderaz-Viertel der Platz vor dem Neustädter Rathhause; für das Stephans-Viertel in der Nähe des Roßthores der Platz vor dem Hause beim „Türken"; für das Heinrichs-Viertel vor dem Hause „Masopust" genannt; für das Peters-Viertel vor Kuklik; für die Kleinseite der Kleinseitner Ring.

An diesen Orten muß jeder erscheinen mit der Waffe, mit der er sich einschreiben ließ, wobei er mit Blei, Pulver und andern Nothwendigkeiten versehen sein muß. Die nächsten 3 Schaaren zu 10 Mann (desátka) sollen sich zum Fähnrich eines jeden Viertels anreihen und ihn mit der Fahne des Viertels zum Lärmplatz begleiten.

Hier soll sich jeder nach dem Willen des Hauptmanns und der andern Offiziere gehorsam verhalten und dorthin ziehen, wohin sie befehlen, entweder mit der Fahne oder mit einer bestimmten Anzahl ohne Fahne, — kurz alles thun, was sie zum Schutze und zur Vertheidigung der Stadt für gut finden. Die Hauptleute sollen das Volk so lange in Reih und Glied halten, als Gefahr droht; auch dürfen sie es nicht eher entlassen, als bis sie von den Bürgermeistern, die zu dieser Zeit im Rathhause jeder Stadt versammelt sind, den ausdrücklichen Befehl erhalten.

In den Reihen und Gliedern muß jedes Geschrei und jede Unterredung aufhören, zumal jedes frivole und jedes Schimpfwort, jeder Zank; auch soll nur dann geschossen werden, wenn es die Hauptleute und Offiziere befehlen. Die Ungehorsamen und Unruhigen erhalten Strafe. Auch werden alle ehrbaren Bürger ermahnt nüchtern zu sein; deßhalb dürfen sie keine Getränke sich nachtragen lassen. Sobald mit der Trommel Allarm geschlagen wird, sollen alle Schenkhäuser, auch alle andern Häuser, sobald ihre Besitzer mit bewaffneten Leuten an Ort und Stelle gekommen sind, gesperrt werden; die Hausfrauen mit dem übrigen Gesinde zu Hause auf der Huth sein, Niemanden ins Haus lassen,

Wasser in Kesseln wie auch in Kannen in Bereitschaft haben zur Verhütung und Löschung des Feuers. Sollte zur Nachtzeit das Allarmzeichen ertönen, so soll jede Hausfrau an der Pfanne, die an dem Hause eingehängt ist, Feuer machen und es unterhalten; wo es keine Pfannen gibt, soll eine Laterne mit angezündeter Kerze an einem Stock zum Fenster hinausgesteckt werden. Damit es in allen Gassen licht sei, und alles nach Bedürfniß eingeleitet werden könne.

Auf den Gassen dürfen sich weder Weiber noch Kinder zeigen, noch unter das aufgestellte Volk mischen; diese sind sogleich fest zu nehmen, und im Rathhaus vor dem Bürgermeister zur Strafe zu ziehen. Desgleichen soll der Richter ein wachsames Auge auf alle Fremden haben, sie mögen Herren, Ritter oder was immer sein, damit diese, da sie zur Vertheidigung nicht mithelfen, auch auf den Gassen nicht herumgehen, kurz nirgends sich zur Schau stellen, um andere nicht zu hindern, „damit das Kriegsvolk kein Hinderniß in seinem Zuge fände."

Eine eigene Verordnung erläßt man in Hinsicht der Prager Israeliten. Ihre Aeltesten sollen gleich nach geschehenem Allarm 400 Mann aufbringen, welche zu 100 Mann an verschiedenen Orten aufgestellt, und mit Kannen, Beilen und andern zur Tilgung des Feuers nöthigen Mitteln versehen sein müssen. Sie dürfen sich von der angewiesenen Stelle nicht rühren, außer wenn Feuer in der Stadt ausbricht; dann sollen sie gleich an dem betreffenden Orte sein, und das Löschen des Feuers redlich bewerkstelligen. Auch sollen die Aeltesten gleich beim Lärmschlagen sechs gesattelte Pferde vor das altstädter Rathaus stellen für jene Personen, die man zu eiligen Ausspähungen gebrauchen wird.

Böhmische Kunstalterthümer im Auslande.

Die Gemälde zu Mühlhausen am Neckar v. Jahre 1380.

Auch im Auslande haben sich Werke der alten böhmischen Schule bis auf unsere Tage erhalten; die merkwürdigsten derselben sind die Bilder in der kleinen Kirche zu Mühlhausen am Neckar, einem Dorfe in Würtemberg, nicht fern von Cannstadt. Da diese Gemälde für den vaterländischen Kunstfreund zu entlegen sind, als daß er sich von ihrem Werthe persönlich überzeugen sollte, so wollen wir sie nach der Angabe eines deutschen Kunstkenners in folgenden Zeilen ausführlich schildern. *)

Die im Dorfe Mühlhausen stehende, in ihrem alten Zustande noch erhaltene Kirche zum heil. Vitus, wurde, wie die Aufschrift über dem Eingange lautet, im J. 1380 von dem Prager Bürger Reinhart von Mühlhausen erbaut; sie ist in einfachem Spitzbogenstyl aufgeführt; der Chor erhebt sich über das Schiff; seine Strebepfeiler sind sorgfältig gearbeitet und theilweise mit zierlichen Blenden geschmückt. Der Hochaltar

---

*) Uibersichtliche Beschreibung älterer Werke der Malerei in Schwaben. Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Kugler in Berlin von C. Grüneisen.

umfaßt mit seinem Schrein in dreifacher Abstufung fünf Heilige unter Baldachinen von reichem gothischen Schmuckwerk. In der Mitte, auf der höchsten Stufe, steht der heilige Vitus in vergoldetem Haare, silberner Rüstung und vergoldetem Mantel, den vergoldeten Kessel haltend, der sein Martyrium bezeichnet. Auf den nächsten niedrigern Stufen sind rechts der heil. Sigismund, links der heil. Wenceslaus, gleichfalls in silberner Rüstung und vergoldetem Mantel, dazu mit Krone, Schwert und Reichsapfel. Noch tiefer stehen, neben dem heil. Sigismund, der heil. Modestus, der Erzieher des heil. Vitus, in rothem Gewand, ein Buch in der Linken; neben dem heiligen Wenceslaus der heilige Hypolitus in ähnlicher Rüstung mit vergoldetem Mantel, wie die vorgenannten, dazu Speer und Schild. Unter jedem dieser Heiligen ist sein Name angeschrieben. Zwei Flügel schließen den Schrein; auf den innern Seiten dieser Flügel wird links der heilige Vitus von einem Priester getauft — die Aussicht geht durch ein Fenster auf eine Landschaft mit Goldgrundhimmel; die Peinigung des Heiligen wird auf dem rechts befindlichen Flügel dargestellt. Auf den Außenseiten der Flügel ist rechts die Heilung des kaiserlichen Prinzen, links die Folterung des Vitus und Modestus zu sehen. Darüber ist die Scene angebracht, wie mit Musik ein lustiger Reigen, Bräutigam und Braut an der Spitze, herankommt, der heilige Vitus aber sich von diesem Anblick abwendet und in seine Kammer flüchtet. Während der Folterung sieht man das Erdbeben losbrechen, die Henker zu Boden sinken und den Kaiser zurücktreten und an seine Stirne schlagen. Dahinter breitet sich eine Landschaft mit Meeresgrund aus; daselbst wird der Leichnam der heiligen Florentia fortgetragen; ein Engel schwebt als Führer voran. — Die Staffel des Altars enthielt plastische Figuren, die aber herausgenommen sind. Uiber dem Schrein erhebt sich gothisches Zierwerk, in welchem der heilige Vitus, aus dem Kessel hervorschauend, und zu beiden Seiten desselben je ein Heiliger in runden Figuren sich befinden. — An der hintern Seite des Schreins ist ein Heiland vor dem mit den Marterwerkzeugen behängten Kreuze gemalt, wie er seine Wunden zeigt. Zu beiden Seiten desselben knieen die Ritter Reinhart und Eberhard von Mühlhausen, neben jedem das Familienwappen mit drei Mühlhauen. Jeder hat eine Uiberschrift: Anno domini MCCCLXXXIIII. am Frytag vor sant gilgen tag starb eberhard v.o milhusen, burger zu prag. — Anno domini MCCCLX . . . jar wart dise tafel volbracht von dem erbern reinhart von milhusen burger zu prag stifter diser kapell . . . Unter diesen Gemälden ist das Schweißtuch der heil. Veronika, von zwei Engeln gehalten. Auf einem Seitenaltare sieht man ferner im Schrein den heiligen Petrus mit den Schlüsseln in der Mitte, neben ihm den Täufer Johannes mit dem Agnus Dei und den Apostel Paulus mit Schwert und Buch; das Schnitzwerk ist bemalt. — Uiber dem Schrein steht ein Ecce homo; an der Staffel sind die vierzehn Nothhelfer gemalt. Auf den innern Seiten der Altarflügel sind Scenen aus der Legendengeschichte des heiligen Vitus abgebildet.

Von den Malereien auf Holztafeln, fährt der Verfasser des Sendschreibens fort, sind jedoch jene die interessantesten, obwol nicht eben die schönsten, welche auf der Emporbühne auf der Westseite der Kirche befestigt sind. Das mittlere Blatt hat 3′, die beiden Seitenblätter je 1′ 8″ Breite, alle drei 7′ Höhe; sämmtliche Bilder auf Goldgrund.

Auf dem mittleren Blatte steht der heilige Wenzel in ritterlicher Rüstung mit Krone und Nimbus, in der Rechten die Reichsfahne mit dem Doppeladler (das vermeintliche ältere böhmische Wappen, der schwarze Adler, den man auf den meisten Abbildungen des heil. Wenzels erblickt); die Rüstung ist von Silber und hat goldene Schienen; der Mantel von Hermelin hängt um seine Schultern; der kurze Rock ist von dunkler Farbe; der Heilige steht auf einem kleinen grasbewachsenen Berge. Auf der rechten Seitentafel ist die Figur des heil. Sigismund in blauem Kleide und blauem, goldverbrämten Mantel, mit einer goldenen Spange über der Brust zusammengehalten. Das Scepter in seiner Linken, den Reichsapfel in der Rechten, steht er auf einem mit der Krone umgebenen Helm.(?) Die links befindliche Seitentafel zeigt den heil. Veit im rothen Kleide und Mantel mit pelzverbrämtem Kragen, den Reichsapfel in der Linken, ein Scepter in der Rechten, wie er auf einer Bergkuppe steht, woran das Wappen der Herren von Mühlhausen zu sehen ist. Diese beiden Flügeltafeln öffnen sich von Außen und Innen, so daß sie geöffnet und umgeschlagen, das Mittelblatt bedecken, und bieten dann folgende vier Darstellungen: Zuerst Ritter Reinhart von Mühlhausen, knieend in Gebet, sein Wappen unter ihm, und mit den Worten: Christe fili Dei miserere mei auf einem Schriftstreifen; darüber Christus entkleidet mit Dornenkrone, Ruthe und Geißel, hinter ihm das Kreuz, an dessen Querbalken eine Dornenkrone hängt und ein Hammer befestigt ist. Die zwei folgenden Blätter zusammen bilden eine doppelte Darstellung, unten der Verkündigung, oben der von Christus vollzogenen Krönung Marias. Die letzte Tafel zeigt den Heiland am Kreuze, Maria und Johannes zu seinen Seiten.

Der Heimathort des Stifters der Kirche zu Mühlhausen, die Verehrung, die derselbe zu den heil. Patronen seines Vaterlandes Böhmen hegte, und die Darstellung dieser Landespatrone selbst, welche, wie man aus der vorangeschickten Beschreibung ersieht, mit den in Böhmen vorkommenden alten typischen Abbildungen dieser Heiligen übereinstimmt, haben schon vor längerer Zeit die Meinung festgestellt, daß jene Tafelbilder entweder aus Böhmen nach Schwaben gebracht oder durch böhmische Künstler, die zu jener Zeit in hohem Ansehen standen und von dem Prager Bürger auf seine schwäbische Besitzung berufen wurden, an Ort und Stelle verfertigt worden sind. Der Verfasser des Sendschreibens legt den obenerwähnten Bildern am Hochaltare einen höheren Kunstwerth bei, als den später beschriebenen Bildern am Emporium, und hält dafür, daß bloß die letztern von einem böhmischen Künstler verfertigt wurden, während die besseren Bilder des Hochaltars der schwäbischen Schule ihre Entstehung verdanken. Bei den Kunstwerken des Hochaltars bewährt der Verfasser ein höheres Verständniß und Gefühl; „hier sind," schreibt derselbe, „bei aller Magerkeit der Formen und bei aller sonstigen Mangelhaftigkeit der älteren Technik doch die einzelnen Köpfe mit lebendiger Wahrheit dargestellt." Ueber die Bilder am Emporium wird hingegen folgendes Urtheil gefällt: „Die Köpfe sind breit, die Antlitze plump und fleischig, die Stirnen gedrückt; kleine Augen, magere Körper, kurze Verhältnisse, anschließende, spärlich gefaltete Kleidung; dabei eine sorgfältige Technik, reiche physiognomische Formen, kräftige Carnation. Dieses Alles hat mich an die Schilderung erinnert,

welche das Handbuch der Geschichte der Malerei von den Arbeiten der von Kaiser Karl VI. zu Prag gestifteten Schule macht*), und in dieser Muthmaßung bin ich durch mehrere Kenner, welche die Bilder auf Karlstein gesehen haben, bestärkt worden."

Die Entscheidung der Frage, ob denn die Bilder des Hochaltars und die übrigen zahlreichen Fresken der Kirche zu Mühlhausen nicht ebenso gut Werke böhmischer Künstler sein könnten, wie die Gemälde des Emporiums daselbst? lassen wir dahin gestellt sein; protestiren aber müssen wir gegen die Angabe, daß eine gedrückte Stirn, kleine Augen, magere Körper, breite und plumpe Köpfe die Kennzeichen der böhmischen Schule, insbesondere aber der Gemälde Theodorichs zu Karlstein wären. Andere deutsche Kunstkenner hatten sich über diesen Gegenstand ganz anders ausgesprochen; wir erinnern hier an das bekannte Urtheil Primissers über Theodorichs Köpfe — ferner an Fried. Schlegels Worte: „Theodorichs Bilder sind durchgehends ausdrucksvoll, weich von Blick und Farbe, viele von hoher Schönheit, sinnvoll und edel gestaltet."

W. u. H.

Leben des przemyslidischen Fürsten

Nicolaus von Troppau.

Nicolaus I. bestieg erst nach Ottokars Tod den Fürstenstuhl, welcher für ihn errichtet war. Daran mag Boleslaw der Keusche Ursache sein, denn es gelüstete ihn, noch so lange er lebte, nach Mähren und Troppau. Als ihm mehrere Waffenversuche fehlgeschlagen, kam er 1273 mit Ottokar in Troppau zusammen, und schloß mit ihm auf zwanzig Jahre einen Waffenstillstand. Er folgte aber noch vor dem Verlaufe dieser Zeit dem Ottokar ins Grab nach, und Nicolaus nahm ungestört Besitz von seinem Herzogthume, 1278.

Zu seinem Vergnügen fand er überall Regsamkeit und Leben in demselben. Im Gebirge wurde die steinerne Erdrinde durchbrochen zur Gewinnung der Erze; auf dem Flachlande baute man Lein und Getreide; in den Städten wurden mannigfaltige Gewerbe getrieben, und die Straßen durchzogen Karavanen von Handelsleuten, welche Tücher, Leinwand und Blei nach Ungarn führten, von da wieder Weine nahmem, die sie im benachbarten Polen verkauften, und dafür Salz, Honig, Wachs und Talg zurück brachten. Aber auf befestigten Felsenburgen hausten raubsüchtige Ritter und Barone, welche öfters von denselben herab die Kaufleute auf den Straßen und den Landmann in seinem unbeschützten Dorfe überfielen und ausplünderten.

---

*) Hätte Dr. Kugler die Karlsteiner Bilder in ihrem gegenwärtigen Zustande erblickt, oder die Madonna am Wischehrad oder das Marienbild zu Hohenfurth betrachtet, so würde er vielleicht ein minder hartes Urtheil über die böhmische Kunstschule gefällt haben, als er es in seinem oben citirten Handbuch der Geschichte der Malerei gethan.

Nicolaus durchblickte bald das Gute und Böse in seinem Lande; und weil er, gleich andern Fürsten seiner Zeit, an den Städten eine Mittelmacht zwischen sich und den empörungssüchtigen Baronen zu gründen wünschte: so beschloß er, erstere zu begünstigen, den letztern aber Macht und Ansehen zu beschränken. Deßwegen bestätigte er den Städten alle Rechte und Freiheiten, welche sie von seinem Vater erhalten und fügte denselben noch neue hinzu, welche auf Beförderung des Handels und der Gewerbe hinzielten; er beschenkte die Kirchen und ihre Priester, um durch sie sittliche Kraft in die weltliche Macht zu flechten; befestigte und verschönerte die Städte; setzte einen Gerichtshof nach Troppau, welcher aus einem Gerichts-Vogt, einigen Schöppen und mehreren Geschwornen bestand; wachte strenge über den Landfrieden und hielt dessen Störer durch Furcht auf ihren Schlößern zurück. Alles das erhob die Bürger zum Wohlstande und zur Macht. Weil aber die Bildung weit hinter diesen zurück blieb, so wurden sie bald die Quelle des Ubermuths und Starrsinns. Nicolaus wollte diesen Auswuchs durch Strenge unterdrücken; aber der Geist des zügelfreien Kreuzfahrers und des an ein willkührliches Treiben gewöhnten Fremdlings, war zu tief in seinen neuen Unterthanen eingewurzelt, als daß er ohne Widerstand konnte ausgerottet werden.

Es wurden daher bald die Städter der beschränkenden Verfügungen ihres Herzogs überdrüßig, und sie sehnten sich wieder nach jener Ungebundenheit, welche sie früher, und selbst noch unter Ottokar, genossen hatten. Diese erwarteten sie von der Unmittelbarkeit unter den böhmischen Königen. Sie wandten sich daher an Wenceslaw II., und klagten über Druck und Beschränkung ihrer Freiheiten. Die gütige Aufnahme und das Versprechen neuer Privilegien erklärten sie sich als eine Rechterkennung ihrer Klagen und Aufwiegelung gegen ihren Fürsten. Darauf trotzend, wiedersetzten sie sich den Gegenanstalten ihres Herzogs, und zeigten sich bereit, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen.

Die Baronen, welche durch des Nicolaus Wachsamkeit in ihrem niedern Gewerbe gehindert, Noth litten auf ihren Burgen, versäumten nichts, diese Stimmung höher zu spannen. Aber Nicolaus war nicht der Mann, der einen Trotz ertragen konnte. Auf seine wenigen Getreuen vertrauend, setzte er sich in seinen Sattel, verlangte Unterwürfigkeit, und drohte Tod den Rebellen. Das sprengte die Saiten; und der Mißklang der Gemüther brach in einen gräuelvollen Bürgerkrieg aus, in welchem die beiden erbitterten Partheien durch Raub, Mord und Brand ihr eigenes Land durch lange Zeit um die Weite verheerten. Nur der Noth, welche allein die blinde Wuth tobender Horden zu bändigen vermag, gelang es endlich, Sehnsucht nach der frühern Ruhe nnd Ordnung in den Gemüthern der erschöpften Bürger zu erwecken, und sie baten ihren beleidigten Fürsten, während der Waffenruhe (treuga, Gottesfriede), welche er ihnen gestattet hatte, um Vergebung und Frieden, 1284.

Nicolaus, für Rache zu edel, verhieß nicht nur ein gänzliches Vergessen der zugefügten Unbilden für sich und seine Getreuen, sondern versprach ihnen überdies, keine neuen Festungswerke weder inner noch außer der Städte aufzuführen, keine Bürger ohne vorhergegangenes Verhör zur Strafe zu ziehen, und sagte ihnen selbst jene Privilegien zu, welche ihnen Wenceslaw in einer nicht brüderlichen Stimmung versprochen hatte.

Der erhaltenen Ruhe froh, kehrten nun die Städter freudig zu ihren friedlichen Gewerben zurück, und strebten emsigen Ameisen gleich den erlittenen Schaden durch Thätigkeit und Gehorsam wieder zu ersetzen, und gelangten so in wenig Jahren zu ihrem vorigen Wohlstande.

Nicolaus sah dieses mit innigem Vergnügen, und beförderte fröhlich ihr redliches Streben und ihre Treue durch wohlthätige Einrichtungen und neue Gnadenbezeigungen.

So schenkte er im Jahre 1288 der Stadt Troppau das Dorf Crsyp (Krib?) mit allen obrigkeitlichen Rechten; bestätigte die daran grenzenden 40 Huben Wald, welche sie von Ottokar erhalten, und fügte ihnen noch 20 Huben Acker vom Schlosse Gräz hinzu. In eben diesem Jahre erneuerte er die Freiheit, das Silberbergwerk von Benesch nach den Iglauer Bergrechten zu bauen. Im Jahre 1290 vermehrte er die Macht und das Ansehen der städtischen Obrigkeiten, indem er die Bürger zur Achtung und Folgsamkeit gegen dieselben unter einer Geldstrafe verpflichtete, welche nicht über 30 und nicht unter 4 Gulden sein durfte. Er ertheilte dem Lande das Magdeburgische Recht, führte in den Städten die Zechenordnung ein, und gestattete den Obrigkeiten, die Zahl der Zunftverwandten und ihre Statuten nach Gutbefinden zu vermehren oder zu vermindern, 1290.

Als er nun das Land in Ruhe und alle bürgerlichen Gewerbe im Gange sah, reiste er im Herbste dieses Jahres zu seinem Halbbruder Wenceslaw nach Prag. Er fand bei ihm eine gütige Aufnahme. Dieses hob das früher gehegte Mißtrauen auf, das freundschaftlichste Verhältniß befestigte sich zwischen beiden Fürsten. Wenceslaw ernannte seinen Bruder zum Reichsmarschall von Böhmen, und überließ ihm die Bestrafung des stolzen und übermüthigen böhmischen Edelmannes, Zawisch von Rosenberg, welcher nicht nur dem Nicolaus manches Ungemach verursacht, sondern zuletzt eine Verschwörung selbst gegen das Leben des Königs gestiftet hatte. K. Wenceslaw bestimmte die Strafe nach der Größe des Verbrechens, die Vollziehung ward dem Bruder Nicolaus aufgetragen. Dießer ließ dem Verräther den Kopf mittelst eines Bretts vom Rumpfe schlagen.

Bald darauf kehrte er wieder in sein Herzogthum zurück; fand aber nicht mehr die hinterlassene Ruhe und Ordnung. Die Städter waren durch die Härte und mißbrauchte Gewalt ihrer Obrigkeiten, die Baronen aber durch den Trotz seiner Getreuen von neuem gereizt, und die alte Empörungssucht und Fehdelust wieder aufgeweckt. Nicolaus, rasch in seinen Entschlüssen, aber klug in der Ausführung, trat mit Muth in die Mitte zwischen diese beiden, griff die aufrührischen Baronen in ihren Burgen an, und vertrieb einige aus dem Lande. Gegen die Städter aber versuchte er die Waffen der Güte und Nachsicht; minderte die Gewalt seiner Beamten, und rief 1291 — vielleicht in der Hoffnung, durch festere Begründung der Religion den rohen, starrsinnigen Charakter seiner Unterthanen sanfter und biegsamer zu machen — Priester aus dem Predigerorden nach Troppau, und begann für sie noch in demselben Jahre den Bau eines Klosters und einer Kirche, welche er dem heiligen Wenzel weihete.

Zugleich begünstigte er seine Vasallen, ertheilte ihnen neue Würden, und überließ ihnen Güter zum Nachtheile der Baronen. Das vermehrte

ihr Mißvergnügen und fachte ihren innern Groll so sehr an, daß er endlich in eine offene Empörung ausbrach.

Nicolaus machte sich schnell auf und forderte die Bürger der Städte zur Hilfe gegen sie. Diese aber standen mit den Baronen in gleichem Verhältnisse zu ihrem Fürsten, denn beide waren als Besitzer von Allodien freie Wehrmänner. Sie erwarteten also von diesen Schutz, während sie von jenem zur Hörigkeit herabgedrückt zu werden fürchteten. Zudem waren ihnen die in den Städten errichteten Gerichtshöfe (judicia et curiae) ein Gräuel, die Zechenordnung eine unerträgliche Fessel, und seine heilsame Strenge ein ungerechter Druck. Sie verweigerten ihm also die verlangte Hilfe; und ein heimlich geschlossener Bund mit den Baronen kam ans Licht. Jetzt trat im furchtlosen Gemüthe unseres ritterlichen Herzogs Wuth an die Stelle der Milde. Er focht mit Ingrimm gegen die Verräther, verheerte Städte und Schlösser, verlor aber in den vielen blutigen Fehden seine wenigen Getreuen, und ward genöthiget, zu seinem königlichen Bruder nach Brünn zu fliehen. Ungefähr um das Jahr 1296.

Gewiß hätte Wenceslaw ihm gerne Hilfe geleistet, hätten ihn gefährliche Zwistigkeiten mit Albrecht von Oesterreich nicht zu sehr beschäftigt. Er suchte deswegen die Angelegenheit seines Bruders in Güte beizulegen, und ermahnte dessen Unterthanen zur Unterwürfigkeit. Diese fürchteten aber wahrscheinlich des Herzogs Rache, und unterwarfen sich der Herrschaft des Königs. Er herrschte darauf auch wirklich durch mehrere Jahre unmittelbar über ihr Land, gab Verordnungen, ertheilte Privilegien, und beschenkte Klöster und Dörfer dieses Fürstenthums. Doch betrachtete er noch immer seinen Bruder als Herzog von Troppau; zum Besitze desselben vermochte er ihm aber nicht mehr zu verhelfen.

Als ihm daher im Jahre 1300 die Krone von Polen übertragen worden, übergab er seinem vertriebenen Bruder die Stadthalterschaft über Klein-Polen, und dachte dadurch ihm eine Entschädigung für das verlorene Herzogthum, sich selbst aber einen kühnen Vertheidiger seiner neuen Krone gegen den Mitwerber Wladislaw Loktek Herzog von Sendomir, zu verschaffen.

Nicolaus blieb aber auch nicht lange im Besitze desselben. Denn bald nach seiner Ankunft in Krakau bemerkte er, daß Wladislaw Loktek hier einen Anhang habe. Er spähete den einzelnen Gliedern desselben nach, und verfuhr gegen die Entdeckten mit seiner gewöhnlichen Strenge. Dadurch machte er sich auch bei den andern Polen verhaßt, und sie klagten beim Könige über Gewaltthätigkeiten und Härte. Wenceslaw, der sich erst durch Liebe und Zutrauen auf seinem neuen Throne befestigen wollte, war genöthiget, ihn nach drei Jahren wieder von seiner Statthalterschaft abzurufen.

Indessen rechtfertigte sich das Betragen des Herzogs. Denn nach seiner Entfernung vermehrte sich der Anhang des Wladislaw Loktek von Tag zu Tag, und Wenceslaw erhielt sich nur durch Nachgiebigkeit und Milde auf dem polnischen Throne. Als er aber im Jahre 1305 gestorben war, erklärte sich der größte Theil der Polen für Wladislaw. Dieser, im Vertrauen auf seinen Anhang, zog vor Krakau. Die böhmische Besatzung verließ aus Furcht einer Verrätherei die befestigten Plätze und gestattete ihm freien Einzug in die Stadt.

Der neue König von Böhmen Wenceslaw III. wollte nicht unver-

sucht diese Krone fahren lassen. Er schickte den Herzog Nicolaus mit einem schlesischen Heere gegen Krakau, das Vordringen des Wladislaw aufzuhalten, und versprach ihm bald mit einem Heere zu folgen. Dem Nicolaus war dieß eine erwünschte Gelegenheit, die ihm unlängst zugefügte Beleidigung an den Polen zu rächen. Er vereinigte sich mit den böhmischen Truppen, welche noch einige feste Plätze um Krakau inne hatten, faßte eine feste Position gegen den Feind, und erwartete so die Hilfe des Königs. Dieser war schon wirklich mit einem zahlreichen Heere von Prag aufgebrochen und bis Olmütz gekommen. Hier aber wurde er von der treulosen Hand eines Dieners, Namens Pottenstein, meuchlerisch ermordet, den 4. Aug. 1306. Nicolaus blieb also ohne Unterstützung, wurde von Wladislaw Loktek geschlagen und aus dem Gebiete von Krakau vertrieben.

Mit Wenceslaw III. ist die Dynastie der Přemysliden ausgestorben, auf welche die Troppauer immer mit Vertrauen blickten. Als sie nun Rudolf von Oesterreich den 8. Sept. 1306 den böhmischen Thron besteigen sahen, unterwarfen sich die vier Städte: Troppau, Leobschütz, Jägerndorf und Freudenthal von neuem dem Herzog Nicolaus unter der Bedingung, daß er an ihnen keine Rache nehme, und sie bei ihren vorigen Rechten und Freiheiten belasse. Nicolaus gestand ihnen alles das zu, in einem Begnadigungsschreiben, welches er wieder zu Troppau am 18. December 1306 ausstellte. Dem Beispiele dieser vier Städte folgten die andern Bewohner des Landes, und so herrschte wieder eine Zeit lang Ruhe und Friede in demselben.

Aber bei dem rohen Stolze und der Derbheit der Bürger, bei dem fortsiedenden Grolle der Baronen, und bei dem feurigen Eifer und der Strenge des Herzogs, in einem fehdelustigen Zeitalter, wo man in den Kampf wie auf eine Jagd zur Lust ging, und nur den achtete, welcher einen Strauß erstanden, wie konnte bei diesem Verhalten die Ruhe lange bestehen? Alle frühern Ursachen der Zwietracht blieben unbehoben; es wiederholten sich also auch alle alten üblen Folgen, und Nicolaus mußte im Jahre 1309 zum Zweitenmale sein Herzogthum verlassen, und kam nie mehr zum Besitze desselben.

Der Rath der Städte und die Baronen des Fürstenthums Troppau glaubten, daß nach Erlöschung des Mannsstammes der Přemysliden die weiblichen Descendenten den nächsten Anspruch auf dieses Herzogthum hätten, und übergaben es dem Boleslaw, Herzog von Breslau, als Gemahl der Margaretha, Schwester des letzten Přemysliden.

Nicht lange hernach kam Johann von Luxenburg, Sohn Kaiser Heinrichs VII., durch seine Vermählung mit Wenceslaws III. jüngster Schwester Elisabeth auf den böhmischen Thron, 1310. Boleslaw, stolz auf diese königliche Schwägerschaft, stattete ihm bald mit einem ansehnlichen Gefolge Besuch in Olmütz ab, 1311, und leistete ihm in einer Fehde gegen die Ungarn ritterliche Dienste. Johann, schlau und geschickt, jede Gelegenheit zu seinem Vortheile zu benützen, bestätigte ihm dafür den Besitz von Troppau; jedoch nur als Pfand für die Morgengabe von 8000 Mark Silber, welche er, als böhmischer König, dessen Gemahlin Margaretha, als böhmischer Prinzessin schuldete, und verlangte zugleich von ihm einen Revers, daß er gegen Rückzahlung des Pfandschillings jede Minute bereit sei, dieses Fürstenthum wieder abzutreten.

Eben so mußten die Städte Troppau, Jägerndorf und Leobschütz sich urkundlich erklären, daß sie ihrem neuen Herzog nur unter der Bedingung obigen Reverses die Huldigung geleistet hätten.

Indessen hatte das Land durch diesen Herzogentausch nichts gewonnen. Boleslaw war ein Verschwender, Raubritter, und mit seinen eigenen Brüdern in beständigen Fehden. Er überließ daher sein unsicheres Herzogthum der Willkühr eines Castellans, welchen er zur Verwaltung der Rechtspflege in seinem Schlosse Gräz aufstellte. Niemand kehrte sich aber an ihn, und so ward das Land allen Uebeln der Anarchie preisgegeben.

Das Faustrecht trat an die Stelle der Gesetze, Handel und Gewerbe wurden vernichtet, das Land von Raubrittern ausgeplündert und verheert, und die scheußlichsten Laster, als: heimlicher und öffentlicher Mord, Kinderraub, Mädchenentführung und Ehebruch wurden ohne Scheu ausgeübt. Dazu gesellte sich noch im Jahre 1315 eine so gräßliche Hungersnoth, daß Eltern ihre todten Kinder, und diese ihre verhungerten Eltern aufaßen. So fiel der Stein, den sie in blindem Uibermuth auf ihren Herzog geworfen hatten, wiedervergeltend auf sie selbst zurück.

Nicolaus sah diesen Wirrwar mit edlem Stolze und ritterlichem Trotze und lebte in großartiger Ruhe zu Brünn, wo er im Jahre 1318 starb, arm an Glücksgütern, wie Abt Peter von Königsaal sagt, aber reich an Tugenden.

Wie die Böhmen dem Kaiser zu Hilfe ziehen.

1462.

(Nach der Wiener Reimchronik des Michael Behaim.)

Von Dr. Legis Glückselig, aus Handschriften dargestellt.

Georg von Podiebrad und die Böhmen in den Wiener Wirren des Jahres 1462.

Hievon ist bereits im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 295) eine flüchtige Erwähnung geschehen, und wir tragen hier das Nähere aus seltenen und schätzbaren Quellen umständlich nach.

Das Jahr 1462 und die nächst vorangehenden und unmittelbar folgenden Jahre bilden eine der traurigsten Epochen in der Geschichte unseres geliebten Regentenstammes. Die unheilsvolle und gleichwol drei und fünfzig Jahre lange Regierung Kaiser Friedrichs IV. — der auch den böhmischen Ladislaw Posthumus erzogen und in unaufhörlichem Zwiespalt mit seinem Bruder Albrecht gelebt hatte — ist ein ernstes Drama in der Historie des gesammtösterreichischen Mittelalters. Gleichwol hat es ein gleichzeitiger Wiener, aber aus Böhmen abstammender Reimchronist,

Michael Behaim, zum Gegenstande eines langen „Gedichts von den Wienern" gemacht.

Welch ein Gegenstand! Im ganzen Oesterreicher-Lande ein wild-tolles Faustrechtswüthen, Raub und Plünderung, Mordbrennerei, ein in beständiger Noth und Drang herangewachsenes verkrüppeltes, allem Hohen und Herrlichen entfremdetes, nur den niedrigsten Leidenschaften, der Furcht und dem Eigennutze leibeigenes Geschlecht, — endlich auch, bei der Verwirrung aller Begriffe, die lange ausharrende Treue der Wiener ermüdet, das Völkchen verdorben durch eine Saat von Mißtrauen, ihm eingepflanzt von Tadlern der Regierung, von Schreiern über Verletzung der Hausgesetze — betäubt durch die häufigen widersinnigen Theilungen der Oesterreicher-Lande*), so daß der Oesterreicher, der Wiener zumal selbst nicht mehr wußte, wer der Herr ihrer Gelübde sei? —

„Da in dem reichen und mächtigen Wien**) die alten angesehenen Geschlechter, die Erbbürger und Genannten (vgl. die „Genannten" Prags, oben S. 48), der immer weiteren Ausdehnung der landeshoheitlichen Macht auf Kosten der alten städtischen Rechte (das vorzüglich in der immerwährenden Finanzverlegenheit seinen Hauptgrund hatte) am meisten im Wege standen, begünstigten die österreichischen Fürsten mit zu geringer Vorsicht die Handwerker und das gemeine Volk wider den Rath, wider die alten regimentsfähigen Geschlechter, wider die Reichen. Aber die Folgen davon kehrten sich wider sie selbrr. Jene Hyder — ungefähr das heutige Proletariat — wuchs ihnen über den Kopf, und die Politik war bequem, aber kraftlos, würdelos und dem Interesse der Fürsten abträglicher als Alles. In Wien verloren diejenigen, die bei gewaltsamen Umwälzungen das Meiste zu verlieren hatten, das Uebergewicht — die bloße Zahl der Köpfe entschied, übermannt wurden die besseren Bürger, und eine demagogische Faktion spielte den Meister, warf die angesehensten Rathsherrn in's Gefängniß, bis sie alle ihre Anschläge ausgeführt hatten, vernichteten die Rathswahlen, setzten ihre Vordermänner in die ersten Stellen" rc.

Noch jetzt blieb die Bürgerschaft Wiens Friedrichen treu ergeben, obgleich er sie aller Ungewißheit und allem Unheil preis gab, und durch einen förmlichen Vertrag (der ihn freilich bald wieder reute) Wien erst theilweise, dann ganz seinem Bruder Albrecht als Fürsten und Herrn überlassen hatte. Die Belagerung der Burg und alles frühere Unheil kommt auf Rechnung jener demagogischen Faktion, deren Vordermann der reiche und kühne Ochsenhändler Wolfgang Holzer, Rathsherr,

---

*) Nach Ladislaws des Nachgebornen Tode fiel 1457 das (laut alten Hausverträgen) stets untheilbare Herzogthum Oesterreich an den ältesten Fürsten der nächsten Linie. Das war Friedrich. Allein Herzog Albrecht behauptete, daß solche Untheilbarkeit nur giltig wäre, wenn der Sohn dem Vater, und nicht, wenn (wie im gegenwärtigen Fall) ein Vetter dem andern folgte. Nun mußte Friedrich Oberösterreich seinem Bruder Albrecht, den an Tyrol grenzenden Theil von Kärnthen dem Vetter Sigmund überlassen; und alle drei Herzoge wollten die Burg zu Wien gemeinschaftlich besitzen -- zum handgreiflichsten Beweise, daß aus Oesterreich ganz die Einheit gewichen sei, ohne welche kein Fürstenhaus zur Größe gedeiht. v. Woltmann Oesterreichs Politik und Kaiserhaus 1815, S. 92.

**) v. Hormayr im Taschenbuch für die vaterländ. Geschichte, Jahrgang 1825, S. 209.

Münzmeister und hierauf (gegen die, vom Kaiser vorgeschlagenen, von der Bürgerschaft im ordnungsmäßigen und gesetzlichen Wege gewählten Brenner und Ziegelhauser) eingedrungener Bürgermeister war. Des thatkräftigen Andreas Baumkirchner damalige patriotische Verdienste sind aus der österreichischen Geschichte hinlänglich bekannt — nicht minder die Kette von Vorfällen und Gewaltthätigkeiten: wie nämlich Friedrich in den gefahrvollsten Krieg mit Albrecht, dem österreichischen Adel, der Stadt Wien verflochten, und in der Burg selbst unter Anordnung seines Bruders beschossen worden, bis Georg von Podiebrad mit seinem Sohne Viktorin ihm Rettung gewährten 2c.

Unsre vaterländischen Annalen*) berichten hierüber bündig und klar wie folgt: Téhož léta Wjdňané zprotiwili sú se ciesaři Fridrichowi pánu swému. Tento ciesař poče měšťan Wjdenských nenáwiděti a ge obtěžowati, ukládage na ně lozunky: ale oni rady širšj nemagjce, i zwolichu sobě bratra geho kněže Albrechta. Tento kněz tuhú wálku s wjdenskými podgal, zbúřiwše pány wětšj a mowitěgšj proti němu a t. d. I to knieže Albrecht s Wjdenskými oblehna ciesaře na hradě Wjdenském, tak geho silně dobýwáše, až swázán gsa ciesař a gako stracený, ginam se wrci kam newěda, i užjwal po prosbách pomoci krále Českého.

A on (král Giřj) nad biednjkem Německým slitowaw se, k prosbě pana Zdenka swého purkrabie, i sebraw weliké wogsko přitahl k Kornumburku; a leže sám w něm, syna swého Wjdni s wogskem poslal. A když tam oni přigeli ad před předměstie přes Dunag se přewezše položili se, i spustili šturm k městu. Ale na městě tak mnoho gich měli neb málo méně, než u wogště; a tak tu mnoho Čechuow zbito. A k tomu šturmu knieže Albrecht nedaw odpierati, aby Čechowé nebyli mordowáni, i powolil ke wši smlúwě, což král Giřj gemu podal, a práwě tak že ne pro ciesaře toho činj, ale pro krále českého. A tak král Český w to se sám wložiw, i učinil mezi bratřjmi múdrú smlúwu, a toho ciesaře gako od smrti a od záhuby geho wyswobodil. A wšak napotom ciesař ne dodrým za dobré, ale wšjm zlým se zase oplácel. —

Was die böhmischen Annalen übergehen, nämlich die Details der bewaffneten Intervention, das erzählt die deutsche (Wiener) Quelle — die aus ungefähr 13000 Reimzeilen bestehende poetische Chronik Michael Behaims. Behaims Gedicht schildert überhaupt die damalige Anarchie in einer reinen fließenden, wenn auch bisweilen zu wortreichen Sprache mit kindlichem Sinn und nach der eigenen Auffassung, auch mit Treue (nämlich im Geiste der Parthei, der Behaim nach Pflicht angehörte), darum aber mit hinreichender Einseitigkeit gegen die Wiener und mit beständiger Vermischung jener obsiegenden wilden Parthei mit der Stadtgemeinde Wiens überhaupt — immerdar aber ein wichtiger Beitrag zur speziellen und lokalen Orientirung in jener grenzenlosen Verwirrung.

Die größte Wichtigkeit hat Behaims Gedicht für die Geschichte der damals handelnden Personen und die Genalogie, aber nicht nur des ge-

*) Letopisowé čeští ad a 1462, p. 178—179.

sammten Adels im Lande ob und unter der Enns und der Hauptstadt Wien, sondern auch der Nachbarstaaten, namentlich unseres Böhmerlandes, das unter seinem gewaltigen und klugen Könige, „Jersikh von Bodibrat" und dessen Sohn Viktorin, Herzog von Münsterberg und Grafen zu Glaz, für des Kaisers Rettung aus der von seinem Bruder Albrecht und dessen Anhang in Stadt und Land belagerten Wiener Burg allerdings sehr thätig war, ja den günstigen Ausschlag gegeben hat.

In Viktorins und Georgs Heeresfolge waren kraft Behaims Gedichte (dessen Namensverstümmlungen uns nicht Wunder nehmen dürfen) folgende Herrn und Ritter aus Böhmen und Mähren:

von Sternberg „Herr Stenko," oberster Burggraf zu Prag (seit 1448), nebst seinem Sohne „Jahn."

Herr Niklas Torpezky, des Fürsten Marschall,

Herr Ritter Purkhard Gamerit von Fronau, des Fürsten Kämmerer,

Herr Ritter Pasgam —

Herr Praiwiz,

Herr Abam,

Herr Jan Scherosky, Rezla, Herr Jan von Teiniz — diese die Diener Viktorins.

Den König Georg selbst begleiteten:

Herr Jan von Rosenberg,

Heinrich von Lippa, Erbmarschall Böhmens, Hauptmann in Mähren,

Herr Ginderzich von Streitsee (d. i. Gindřich ze Stráze). Hofmeister,

Herr Lew von Rosenthal (Rožmilal), der Königin Bruder,

Herr Michael von Michelsberg,

Dietrich von Tonawitze (von Janowitz) und sein Vetter Jenz von Pettersburg, (Jan Jenec z Janowic a z Petrspurku, 1470 Oberstburggraf).

Jakob (eigentlich Prokop) von Rabenstein, der oberste Kanzler —

vier Kolowrate „Bembsch, Hanns, Albrecht und Günbersich, die Kholbratten,"

Jan (Burian) von Gutenstein,

Jan und Stephan von Stiephanau,

Zdenko und Albrecht von Bastawitz,

Jan und Marasag,

die Brüder Sabesla,

Günbersich von Esternach und Hernitschnek von Kunstadt,

Friedrich und Bernard von Schönberg,

Wilhelm und Otto von Eylberg,

Purgan und Niklas von Gutenstein,

Niklas von Landstein u. A.

Leider! daß aus vielen dieser Namen nicht klug zu werden ist. Bei der Verbrennung des Thabor*) wird auch ein sicherer Tabat-

*) Thabor, Thaber, Tabor (die jetzige Taborlinie in Wien) ist wol von dem altböhmischen tabor, Lager der Hussiten, herzuleiten. Da stund ein Thabor vest und gut, was der prukhen gemacht zu hut etc.

schoßky (ohne Zweifel Tawatschowsky von Zimburg) genannt; es ist von Tortschen oder Tartschen, dann von hussitischen pauesen (Pafesen; vgl. Bd. I. S. 127) die Rede etc.

Der wackere Andreas Baumkirchner übernahm die Gesandtschaft an König Georg nach Prag:

dass er sich lenger seumbet nit
und schnelliglich gen Beheimb ritt
an den grossen geschickhen
zum edlen König Jersikhen,
und ihn fleissiglich ruffen an
dass Er die kayserliche Cron
rette und in der grossen noth
zu helffen khemb schnell und auch drot.

Baumkirchner hatte Johann von Teinitz und vierzig Pferde mit sich, aber er kam nur mit drei Begleitern in die Stadt.

Den edlen Khönig lobesamb
fand er zu Prag in Beheimb,
und dennoch in desselben nacht
er eyllend für den Khönig tracht,
und klaget ihm den Khommer
dises lasster und jammer.
Vnd sprach: Ich bitt dein Khöniglich gnad
dass du dem Kayser hilff und Rath
erzaigest in dem grossen zwang:
Er weiss khain menschlich persohn
auf Erden mehr zu ruffen an,
auf den Er dann mög bauen
noch so genzlich vertrauen,
als dem Khönigreich Beheimb vnd Dich —
darumb so hilff ihm schnelliglich!
Hilff ihm du tugenreicher Khönig
vnd thue das best das dich dunkh,
erzeig dein Khöniglich guette
vnd auch manlich gemuette.

In diesem demüthig-dringenden Tone fährt Baumkirchner noch weiter fort, offerirt dem Könige Siegel, Briefe, Geisel, abzutretende Städte und Schlösser und alles, was er sonst verlangen würde. König Georg besinnt sich kurz:

der edl Khönig lobesan
thet als ain treuer underthan
vnd auch der oberst Fürst der Chur
des heilgen Römischen Reichs für
ander Fürsten gesetzet,
hochgelobt vnd geschezet —

lauter Lobsprüche, die uns auf das politische und noch mehr moralische Gewicht schließen lassen, das sich Georg bei den Deutschen verschafft hatte. Er beherbergte den Abgeordneten und gab

Khaumb auf ain zwölfftheil ain uhr

demselben tröstliche Bothschaft an den Kaiser und seinen getreuen Anhang: wie daß er alsbald sein Volk sammeln und zu Hilfe eilen werde, gleich jetzt aber seinen Sohn Viktorin mit schlagfertiger Mannschaft gen Kornneuburg ziehen lasse — was auch noch in derselben Nacht in's Werk gesetzt ward.

Vnd also balt des morgens fru
da schicket ihm der König zu
seinen Sohn Victorine
mit ihm zureitten hine;
Herzog zu Münsterberg vil drat
graff zu Glaz herr zu Bodiebrat —
mit ihm von Sternberg herr Stanko
Obrister Burggraff zu Prag so,
zoch auch sein sohn herr Jane
mit ihm manicher khüene manne.
Dess Fürsten Marschalch wass auch hie,
der hiess herr Niclass Torpezkye
vnd ain ritter hiess herr Purkhardt
Gamerith wass auch auf der fahrt,
dess Fürsten Cammerer,
noch so waren ir mehrer;
ain ritter hiess auch herr Pasgj
herr Pranwiz herr Adam,
herr Jan Scherosky wass auch da,
vnd ainer was genannt Rapla etc.
Am vierten Tag khamen sie in
die statt Korneuburg hin,
herr Gamerith von Fronau
der führt das heer durch die Thonau etc.

Nun schildert der Reimchronist den Aufbruch des Königs Georg, welcher etwas später nachfolgte. Georg nahm über 7000 Mann mit sich aus allen Landen der böhmischen Krone:

Ain theil ich hie nennen will
als mir den khündig ist soviel:
der Erst als ich vernimb vnd merkh
so zoh herr Jan von Rosenberg,
vnd ain herr in den zeitten
herr heinrich von der leytten,
Erbmarschalch zu Böheimb im Reich
haubtmann in Mehren dessgleich,
vnd herr Gundersich von Streittsee
hoffmaister alss ich es verstehe,
herr lew von Rosenthale
was auch in diser wahle,
der Khönigin bruder so wass Er
ain ausserwehlter degen herr,
vil vest vnd streng in sain werkh,
vnd herr Michael von Michelsberg
vnd herr Dietrich was dieze

ain herr von Tonawize.
Sein manheit was noch aller genz
vnd mit ihm sain vetter herr Jenz
von Pettersburg was er geborn,
ain stolzer degen auserkorn,
vnd der von Rabensteine
herr Jacob ich da meine,
Der Cron und auch des khönigs ehr
da war der obrist canzler,
herr hannss herr Gundersich vnd auch
herr Albrecht herr Bembsch darnach —
all dise vier Kholpratten
waren auch bei disen thatten
auch herr Jan uud her Sehame
Stefanowiz als ich verstehe,
vnd auch herr Jan von Gutenstain
vnd sunst vil herrn in der gemain,
herr Stenkho herr Albrechte
bassdawiz, sonder schmechte,
vnd auch herr Sematsch von Khörstatt,
auch sah man ziehen auf der pfadt
die herrn von Schönberg auf der fahrt
zween herrn Friedrich ain herr Bernhardt,
herrn wilhelm vnd herrn Othe
von Eylberg khomen drate,
vnd herrn burgan und herr Niklas auch
von Gutenstein zugen darnach,
vnd auch herr Niclass von landstain
der herrn zugen viel mit ain,
die ich nit mocht genennen,
noch der namen erkhennen.
Auch waren die Mahrer herrn da
von Ereburg und Trabatscha,
herr Jan mit zwaien söhnen schon,
das warn herr Stüber vnd herr Jan,
herr Mattlasch von Sternberge
wass auch in der materge
vnd herr Jankho von Tschernaho
vnd auch herr Carl vnd herr wazla
sein bruder Flaschin fuhr auch hin,
herr Jan von Embsburg vnd Gitschin
von Lamniz herrn zwene,
die zugen auch mit deme etc. etc.

Nun ging der Marsch nach Korneuburg, während Kaiser Friedrich noch immer in der Hofburg belagert war. Auf die weiteren Erzählungen des Michael Behaim können wir hier nicht eingehen. Nachdem König Georg am 2. Dezember 1462 ein Abkommen mit den Rebellen vermittelt hatte, brachten er und sein Sohn Viktorin den Kaiser sammt Familie in Sicherheit — doch beendigte erst der blutige Tod Albrechts von Oesterreich den unseligen Bruderkrieg.

So hatte denn der edle Böhmenkönig Georg auch um das Habsburgische Herrscherhaus Lorbeeren gesammelt, und daß man es ihm oben nicht vergaß, beweis't die Sorgfalt Kaiser Rudolphs II., mit welcher er im Jahre 1589 der irdischen Uiberreste des mit ihm und seinem Hause gar nicht verwandten Böhmenkönigs sich angenommen, die er aber gleichwol unter dem Mausoleum im Prager Dome bestatten ließ, wie denn auch König Georgs Porträt äußerlich an dem prächtigen Marmordenkmale prangt.

Ahnentafeln.

I.

Die Czernine von Chudenitz.

Wer die alten Geschichten des böhmischen Volkes lies't, begegnet frühzeitig dem Namen Czernin, dessen erste Erscheinung mit den Begebenheiten des Landesfürsten selber innig verflochten ist und eine genauere Kenntniß jener Zeit verlangt. — Als der Kaiser Heinrich VI. nach Italien eilte, sich in Rom die Kaiserkrone aufzusetzen und auf Sicilien die Rechte seiner Gemahlin Constantia, der Enkelin Robert Guiscards, Tancreds und der Ruggiere ꝛc. geltend zu machen, war in dem Heere kräftiger deutscher Männer auch der Böhmen-Herzog Conrad-Otto, der im eifrigen Kampfe bei Neapel erliegend, nur seine Gebeine ins Vaterland zurücksenden konnte (1191). Der Prager Bischof Heinrich Brzetislaw, selbst ein Prinz herzoglichen Geblütes, verschaffte seinen Vettern Przemysl Ottokar und Wladislaw, jenem das Herzogthum Böhmen, diesem die Markgrafschaft Mähren um den Preis von 6000 Mark, für den er beim Kaiser mit seiner Freiheit gut stand. Ein Jahr lang war er auf diese Weise halber Gefangener und jemehr seine Ehre am kaiserlichen Hofe wuchs, um so mehr stachelten seine Neider (die Chronik nennt sie, „bellende Hunde") gegen ihn den Herzog auf, der nicht zahlte und unbesonnen mit des Kaisers Feinden sich verband. Der Kaiser, der nichts härter strafte, als Ungehorsam (wie die blutrauchenden Schaffotte, die glühenden Throne und Kronen, entsetzlich in Neapel und Sicilien beweisen), ergriff die böhmische Fahne und belehnte mit dem Herzogthume den Bischof Heinrich Brzetislaw, der in seiner Brust fühlend, daß auch er ein Fürst sein könne, mit den Waffen den Weg ins Vaterland suchte, den er als geistlicher Hirt zu seiner Heerde eilend, schon lange nicht mehr hätte mit Sicherheit betreten dürfen. — Der Histoker, Abt Gerlach, hat es mit eigenen Augen gesehen und aufgezeichnet, wie des Landes Große den Herzog umstanden, mit leichtherzigen Worten ihn anfeuerten zur Gegenwehr, ihm Treue schwuren, und ihre Söhne als Geisel stellten. Allein als das herzogliche und bischöfliche Heer sich gegenüber standen, verließ einer nach dem andern den Herzog, der nirgends Heil fand, als in der Flucht mit wenig Treuen (1193). Der priesterliche Herzog in priesterlicher Würde Niemand nachstehend, als dem heiligen Adalbert, fühlte bald der Herr-

schaft Mühen: wie es Noth thue streng zu sein und kriegerisch, wie irdische Liebe vornehmlich kräftige Naturen überschleiche, wie schwer es sei, vollkommen in einem Amte zu sein, wie fast unmöglich in zweien! Und in wenig Jahren niedergeworfen von der Uiberzeugung menschlicher Fehlerhaftigkeit und gehoben durch der Demuth reines Geständniß, beweinte er in einer Synode öffentlich seine Schwächen und nahm bald darauf das Kreuz, sie am Grabe des Erlösers abzubüßen: immer noch stark und unbeugsam, als der Tod sich näherte, und der verdrängte Przemysl mit des Todes Schrecken im Bunde, Prag vergeblich berannte und das Herzogthum abtrotzen wollte. Der Bischof starb in Frieden zu Eger, bald darauf sein kaiserlicher Freund Heinrich VI., und da nun der allgewaltige Schrecken vor dem Letztern gelöst war und alle Herzen von der Meerenge Messina's bis an das baltische Meer freier schlugen, erschien auch Przemysl, den Herzogsstuhl zu besteigen. Am ersten Platz unter denen, die ihm Alles widmeten und geschworen hatten, für ihn zu leben und zu sterben, ihn und sich zu erhöhen, stand Scirnin, ein mächtiger Dynast des Landes. Sie eilten nach Prag. Des Herzogs Bruder Wladislaw, den der Adel aus Furcht vor gerechter Strafe, Przemysln eben vorgezogen hatte, trat ihnen mit einem Heere entgegen, bedachte sich aber, der Gegner Stärke erwägend, und trat dem Bruder das Herzogthum ab, sich mit Mähren begnügend (1197). Unter Allen, die Przemysln begünstigten, ist Scirnin allein namentlich aufgeführt und durch ihn muß vornehmlich entschieden worden sein, daß Przemysl eine mehr als 30jährige Regierung genießen sollte. Es ist nicht aufgezeichnet worden, wieviel dieser Scirnin in jenen Zeiten, wo eine volle, löwenkühne Mannskraft oft die Entscheidung brachte, beigetragen habe, dem Herzog die Königskrone zu verschaffen, welche der Kaiser Philipp ihm zu Boppart am Rhein feierlich aufsetzte; wie viel er gehindert oder beigetragen, daß die Königin Adele von ihrem Gemahl verstoßen, ins Kloster wandern mußte, und eine ungarische Prinzessin den böhmischen Thron mit Przemysl theilte; wie viel er beigetragen, daß der König den darob zürnenden Kaiser in seiner Ohnmacht verließ und sich mit Heftigkeit in die Arme des Gegenkaisers Otto warf, der ihm zu Merseburg ein zweites Mal die Königskrone aufsetzte; wie viel er beigetragen, daß der König mit dem Kaiser Philipp sich wieder versöhnte und für seinen Sohn Wenzel die kaiserliche Tochter Kunigunde erhielt, (worüber Otto von Wittelsbach so zürnte, daß er den Kaiser erschlug,): der erste Czernin erscheint als Zeuge in der Urkunde, in welcher der König das Kloster Ostrow beschenkt, unmittelbar nach dem Markgrafen Wladislaw und dem Herzoge Theobald: Cyrninus camerarius, und scheint die Würde des obersten Landeskämmerers als Belohnung seiner Dienste erhalten zu haben; er erscheint in einer Urkunde des Klosters Kladrub mit zwei Brüdern: Czirnin cum fratribus suis Brzetislao et Derslao; er erscheint mit einer Urkunde vom Jahre 1193, welche das Kloster Brzewnow noch bewahrt, als Comes Cyrnin, wobei man sich bekanntlich keinen Grafen im heutigen Sinne vorstellen darf, sondern einen mächtigen Reichsbeamten, gleich dem Comes oder Obergespann in Ungarn; auch die Archive von Wittingau und Tepl bewahren seinen Namen. So hochgestellt dieser ausgezeichnete Mann auch erscheint, so ereilte ihn doch

das Unglück (saevius ventis agitator ingens pinus, excelsae graviore casu decidunt turres, feriuntque summos fulmina montes!). Er wurde 1212 verbannt, und man weiß nicht, ob er sein Vaterland wieder sah, oder in der Fremde starb? In solcher wortkarger Einfachheit sprechen die Chronik und die gleichzeitigen Urkunden und reizen wie die Bücher der Offenbarung, denen das Siegel des Geheimnißes aufgedrückt ist, zu eifriger Betrachtung.

Der Name Scirnin ist freilich nur der Name einer Person, nicht eines Geschlechtes; allein es ist unnöthig zu bemerken, daß nach dem Namen eines Mannes, der unter den Zeitgenossen so sehr hervorleuchtete, die Nachkommen oft mit selbstbewußtem Stolze sich nannten. Unter den Herrscherhäusern mögen die Carolinger, die Arpaden, die Przemysliden, unter dem Adel unserer Monarchie die Dietrichsteine, die Herbersteine etc. für diese Behauptung zeugen; nur daß hier die Ahnherren Dietrich, Herbert etc. ihren Namen zuerst der Burg, dem Steine beilegten, und von der Burg auf das Geschlecht übertrugen, so wie die Wurmbrande ihren Namen von dem durch Feuer getödteten Lindwurm, die Auersperge vom besiegten Ur, die Kuenringe von der Versammlug der Kühnen in einem Ringe trugen etc. Das Herz der alten Deutschen und Slawen, welches wenig Gegenstände faßte, aber die wenigen ganz, hielt ungemein viel auf einen inhaltschweren Namen, der dem neugebornen Kinde als der zärtlichste Ehrenschmuck für sein ganzes Leben mitgegeben wurde. Freilich ist unsere Etymologie zu unvermögend, die Namen alle, welche die Zeit zu Räthseln gemacht hat, befriedigend zu lösen und ihren zureichenden Grund aller Welt Augen vorzulegen; doch thut man immer Unrecht, diese Namen gleich zu halten unsern Taufnamen, welche nie in einer nothwendigen Verbindung mit dem Bezeichneten stehen und höchst selten an eine Zufälligkeit erinnern, welche nur dem Getauften angehört; denn eben als mit dem fortschreitenden Christenthume diese fremden Klänge ohne nationale Bedeutung einer Menge Menschen ohne Unterscheidung fast aufgedrungen wurden, und ein und derselbe Name so oft vorkam, mußte Verwirrung entstehen, ein zweiter Name nothwendig werden und aus einem sich nichts mehr schließen lassen. — Je einfacher ein Volk ist, um so größer und feuriger ist die Stammes- und Familien-Liebe, und die Verdienste eines Vorfahren können bei seinen Nachkommen nicht vergessen werden, nur läßt sich nicht erwarten, daß außer dem einfachen Namen, den Thaten und Würden, auch die nähern Umstände der Abstammung und Verwandtschaft aufbewahrt werden; was Allen bekannt war, schien unnöthig aufgezeichnet zu werden, und eine urkundlich genau zusammenhängende Filiation, etwa durch Tauf-, Trau- und Todtenscheine, würden Europa's älteste Dynastieen nicht zusammenbringen. — Es hat sich bei der Familie Czernin erhalten, daß bei der Verbannung im unglücklichen Jahre 1212 gegen das ganze Geschlecht gewüthet und alle Burgen erobert und zerstört wurden. Das ganze Haus schien von der böhmischen Erde für alle Ewigkeit vertilgt zu werden: die Liebe einer Amme rettete einen zarten Knaben, indem sie ihn an einem abseitigen Feuerherde gegen das erste Wüthen versteckte, und nach dem Abzuge der feindlichen Horde ihn gänzlich rettete. Es wird nicht gesagt, welches der drei Brüder Sohn er gewesen, allein er er-

stand aus seinem niedrigen Orte ganz schwarz und berußt (czerny), und erhielt das Geschlecht, wie in einem ähnlichen Falle, nicht minder seltsam, jenes der Freiherrn von Rothkirch erhalten wurde: alle Rothkirche waren nämlich ritterlich auf ihren Schilden in der Schlacht gegen die Mongolen bei Wahlstadt (1241) gefallen, nur Einer lebte, den asiatischen Würgern unbekannt, — ungeboren, im gesegneten Schooße seiner Mutter. — Noch am heutigen Tage zeigt man im Chudenitzer Schlosse einen Schornstein, der in seinem Innern einen Mauervorsprung hat: denselben Vorsprung, in welchem während der Verfolgung, Beraubung und Ermordung des ganzen Hauses, die Amme das Söhnlein des Burgherrn, den letzten theuern Sprossen verbarg und rettete. — Die zarte Jugend und Schönheit des Kindes und die liebende Treue der Dienerin sollen den Zorn des Königs besänftigt, und er selbst dem Knaben, auf die Uibereinstimmung seiner schwarzen Farbe (czerny) mit dem Namen des alten, mächtigen Cyrnin, und mit dem schwarzen Hasse gegen ihn anspielend, den Namen Czernin beigelegt haben. Die wiederaufgebaute Veste aber, der einzige Uiberrest so großen Reichthums und so ausgedehnter Macht, hieß im Munde des Volkes die armselige (Chudenice). — Das Volk in Böhmen, das den Geschichten seiner uralten Helden gern zuhört und sie gern erzählt, gibt den Czerninen noch einen Ursprung, der einer alten Tradition vom Ursprung der Liechtensteine und der von ihnen aufgeerbten Boskowitze ähnlich, so wie der vom geretteten, schwarzen Knäblein, dem Ursprung der Zierotine (Waisen) ähnlich ist und für der Familie alten Wohlstand spricht. — Ein Herzog trat, ermüdet von der Jagd, und überrascht von der Nacht, Obdach suchend, in eine Köhlerhütte. Er fand eine Menge reizender Kinder, die in der Dunkelheit mit etwas spielten, das einen fast überirdischen Glanz von sich gab. Er unterhielt sich mit den Kleinen, die den Vater erwarteten und den Fremdling zutraulich im Spiele umkreiseten und gewahrte mit Staunen, daß das Glänzende große Stücke des köstlichsten Karfunkels wären. Der Vater (czerny, der Schwarze) kehrte endlich nach Hause, und auf des Fürsten Frage, woher er dieses Spielzeug genommen? zündete er schweigend eine Kienfackel an und führte ihn an einen abgelegenen Ort, wo der Erde höchste und unbekannteste Reichthümer bei wechselndem Monde in wirrer Ordnung ihnen entgegenglänzten und niederkniend entblößte er sein Haupt, sprechend: Du bist mein Fürst und Herr, und Alles ist Dein! Sie kehrten zurück und in den Gesprächen, die sie die Nacht durch bis Tagesanbruch hielten, erkannte der Herzog, welch würdigen Diener er an ihm gewinnen könne, und nahm ihn an den Prager Hof.

Abgesehen von dem Mährchen, haben sich die Czernine, schon vor Jahrhunderten für Nachkommen des alten Königsstammes der Przemysliden ausgegeben, und sind öfter und lange dafür gehalten worden.

Der Herzog Wladislaw I. (1109—1125) hatte drei Söhne: Wladislaw II., der, als die feuervollen Reden des heiligen Bernards von Clairvaux Frankreich und Deutschland zum Kreuzzuge begeisterten, mit dem Kaiser Konrad (1147) ins gelobte Land zog, sich vom Kaiser Friedrich die Königswürde verschaffte, und vor der Stadt Mailand seinen Böhmen unvergänglichen Ruhm erstritt, dann Heinrichen und Theo-

halden. Von Heinrich stammen die oben erwähnten Herzoge Conrad-Otto und der priesterliche Herzog, Heinrich Brzetislaw: er wurde auch der Stammvater der Czernine genannt, wie Theobald jener der Schwihowsky von Riesenberg, welche beiden Familien sich immer als Verwandte ansahen.

Betrachtet man das Verbannungsjahr des ersten Czernin 1212, so dringt sich unabwehrbar eine Vermuthung auf. In demselben Jahre erhielt Przemysl Ottokar für sich und alle Nachkommen erblich die Königswürde. Bisher hatte als Staatsgesetz gegolten, daß immer der Aelteste der Familie den Herzogsstuhl besteigen sollte, nun wurde vorbereitet, das Recht der Erstgeburt einzuführen, wodurch alle lebenden Fürsten der andern Zweige, für jetzt entschieden von der Thronfolge ausgeschlossen wurden. Ein solches Ereigniß konnte den ersten Czernin, der so kräftig und treu für Przemysl gehandelt hatte und in der erwähnten Urkunde unmittelbar nach den Herzogen Wladislaw und Theobald seinen Rang einnimmt, gar wol zu Schritten fortreißen, die mit dem Untergange seines ganzen Geschlechts nach dem Willen des Königs endigen sollten, der so unerbittlich strafte, weil er ähnliche Unternehmungen auch von den andern Verwandten fürchtete. Man hat vermuthet, der König habe so heftig gezürnt, weil der erste Czernin, der (1199) verstoßenen Königin Adele sich ritterlich angenommen, allein Adele war schon 1211 gestorben. Der Kaiser Philipp hatte zu günstigerer Zeit für Adelen die weltlichen Waffen vergeblich geführt, der Papst Innocenz der III., der seine Macht für das Sonnenlicht und jede andere nur für den Abglanz der seinigen hielt, war in scharfe Erörterungen über die Verstoßung eingegangen, und die Ehe ward getrennt, ja eine zweite in demselben Jahre geschlossen, ist aufrecht geblieben. Wie hätte sich Czernin so vergeblich bemühen wollen!? —

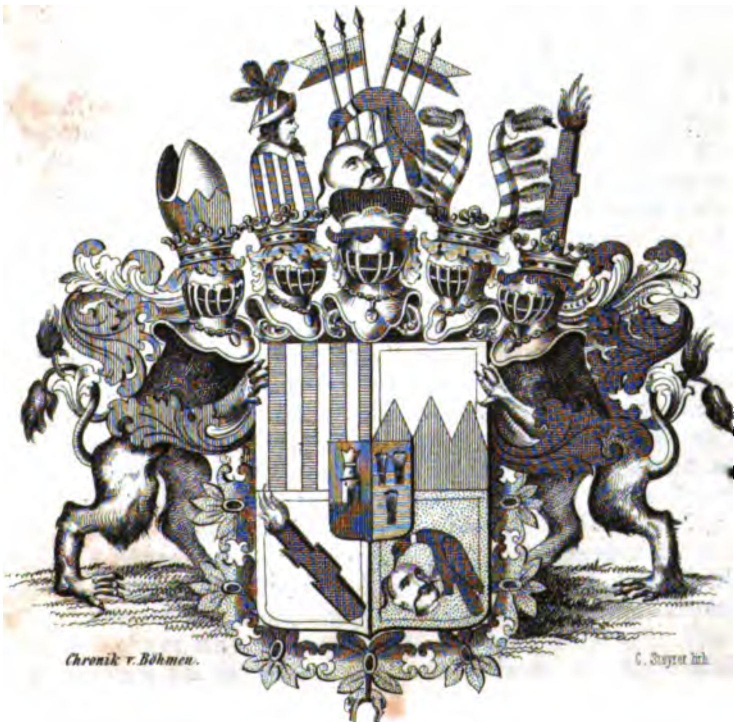
Gegen die Przemysl'sche Abstammung hat man das Schweigen aller gleichzeitigen Chroniken und Urkunden eingewendet. Wenn aber dieses Schweigen, das eben so gut ein Grund der Bejahung sein kann, als Gegengrund gelten soll, so muß man ganz vergessen, wie viele Chroniken und Urkunden sind zerstört worden, daß unser bruchstückreiches Wissen nicht gleichbedeutend sei der klaren Einsicht verschlossener Jahrhunderte, daß namentlich die Chronik des erwähnten Abtes Gerlach, der von dem ersten Czernin berichtet, nur verstümmelt auf uns gekommen ist, und da aufhört, wo wir nähere Aufschlüsse über jene merkwürdige Verbannung zu erwarten berechtigt sind. Wer die Chroniken des Mittelalters nur flüchtig kennt, muß bemerken, mit welcher Sorglosigkeit erfolgreiche Fakta behandelt werden; ja es müßte Niemanden Wunder nehmen, wenn eine gleichzeitige Chronik, die ausdrücklich von der Familie Czernin handelt, die herzogliche Abstammung als bekannt überginge: wie viel mehr konnten sie Chroniken außer Acht lassen, die ganz andere Zwecke vor Augen hatten. Um ein Beispiel aus dem Kreise eben dieser Zeit anzuführen: die Verstoßung Adelens motivirt eine meißnische Chronik durch zu nahe Verwandschaft, und den Beweis davon, daß die Przemysliden reicher an Nachkommen sind, als wir aus den vaterländischen Papieren schließen können, gibt wieder ein Ausländer, indem er sagt: Adelens Bruder, Heinrich der Stolze von Meißen, der seines Vaters Schatz (300.000 Mark Silber!) so hastig aus der Abtei Celle

raffte, sei mit Przemysl's Nichte, Sophie, der Tochter des Herzogs Friedrich, vermählt gewesen. Aehnliche Belege ließen sich noch mehr auffinden und voll Betrübniß ruft Balbin aus: Tanta fuit Majorum nostrorum in describenda Principum ac Regum genelogia segnities!

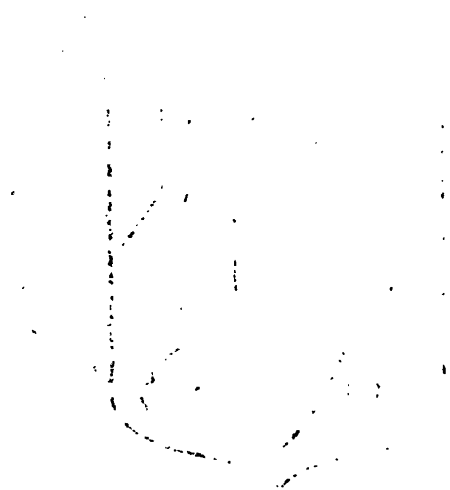
Der ehrwürdige Dobner meint, die Böhmen würden nach dem tragischen Ende des letzten Przemyslidischen Königs (1306), wenn es noch einen Nachkommen Przemysls gegeben hätte, ihn selbst vom Pfluge auf den Thron gerufen haben. — Es ist ein Vorzug, den das junge Europa seiner Cultur verdankt, daß der Reichthum sich weiter ausgebildet hat und die Lehre vom Erbe und Erbfolgerechte klarer entwickelt ist, als im Mittelalter, wo sich häufig Beispiele finden, daß ganz Fremde in Land und Leute folgten, ungeachtet noch Collateralen vorhanden waren. Um die Herzoge von Croy zu übergehen, die sich rühmen Arpaden zu sein und in Ungarn doch nicht zur Regierung kamen, sei es hinreichend, an die Nachkommen Carls des Großen zu erinnern. Dieser größte Held, der in den Fluthen des Mittelalters dahin fährt, wie ein brennendes Schiff Nachts mitten im Weltmeere, erfüllte die Völker vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne mit der Ehrfurcht seines Namens; allein er vermochte nicht seinen Nachkommen dauernd die Krone aufs Haupt zu setzen. In Deutschland zog man sein unechtes Blut (Arnulph) seinen ehelichen Kindern vor, ja man schmückte Konrad den Franken, und nach ihm Heinrich den Sachsen und sein ganzes Haus mit der deutschen Krone, während in Frankreich noch Karls ächte Nachkommen blühten: Karl III., Ludwig IV., Lothar, Karl, Ludwig V. — Ja, wählte man auch nur in Italien oder Burgund karolingische Könige und blieb ihnen endlich der französische Thron? Blüht nicht Askanien (Anhalt) noch? und sind ihm nicht die Kuren Sachsens und Brandenburgs verloren gegangen an ganz fremde Fürstenstämme? Die Görzer folgten 1363 keineswegs, als der jüngere Meinhard, Sohn der Maultasche, starb, sondern die Habsburger ꝛc. Auch die Abstammung der Stahremberge von den steyrisch-traungauischen Ottokaren hat immer noch manche Wahrscheinlichkeit und alle Gewährsmänner für sich, obgleich die Stahremberge den Babenbergern die Steyermark nie angefochten haben!? — Schon unter den Luxemburgischen Königen und diese folgten den Przemysliden, war es nächst dem Reichthum am Landbesitz ein beneideter Vorzug, das Alter und die hohen Ehren seines Geschlechtes vor andern zu rühmen und dem kecken Worte, ich bin ältern Geschlechts, als du (já jsem lepši než ty) folgten ruinvolle Fehden und lauter Hader vor dem König und dem Landgerichte; allein die Czernine und Schwihowsky rühmten sich kräftig und unbefangen dieses Vorzugs: ein Beweis, daß das Alterthum und der königliche Glanz ihres Hauses bei dem lebenden Geschlechte und seinen Eltervätern wohlbekannt war. Allein Landbesitz und die Fähigkeit zahlreiche Reisige zu stellen, gab das vorschlagende Gewicht auf den Landtagen und deßwegen mochten auch die Czernine selbst im Rathe unbeachtet übergangen werden, weil sie aus der Verbannung wiederkehrend, alle das ihrige in fremden Händen sahen, und nach der Sage, den Ort Chudenitz (armseliger Sitz) bauten und im ungebrochenen freudigen Stolze, der sich zutraut aus dem Geringsten Großes zu schaffen, sich darnach nannten. — Diese uralte Behauptung der przemyslidischen Abstammung hat sich von Jahr-

Schlik Grafen von Bassano und Weiskirchen.





Fürsten von Schwarzenberg, Herzoge zu Krummau.





hundert zu Jahrhundert fortgepflanzt und selbst der manchmal hyperkritische Dobner, der sie bekämpfte, und Paprocky, Crugerius, Balbin, Pessina und Andere zu widerlegen suchte, gesteht den Czerninen die Abstammung vom alten Königshause durch Frauen zu, welches mit gar keinen Widersprüchen oder Unwahrscheinlichkeiten ringt, vielmehr den Anschein entschieden für sich hat.

II.

Die Schlicke.

(Mit 1 Wappen.)

Nicht erschöpfend war die gelegenheitliche genealogische Notiz, welche wir über das Haus der Grafen Schlick im ersten Bande der illustrirten Chronik (S. 78--79) geliefert haben. Daher müssen wir uns beeilen Näheres hierüber aus den „Materialien zur Ahnentafel des Schlickischen Hauses" von dem in dieses Fach tief eingeweihten Forscher, Dechant F. A. Wacek in Kopidlno, mitzutheilen.

So wie der Ursprung manches berühmten adeligen Geschlechtes in Böhmen in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, solch ein Bewandtniß hat es auch mit jenem der Schlicke. Erst ein Heinrich von Lazon (Lasan, Lason, Lazun) ist um das Jahr 1375 geschichtlich bekannt und mit Ihm beginnt gewöhnlich in den Stemmatographieen die Reihe der Edlen aus dem Schlickischen Hause. Seinen Abstammungsort versetzten Roo und Pantaleon nach Meißen, Aeneas Sylvius nach Franken, Windek, Bruschius, Imhoff und Pelzel nach Eger, Lendener und Fabricius nach Italien. — Die letzten Zwei irren augenscheinlich darin, daß sie das väterliche und mütterliche Geschlecht der Nachkommen Heinrichs von Lazon nicht gehörig unterscheiden. Ist dieser Heinrich der erste Ahnherr der Schlicke (was schwer zu erweisen), so sind seine Nachkommen von der mütterlichen Seite wol italienischer Abkunft; denn Heinrich vermählte sich mit Constanze, der einzigen Tochter Rolands, Grafen von Alticol (oder Colalto) und St. Salvator, und Markgrafen von Tervis, die dieser mit der Beatrix, Gräfin von Conino, gezeugt hat. Väterlicher Seits ist aber die Abstammung der Schlicke keines Falls italienisch. —

Unter den Verfechtern der drei ersten Meinungen kommen diejenigen der Wahrheit am nächsten, die des besagten Heinrich Abkunft in das Eger'sche Gebiet versetzen, wie es fast alle Umstände im Leben seiner Söhne Kaspar und Mathäus sichtlich bewähren. Auch lassen sich wol Aeneas Sylvius und Gerhard Roo mit Windek, Bruschius und Imhoff vereinigen. Denn da Eger dem fränkischen Kreise knapp angränzt und vor Zeiten zu Deutschland gehörte, liegt es am Tage, wie Aeneas die Abstammung Heinrichs aus Franken herschreiben könnte. Er dachte sich nämlich das Egrische Gebiet als zugehörig zum fränkischen Kreise; daher er in seiner Geschichte Böhmens Cap. 53 ausdrücklich sagt: „daß Eger und Ellbogen in Franken liegen." Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Behauptung Derer, die die Schlicke für

Meißner ausgeben, denn Heinrichs und seiner Söhne Kaspar und Mathäus Güter lagen im Egrischen und Ellbogner Bezirke nahe an den Meißnischen Grenzen; auch gab es in besagten Bezirken an fremde Fürsten, namentlich an die Markgrafen von Meißen, verpfändete Ortschaften und Güter, die auch wirklich Kaiser Sigmund im Jahre 1437 zu Eger der Krone Böhmen wieder vindiziren wollte, aber seinen Endzweck nicht erreichte, und so konnte Roo leicht den Mißgriff thun, den Abstammungsort Heinrichs Schlick von Lason nach Meißen zu versetzen. Warum es aber der Domherr Pantaleon gethan, ist vollends einleuchtend, indem er nämlich irriger Weise den ganzen Strich Landes zwischen der Elbe, Saale und Eger dem Meißnerlande zueignet. Für die Abstammung aus Eger entscheidet aber vorzüglich die Aussage Windeks, der mit Kaspar, Heinrichs Sohne, gleichzeitig gelebt, und ihn persönlich gekannt hat, und der ihn ganz bestimmt einen Bürgersohn (eines purgers sun) von Eger benennet (Sciptor. rer. germ. Cap. 204 — pag. 1259.) Auf dessen Auctorität hat wohl auch Martin Pelzel in seiner Geschichte von Böhmen so bestimmt ausgesagt, daß er (Kaspar) aus Eger gewesen.

Ein neues Beleg für die Wahrheit des Gesagten liefert eine handschriftliche Chronik der Stadt Eger vom Jahre 1560, verfaßt von Pankraz Engelhart von Haselbach, bestellten deutschen Schulhalter daselbst, da heißt es bei dem Schlickischen Wapen:

Der Schlicken Geschlecht.

Ein sehr altes Geschlecht, die Schlickhen genannt, auch von dem rathherrlichen Geschlecht der Stadt Eger gebohren. Die seynd auch daselben Burgermeister, Rat und Bauherrn (Baumeister, vielleicht auch Bauanwalt), Aufsehr über die Gebäude? — nicht aber Bauern! aus Mißverstand des Ausdruckes: „Bauherrn" rühret wol die Behauptung einiger: Graf Kaspar Schlick sei der Sohn eines Bauers gewesen.) — Sie haben auch zur selben Zeit Loßa, das Dorf innegehabt, welches im Egerkreis liegt. (Es liegt bei Conradsgrün, auch einem ehemaligen Familiengut der Schlicke). Dieß Geschlecht ist ungefähr mehr denn 100 Jahr (also seit 1450) daselbsten zu Eger nicht mehr gewest. Sie seynd aber zu großen Ehren und Adel kummen, und durch ihre Vernunft und Wohlhaltung Graven und Herren worden u. s. w." Benanntes Dorf Loße mag immer die ursprüngliche Besitzung der ersten Ahnherren der Schlicke gewesen sein, und ihr erstes Familienprädikat von Lason veranlaßt haben. Die gewöhnliche Meinung ist aber, daß die Schlicke mit den Herren von Lazan einer gleichen Abstammung sind. Ob dieses Loßa wol mit der Ortschaft Lazun identisch ist, so wie sie in den alten Landkarten genannt wird, und in der Nähe von Hauenstein liegen soll??

Der Egrische Bezirk, bald zu Deutschland, bald zu Böhmen gehörig, war zu Heinrichs Schlick von Lazan Zeiten mit der Krone Böhmen vereinigt, bei der er auch seither verblieb. Denn im Jahre 1322 wurde er vom Kaiser Ludwig IV. unserm Könige Johann von Luxemburg, und zwar auf ewig abgetreten, und zwar als Belohnung und Kostenersatz für die Hilfe und den Aufwand am Gelde, den dieser jenem in seinem Kriege wider Friedrich von Oesterreich geleistet. — Heinrich also und seine Söhne waren auf böhmischem Boden geboren, weswegen auch das von sei-

nem Sohne Kaspar gestiftete gräfliche Haus mit allem Fug dem böhmischen Landesadel beigezählt wird. —

Heinrichs von Lazon ruhmwürdigste ritterliche Laufbahn fällt in den Zeitraum 1375 bis 1408. Er diente einige Zeit als Kriegsmann in Schwaben, kam hierauf nach Böhmen an den kaiserlichen Hof unsers unsterblichen Karls des IV., wo er seiner Weisheit und edlen Charakters wegen die Gunst und Liebe dieses Herrschers in hohem Grade genoß. (Heinricus Schlik, perlaesus tot bellorum et turbationum Sueviam reliquit, et in Bohemiam ad Carolum IV. Imperatorem et Regem Bohemiæ venit, habitationemque suam in aula Caesarea constituit; in qua propter summam prudentiam et animi dotes multum ab Imperatore amatus fuit.) — Dem Könige Sigmund, Karls Sohne, diente er mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken, die sein Königreich Ungarn vom Jahre 1393 bis 1401 durch beständige Uiberfälle verheert haben. Imhoff nennt ihn bei diesen Feldzügen Famosum de genere militari, und unser Balbin virum nobilem et militiae clarum. Dieser getreuen Dienste wegen bestätigte ihm der König Sigmund sein Wappen, welches sich schon seine Vorfahren durch rühmliche Thaten errungen. —

Seit dem Jahre 1403 erscheint er in unsern Landesurkunden als Kammerherr bei König Wenzel, Sigismunds Bruder. In einer Urkunde des besagten Jahres, laut deren Wenzel der Böhmen König, ihm und Janken von Welemisl, seinen zwei Kammerherrn, das Landgeschoß von Landshut mit allen Zinsen Renten und Gefällen für die guten, ihm bisher geleisteten Dienste geschenkt hat, — wird er Heinrich von Seidlicz, sonst von Lason genannt. (Unser Heinrich hat nämlich im Jahre 1403 das Meiste beigetragen, daß der König Wenzel aus seiner Wiener Gefangenschaft entfliehen konnte, wofür ihm dieser König durch seine ganze Lebenszeit sehr gewogen verblieb.) Das Original dieses Schenkungsbriefes findet sich im kaiserlichen Archive zu Wien — abgedruckt ist es in der Lebensgeschichte des böhmischen Königs Wenzeslaus von Pelzel, zweiter Theil S. 481. — Der Schluß lautet: „Mit Urkund diez Brifs versigelt mit unsern anhangunden insigel Geben zu Wien nach Christs geburt virzen hundert jar und denach in den dritten jare des nechstens Freytags von sant Martinstage etc. Rex per se." — Es ist also diese Urkunde vom Könige selbst noch während seiner Wiener Haft ausgestellt worden.

Am 6. Juli 1409 bestätigte König Wenzel der Stadt Breslau alle ihre Freiheitsbriefe, und ertheilte ihr aufs Neue die Macht, ihre Schöppen und Räthe zu wählen. Unter den Zeugen erscheint auch Heinrich von Lasan Kammerherr.

Im Jahre 1416 ist dieser Heinrich Stadthauptmann zu Breslau, und der König gab ihm am 3. Dezember die Macht, schlesische Lehen an seiner Statt zu verleihen. Pelzel ibidem S. 653.

Zwei Jahre darauf (1418 am 9. Juni) wird er Hauptmann zu Breslau und königl. Rath genannt, und weil er dem Magistrate und der Bürgerschaft von Prag einen Freiheitsbrief beim König Wenzel ausgewirkt hatte, so befreiten sie wieder aus Dankbarkeit sein Haus (am Hradschin) so lange er es besitzen würde, von allen Steuern und andern Beschwerden. (Das Original dieser Urkunde findet sich in libro

Privilegiorum Antiquae Pragae fol. 123, unter andern heißt es darin: „Volentes igitur huic singulari Promotori Civitatis nostrae pro tot et tantis beneficiis Nobis et Civitati Nostrae exhibitis recompensa debita et condigna vicissitudinarie respondere, sano et deliberato animo et maturo inter nos desuper consilio habito Ipsi Domino Henrico concendimus et largimur, ut domus sua, quam nunc inhabitat, cum omnibus suis pertinentiis sita in circulo Civitatis nostrae — ab omnibus collectis, steuris, excubiis et aliis contributionibus seu gravaminibus — sit libera, soluta, penitus et exemta etc." Heinrichs von Schlick Muth und Edelsinn, den er in seinem Kriegsdienste erprobt hat, erwarb ihm einen hohen Ruhm, der auch in den umliegenden Ländern erscholl. Dieser sein ausgezeichneter Ruhm war wol Ursache, daß ihm die ehrenvolle Verbindung mit Constanze zu Theil ward, wie schon oben erwähnt wurde. — Groß war der Ahnenglanz des markgräflichen Hauses von Treviso in Friaul, dessen Sprößling die schöne Constantia war, weil der erste Stammvater derselben, Raymundus Colalto, (650) ein Lombardischer Fürst gewesen, der sich mit Adelbergen, des Longobardischen Königs Tochter, vermählt hat. Dieser Umstand spricht wol laut für obige Meinung, daß Heinrich von Lason nicht der zuerst geadelte seines Hauses war, sondern von adeligen Ahnen abstammen mußte.

Seine Vermählung geschah gegen das Ende des 14. Jahrhunderts (wahrscheinlich 1396), und es sind fünf Kinder aus dieser Ehe, Kaspar, Mathäus, Nicolaus, Heinrich und Franz bekannt.

Uiber Kaspar Schlick, den großen Reichskanzler, haben wir schon (B. I. S. 79—81) gehandelt. Seine Jugend- und Bildungsgeschichte hat der verdienstvolle Familien-Stemmatograph, Wacek, ausführlich in der Zeitschrift des böhmischen Museums (1828, Dezember S. 539—548) geschildert.

Als Nachtrag zu unserer und seiner Darstellung aber folge hier eine Urkunde des Kaisers Sigmund, vom 19. August 1416, worin der Glanz dieses Hauses anerkannt und das Schlickische Wappen genau beschrieben erscheint.

Wir Sigmund von gnaden Gottes Römischer König zu allen Zeithen mehrer des Reichs, und zu Ungern, Dalmatien, Kroatien 2c. König, Marggraffe zu Brandenburg, des Königreichs zu Böheimb und des Hertzogthumbs zu Lutzemburg Erbe. Bekennen und Thun kund offenbahr mit diesen Brieffe allen den, die ihn sehen, oder Hören lesen. Und ob Unser Königlich Vorsichtigkeit nach mancherley Verdiennisse manigfeldiglich pflegt sin gnad Einem Jeglichen des Heil. Röm. Reichß getreuen mitzutheilen, und damit Sinen Titul zu Erhöern, doch so Hat Si ein Unterscheid darinen, daß Si den Jhr gnad Fürdrung, und Breitung Jhrer Ehren mer und mer pflegt mitzutheilen, der vordern, Si, und auch Jhr geslechte und Erben Unß, und demselben Heiligen Römischen Riche maniguelbiglich sich dienstlich und getreu Bewißet haben, und noch Täglich bewißen. Wann wir nu angesehen, und flissiglich betrachtet haben, willige, untertenige, und unuerdoßene dienste, die Unß die Namhafftig und Erbern Heinrich Slicke und Caspar sin Erblicher Sune, unser Schreiber, unsere lieben getreuen, offtgetruglich und unuerdossenlich getan, uns bewißet haben, täglich tunt, und fürbaß tun sollen,

und mögen in künftig zyten. Und wenn Si uns demütiglich gebeten haben, daß Wir in solche Jre Wappen zu confirmiren, und zubestetigen und auch darzu von unßern Sünderlichen gnaden, ettwas zugab und unterscheide darzu zu geben, gnediglich geruthen. Darumb mit wolbedachten muthe, guten Rate unserer Fürsten Treuen Edeln und getreuen und Rechterwissen, und auchdurch Jrer flissiger Bethe, und getreuer Dienste willen, haben wir den vorgenannten Heinrich, Caspar, und allen Jren Brudern, Erben und Erbs Erben, und gemeinlich allen Slicken Jres Blutes, und geschlechts soliche Wappen, alß einen Roten Schilt, und in der Mittel ein weißen Zwick, alß Si dieselben Wappen bisher gefürt haben, und die an Si von Jren eldern kommen sind, gnediglich confirmiret und Bestetiget, confirmiren uud Bestetigen. Jn die auch von Römischer Königlicher macht in kraff diß Brieffs: Und wenn die vorgenann Heinrich Slick und Caspar sin Sune, durch Jrer flissiger, getreuer und unuerdrossener dienste willen auch sünderlichen gnaden von unsere Königlichen würdigkeit wol wert sin. Darumb von der egenen Römischen Königlich macht und gewalt wegen. So geben, und vernewen Wir Jn und Jren Brüder Erben, und erbserben, und gemeinlich allen Slicken Jhres Blutes, und geslechts in die vorgenannt Jre Wappen ein solche zugab, besserung und underscheide, daß Si Fürbaß, und Jre Erben Ewiglich in dem roten Feld, an Beidersytten ein weißen ringk, und in dem weißen Zwick, einen Roten ringk in der Mitte, nnd glicher wise, vf dem Helme ein gele Krone, und zwene Flügel, dorinne auch in dem roten Feld vfiglichen Teile einen weisßen rinck, und in dem weisßen zwicke einen roten ringk, als soliche Wappen dann in dem Schilde und vf dem Helme in der Mitte diß Brieffs eigentlicher: gemalet und vßgestrichen sind, daß Si die allen Turneyen, Stechen, Kempfen, Stürmen, Strütten und allen andern ritterlichen Geschefften füren, und der geniesßen mögen vor allermenniglich ungehindert. Und gebieten darumb allen und iglichen Fürsten, geistlich und werntlichen, graffen, Freyen Herrn dienlüten, Rittern, Knechten, Vogten, Ambtlytten, Burgermeistern, Reten und gemeinden, allen und iglichen Stette, Merkte und Dörffern, und sonst allen andern unsern, und des heil. Römischen Reichs Untertanen, und getreuen ernstlich und vestiglich mit dießem Brieff daß Sie die vorgenannt Heinrich, Caspar, und alle Jre Brüder Erben und Erdserben, und gemeinlich alle Slick Jrer Blutes und geslechtes an den vorgenn unßern gnaden fürbaßmere nicht hindern, oder Jrren in kein weiße, Sunder Sy der gerulichen gebrauchen lassen. Alß lieb Sy Unser und des Richs Swäre, ungnad zuuermyden. Und by Verliesung einer Pene Funff zehen Makt lötigsgoldes, die ein iglicher, der darwied tut, alß offt es geschicht, halb in unßer und des Richs kammer, und halb den vorgenn geschlechte unleßlich bezalen soll. Doch sol diese unser gnad unscheidlich sin allen andern an Jren Wappen. Mit Urkund dieß Briffs versiglt mit unser Königlichen Maiestat Jnsigel. Geben zu sank Thomas zu Kandelberg, im Engelland am nechsten Donerstag vor unser lieben Frwen Tag Assumpcionis. Nach Crists geburt Vierzehenhundert Jare, und danach in dem Sechtzehenden Jare. Vnsere Riche des Ungarschen ꝛc. in dem drissigsten, und des Römischen in dem Sechsten Jare.

III.

Die Schwarzenberge.

(Mit Abbildung.)

Das ursprüngliche, auf den Seinsheim'schen Ursprung*) hindeutende Schwarzenberg'sche Wappen bestand aus vier blauen oder lazurfarbenen Pfählen im silbernen Felde. Nach der Veränderung des Wappens wurde dieses heraldische Urbild in das erste und vierte Quartier, gleichsam Anfang und Ende des Wappenschildes bildend, sinnreich versetzt, und bildet noch jetzt — nach abermaliger Metamorphose — das erste Quartier. — Dieses urthümliche Wappen blieb bis zum Jahre 1599, in welchem die Erhebung des Grafen Adolf von Schwarzenberg durch Kaiser Rudolf II. erfolgte und zugleich eine Umgestaltung des Schwarzenberg'schen Wappens stattfand. Uiber die veranlassenden Ursachen jener Erhebung und dieser Veränderung gibt das bezügliche kaiserliche Originaldiplom genügende Auskunft. Nachdem im Eingange des Diploms von dem uralten Adel, Namen und Stamme, sowie von den Verdiensten des Schwarzenberg'schen Geschlechtes um Kaiser und Reich, dann von der „Einheit des Ursprungs," mit „den Edlen von Sainshaimb" im Allgemeinen die Rede gewesen, geht die Urkunde auf die speziellen Leistungen mehrer Schwarzenberge über und knüpft sofort an Adolf von Schwarzenberg unmittelbar an, von dem es unter Anderm heißt: „und als er Tag und Nacht darauf gesonnen, wie er Uns und der ganzen Christenheit einen sonderbaren, angenehmen, hohen, unversehenen Dienst erzeigen könnte, hat er, nach zuvor in geheim erholten Augenschein und fleißiger Erkundigung sich den neun und zwanzigsten Marti Anno Acht und neunzig mit einer geringen Anzahl Volks aufgemacht und die Hauptfestung Raab, welche gegen vorgenannter unserer Stadt Wien und anderen christlichen Landen, ja dem ganzen heiligen Reich deutscher Nation dieß Orts der Schlüssel und einzige stärkste Vormauer wider den Erbfeind ist, aber von des Türken Obristen-Vezzier Sinan Bassa mit großer Heereskraft Anno vier und neunzig belagert, sich zu ergeben behandelt und endlich stark besetzt worden, bei nächtlicher Weil überfallen, angegriffen und durch Beistand des Allmächtigen mit tapferer Mann- und kühnhafter ritterlicher Hand obgemeldeten Jahres und Tags wiederum in unsere Gewalt und Gehorsam erlangt nnd geliefert; dazu seithero ferner als Obrister Feldmarschall und Verwalter der General-Obristen-Lieutenantschaft unterschiedliche Häuser in Nieder-Ungarn belagert und somit einen ziemlichen Bezirk Landes erobert. So haben wir demnach Alles gütlich angesehen" ꝛc. — Es folgt nun im weiteren Verlauf des Textes die feierliche Erhebung des Freiherrn Adolf von Schwarzenberg und seiner gesammten Nachkommenschaft in den Reichsgrafenstand. In Betreff der Schmückung seines alten freiherrlichen Wappen mit neuen Emblemen heißt es dann weiter: „Zu dem zu noch mehrerer Gezeugnuß und Gedächtniß berührter Unserer Gnad und Erhebung in den Grafenstand haben Wir ihm Grafen Adolfen zu Schwarzberg sein alt-erblich Wappen und Kleinod, so die Freiherrn zu

*) Man sehe oben S. 464 die Anmerkung.

Schwarzberg bisher geführt und noch führen, folgendermassen geziert, gebessert und also künftig zu gebrauchen und zu führen gegönnt: Nämlich einen quartirten Schild, dessen hintere und vordere Oberfeldung der Länge nach in acht gleiche Straßen, also, daß die hintere erste, dritte, fünfte und siebente Linie blau oder lazurfarb seien, abgewechselt, die andern zwei Feldungen aber ganz gelb oder goldfarb; in deren jeder ein abgehauener Türkenkopf oben mit einem Haarschopf und auf demselben ein Rab mit einem goldfarben Halsband umgeben aufrechtstehend und an des Türkenkopfs Augen mit dem rechten, und mit dem linken etwas unter sich haltenden Fuß am Hals tragend erscheint. Ueber dem Schild erzeigen sich drei freie, offene, gekrönte, alle gegen einander gekehrte Turnierhelme, deren äußere zwei mit blau und weißen, der mittlere mit schwarz und gelben Helmdecken geziert. Aus dem vordern Helm gehen zwei mit den Mundlöchern auswärts gekrümmte Büffelhörner hervor, deren jedes überzwerch in acht gleiche Felder abgewechselt, dergestalt, daß das untere erste, dritte, fünfte und siebente weiß, und die andern vier blau bleiben, deren jedes blaues Feld auswendig, wie auch das Mundloch mit einer grünen gespiegelten Pfauenpfeder besteckt. Auf dem hinteren Helm erscheint eines Mannes Gestalt ohne Arme und Füße mit gestutztem breitem Haar und zugespitztem schwarzen Bart in einem engen Leibrocke, so oben um den Hals herum mit einem weißen Uiberschlage bekleidet und der Länge nach in acht gleiche Linien oder Streifen, blau und weiß, wie unten im Schilde, auf seinem Haupt tragend einen heidnischen gespitzten Hut, der gleichfalls, wie jetzt gemeldeter Leibrock, in blau und weiß abgetheilt ist, mit einem blauen Ueberstulp, und oben am Spitz des Hutes drei Straußenfedern, deren die mittlere weiß und die andern zwei blau sind. Auf dem mittlern Helm abermals der abgehauene Türkenkopf mit einem darauf stehenden Raben, wie unten im Schilde, und dann ferner neben dem Kopfe und dem Raben in der Krone auf jeder Seite gerade über sich drei Spieße mit schwarz und gelb gescheckten Stangen und oben an jeder solchen Stange eine von ehegenannten Farben abwärts fliegende Fahne" rc. Dies die umständliche Beschreibung des Wappens auf Grundlage des urkundigen Textes. In Hinblick auf diesen müssen alle Zweifel in Betreff der Bedeutung des Türkenkopfs und des Raben schwinden. Jenes Emblem will nichts Anderes sagen, als: „die Eroberung von Raab war für die Türken einer der schmerzlichsten Verluste, sowie andererseits für die Christenheit eine der schätzbarsten Errungenschaften." — Jenen Verlust symbolisirt die eine Kralle des Raben im Auge und die andere am Halse des Türkenkopfs, der noch überdies ein abgehauener ist. (Hinlänglich sinnbildlich angedeutet, daß es den Türken an den Hals ging.) Die Kostbarkeit des Besitzes von Raab („des Schlüssels und der stärksten Vormauer des Reichs deutscher Nation") ist durch das Auge des Türkenkopfes, durch das goldene Halsband des Raben und das goldene Feld, in welchem derselbe erscheint, ausgesprochen. Zur Bezeichnung der Stätte des historischen Ereignisses ward der Rabe als Symbol gewählt. Die Deutung der übrigen Attribute des Wappens gehört mehr auf das allgemeine Gebiet der Heraldik. Dies ist z. B. mit der Farbe der Helmdecken (die kaiserlichen Farben kamen dabei neben den Schwarzenberg'schen Hausfarben zur besondern Geltung), mit den Kronen, den mit Pfauen-

federn geschmückten Büffelhörnern (edle Abstammung und ritterliche Stärke), den Lanzen und dem Manne mit dem gespitzten heidnischen Hute der Fall. — Dieses Wappens bedienten sich die Grafen und (seit 1670) Fürsten zu Schwarzenerg beinahe durch ein volles Jahrhundert, obgleich mitunter bei gewöhnlichen Umständen auch häufig das alte freiherrlich Schwarzenberg'sche Wappen im Gebrauche blieb. Im Jahre 1688 aber fand in Folge eines in das Geschick zweier Familien tief eingreifenden Ereignisses eine abermalige Veränderung des Schwarzenberg'schen Wappens statt. — Jenes Ereigniß war das Aussterben der Grafen zu Sulz und Landgrafen zu Cleggau (Klettgau) mit dem letzten Grafen Johann Ludwig und der Einführung der mit dem Fürsten Ferdinand Eusebius von Schwarzenberg vermählten Sulz'schen Erbtochter Maria Anna in den Besitz der Landgrafschaft Cleggau am 20. September 1688 auf Grundlage der mit kaiserlicher Zustimmung errichteten Sulz'schen Primogeniturdisposition von 1676 und Verwandlung der Landgrafschaft in Erbkunkellehen. Diese Vorgänge hatten auch die Vereinigung des gräflich Sulz'schen Wappens mit dem Schwarzenberg'schen zur Folge, welche durch kaiserliches Diplom vom 8. Februar 1688 dargestellt angeordnet wurde, daß in dem obern oder ersten silbernen Felde des quadrirten Schildes die vier blauen oder lazurfarbenen Pfähle beibehalten, in das zweite gleichfalls silberne Feld die drei rubinfarbenen Spitzen (von den frankischen Herzogen herrührend) aus dem Altsulz'schen Wappen versetzt, in das dritte silberne Feld ein nach rechts zielender, brennender, schwarzer, dreiästiger Querbalken (von den Freiherren von Brandis) verlegt und in das vierte goldene Feld der abgehauene Türkenkopf mit dem Raben übertragen wurde. In die Mitte des Hauptschildes ward ein getheilter Herzschild aufgenommen, dessen linke Seite einen weißen „altheidnischen" Thurm auf einem dreihügeligen schwarzen Berge (Schwarzenberg bedeutend) im rothen Felde, und dessen rechte Seite drei zeitige über einander gestellte Korngarben im blauen Felde (die Landgrafschaft Cleggau, nicht aber, wie es anderswo heißt: „Postelberg" vorstellend) aufweis't. In den Schwarzenberg'schen Emblemen über den Turnierhelmen sind nun der brennende Balken und eine weiße bischöfliche Inful mit drei rothen Spitzen über dem ersten Turnierhelm aus dem Sulz'schen Wappen hinzugekommen. Dieses Attribut geistlicher Würde soll die vom Kaiser Heraclius einem Grafen wegen wohlversehenen Statthalteramtes zu Jerusalem verliehene Auszeichnung zu bedeuten haben. — Das auf eben beschriebene Weise ausgestattete Wappen ist auch noch das heutige der Fürsten von Schwarzenberg von der ersten oder regierenden Linie. — Bekanntlich wurde der Feldmarschall Fürst Carl zu Schwarzenberg, der Sieger bei Leipzig und Bruder des vormals regierenden Fürsten Josef zu Schwarzenberg, Stifter einer zweiten Linie dieses Hauses. Seine Söhne sind: Fürst Friedrich, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen des „verabschiedeten Lanzenknechts", Fürst Carl, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und früher Civil- und Militärgouverneur von Galicien. Die weltgeschichtlichen Tage von Leipzig und der 29. März 1814 — die Stellung des Fürsten Carl auf der Straße von Meaux vor Paris — also ein Doppelgänger jenes 29. März vom Jahre 1598 und der Großthat von Raab — bewirkten eine neue Metamorphose im Schwarzenberg'schen Wappen der Secundogenitur. An die

Seite des Seinsheim'schen Wappens trat nämlich durch Verfügung des Kaisers Franz vom 21. April 1817 in das erste Feld das Herzschild des kaiserlich österreichischen Wappens mit aufrecht stehendem Schwerte. Diese Embleme sind selbstredend und bedürfen keiner Erklärung.

Die Wietruscher Sage.

(Geschichtlich beleuchtet.)

Wir haben oben (S. 113—114) bei Mittheilung der Sage von der Gründung Aussigs den eigenen Namen Wietrusch genannt. Die ganze Sage ist aus Hajeks Chronik (deutsche Ausgabe Sandels 1718, Fol. 60—63) genommen und hat zweierlei Versionen. Hajek mag einst in der Gegend von Aussig den Stoff dazu gefunden haben; aber die jetzigen Bewohner schöpfen die Sage aus ihm — woher es kommt, daß mancherlei Abweichungen in der ganzen Uiberlieferung herrschen. Wir führen dies absichtlich als Beispiel an, wie Ortsagen entstehen, vergehen und wieder auftauchen in verjüngter Form und theilweiser Entstellung.

Ein Kenner der Aussiger Gegend und Geschichtschreiber dieser Stadt, Hr. Sonnewend, verbürgt uns das Vorhandensein der Tradition von einer in Aussigs Nähe einst bestandenen Ritterburg Wittrusch oder Wietrusch. Die Geschichte kennt keine solche Burg; die nächst benachbarte ist Schreckenstein (Střekow, und unsprünglich Skřekow, als Stammsitz der Ritter gleiches Namens).

Vielleicht beruht die ganze Tradition von der Burg Wittrusch auf Hajeks Chronik — vielleicht aber hat es in grauer Vorzeit dennoch eine Burg jenes Namens daselbst gegeben; wie denn die Reste einer solchen bei Anlegung der heutigen „Ferdinandshöhe" wirklich hervorgetreten zu sein scheinen.

Daß die Burg Wittrusch, so wie Schreckenstein, zu jenen Elbeburgen gehörten, welche im Jahre 987 gegen die Einfälle der Sachsen neu hergestellt worden sind: kann füglich angenommen werden. Der in die Chronik des Cosmas eingeschaltete Mönch von Sazawa (script. rer. boh. 1784, I. 56) meldet: Eodem anno DCCCCLXXXVII Saxones tertium Sclauiam invaserunt, et ad ultimum ipsi Sclaui Regis ditioni subduntur et castella juxta Albim Fluvium denuo restaurata sunt. Da jedoch der Chronist, welcher in der Mitte des XII. Jahrhundertes schrieb, diese Nachricht aus den Hildesheimer Annalen, mithin aus deutscher Quelle, geschöpft hat, so hat dieselbe für Böhmen kein entscheidendes Gewicht.

Dahingegen entdecken wir im XIV. Jahrhundert eine dunkle Hinweisung auf unsere zweifelhafte Burg „Wittrusch". Bei Gelegenheit nämlich, als Kaiser Rudolph I. von Habsburg mehrere Städte und Schlösser Nordböhmens, darunter Aussig, Tetschen und Brüx, an den Markgrafen Otto von Brandenburg verpfändete, heißt es in der zu Freiburg 23. August 1283 ausgestellten Pfandurkunde: castrum Deczein cum suis pertinentiis, civitatem Ust et castrum cum eorum attinentiis etc.

Wenn diese Burg (castrum) bei Aussig (Ust) nicht Schreckenstein ist, so kann es allerdings auch Wittrusch gewesen, und somit für diese noch in der Sage fortlebende Burg ein historischer Anhaltspunkt gefunden sein.

Dem sei nun, wie ihm wolle. Wir halten uns an die Ortssage selbst, welche genug interessant ist und hier in der Form, wie Hr. Sonnewend sie aufgefasst, zur Vergleichung mit unserem obigen Bruchstücke (S. 114), geliefert wird.

Was den Eigennamen Wittrusch oder (nach Andern) Wietrusch betrifft, so ist derselbe weder rein böhmisch noch deutsch, kommt in keiner bisher bekannten Urkunde vor und will von uns nicht etwa in die wirkliche Geschichte eingeführt werden, sondern blos als Burg der Sage bestehen.

Denn dubiose Burgen hat Böhmen nur zu viele aufzuweisen, und Hr. J. A. Heber besitzt in solcher Beziehung das zweideutige Verdienst, so manchen isolirten Steinhaufen, Steinbruch, Thurm- oder Kapellenrest, Weiler, Lustsitz, Zaum oder Gemeindebackofen zu einer böhmischen Burg oder Rittervestе gestempelt und unter seine „Burgenfragmente" freigebig einrangirt zu haben. Wir behalten uns deßhalb auch vor, in einem der nächsten Hefte unserer illustrirten Chronik ein vollständiges Verzeichniß der wirklichen, historisch zu rechtfertigenden Burgen Böhmens zu geben, woraus sich zugleich entnehmen lassen wird, welche Burgen in Hebers siebenbändigem Werke noch fehlen, oder welche darin nur dem Bilde, nicht der Beschreibung nach, vorfindlich sind.

Hier also folgt die Wittruscher Sage selbst, mit einem antiquarischen Zusatze.

Um den Einfällen der Meißner Einhalt zu thun, wurde im Jahre 820 die Veste Schreckenstein erbaut. Nicht lange darauf, im Jahre 826, zog ein gewisser Russischwad aus dem Dorfe Butschinka, ein angesehener Landgutbesitzer, an das rechte Ufer der Elbe, dort wo jetzt Schwaden steht, und baute sich ein festes hölzernes Haus, welches er mit einem Walle umgab, um sich vor den feindlichen Angriffen zu sichern. Beide Vesten, Schreckenstein und Schwadow (so nannte Russischwad sein Haus) an demselben Ufer gelegen, konnten mit Wirkung den heraufschiffenden Meißnern nicht widerstehen.

Deßhalb überredete Russischwad seinen allgemein geachteten und reichen Bruder Labohorz, in seiner Nähe eine feste Burg zu erbauen, um dann mit vereinten Kräften wirksamer den stärkern feindlichen Einfällen zu steuern.

Das östliche Ende des sogenannten Gerichtsberges nächst Außig wurde dazu ausersehen, auch auf dem linken Ufer der Elbe eine Schutzwehr gegen die feindlichen Waffen zu erbauen.

Mit Hilfe der Leibeigenen seines Bruders erbaute Labohorz in demselben Jahre eine Veste, die er nach dem Namen seiner Ehefrau Wittrusch nannte.

Endlich schienen auch diese Anstalten nicht hinreichend, einem heftigeren Anfall der Feinde Schranken zu setzen, und die edlen Brüder kamen überein, einen größern Waffenplatz zu gründen, wozu sie aber die Genehmigung des Herzogs von Böhmen nachsuchen mußten.

Sie zogen 827 nach Prag, und mit Wohlgefallen genehmigte Herzog Neklan (nach Andern Wogen) den Antrag derselben, eine mit Mauern umgürtete Stadt zu gründen, worin sich die Edlen des Landes mit ihren Mannen versammeln könnten, wenn ein größeres Kriegsheer zu Wasser oder zu Lande hereinbrechen sollte.

Dreißig Mark Goldes und dreißig rüstige Knechte schenkte der zufriedene Herzog dem unternehmenden Brüderpaar, und unter glücklichen Vorbedeutungen traten sie ihre Rückreise von der böhmischen Pfalz an. So kamen sie bis an's rechte Ufer der Eger, an den Ort, welchen man Mauroch nannte, Willens, dieses Flüßchen mit ihrem Zuge zu überschreiten.

Hier erschien ihnen eine Wahrsagerin, die sie mit folgenden Worten grüßte: „Heil Euch, edle Landsleute, Ihr werdet auf Eurem Wege glücklich sein, keine Hinterlist lauert, Euch Eure Schätze zu rauben und Euer Unternehmen wird erwünscht von Statten gehen.“

„Da Du so sprichst,“ erwiderten die Beiden, „so muß ein höheres Wesen in Dir sein, Dir muß offenbar sein, daß wir eine Stadt gründen wollen, damit sie ein gutes Gedeihen und langen Bestand habe.“ Sie antwortete hierauf:

„Wenn ihr werdet zu Hause angelangt sein, so sehet am dritten Tage darnach Euch gewahrsam um, und wo Ihr ein Feuer brennen sehen werdet, dort gründet die Stadt.“

Auf Wittrusch angelangt, wurden sie von den Ihrigen freudig empfangen, die zwei Tage vor der Erfüllung der Weissagung wurden in Freuden hingebracht. Volle Becher schäumten, das Wild des Waldes dampfte auf der Tafel und Jubel erfüllte die Veste.

Als am dritten Tage der Morgenstern leuchtete, durchspäheten die Brüder, am hohen Bogenfenster lehnend, mit geübtem Blick die in leichte Dämmerung gehüllte Gegend.

Da, auf einmal qualmte am Fuße des Berges im dichtesten Gebüsche ein dicker Rauch auf, aus dem alsbald eine helle Flamme emporschlug. Dort ist der Ort der Verheißung, riefen Beide, dort sollen wir die Stadt gründen; und auf ihr Geheiß ergriffen die Knechte Spaten und Beile, und folgten den voraneilenden Gebietern, die, durch das unwegsame Gestrippe vordringend, sich mit den Schwertern den Weg bahnten, um zuerst am Orte der Prophezeiung einzutreffen.

Da angelangt, ließen sie den Platz vom Gesträuche räumen, Bäume fällen und Werkstücke herbeischaffen, und bezeichneten den Umfang der Stadt durch Gräben, in deren Mitte die Brandstelle des räthselhaften Feuers lag.

Bald zierte diesen Mittelpunkt der Ansiedlung ein Altar, dem Donnergotte (Peron) geweihet, im weiten Umkreise stiegen starke Mauern empor, die von einem Wallgraben umgeben, Thore für den Ein- und Ausgang offen ließen, von festen Wartthürmen geschirmt. Nächst dem Altare wurde endlich ein großes Haus für die Anführer zur Wohnung, und auf der andern Seite eines für die Knechte und zur Aufbewahrung der Waffen erbaut.

Der übrige Raum wurde an jene vertheilt, die sich des Schutzes dieses festen Platzes erfreuen wollten, ein jeder erhielt seinen Antheil nach seinem Range und nach der Anzahl der Seinigen.

Die glückliche Gründung verherrlichte ein neues Fest. Hymnen zum Lobe der Götter stiegen empor, und der Jubel der Stadt wurde von dem jubelnden Burgvolke beantwortet, und die Töne der Heerhörner, der Cymbeln und der Pfeifen hallten im Echo der Berge tausendfach wieder.

Die Stadt selbst erhielt den Namen Ausky oder Austj (Außig), wie sie noch heute heißt.

Lange stand die Stadt als Schutzwehr gegen die Meißner, viele Stürme bewaffneter Schaaren hatte sie auszuhalten, immer aber blieb sie unerobert, und verbunden mit den festen Schlössern Schreckstein (Strekow), Schwadow und Wittrusch, machte sie es den Deutschen unmöglich, zu Wasser in das Herz Böhmens einzudringen.

Waren die Flächen von Teplitz, Brüx, Saaz von den Feinden verwüstet, so bot die Stadt einen sichern Zufluchtsort den Vertriebenen, und sie nahm hiedurch an Einwohnern und Umfang zu.

Die Herren auf Wittrusch wurden, als Abstämmlinge der Gründer, immer als Schirmvögte der Stadt angesehen; als aber nach Einführung der christlichen Religion die Städte eine eigene Verfassung erhielten, und die Burgen unter königlichen Burggrafen standen, war die Stadt mit der Burg nicht mehr in einem so freundschaftlichen Verhältnisse. Die Burgherren auf Wittrusch maßten sich gewisse Bevorrechtungen an, welche die Stadtvorsteher nicht zugestehen wollten. Dieses erzeugte gegenseitigen Haß, welcher bei der Entfernung der königl. Residenz und bei den fortwährenden Unruhen im Lande oft in Befehdungen ausartete.

Hiezu kam noch die eifersichtige Aufmerksamkeit der Herrscher auf das rasche Emporblühen der Städte, welches dieselben immer bewog, bei entstandenen Streitigkeiten den Burgvögten vor den Städten das Recht zuzusprechen. Dieses bewog die Städte, durch ansehnliche Geschenke und durch Huldigungen aller Art ihrem Oberherren das Mißtrauen zu benehmen, und so geschah es denn auch, daß die Außiger eine kunstreiche Kriegsmaschiene, welche ein außiger Werkmeister, der sich durch Reisen zu einer großen Kunstfertigkeit ausgebildet hatte, nach großem Nachsinnen mit vieler Mühe und Aufwand verfertigt hatte, dem Kaiser und Könige Rudolph zum Geschenke darbrachten.

Es war dieses Kunstwerk eine ungeheuere Wurfmaschine oder Schleuder, durch welche große Massen Steine auf eine weite Entfernung geschleudert werden konnten. Rudolf befahl, daß dieses Geschenk auf der Veste Wittrusch aufbewahrt werden solle, und so hatte sich die Stadt im Falle eines Zerwürfnisses ihr eigenes Verderben bereitet.

Die Folge lehrte dieß. Der damalige Schirmvogt, ein grausamer, und wie die Geschichte sagt, wollüstiger Mann, benützte jede Gelegenheit, seine Leidenschaften zu befriedigen. Die Jungfrau, welche in den Bereich seiner Gewalt kam, war es am längsten gewesen; das junge Weibchen, welches seinen Augen gefiel, wußte er durch Gewalt oder List dahin zu bringen, daß sie seinen Lüsten fröhnen mußte; angesehene Patrizier, welche sich ohne starke Bedeckung hinaus wagten, ließ er einfangen, und gab sie nur gegen schweres Lösegeld frei.

Alle Klagen wider ihn unterdrückten seine Freunde und sein blankes Gold. Sein Uibermuth stieg endlich so weit, daß er den Einwohnern der Stadt nach Gefallen Unbilden zufügte.

Wenn er bei festlichen Gelagen, im Kreise seiner gleichdenkenden Waffengefährten des Weines voll war, ließ er auf die Wurfmaschine Aeser legen, und sie mitten in die Stadt schleudern, wo sie weit umher die Luft verpesteten.

Diese Schmach und diese Drangsale konnten die edlen Außiger nicht ungerächt lassen; besonders da ihre Klagen unerhört verschallten und die Gerechtigkeit durch die Vorspiegelungen der Schmeichler und durch den Glanz des Goldes gelähmt war. Sie sannen auf schreckliche Vergeltung. Die Gelegenheit bot sich dar. Der Burgherr war nach Prag zum Hoflager verreist. Die Burgfrau kam in's Kindsbett, und lud zu einem feierlichen Taufschmause eine große Anzahl der vornehmsten Matronen der Stadt.

Sichergemacht durch das fortwährende Mißlingen der Klagen und durch den äußern unterwürfigen Schein der Städter, ahneten die Burgleute kein Unheil. Aber die Außiger wehrbare Mannschaft, in die Kleider ihrer Weiber und Mädchen gehüllt mit verborgenen Waffen, stiegen, wie zur Feier des Geburtsfestes geschmückt, langsamen Schrittes in ehrbarer Reihe den Berg hinan. Doch bei dem Burgthore angelangt, stürmten sie plötzlich mit entblößten Waffen in das Innere der Burg, nachdem sie fast in einem Augenblicke die Wachen niedergemacht hatten.

Alles unterlag ihrer Wuth, kein Leben wurde geschont, und als kein Bewaffneter mehr am Leben war, wurden die Weiber und Kinder niedergemetzelt und ihr Rachedurst konnte erst durch das Blut der Burgfrau und des neugebornen Kindes gestillt werden.

Die indeß angezündete Burg brannte bis auf den Grund nieder und der so eben rückkehrende Burgherr sah mit Schrecken die noch rauchenden Trümmer. Seine Wuth und seine Rachgier kannte keine Grenzen, als er die Nachricht von der Ursache der Verwüstung und der Ermordung seiner Gattin und seines Kindes durch einen entronnenen Knecht erfuhr; allein er erkannte seine Ohnmacht, und zu seinem Freund auf Dubitz zurückgekehrt, suchte er seine Verbündeten dahin zu stimmen, vereint mit ihnen den Außigern seine Rache fühlen zu lassen. Allein der Dubitzer viel zu klug, um mit den mächtigen Außigern im offenen Felde anzubinden, beschwichtigte den Zorn des Wüthenden und vermochte ihn, nach Prag zurückzukehren, um dort im Stillen bei seinen mächtigen Freunden Rachepläne zu schmieden, indeß er selbst, als sein Freund die Außiger auf alle Art zu quälen suchen würde, um den an seinem Waffenbruder verübten Frevel zu rächen.

Der Wittruscher reiste nach Prag, und Dubitzer hielt nur zu genau sein gegebenes Wort.

Durch Wegelagerung, Einfangung von angesehenen außiger Bürgern und durch zur Nachtzeit verkappter Weise unternommene Räubereien suchte er der Stadt auf alle mögliche Art zu schaden; endlich aber auf ein schmerzvolles Krankenlager geworfen, mußte er zu denen seine Zuflucht nehmen, welchen er Verderben geschworen hatte.

In Außig nämlich bestand eine berühmte Baderei, in welche Heilanstalt die Kranken weit umher in Böhmen und selbst die des Auslandes ihr Vertrauen setzten. Das Uibel des Herren von Dubitz nahm endlich so sehr überhand, daß diejenigen, welche er um Rath fragte, geradezu ihm den Tod prophezeiheten, wenn er nicht erlangen könnte, von dem

allgepriesenen außiger Arzt behandelt zu werden. Deßhalb suchte er um einen Geleitsbrief bei dem außiger Stadtrathe an, damit er des heilsamen Bilabades sich bedienen könnte.

Der Stadtrath zu Außig gab ihm den gebetenen Geleitsbrief, worin die Bedingung enthalten war, daß die Außiger dem Dubitzer Herrn für die Sicherheit seiner Person bis zum zweiten Gebetläuten Gewähr leisten würden.

Herr von Dubitz, im Vertrauen auf diesen Geleitsbrief, begab sich mit einem kleinen Gefolge in die Heilanstalt nahe an der Bila, (dort wo jetzt das Haus Nr. Cons. 151 steht) und gebrauchte das Bad nach Vorschrift des außiger Arztes. Die Außiger, welche durch Gewalt sich keine Ruhe gegen die Befehdungen des bösen Ritters verschaffen konnten, hatten schon lange auf den Zeitpunkt gewartet, an welchem sie ihre Rache im vollsten Maße über ihren Quäler ausgießen könnten. Gleich nach dem ersten Gebetläuten zogen sie zum zweitenmal die Glocke, überfielen bewaffnet die Baderei, und ermordeten grausam den noch im Bade sitzenden Dubitzer sammt seinen wenigen Getreuen.

Der Ritter von Wittrusch, welcher bald darauf starb, erlebte nicht das Ziel seiner rachgierigen Bestrebungen.

Die zerstörte Veste Wittrusch wurde nicht wieder erbaut, die Ruinen blieben ein Denkmal der Nachwelt zur Furcht der Unterdrücker und zur Aufmunterung der Tapferkeit der Inwohner der Stadt — bis auch der letzte Stein derselben versank und von Vegetation überwuchert, von Humus bedeckt, von des Landmanns Pfluge geebnet wurde.

Erst als im Jahre 1839 die heutige „Ferdinandshöhe" angelegt worden ist, entdeckte man beim Baumgraben die starken Grundmauern der Veste nebst vielem Eisenwerk, Pferde- und Menschenknochen. Im Oktober 1845 fand man bei ferneren Nachgrabungen zwei parallel laufende Mauern — vielleicht Uiberreste eines unterirdischen Gewölbes, — worin eben auch verschiedene Alterthumsgegenstände lagen.

Euler Sage.

Es war unter der Regierung des Herzogs Krzesomysl, wo der an sich uralte Reichthum Böhmens an edlen Metallen durch Gold- und Silberwerke eine große Vermehrung erhielt, und zwar in einer so großen Betriebsamkeit, daß durch die Bergwerke dem Ackerbaue zu viele nützliche Hände entzogen worden, und nicht selten Hungersnoth zu befürchten war, weßhalb der Fürst des Landes sich endlich genöthigt sah, viele im Betriebe befindliche Bergwerke verschütten zu lassen, um seine auf die Ausbeute von Gold und Silber erpichten Unterthanen dem Ackerbau wieder zurückzuführen.*)

Der Ruf von dem großen Reichthum der edlen Metalle in Böhmen lockte viele Deutsche aus den Nachbarländern herbei und führte sie zur Ausbeutung derselben.

*) Vgl. Die Deutung der Horimir-Sage. Illustr. Chron. Bd. 1. S. 139—130.

In der Zahl dieser Beutelustigen befand sich auch ein deutscher Bergmann, Namens Gunibald, der mit seinem Weibe und seiner Tochter nach Böhmen eingewandert, das Land die Kreuz- und Quere durchzog, überall nach Gold und Silber spähend. Vergebens wandelte er eine Zeitlang hin und her, bis er in die Gegend kam, wo heut zu Tage das Städtchen Eule liegt, und Spuren von Goldanwesenheit gefunden zu haben glaubte. Er baute sich eine Hütte, und richtete sich wohnlich ein. Das nahe Prag lieferte ihm alle Bedürfnisse zum Betriebe des Bergbaues, und er begann diesen rüstig und unermüdet zu betreiben aber lange Zeit ohne allen Erfolg, wodurch endlich aus Mangel des dazu benöthigenden Geldes, nachdem er alles nur halbweg entbehrliche verkauft hatte, ihm endlich nur noch das Regentuch seines Weibes übrigblieb, welches von einigem Werthe war und durch dessen Verkauf er Geld erhalten konnte.

Das gute Weib gab willig ihr Letztes her, damit der Mann sich Lebensmittel und Oel für sein Grubenlicht verschaffen könnte. Als Gunibald aus Prag nach dem Verkauf des Regentuches mit Lebensmitteln und Oel nach Hause kam, sang er fröhlich: Glück auf! zur Verwunderung seines Weibes, und sagte endlich lächelnd zu ihr: Hermine, diesmal wird meine kühnste Hoffnung in Erfüllung gehen; ich traf in der Schenke einen alten Mann, der sich mit mir in ein Gespräch einließ, und als ich ihm erzählte, wer ich sei und was ich betriebe, nahm er meine Hand in die seine, prüfte die Fläche der meinen sehr bedächtig und verkündete mir hierauf ein nahes glückliches Ereigniß, zugleich bat er sich aus dem reichen Schatze, der mir heute oder morgen schon offenbar werden solle, ein Goldstück aus. Daher rufe ich freudig und vertrauensvoll mein „Glück auf!“ aus vollem Herzen aus.

Hermine schüttelte bedächtig und zweifelnd den Kopf, aber Gunibald verwies ihr den Kleinmuth, und ging, nachdem er sein Bergkleid angezogen und seine Lampe mit frischem Oel gefüllt und angezündet hatte, singend in die Grube, der versprochenen Goldfindung vertrauend.

Als Gunibald die Grube betreten, hörte er einen seltsamen Laut ganz in seiner Nähe: er beleuchtete die Gegend und gewahrte eine Eule, die sich eben anschickte, von dem Lichtglanze des Grubenlichtes geblendet ihren Schlupfwinkel zu verlassen. — Die Eule war zu seiner Zeit als ein Unglücksvogel betrachtet, und der Bergmann war über ihre Gegenwart nicht wenig erschrocken. Er schlug mit seinem Hammer nach ihr, da aber der Raum, wo er sich eben befand sehr beschränkt war, schlug er mit demselben gerade an die ihm rückwärts befindliche Bergwand, und zwar so mächtig, daß ein großes Stück derselben einstürzte und zwischen seine Füße rollte.

Die Eule war indeß entflogen, und Gunibald sah sich verdrüßlich nach derselben um. Wie ward ihm aber, als er sein Gesicht nach dem eingestürzten Felsen gekehrt hatte, und ihm ein reiches Lager der herrlichsten Goldstufen entgegen blitzte. Freudig erstaunt und erschrocken fiel er auf seine Knie, segnete die Götter voll innigsten Dankes, und pries auch die Eule, die Botin seines Glückes geworden war.

Als sich endlich Gunibald von seinem freudigen Schrecken erholt hatte, sammelte er einige der reichsten Goldstufen und eilte damit zu seinem Weibe. Sein „Glück auf!“ ertönte diesmal mit aller Kraft seiner

Lunge, so daß Hermine nicht wenig über diese kreischenden Laute betroffen aus der Hütte stürzte, wähnend, ihrem Manne sei ein großes Unglück widerfahren, und er habe den Verstand verloren. Als sie aber die reichen Goldstufen erblickte, welche ihr der Mann unter Jauchzen und Singen entgegen hielt, fiel sie dem entzückten Manne um den Hals, und stimmte hell auf in sein immer ertönendes „Glück auf!"

Die erste Sorge Gunibalds trieb ihn am nächsten Morgen nach Prag, um die Goldstufen in Gold zu verwandeln. Er bekam einige Goldthaler dafür, kaufte für sein Weib gleich ein schönes Regentuch, und auch eines für seine Tochter, und so viele Lebensmittel, als er nur tragen konnte. — Die Ausbeute des Goldes mehrte sich mit jedem Tage, und Gunibald sah sich bald in den Stand gesetzt, mehrere Hilfsarbeiter aufzunehmeu.

Eines Tages, nach Verlauf mehrer Monate, als der fleißige Bergarbeiter froh und lustig in den Felsen einschlug, kam ein Goldklumpen zum Vorschein, der ganz und gar einer Rose glich, wie solche nur die Natur erschaffen konnte, und mit ihm der Goldstuffen immer mehrere und mehrere, so daß Gunibald ein sehr reicher Mann wurde. Er baute ein Schloß, ein niedliches Städtchen reihte sich bald an und es wurde auch ein Bad eingerichtet, da man heilsame Quellen vorgefunden, und viele Jahrhunderte lang ehe andere Badeorte hervorragten, fleißig besucht.

Der Eule zu Ehren, die Gunibald den Weg zum Glück gezeigt, wurde das Städtchen Eule genannt, und führt noch heutigen Tages diesen Namen. Herzog Křezomysl erhielt ein goldenes Tafelgeschirr für zwölf Personen und als die Mährer Böhmen feindlich überzogen, stellte Gunibald 100 schwer gerüstete Reiter, gab auch eine bedeutende Summe Geldes zur Kriegsführung.

Dieses ist die Sage von der Entstehung des Bergsegens zu Eule. Es scheint, daß man es als erschöpft angesehen und deßhalb den Fortbau eingestellt habe, allem Anschein aber nach wird jetzt, wo man eben im Begriff ist, alle Lokalitäten auszuforschen und Metalle jeder Gattung aufzufinden einige Hoffnung hat, auch in Eule der Versuch gemacht werde, unterstützt von den Maschinen der Neuzeit, das wahrscheinlich im Innern der Erde noch verborgene Gold an das Tageslicht zu bringen, was in Kuttenberg mit Hilfe der Dampfmaschinen zu Entfernung der Wässer in der Tiefe der Gruben wohl auch gelingen könnte. Hat Böhmen vor Zeiten so viele Bergwerke edler Metalle gehabt, so kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß diese Schätze sich noch an mehreren Orten befinden, und nur es an den richtigen geognostischen Kenntnissen liegt zum Besitz derselben zu gelangen, wenn man keine Mühe und keinen Fleiß sparen wird, den beabsichtigten Zweck zu erreichen.

J. J. Polt.

Ad pag. 534—560.

Der obige Artikel „die Steuern und Gaben der böhmischen Vorzeit" rührt von dem Unterzeichneten keineswegs her, sondern hat derselbe bloß das Materiale dazu geliefert.

Dr. Legis Glückselig.

Die alte Warte

(Hvézdárna) in Chrudim.

(Die Abbildung derselben befindet sich in der Monatschrift „Erinnerungen" 1854, Heft III.)

Wenn die großartigen Ritterburgen oder die alterthümlichen Befestigungen der Städte unseres Vaterlandes als Denkmale einer sturmbewegten, gewaltigen Zeit unser gerechtes Interesse erregen, so müssen jene Bauten, welche der Nachwelt als Zeugen der wissenschaftlichen oder künstlerischen Ausbildung unserer Vorfahren übrig geblieben sind, unsere Aufmerksamkeit wohl noch in einem höheren Grade in Anspruch nehmen, und zwar um so mehr, da deren verhältnißmäßig nur wenige von der Zerstörung der Kriege und des Vandalismus der neuern Zeit verschont geblieben sind.

Zu den letztern Gebäuden gehört das in der Klostergasse in Chrudim gelegene Haus des Franz Liberský Nro. C. 74, von welchem jeder Bewohner Chrudims zu erzählen weiß, daß es einst die Wohnung eines Sternkundigen, und daß der an dessen Rückseite sich erhebende Thurm sein Observatorium war. — Schon die Vorderseite dieses Hauses ist auffallend. An seinen drei Stockwerken sind nämlich offene, von je 6 Säulen getragene Galerien angebracht, und die unter den Säulen befindlichen Felder sind mit halberhabenen, in Sandstein ausgeführten Bildhauer- und Steinmetzarbeiten verziert. Vorzüglich bemerkenswerth sind die 5 größeren und 4 kleineren allegorischen Basreliefs unter den Säulen der Galerie des ersten Stockwerkes, welche wahrscheinlich die 4 Kardinaltugenden, dann den Frieden, den Krieg, die christliche Liebe (charitas), die Wachsamkeit und die Herrschaft andeuten. Unter diesen Basreliefs sieht man eine über die ganze Breite des Hauses laufende, schon großentheils verwitterte Inschrift, die aber nach den wenigen noch leserlichen Worten einen Bibelspruch enthalten zu haben scheint, — und über der Thüre steht: laska gest, kdo przebýwa w lasce w bohu przebywa y buh w ném. Leta pané 1573. Gleich darunter ist ein Wappenschild, der die Buchstaben A. M. und ein besonderes Zeichen trägt, welches den auf der Rolandssäule der Prager Brücke und über den Eingängen mancher alter Gebäude angebrachten hieroglyphenartigen Figuren ähnlich ist. — Noch vor etwa 40 Jahren sollen sich über der Galerie des dritten Stockwerkes drei kolossale steinerne Statuen erhoben haben, jedoch wegen ihrer im Verhältniße zu der theilweisen Baufälligkeit des Gebäudes zu großen Schwere damals herabgeworfen und zertrümmert worden sein. Eben diese Baufälligkeit war auch schuld, daß die früher auf der Rückseite des Hauses gewesenen Galerien, welche denen auf der Vorderseite entsprachen, abgetragen werden mußten.

Der merkwürdigste Theil des ganzen Hauses ist jedoch der an dessen Südseite befindliche, unter dem Namen Sternwarte (hvězdárna) in Chrudim allgemein bekannte Thurm. Er ist fünf Stockwerke hoch, noch ganz wohl erhalten, da, wo er frei über dem Hause emporragt, sechsseitig, und hat einen Durchmesser von 1 Klafter 3 Schuh. An seine

nordöstliche Seite schießt sich ein zweiter runder, minaretartiger Thurm, von 4 Schuh 5 Zoll im Durchmesser an, der sich über den ersten noch zwei Klafter erhebt, und in eine steinerne Kuppel ausgeht, so daß das Ganze — vorzüglich von der tiefgelegenen Katharinenvorstadt aus — einen originellen, abenteuerlichen Anblick gewährt. Es scheint, daß das oberste Gemach des sechsseitigen Thurmes dem Astronomen zugleich als Arbeitszimmer diente, während der runde Thurm blos zu Beobachtungen bestimmt war, worauf auch die in dessen höchstem Raume sich nach allen Richtungen öffnenden acht Fensterchen deuten, aus denen man die schönste Aussicht auf die Stadt und die ganze Umgebung genießt. — In dem Hause selbst sieht man noch hie und da alterthümliche Verzierungen, und in einem der Zimmer ist die Decke schön mit Holz ausgetäfelt, von der die einstigen Vergoldungen freilich schon seit vielen Jahren verwischt sind.

Wer der Erbauer dieses Hauses und der „Sternkundige" gewesen ist, der von hier aus den Himmel beobachtete, ließ sich aus den dem Berichterstatter zugänglichen Behelfen nicht bestimmen, namentlich lassen sich in den Stadtbüchern die Besitzer dieses Hauses kaum bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Gewißheit angeben. Daß, wie Manche glauben, dieß Gebäude eine Sternwarte des Tycho Brahe gewesen sei, dürfte man wohl mit Grund bezweifeln; denn wahrscheinlich deuten die Buchstaben A. M. über der Thüre den Namen des Erbauers an, und die erwähnte Jahreszahl 1573 das Jahr der Erbauung selbst: Tycho Brahe aber trat erst im Jahre 1599 in die Dienste Rudolphs II., es konnte also dieses Gebäude nicht für ihn errichtet worden sein, wenn es gleich nicht unmöglich ist, daß er zufällig hier eine oder die andere seiner Beobachtungen angestellt habe. Am ehesten dürfte das Haus einem an der Prager Universität gebildeten Bürger, — an denen zur Zeit Maximilian II. in Böhmen gewiß kein Mangel war — sein Dasein verdanken. — Doch würden wahrscheinlich alle Zweifel über den Erbauer und gelehrten Bewohner dieses Hauses wegfallen, wenn nicht dessen wichtigster Nachlaß, nämlich mehrere auf Pergament geschriebene, mit Bildern gezierte Foliobände abhanden gekommen wären. Diese Bücher sollen sich von den Zeiten des Erbauers des Hauses, bis zu den Zeiten des Vaters des gegenwärtigen Besitzers erhalten haben, der sie vor etwa 40 Jahren einem Herrn Purmann, Doktor der Medizin, veräußerte, ohne daß weiter bekannt ist, wohin diese Bücher — welche für die Geschichte der Wissenschaften in unserm Vaterlande von Werth sein dürften — gekommen sind.

Marien-Röschen.

(Mährisch.)

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte in Mähren ein reicher und mächtiger Herr, Namens Smil von Kunstadt, ein Sohn des Grafen Gebhard von Bernegg, Ahnherrns des altberühmten Hauses Kunstadt, welches einen seiner Sprößlinge auf dem böhmischen Throne sah. Smil war königlicher Burggraf der Burgen Brumow,

nordöstliche Seite schießt sich ein zweiter runder, minaretartiger Thurm, von 4 Schuh 5 Zoll im Durchmesser an, der sich über den ersten noch zwei Klafter erhebt, und in eine steinerne Kuppel ausgeht, so daß das Ganze — vorzüglich von der tiefgelegenen Katharinenvorstadt aus — einen originellen, abenteuerlichen Anblick gewährt. Es scheint, daß das oberste Gemach des sechsseitigen Thurmes dem Astronomen zugleich als Arbeitszimmer diente, während der runde Thurm blos zu Beobachtungen bestimmt war, worauf auch die in dessen höchstem Raume sich nach allen Richtungen öffnenden acht Fensterchen deuten, aus denen man die schönste Aussicht auf die Stadt und die ganze Umgebung genießt. — In dem Hause selbst sieht man noch hie und da alterthümliche Verzierungen, und in einem der Zimmer ist die Decke schön mit Holz ausgetäfelt, von der die einstigen Vergoldungen freilich schon seit vielen Jahren verwischt sind.

Wer der Erbauer dieses Hauses und der „Sternkundige" gewesen ist, der von hier aus den Himmel beobachtete, ließ sich aus den dem Berichterstatter zugänglichen Behelfen nicht bestimmen, namentlich lassen sich in den Stadtbüchern die Besitzer dieses Hauses kaum bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Gewißheit angeben. Daß, wie Manche glauben, dieß Gebäude eine Sternwarte des Tycho Brahe gewesen sei, dürfte man wohl mit Grund bezweifeln; denn wahrscheinlich deuten die Buchstaben A. M. über der Thüre den Namen des Erbauers an, und die erwähnte Jahreszahl 1573 das Jahr der Erbauung selbst: Tycho Brahe aber trat erst im Jahre 1599 in die Dienste Rudolphs II., es konnte also dieses Gebäude nicht für ihn errichtet worden sein, wenn es gleich nicht unmöglich ist, daß er zufällig hier eine oder die andere seiner Beobachtungen angestellt habe. Am ehesten dürfte das Haus einem an der Prager Universität gebildeten Bürger, — an denen zur Zeit Maximilian II. in Böhmen gewiß kein Mangel war — sein Dasein verdanken. — Doch würden wahrscheinlich alle Zweifel über den Erbauer und gelehrten Bewohner dieses Hauses wegfallen, wenn nicht dessen wichtigster Nachlaß, nämlich mehrere auf Pergament geschriebene, mit Bildern gezierte Foliobände abhanden gekommen wären. Diese Bücher sollen sich von den Zeiten des Erbauers des Hauses, bis zu den Zeiten des Vaters des gegenwärtigen Besitzers erhalten haben, der sie vor etwa 40 Jahren einem Herrn Purmann, Doktor der Medizin, veräußerte, ohne daß weiter bekannt ist, wohin diese Bücher — welche für die Geschichte der Wissenschaften in unserm Vaterlande von Werth sein dürften — gekommen sind.

Marien-Röschen.

(Mährisch.)

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte in Mähren ein reicher und mächtiger Herr, Namens Smil von Kunstadt, ein Sohn des Grafen Gebhard von Bernegg, Ahnherrns des altberühmten Hauses Kunstadt, welches einen seiner Sprößlinge auf dem böhmischen Throne sah. Smil war königlicher Burggraf der Burgen Brumow,



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner Prag

Das alte Kotzen-Theater zu Prag

cassirt im Jahre 1770.

Prerau und Böttau, und besaß mehrere beträchtliche Ländereien im Lande. Doch bei all seinem Reichthume fühlte er sich arm; während einer langen Ehe hoffte er stets vergebens auf einen Erben. Einst ritt er traurig, diesem Gedanken nachhängend, durch seine bei Brumow gelegenen Landgüter; als er aber bei dem Orte ankam, wo man jetzt die Uiberreste des hier gestandenen Klosters Smilheim sieht, gewahrte er eine Rose von wunderbarer Gestalt und ausgezeichneter Schönheit. Verwundert darüber, brach er sie ab und verwahrte sie sorgfältig in seiner Satteltasche, um sie seiner Gemalin zu bringen. Als er nun nach Hause gekommen war und die Rose in der Satteltasche suchte, war sie daraus verschwunden. Er ritt den Weg, den er früher genommen hatte, suchend zurück, und fand die Rose an demselben Platze, wo er sie abgebrochen hatte, wieder auf dem Gesträuche wachsen, als hätte er sie nimmer berührt. Dies schien ihm und seiner Gemalin ein unverkennbarer Wink des Himmels, hier ein Gotteshaus anzulegen, und sofort traf Smil alle Anstalten dazu.

Er suchte zuvörderst die Bewillung des Königs Przemysl Ottokar II. und des Olmützer Bischofs Bruno, und gleich nachdem er diese erhalten hatte, legte er an jenem Orte, wo er die Rose gefunden, den Grund zu einem Klostergebäude, das er Mariens-Rose (Rosa Mariae) nach seinem Namen aber Smilheim (Zmilenheim) nannte und Brüdern des Cisterzienser-Ordens einräumte, die jedoch unter der obersten Aufsicht des jeweiligen Abtes von Welehrad stehen sollten. Das neue Kloster wurde von dem Stifter mit den Märkten Wisowitz und Bilperg, den Dörfern Chrasteschof, Lutonia, Zazwerzsicz, Drnowitz und Wisokalhota begabt; auch andere Burgherren der Umgegend bedachten es reichlich.

Das alte Prager Kotzentheater.

(Mit Prospekt.)

Seit dem westphälischen Frieden (1648), wo sich Schauspieler-Gesellschaften bildeten und in größeren Städten stabil wurden, nahm auch Prag an dem Theatergenuße Antheil. Aber erst im Jahre 1743 richtete die Prager Stadtgemeinde einen Flügel der sogenannten „Kotzen" zum Comödienhaus ein, was sich sodann durch volle vierzig Jahre erhielt.

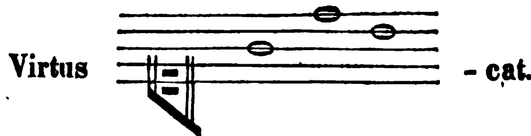
Dieses Kotzen-Theater war der obere Theil des vormaligen altstädter Bazars nächst dem Galli-Kloster, Nr. 283—284 (alt. 535—536) — noch immer als „altes Kotzentheater" in den Prager Grundbüchern bezeichnet. Das Theater selbst war viereckig, eng und ging durch zwei Geschoße bis unter den Dachstuhl.

Im Jahre 1779 wurde das gräflich Thun'sche Palais auf der Kleinseite (nun ständisches Landhaus) zum Theater eingerichtet; dasselbe ward jedoch am 27. August 1794 ein Raub der Flammen — nachdem mittlerweile das „Nationaltheater" (erbaut durch Graf Nostitz 1718, eröffnet 21. April 1783, übergegangen in das Eigenthum der HH. Stände 1798) immer mehr emporgeblüht war.

Man hatte nebenher auch in dem Kleinseitner aufgehobenen Dominikaner-Kloster, im alten Refektorium, Theatervorstellungen gegeben, die sich mit seltener Unterbrechung bis gegen das Jahr 1814 behaupteten.

Das alte Kotzen-Theater ist im Jahre 1783 eingegangen.

Ritter Christoph Harant von Polczic und Bezdružic und auf Petzka ꝛc., „der Jerusalemsfahrer.“



Virtus ut sol micat.
(Harants Wahlspruch.)

Unser Held stammte aus einem böhmischen Rittergeschlechte, dessen Spuren in die Zeiten der Schlacht von Crecy (1346) zurückreichen. Seine Abstammung ist folgende:

Heinrich Harant von Polczic
und na dlauhém Derfliné, † 1541;
Gem. Brigita von Haje, † 1542.

Georg Harant von Polczic,
kais. Rath u. Beisitzer des Landgerichts,
seit 1553 Herr auf Klenow,
† 26 Mai 1584.

1. Gem. Anna von Utow, † 1552.
2. Gem. Johanna Czernin v. Chudenitz, † 1556.
3. Gem. Maria von Przedenitz, 1561.
4. Gem. Maria v. Janowitz.

---

1. Bohuslaw Heinrich. 1. Johann Borziwoy. 1. Johanna. 1. Regina. 1. Ludmilla.
4. Adam, † 1617.
4. Christoph, geb. 1564, † 21. Juni 1621.
4. Johann Georg, † nach 1638.

1. Gem. Eva Czernin v. Chudenitz,
verm. 1588, † 1597.
2. Gem. Barbara Mirzowsky v. Tropczic,
verwitwete Skopek v. Otradowitz, † 10. Juli 1607.
3. Gem. Anna Salom. Hradisstsky v. Horzowitz,
wiedervermählt mit Hermann Czernin v. Chudenitz,
† 1637.

Kinder: (2) Rosina Elisabeth, geb. 26. Aug. 1604, verm. Puchheim.
(3) Sibylla, † vor 1632.
(3) Johann Wilhelm, † um 1643.
(3) Leopold Georg, † im Zweikampf nach 1652.
(3) Rudolph Wenzel, † als Augustiner-Baarfüßer bei St. Wenzel in Prag 18. Sept. 1664.

Christoph Harant erhielt seine Grundbildung auf dem väterlichen Rittersitze Polczic (Polžic, Domäne Bischofteinitz, Klatt. Kr.) und kam im Jahre 1576 an den Hof des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol (Bruders



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Dr. v. Sandtner

Christoph Harant von Polrzirz

der Jerusalemsfahrer.

Kaiser Maximilians II.) nach Innsbruck. Nachdem Harant seinen hohen Herren auf vielen Reisen begleitet hatte, verließ er (um 1584) den erzherzoglichen Hof und begab sich in seine böhmische Heimath. Im Jahre 1593 zog Harant an der Spitze einiger Fähnlein mit in den Krieg wider die Türken, wo er auf ungarischem Boden so tapfer focht, daß ihm Kaiser Rudolph II. bei seinem Rücktritte (1597) einen Jahrgehalt aus den böhmischen Kammergeldern anwies.

Nach dem frühen Ableben seiner Gemahlin rüstete sich Harant, bereits Vater zweier Kinder, zu einer Pilgerfahrt in das heilige Land. Er trat die Reise mit Herrn Hermann Czernin von Chudenitz am 2. April 1598 an, und sie gelangten über Venedig und Kreta schon am 3. September nach Jerusalem, wo sie, als Unterthanen Rudolphs II., alle Vorsicht gegen die sie belauschenden Türken aufbieten mußten. Alsbald beteten beide Ritter am Grabe des Erlösers.

Nunmehr wendeten die Reisenden sich zur See nach Kairo und weiter in die arabische Wüste, wobei sie den Berg Oreb, dann (am 16. Oktober) das Kloster St. Katharina unter dem Berge Sinai besuchten. So hatten sie Judäa und einen Theil von Egypten betreten, aber die Pyramiden zu sehen, verhinderte sie die Anschwellung des Nilstromes. Im November waren sie über Alexandria gereis't, um wieder nach Venedig zu kommen. Harant hatte nebst einer überstandenen schweren Erkrankung auch noch das Unglück, in Arabien sein Hab' und Gut, bis auf 22 Dukaten, durch Räuberhand einzubüßen, und besaß in Alexandrien nur noch einen einzigen breiten Thaler. Glücklich aber gelangten die Pilger am 26. Dezember 1598 in die Dogenstadt.

Harant hat nachmals seine ganze Reisefahrt ausführlich beschrieben und 1608 böhmisch in Druck gelegt.

Im Jahre 1599 verlor er, zu Pilsen weilend, beide Kinder durch den Tod. Doch zeichnete ihn ebendaselbst Kaiser Rudolph, den gleichzeitig die Pest von Prag vertrieben hatte, dadurch aus, daß er ihn zum Rath und Kämmerer ernannte (1. Mai 1601) und ihm sonst viel Wohlwollen angedeihen ließ.

Am Musenhofe Kaiser Rudolphs II. betrieb Harant die Wissenschaften, die Musik und die Poesie, indem er in lateinischer Sprache dichtete — sonst aber mit Vorliebe böhmisch schrieb.

Bald darauf wurde Harant, in Folge einer Anempfehlung seines Monarchen vom 8. Januar 1603, in den böhmischen Herrenstand aufgenommen, welcher Akt, nach Ausweis der Ritterbürtigkeit, am 23. Juni 1607 der Landtafel (52. B. 18; 138. N. 8) einverleibt worden ist.

Mit seiner dritten Gemahlin (1612) in den Gesammtbesitz von Petzka und Zugehörungen eingetreten, erwarb Harant am 16. Nov. 1619 auch ein Haus in Prag, und zwar das Eckhaus der Brüder Gabriel Christoph und Wenzel von Sebuzin auf der Kleinseite, in der Gasse, welche zum Ujezd führt (Landtafel 237, Bl. 11—26).

Harant, welcher mittlerweile zu den Utraquisten übergetreten war, betheiligte sich an den verhängnißvollen öffentlichen Verhandlungen der Stände Böhmens (1618—1619) mit hoher Klugheit und erhielt die Würde eines Landeskommissärs vom Herrenstande über die Miliz dreier Kreise Böhmens. Im Juni 1619 lagerte Harant unter Graf Thurn vor Wien, und aus seiner Batterie wurde, beiläufig bemerkt, nach den

Fenstern der Kaiserburg gefeuert. Friedrich von der Pfalz, der sogenannte „Winterkönig," zu dessen Parthei er sich leider! gehalten, setzte unseren Harant zum Kammerpräsidenten ein.

Nach der Weißenberger Schlacht (8. Nov. 1620) zog sich Harant auf seine Burg Petzka zurück. Er sah voraus, daß er gleich Andern in's Exil werde gehen müssen. Während der Vorbereitungen hiezu wurde er jedoch durch eine Truppenabtheilung gefangen genommen und abgeführt (März 1621). Zu Prag setzte man ihn im Oberstburgengerichte unter die Rebellen. Am 18. Juni 1621 schon war Harant zum Tode durch das Schwert und zur Güterkonfiskation verurtheilt.

Johann Rosacius Horzowsky, damals utraquistischer Seelsorger bei St. Niklas in der Kleinseite Prag, bereitete ihn auf sein Ende vor. Harant zeigte die bitterste Reue und Verzagtheit. Dasselbe that er auf seinem letzten Gange. Als er auf der Tribune sein Kleid abgelegt, rief er Jesum Christum an und empfing den Streich des Henkers. Der in einen vorbereiteten Sarg gefügte Leichnam aber ist der Witwe übergeben worden, die sich nachmals mit demselben Czernin vermählte, der ihren Gemahl einst in's heilige Land begleitet hatte.

Im Jahre 1638 gab Harants älterer Bruder, Johann Georg, dessen Pilgerreise in deutscher Uibersetzung heraus.

Harants Wappenschild ist ein weißer Hahn mit schwarzem Schweife im rothen Feld. Hierauf machte Elias Nysselius das Epigramm:

Gallus Haranteæ gentis decus exprimit ales.
Tempora definit voce, vigilque cubat:
Christophorus magno dum servit adestque Rudolpho
Advigilat, reliquo tempore carmen amat.

Historische Lesefrüchte.

(Von Prof. Helbling von Hirzenfeld.)

III. und IV.

In Pelzels Lebensgeschichte des röm. und böhm. Königs Wenceslaus, II. Theil Prag 1790, Seite 507, lies't man die Stelle:

Im J. 1405 den 25. April that König Wenzel auf seinem Schloße Karlstein dem edlen Johann von Neuhaus die besondere Gnade, daß derselbe alle seine Güter und Herrschaften, an wen immer, geistliche Personen ausgenommen, verschenken oder vermachen könnte.

(Worüber Pelzel die, im Original im Archive zu Neuhaus erliegende, betreffende Urkunde wörtlich copirt seinem Urkundenbuche unter Nro. CCVII beifügte, nach welcher der Herr von Neuhaus ermächtigt wurde: über seine gesammten beweglichen und unbeweglichen Güter in Böhmen sowohl unter Lebenden als von Todeswegen frei zu disponiren, welcher Akt auch in die Landtafel eingetragen wurde); denn (erwähnte Pelzel weiter) wer damals keine Kinder hinterließ, dessen Güter erbte der König allein — weil die unbeweglichen Güter damals meistens Lehne waren.

Nun haben alle Personen im österreich. Kaiserstaate, welche kinderlos sind, nach dem bürgerlichen Gesetzbuche (§. 539. 573) mit Ausnahme der Ordensgeistlichen, das Recht über ihr schuldenfreies Eigenthum testamentarisch zu verfügen und nur dann, wenn bis in das sechste Verwandtschaftsglied (§. 751) keine Verwandte vorhanden sind, tritt für den Landesfürsten das Caducitätsrecht ein. (§. 760). — —

Wie verschiedenartig mehrere Aemter einer Person zugewiesen wurden, ergibt sich z. B. bei Konrad von Vechta, einem Westphälinger, der als erwählter Bischof

von Werden 1402 Münzmeister war, im J. 1405 zum königl. Unterkämmerer ernannt wurde, zugleich Probst zu Melnik gewesen, später Bischof zu Olmütz und Erzbischof zu Prag ward.

Gegenwärtig werden die Geistlichen, außer Studien- und Schul-Anstellungen, dann bei Privatanstalten, ständischen Angelegenheiten, zu Staatsdiensten nicht verwendet, während Bischöfe und andere Geistliche im Mittelalter öfter Kriegsheere anführten. Im Jahre 1486 war der Heeresführer im Zuge gegen Bayern der damalige Erzbischof von Prag Zbinek von Hasenburg, und Sulko, Probst des Frauenstiftes zu Chotieschau.

Johann Hus sagte in seinem Werkchen wider den Küchenmeister auf 1406: Sehet doch! der Burggraf ist ein Priester, der Vorsteher der Landtafel ein Priester, der Landrichter ein Priester, der Unterkämmerer ein Priester, der königl. Küchenmeister ein Priester, der Landschreiber ein Priester!

Albik, Leibarzt des Königs Wenzel, wurde Erzbischof in Prag.

Der Wirkungskreis einzelner Berufsstände ist daher gegenwärtig genauer unterschieden als damals; auch mangelte im Mittelalter den Laien häufig die zu den nöthigen Geschäften erforderliche Bildung, indem in Europa die Urkunden lateinisch abgefaßt wurden, während nach Stiftung der Universitäten sich die literärische Bildung auch auf Laien erstreckte.

Beitrag zur Chronik des Riesengebirges.

(Illustr. Chron. v. Böhmen II. Bd. p. 449.)

1828, 18. Oktober schlug der Blitz binnen einer Stunde fünfmal in die Koppenkapelle. —

1834, den 16. August früh 7½ Uhr tödtete in der Koppenkapelle der Blitz einen jungen Mann aus Breslau, und lähmte noch sechs andere Personen. —

1836, war die Wiesenbaude noch im Monate Juli von hohen und hartgefrornen Schneewällen umringt.

1844, 28. Juli wohnte der König v. Preußen Friedrich Wilhelm IV. der kirchlichen Einweihung der von Norwegen herübergebrachten gothischen Erlöserkirche zu Wang bei und verrichtete am Altare knieend das Dankgebet für seine Lebensrettung bei dem Attentate durch den früheren Bürgermeister Tschech. — Die Kirche besteht ohne alles Eisenwerk bloß aus Kiefernholz. —

1846, 24. Juni wurde die neu erbaute Kapelle im Johannesbade feierlich eingeweiht. —

1847. 10. August fuhr ein Blitzstrahl durch die Ofenrauchröhre in die Koppenkapelle, verletzte einen mit Heizen beschäftigten Holzspalter lebensgefährlich, und streifte zur offen gelassenen Thüre hinaus.

1847, 1. Oktober wurde der Wirth der Peterbaude unweit derselben von einem Schneegestöber überrascht und den andern Tag erfroren aufgefunden. —

Lavinen: 1845, 16. Februar stürzte bei dem Bleichhause im zweiten Theil von Marschendorf von der kleinen Berglehne eine Schneelawine herab, wodurch das 100 Schritte entlegene Haus der Witwe Lanna zum größten Theil verschoben wurde.

1846, 14. Februar erschlug auf dem Wege zwischen Rochlitz und Sahlenbach eine plötzlich herabstürzende Lawine ein armes Weib, Mutter von 4 Kindern. Am selben Tage Nachmittags 3½ Uhr stürzte vom Kinsberge unterhalb der Schneekoppe eine, vom Brunnberg eine zweite Lawine in den Riesengrund herab, schleuderte das dem Bergmanne Buchberger gehörige Haus glatt weg bis auf 200 Schritte weit, und zertrümmerte es in Stücke. Hiebei wurde ein hochschwangeres Weib mit 2 Kindern, ferner zwei Kühe, eine Kalbin und 4 Ziegen getödtet.

1846 2. März stürzte eine Lawine in den Klausengraben herab und riß etwa 50 Klafter hochstämmiges Holz mit sich fort.

1848 wurde der „wandernde Stein" in der Agnetendorfer Schneegrube abermals um 45′ rhein. durch Hochwasser und Lawinen fortgerückt.

1848, 9. — 10. November erhob sich ein furchtbarer Orkan von N. N., dachte viele Häuser ab, zerstörte Scheunen und Holzgebäude, verursachte unermeßlichen Schaden in den Waldungen, und legte sich erst am 11. Abends, nachdem er ununterbrochen 2 Tage und 2 Nächte gewüthet hatte.

1850 wurde die Koppenkapelle wieder zum Gottesdienste vorgerichtet. Nördlicherseits unterhalb derselben erbaute Friedrich Sommer ein elegantes Hospice, welches am 10. Juni eröffnet wurde.

1851 und 1852 wurde aus dem Riesengrunde bis zum Koppenkegel ein breiter zum Reiten praktikabler Weg durch den Kaufmann Mitlöhner, und ein ähnlicher bis zum Koppenhospice durch Friedrich Sommer hergestellt.

1852 wurde in Oberrochlitz eine Trink- und Badeanstalt bei der salinischen Eisenquelle „Stahlbrunn, Hungerquelle" errichtet.

1853. Der Bräuereibesitzer Wehner in Seidorf stellt Reitpferde auf, deren man sich zum Besteigen der Schneekoppe und anderer sehenswürdigen Partien gegen einen Ertrag von 2 Reichsthaler per Tag bedient. —

Zur Rübezahlssage.

Heber erwähnt im 5. Bande „Böhmens Burgen, Vesten und Bergschlösser" p. 145, der Sage, daß Bohdanec (in der Nähe von Pardubitz) der Geburtsort des Berggeistes Rübezahl sei. Er war die Frucht der fortgesetzten Liebe eines Verstorbenen mit seiner frühern am Leben gebliebenen Geliebten. Der gespenstige Vater half dem Sohne, als dieser heranwuchs, zuerst auf den Berg Kunětic, wo der junge Rübezahl seine Laufbahn begann, bis er später auf das Riesengebirge befördert wurde.

M. D. J. N. Eiselt,
k. k. Kreisphysikus in Jičín.

Schlußwort zur 10. Lieferung.

Uiber die Grenzen der Erweiterung unserer illustrirten Chronik.

Es ist natürlich, daß über die Tendenz, Form und Haltung der illustr. Chronik von Böhmen von Zeit zu Zeit verschiedene Stimmen — selten tadelnd, meist nur wünschend — sich vernehmen lassen. So lange der Grundplan dieses Nationalwerkes keine Aenderung zuläßt, so lange ein einziger Redakteur das Ganze leitet, so lange für wissenschaftliche und belletristische Leser gleichzeitig fürgesorgt werden muß: darf man von uns nicht zu viel oder gar Alles verlangen, was in dem endlosen Bereiche des Alterthums, der Geschichte und der Sage liegt. Von selbst haben wir ja bereits unsere Grenzen erweitert, indem wir auf die mit Böhmen historisch verschwisterten Lande möglichst Rücksicht nehmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz und Oberpfalz, die einst böhmische Mark Brandenburg ꝛc. allmälich in das vaterländische Interesse einbeziehen und die Geschichte aller dieser Lande durch sich selbst wechselseitig zu beleuchten bestrebt sind.

Nun gibt es aber der subtilen Gegenstände, mit denen einzelne Leser sich aus Vorliebe befassen, eine zu große Menge, um ihnen sämmtlich eine gleichartige Theilnahme in der illustrirten Chronik angedeihen zu lassen. Dahin gehört z. B. das Gebiet der Wappenkunde.

In solcher Beziehung ist an uns kürzlich nachstehende Zuschrift eingelangt.

An Herrn Herrn Dr. Legis Glückselig, Nr. 658 hier.

Prag den 3 Juli 1853.

Euer Wohlgeboren!

Es ist die Bitte mehrerer Abnehmer der illustrirten Chronik von Böhmen, in dieselbe auch Abbildungen von Wappen und Familiensigillen, wenigstens der berühmtesten Häuser und Personen, z. B. der Familien Schlick, Waldstein, Rosenberg, Berka, der Directoren von 1621 u. s. w. aufzunehmen, was dem Zwecke des Ankaufs mehrerer Abnehmer besser entsprechen würde.

In der Hoffnung der Erfüllung ihrer Bitte bittet man die Wappen vollständig mit Helm, Helmdecken u. s. w. zu zeichnen und die Farben richtig zu schraffiren.

Eine Gesellschaft Abnehmer der illustrirten Chronik.

Diese Aufforderung ist uns zu achtbar, um ihr nicht nach unserer Möglichkeit Rechnung zu tragen — aber bloß nur darum, weil sie halb und halb schon in unserem Plane liegt. Wir haben erst ein einziges böhmisches Familienwappen geliefert (das Radetzky'sche, Bd. I. S. 123). Gern machen wir nun einen neuen Anfang mit den Wappen der Schlicke und Schwarzenberge, wozu wir auch den nöthigen geschichtlichen und genealogischen Text liefern. Diese Artikel finden bereits in der zehnten Lieferung der illustr. Chronik Platz.

Es führt uns aber diese beiläufige Erklärung auf die für die illustr. Chronik projektirt gewesene böhmische Adelshalle. Das Material zu dieser Adelshalle ist uns nämlich recht eigentlich über die Schultern gewachsen, so daß wir — um dem Hauptinhalte der illustr. Chronik keinen fühlbaren Abbruch zu thun oder Zuzahlungen von unseren werthen Abnehmern zu fordern — die Adelshalle einem selbständigen Unternehmen vorzubehalten uns genöthigt sehen. Möge das Publikum mit dieser Verfügung zufrieden sein und dafür durch eine vergrößerte Sorgfalt für die illustr. Chronik selbst gelohnt werden!

Bisher haben sich im Kreise unserer Lesewelt mehrere Hauptrichtungen kund gegeben. Eine Klasse von Abnehmern verlangt unabläßig Burgen. Diesen suchen wir, so gut wir können, fast in jeder Lieferung zu entsprechen. Eine andere Klasse von Lesern will lauter historische Kleinigkeiten — eine dritte: Alterthümer, Münzen, Inschriften, Wappen — eine vierte: alte aufgehobene Kirchen, Klöster, Kapellen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Solche Zersplitterung unseres Stoffes und unserer Kräfte geht nicht an und wir stellen an unsere werthen Abnehmer die Bitte: sich gefälligst unserer eigenen Auswahl unterzuordnen, bis die illustrirte Chronik festeren Boden gewinnt und vielleicht auf 24 Hefte jährlich sich ausdehnt. Dessenungeachtet schenken wir jedem freundlichen Winke die bereitwilligste Beachtung und fordern namentlich zur Einsendung von passenden Beiträgen auf.

Juli 1853.
Mai 1854.

Die Redaktion der illustr. Chronik v. Böhmen.

Zur Geschichte Wallensteins.

(Illustr. Chronik Bd. I. S. 533, 590, 648; II. S. 195—216.)

Der rühmlich bekannte Herausgeber des Taschenbuches „Fridlandia", Hr. Julius Helbig, k. k. Steueramts-Assistent in Friedland, hat uns brieflich angegangen, ihm unseren Artikel über Wallensteins Privatleben für sein schönes und verdienstliches Taschenbuch abzutreten. Jenen Aufsatz haben wir bereits in v. Raumers Taschenbuche 1834 durch Hofrath F. Förster, u. z. weit ausführlicher, publiziren lassen. Derselbe hat allerdings vielseitig Anklang gefunden und enthält durchweg Originalmittheilungen. Doch erlauben wir uns, den Hrn. Herausgeber der „Fridlandia" aufmerksam zu machen, daß wir nicht zu den Vertheidigern Wallensteins gehören, sondern zur Gegenpartei, und daß mithin Hr. Julius Helbing für die Nennung unseres Namens im Almanach „Fridlandia" wenig Dank bei Denen ernten dürfte, die da noch in dem romantischen Glorienwahne befangen sind, welchen Förster und dessen Anhänger um Wallensteins Persönlichkeit gewoben haben.

Prag im Dezember 1853. D. H.

Uiber das Verhältniß unserer Illustrirten Chronik zu Hebers Burgenwerke.

Von mehreren Seiten wurde und wird wol noch erwartet, daß die Illustrirte Chronik von Böhmen, welche bereits zahlreiche vaterländische Burgenbeschreibungen sammt Abbildung geliefert, das Werk J. A. Hebers über die böhmischen Burgen gewissermaßen fortsetzen würde. Dies war und ist keineswegs der Fall. Wir konnten uns lediglich nur auf Supplemente zu Hebers Buche beschränken und überlassen die Fortführung des letzteren Werkes seinem rechtmäßigen Verleger, mit dem wir freilich einst wegen der weiteren Fortsetzung in Unterhandlung gestanden haben.

Auf diesen letzteren Umstand bezieht sich nun die nachfolgende schätzbare Zuschrift aus Wien, welche wir per extensum mitzutheilen uns gedrungen fühlen. Sie lautet:

E. W.

Im siebenten Bande des von dem verdienstvollen J. A. Heber herausgegebenen sehr schätzbaren Werkes: „Böhmens Burgen, Besten und Bergschlösser" wurde S. 165. von dem Verleger Herrn C. W. Medau in Prag nachstehende Nachricht veröffentlicht:

„Durch den Tod des bisherigen Herausgebers dieses Werkes und somit ohne Verschulden der Verlagshandlung eingetretene, beinahe zweijährige Unterbrechung desselben *), mußte ein anderer sachkundiger Fortsetzer des bis zum 7. Hefte des VII. Bandes gediehenen Unternehmens gewonnen werden, und zwar in der Person des vaterländischen Geschichtsforschers, Dr. Legis Glückselig, welcher den vorläufigen Abschluß dieses Bandes mit der Schilderung der ältesten Ruine Böhmens — nämlich des Wyssehrads — bereitwillig verheißen hat.

Eine Schlußabhandlung „über den vaterländischen Burgenbau" so wie ein doppeltes Generalregister über alle sieben Bände, werden sich dem 10. Hefte dieses Bandes anreihen."

Diese Ankündigung veranlaßt den gehorsamst Gefertigten an E. W. gegenwärtige Zeilen mit der Bitte zu richten, dieselben möchten von E. W. nicht ungütig aufgenommen werden.

Wenn ich die obige Bemerkung der Verlagshandlung recht verstehe, so ist das bezeichnete jedenfalls äußerst schätzbare und interessante Werk mit dem 7. Bande keineswegs zum vollständigen Abschlusse gediehen; wenigstens scheint der Ausdruck „vorläufig" darauf hinzudeuten. Übrigens wurden den ersten sechs Heften des 7. Bandes Abbildungen der Burgen: Lipnic, Krakovec, Waldek, Petschau, Schönburg, Weliš, Pograd, Mühlhausen, Žumberg, Guttenstein, Worlik bei Humpolec, Altenteich, Lickau, Pürstein, Poděhus bei Samšin, Weseric, Kačerow, Slaup und Swojkow, beigegeben, deren Schilderung in dem ganzen Werke vergeblich gesucht wird.

Ebenso vermißt man darin die Beschreibung der Burgen: Rothenhaus im Saazer Kreise, Habichtstein, Reichenau, Raby, Tetschen und der k. Burg am Hradschin zu Prag, nebst einigen kleineren Besten, die in der vaterländischen Geschichte keine so unbedeutende Rolle spielen, als daß sie gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden sollten.

Ferner befindet sich am Schluße des 10. Heftes des VII. Bandes nur Ein General-Index, daher das Beiwort „doppelt" ein Irrthum sein dürfte. **)

Schließlich umfassen die den ersten 6 Bänden beigegebenen 6 Burgenkarten nicht alle 16 Kreise Böhmens, daher auch in dieser Beziehung noch ein Wunsch übrig bleibt, dessen Realisirung aber zu hoffen ich kaum wage.

E. W. würden daher nicht nur den Gefertigten, sondern jeden Vaterlandsfreund, welcher im Besitze des obengenannten Werkes ist, unendlich verbinden, wenn in dem nächsten Hefte der illustrirten Chronik von Böhmen bekannt gemacht würde, ob die Fortsetzung und rücksichtlich definitive Beendigung des mehrerwähnten Burgenwerkes überhaupt gehofft werden darf?

Wien am 10. Dezember 1853.

Josef Schürer m. p.,
Ingrossist der k. k. Hofkriegsbuchhaltung.

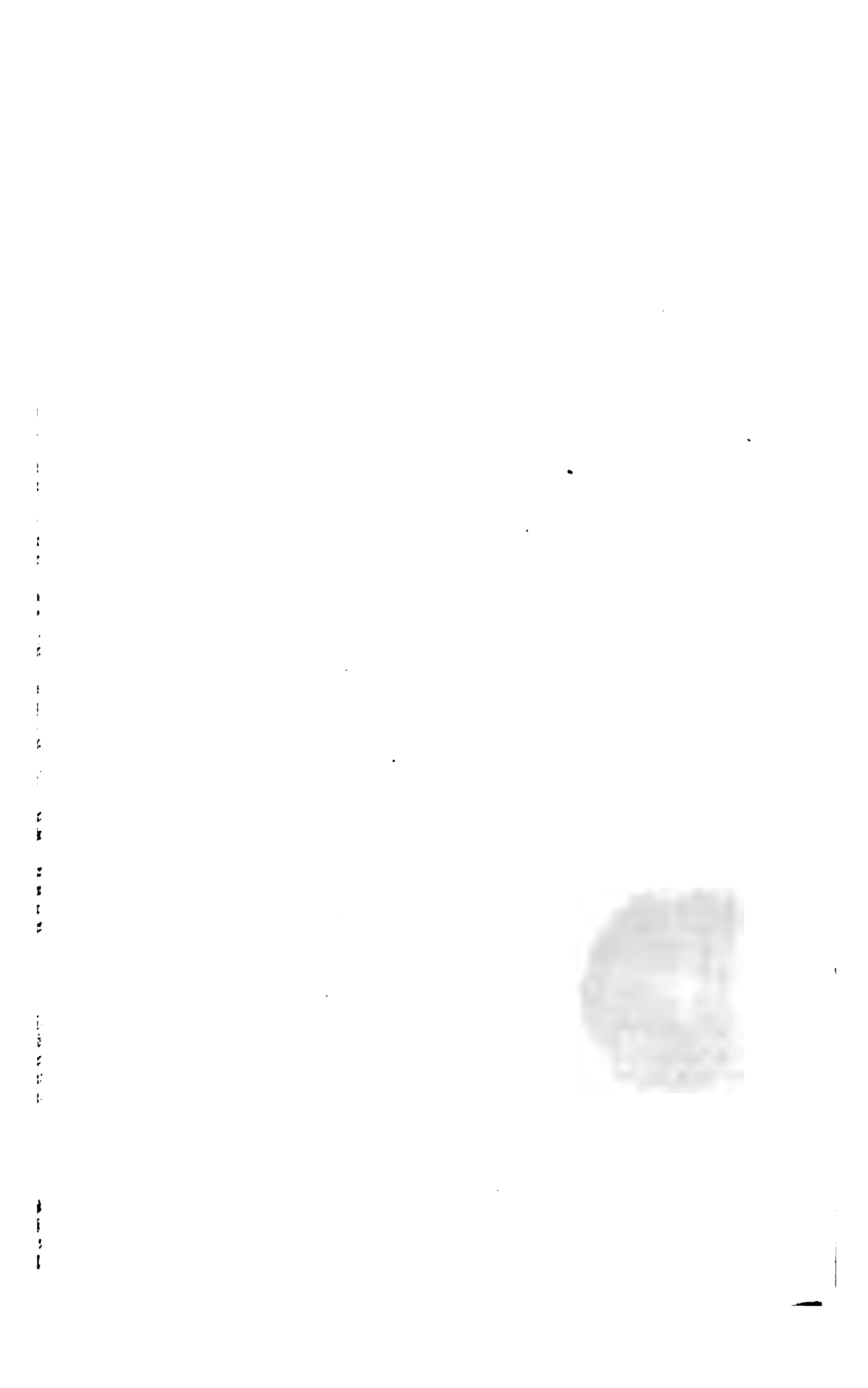
Die Schlußfrage des hier mitgetheilten werthen Briefes könnte Hr. C. W. Medau, Verleger des Heber'schen Werkes, füglicher als wir beantworten. Es ist selbst die weitere Fortsetzung unserer illustrirten Chronik problematisch, da literarische Splitterrichter und persönliche Feinde des früheren Verlegerpaares dem Unternehmen eben so hinderlich sind, als die Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Künstlerkräfte und die bevorstehende Domizilveränderung des bisherigen Herausgebers

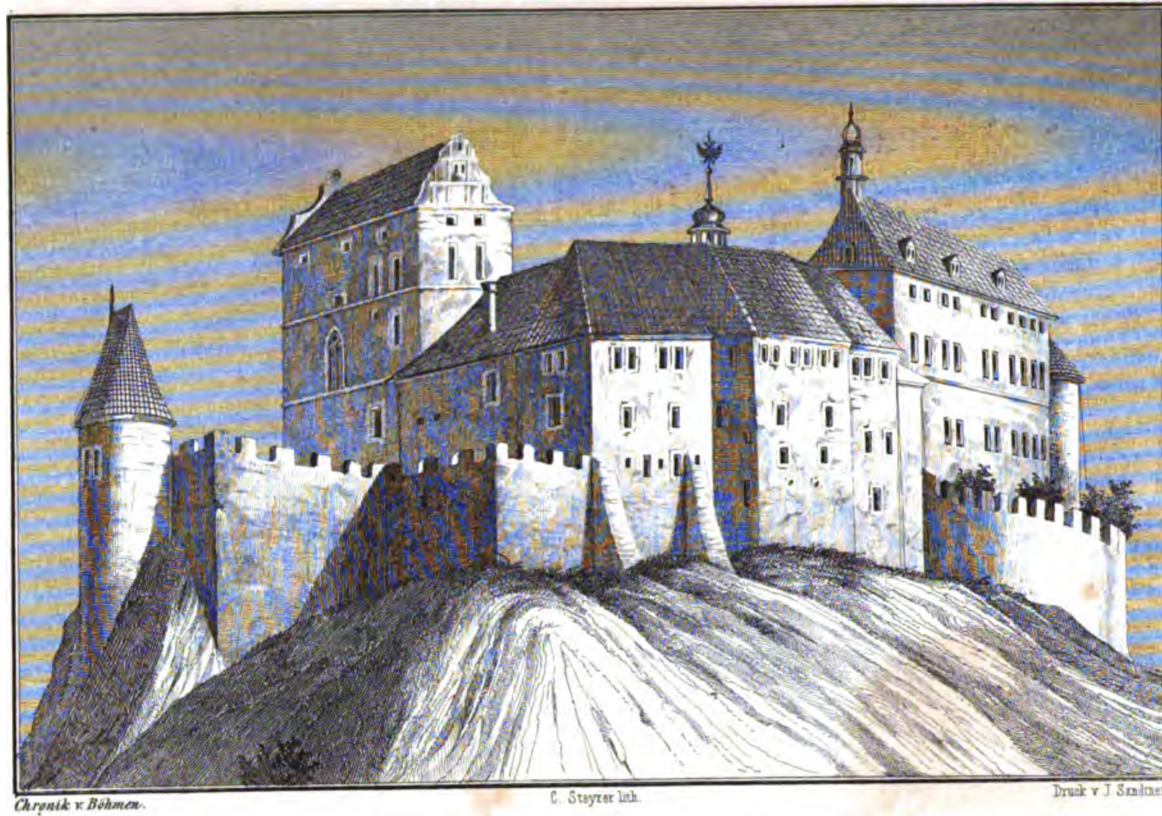
Prag im April 1854. Dr. Legis Glückselig.

---

*) Man merkt wohl, daß in diesem Passus ein Druckfehler sein Wesen treibt. D. L. G.

**) Ursprünglich war noch ein Personen-Register beabsichtigt, was jedoch später in Berücksichtigung der Fortführung des Werkes aufgegeben ward. D. O.




Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith. Druck v. J. Sandtner

Kronveste Karlstein,

nach L. Kohl (1793)

Karlstein vor zweihundert Jahren.

(Mit einem Original-Prospekte nach L. Kohl.)

Zugleich Supplement zu dem Artikel in der illustr. Chronik Bd. I. S. 306—312; 363—377.

Wenn man erwägt, welchen Kunsteifer und Geldaufwand Ihre Maj. die allerdurchlauchtigsten Kaiser Franz I. und Ferdinand I. seit mehr denn vierzig Jahren der Erhaltung und alterthümlichen Ausschmückung der Kronveste Karlstein zuzuwenden geruht haben, so lernt man die historische Bedeutung würdigen, welche an diesem Uiberreste des herrlichen Karolinischen Zeitalters haftet.

Als nämlich der höchstselige Kaiser Franz I. am 23. Junius 1812 mit der damaligen Kaiserin der Franzosen, wailand Maria Louise, die Burg Karlstein persönlich besichtigte und mit tiefer Rührung den erstaunlichen Verfall ehemaliger Größe und Herrlichkeit wahrnahm, befahl Höchstderselbe, über alle Burgenbestandtheile und vorhandenen Alterthumsgegenstände Inventarien zu verfassen und die nöthigen Vorkehrungen zur Reparatur dieser Königsburg zu treffen — wozu allmälich gegen 11.000 fl. aus Staatsmitteln angewiesen worden sind.

Diese allerhöchsten Anordnungen wurden sofort durch den damaligen Oberstburggrafen, Franz Anton Grafen Kolowrat-Liebsteinsky Exc., in Gemeinschaft mit dem nicht minder patriotisch wirkenden Berauner k. Kreishauptmann, Prokop Platzer Ritter von Wohnsiedel, zur Ausführung gebracht; so daß dem Ruin der Karlsteiner Burggebäude, bloß in den Jahren 1815 und 1818 mit einem Aufwande von 7000 fl. Kameralgeldern, durch Herstellung der Dachungen, Mauern, Stiegen und Fenstern, rechtzeitig und zweckmäßig (wenn gleich nicht mit gehöriger Pietät gegen das Alterthum) vorgebeugt ward.

Später hat sich der thätige und einsichtsvolle Landeschef, Oberstburggraf Karl Graf von Chotek Ex., neuerdings bei Sr. k. k. Majestät wegen der Burg Karlstein verwendet. Und so haben denn S. M. Kaiser Ferdinand I. nicht nur unverweilt die nöthigen Herstellungen angeordnet, sondern auch mittelst einer gelegentlich der Krönungsfeier zu Prag erlassenen a. h. Entschließung vom 9. Sept. 1836 befohlen, daß wegen der ferneren Erhaltung der Burg Karlstein für künftige Zeiten dieselbe wie jedes andere öffentliche Gebäude behandelt werden soll.

Infolge dessen wurde daher hauptsächlich auf die Instandsetzung des sehr schadhaften Gemäuers an dem Thurm, Burggebäude und dann dem größten Theil der Schanzmauern Bedacht genommen, und ist dies Alles in den Jahren 1837 und 1838 mit einem Kapital von 10.000 fl. glücklich bewerkstelligt worden.

Bis zu dem Jahre 1842 war unter Aufbietung neuer Geldkräfte die Restauration der Burg Karlstein soweit vollendet. Blos die, seit dem Jahre 1838 den beiden Malern Franz Horczicky und Wenzel Markowsky in Prag zur Renovirung übergebenen 136 Gemälde der Kreuzkapelle kamen erst 1846 nach Karlstein zurück.

Seitdem haben Se. Maj. Kaiser Ferdinand der Gütige, als großmüthiger Pfleger der Künste und Wissenschaften im weiten Vaterlande, abermals neue Summen, z. B. im Jahre 1853 über 6000 fl. CM. gespendet, um Karlstein zu retten und zu verherrlichen und sodurch Karls IV. und beziehungsweise Rudolphs II. erhabenes Andenken zu erhalten und zu segnen.

Karlstein ist nun wieder haltbar für Jahrhunderte, aber auch einigermaßen modern geworden — was nicht abzuwenden war. Indeß fühlt sich jeder Alterthumsfreund hochüberrascht von den hier prangenden Inkunabeln der Malerei und den übrigen zahlreichen Spuren und Denkmälern des vaterländischen Mittelalters. Und in diesem Anbetracht dürfte ein neuerlicher Artikel über Karlstein auch unserer illustrirten Chronik zur Empfehlung und Zierde gereichen.

Wir liefern vorerst eine historische Skizze von Karlstein, geben dann darauf bezügliche Auszüge aus Landtagsschlüßen und anderen Dokumenten und schließen mit einer commentirten Beschreibung der Burg Karlstein, wie sie vor ungefähr zwei Jahrhunderten aus der Feder eines der schätzbarsten Alterthumsforscher floß.

Es ist historisch bekannt und außer allem Zweifel, daß der Bau der Kronveste Karlstein durch den französischen Architekten Mathias de Arras am 10. Junius 1348 begonnen ward, und daß derselbe innerhalb eines Dezenniums so bewunderungswürdig gedieh, daß die vier in der Burg befindlichen Kirchen und Kapellen am 27. März 1357 eingeweiht werden konnten. Doch dürfte die innere so überreiche künstlerische Ausschmückung Karlsteins noch eine geraume Zeit sehr wahrscheinlich in Anspruch genommen haben.

Karl IV. hatte der Burg Karlstein die Bestimmung gegeben: ein sicherer Aufbewahrungsort der böhmischen Reichskleinodien, des Staatsarchives und zahlreicher Kunstschätze und Heiligen-Reliquien zu sein. Die von ihm eingesetzten Burggraven, welche mit Ehre, Leben und Vermögen für die Bewachung der mittelalterlich wohl fortifizirte Kronveste verpflichtet waren, bezogen die Einkünfte der ganzen Domäne und verwendeten dieselben zur Bestreitung des Haushaltes der Burg. Früher und später trugen auch einzelne dieser hohen Reichsbeamten durch Zukauf und Schenkung von Höfen und Dorfschaften zur Vergrößerung der Domäne bei, welche besonders bis zu dem Jahre 1622 eine ausgedehnte Lehensverfassung hatte und solche theilweis bis heutzutage beibehielt.

Die in die Burg eingeschlossene Mariä-Himmelfahrtskapelle, gestiftet mit einem Dechant und vier Chorherren, wurde von Karl IV. 1357 zur Collegiatkirche erhoben. Der Dechant erhielt, außer dem doppelten Betrage aller für das Kapitel fundirten Einkünfte, auch den Genuß des benachbarten Gutes Praskoles, indem der Kaiser die Stiftung seines Bruders Johann zu Žebrak mit der Stiftung des Karlsteiner Dechantes zusammenzog.

Für die Königin und den weiblichen Hofstaat hatte Karl IV., weil diese die geheiligte Kronveste nicht betreten durften, ein eigenes Schloß — das jetzt nicht mehr vorhandene Karlik (bei Dobržichowitz) — erbaut

König Wenzel IV. schenkte um das J. 1384 dem Karlsteiner Dechanten das (jetzt mit dem Gute Zduchowitz vereinigte) Gut Žebrákow, gegen die Verpflichtung, daß er in der St. Palmatius-Kapelle zu Budniau täglich eine heilige Messe lese oder lesen lasse; welche Stiftung jedoch später unter dem Dechanten Tschedik, der dieses Gut käuflich an sich brachte, wieder erlosch. Auch schenkte K. Wenzel dem Karlsteiner Kapitular-Dechanten 1837 die Pfarre Groß Morin, Tetin, die Berauner Dechantei, die Prager Pfarre S. Niklas und die Pfarre Bezdietitz.

Als im J. 1422 die gegen K. Sigmund sich auflehnenden böhmischen Stände und Städte, namentlich die Prager, den lithauischen Prinzen Koribut zum Könige ausgerufen hatten, zogen sie am 28. Mai mit einem Heere von 24.000 Mann vor die Burg Karlstein, um sich der königlichen Krone zu bemächtigen, was ihnen aber trotz der langen Belagerung der auf's tapferste vertheidigten Veste, die bis zum 11. November desselben Jahres (mithin 166 Tage) anhielt, nicht gelang.*) König Sigmund, weit entfernt, die der Burg während dieser Belagerung zugefügten Beschädigungen ersetzen zu können, entzog derselben vielmehr noch zur Bestreitung seiner während des Hussitenkrieges gehäuften Ausgaben einen großen Theil ihrer Schätze; gleichwie durch ihn schon im Jahre 1420 auch die glänzende Residenz Wischehrad bei Prag zu Grunde gegangen war. Uiberdies wurde Karlstein am 23. Februar 1487 durch eine im Innern ausgebrochene Feuersbrunst verheert, bei welcher Gelegenheit jedoch die Reichskleinoden ꝛc. verschont blieben. Die durch den großen Brand 1541 zu Prag erfolgte Vernichtung der Landtafel machte den K. Ferdinand I. auf die Wichtigkeit Karlstein's, aufmerksam, so daß er die Führung einer doppelten Landtafel, zu Prag und zu Karlstein anordnete. Die Stände bewilligten 1545 zur Herstellung der beschädigten Burg den Betrag von 1200 fl. jährlich aus dem Einkommen der Landessteuer (siehe unten). Kaiser Rudolph II., für welchen als Kunstfreund die Burg ein besonderes Interesse hatte, verwendete bedeutende Kosten auf Karlsteins gänzliche Wiederherstellung, beeinträchtigte indeß durch seine Anordnungen auch manches ältere Kunstdenkmal, wenn er es seinem Geschmack nicht angemessen fand. Doch verdankt man ihm im Wesentlichen die Erhaltung der Burg, die im Laufe der Zeit, besonders als der 30jährige Krieg ausbrach, vollständig zu Grunde gegangen sein würde. Im Jahre 1620 hatte die Burg eine Besatzung von 600 Mann theils englischer, theils schottischer Truppen, welche sich nach der Schlacht am Weißen Berge an den kaiserlichen General Karl Fürsten von Lichtenstein ergab, und freien Abzug erhielt. Kaiser Ferdinand II. bestimmte, wie bereits oben gesagt, 1622 die Herrschaft Karlstein zu einem Leibgeding für die jeweilige Königin-Witwe von Böhmen, ließ die Reichskleinodien und das Archiv nach Prag bringen und hob die beiden Burggravenstellen auf. Bald nachher wurde die Domäne an den Freiherrn Johann Kawka Rziczansky von Rziczan für 40.000 fl. verpfändet. (s. unten.)

Im Jahre 1648 überfielen die Schweden die damals ganz unvertheidigte Burg und richteten namentlich in den königlichen Wohnzimmern große Verwüstungen an.

*) Palacky Gesch. v. Böhmen, Bd. III. 2. Abth. S. 102.

Die Kronveste Karlstein wäre im ferneren Verlaufe der Zeit unzweifelbar eine vollständige Ruine geworden, wenn sich Karls IV. erhabene Nachfolger, insbesondere Kaiser Franz I. seit 1812, und Kaiser Ferdinand der Gütige seit 1836, des für Böhmen und die ganze Monarchie wahrhaft klassischen Alterthumes — das an Fontainebleau und Marienburg erinnert — mit landesväterlicher Liebe, Sorgfalt und Freigebigkeit nicht angenommen haben würden.

Hier schalten wir nun mehrer interessanten Auszüge aus den böhmischen Landtagsschüssen von 1545 bis 1610 ein, soweit darin von Karlstein gehandelt wird.

Im Jahre 1545 nach Mariä Himmelfahrt sind zur Reparazion des Schlosses Karlstein 400 Sch. gr. böhm. und zu selbigem Hof 300 Sch. gr. böhm., dann zur Erkaufung unterschiedlichen Hausgeräths 500 Sch. gr. böhm. verwilliget, und zugleich angeordnet worden, daß ein jeder Karlsteiner Burggraf den Hof und das Schloß nicht eingehen lassen, und bei deren Antretung verbürgen, oder sonsten versichern soll: daß er bei den Höfen, und dem Schloß pr. 300 Sch. gr. böhm. an Hausgeräth oder Mobilien beilassen wolle.

Im Jahre 1547 aber ist enthalten: daß, weil das Schloß Karlstein Ihro kaiserl. Maj. und dem Lande zugehörte, auf welchem die Krone, die Privilegien und Kleinodien zu Ehren ihrer kön. Majestät und des Landes aufbehalten und verwahret wurden, als daß der Fürst und die Stände Ihro kön. Majestät gebeten: Selbten geruheten in Gnaden zu bewilligen: weil etwelche zu diesem Schlosse gehörige Städtlein und Dörfer, die 4, 5 und 6 Meilen von diesem Schloß entlegen, und wegen solcher Entlegenheit, zu geringem Nutzen und Frommen wären; auch nicht oft eingesehen werden könnten, ja sogar verwüsten würden; andere aber, sowohl Geist- als Weltlichen zugehöriger Dörfer, nahe an dem Schloß lägen; Ihro kön. Majestät hingegen andere Ihnen näher gelegene Dörfer hätten; als ist mit Ihro k. Maj. gnädigster Genehmhaltung die Bewilligung geschehen, daß sowohl die von dem Schloß Karlstein, als auch von andern kön. Schlössern weit entlegene Dörfer, mit andern nähern, jedoch in gleicher Werthschaft vertauscht werden mögen.

Und wann eine dergleichen Vertauschung geschehen würde, so soll solches das Landrecht erwägen, damit sothane Vertauschung ohne Schaden Ihro k. Maj. und des Landes sein möge, auch was also vertauscht wurde, soll in die Landtafel einverleibet werden.

Item demnach ehe schon, bei dem allgemeinen Landtage verwilligt worden, und vor verbronnener Landtafel, dem Wenzel Bechinie von Laschan, die Bewilligung eingeschrieben gewesen, daß derselbe, wenn er statt des Dorfs Duschnik, ein dem Schloß Karlstein näher gelegenes Dorf kaufen würde, dasjenige, was von sothanem Dorfe Duschnik, zu dem Schloß Karlstein gehörig, verkaufen könne; und nun vorhin schon der Herren- und Ritterstand zu sothaner Vertauschung zu Gutem dieses Schlosses eingewilligt hat und er Wenzel Bechinie das Dorf unter Trzeban, und einen Unterthan in dem Dorf Swinarz, so ganz nahe an dem Schloß Karlstein gelegen, erkaufet hat, und durch den Johann von Waldstein, und aus Toczník auf Befehl der Herren Landesbeisitzer befunden worden, daß in

dem Dorf Trzeban mehr Nutzen und Einkünfte sein, als in dem Dorf Duschnik; als ist zu sothaner Vertauschung die Einwilligung geschehen und darauf, womit das Dorf Trzeban von besagtem Bechinie zur Einverleibung angenommen, und dargegen ihm Wenzel Bechinie das Dorf Duschnik von dem Schloß Karlstein, in die Landtafel einverleibet werden möge.

Im Jahre 1553 haben die Stände eingewilliget: daß Ihro Durchlaucht der Erzherzog Ferdinand nacher Karlstein fahren, und in der Kapelle die Krone, und andere Kleinodien ansehen möge; Personen, welche zugleich nacher Karlstein fahren, die Kapellen aufpetschiren und die Privilegien, welche bei der Landtafel gelegen, mit sich dahin nehmen, und zu den andern aufheben sollen, sind erwählt worden aus dem Herrenstand 6, und aus dem Ritterstand gleichfalls 6.

Im Jahre 1556 am Mittwoch nach dem Sonntag Quasi modo geniti, haben die Stände J. K. M. gebeten: Selbte geruheten dem Johann Borzita von Martinitz Burggrafen zu Karlstein zur Reparation selbigen Schlosses 500 Sch. gr. böhm. zu geben.

Im Jahre 1561 hat der Herren- und Ritterstand verwilliget, daß, so fern die Durchlauchtigste Erzherzogin nacher Karlstein gehen möchte, Selbte allda die Krone, und andere Reliquien ansehen könnte; welches zugleich andern, aus den höheren zwei Ständen, in dem Lande ansässigen Personen erlaubt worden ist. Desgleichen ist auch auf Begehren der Prager, von den höhern zwei Ständen erlaubt worden, daß aus jeder Prager Stadt zu 6 vornehme Personen nacher Karlstein zu sehen, abgeschickt werden können. Der Schlosser, welcher die Thüre zu der Krone im Karlstein zu eröffnen und wieder zu zuschließen gehabt, hat aus den Prager Städten genommen werden müssen, und als:

Im Jahre 1577 Johann Borzita von Martinitz und auf Smeczna Burggraf zu Karlstein mit Tod abgegangen, demselben aber Johann Wchinsky von Wchinitz und auf Nalschow succediret ist; obigen Johann Borzita von Martiniz hingegen 2 Söhne, benantl. Georgium und Jaroslaum hinterlassen hat; so ist am Montag nach St. Laurenz dismaliter ausgemessen worden: was nach einem jeden Karlsteiner Burggrafen, seinem Successori an Wirtschaftsgeräth und andern Nothdürften beigelassen, das übrige aber den Erben des Verstorbenen gegeben werden solle. Worauf

Im Jahre 1578 auf Anlangen des Joachim Nowohradsky von Kolowrat auf Koschatek, und des Johann Wchinsky von Wchinitz und auf Nalschow, beider Burggrafen zu Karlstein von Ihro k. Maj. und den Ständen gewisse Komissarien, zu Inventirung derjenigen Sachen, welche sich in gedachtem Karlstein hinterlegt gefunden; dann zur Uebersehung der Urbarien und Lehensschuldigkeiten; auch was allda an Reparazionen nöthig sein möchte, verordnet worden; welche Komissarien solches mit dem Fodersamsten zu verrichten, und bei nächst künftigem Landrecht darüber ihre Relazion zu gestatten gehabt. Wie dann

Im Jahre 1579 verwilligt worden, daß zur Reparazion und Erbauung des Schlosses Karlstein 3000 Sch. m. verwendet werden mögen, und sintemalen die bei vorigem Landtage angeordnet geweste Inventur aus gewissen Ursachen nicht vorgenommen gewesen, also ist deren Vorziehung nochmalen angeordnet worden. Nachgehends

Im Jahre 1581 ist enthalten: wessen sich der Johann Wchinsky von

Wchinitz auf Nalschow und Karlstein, als Karlsteiner Burggraf wider den daselbstigen Dechanten, daß er nämlich seiner Schuldigkeit nach daselbst nicht allein nicht wohnen, sondern sogar dessen Funkzionen durch Ausländer verrichten ließe, beschwert hat; zu der Sachen Untersuchung gewisse Komissarien denominiret worden sind.

Im Jahre 1582 ist verwilligt worden, daß von der Herrschaft Karlstein, dem Wilhelm Malewetz sieben Unterthanen verkauft werden mögen; So ist auch

Im Jahre 1583 ein Artikel wegen derjenigen Sachen, die sich zu Karlstein befinden; dann wegen Reparazion selbigen Schlosses, auch wegen der dazu gehörigen Lehenleuten, und wegen des obersten Priorats der Maltheser Ritter in Königreich Böheim enthalten, und zwar wegen dieses letzteren folgendes: Es hat nämlich Christoph der ältere von Wartemberg, und auf Strakonitz oberster Magister des böhm. Priorats den Ständen beigebracht: wasmassen auf sothanem Schlosse in der Kapelle einige dessen Orden angängige Gerechtigkeiten und Privilegien absonderlich aber der Majestätsbrief über das Stadtl Wollin, in der Truhe hinterlegt sich befänden, und er deren nöthig hätte, bittend: daß wann die nacher Karlstein destinitirten Personen zu Aussuch- und Inventirung der Privilegien dahin abgeschickt werden würden, zugleich solches ausgesuchet, und ihm behändiget werden möchte. Worzu dann auch eingewilliget, und so ferne etwas dergleichen sollte gefunden werden, daß ihm davon beglaubte Vidimus gegeben werden mögen, verordnet worden, und

Im Jahre 1585 hat der Johann Wchinsky von Wchinitz Burggraf zu Karlstein den Ständen beigebracht und sie gebeten: womit selbte zu Gutem des Karlsteiner Burggrafenamtes, aus ihrem Mittel gewisse Komissarien ernennen möchten, welche sich nach dem Schloß Karlstein, und der darzu gehörigen Herrschaft begeben, und forderst die geschehene Reparazion dieses Schlosses, auch was etwa ferneres zu repariren nöthig sein möchte, besichtigen; nicht weniger die, von mehr besagtem Johann von Wchinitz besehene Melioraziones, und was er dazu erkaufet, und solcher gestalten bei dieser Herrschaft sein Eigen wäre in Augenschein nehmen, beschreiben, und was also ihm oder seinen Erben, von einem zukünftigen Karlsteiner Burggrafen gegeben, und vergütet werden sollte? schätzen und erwägen möchten.

Und sintemalen auch er von Johann von Wchinitz mit den Inwohnern, und zu dem Stadtel Hostowitz zu Gutem des Karlsteiner Burggrafenamtes, wie auch ihrem selbst eigenen Nutzen, wegen des Bräuwesens und etwelcher anderer Schuldigkeiten, eine gewisse Einverständniß und Vergleich getroffen hätte, welches damit es bei diesen Unterthanen auf künftige Zeiten beständig, und unveränderlich verbleiben möchte, um Einwilligung gebeten hat;

Als sind ex gremio Statuum, Komissarien: daß sie solch alles fleißig untersuchen sollen, verordnet worden.

So ist auch verwilligt worden: zwei zu dem Karlsteiner Burggrafenamte gehörige Dörfer, benanntlich Chiniawa, und Hyskow, nacher Pürglitz, und andere zwei von Dobrzisch nach Karlstein conjungiret werden mögen. Weiters.

Im Jahre 1598 sind mit J. K. M. die Stände schlüssig worden: daß weil etwelche vornehme Güter von diesem Königreich den Inwohnern fremder Herrschaften, um geringe Summen versetzt wären, von solchen Ver-

setzungen aber die Originalia und andere Documenta, bei den Landesprivilegien sich befänden, und nun vermög vorhinniger etwelcher Landtagsschlüsse, gewisse Personen zur Inventirung der Landesprivilegien, damit solche Vermöge der Landesordnung ordentlich beschrieben, und sammt den Inventariis, dem Karlsteiner Burggrafen überantwortet werden möchten; als sind Komissarien hiezu erwählet worden.

Im Jahre 1599 hat Joachim Nowohradsky von Kolowrat Burggraf zu Karlstein, den Ständen angezeiget: was massen er diejenige Summe Geldes, welche demselben zur Reparazion des Schlosses Karlstein hergegeben worden, bereits verbauet hätte, mithin er gebeten: womit von ihm die diesfälligen Raithungen aufgenommen werden möchten, wozu also Komissarien denominiret worden.

Im Jahre 1600 sind aus dem Herrn- und Ritterstand zu 2 Personen verordnet worden, welche nacher Karlstein sich verfügen, und dem Johann Nowohradsky von Kolowrat die ihm zugehörigen Mobilien extradiren sollen und demnach

Im Jahre 1610 Wilhelm Slawata von Chlum und Koschumberg, auf Neuhaus Straz oder Platz, Teltsch und Karlstein J. K. M. Kämmerer, und Christoph Wratislaw von Mitrowitz auf Lochowitz und Protiwin, J. K. M. und den Ständen beigebracht, vorstellend, wasmassen der Johann Pinta Bukowansky von und auf Buckowan und Kraschowitz, nahe bei dem Dorf Milin, und den Karlsteiner Gründen eine gewisse Erbschaft in possessione hätte nämlich in dem Dorf Leschetitz fünf Unterthanen mit ihren Gründen, ein alt gewestes Wirthshaus, und dazu unter fünf Stallungen Waldungen, jede Stallung 24 Metzen; dagegen aber in dessen Gründen nacher Karlstein gehörige Unterthanen, und von den Karlsteiner Gründen weit entlegen, auch demselben Schlosse zugehörigen Nutzen wären, nämlich zu Sedleczek ein Grund, in dem Dorf Krassticzky zwei — was dem Schlosse Karlstein zu besserem Nutzen zu sein erkennt wurde, damit eines gegen das andere mit J. K. M. und der Stände Bewilligung vertauscht würde, die Licenz darzu erbeten und erhalten, auch Komissarien hiezu erwählet worden ꝛc. ꝛc.

Soweit reichen die Auszüge aus den böhmischen Landtagsschlüssen. Seitdem durch Kaiser Ferdinand II im Jahre 1622 das doppelte Karlsteiner Burggrafenamt aufgehoben wurde, kam die Burg außer Obsorge der böhmischen Herrn Stände und ist von ihr in den Diätalakten keine Rede mehr.

Im Jahre 1622 wurde die ganze Domäne Karlstein von Kaiser Ferdinand II. seiner Gemalin Eleonora von Mantua, und allen künftigen Königinen von Böhmen als ein Leibgedings- oder Tafelgut zugewiesen; und so erscheint auch als Eigenthümerin der Herrschaft in der böhmischen Landtafel „die jeweilige Witwe Königin von Böhmen" — während das adelige Damenstift ob dem Prager Schlosse seit 1755 Nutznießer von Karlstein ist (Landtäfl. Hauptb. Lit. K. Tom. II. fol. 135.)

Wir liefern hier noch einige Auszüge aus neueren, Karlstein betreffenden Aktenstücken.

Am 17. Juni 1622 ist die Domäne Karlstein, obgleich in ihrem damals ziemlich zu Grund gerichteten Stande, doch 63231 Sch. 9 gr. 4 ½ d. oder pr. 73772 fl. geschätzt worden, hierauf wurde den 16. Okt. 1626 diese Herrschaft von der Kaiserin Eleonora dem Johann Kawka Rziczansky von Rziczan um 50000 fl. als 44000 fl. in Dukaten, und 6000 in Reichs-

thalern, Pfandschilling unter gewissen Bedingnissen und halbjähriger Aufkündigung versetzet; hierüber auch Ihro Maj. Kaiser und König Ferdinand II. ein besonderer Gewährsbrief den 12. des nähmlichen Monats und Jahres ertheilet; dann, nachdem diese Herrschaft den vierten Dezember eben selbigen Jahres 1626 dem Kawka-Rziczansky abgetreten, darüber den 8. Juli 1628 Inhalts des 4ten Punkts der Pfandverschreibung ein Inventarium von Adam von Waldstein und Paul Fabriko, als Ihro Maj. Komissarien, nebst ihm Kawka, über die Fahrnissen verfasset worden. Und ob zwar im Jahre 1631 darauf der Pfandsinhaber die Aufkündigung gethan haben soll: so ist doch solche Herrschaft noch ferner nicht nur unausgelöset geblieben, sondern auch an dem Pfandschilling nur etwas weniges, und wie die Kawkische Tochter Anna Maria in ihrem Testament geständig, bis 2000 fl. abgestattet worden. Darauf

Im Jahre 1639 hat die kön. böhm. Kammer unterm 20. Febr. von den Buchhaltereien von allen vorhandenen Pfandverschreibungen Abschriften abgefordert, auch solche in nämlichen Monaten und Jahr, (darunter eben die wegen Karlstein mitbegriffene gewesen) hinauf gegeben, und als nun die k. Hofkammer zu wissen verlangte, ob und wie auf eine Erhöhung des Pfandschillings der verpfändeten Gütern anzutragen wäre? haben beide Buchhaltereien unterm 29. April gedachten 1679. Jahrs unter andern, wegen dieser Herrschaft Karlstein erinnert; daß wegen der alten Taxe, die nach dem damaligen ruinirten Stand verfasset worden, gleichwol der Pfandschilling noch um 23772 fl. 1 kr. 1 ½ d. zu gering, und ob über die von den Inhabern selbst gestandene Zahlung der 2000 fl. noch ferner was an dem Pfandschilling bezahlt worden? die hiesigen und die Hofkammerämter zu vernehmen wären. rc.

Im Jahre 1693 den 7. Juli ist der kön. böhmische Kammerrath Baron Brandelinsky von Stikirze, nebst dem damaligen Kammerbuchhalter Johann Gottlob Ewančitzky, und dem auch damaligen Fiskalamtsadjunkten Johann Kriegelstein von Sternfeld zu Beaugenscheinigung und Taxirung hinaus abgeordnet, von ihnen eine umständliche Relation cum Diariis erstattet, auch Anmerkungen über die von Seite der Pfandesinhabern angegebenenen Meliorationes gezogen, und endlich die Herrschaft in congruo pretio auf 154000 fl. taxirt worden.

Hierüber hat um's Jahr 1702 Sr. Majest. nach der Zeit geheimer Rath und kön. Statthalter Graf Karl von Breda sich für einen Käufer angegeben, und diese Herrschaft pr. 150000 fl. anzunehmen sich erboten; es war aber die Schwierigkeit, woher das Aequivalent in das Totalizium so verläßlich herzunehmen, womit der Käufer und seine künftigen Erben in dem Besitz von allem Anspruch gesichert sein mögen. Und nachdem die Kawka Rziczanskyschen Erben sowol ihrerseits von den vorgegebenen Meliorationen nachgelassen, als anderer Seits wegen der vermeintlich gezogenen übermäßigen Nutzungen ein Absolutorium erhalten, hat der Graf Norbert Liebsteinsky von Kolowrat die Herrschaft gegen Erlegung 100.000 fl. an sich gelöset, und solche einige Zeit pfandweis gehalten, auch die Absicht gehabt, selbe vollends durch einen Erkauf an sich zu bringen; weil er aber bloß 100.000 fl. geben, und noch anbei über die zu dieser Herrschaft gehörigen Lehenstücke das Dominium directum eingeräumt haben wollte, und man zugleich erwog, daß vorerwähnter Graf von Breda ohne jetzt vermeldete Lehenstücke und deren Fälligkeit (als welche Se. Maj. vorbehalten

bleiben sollen) eine Summe von 150.000 fl. dafür hat bezahlen wollen, die Landesverfassung und sonderlich die jura Majestatica auch nicht wohl zuließen, den standmäßigen Privateinwohnern derlei sonderbare Vorrechte, als die Lehensherrlichkeiten und Caducitäten sind, zugestatten, (wie dann aus diesem erheblichen Staatsabsehen und Grundsatze die eingezogenen Friedländischen Lehen allodialisirt worden sind). So ist dieser vorgehabte Erkauf nicht vor sich gegangen, sondern die Herrschaft 1705 von der verwittweten röm. Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, als Königin von Böhmen, aus ihren eigenen Mittelm eingelöset, und darauf ihrem hierländischen Hofrichter von Gimnich (nun Baron Neuberg) in Pacht überlassen, nach ihrem 1720 erfolgtem Tode aber der regierenden Kaiser- und Königin Elisabetha Christina, als ein Dotalitium eingeräumt, der Kaiser-Josephinischen Wittwe Maria hingegen, loco dotalitii, ein genügsames aequivalens gegeben worden.

Diese seit dem Jahre 1622 als solche bestandene Tafelherrschaft Karlstein (samt Milin) ward im Jahre 1755, wie oben schon angemerkt, von der Kaiserin Maria Theresia, u. z. aus Anlaß dessen, weil keine Königswitwe mehr am Leben war, dem weltadeligen Damenstifte zu Prag auf dem Hradschin geschenkt oder vielmehr zum immerwährenden Nutzgenuß überlassen. Die hinter Przibram gelegene Domäne Milin war nämlich mit Karlstein vereint gewesen, wurde erst 1777 davon getrennt und seitdem selbständig administrit. Die Schenkung der Kaiserin Maria Theresia geschah jedoch in der Art, daß, wenn es einem Ihrer Nachfolger gefallen sollte, jene beiden Herrschaften einzuziehen, dem Damenstifte ein anderes Einkommen von 12000 fl. anzuweisen wäre; weil die Kaiserin beabsichtigte, das Einkommen des Stiftes (zu dessen Fundirung Höchstdieselbe die Herrschaften Lebetsch und Zerhenitz geflissentlich ankaufte) mit den Nutzungen der gedachten Tafelgüter deßwegen zu vermehren, damit dem Stifte als Äbtissin immer eine k. k. Erzherzogin vorstehen könne.

Die Domäne Karlstein liegt im nördlichen Theile des Prager (ehemals Berauner) Kreises, etwas zerstreut, zu beiden Seiten der Beraun, und grenzt im Norden an die Domänen Tachlowitz und Luschetz, so wie an die Güter St. Johann und Hoch-Augezd, in Osten an die Güter Dobrzichowitz, Wonoklas, Choteč und die Herrschaft Königsaal, im Süden an die Güter Swinař und Litten, und im Westen an die Herrschaft Königshof, die Gründe der Stadt Beraun und die Herrschaften Pürglitz und Nischburg sämmtlich des Prager (sonst Rakonitzer) Kreises. Abgesondert vom Haupkörper liegt das Dorf Großletschitz, südöstlich, zwischen den Domänen Dobrzisch, Mnischek und Slap.

Karlstein selbst liegt zwei Stunden östlich von der Stadt Beraun und 4½ Stunden westlich von Prag, unweit links von dem Beraunfluße — auf einem hohen und steilen Kalkfelsen, als eine Burg (fälschlich so oft als bloßes „Schloß" bezeichnet) mit drei dabei befindlichen Häusern, worunter ein Wirthshaus, und mit ungefähr 68 Einwohnern.

Endlich gelangen wir zu dem alten Karlstein! Es hat nämlich der vaterländische Historiker Balbin im Jahre 1657 u. 1658 Karlsteins Merkwürdigkeiten so genau beschrieben, daß wir hiedurch eine detaillirte Kenntniß erhalten, wie diese Burg vor nunmehr zweihundert Jahren

ausgesehen hat. Im Jahre 1780 nahm sich v. Riegger die Mühe, Balbins Beschreibung von Karlstein nach dem damaligen Stande zu ergänzen. Wir fügen die letzteren Bemerkungen also in Klammern bei.

Jeder, der die Burg Karlstein in der gegenwärtigen Periode aus dem Augenschein kennt, wird Balbins Schilderung gewiß mit dem höchsten Interesse lesen, und von Rieggers Bemerkungen gern hinzunehmen.

Das im Königreiche Böhmen sonst so berühmte, und noch heut zu Tage seines Alterthumes wegen merkwürdige Schloß Karlstein (so lautet Balbins lateinische Beschreibung in deutschen Worten) wurde zwischen 1348 und 1358 vom Kaiser Karl IV. zu Aufbewahrung der Krone des Königreichs und der Reliquien der Heiligen erbaut; 1422 aber wider 24000 Prager Hussiten vom 28. Mai bis den 11. Wintermonats, tapfer vertheidigt. Es liegt in einer angenehmen Gegend drei deutsche Meilen von Prag. Der Fluß Mies, (welcher bei Beraun auch diesen Namen annimmt) fließt an der Mittagsseite 313 geometrische Schritte weit von dem Berge, auf welchem das Schloß steht.

Es wird von fünf sehr hohen Bergen (eigentlich vieren) umgeben; der gegen Westen hieß vormals **Javůrka**, jetzt Czichowa; gegen Norden **Knězský vrch**, das ist der Pfaffenberg, vielleicht weil daran die Wohnungen der Domherren standen; gegen Osten Haknowetz; zwischen Süd und Osten ein ungenannter (wird von Einigen **Wošow** genannt, ist aber eigentlich nur der durch eine Spalte getheilte Haknowecz) endlich gegen Süden **Plešiwec.** Der Berg, auf dem das Schloß erbaut ist, hat in seinem Umfange 628 geometrische Schritte. Das Schloß hat ein doppeltes Thor, durch das der Eingang ist. Das obere Thor ist ganz mit Eisen beschlagen, über den der kaisrl. Adler gemalt ist, und unter ihm das Kolowratische Wappen. (Ist nicht mehr zu sehen). Es wurden vormals beide gesperrt, und von zwei Freibauern, die man noch heut zu Tage Mannen (**Manni**) nennt, Tag und Nacht so bewachet, daß, als einst der Burggraf dieses Schlosses, Herr von Kolowrat, den Wächter nicht beim Thore fand, er alsogleich den Henker von Prag berief, und ihm den andern Tag den Kopf abschlagen ließ. Jetzt bewachet das untere Thor, welches immer gesperrt ist, um Bezahlung einer aus den Mannen; bei dem obern muß aber alle Wochen einer aus denselben Wache halten, doch wird er mehr zu Hausdiensten, als zur Wache gebraucht. An der untersten Seite ist ein Brunnen, der seiner Tiefe wegen merkwürdig ist, denn als ich ihn den 17. Juni 1661 maß, fand ich das Wasser 74, und bis zur Mündung 244 prager Schuhe; das Wasser wird durch ein großes Rad (dessen Halbmesser 3½,? 7½ Zoll beträgt), welches von Zweien getreten wird an einer Kette, die 1805 Ringe hat, (dermalen an einem Seile) herausgezogen. Zunächst an diesem Brunnen (das ist drei Schritte von der obern Thür, die aus dem Hofe zum Brunnen führt), an einem etwas erhabenen Orte, ist der untere Theil des Schlosses, wo noch jetzt viele Zimmer zu bewohnen sind. Unter den übrigen ist in dem mittleren (untersten) Stockwerke ein geräumiges Zimmer für die Mannen des Ritter- und Adelstandes, in welchen an den Wänden herum die Behältnisse zu Aufbewahrung der Waffen der Mannen, an denen ihre adelige Wappen zu sehen, angebracht sind.

Von dem Platze dieses unteren Gebäudes geht man in die königlichen Zimmer hinauf, die in vier Stockwerke vertheilt sind, doch sind sie jetzt ganz verwüstet, ohne Fenster und sehr baufällig. Hier zwischen dem

dritten Stockwerke sieht man das Zimmer Karls IV., das überall nach alter roher Art mit hölzernen Tafeln ausgelegt ist, (die Wände sind ganz mit hölzernen Quadrattafeln, jede von 30″ bedeckt,) und unter diesem die Kapelle des heiligen Nikolaus (die bereits 1761 leider! nicht zu ihrem Vortheil umgestaltet wurde und jetzt ganz renovirt ist), die noch bei den heutigen Einwohnern dieses Schlosses von vielen wunderbaren Erscheinungen berühmt ist. An dieses kön. Gebäude ist ein anderes von drei Stockwerken an einem erhabenen Orte angebauet, dessen Breite 77, Länge 78, Höhe 65, die Dicke der Mauer beiläufig 12 prager Schuhe hat.

Im untersten Theile sind einige Keller, unter denen einer Czerwenka genannt, statt des Kerkers diente. Im mittleren Stockwerke sind die Wohnungen des Karlsteiner Dechants. Am obersten endlich ist die Kirche Mariä Himmelfahrt (jetzt wird sie nur Marienkirche genannt), hier pflegten die Karlsteiner und umliegenden Einwohner an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste beizuwohnen, (wird noch wechselweise gehalten,) das ihnen aber sehr beschwerlich fallen mußte, weil sie 80 steinerne Staffeln, deren jede so wie alle übrigen im Schlosse 8 Prager Zoll hoch ist) zu steigen hatten; von da bis unter das Dach sind noch 25, daß also die ganze Höhe von unten hinauf 105 Staffeln beträgt. In der Kirche stehen drei Altäre, in der Mitte stützt die Decke eine dicke Säule. Die Wände sind ganz mit verschiedenen Malereien, sogar die Decke mit Wolken und Engeln geziert. (Nach der Renovazion sieht man nichts mehr davon). In der Wand, dem Altare gegenüber, ist ein Kapellchen, wo das Grab Jesu Christi zu sein pflegt, über die Thüre sind zwei Männer und zwei Weiber gemalt, jene rechts, diese links um das Kruzifix knieend; sie stellen den Karlsteiner Burggrafen und Kammerpräsidenten Joachim und Johann, beide Baronen von Kolowrat; und Annen und Katharinen von Kolowrat, mit der Jahrzahl 1592, (von denen ist nichts mehr zu sehen) vor. Uiber dem kleinen Altare, der an der rechten Seite steht, sind 3 an der Wand gemalte Bilder: das erste stellt den Karl IV. vor, wie er seinem Sohne Wenzel ein Kreuz in die Hand reicht; das zweite, wie Karl IV. seinem Sohne Sigmund einen Ring gibt; das dritte, wie Karl IV. sich vor dem Kreuze hin auf den Altar beugt; in allen dreien steht Karl mit einer Krone auf dem Haupte, in einem geblümten Kaisermantel. Unter diesen Bildern, nahe am Fußboden ist eine Oeffnung, über zwei geometrische Schuhe lang, fast einen halben breit und über einen hoch. Durch die wurden Karl IV. wenn er in der anliegenden Katharinen-Kapelle sich versperrte, und den geistlichen Uibungen oblag, die Briefe, Speisen und andere Nothwendigkeiten gereichet. Diese Oeffnung wird noch heutzutage mit einem eisernen Thürchen verschlossen. In dem Winkel zunächst bei dieser Oeffnung ist eine doppelte Thüre, durch die kommt man in einen grün (blau) gemalten Gang, der dreizehn Schuh lang und über drei breit ist. In diesen Gang geht ein kleines Fenster, in welchem ein starkes Fußeisen mit drei eisernen Ringen liegt (hängt jetzt in der Kapelle), das eines von jenen sein soll, mit welchen die Missethäter in den Kleinseitner Kerkern gefesselt waren, bei denen der Leib des heil. Wenzels, als er im Geheimen von Bunzlau nach Prag im Jahre 932 geführt wurde, plötzlich stehen blieb, und nicht eher, weder mit aller Gewalt der angespannten Ochsen konnte fortgebracht werden, bis die Gefangenen auf freien Fuß sind gesetzt worden (gehört in die Legende der damaligen Zeiten).

Am Ende dieses Ganges ist die dritte Thüre ganz mit Eisen beschla-

gen, die in die Katharinen-Kapelle, welche 13 geometrische Schuhe lang und 8 breit ist, führt. Die Wände dieser Kapelle sind mit böhmischen, meistentheils rothen, in Gold gefaßten Steinen ausgelegt; das Gewölbe ist ganz vergoldet, hie und da mit Kreuzchen geziert. An der linken Wand sieht man sechs gemalte Köpfe (sind sieben, in Wasser gemalt) der heiligen Landespatronen, und über der Thüre der Kapelle laufen der Länge nach auf der Wand eiserne Stängel, und zwar links 3, rechts aber 1 und über dem Altare im Gewölbe der Breite nach auch 1. Der Altar ist in die Mauer, wie ein Bogen gehauen und grün gemalt, (ist eine Nische blau gemalt und grün eingefaßt), auf dem die seligste Mutter Gottes auf einem Throne mit dem Kinde Jesu sitzt, jene reicht die Hand der Kaiserin, dieses dem Kaiser, die beide unter dem Throne knieen. An der Seite stehen die heil. Peter und Paul. Der Altar bedarf keines Antipendiums, weil der Altarstein selbst ganz (in Oel) gemalt ist. Vorwärts ist ein Kruzifix, unter welchem rechts die heil. Katharina steht; (ist an der Epistelquerseite besonders angemalet) die Figur, die links ist, kann man nicht erkennen; der Altarstein war obenauf mit einer doppelten Reihe von böhmischen Steinen eingefaßt, von denen aber nur noch die größten übrig sind. Das Portatile ist ein rother böhmischer Stein (Jaspis) mit der Inschrift: **Altare S. Catharinæ.** Auf der Rückseite, wo die heil. Reliquien in Pergament gehüllet sind, liest man in alter Schrift folgendes: **Noli me tangere & aperire** (hier ist was ausgelöscht, das man nicht lesen kann) **præter pontificem: quia Corpora Sanctorum in pace deposita sunt.** Uiber dem ist: **attestatio Consecrationis hujus portatilis, factae per Reverendissimum D. Martinum Episcopum Nicopoliensem, Suffraganeum Olomucensem, Mense Octobri, Anno 1515. sub Leone pontifice, & regnante Wladislao Vngariæ & Bohemiæ Rege. In Ecclesia Pragensi, impensis Ioannis Stadevinei Decani Carlsteinensis** (das ist nur ein Auszug, das übrige ist ganz verwischt). Auf dem Altare steht eine Statue der seligen Jungfrau, das Kind Jesu haltend, aus Alabaster, wie auch zwei Kästchen mit rothem Seidenzeug bedeckt; in dem einen wird das Haupt der heil. Euphemie, dann ziemlich große Beine der heil. Justine und Margareth, und der Kinnbacken und der Arm des heil. Bischofs Burchard; in den andern aber das Haupt und andere Uiberbleibsel des h. Martyrers Palmaz, dessen Kirche unter dem Schlosse diesseits des Flusses ist; in eben diesen Kästchen wird das authentische Zeugniß über diese Reliquien aufbewahrt, welches der Trier'sche Bischof Bormund Karl IV. gab mit beigedrucktem eigenen, und des Trier'schen Kapitels Siegel, von dem die Reliquien Karl im Jahre 1346 in der neunten Indiktion, den neunten Wintermonats bekam.

Es sind auch da zwei erzene (ist Schmelz auf Kupfer) blaue, und mit Goldsternchen besetzte Leuchter von schöner Arbeit. Am Fuße des Altars findet man nach alter Art auf vier eisernen Füßen ein Glöckchen oder Schelle, das einen Silberklang hat, und von Karl IV. angeschafft sein soll. Beiderseits stehen zwei hölzerne Stühle, sie sind schlecht und ohne alle Kunst gearbeitet, man sagt, Karl habe sie mit eigener Hand verfertigt (immerhin haben sie das Gepräge ihres Jahrhunderts). Endlich findet man im Winkel bei der Thüre drei Stücke (jetzt nur noch zwei) Holz von dem Wagen, auf welchem der Leib des heil. Wenzel von Bunzlau nach Prag gebracht wurde. Uiber diesem Gebäude ist ein Thürmchen, darin zwei Glocken hängen; auf

der größern liest man auf einer Seite folgendes: An. 1372. Campana haec primo fusa, & in Carlstein a Carolo IV. Imperatore, ac Fundatore arcis cultui divino dicata, iterum integritati pristinæ, locoque restituta est, imperante Rudolpho II. Anno 1605. Paulus pistorius a Luczka Zatecenus, ss. Theologiæ Doctor, Canonicus Wissehradensis, in Carlstein Decanus, Daniel Papinæus Pragæ in Monasterio Slavorum fecit me. Auf der andern Seite dieß: Guilhelmus Slavata a Chlum, & Kossumberg, Dominus in Straz, Novadomo, ac Telcz, S. C. M. Cubicularius, Consiliarius, ac officii supremi Cubicularii Administrator, in Carlstein Purgvius. Lucia Ottilia de Novadomo Conjux ultima stirpis hujus.

Auf dem Gipfel des Berges, auf welchem das Schloß steht, ist der Thurm, der von den übrigen Schloßgebäuden abgesondert, und mit einer doppelten Mauer umgeben ist. Ehe man hinauf kommt, muß man über eine kleine Brücke, die vormals konnte aufgezogen werden, und durch zwei Thore, ein hölzernes, das immer versperrt ist, und durch ein offenes; dann steigt man über zwölf hölzerne Staffeln, und endlich geht man wieder durch zwei eiserne, und vormals mit vielerlei Schlössern verwahrte Thüren in den Thurm, dessen Höhe 121, die Länge 84 Schuhe und zwei Spannen, die Dicke der untern Mauern 15 Prager Schuhe beträgt. Doch scheinen sie hie und da hohl und mit Schutt ausgefüllt zu sein, die Steine sind aber verhältnißmäßig alle zu klein. In der Mitte des Thurmes ist die Kreuzkirche, in die eine steinerne Stiege führt. Das Gewölbe ist hier, wie fast alle übrigen ein Kreuzgewölbe, und stellt das Firmament vor, an dem vormals Sonne, Mond und Sterne glänzten; diese sollen von kostbaren Steinen gewesen sein, welches aus dem abzunehmen ist, daß man um selbe zu überkommen, sich die Mühe nahm, bis an's Gewölbe zu steigen. Eigentlich sind nur vierfache Gewölbungen übereinander. Eines ist zu ebener Erde, wo der innere Raum des Thurmes, in zwei nebeneinander liegende Gewölbe abgetheilt, und ehedem die Rathsstube gewesen sein soll, und wo man das Gitter, welches von einem Steine bei der Belagerung 1422 zerschmettert wurde, zeigt. Uiber diesem liegt das verborgene Gewölbe, zu welchem man durch eine schmale Stiege, wovon noch heute die Uiberbleibsel zu sehen sind, in der Mauer des Rathzimmers hinaufkommt, oder durch die Oeffnung unter den Staffeln des Hochaltars, in der Kreuzkirche mittelst einer Leiter hinunter steigen kann. In diesem verborgenen Gewölbe sollen ehedem die Kleinodien und Privilegien des Königreiches sein aufbewahrt worden. Das vierte Stockwerk oder Gewölbe ist die Kreuzkirche, worüber noch zwei Stockwerke, aber keine Gewölbungen mehr liegen. Diese letzten zwei Stockwerke dienten zu Wachstuben; denn von der Zinne des Thurmes übersieht man alle herumliegenden Berge. Der massive Thurm besteht überhaupt aus fünf Stockwerken; in den zwei untern sind stark gewölbte Keller, im dritten die Kapelle des h. Kreuzes; in den zwei obern ist das hölzerne Tafelwerk fast gänzlich eingegangen, und der Zutritt auf die Altane des Thurmes ziemlich gefährlich. Man steigt aber im Thurme selbst bis in die Kreuzkapelle über 64 steinerne Stufen, mithin überhaupt 155. An der Stiege, die zur Kapelle führt, ist links das Leben des heil. Wenzels, rechts der heil. Ludmila gemalt; jenes von unten heraufwärts, dieß von der Kapelle herabwärts. Beide haben eine Unterschrift, die aber schon so verwischt ist, daß sie nicht mehr ganz

leserlich ist. Aus dem aber, was noch zu lesen ist, nimmt man ab, daß dieses Leben, nachdem jenes, das Karl IV. malen ließ, durch die Länge der Zeit unlesbar geworden, Guilielm Slawata, als Karlsteiner Burggraf erneuert hat, und zwar der heil. Ludmille im Jahre 1608, des heil. Wenzels aber im Jahre 1609. Um die Kapelle herum sind 5 Thüren, beim ersten Eingange drei, zwei hölzerne, die dritte mit Eisen beschlagen, so wie die zwei beim zweiten Eingange; sie wurden fast alle mit drei sehr künstlichen Schlössern versperrt, nebst den eisernen Stangen, die durch zwei Thüren gingen, und sie an einander schloßen. Heut zu Tage sind nur noch an der dritten und an der letzten Thüre Schlösser, aus denen das eine sechs Einfallriegel hat, und da man es unlängst auf die alte Art wieder verbessert hat, soll es 50 Meißnerschock gekostet haben. Auf der zweiten Thüre, die, wie wir schon sagten, aus Holz ist, ist beiderseits das martinitzische Wappen mit dieser Inschrift gemalet: Jan Bořita z Martinic, a na Smečné, Purkrabě Karlštejnský 1562.

Endlich tritt man in die Kreuzkapelle ein, wo überall königliche Pracht und Majestät hervorglänzt; Karl der Stifter, um seine Ehrfurcht und Verehrung gegen diese Kapelle zu bezeugen, hat verordnet, daß beim Hochaltare nur der Bischof und der Karlsteiner Dechant sollte Messe halten. Es mußten sogar noch zu unserer Zeit jene Herren, welchen die Besichtigung der Krone, und die hier aufbewahrten Privilegien, von den Landesständen aufgetragen wurde, in dem vordern Theile der Kapelle, vor dem Gitter, stehen bleiben, wo ihnen von den Geistlichen, denen es allein erlaubt war, in den innern Theil der Kapelle zu treten, die Krone und das übrige, das sie zu sehen verlangten, vorgezeiget wurde. Das Gitter, von dem jetzt Meldung geschah, ist in der Mitte der Kapelle, ganz aus Eisen, und vergoldet; 6 Schuhe und zwei Prager Spannen (vielmehr bei 6 Ellen) hoch; die Thüre ist ebenfalls aus Eisen und vergoldet, mit einem hohen Bogen, woran sechs grüne böhmische Steine hängen, von denen aber nur noch einer übrig ist. Ueber der Thüre sind von beiden Seiten 4 Leuchter. Die Länge der Kapelle von der Thürschwelle bis zum Gitter, beträgt 25 prager Schuhe; von dem Gitter bis zur Mauer eben so viel, mithin die ganze Länge 50 prager Schuhe. Die größte Breite, das ist zwischen den Fenstern, hat 51 prager Schuhe, die kleinere zwischen den Wänden aber 30. Die größte Höhe endlich 28. Innerhalb des Gitters ist sie mit rothen urd grünen, übrigens mit gemeinen Ziegeln gepflastert. An den Wänden, selbst an der Thüre, von unten auf, fast zwei prager Schube, sind rothe Kreuze abgebildet, über welchen eiserne Stängel um die Wände herum, mit Leuchtern, oder vielmehr mit Spitzen zum Lichteraufstecken, laufen, von denen noch 644, weil, wie die Lücken andeuten 21 abgehen; es wären also überhaupt 665; dabei ist aber zu merken, daß die Spitzen so geordnet sind, daß immer eine um die andere zwei Hacken, oder kleinere Spitzen hat; mithin hat die erste zwei Spitzen, die zweite eine, die dritte wieder zwei, und so fort. Wenn also auch auf diesen kleineren Spitzen die Kerzen aufgesteckt wurden, machten diese kleineren abermals 665, mithin zusammen 1330 Kerzen. Von diesen Spitzen an glänzten an den Wänden auf vier Schube und zwei Spannen hoch, durchsichtig ausgearbeitete, rothe, kostbare, nud nicht sparsam angebrachte böhmische Steine, die hie und da die Gestalt eines Kreuzes vorstellen. Uiber diesen sind die Wände bis an's Gewölbe mit den schönsten Bildern, welche auf stark vergoldeten

Blättern gemalt sind, geziert; sie hängen in doppelten Reihen in der ganzen Kapelle, beim Altar aber in dreifachen, und sind 3 prager Schuhe breit, und vier lang, an der Zahl 93, davon aber eines schon verloren ging; der kleineren aber sind 29. An der Altarwand über der Krone hängen 6, immer zwei und zwei übereinander, und darüber ein Kruzifixbild. Endlich über der Thüre, um die Fenster herum sind noch 4 größere, als alle übrige; es waren hier alle zusammen, nebst denen die oben auf der Wand bei den Fenstern gemalet sind 133; und was besonders zu merken: bei den meisten waren die Reliquien jenes Heiligen, den sie vorstellten, wie noch die leeren Plätze anzeigen; doch fand ich noch, als ich hier alles untersuchte, an einem Bilde einer gewissen h. Jungfrau, die einen Pfeil in der Hand hält, innerhalb des Gitters rechter Hand am Fenster, ein großes, im Kristall verschlossenes Stück von einem h. Beine. (Einer aus meinen Freunden, ein glaubwürdiger Mann, wollte, ich soll hier noch zusetzen, daß hinter fünf oder sechs Kristallen noch mehrere Reliquien der Heiligen, namentlich aber ein Zahn von dem heil. Blutzeugen Laurenz in dessen Bilde anzutreffen sei.) (Ist nicht mehr zu sehen.)

Das Gewölbe der Kapelle hat ein doppeltes Gebind, und ist voll von runden, großen vergoldeten Spiegeln (sind eigentlich flach erhabene runde Gläser) mit hie und da eingestreuten Kreuzchen. Das ganze Werk strotzt vom Golde; an dem Gewölbe und an der Wand um die Edelsteine und Bilder herum sind erhobene Verzierungen als Blumen, kleine Gitter, Adler, Bienen, der Buchstabe K mit einer Krone. Es waren hier vier Fenster, das erste über der Thüre, das aber jetzt, bis auf eine kleine Oeffnung mit Ziegeln vermauert ist, zwischen denen eine Röhre (ist nicht mehr da), die aus Zinn oder Blei zu sein scheint, eingemauert ist; man sagt, sie sei eine Posaune von jenen, mit denen die Israeliten Jericho umgingen, dafür wir aber nicht Bürge sind. Das zweite Fenster ist rechts im ersten Theile der Kapelle, das dritte ist ebenfalls rechts, doch innerhalb des Gitters, dem gegenüber ist das vierte. Bei diesen Fenstern waren bis in die Hälfte, wie aus den Hacken zu sehen, innerhalb der Kapelle Fensterläden (vielmehr die Fenster selbst) aus böhmischen Steinen, deren einige kleiner, andere fast eine Faust groß, von grüner, gelber, violetter Farbe, ein größeres, und 4 kleinere Kreuze vorstellten. Doch sind nur von diesen Fensterläden beim dritten Fenster 4, und beim vierten ein einziger, und selbst in diesem sind schon die meisten Steine ausgehoben. Altäre u. z. innerhalb des Gitters, sind: der Hochaltar ist in der Mitte gegen Mitternacht, die zwei kleinern sind rechts und links bei den Fenstern. Auf dem Hochaltar, der sieben Schuh lang, fast vier breit und 4 hoch ist, sieht man weder Bild, noch sonst was, nur ein Viereck in die Mauer gehauen, das innwendig grün (blau) mit goldenen Sternchen, auswendig mit goldenen Adlern und Löwen bemalt ist; es hat in der Breite vier Schuh, in der Höhe 5 (in der Tiefe 3½ Schuh) mit einem starken vergoldeten Gitter, das vormals mit einem dreifachen Schlosse versperrt war, und zur Aufbewahrung der Krone diente. Auf dem Altare stehen zwei Leuchter aus Wacholderholz; es ist zu bewundern, daß sie sich durch so viele Jahre erhalten haben, man lieset unten diese Aufschrift: **Paulus Pistorius de Luczka SS. Theologiæ Doctor, Anno 1601, 13. Sept. ex Archidiacono Pilsensi, factus Decanus Capellæ Regiæ in Carlstein, hæc scribit 6. Dec. 1614. Eadem renovavit 13. April 1616. Deo laus & gloria. Amen.**

An der Epistelseite ist unter dem Altarstaffel ein Loch, durch das man in eine Höhlung herabsteigt, die zwischen dem Gewölbe der untern Zimmer, und dem Fußboden der Kapelle ist, und diese Höhlung ziehet sich bis unter das schon erwähnte Gitter. Man findet hier im linken Fenster einen Drachenkopf (soll von einem Krokodile sein), der 2 Schuh lang ist, nebst einigen Beinen. In dem gegenseitigen Fenster rechter Hand steht eine Laterne von Kristal, die in vergoldetes Holz gefaßt ist (sie muß vormals sehr schön gewesen sein, jetzt aber liegt sie unbeachtet da; sie ist 2 Schuh hoch). An der linken Wand innerhalb des Gitters, liest man verschiedene Briefe der Kommissarien, die vormals zur Untersuchung dieser Kapelle da waren, und zwar 1. den Visitationsbrief vom Jahre 1604, in Betreff des Vertrags mit andern Provinzen und anderer Ursachen wegen. Die Wappen und Namen ließen folgende Herren zurück: **Zdenko de Lobkowicz, Cancellarius Regni, Stephanus Sternberg, Praeses Cameræ, Christophorus de Lobkowicz, supremus Regni Præfectus. Adamus Sternberg, Sup. R. Camerarius. Wolff Kolowrat, Sup. R. Judex. Joannes Schwamberg, supremus Judex Aulæ. Adamus Waldstein, Camerarius S. C. M. Ferdinandus de Donina, Præses Apellationum. Joannes Klenova, Sup. R. Scriba. Joannes de Wrzesowicz, Burggravius Carlsteinensis. Christoph. Wratislaw, Burggravius Hradecensis. Ctibor Zdiarsky. Georgius Gerstorff.** Darunter ist die Bestätigung der Visitation von Bohuslaw Michalowicz, Vicelandschreiber. 2. Die Bestätigung in lateinischer Sprache der Visitation und Revision der Privilegien des Königsreichs, im Jahre 1608 den 8. Juni. Unterschrieben steht Heinrich von Pisnitz k. Prokurator, und Christoph Sebusin, Vicekanzler des Königreichs. 3. Die Revision der Privilegien im J. 1598 am Tage des h. Medard, unterschrieben von Bohuslaw Michalowecz. 4. Auf Pergament die Namen und Wappen jener Herren, denen die Visitation aufgetragen ward, nämlich: **Christophorus de Lobkowicz, Supr. R. Camerarius. Wencesl. Berka S. R. Judex. Wolff. de Kolowrat. Hertwigius de Schönfeld, Reginæ Sub-Camerarius. Joannes de Klenau, S. R. Scriba. Henricus Kapaun de Swoykowa.** 5. Finden sich neben diesem Pergamente an einem schon zerrissenen Papiere die nämlichem Namen, denen noch beigesetzt ist: Wenzel Pietipesky (nur diese zwei letzteren sind noch da).

Es stehen auch da Kisten aus hartem Holze zur Aufbewahrung der Privilegien, mit Eisen beschlagen und mit 3 Schlössern versehen, die aber entweder schon leer, oder mit Hopfen angefüllt sind; deren sind überhaupt 19 (jetzt überhaupt noch siebzehn). I. In einem Theile der Kapelle stehen auf der Erde um die Mauer herum 8 länglichte. II. Außer dem Gitter eben solche 4. III. Etwas höhere 2. IV. Noch andere 3, die höher sind, als die übrigen, und in doppelter Reihe 8 Schubladen haben. Die erste Kiste ist auswendig mit den Buchstaben A. gezeichnet, inwendig hat die erste Schublade A. mit der Inschrift: **Privilegia latinská starši, na Králowstwi české se vstahujicý.** Die zweite B. mit der Inschrift: **Privilegia na též Králowstwí České, Németzká některá i Latinská.** Die dritte C. mit der Inschrift: **Reversowé a listowé rozliczni na obyvatele Králowstwi Czeského se vztahujicý.** Die vierte D. mit der Inschrift: **Markrabstwi Morawské.** Die fünfte E. mit der Inschrift: **Knížetstwi Slezské.** Die sechste F. mit der Inschrift: **Knížetstwi Opolské**

a Ratiborské. Die siebente G. mit der Inschrift: Město Chéb, Zámek Flos, Parksteyn, a jiní Statkové w kraji Chebském, a Falczu. Die achte H. mit der Inschrift: Knížetstvi Rakouské. Die zweite Kiste ist ebenfalls auswendig mit dem Buchstaben B. gezeichnet; inwendig hat die erste Schublade I. mit der Inschrift: Markrabstvi Brandenburské. Die zweite K. mit der Inschrift: Zemė Bavorská. Die dritte L. mit der Inschrift: Vidimus rozličných Majestátův. Die sechste O. mit der Inschrift: Na zemi Saskou, Mišenskou a Frankenlandskou. Die siebente P. mit der Inschrift: Kwitancý mnohé na nėkteré sumy dávno zaplacené. Die achte N. secundum, mit der Inschrift: Rewersowé od J. M. Cýs. slavům dané. Die dritte Kiste (geht jetzt ab, und die übrigen sind ohne Schubladen), ist wie die andern, doch ohne Inschrifen. V. Von beiden Seiten des Altars stehen zwei ungemein schön gearbeitete Kästen, in welchen vormals die h. Reliquien aufbewahrt wurden; in dem einen sind zwei Schemmel mit Sammet überzogen, (sind nicht mehr da) in dem andern einer; auf einem steht oben ausgeschnitzt: Mathia II. regnante, und unten 1612 (1617). Auf dem andern: Status Regni etc. (F. F.) und unten 1612 (1617). Vor dem Gitter steht ein Pult, in welchem überall Kreuze und Sterne vom rothen Holze eingelegt sind. Rechts im Winkel bei der Thüre liegt ein ziemlich hoher Stein, welchen die Prager Hussiten bei der Belagerung im J. 1422 in das Schloß Karlstein geworfen haben (sollen).

Der Thurm ist mit rothen Ziegeln gedeckt; in der Mitte steigt ein mit Blech beschlagenes Thürmchen empor, in welchem eine Uhrschelle und eine Glocke hängt. (Ist nicht mehr in diesem Stande.) Um das Dach herum geht eine ziemlich geräumige Galerie (von 90 Schritten), auf der man den ganzen Thurm umgehen kann; sie ist mit einer Mauer umgeben. Das Schloß wurde im Jahre 1598 unter Kaiser Rudolf II. renovirt; der Anfangsbuchstabe des kaiserlichen Namens R. ist überall auf dem Thurme herum aufgemalt; auf der Ostseite sind aber die Reichswappen des Königreichs Böhmen, und der Herren von Kolowrat gemalt. Unter dem letzten steht diese Inschrift: Joachimus Novohradsky, et Dominus Bussliehrad, Mielnik & Kossatek, S. C. Regiæque Majestatis Confiliarius, Cameræ Regni Bohemiæ Præses & Burggravius Carlsteinensis Anno 1598. Endlich ist noch anzumerken, daß hier auf den Schanzen sechs Häuschen sind, vier um den Thurm herum, eines unter dem kaiserlichen Gebäude, und eines vor dem Brunnen; in diesem hielten vormals sechs Bauern des Nachts Wache, und riefen nach jeder Stunde nächst der gewöhnlichen Formel aus: dále od hradu dále, das noch bis heute geschieht (jetzt nicht mehr). Zwei Dörfer, die zum Wachen bestimmt waren, waren von allen Abgaben frei, jetzt aber stehen sie auch schon unter der Unterthänigkeit; denn zwei aus ihnen müssen wöchentlich des Nachts Wache halten, die übrigen sind verbunden nebst der gewöhnlichem Steuer, auch andere Arbeit zu verrichten.

Wir glauben diesem Gemälde der Kronveste Karlstein, wie sie vor 200 und beziehungsweise wieder vor 100 Jahren beschaffen und äußerlich und innerlich ausgestattet gewesen, einen nach höheren Reiz dadurch zu verleihen, wenn wir den alterthümlichen Kohl'schen Prospekt hier beifügen, von

dessen alten Formen die jetzt vorhandenen neuen des restaurirten Karlsteins ziemlich abweichend sich darstellen. Kohls Bild zeigt uns den Karlstein, wie er von 1598 (nach dem Rudolphinischen Umbau) bis 1798 bestand, mit all' seinen Nebengebäuden, Vorsprüngen, Giebeln und Thürmen, in noch hinlänglicher Integrität, um auf den eigentlichen Karolinischen Urbau selbst zurückschließen zu können.

Das königliche Mausoleum von Alexander Colin in der Prager Domkirche.

(Mit Abbildung.)

Kaiser Ferdinand I., der hohe Wiederhersteller des Prager Domes und der böhmischen Landtafel, war im Jahre 1564 in Wien gestorben. Aber seine Ruhestätte erkor sich der Monarch nicht in Wien — er wollte vielmehr in dem Prager Dome an der Seite der Gemahlin ruhen. Ausdrücklich setzte Ferdinand in sein Testament: „Erstlich soll Unser Leib in einen zinnernen Sarg gelegt und mit gewohnlichen, Unserem Stand gemäßen, doch nicht überflüßigen Ceremonien gen Prag auf St. Wenzelsberg in die St. Veitskirchen geführt und daselbst in ein Grab gelegt werden, welches so bald immer möglich aus weißem Marmor gemacht, darauf ringsweise mit goldenen Buchstaben Unser Titel, Namen, Herkommen, auch Jahr und Tag Unsers Absterbens gehauen sein sollen." Ferner: „Es sollen auch die Priesterschaft in St. Veits-Kirchen sammt dem Hauptmann und Burggrafen, jährlich allwegen zu ermeldten Jahrtagen, Unser Begräbniß mit Fleiß obsehen; und ob sie daran an der Umschrift oder anderen Orten Abgang befänden, so sollen sie denselbigen auch von den gedachten dreißig Gulden (einem eigenen Legat) wenden lassen." Endlich kam der Kaiser auch in seinem Codicill auf denselben Gegenstand zurück, indem er verordnete: „Daß nicht allein J. K. M. endlicher Willen und Meinung, die obgesetzten Stiftungen alle gewißlich, treulich und steif zu vollziehen, sondern auch weiland der römischen Königin hochseligster mildester Gedächtnuß, Ihr Maj. besondere Begräbnuß neben der Kais. Maj. Grab stattlich zu zieren. Und fürnehmlich, daß auf solch der Königin Ihr Maj. Grab ein Frauenbild in einen guten Stein gehauen, Ihr Maj. Läng und Gestalt nachgebildet, mit königlicher Kron auf'm Haupt und königlichem Szepter in der Hand aufrecht gestellt, welches königlich Bild unter den Füßen ein Engel, Ihr Maj. Wappen haltend, und dann auf den vier Ecken der Begräbnuß, in jedes Eck ein Figur und Gestalt eines Engels auch in gutem Stein mit einem Schild in Händen, und in denselben Schildern J. M. vier Ahnen Wappen gehauen und gemacht und fürderlich gesetzt und aufgericht werden solle ꝛc."

Wir sehen, daß Kaiser Ferdinand auch schon die Kunstidee zu seinem (oder wenigstens der Kaiserin) Monumente gefasst hatte, welche ungefähr zwanzig Jahre später getreu aufgenommen und würdig reali-



MAXIMIL. II. ARCHID. AVSTR
OCTOB, CIRCITER HOR. I
S I. ARCHID. AVST. ROM. IMPERATOR HVNGAR. ET BOHEM. REX NATVS MEDINÆ AD MDIII DIE
ANNO MDXXVII DIE XXIII FEBRVARII. MORTVVS ANNO MDLXIIII DIE XXVI VLII.
ANNA FILIA
BVLCONIS DVCIS
SVIDNICENSIS.
VXOR III. CAROLI
IIII REGINA BOH.
MORTVA ET
SEPVLTA ANNO
MCCCLXXII.

sirt worden ist. Vielleicht waren sogar gezeichnete Entwürfe dazu vorhanden und diese konnten Niemand willkommener sein als — Rudolph dem Zweiten.

Nur zu bekannt ist, wie mit der Thronbesteigung Kaiser Rudolphs II. (Oktob. 1576) eine neue Kunst-Aera am Horizonte des böhmischen Vaterlandes aufdämmerte. Sechsunddreißig Jahre lang weilte jener fried- und kunstliebende Monarch in dem ihm über alles liebgewordenen Prag, und versammelte an seinem Hofe aus ganz Europa Dichter, Chemiker, Astrologen, Maler, Glockengießer, Steinschneider und ausgezeichnete Köpfe jeder Art. *) Rudolph ließ gleich Anfangs den Domthurm mit einem massiven Dachaufsatze (sog. Haubendach) und einem besseren Uhrwerke versehen und führte 1577 in der Kirche selbst das noch stehende geschlossene Oratorium auf. **)

Eine Hauptzierde, welche Kaiser Rudolph dem Prager Dome verlieh, war und ist noch unstreitig das im Vordertheile des Kirchenschiffes (fast schon unter dem Orgelchor) sich erhebende, prächtige Mausoleum — wovon hier eine Abbildung beiliegt.

Dieß herrliche Monument ist aus weißem Marmor ***) gefertigt und soll einen Aufwand von 32.000 Dukaten erfordert haben. Alexander Colin, Bildhauer von Mecheln in Brabant †) — der Vollender der Marmorreliefs an dem berühmten Grabdenkmale Kaiser Maximilians I. zu Innsbruck — ist auch der Urheber dieses Prager Mausoleums (was sogar Abt Gerbert nicht gewußt zu haben scheint!). Sein Name oder vielmehr seine Chiffre erscheint auf der Oberfläche des Monumentes selbst, und zwar hinter dem Haupte Ferdinands I. tief eingegraben, nämlich:

ALEXA—COLIN 1. 5. 8. 9.

Das ganze Denkmal bildet einen fast viereckigen, erhabenen Bau ††), oberhalb mit drei lebensgroßen liegenden Figuren, einem Christus und mehreren Engeln, ringsumher aber mit flachen Skulpturen und Inschriften — die jedoch keinesfalls von Meister Colin herrühren — bedeckt. Die oben liegenden, wie gesagt, lebensgroß in Stein gebildeten Figuren sind: Ferdinand I. mit der Kaiserin Anna und Maximilian II.; umher sieht man im Relief die Brustbilder von Karl IV. und von seinen Nachkommen. Die Leichen jener drei königlichen Personen sind wirklich innerhalb des Mausoleums selbst in derselben Lage bestattet;

*) F. Prochaska de lib. artium fatis in Boh. et Mor. 1782, p. 307—317; Dobrowsky Böhm. Lit. auf d. J. 1779, S. 219—225.

**) Schottky's Prag II, 164. 165. 169.

***) Die meisten Schriftsteller, selbst Abt Gerbert (Taphographia Austriaca, Tom IV. 1. 339), machen Alabaster daraus.

†) A. Colin, geb. zu Mecheln 1526, ging auf Berufung Kaiser Ferdinands I. (1563) nach Innsbruck und verfertigte hier die zur Verherrlichung des großväterlichen Mausoleums bestimmten 20 Stück Marmortafeln — wozu er die Skizzen und die Epitaphien aus Prag empfing. Nach Vollendung dessen (1566) wurde Colin Hofbildhauer, arbeitete noch Vieles und starb am 17. August 1612.

††) Die Länge des Monumentes beträgt 11 Fuß, die Gesammthöhe mit Base 9′ 3″, die Tumba an sich ist 4′ 4″ hoch. Die liegenden Steinbilder messen 6′ 9″, die Salvatorstatüete hat 3′. Sieben trauernde Genien zieren das Gesimse. Vgl. Gerbert Taphogr. IV, 1. 339.

die Übrigen liegen in der darunter befindlichen Gruft — in Särgen, welche neu verfertigt und im März 1854 hier beigesetzt worden sind.

Die zu den Skulpturen gehörigen Inschriften lauten:*)

Ostseite.

FERDINANDVS I. ARCHID. AUSTR. ROM. IMPERATOR: HUNGARIAE ET BOHEMIAE REX: NATUS MEDINAE (lies ALCALAE) ANNO MDIII. DIE X. MART. CORONAT. PRAGAE ANNO MDXXVII. DIE XXIII: FEBRUARII: MORTUUS ANNO MDLXIIII. DIE XXV. JULII. Die Inschrift ist zu den Füßen K. Ferdinands auf dem Gesimse in zwei Zeilen angebracht. Unterhalb das kaiserliche Wappen (dasselbe auch bei Maximilian, und das böhmische bei Anna) ersichtlich.

Südseite.

MAXIMIL. II. ARCHID. AUSTR. ROM. IMPERAT. HUNG. ET BOH. REX. NATUS AN. MDXXVII. DIE I. AUGUSTI: MORT. RATISPONAE AN. LXXVI. DIE XII. OCT. CIRCITER HOR. IX. ANTEMERIDIANAM: SEPULT. DIE XX. MARTII AN. MDLXXVII. Gleichfalls auf dem oberen Sims und in zwei Zeilen — darunter das Reichsschild.

ANNA FILIA BULCONIS DUCIS SVIDNICENSIS VXOR III. CAROLI IIII. REGINA BOH. MORTUA ET SEPULTA MCCCLXII. Oberhalb das Porträt der K. Anna, die Inschrift besteht aus 7 Zeilen.

ELISABETA FILIA DUCIS STETINENSIS BOGASLAI. UXOR IIII. CAROLI IIII. REGINA BOH. MORTUA ET SEPULTA ANNO MCCCLXXXXIII. Ebenso.

Nordseite.

ANNA FILIA VLADISLAI REGIS HUNG. ET BOHEMIAE. IMPERATR. VXOR FERDINANDI I. IMP. VIXIT ANNOS XLV. MORTUA A. MDXLVII. DIE ULT. JANUARII. Auf dem oberen Gesimse ausgehauen; untenher das böhmische Wappen.

VENCEL. ROM. IMP. BOH. REX. NATUS ANNO MCCCLXI. CORONATUS A. MCCCLXIII. DIE XII. JUNII. AETAT. LVIII. MORT. ET SEPULT. ANNO MCCCCXVIIII. Darüber K. Wenzels Bildniß; Die Inschrift in 6 Zeilen abgetheilt.

Westseite.

LADIS. NAT. ANNO MCCCCXXXIX. CORONAT. AN. MCCCCLII. DIE SIMO. ET JUDAE. MORTUUS AN. AET XVIII. SEPULTUS ANNO MCCCCLVIII. DIE XXX. NOVEMB. Oberhalb das Brustbild Ladislaws; die Inschrift neunzeilig (und voll Unrichtigkeiten).**)

GEORG PODIEBRAD. CORONAT. REX. BOH. ANNO MCCCCLVIII. MORTUUS ET SEPULTUS ANNO MCCCCLXXI. DIE XXII. MARTII. Oberhalb der siebenzeiligen Inschrift das Bildniß Georgs.

*) Diese Inschriften, schon in der großen Topographie theilweise fehlerhaft, erscheinen auch bei Schaller (Prag 1, 85—87) ziemlich unrichtig; am besten, aber nicht vollständig, liefert sie Millauer in s. Grabmälern, S. 54. 60. 63. 64. 67. 68.

**) Ladislaw war vielmehr zu Komorn am 22. Februar 1440 geboren; ist am 23. Nov. (in die S. Clementis, hora 23) 1457 gestorben, und hierauf am 25. Nov. (in die S. Katharinae) bestattet worden.

CAROL. IIII. ROM. IMPERAT BOH. REX. NAT. ANNO MCCCXVI. CORONAT. ANN. MCCCXLVII. MORT. ET SEPULT. AN. MCCCLXXVIII. Die Inschrift in 5 Zeilen abgetheilt, darüber Karls Brustbild.

BLANCA. FILIA PHILIPPI COMITIS VALESIAE. UXOR I. CAROLI IIII. REGINA BOH. MORT. ET SEPULT. A. MCCCXLVIII. Sieben Zeilen, unter dem Porträte.

ANNA FILIA PALATINI AD RHENUM COMIT. UXOR II. CAROLI IIII. REG BOH. MORT. ET SEPULT. ANNO MCCCLII. Deßgleichen.

Die Kunstweise dieses (nun vorsichtsweise mit einem Bronzegitter umgebenen) Marmordenkmals läßt in der That nichts, desto mehr aber die Authenticität etlicher Brustbilder zu wünschen übrig. Hirt*) sagt irrig: „Von diesem Monumente kennen wir den Meister nicht — aber (setzt er treffend hinzu) der Styl steht nicht hinter den besten Werken der italienischen Meister derselben Zeit."

Wenn übrigens etwas geeignet wäre, den denkenden und geschichtskundigen Beschauer dieses k. Mausoleums zu befremden, so ist und bleibt es das darauf prangende Bildniß des Zwischenkönigs Georg, der da nicht stammverwandt, oder nur ebenbürtig, ja nicht einmal katholisch war! Welche Ansicht den Kaiser Rudolph dabei geleitet und woher das (jedenfalls unverläßliche) Porträt Georgs genommen worden, ist schwer anzugeben. Eine glänzendere Genugthuung bei der Nachwelt aber, als es diese ist, hätte König Georg wol nimmer wünschen, hoffen und finden können!

Kaiser Rudolph II. hatte mit der Beisetzung der fürstlichen Leichen in und unter das neue Mausoleum den damaligen Prager Dombechant Georg Barthold Pontanus**) von Breitenberg, beauftragt. Pontan vollbrachte das fromme Werk im Jahre 1590. Er erhob vorerst die drei, für das Mausoleum selbst bestimmten, königlichen Leichen aus der Karolinischen Domgruft (unter dem Kreuzaltar), woselbst Maximilian I. erst dreizehn, Ferdinand I. fünfundzwanzig, Anna (des Letzteren Gemalin) aber schon dreiundvierzig Jahre geruht hatten.

Sodann sammelte Pontan die übrigen in der alten Gruft vorfindlichen Königssärge — etwa sechs einzelne und einen gemeinschaftlichen — und bestattete sie in der neuen Rudolphinischen Gruft unter dem Mausoleum. Die Karolinische Gruft aber richtete derselbe für das Prager Domkapitel her.***)

Im Jahre 1612 wurde auch die Leiche des kaiserlichen Erbauers dieser Gruft in einem großen zinnernen Sarkophage ꝛc. beigesetzt, und in der Mitte der Halle auf zwei steinernen Stufen aufgestellt.

Die unterirdische Gruft ist in den Jahren 1677, 1743, 1804, 1824 und 1854 zu verschiedenen Zwecken eröffnet, und sind die königlichen Leichen besichtigt, neuerlichst auch in neue Särge feierlich überlegt worden.

*) Kunstbemerkungen ꝛc. 1830, S. 179.

**) Er war von Brüx (a Brixia seu Ponte, böhm. Most) gebürtig und starb — auch literarisch verdient — als Propst 20. Febr. 1614; Pessina Phosph. 608, Berghauer Protom. I, 318—319; Pelzels böhm. und mähr. Gelehrte II, 22.

***) Berghauer Protomart. I, 319. Dahin pflegten die Domherrn bis zu dem Jahre 1784 begraben zu werden.

Und so eben geht man (oder ging wenigstens) mit dem Vorhaben um, das marmorne Mausoleum selbst in der St. Sigismunds-Seiten-Capelle aufzustellen, um für die Kirchenbesucher, namentlich bei den Hauptfesten des Jahres, mehr Raum zu gewinnen.

Karolinenthal bei Prag,

wie es war und wie es ist.

(Bei Gelegenheit seines neuen Kirchenbaues und seines Eintrittes in die Reihe der Städte.)

Im zwölften Jahrhundert, also lange vor Erbauung der prager Neustadt und den Festungsmauern, besaßen die deutschen Herren vor der Stadt Prag am rechten Ufer der Moldau einen offenen Flecken, vicus Teutonicus, das deutsche Dorf, auch Porschitschan, von dem nahen Moldauflusse genannt, sammt der daselbst bestandenen Kirche St. Peter und das gleichfalls vor der Stadt südöstlich gelegene Dorf Rybnik (Ribinitz) mit der dort erbauten Kirche zum heil. Stephan. Auch das gegen ein und eine halbe Stunde von der Hauptstadt entfernte Gut Hloupietin mit den beiden Dörfern Niboschitz und Humenetz war um die nämliche Zeit ein Besitzthum des deutschen Ordens (vgl. illustr. Chronik B. I. S. 25). Im Jahre 1217 kamen aber die Kreuzherren, welche zum Unterschiede von den übrigen Kreuzorden als Ordenszeichen unter dem rothen Kreuze einen rothen Stern tragen, aus Aquitannien in Böhmen an, und verfügten sich zunächst zu ihren Ordensverwandten, den deutschen Herren, nach Hloupietin, von denen sie zu ihrem ersten Unterhalte einen Hof erkauften, dessen Gebäude bis zum Jahre 1695 standen und hierauf demolirt wurden, um die dort bestehende St. Georgskirche zu erweitern. Bald nach dem Erkaufe des Hloupietiner Hofes erstiegen sie einen andern größern Hof in Porschitschan nächst der St Peterskirche, erbauten dort ein Hospital zur Pflege der Armen und Kranken, und errichteten dort ihren ersten festen Sitz.*)

Im Jahre 1235 schenkte die böhmische Königin, Constantia, Schwester des ungarischen Königs Andreas, dem um die Armen- und Krankenpflege verdienten Kreuzherrenorden nachstehende, von den deutschen Herren erkaufte Besitzungen: das Landgut Hloupietin mit den dazu gehörigen Dörfern, die St Peterskirche in Poritschan, nebst dem Dorfe Rybnik und der dort erbauten Kirche zum heil. Stephan (Urkunde dd. Brünn am 12. Februar 1235). Ein Jahr früher, 1234, übergab die königliche Prinzessin Agnes, Tochter Königs Přzemysl Ottokar I., das von ihr an der Prager Brücke zur Pflege der Armen und Kranken erbaute und fundirte Hospital zum heil. Franz, sammt Kirche und Kloster dem Kreuzherrenorden, wohin sie im Jahre 1237 ihren bleibenden Sitz von St. Peter übertragen haben. In den folgenden Jahren erkaufte

---

*) Dieser Hof heißt in den alten Urkunden Hof bei St. Peter.

diese Königinn alle vor der Stadt Prag bei Poříčan gelegenen und den deutschen Herren gehörigen Aecker, freie Plätze nebst den dazu gehörigen Entien, Mühlen ec. und schenkte dieses Alles dem Kreuzherrnorden, welche Schenkungen nebst den vom Orden bis dahin erworbenen Besitzungen vom König Wenzel II. (Urkunde ddo. Prag den 6. April 1253) Ottokar II. (Urkunde ddo. Prag den 28. Januar 1256 und 1. November 1269), und Ladislaw II. (Urkunde ddo. Prag den 10. Januar 1487), — bestätiget und auf Befehl des letztgenannten Königs in die königlich böhmische Landtafel im Jahre 1488 einverleibt wurden. Auch die Bestätigungsurkunde von Kaiser Karl VI. vom Jahre 1717, auf welche sich in der Theresianischen Urkunde vom Jahre 1747 berufen wird, ist bei der böhmischen Landtafel intabulirt worden.

Durch die Erbauung der Prager Stadmauern wurde dieser Besitz des Kreuzherrenordens durchschnitten, wornach der innerhalb der Mauern gelegene Maierhof bei St. Peter Hradischko, später Bischofshof*) — der ganze vor dem Thore liegende Theil des Besitzstandes aber Spitalsko, nach der uralten, von dem Kreuzherrenhospitale entlehnten Benennung genannt wurde, woher auch der heutige Name Spittel- oder Spitalthor am Porschitsch stammt. Dieser letztgenannte Besitz Spitalsko erstreckte sich in einer Entfernung von 12 Ellen von der ersten Bastei vor dem Neuthore und der zweiten Bastei in der Richtung gegen das Poříčer Thor bis in die Mitte des zum Moldauflusse gehörigen Mühlgrabens, lief von dort bis zu dem heutigen Gasthofe, Stadt Straßburg genannt, zog sich dann an der Lehne der rückseitigen Invaliden-Wiese empor bis zum Kamme des Žižkaberges und an demselben wieder zurück zur ersten Bastei.**)

Als im Anfange des XVII. Jahrhunderts eine in der Nähe von St. Peter ausgebrochene Feuersbrunst auch die Wohn- und Wirthschaftsgebäude von Hradischko eingeäschert hatte, ließ der damalige Ordens-Großmeister und Erzbischof Sbigneus Berka von Duba und Lippa die ganze Area des Hofes, zu welchem außer den nöthigen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden noch mehrere Aecker, Wiesen, Hutweiden und Waldgestrüppe innerhalb und außer den Stadtmauern gehörten, in kleine Parzellen abtheilen und bewilligte einzelnen wohlverhaltenen Personen darauf Häuser zu erbauen, welche auf der Stelle des noch heute sogenannten Bischofshofes sich befinden. Aber auch auf dem vor dem Thore gelegenen Spitalsko befand sich im Anfange des XVII. Jahrhunderts eine sehr ansehnliche Kolonie von 46 Häusern, in welchen allerhand Gewerbe ausgeübt wurden. Diese dem Kreuzherrenorden unterthänigen Häuser bildeten 3 Gässen, nämlich die Hauptgasse, die Mühlen- und Weidengasse; sie wurden aber sammt den dazu gehörigen anderen Gebäuden, Scheuern und Lusthäusern während der schwedischen Invasion zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gänzlich zerstört, und die davon gewonnenen Steine zu Erneuerungen der zwischen dem Poříčer und Neuthore sich hinziehenden Festungsmauern in den Jahren 1644—1646 verwendet.***) Selbst ein Spital mit der Kirche zum heil. Paulus, welches ein menschen-

*) Grundbuch Nr. 19 Vorrede, und Grundb. Nr. 10, Fol. 94.
**) Grenzbeschreibung im Grundbuche Nr. 23, Fol. 27 und Knittel'sche Mappe.
***) Grundbuch Nr. 23 vom Jahre 1648 Fol. 27. und liber memorabil. vom Jahre 1510 pag. 184, nebst 2 legalisirten Urkunden vom Jahre 1648. —

freundlicher Bürger aus Kaurzim gestiftet hatte, um den von der Pest ergriffenen Kranken der Hauptstadt vor dem Thor einen Zufluchtsort zu eröffnen, befand sich dort seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, und nachdem die Stiftung schon lange vorher in die Altstadt übertragen worden, ist auch die unter Joseph II. aufgehobene Kirche durch Kauf in die Hände von Privatbesitzern übergegangen.*)

Spätere Unruhen und feindliche Uiberfälle der Stadt Prag, insbesondere während des Erbfolgekrieges und des Krieges gegen Preußen, schreckten die emphiteutischen Grundbesitzer von Spitalsko ab, ihre zerstörten Häuser wieder aufzubauen, so daß man im Anfange des laufenden Jahrhundertes vor dem Spittelthore außer dem obrigkeitlichen Wirthshause, zum letzten Pfennig genannt, und einigen wenigen festen Wohnhäusern am Fuße des Žižkaberges nur hier und dort einzelne kleine sehr unansehnliche Häuschen und Hütten zerstreut sehen konnte. Erst, nachdem die Baulust infolge eingetretener friedlicher Verhältnisse auf's Neue geweckt und die Räume vor dem Spittelthore für industrielle Unternehmungen als vorzugsweise geeignet anerkannt wurden, haben sich einzelne Kolonisten entschlossen, dort ansehnlichere Häuser und Fabriken zu errichten, denen mit a. h. Genehmigung vom 5. Mai 1817, zu Ehren Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter, der Name „Vorstadt Karolinenthal“ beigelegt wurde, worauf man einen förmlichen Lagerplan entworfen und alle Baulustigen verpflichtet hat, demselben gemäß ihre beabsichtigten Neubauten aufzuführen.

Die Emphiteutisirung derjenigen Grundstücke, welche das heutige Karolinenthal einnimmt, geschah zum Theil schon in grauer Vorzeit und zwar in der Absicht, um treue Diener, insbesondere solche, welche sich um die Aufsicht über das Ordenshospital verdient gemacht, durch Uiberlassung einiger Grundstücke zu belohnen. Dafür hatten sie in der Regel keinen Kaufschilling zu entrichten, sondern die Obrigkeit hat sich von ihnen, außer gewissen Robotschuldigkeiten, die auf den benachbarten Ordensgütern zu leisten waren, nur das Heimfallsrecht und gewisse Zehentleistungen bedungen, die für die überlassene Grundarea entfallenden Steuern aber größtentheils selbst übernommen. In späterer Zeit machten es noch mehrere Ereignisse wünschenswerth, daß zahlreiche emphiteutische Veräußerungen von Seite des Ordens eingeleitet wurden.

Dahin gehört:

1. Die schon vorerwähnte Einäscherung des Bischofshofes, dessen Wiedererbauung für den Orden mit einem allzugroßen Kostenaufwande verbunden gewesen wäre. Es wurden deßhalb sowohl die innerhalb der Mauern Prags gelegenen, als auch ein Theil der vor dem Poritscher Thore sich befindlichen, und zu jenem Maierhofe gehörigen Grundstücke — gegen einen jährlich zu entrichtenden Canon, Bezahlung des Laudemiums in Besitzveränderungsfällen und andere im Urbarium enthaltene Leistungen — in das emphiteutische Eigenthum überlassen.

2. Die oftmalige unentgeltliche Abtretung einzelner Grundstücke, welche zur Erweiterung des alten, gegen das Dorf Lieben sich hinziehenden Fahrweges an dem rechten Moldauufer in Anspruch genommen wurden, bei welchem Anlaß der Orden zwanzig Strich Grundes ohne alle Entschädigung verloren hat.

*) Sommers Böhmen. Bd. XII. S. 356.

3. Die Besorgniß einer noch empfindlicheren Schmälerung des Grundeigenthumes, welcher die Kreuzherrenobern um so mehr Raum geben mußten, nachdem das Stift von seinem ausgedehnten Besitzstande zur Gründung der Neustadt Prag im Jahre 1347 eine Grundarea von 224 Strich abtreten musste, wofür Kaiser Karl VI. den Kreuzherrenorden einstweilen damit entschädigt hat, daß Er alle Ordensgüter und Unterthanen derselben in so lange, als nicht eine vollkommene Entschädigung erfolgen sollte, von allen Steuern mit Ausnahme derer, die in die königliche Kammer einfließen, befreite. (Urkunde ddo. Prag den 22. Januar 1349.) Diese Befreiung hat aber seit lange aufgehört, obgleich im Jahre 1352 dem Orden nichts als sechs Lahnen des schlechtesten Waldes bei dem Dorfe Morzina nächst Dobrzichowitz zugewiesen wurden. (Urkunde ddo. Prag 8. November 1352.)

4. Uiberdieß machten es auch die oftmaligen, durch eingetretene Mißjahre herbeigeführten Zinsverluste, wo der Orden den zahlungsunfähigen Pächtern der Grundstücke größere Summen ganz nachsehen mußte, räthlich, daß der Pacht lieber in ein emphiteutisches Eigenthum verwandelt würde, und dadurch die damit verbundenen Vortheile für immer dem Orden gesichert blieben. So betrug z. B. der für eine in der Nähe des heutigen Invalidenhauses gelegene Area von 54½ Strich zu entrichtende jährliche Pachtzins 230 fl. 18¼ kr., und bis zum Jahre 1796 ist hinter den Pächtern jener Gründe ein Rückstand von 3.400 fl. 41¼ kr. geblieben, welche Summe beinahe gänzlich abgeschrieben werden musste.

5. Endlich hat selbst das k. k. Aerar zur Erbauung des Invalidenhauses und Erlangung zweier Exercierplätze von dem Kreuzherrenorden eine Area von 183 Strich 2⅜ Metzen, nebst andern unterthänigen emphiteutischen Gründen um die Summe von 28.313 fl. 20 kr. den 12. September 1729 erkauft, wie es in die königl. böhm. Landtafel im Jahre 1730 am 11. Mai eingetragen worden ist.

Aus diesen Gründen kann es wohl in früheren Jahrhunderten, wo menschliche Kurzsichtigkeit die heutige Wichtigkeit der vor dem Spittelthore gelegenen Grundarea nicht zu ahnen vermochte, von einigem Vortheile gewesen sein, diese Grundstücke emphiteutisch zu verkaufen; und deßwegen hat auch der Orden bis zu Anfange des laufenden Jahrhundertes nach und nach alle seine Spitalgründe — mit Ausnahme der Area, welche von den Gebäuden zum letzten Pfennig bedeckt wird — mit Vorbehalt des Dominii directi jure pleno emphiteutisirt. Anders aber gestalteten sich die Dinge in der Gegenwart, wo die Grundfläche in der nächsten Nähe der Hauptstadt, am Ausgangspunkte so vieler Hauptstraßen, in einer, den meisten Industriezweigen sehr entsprechenden Lage, einen ungemein hohen Preis erstiegen hat. Auch haben sich in der Vorzeit, wo Karolinenthal fast ausschließend nur als Feld- und Gartengrund benützt wurde, und die Emphiteuten nebst dem Grundkanon auch in Besitzveränderungsfällen die Laudemien, Blutzehent und Handrobot der Obrigkeit leisteten, die Regiekosten des ganzen Grundes fast auf Null reduzirt; später aber, wo das Justizamt des so dicht bevölkerten Karolinenthals einen fast eben so großen Geschäftskreis, wie die ausgedehntesten Domainen Böhmens auszufüllen hatte, erforderte die Deckung der Regie im Durchschnitte jährlich 12.000 fl., während doch

die eigentlichen Jurisdiktionsgebühren nur 6.000 fl. abwarfen. Mithin musste ein jährlich wiederkehrender Zuschuß von mehr als 5.000 fl. aus dem Stammvermögen des Ordens geleistet werden.

Aus den vorhandenen Urkunden und den zu dieser vormaligen Jurisdiktion gehörigen Grund-, Zins- und Memorabilienbüchern können nachstehende obrigkeitlichen Rechte nachgewiesen werden:

Das Obereigenthum, dominium directum jure pleno; das Erbrecht; das Vorkaufsrecht; der emphiteutische Grundzins oder Canon, auch der Hühner- und Eierzins. Ferner: Robotleistungen oder deren Reluition, die in neuerer Zeit unter dem uneigentlichen Namen „Schutzgeld" eingehoben oder wenigstens vorgeschrieben wurden; deßgleichen Handfeste für die Petershofer und Spitalsker Insaßen; Zuschreibungsgebühren und Laudemien per contractum für die Häuser und Grundstücke; obrigkeitliche Abverkaufskonsense bei Häusern, Grund und Boden; obrigkeitliche Baukonsense; obrigkeitliche Konsense bei Permutation der Grundstücke; Bestätigung des Ortsrichters; Strafrecht und strenge Gerichtsbarkeit; Wein-, Bier- und Branntwein-Ausschank. Endlich: alte jura cancellariæ, nach welchen für jeden Konsens zum Kauf oder Verkauf die Taxe mit 1 fl., die Ingrossirungsgebühr mit 1. kr. von jedem Gulden und die Laudemialtaxe mit 3 kr. von jedem Gulden gefordert werden konnte.

Zu diesen historischen Rechten kam auch noch:

a) Die Anwendung der Eleonorischen Taxordnung, wie sie von einzelnen Nebenrechten der aufgehobenen geistlichen Stifter und Klöster in Prag ebenfalls in der Uibung war, und für deren Leistung mehrere Jurisdizenten des Bischofshofes selbst noch im Jahre 1801 den 9. Dezember mittelst Protokoll sich erklärten.

b) Die Forderung verhältnißmäßiger Polizeifondsbeiträge, wohin auch die Beiträge zum Beleuchtungs- und Verschönerungsfond zu rechnen sind.

Wie oft auch der Kreuzherrenorden im Genuße dieser, auf alte Urkunden gestützten Rechte gestört, und große, empfindliche Verluste zu tragen genöthiget worden war, so unterließ er es doch nicht, für das Wohl der rasch aufblühenden Ansiedelung in Karolinenthal beträchtliche Opfer zu bringen. Dahin gehört die Gründung und Organisirung der Kleinkinderbewahranstalt, welche, der Zeit nach, die erste in ganz Böhmen, größtentheils durch die Bemühung des Kreuzherrenordens, sowie des verstorbenen Fabrikanten, Jerusalem von Salemfeld, zu Stande gekommen ist; die erste Einrichtung der Trivialschule von vier Abtheilungen, welche sich in einem gemietheten Lokale befindet und 7—800 Kinder fasst; die zweckmäßig organisirte Abendschule für Fabrikszöglinge, und die auf eine bedeutende Bändezahl angewachsene Sammlung von Volksschriften, welche unter ämtlichem Einfluße durch einen Verein wahrer Volksfreunde in's Leben gerufen wurde.

Welchen thätigen Antheil aber der Kreuzherrenorden an der Errichtung einer eigenen Kirche und Pfarre in Karolinenthal genommen und wie namhaft er sich zu betheiligen bereit erklärte, wenn die neu zu gründende Seelsorgerstation seinen Ordensbrüdern übertragen werden sollte, dafür sprechen die zahlreichen Verhandlungen, welche von dem gegenwärtigen General-Großmeister seit dem Jahre 1841 mit den hohen und höchsten Stellen deßhalb gepflogen wurden. Wenn anfangs der Erfolg hinter der Absicht zurückblieb, so fällt die Schuld davon nur auf

die Ungunst der Zeitverhältnisse. Wahrscheinlich würde aber der lebhafte Wunsch nach einer eigenen Kirche noch langehin unbefriedigt geblieben sein, und lange hätte man dort die klagenden Worte des Propheten vernehmen müssen: „die Kleinen verlangten Brod (des Geistes) und Niemand war, der es ihnen gebrochen hätte," wenn nicht die göttliche Fürsehung in der Person des Cardinal-Erzbischofs, Friedrich Fürsten von Schwarzenberg, der Erzdiözese einen Oberhirten zugeführt hätte, der es sich zu einer seiner Lebensaufgaben stellte, den vom Prager Katholikenverein gefassten Beschluß, eine Kirche und Pfarre in Karolinenthal zu gründen, auf das Lebhafteste und mit eigenen großen Opfern zu unterstützen, zur dringendsten Befriedigung der Bedürfnisse des christkatholischen Cultus vorläufig eine geschmackvolle Nothkirche von Holz zu errichten und einen eigenen Pfarradministrator sammt zwei Kaplänen an derselben auf Kosten des Religionsfondes anzustellen.

Dies geschah zur allgemeinen Freude und religiösen Erbauung wirklich und that bis auf unsere Tage die vortrefflichsten und segenreichsten Dienste. — Allmählich aber gelang es den vereinten Kräften des oberwähnten preiswürdigen Vereines, durch öffentliche und großartige Geldkollekten soviel Kapital zu erschwingen, um zum Ruhme des Dreieinigen und zur Ehre des hl. Cyrill und Methud eine grandiose, mit den Bedürfnissen der ausgedehnten Gemeinde im würdigen Verhältnisse stehende Kirche im edlen Baustyle als ein laut sprechendes Denkmal christlicher Frömmigkeit aufzuführen. Der Grundstein hiezu ist so eben am 10. Junius 1854, durch Ihre Kais. Kön. Majestäten, Franz Josef und Elisabeth, allerhöchst-eigenhändig gelegt worden.

Durch die gewaltsame Erschütterung des Jahres 1848 wurden auch die Bande gelös't, welche die emphiteutische Gemeinde Karolinenthal seit mehr als sechshundert Jahren an den Kreuzherrenorden geknüpft hat, und dieser ist seit jener Zeit in die Reihe der einfachen Hausbesitzer von Karolinenthal versetzt, mithin von allen jenen Verpflichtungen und Rechten entbunden, die demselben vorher als Obrigkeit und Inhaber der Patrimonialgerichtsbarkeit zugekommen waren. Dafür hat aber Karolinenthal eine viel höhere politische Wichtigkeit erlangt, welche durch die mancherlei administrativen und judiziellen Aemter, die in neuester Zeit dahin verlegt wurden, sich am deutlichsten kund gibt. Karolinenthal erfreut sich gegenwärtig einer k. k. Bezirkshauptmannschaft mit dem dazu gehörigen Steueramte, eines k. k. Bezirksgerichtes, eines k. k. Polizeikommissariates, der Gasbeleuchtungs-Anstalt, einer großartigen Militärkaserne und vieler Fabriken 2c. Und wie nun verlautet, wird Karolinenthal so eben zu dem Range einer Stadt hochortig erhoben — wodurch es sicher einer herrlichen Zukunft entgegengeführt werden dürfte.

Graupen und die Rosenburg.

(Mit Illustration.)

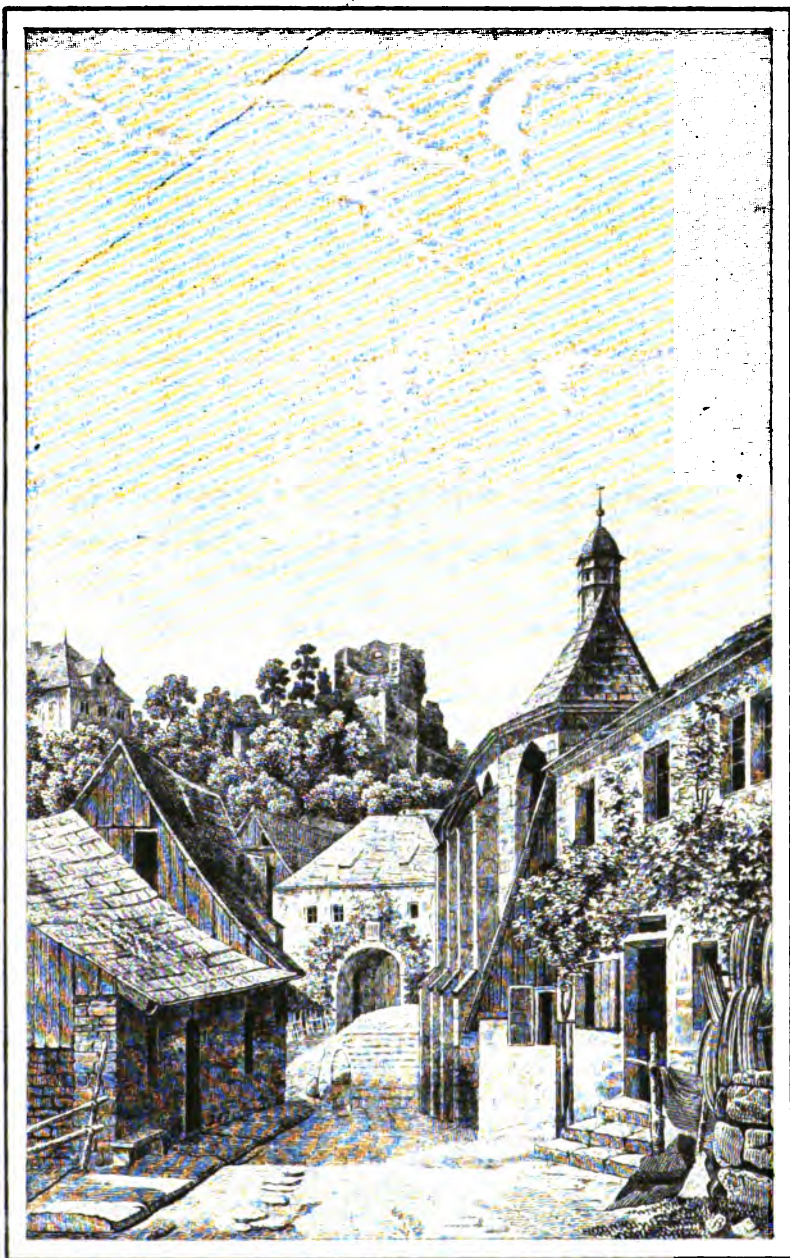
Wenn es seine Richtigkeit hat, daß die ganze Gegend weit und breit von Teplitz — denn **teplice** von **teply** bedeutet im Böhmischen eine warme Quelle — in grauer Vorzeit durchaus böhmisch war: so darf auch der heutige Ortsname Graupen auf den böhmischen **Krupka** zurückgeführt werden, obgleich beide Namen dieselbe Herkunft und Bedeutung haben.

Im XII. Jahrhunderte — meldet die Chronik des Hajek — fand der Ackersmann Wnadek auf dem dasigen Gränzgebirg eine lange, glänzende, gleichsam aus dem Boden herausgewachsene Ruthe, die er für Silber hielt, abbrach und der Herzogin Gertrud nach Teplitz brachte. Als die Bergverständigen das Metall im Feuer prüften, erkannten sie es für Zinn. Doch befahl die Herzogin, dem Ackersmann drei Mark Silbers auszuzahlen; er solle nur den Bergleuten den Ort zeigen, wo er die Ruthe gefunden — was er gern that. Und als man das nachgrub, entdeckte man eine große Menge Zinnkörner, wie Graupen — Krupky — gestaltet — welcher Umstand dem Orte, der hier nach und nach entstand, den Namen verliehen haben soll.

Auch von dieser Ueberlieferung abgesehen, bleibt Graupen ein alter und ehrwürdiger Ort, dessen Pfarrkirche zu Mariä Himmelfahrt schon zwischen den Jahren 1384—1394 in den Errichtungsbüchern (**Libri erectionum**) erscheint. Aber durch die Hussitenzeit ging gleichsam das Alterthum dieses Ortes zu Grabe. Damals nämlich, es war im Jahre 1426 — überfiel Prokop der Kahle mit seiner Rotte das prächtige Graupner Minoritenkloster, zerstörte dasselbe mitsammt der angebauten Kirche zur heil. Dreifaltigkeit und steckte beim Abmarsch das ganze Städtchen in Brand. Eine Erinnerung an die Greuel jener Tage ist nun noch eine großartige Masse von Ruinen, davon ein Theil der hiesigen hochgelegenen Burg Krupka — auch die Rosenburg genannt — anzugehören scheint.

In der Hussitenzeit geschah es auch, daß die Nonnen des Klosters Schwatz (unweit Bilin) von den wilden Taboritenhorden vertrieben wurden, und nichts retten konnten, als den Kirchenschatz und ein Gnadenbild der Gottesmutter. Die frommen Frauen suchten und fanden Schutz und Sicherheit in der damals noch halbwilden Gegend unterhalb der Stadt Graupen. Sie bauten sich eine Nothkapelle allda, führten ein gottseliges Leben und starben, ohne ihr Kloster wiederhergestellt zu sehen, allmälich ab. Die Letzte der Nonnen aber hatte das besagte Marienbild in eine hohle Linde verborgen. Die Gegend führte seither nur den Namen das „Elend."

Eines Tages — der Tag ist bekannt (es war der September), aber das Jahr weiß man nicht mehr — am achten des Herbstmonats, wo das Fest von Mariä Geburt einfallen sollte, ging früh Morgens eine Magd aus Graupen zu der Kapelle „Maria im Elend," um Gras zu mähen. Ein Brunnen an diesem Flecke machte den Graswuchs üppiger, als anderswo.



Chronik v. Böhmen. Lith. Anst. v. J. Jelínek in Prag

Graupen und die Rosenburg.

Eben mäht das Mädchen mit ihrer Sichel bei der schattigen Linde; als sich urplötzlich eine Schlange um ihren Arm windet und mit ihrem in die Höhe gerichteten Kopfe auf die Linde hinzischt wie im Zorn — sich aber bald von dem Arme, ohne das Mädchen zu verletzen, loswindet und entflieht. In höchster Aufregung, ergriffen von einem Gefühle, eilt also die erschrockene Magd nach der Stadt Graupen und erzählt, was sich mit ihr zugetragen. Auf die Kunde, der etwas Ungewöhnliches zu Grunde zu liegen schien, und bei der Vermuthung, es könne vielleicht der ehemalige Schwatzer Klosterschatz in jenem hohlen Baume verborgen liegen, beschließen nun die Graupner Bürger, den merkwürdigen Baum genauer zu untersuchen. Und siehe da! zu ihrem nicht geringen Befremden finden sie anstatt eines vermeintlichen Geldschatzes das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, welches, ihnen anmuthig entgegenstrahlend, einen himmlischen Schein um sich verbreitete.

Die Graupner wagten es kaum, das Bildniß anzutasten, sie gingen vielmehr zu ihrem Pfarrer und baten ihn, sich hier in's Mittel zu legen. Der Pfarrer ließ sofort die sämmtlichen Bewohner von Graupen durch das Glockenzeichen in die Kirche rufen und — indem er ihnen wiederholte, was die Auffinder des Bildes so eben erzählt hatten — verordnete er, daß das Bild Mariens in die Pfarrkirche nach Graupen übertragen werden sollte. Das geschah denn auch wirklich. In zahlreicher und feierlicher Prozession unter Gebet und Gesang, mit Vorantragung von Kreuz und Fahne, wird also das Bild der Himmelskönigin aus der Linde abgeholt, in die Graupner Stadtkirche gebracht und der öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Da aber das andächtige Volk das Bild wieder an seinen vorigen Platz, zur Linde, zurückwünschte, so genügte man auch diesem Ansuchen und stellte es an demselben Orte, wo es gefunden worden, zur Verehrung der Gläubigen wohlverwahrt auf. Wie nun aber die Nachricht von dem Gnadenbilde in der Nähe und Ferne erscholl, wallten alsogleich auch Gesunde und Kranke dahin, um Trost und Hilfe zu flehen. Da erhielten Blinde das verlorene Augenlicht, Gebrechliche ihre vorige Gesundheit und Andere Seelentrost und innerliche Gnadenstärkung durch dasselbe Bild, dessen Wunderkraft einst die Magd von Graupen vor der sie verfolgenden Schlange geschützt.

Der Grundherr, Albert II. von Kolowrat, fand es daher angemessen und nothwendig, an der Stelle der Linde eine kleine steinerne Kapelle zu errichten, was in dem Jahre 1442 geschah. — Solches ist die Entstehungsgeschichte des heutigen Wallfahrtsortes „Mariaschein," durch Insassen aus Graupen in's Dasein gerufen, und sonst nur „Schein" genannt.

Graupen selbst war damals und später im Besitze der eingewanderten Herren von Koldiz, und wurde von diesen im Jahre 1530 an Zdenko Löw von Rožmital verkauft, von welchem es an die Wartenberge überging. Bald darauf an die Krone heimgefallen, erhielt Graupen verschiedene Pfandinhaber, deren Aufzählung ermüdend wäre. Im Jahre 1616 schenkte Kaiser Mathias Stadt und Gebiet Graupen mit Vorbehalt des Bergzehends und Rückkaufrechtes, an den Oberstburggrafen, Adam v. Sternberg, bei dessen Geschlechte Graupen bis zum Erlöschen dieser Linie (mit Wenzel Adalbert, † 25. Januar 1708) verblieben ist. Mit kaiserlicher Bewilligung verkaufte also die Witwe, Klara Bernhardine, dieses Besitzthum an den Grafen von Clary und Aldringen. Das Majestätsreskript

enthielt jedoch die Clausel: so oft diese Stadt und Herrschaft zum Verkauf kommen würde, müsse es der Eigenthümer allemal dem Landesherrn oder der böhmischen Kammer anmelden, und, falls der Monarch Belieben trüge, beides anzukaufen, müsse man ihm den Vorrang vor den gleichbietenden Käufern einräumen. Es ist aber diese Bedingung nie in Erfüllung gegangen, weil die Stadt und Herrschaft Graupen sich noch heute im Besitz der erlauchten Familie von Clary und Aldringen befindet.

Die Ruinen der Burg Krupka oder Graupen prangen noch heute, wie unsere Abbildung zeigt, auf der Graupner Höhe. Als man im Schoße des ehrwürdigen Gemäuers im Jahre 1695 das Amthaus errichtete, ging dasselbe nach und nach auf den jeweiligen Bergverwalter über. Es gedieh hier in wilder Einsamkeit eine Pflanzung blühender Gesträuche und besonders schöner Rosenbäume, von welchen letzteren die ganze Burg allmälich den Namen der „Rosenburg" annahm. Auch zu den Füßen des ruinengekrönten Berges breitet sich mitten in Obstgärten das fast gleichnamige Dörfchen „Rosenthal" (bömisch Wrchoslaw) aus — sammt und sonders das Ziel und der Hochgenuß zahlloser Reisenden aus der Heimath und der Fremde.

Leben und Bildniß

des gelehrten böhmischen Typographen

Mag. Daniel Adam von Weleslawin.

Bereits in der dritten Lieferung des zweiten Bandes (S. 169) unserer illustrirten Chronik haben wir den Großvater (mütterlicher Seite) des hier zu schildernden, um Böhmens Literatur hochverdienten Mannes kennen gelernt. Wir schicken hier folgende genealogische Uibersicht voraus:

Stephan Adam,
Müller aus Weleslawin bei Prag.

Gem. Regina,
Tochter des Bildhauers Jakob aus Kuttenberg
und der Elisabeth Edlen von Loreczek und Elkusch.

|

Daniel Adam a Weleslavina,
geboren zu Prag 1546, Baccalaureus 1568 und Magister der freien Künste an der Prager Univerſität 20. Juli 1569, Professor der Geschichte daselbst bis 1576, sofort Buchdrucker, geadelt 1583—85, Primas der Altstadt Prag, † 18. Oktober 1599.

Gem. Anna,
Tochter des (1580 †) Prager Buchdruckers Georg Melantrich ab Aventino, vermählt 27. Dezember 1576.

Samuel v. Weleslawin, geb. 15. Apr. 1592, Buchdrucker bis 1619, † als Exulant in Dresden nach 1620.	Georg v. Weleslawin, geb. 8. Febr. 1596.	Magdalena, geb. 1593, † 17. Aug. 1599.

Unser Daniel Adam führte als Student und Lehrer an der Hochschule den Beinamen Pragensis; nachdem er sich den Adelstand erwor-



Chronik v. Böhmen. C. Steyrer lith.



Daniel Adam von Weleslawin

czechischer Klassiker.

Dr. v. Gardtner jun.

ben (1583), nahm er (aber nicht vor dem Jahre 1585) das Prädikat „von Weleslawin“ (z Weleslawina), nach seinem väterlichen Heimathsdorfe, an. Er führte fortan ein Wappen mit dem Pegasus im Mittelfelde.

Weleslawin gehörte der utraquistischen Kirchengemeinschaft an. Zu seinen Lehrern und Vorbildern gehörten: Georg a Sudetis, Peter Codicillus a Tulechowa, Prokop Lupatsch (Lupacius) von Hlawaczow und Wenzel Zelotin a Formoso monte.

Sein Schwiegervater seit 1576, Georg Melantrich ab Aventino (Melantrich ist nämlich eine Hellenisirung des Namens Czernowlásek), war 1511 zu Rożdialowitz geboren, hatte die berühmteste stabile Buchdruckerei Prags und die erste Böhmens gegründet und starb am 19. November 1581. Weleslawin erbte dessen Vermögen und Kunstgewerbe, theilte seit 1577 dessen Firma und erwarb sich allmählich den Ehrennamen eines Architypographus Pragensis — in welcher Eigenschaft er recht eigentlich das goldene Zeitalter des czechischen Schriftenthumes repräsentirt.

Melantrichs ursprüngliches Haus befand sich in der Altstadt „v Konešovic ulici.“ So nämlich heißt es urkundlich: Dům v Konešovic ulici Melantrichovský, po Samuelovi Melantrichovi, k ruce J. M. C. konfiscirovaný. J. M. Osvícené kníže Karel vladař domu Lichtenstejnského (Illust. Chron. Bd. I. S. 172) ráčil prodati p. Juditě Bilinové za jistou summu peněz od ní docela a zouplna vyplacenou. Však aby 1500 zl. Lidmile Samuele z Veleslavína věna z téhož domu odvedla. (Act. Decret. 25. máje Anno 1621). Gegenwärtig wird das Eckhaus in der Schwefelgasse, gegenüber den fünf Kronen, Nr. C. 471 zum rothen Herz, als das ehedem Melantrichische Haus bezeichnet, da auch Melantrichs Wappenschild sich darauf befindet (?). Das Haus hatte nämlich jener exilirte Sohn, Samuel, Weleslawins und Melantrichs Universalerbe, nach der Schlacht am weißen Berge verwirkt.

Dahingegen soll sich Weleslawins Buchdruckerei in der heutigen Jesuiten- oder Karlsgasse, unfern der Brücke, befunden haben. Hier druckte durch volle neunzehn Jahre (von 1580—1599), hier datirte auch Weleslawin der Vater seine Druckschriften ausdrücklich: Pragæ ex ædibus meis. Auch von diesem Hause geschieht in dem Güterkonfiscations-Protokolle nachstehende Erwähnung: Dům po Samuelovi z Veleslavína jdouc k mostu, vedle domu Kristiana Plumšejna. Vedlé jiného statku jeho z Veleslavína k ruce J. M. C. konfiscirovaný. Prodán vedlé dekretu J. M. knížete z Lichtensteinských panu Pavlovi Šejbovi, J. M. arciknížete Ferdinanda Arnošta rakouského komorniku za 2500 zl. (Actum 9. ledna 1623). Dies Gebäude scheint man hiernach in der Reihe des fürstlich Colloredo-Mansfeld'schen Palastes suchen zu sollen. Doch behauptet Schaller, Weleslawins Buchdruckerei habe sich einst in dem heutigen Polizei-Direktions-Gebäude, am Stephansplatz Nr. 313—314 befunden (?).

Ein Vetter oder Bruder unseres Literaten war Mag. Johann Kanha (Kanhæus) von Weleslawin, ein gleichfalls wissenschaftlicher Mann, welcher am 29. Dez. 1599 den Leiden des Podagra erlegen ist. Zu den nächsten Verwandten Weleslawins gehörte auch Mag. Kocyn

z Kocinéin; der gekrönte Poet Georg Carolides von Carlsperg besang Weleslawins Tod in einer Reihe lateinischer Elegien.

Immerdar wird Daniel Adam von Weleslawin zu den czechischen Klassikern zählen.

Seine wichtigsten Originalwerke sind: Kalendář historický 1587. Zweite sehr vermehrte Auflage. 1590, 636 Seiten in Quart.

Nomenclator, zuerst 1586 lateinisch, böhmisch und deutsch; dann 1598 unter dem Titel: Sylva quadrilinguis, vermehrt mit dem Griechischen.

An dem berühmten Herbář des Matthiolus (1596) hatte Weleslawin, nebst dem Thaddäus Hajek, einen wesentlichen Antheil.

Sehr bezeichnend wird die Literatur-Epoche dieses Mannes „die Weleslawinische" genannt. Die edelsten und ebenbürtigsten Zeitgenossen, wie Laurentius Benedictus, Petrus Capella von Elbing, Frencelius, Hawlik, Carolides u. A. feiern Weleslawins Charakter und Verdienste; seinem Schwiegervater Melantrich machte Johann Rosacius von Sutic das Epitaph.

In neuester Zeit wurde eine Auswahl aus Weleslawins Originalschriften in den zweiten Theil der Staročeská biblioteka aufgenommen — wozu Dr. Franz Tschupr eine gehaltvolle und hier gern benutzte Biographie geliefert hat.

Die alten Karolinischen Krongüter Böhmens in Bayern.

Schon im ersten Bande unserer illustrirten Chronik S. 253—257 haben wir den auswärtigen Länderbestand des böhmisch-luxemburgischen Hauses zu verzeichnen versucht. Seither sind da und dort genauere Untersuchungen über diesen Gegenstand erfolgt und insbesondere hat der kön. bayerische Professor J. Denzinger zu Würzburg im Archiv des histor. Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg nachgewiesen, welche Ländererwerbungen Kaiser Karl IV. für die Krone Böhmen im ehemaligen Hochstifte Würzburg, dann in dem Kreise Oberpfalz und Regensburg, ferner in Ober- und Mittelfranken gemacht habe.

Kaiser Karl IV. (sagt Palacky, Gesch. II, 2. 395) hat nicht bloß größere Länderdistrikte, wie Schlesien, Brandenburg, an sein Königreich zu bringen und es dadurch zu einer Großmacht zu erheben gesucht, sondern auch noch eine Menge von vereinzelten Besitzungen in der Oberpfalz, in Franken, im Voigtlande und Meißen mit Böhmen bald direkt, bald durch bloßen Lehenverband zu vereinigen gewußt. „Wollte ein Edler dieser Länder die besondere Gunst dieses Kaisers erwerben, so erklärte er sich freiwillig als Vasall der Krone Böhmen und war des Schutzes von daher fortan gewiß; drückten ihn Geldverlegenheiten, so fand er Karl IV. stets geneigt, ihm um solchen Preis daraus zu helfen; denn für solche Zwecke hatte der haushälterische Kaiser immer Geld genug. So waren z. B. das ganze heutige Sachsen bis an die Thore von Leipzig hin, und die jetzt bayerischen Länder im Norden der Donau bis jenseits Würzburg, gleichsam von böhmischen Inseln durchbrochen." —

Schon König Johann von Luxemburg, der Vater Karls, hatte den böhmischen Lehenhof außerhalb Böhmen zu erweitern gesucht. Denn am 20. Juni 1329 ist z. B. Graf Rudolph von Wertheim mit der Burg Königsheim (Chenicheim, jetzt im Großherzogthum Baden) belehnt und dadurch Vasall des Königs von Böhmen geworden. Aschbach Geschichte der Grafschaft Wertheim II. Bd. S. 85. vgl. Bd. I. S. 133.

Karl IV. selbst aber hat im ehemaligen Hochstifte Würzburg nachbenannte Erwerbungen gemacht:

1. Stadt Wertheim und Dorf Kreuzwertheim mit allem Zugehör, indem 4. Januar 1367 (oder 1362?) Graf Eberhard von Wertheim als böhmischer Lehenmann erklärt wurde. Der Lehenbrief bei Aschbach II. Bd. S. 115.

2. und 3. Heidingsfeld, am linken Mainufer oberhalb Würzburg — ebenso Mainbernheim, an der Straße nach Nürnberg unfern Kitzingen — beide Orte einst an Würzburg verpfändet, aber zum Besten der Krone Böhmen 1366 eingelös't. Urkunden bei Lünig, Cod. diplom. Germ. T. I. p. 1303—1306. Heidingsfeld wurde 1367 zur Stadt erhoben und mit Mauern umgeben, deren Thorwappen noch heute an die einstige böhmische Herrschaft erinnert. Mainbernheim erhielt Stadtrechte 1382.

4. Willanzheim (Willensheim), Dorf, eine Meile von Possensheim entfernt, gelangte 1363 durch Kauf an die Krone Böhmen. Lünig Cod. dipl. Germ. T. I. p. 1275.

5. Prichsenstadt (auch Briffen- oder Brichsendorf, Pripolis,) Stadt, anderthalb Meilen von Gerolzhofen entlegen, wurde erkauft von Karl IV. im Jahre 1366. Lünig Cod. dipl. I. 1310.

6. Michelfeld, einst Veste, nun Dörfchen im Landgerichte Marktsteft, erkauft von demselben Kaiser 1367. Lünig Cod. dipl. I. 1311.

7. Iphofen, Städtchen am südlichen Abhange des Schwanenberges — kam 20. August 1366 durch Kauf an Karl IV., und zwar gleichzeitig mit den Orten und Schlössern Schwanenberg, Neuenberg, Hohenburg und Bibert. Pelzel Regierungsgeschichte Karls II. Bd. S. 776 und Urkundenbuch S. 286 — wo indeß dieser Kauf nicht ganz richtig dargestellt erscheint.

8. Schwanenberg (Schwamberg) Schloß auf einem Vorsprunge des Steigerwaldes gelegen — deßgleichen

9. Neuenburg (Castrum Nuwenberg), bei Marktbibert — deßgleichen

10. Hohenburg, nun Homburg am Main — deßgleichen

11. Bibert oder Marktbibert, Ort an der Straße von Würzburg nach Nürnberg, fünf Stunden östlich von Kitzingen — alle vier Orte, wie gesagt, mit Iphofen 1366 erworben.

12. Frankenberg, Schloß, zwei Stunden von Neustadt an der Culm — von Ruprecht von der Pfalz, 29. Oktober 1853 an Karl IV. überlassen. Pelzels Karl, I. Bd. S. 374.

Diese zwölf Ortschaften und Schlösser (Schweinfurt keinesfalls, wie Denzinger beweis't) sind also vom Hochstifte Würzburg theils durch Kauf, theils durch Pfandschaft an die Krone Böhmen gekommen. Dieselben haben gegenwärtig zusammengenommen 18.155 Einwohner, und diese Zahl war zu Karls IV. Zeit kaum geringer.

Ferner erwarb Karl nachbenannte Böhmen näher gelegene Städte, Dörfer und Schlösser, im gegenwärtigen Kreise Oberpfalz und Regensburg zum Theil, zum Theil in Ober- und Mittelfranken gelegen:

13. Sulzbach, Stadt in der Oberpfalz.
14. Rosenberg in der Oberpfalz.
15. Hartenstein, Dorf mit Schloß in der Oberpfalz.
16. Neidstein, altadeliger Sitz, jetzt Hof in der Oberpfalz.
17. Turndorf in der Oberpfalz.
18. Hilpoltstein, Stadt mit Schloß in der Oberpfalz.
19. Hohenstein, Bergschloß und Dorf in Mittelfranken.
20. Lichteneck, altes Schloß, jetzt Einöde in Niederbayern.
21. Laufen, Stadt und Schloß in Mittelfranken. (Dorf Lauf?)
22. Eschenbach, Dorf in Oberfranken?
23. Hersbruk Stadt und Schloß in Mittelfranken — erworben vom Bischofe von Bamberg 1360 (Pelzels Karl, Urkundenbuch II. S. 267—272.)
24. Auerbach in Mittelfranken.
25. Velden, Stadt an der Pegnitz in Mittelfranken.
26. Pegnitz, Stadt in Oberfranken: deren bambergischen Antheil.
27. Plech, Markt in Oberfranken.
28. Hirschau, Stadt in der Oberpfalz — vom Herzoge Rudolph von der Pfalz 1353 erworben (Pelzels Karl, I. 374.)
29. Floß, Markt in der Oberpfalz, dann
30. Parkstein in der Oberpfalz*) — erworben 1353 von dem Burggrafen Johann und Albrecht von Nürnberg (Pelzel I. 377—378.) Sieh illustr. Chronik, II. Bd. S. 220. 225.
31. Werdeck, verfallenes Schloß bei Crailsheim — erworben von Ulrich von Brauneck (Pelzel I. 377).
32. Auerbach, Stadt in der Oberpfalz.
33. Raydenstein in Niederbayern — erworben an Rudolph von der Pfalz 1349 (Pelzel I. 126.)
34. Spieß, Schloß mit Dorf in Oberfranken — erworben von Heinrich vom Berge und Söhnen 1352 (Pelzel I. 356).
35. Böhmenstein, Schloß am Ursprung der Pegnitz bei Creussen — erworben vom Bischof von Bamberg 1358 (Pelzel II. 585).
36. Hirschberg, Schloß und Dorf in Mittelfranken — erworben von Friedrich von Meissen 1358 (Pelzel II. 592).
37. Rothenberg, Schloß in Mittelfranken — erworben von Heinrich von Wildenstein. Lünig Cod. dipl. I. 1219 (vgl. Pelzels Karl II. 617).
38. und 39. Heuchlingen und Weisenbach, Höfe zum Rothenberg gehörig.
40. Haydeck, mit Zugehör, Schloß und Stadt in der Oberpfalz — erworben von Friedrich von Haydeck 1360 (Pelzel II. 666).

*) Am 4. Dz. 1360 kaufte Kaiser Karl IV. die Besten Rosenstein, Lauterburg, die Städtchen Heubach und Aalen um 26.000 Pfund Heller von dem Grafen Ludwig von Oettingen, tauschte aber später Weiden und Parkstein gegen gedachte Orte ein, welche dem Reiche blieben, aber 1377 an den Grafen Eberhard von Würtemberg verpfändet wurden. Gottschalk Ritterburgen Deutschlands Bd. VI. S. 216, VII. 163.

41. Erlangen, damals Dorf, nun Stadt in Mittelfranken — erworben vom Bischof Leopold von Bamberg 1361. Regesta boica, T. IX. p. 51 (Pelzels Karl II. 307 und Urkundenbuch S. 282).

42. Hohenstein, Bergschloß mit Dorf in Mittelfranken.

Vorstehende zwei und vierzig Besitzungen, deren damalige Zugehörungen sich gar nicht mehr nachweisen lassen, sind es also, welche Karl IV., nebst den wenigen pfälzischen und den zwölf im Hochstifte Würzburg erworbenen, theils durch Kauf, theils pfandweise aus den ehemals fränkischen Landen der Krone Böhmen zugebracht hatte; obwohl viele nicht lange bei Böhmen geblieben sind. Zählt man die (jetzige) Einwohnerzahl derselben zusammen, so erhält man — die Stadt Erlangen abgerechnet — eine Summe von 34.322 Einwohner; was also mit Zuschlag der Würzburgischen Güter einen Gesammtgewinn von 42.487 Einwohnern ergibt! Und bedenkt man, daß ein großer Theil der Besitzungen in (nun theilweise allerdings ruinirten) Bergvesten und Schlössern bestand, welche bei allen politischen Vorfallenheiten als feste Haltpunkte dienen konnten: so muß man denselben eine nicht geringe Wichtigkeit, zumal für das XIV. Jahrhundert, beilegen.

Man hat bisher diesen mühevoll zu Stande gebrachten auswärtigen Erwerbungen gewöhnlich die Absicht untergelegt: es sei nämlich Kaiser Karls Wunsch gewesen, auf der Reise von Böhmen nach Frankfurt an eigenen oder lehenbaren Orten absteigen zu können *). Diese Behauptung ist auch in der That nicht ohne Anhaltspunkt. Denn in dem Lehenbriefe des Kaisers über Heidingsfeld (oben Nr. 2) vom 1. Januar 1364 (bei Lünig Cod. dipl. Germ. I. 1311) sagt Karl IV. unter Andern, er habe seinen Sohn Wenzeslaus mit dieser Stadt belehnt: „umb das ein jeglich Kunig zu Beheimb und die seinen, von seinen wegen Herberge haben mögen, von Behem zu Frankenfurt an dem Mayn zu reiten, wann es sich gebührt einen römischen Kunig zu kiesen, und auch zu reiten dahin zu andern Churfürsten und Herrn, zu kuniglichen und kaiserlichen Höfen, Parlement und Gespræche zu haben und des Reichs Sachen da zu teidigen etc."

Karl der IV. hielt also diesen Zweck bei seinen Erwerbungen vor, um dieselben durch irgend einen plausibeln, unverdächtigen Grund zu beschönigen. Allein angenommen, dieser Zweck sei der einzige gewesen, so brauchte der Kaiser nicht viele, weitläufige, oft aber auch beisammen liegende Erwerbungen, indem es genügte, einzelne Stationen zu haben, wo er und seine Nachfolger eine Herberge finden konnten. Zugegeben also, Karl habe den fraglichen Zweck gehabt, so war dies doch nicht sein einziger, wohl auch nicht sein Hauptzweck. Mit den vielen und großen Besitzungen außerhalb des Königreichs Böhmen — nämlich mit Luxemburg, Brandenburg, Schlesien und beziehungsweise Mähren — noch nicht zufrieden, wollte er auch von den übrigen deutschen Provinzen soviel an sich und sein Haus bringen, als unter den damaligen Verhältnissen nur immer möglich war. Die Zertrümmerung des früher einigen deutschen Reiches, welche damals einen so hohen Grad erreicht hatte, daß man in einer Tagreise oft das Land mehrerer Herren durchreisen

*) Aschbach Geschichte der Grafschaft Wertheim Bd. I. S. 152.

konnte, die vielen Besitzungen des Adels, die Geldnoth, in welcher sich zu jener Zeit die meisten Landesherren befanden und welcher sie bei dem schlechten Zustande der Finanzen nicht anders abhelfen konnten, als dadurch, daß sie von Denen, die Geld hatten, Geld aufnehmen und dagegen den Darleihern einzelne ihrer Besitzungen als Pfand bis zur Ablösung überließen, oder daß sie solche Besitzungen gar verkauften, bald auf immer, bald vorbehaltlich des Wiederkaufes, gaben viele Gelegenheiten zu Erwerbungen, wie sie Karl IV. liebte. Dazu kam noch, daß viele Besitzer von Allodialgütern ein bequemes Mittel, zu Geld zu gelangen, darin fanden, daß sie einen Theil ihrer Besitzungen um eine gewisse Summe verkauften und sich dann damit belehnen ließen. Andere fanden auch in dergleichen Veräußerungen ein gutes Mittel, sich bei dem seinen Lehenhof ausdehnen wollenden Kaiser in Gunst zu setzen und dadurch Privilegien aller Art zu erhalten.

Eines der vorzüglichsten Mittel, Geld zu bekommen, waren die Verpfändungen, deren sich vorzüglich die Kaiser besonders bei Reichsstädten und Reichsdörfern bedienten. Ob sich dabei die verpfändeten Unterthanen auch noch so schlecht befanden, indem die Pfandinhaber gewöhnlich ihren Vortheil durch Bedrückungen aller Art zu vergrößern suchten (wenn sie nicht gar dahin strebten, die verpfändeten Unterthanen um ihre Reichsunmittelbarkeit zu bringen), mochte darum die an Geldmangel leidenden Kaiser wenig bekümmern. Diesem Uebel zu entgehen, kauften sich die Verpfändeten oft aus eigenen Mitteln unter gewissen vortheilhaften Bedingungen los. Karl IV., sorglichst auf die Vergrößerung seines Hauses bedacht, suchte klug und mühselig alle diese Umstände zu benutzen und unterhielt fortwährend (so zu sagen) einen politischen Schacher, indem er da kaufte, dort Pfandschaften an sich brachte, oder freieigene Besitzungen sich zu Lehen tragen ließ. Gewann er auf diese Art auch nur vereinzelte Besitzungen, so lagen die letzteren doch in den am meisten an Böhmen grenzenden Provinzen des deutschen Reiches wie Inseln da, welche sich durch Alluvionen, d. h. durch fortgesetzte Erwerbungen, vergrößern und zuletzt Zusammenhang gewinnen, auf jeden Fall das Ansehen des böhmischen Reiches vergrößern, auch Haltpunkte, treu ergebene Anhänger und andere Vortheile gewähren konnten.

Hätte Karl IV. einen oder mehrere Nachfolger, die ihm an Talent und Energie gleich waren, gehabt, so musste Böhmen nach und nach so groß und mächtig werden, daß seinen Königen kein deutscher Reichsstand mehr gleichkam. Karl IV. fühlte wohl, daß er auf diese Art mehr auf sein eigenes Haus bedacht war, als auf das deutsche Reich, und daß es auffallen mochte, daß er bei seinen Erwerbungen seine kaiserliche Machtvollkommenheit benutzte, um denselben durch Privilegien aller Art eine größere Bedeutenheit zu geben, indem er aus Dörfern Städte machte, sie mit Marktgerechtigkeiten und anderen Freiheiten versah, und den erworbenen Lehenträgern seiner böhmischen Krone Wohlthaten aller Art zufließen ließ. Deßwegen entschuldigte er sich damit, daß er bemerkte, daß seine Erwerbungen für die Krone Böhmen dem Reiche nicht entfremdet würden, indem auch Böhmen zu dem Reiche gehöre und es gleichgiltig sei, ob sie diesem oder jenem Fürsten des Reiches zufielen. Wenn also neue Besitzungen zu Böhmen kamen, so äußerte sich der Kaiser dahin, daß dies dem Reiche keineswegs schaden könne, indem sie bei Böhmen,

einem ehrwürdigen Gliede des Reiches „mehr zu frum denn zu Schaden desselben verbleiben sollten.“

Pelzel zieht aus diesen Aeußerungen den Schluß, man könne an der Reinheit der kaiserlichen Absichten nicht zweifeln. Allein umgekehrt! Denn wenn Karl IV. sagte, es sei gleichviel, ob eine Besitzung von einem Reichsstande oder dem Kaiser selbst an Böhmen komme, indem sie beim Reiche bleibe, so klingt dies beinahe wie ein Spott — und wenn er sagte, es nütze dem Reiche, wenn ein so ehrwürdiges Glied desselben größer und mächtiger werde, so ist dies ganz gewiß unwahr. Denn durch die vielen Vergrößerungen des Königreichs Böhmen erlangte dasselbe eine solche Hausmacht, daß das politische Gleichgewicht der Glieder des deutschen Reiches aufgehoben wurde und Böhmen wenigstens auf immer die deutsche Krone für sich in Anspruch nehmen konnte. Karls Verfahren hätte sich vom deutschen Standpunkte aus nur dann rechtfertigen lassen, wenn es geeignet gewesen wäre, endlich zur Einheit des Reiches zu führen. Aber gerade diese Einheit hatte Karl IV. selbst schon früher durch die goldene Bulle für immer unmöglich gemacht. An die Herstellung dieser Einheit dachte er also keineswegs, wohl aber an eine systematische Vermehrung seiner Hausmacht, auf daß er sich das politische Uibergewicht in Deutschland und hiedurch den fortwährenden Besitz der deutschen Krone sichere.

Allerdings folgten Karl dem Vierten zwei Söhne — Wenzel und Sigmund — auf dem deutschen Throne nach; aber die vereinzelten Erwerbungen, welche der Vater auswärts gemacht hatte, wurden größtentheils schon unter seinem ersten Nachfolger verloren.

Alterthümer von Budin.

(Nach Leonard Mühlstein.)

Nach den täglichen Erfahrungen sollte man mit Recht glauben, daß die Beamten, in deren Verwaltungsbezirke alte Baudenkmäler liegen, aus Achtung für das Publikum, welches überall sich mißbilligend gegen Zerstörung ausspricht, und aus Besorgniß in einem Geschichtswerk nicht namentlich als Zerstörer angeführt zu werden, historisch-denkwürdige Trümmer, aus denen jeder Stein spricht — wenn selbst nicht erhalten, doch dabei wenigstens dem Zahn der Zeit und den Elementen nicht vorgreifen würden.

So billig diese Zumuthung und Anforderung auch sein mag, so wird dieselbe leider nicht überall beobachtet, realisirt. Referent, der ein trauriger Zeuge war, wie in den Jahren 1822 und 1823 die prächtigen Uiberreste der auf Grundlage einer Templerburg von Johann dem Jüngern Zbinko von Hasenburg erbauten Schlosses in der Stadt **Budin**, (vgl. Bd. I. S. 566), um die Kosten einer Bedachung zu ersparen, demolirt, und die herrlichen Quader- und Tragsteine der Erker zum Bau der Wirthschaftsgebäude verwendet wurden — mußte abermals bei einem späteren Besuche dieser Ruine mit Schmerz sehen, daß von jenem Theil dieses Schlosses, der von dem in den Jahren 1822 und 1823 verübten

Vandalismus noch verschont geblieben, und den Fürstlich Dietrichstein'schen Beamten bis zum Jahre 1830 zur Wohnung belassen worden, namentlich von dem Uiberreste des sehr hohen Thurmes einige Klafter von der Höhe abgenommen, und die Steine zur Ausbesserung der obrigkeitlichen Scheuern bei dem Meierhofe verwendet wurden. Ferner mußte sich Referent leider! überzeugen, daß die ehemalige Thorbrücke abgetragen, der innere Burggraben wegen Gewinnung von Gewölb- und Sockelsteinen verschüttet, und so der Umfang der inneren Burg ganz unkenntlich gemacht wurde.

Die Malereien und Abbildungen der Wappen in dem ehemaligen Rittersaale des noch stehenden Theils des Schlosses haben seit den wenigen Jahren, als den Referenten andere Dienstverhältnisse von der Stadt Budin entfernt hielten, durch Einwirkung der Elemente sehr viel gelitten, und es ist die höchste Zeit, daß von dem archäologischen Vereine Schritte eingeleitet werden, die Trümmer eines so denkwürdigen Schlosses des ausgestorbenen berühmten Geschlechtes der Zajicze, woselbst noch 1570 eine berühmte (der Hassenstein'schen gleichgeschätzte) Büchersammlung vorhanden war, und in welchem sich noch jetzt ausgezeichnete Steinmetzarbeiten an den Prachtfenstern und Fensterdekorationen befinden, von dem gänzlichen Untergange, der es bei den dortigen ökonomischen Gesinnungen ganz sicher bedroht, zu retten; hat doch der Thorwärter dieses Schlosses dem Referenten auf die Frage: „ob der Thurm noch weiter abgetragen werde", zur Antwort gegeben: „für jetzt nicht — bis wir wieder Steine brauchen."

Der unterste Raum dieses theilweise demolirten Thurmes, welcher als Weinkeller benützt wird, mag wohl früher zu einen Gefängniße gedient haben, indem nach der Angabe einiger Budiner Bürger mehrere Inschriften und Namen in den Sandstein der Wände eingekritzelt sein sollen, namentlich Kelch-Abbildungen, unter mehreren auch der Name Jan Hradetzky von Hradetz.

In den unterirdischen Räumen des noch bestehenden Theils des Schlosses, welche einigen Fleischhauern zur Aufbewahrung des Fleisches und als Eiskeller verpachtet sind, sah Referent in den Jahren 1835 und 1836 sehr viele Steine mit sehr künstlich en relief gearbeiteten Hasenbergischen und andern Wappen, theils in oblonger, theils in herzförmiger, Form; diese Wappenschilder zierten wahrscheinlich die Portale des in den Jahren 1822 und 1823 muthwillig zerstörten Schlosses.

Nebst diesen Wappenschildern sah Referent damals, im Jahre 1835, auch mehrere Bruchstücke von größeren Steinplatten; auf einer derselben war eingehauen:

Salomina prvni manzel: z ganovicz — das übrige ist abgeschlagen, dann auf einem andern Stein:

Anna Druh: manzelka z Lobkowicz; der weitere Theil ist ebenfalls abgeschlagen.

Wohl mögen mehrere derlei historisch-denkwürdige Steine zu Borstenvieh-Stallungen verwendet worden sein! (Geschrieben 1845.)

Das Strafgericht.

Rothenhauser Ueberlieferung.

1593.

Georg Popel von Lobkowitz gehörte bekanntlich zu Böhmens reichsten und angesehensten Baronen. Er besaß damals die Herrschaften Komotau, Lickzkau, Eidlitz, Libochowitz, und pfandweise auch Melnik; *) er stand als Obersthofmeister unter Rudolph II. in einer der höchsten Würden des Landes; besaß Geschäfts-Erfahrung nebst wissenschaftlicher Kenntniß, und war überhaupt ein Mann von schätzbaren Geistesgaben. Aber mit diesem Allem verband er auch einen sehr lebhaften Eifer für seine Religion, und wohl einen allzugroßen, und allzuoffenen Haß gegen alle diejenigen, die von seiner Glaubensmeinung abwichen. Dem Orden der Jesuiten war er äußerst hold, und hatte die Probe davon schon durch manigfaltige Wohlthaten abgelegt. **) Den Böhmischen Brüdern hingegen hatte er stracks zu Bunzlau, wo sie eine Druckerei und überhaupt eine vorzügliche Niederlassung besaßen, die Schulen zu sperren geboten. Jetzt machte er auf seinen neuerworbenen Herrschaften die für ihn sehr unangenehme Entdeckung, daß der bei weitem größere Theil der Einwohner — Protestanten waren. Dem vorzubeugen, die abgewichenen Schafe in den Schoß seiner Kirche zurückzuführen, hielt er für seine erste Pflicht; und die Mittel, die er dazu wählte, hatten wenigstens das Verdienst — sehr zweckmäßig zu sein. Denn der protestantische Prediger ward plötzlich des Nachts aufgehoben, und über das Lobkowitzische Gebiet gebracht; für die Jesuiten aber ward ein treffliches, reichbegabtes Collegium sogleich gebaut. Schon im August 1590 legte man den Grundstein; 1592 war es geendet; Doch erst im Junius 1593 geschah die Uebergabe. Mit Versprechung aller möglichen Huld auf einer Seite, mit Bedrohung höchster Ungnade auf der andern, begnügte man sich eine Weile. Als beides nur wenig ausgab, schritt man zu ernsteren Maßregeln. Ein Befehl der Herrschaft untersagte bei Beerdigungen der Protestanten alle kirchlichen Gebräuche, die Begleitung der Geistlichkeit, und vorzüglich das Läuten der Glocken.

Den Protestanten schien dieses, nach den herrschenden Ideen damaliger Zeit, ein gewaltiger Druck zu sein, der sie innigst schmerzte. Ein paar Leichnahme brachten sie mit stillem, doch merklichem Unmuthe zur Grabstätte. Doch als ein Bürger und eine Bürgersfrau zugleich (1593 den 30. Junius) beerdigt werden sollten, als der Zug schon ohne Gesang dem Gottesacker sich nahte, sprangen drei junge, rasche Männer schnell aus ihrer Ordnung, eilten auf den Glockenthurm, und — läuteten. Sie wurden zwar des andern Tages vor den Rath gefordert und verhaftet; doch gerade diese Verhaftung gab die Losung zu einem allgemein ausbrechenden

*) Er hatte auch Bürglitz einige Zeit unterpfändlich besessen; dann aber, mit Bewilligung der Landstände, gegen Melnik vertauscht.

**) Er schenkte ihnen das öde, von den Taboriten eingeäscherte Franziskanerkloster nächst der Kirche in Graupen, ferner Marienschein bei Graupen und das Patronat der Libochowitzer Dekanal-Kirche.

Aufstande. Eine zusammengerottete Menge begehrte mit Ungestüm die Erledigung der Gefangenen; und als solche eben zur besseren Verwahrung in die herrschaftliche Frohnfeste abgeführt werden sollten, fiel man über sie her, befreite dieselben, und führte sie mit Jubel und Jauchzen zum Thor hinaus. — Bei einigen bald darauf folgenden Beerdigungen läuteten die Protestanten ungescheut, und sprengten auch die Thüren des dieserwegen verschlossenen Glockenthurms.

Poppel von Lobkowitz, damals in Prag befindlich, erließ bei Vernehmung dieses Aufstandes sofort ein sehr ernstliches Schreiben an den Rath zu Komothau; gebot ihm diesem Unwesen sogleich Einhalt zu thun, und bedrohte die ganze Gemeinde mit den verderblichsten Folgen seiner Ungnade, wenn sie auf dem bisherigen Geleise fortfahre. Die Strafermahmahnung mußten herrschaftliche Beamte dem Rathe vor sämmtlicher, zusammenberufener Gemeinde vorlesen. Ja, als der Rath nun über die Rädelsführer Gericht halten wollte, von diesen aber, trotz geschehener Vorladung, kein einziger sich stellte, verhafteten die Lobkowitzischen Beamten den Magistrat selbst auf dem Schlosse; ließen drei ergriffene verdächtige Bürger in ein tiefes Gefängniß werfen, noch mehrere vorladen, und da sie ausblieben, sogar die inneren Stadtthore sperren, und durch einen Ausruf des Büttels allen Unterthanen ihres gnädigen Erbherrn befehlen, sich alsbald vor dem Schlosse zu stellen.

Dergleichen, gewiß nicht wohlberechnete Maasregeln, wirkten zwar, — nur nicht so, wie sie sollten. Die Bürger erschienen zahlreich genug, aber nicht vor dem Schlosse, sondern zuerst bei den versperrten Stadtthoren. Diese wurden bald aufgesperngt die Vorstädter vereinigten sich sofort mit den innwohnenden Bürgern. Waffen, wie der Zufal sie darbot, wurden ergriffen. Man stürmte nun gegen das Schloß; drohte und forderte mit lautem Geschrei Entlassung des Raths und jener drei verhafteten Bürger. Vergebens gaben jetzt die fürstlichen Beamten dem tobenden Schwarm die schönsten, freundlichsten Worte; vergebens entließen sie wirklich die Rathspersonen. Da sie mit den andern drei Gefangenen nicht Gleiches thaten, fiel der wüthende Haufen über das herrschaftliche Schloß selbst her; sprengte Thüren und Thore; machte einen allerdings beträchlichen Schaden, befreite die Verhafteten und zwang die Amtsleute, aus der Stadt zu fliehen. Noch mehr! da man allgemein die Jesuiten als die Haupttriebfedern aller Unduldsamkeit betrachtete, so zog eine beträchtliche Zahl von Bürgern förmlich gegen ihr Kollegium. Die erschrockenen Väter retteten sich zwar bei Zeiten, doch ihr Gebäude war äußerst gemißhandelt, ihre Bibliothek zerstreut, ihr Keller geplündert. Sie eilten dem Erbherrn zu, den sie in Libochowitz antrafen. Wie unglimpflich dieser an sich so harte Auftritt vollends im Munde solcher Erzähler klingen mochte, läßt sich leicht erachten. Auch entbrannte in den ersten Augenblicken Poppel Lobkowitz so sehr, daß er schwur, die ganze Stadt zu vernichten.

Doch nach einigen Tagen milderte sich sein anfänglicher Zorn ein wenig; und bei den Komothauern verflog der erste Rausch. Sie, die im Taumel schon alle Fesseln gesprengt zu haben glaubten, überlegten nun, was sie gethan hatten, und sahen die traurigen Folgen voraus. Bereit, sich vor ihrem Erbherrn zu demüthigen, schickten sie nicht nur eine flehende Bothschaft an ihn ab, sondern wandten sich sogar an den Kaiser selbst, daß er sie einer Fürsprache würdige. Diese Reue, und die wirklich erfolgte Für-

bitte des Monarchen stimmten Lobkowitz zu etwas linderen Gedanken. Er erklärte sich: ein Gastrecht möge entscheiden! Und mit Bewilligung des Kaisers wurden aus den vornehmsten Landes-Offizieren, Kämmerern, Räthen und Rechtsgelehrten dreizehn als Schiedsrichter erbeten.*) Ihr Tribunal sollte. — Rothenhaus sein.

Den 19. August 1593 versammelten sich diese Richter das erstemal allda, und trafen mit Lobkowitz über Form und Art vorläufige Abrede. Vorm Schlosse, unterhalb der steinernen Treppe, auf dem großen ebenen Platze, unter freiem Himmel wurden für die Angeklagten und die Zuschauer Schranken, für die Gastrichter ein leichtes bedecktes Gebäude zubereitet. Zweihundert wohlgerüstete Reiter, und eben so viel Fußvolk waren dem letzteren zum Schutz zugeordnet, sogar einige Kanonen wurden aufgepflanzt. Der Komothauer Rath erhielt Befehl, sich des andern Tags mit seinen Gemeindältesten, seinem bürgerlichen Ausschuß, hundert gemeinen Bürgern, und — allen Rädelsführern im Rothenhaus zu stellen.

Mit frühem Morgen erschien er. Alle geforderten stellten sich; doch jene Anführer waren fast sämmtlich entflohen. Nur zwei Bürger, zwei Handwerksbursche und ein Bauernknecht wurden als Rädelsführer in Ketten herbeigeschleppt. Aus der Nachbarschaft floß eine ungeheuere Menge von Menschen zusammen. Alle waren neugierig, was nach so großen, ernsten Anstalten geschehen werde. Die Gastrichter nahmen, als es ihnen gutdäuchte, ihre Plätze ein, und die Erklärung, mit deren Ablesung das Gericht begann, war feierlich genug. Man verglich in derselben das Verbrechen der Komothauer mit einem offenen Hochverrath. Man versicherte: sie hätten alle Leib und Leben verwirkt, und ihr ganzer Prozeß sei eigentlich — überflüssig. Doch damit sie ja nicht über Unrecht oder Uibereilung klagen könnten, wolle man noch ihre etwaige Entschuldigung anhören. Der Anwalt, den die Kommothauer mitgebracht hatten, übertrieb ebenfalls die Freimüthigkeit wahrlich nicht. Er bedingte sich vor allen Dingen: daß es ihm ja keinen Nachtheil bringe „aufrührerischen Unterthanen zu dienen;" er gestand, daß die Komothauer sich eines harten Vergehens schuldig, und einer schweren Strafe würdig gemacht hätten; aber er schilderte dann auch ihre wehmüthige Reue, und beschwor die Gastrichter nur um ihr — Fürwort, damit der Erbherr nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Milde verfahre. Seine Beredsamkeit rührte die Richter; sie versprachen dieses Fürwort wirklich; aber sie riethen auch der Gemeinde, ihrem Herren, der soeben am Schloßfenster sich zeigte, ihre Reue durch einen Fußfall zu erkennen zu geben.

Kaum hatten sie dieß gesagt, so stürzten Rath und Bürgerschaft, gleichsam auf einen Wink, zur Erde nieder. Mit emporgehobenen Händen,

*) Sie bestanden aus: Georg von Martinitz auf Smetschna, oberster Landsrichter — Joachim Nowohradsky von Kollowrat, Burggraf von Karlstein — Jaroslaw Liebsteinsky von Kolowrat, Landvogt der Niederlausitz — Johann von Schellenberg — Wenzel von Rziczan — Wilhelm Wostrowecz von Krokowicz, Königlichen Kammerprokurator — Wenzel Plesky Harzmansky von Sloupna, Königl. Hauptmann der Kleinseite — Heinrich Kapaun von Swogkow — Ladislaw Whinsky von Chinicz — Gothard Saar von Sarow — Johann Wrzezowecz von Wrzezowitz, Daniel, Prinz von Pauchau, und Heinrich von Pissnitz, Doktoren und Apellationsräthe. — Viele dieser Namen sind leider! verdorben.

mit Geschrei und Thränen flehten sie um Gnade; und es war ein Anblick, der wohl — Erbarmen verdient hätte. Doch Lobkowitz entfernte sich vom Fenster, und die zur Fürbitte bestimmten Gastrichter kamen mit der Antwort zurück: der Erbherr überlasse alles der schiedsrichterlichen Entscheidung. Die Gefangenen wurden daher nothdürftig verhört. Die Richter traten dann zusammen, und besprachen sich leise. In sichtlicher Todesangst schwebten die Komothauer. Auch den großen, weiten Kreis der zuschauenden Menge ergriff ein banges Mitleid. Eine fallende Feder, einen tiefern Odemzug hätte man jetzt weit gehört. Endlich ward jene Berathschlagung geschlossen, und das Urtheil gesprochen.

Es lautete strenge genug! Von jenen zwei gefesselten Bürgern hatte der eine gestanden, den Glockenthurm ausgesprengt und geläutet — der Andere die Trommel gerührt, und seine Mitbürger dadurch zum Sturm gegen das Jesuiten-Kollegium eingeladen zu haben. Beiden ward Hinrichtung mit dem Schwerte zuerkannt, und an beiden ward sie wenige Minuten nachher — denn schon hatte man dafür gesorgt, daß der Nachrichter nicht fehle! — auf dem Platze vollzogen; die zwei Handwerksburschen wurden, bis zur ferneren Untersuchung, ins Gefängniß zurückgebracht, und bloß der Bauer als unschuldig entlassen. Dem Rath und der Gemeinde ward auferlegt, alle Waffen abzuliefern, alle ihre Privilegien der Willkühr des Erbherrn einzureichen; die vertriebenen Priester und Amtsleute wieder einzusetzen, dem Jesuiten-Kollegium allen Schaden zu vergüten, und alle Rädelsführer binnen vier Wochen der gebührenden Strafe einzuliefern. Dann — dann erst, sollte ihr Frevel für ausgesehnt gelten. Demüthig dankten Bürgerschaft und Rath für dieses gnädige Urtheil; und flehten blos die Gastrichter noch um ein Fürwort an: daß sie ihrer Priviligien nicht verlustig würden. Man versprach es ihnen, und schied dann aus einander. Schon des andern Tages wurden alle Waffen und Dokumente ausgeliefert; die Jesuiten mit großem Gepränge wieder eingeführt, und dreizehntausend Gulden als eine Schadsloshaltung ihnen bewilligt. Kommothau fühlte lange, sehr lange die Schmerzen der ihm geschlagenen Wunden.

Ob wol der Mann, der so fest entschlossen vom Fenster sich entfernte, als eine ganze zahlreiche Gemeinde vor ihm auf die Knie niedersank, — ob wol dieser Mann sich die Möglichkeit denken mochte, daß er bald eben so ängstlich um Gnade flehen, und vor ein noch — strengeres Gericht gefordert werden könne!? Und doch, doch geschah es nur allzubald. Georg Poppels von Lobkowitz Geschichte gehört in jeden Betracht zu den seltsamsten Begebenheiten unter König Rudolph's II. Regierung. Alle gute Geschichtsschreiber, wenn sie auf diesen Punkt kommen, sind darüber einig: daß ihm — zu viel geschehen sei; aber auch Alle berühren sein Schicksal nur im Vorübergehen, sprechen vom Glücks-Umsturz und von dem traurigen Ende eines der reichsten, angesehensten böhmischen Barone — der überdieß noch wahrscheinlich schuldlos litt — kaum so lange, als man von Alltäglichkeiten zu sprechen pflegt. Befremdlich, doch nicht unerklärbar ist diese Kälte. Die Protestanten wollten vielleicht ihren Todfeind nicht in seinem Mißgeschick bedauern; die Katholiken nicht dem Monarchen allzuentschieden Unrecht geben. Bald kamen auch Zeiten, wo man über dem Unglück ganzer Länder das Schicksal einzelner Menschen vergessen hat.

Der Bartausraufer.

(Mährische Uiberlieferung.)

In den Zeiten der höchsten Macht und Blüthe Großmährens saß auf seinem goldenen Stuhl König Ratislaw und sah finstern Antlitzes dem Kampfspiele zu, in welchem ein riesiger Fremdling, aus Bulgarien gekommen, die Recken des kriegerischen Hofes nach einander übermüthig spottend herausforderte und vor seinen Augen erschlug. Der König litt wie bei einer verlornen Schlacht, und litt noch mehr durch den frechen Jubel der Bulgaren. Siehe, da drängte sich aus der Reihe der Knappen hervor ein kecker Jüngling, Saul mit Namen, beginnt den Kampf mit dem wilden Spötter, vergilt ihm doppelt alle Streiche und haut mit einem Hiebe ihm Knebelbart und die halbe Lippe herab, daß er bewußtlos zusammenstürzt. Der Jüngling sticht die Lippen auf einen Pfeil und überreicht Pfeil und Lippe dem König, der freundlich lächelnd, ihm zum Andenken gebrochener feindlicher Kraft und verstummten feindlichen Spottes, Pfeil und Lippe in seinen rothen Schild setzt und ihn für immer „den Bartausraufer" (Odrzifaus) zu nennen befiehlt. Alle großen slawischen Geschlechter in Pohlen, Schlesien, Böhmen, Mähren, Meissen, die einen Pfeil mit der Lippe im Wappen führen, rühmen sich des kühnen Sauls als ihres Stammherrn; in Böhmen die erlauchten Schwabensky, Bawory, Bechinie, Mraczek und Benessowsky; mit dem meisten Rechte die mährischen Häuser der mächtigen Krawarcze von Blumenau, der Daubrawitze und der Sedlnitzky von Choltitz.

Unermeßliche Hoffnungen gründete seitdem der König auf den Bartausraufer und grollte, als dieser und andere Feldherren nicht allezeit Siegesbothen aus den Feldzügen gegen die an Zahl überlegenen Deutschen an der Donau nach Hause senden konnten. Er zog sich demnach vom Hofe ganz zurück, und hörte bald in der Einsamkeit seiner Burg, der immer kriegende König sei gefangen, in der Zelle eines Regensburger Klosters am gebrochenen Herzen gestorben. Während der ganzen, bewegten Regierung Swatopluks wird des Bartausraufers nicht mehr erwähnt. Die Sage nennt seinen Namen erst wieder, als nach dieses großen Königs Tod die Ungarn das großmährische Reich zusammenwarfen, die Städte verbrannten und des bereits hundertjährigen Bartausraufers Burg Prerau in Flammen stand. Des greisen Helden jüngste Tochter, ein Wunder von Schöhnheit, schnellte ein Ungar zu sich aufs Roß, und flog, als würde er verfolgt, seiner Heimath zu, damit kein Behenderer ihm die köstliche Beute abjagen könne. In dem Walde, durch welchen er eilte, streifte ein edler Pohle, Peter von Radkow. Er hatte auf Seiten der Mährer gefochten, verstand der Jungfrau wehmüthige Geberden, und mit einem Hiebe, der schwer war von dem Unmuthe der verlornen Schlachten, streckte er den Ungar nieder. Mit dem bezaubernden Danke der Jungfrau schmeichelte sich Liebe in sein Herz. Die süße Pflicht, sie zu ihrem Vater zu begleiten, brachte ihm trauliche Gelegenheit, seine Liebe zu gestehen und die erröthende Jungfrau, von Dankbarkeit und des Ritters

sittigem Betragen besiegt, brach einen goldenen Ring entzwei, und gab ihm die Hälfte als Wahrzeichen ewigen Dankes und ewiger Liebe. Die Holde bedurfte der Ruhe, und während sie auf einem heimlichen Plätzchen, auf schwellendem Moose, überschattet von dichtem Gebüsche einschlief, betrachtete der Glückliche den goldnen Halbring und plötzlich fiel ihm ihr Reichthum und seine drückende Armuth ein. Schnell entschlossen warf er sich aufs Pferd, zurückzureiten, dem erschlagenen Ungar den schweren Schatz abzunehmen, den er früher hatte unbeachtet liegen lassen, und wieder da zu sein, noch ehe die süße Braut erwacht wäre. Allein sie erwachte und sah sich jammernd auf dem Waldplatze allein. Eben trabte frischen Schrittes den Weg einher, Bozeta, der anmuthige, kampflustige Sohn Wissebors, ein reicher Mährer, wohlbekannt dem Hause des Bartausraufers. Sie erzählte ihm ihre wunderbare Rettung, verschwieg aber verschämt den schnellen Bund ihres Herzens mit Peter von Radkow und seine grausame Flucht, und Bozetta führte sie zum silberhaarigen Vater, der beide, lauten Jubels in seiner vom Grause der Verwüstung wieder erstehenden Burg empfing, und dankerfüllt dem jugendlichen Retter, wie er Bozeta nannte, die Hand seiner schweigenden Tochter gab. Das schöne Paar schritt zur Vermählungsfeier, und tiefes Schweigen heiligte die fromme Handlung des Priesters, als ein unbekannter Ritter durch die Haufen des Volkes, durch den Kreis der Edlen sich drängte, gerade zu der Braut, sie fragend: „Kennst du diesen blutigen Wappenrock? Kennst du diesen goldnen Halbring? Liebst du Bozeta, so nimm ihn und nimm zurück den halben Ring; mich wird der Tod finden, wo ich ihn suche, in der Schlacht.“ — Weinend vor Freude umschlang die Holde ihren Geliebten, erzählte und pries vor der horchenden Menge ihren treuen Retter. Bozetta, edel zurücktretend, nicht beschämt, bath selbst den Bartausraufer, seinen Segen dem geprüften Paare zu geben. Es geschah. Peter von Radkow zog in seine Heimath mit der süßen Braut, baute die Stadt Kosteletz in Cujavien, nahm in sein Wappen den Pfeil mit der halben Lippe und den halben Ring und zur Helmzierde zwei, diesen theuern Ring festhaltende Hände. Er ist Ahnherr geworden der pohlnischen Geschlechter Sierakowsky, Diälinsky, Kudzensky, Kosteletzky, Ogaunsky, Pomalinsky.

Ein Urenkel des Bartausraufers, auch mit Namen Saul, führte (966) die böhmische Prinzessin Dobrowka dem Pohlen-Herzoge Mieczislaw als Braut zu. Saul selbst blieb in Pohlen, seit das Christenthum durch Dobrowka einer allseitigen Ausbreitung sich erfreute. Auch er wird für den Stammvater großer Häuser gehalten; von ihm stammen auch die heiligen Brüder Hyacinth und Czeslaw, welche König Ottokar I. von Böhmen seinem neugestifteten Dominikaner-Kloster vorsetzte.

Den bei den Sorben seßhaften Enkel des Enkels des Bartausraufers hält man für den eigentlichen Ahnherrn der Sedlinitzky. Er soll sich in dem größtentheils von Sorben bewohnten Meißnergebiethe, zwischen Grimma und Rochlitz, an der Zwickauer Mulde die Burg Colditz erbaut haben. Der erste urkundliche Choltitz war Heinrich, der mit dem Markgrafen Dietrich dem verwiesenen (1195) im heiligen Lande kämpfte ihm treulich beistand, als gegen seine Willkühr der meißnische Adel die Waffen ergriff und sie erst durch Leipzigs grausame Bestrafung erstreckt, niederlegte. Heinrichs Name steht als Zeuge der Schenkungen, welche

dieser Fürst den Abteyen Altzelle, Dobriluk und St. Thomas in Leipzig machte. Ein Thymo von Choltitz starb (1239) als Abt des reichen Benedictinerkloster Pegau an der Elster. — Drei Jahre später, als ausgesendet von den wilden Völkerjägern der goldnen Horde, die Mongolen wie Lavaströme über Rußland und Pohlen sich ergossen und bis Schlesien kamen, focht in der mörderischen Schlacht von Liegnitz ein Lassata von Cholti z, der Herrführer zahlreicher Pohlen und der von den benachbarten Fürsten aufgebothenen Bergknappen. Die Heeresfürsten waren gefallen, fast alle deutsche Ritter, die Rothkirch alle und zwei Wrbnas deckten die Wahlstatt; das Christenheer sollte durch die Lavine der Heiden völlig begraben werden; da sammelte Lassata die wenigen noch lebenden, warf sich in die Burg Liegnitz und ließ sich nicht zu einer neuen Schlacht verlocken, obwohl die Mongolen das Haupt des gefallenen schlesischen Herzogs auf eine Lanze steckten und höhnend und herausfordernd es herumtrugen. Lassata schützte in der Burg des Herzogs trauernde Familie, bis die rohen Feinde ermüdet und geschwächt durch Verluste, die die Belagerten ihnen unablässig beibrachten, abzogen, und die Gräuel der Verwüstung in die segensreichen Fluren der Hanna, in Arpads weites herrliches Reich trugen. Die Schlacht am Saso gab für Jahr und Tag das herrliche Ungarn in der Mongolen Hand. König Bela floh auf die Inseln Dalmatiens. — Kaum hielt Friedrichs des Streitbaren mächtige Rüstung die wilde Fluth zwischen Wien und Wienerisch-Neustadt auf, und Jaroslaw von Sternberg schlug den wilden Schwarm von Olmütz hinweg und errang gleich einem altrömischen Consularent die spolia opima von ihrem Heeresfürsten Petha, den er mit eigener Hand erschlug. — Der muthige Vertheidiger von Liegnitz blieb Castellan dieser Burg. Einer der sechs Söhne dieses Lassata soll, wie eine alte Familien-Uiberlieferung ergänzt, der Stammvater des in Pohlen und Schlesien heimischen Hauses Lassata oder Lessota sein.

Der Pilgrimsmord zu Glaz 1605.

Motto: Nolunt Glacenses dici, esseque gente Boëmi!
Numquid id e reliquis hæc quoque facta probant?

Es kamen zwei Pilgrime, der Nation Polen, des Standes vom Adel, mit Namen Adam Mankowski und Albertus Laski, die aus Andacht und gethanen Gelübden die heiligen Stellen der Apostel Petri und Pauli zu Rom besucht und geehrt haben, und nach Verrichtung ihrer Andacht sich wieder heimbegeben wollten, den 30. Oktober dieses laufenden Jahres gegen Glatz. Es war der Sonntag vor dem Feste Allerheiligen und in Erwägung des sonntäglichen Feiertags haben sie in Andacht, christlichem Gebote nach, Messe hören wollen, weil sie vernommen, daß zu Glatz auch katholische Kirchen sind. Demnach sie aber Niemand des Ortes berichtet, gingen sie aus Irrthum in die Pfarrkirche, dem Herrn Commendator Moschen zugehörig. Als sie aber gesehen, daß

der Prädikant, den sie für einen katholischen Priester angesehen, predige, wollten sie durch das Volk nicht dringen, sondern blieben nahe bei der Thür, doch in der Kirche drin, fielen auf ihre Knie, hoben ihre Hände auf, mit vorgehenden Kreuzeszeichen, und fingen an mit katholischer Andacht zu beten. Als nun hierauf nicht allein die Umstehenden sie angesehen, sondern auch die Weibspersonen aus Dürwitz ein Aufsehen gemacht, ist mit großem Gedränge das Volk zu allen drei Kirchenthüren aus der Kirche gelaufen. Weil aber ernannte Pilger diesen geschwinden, ungewöhnlichen Aufbruch gesehen, sind sie erschrocken aufgestanden und fortgegangen. Da hat sich alsbald der Stadtdiener und Scherge zu ihnen begeben und sie über den Kirchhof bis in die Kirchgasse begleitet. Als sie aber in die Kirchgasse gekommen, sind ihnen etliche Hundert von Manns- und Weibspersonen, Jung und Alt, haufenweise zugedrungen und haben sie erbärmlicher Weise mit Steinen geworfen, daneben ohne Unterlaß geschrieen und einander angehetzt, mit folgenden Worten: Schlagt sie todt, schlagt sie todt die Schelmen! In diesem Laufe begegneten ihnen auch zwei Weibspersonen, so ein Zuber voll Wasser getragen, welche beide den Zuber niedergesetzt und da hat die eine aus ihnen dem vornehmsten Pilger mit der Zuberstange einen so harten Schlag auf die Brust gegeben, daß der arme Pilger hat zur fallen müssen, wie dann der Schlag auch tödlich erkannt worden. So hat ihn auch die andere Weibsperson unbarmherziger Weise mit der Zuberstange geschlagen und geprügelt.

Als sie nun aus dem unnachläßlichen Steinwerfen und dem jämmerlichen Geschrei das feindliche Gemüth, sie zu ermorden, gemerkt, ist Adam Mankowski, dem man heftiger zugesetzt, weil er eines schwereren Leibes auch höheren Alters als der andere, und darum nicht also fliehen konnte, in eines Bürgers Haus gelaufen, allda er sich und sein Leben salviren wollen, aber keine Sicherheit finden können, sondern ist von den Inwohnern des Hauses wieder unmenschlicher Weise mit dem Geschrei: „Schlagt todt, schlagt todt!" ausgejagt und mehr als vormals mit Prügeln geschlagen, auch mit Steinen geworfen worden.

In dieser Gewalt ist aber sonderlich zu merken und zu erbarmen, daß, ungeachtet sie zu dreien unterschiedlichen Malen auf ihre Knie gefallen, und mit aufgehobenen Händen demüthiger Weise ganz erbärmlich um Barmherzigkeit auf Polnisch gebeten und gerufen, ja auch, weil sie der deutschen Sprache nicht kundig, einer von ihnen soviel ausgesprochen: „Bin ich doch auch ein Christ," sie dennoch bei den barbarischen Leuten nichts schaffen konnten, sondern die unmenschlichen, viehischen Herzen zu mehrer Grausamkeit bewegt, dermassen und also, daß ihnen auch hernach von dem Volke allerseits der Weg verendet worden. Auch als Mankowski auf einen empfangenen harten Steinwurf wieder zu Boden gefallen und wie ein frommer Christ dem allmächtigen Gott sich befohlen, mit diesen Worten: „Jesu, Fili David, miserere mei! (Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!)" ist einer aus dem Haufen gelaufen mit schwerem Prügel, hat denselben weiters hart und grausam geschlagen, mit den Schmachworten: „Du Schelm, rufest du jetzt und Jesum an; zuvor hast du nur Mariam angebetet," und dergleichen Blasphemien mehr. Hierauf als die frommen Leute bis an das Stadtthor gekommen, ward ihnen der Weg mehr als vormals abgerennt,

ihnen mit größerem Gedränge nachgeeilt, und auf Antrieb des rumorischen Volkes, so geschrien: „Macht zu, macht zu!" wird der Thorschlag fürgezogen. Sind also allda jämmerlich geschlagen, geworfen, von einem aber besonders, der mit beiden Füßen auf den Mankowski gesprungen, gräulich getretten worden.

Als sie aber vor die Stadt gekommen, ist ihnen das grimmige Volk bis zu der Ziegelscheuer, einen langen, fernen Weg mit Steinwerfen und großem Geschrei nachgeeilt, und allda bei der Ziegelscheuer ist dem Mankowski, welcher nachmals gestorben, sein Pilgersstab aus den Händen gerissen, und mit demselben das rechte Auge ausgeschlagen, auch sonst mit Schlägen erbärmlich zugesetzt worden.

Weil dann die guten, andächtigen Pilgrime gesehen, daß sie also dem Tod nicht entgehen könnten, haben sie in der größten Schwachheit noch einmal sich erhoben, und sind auf die Seite über das Feld gegangen, allwo sie ihre Gnaden des Herrn Kommandators Felizian von Mosch Grund und Boden ungefähr im Laufen erreicht, und aus Schwachheiten weiter nicht kommen konnten, indem der Adam Mankowski zu Boden gefallen, auch nicht mehr von derselben Stelle aufgestanden ist. Ist also allda geblieben, von Jedermann verlassen und verachtet, von 10 Uhr ungefähr bis auf zwei Uhr Abends, zu welcher Zeit etliche Katholische aus der Stadt, als sie den Fall gehört und erfahren, wo die frommen Leute anzutreffen, mit Vorwissen und Willen des Herrn Pater Rektors zu ihnen hinausgegangen sind, und den Mankowski in ein Gärtnerhäuslein zu Kalledorf unter der Jurisdiktion gemeldeten Herrn Commendators getragen haben, da er dann, obschon er etwas in der Wärme zu sich gekommen ist, doch kein Wort reden, auch kein anderes Glied hat rühren können, als allein den einen unbeschädigten Fuß. Hat also auch ein Märtyrer und Diener Christi, wegen des Exerzitiums der katholischen Religion in dem Gott wohlgefälligen Bußwerk der Peregrination, nach empfangenem heiligem Sakramente der letzten Oelung und angedeuteter Reue und Leid über seine begangenen Sünden, auch herzlicher Verzeihung aller ihm dießfalls zugefügten Injurien, nachdem er kürzlich vor diesem Unfall in Böhmen gebeichtet und das heilige Sakrament des Altars empfangen, seinen Geist und seine heilige Seele aufgegeben und Christo seinem Gott und Erlöser zugestellt. Der andere aber, Albertus Laski, ist noch zu Kalledorf, wartend, bis sein verstorbener Pilgergeselle zu Erde bestattet werde. Es ist aber das rasende Volk nicht zufrieden gewesen, die armen Leute zu steinigen und zu tödten, sondern haben auch ihre Pilgerstäbe, Agnus Dei und andere heilige Sachen, welche die Pilgrime mitzutragen pflegten, mit Gewalt genommen, zerbrochen, sie damit geschlagen, auch die Rosaria, daran sie gebetet, ihnen mit Macht aus den Händen gerissen, dieselben zerrissen, zerschnitten, und hernach unter sich getheilt.

Es ist auch während des Tumultes ein großes Geschrei und Ermahnen unter dem Volke gewesen, daß man in continenti mit den Jesuiten und allen Katholischen, weil sie eben bei dem Gottesdienste versammelt waren, auch also verfahren und dergleichen Friedbrüchige Gewaltthat üben sollte.

Der Rathspersonen, ungeachtet sie in der Kirche gewesen, den Auflauf und das Getümmel des Volkes gesehen und gehört, ist doch keiner weder Aeltester noch Jüngster, Größter noch Geringster aus der

Kirche gegangen, sich in diese Gewaltheit gelegt, oder aber das Volk abgemahnt, sondern sind in der Kirche verblieben, haben die Sache mit Stillschweigen übergangen, auch hernach den armen Beschädigten nicht nachgefragt, sondern dieselben elendiglich verlassen, wie sie dann auch in der Kälte verderben müssen, wenn nicht etliche katholische mit Vorwissen und Rathgebung des Herrn Peter Rektors der armen Leute sich angenommen hätten. Und ist diese unmenschliche Handlung geschehen gleich den dritten Tag hernach als auf allergnädigsten Befehl Ihrer Römisch-kaiserlichen Majestät in den Städten Habelschwerde, Winschelburg und Landeck katholische Priester haben sollen eingeführt werden. Es haben sich auch viele der Bürger mit besonderm Frohlocken dieser unmenschlichen That gerühmt wie denn auch dessen unverhindert von einem Rath der Ihrer Röm. kais. Maj. bannirten rebellischen „Trobauern" auf ihrem Jahrmarkt, in festo Simonis et Judae zu Glatz gewesen, freier Handel wäre vergönnt worden.

Die Beschädigung aber des ermordeten Mankowski ist gewesen nach Aussag katholischer Leute, die seine Person aus christlichem, brüderlichem Mitleiden besucht, wie folgt: Am rechten Schenkel drei Laschen, jede ein Glied lang, an der rechten Hand am Mittelfinger das vordere Glied entzwei und aufgeworfen, als wenn es mit Messern zerschnitten wäre, der rechte Arm, daran er den Stab getragen, ganz blau und braun mit Blut unterlaufen, den er auch nicht mehr bewegen konnte, welches ein Zeichen, daß er wird heftig darauf geprügelt und geschlagen worden sein. Auf der linken Hand eine aufgelaufene große Beule, welche aufgerissen wie ein Hühnerei, der Hals und das Genick gänzlich entzwei, das rechte Auge mit dem Pilgerstabe ausgeschlagen, eine Geschwulst mit Blut unterlaufen darüber ganz braun, so groß wie ein Ei, am Kopf eine Wunde ein Glied lang, dadurch die Hirnschale entzwei. Eine andere Wunde, auch ein Glied lang, bis auf die Hirnschale, die dritte Wunde auch bis auf die Hirnschale, die Haut über dem Kopfe also und dermassen zerbelt abgelöst, daß der Barbier mit einem Eisen, über einen guten Finger lang, hin und wieder zwischen Haut und Hirnschale hat fahren können.

Auf der Brust einen so großen Schlag braun und blau, wie ein Teller, der ganze Rücken über und über, von oben bis unten auf die Hüfte, und auf beiden Seiten, ganz geschwollen, aufgelaufen, braun und blau. Was aber inwendig des Leibes für Beschädigungen ist unbewußt; aber man hat glaubwürdigen Bericht, daß sie mit Füßen auf ihm gesprungen und zu unterschiedlichen Malen getreten haben.

Der noch lebende Albertus Lasti hat ein Loch im Kopf ein halbes Glied lang, und klagt sehr über den Rücken, von wegen der erlittenen Steinwürfe.

Altböhmische Miniaturbilder.

Auf die Miniaturen unserer einheimischen Pergamenthandschriften kann die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde des Vaterlandes nicht angelegentlich genug hingelenkt werden. Einer der Ersten, der mit diesem Kunstzweige sich (auf Anregung Hanka's) befasste, war der russische Reisende Alexander Popow, dessen Feder wir auch schon seit sieben Jahren eine schätzbare Abhandlung hierüber verdanken. *) Fast gleichzeitig sprach hierüber der gefeiertste Kunstforscher Deutschlands, Dr. G. F. Waagen in Berlin, **) der sich bei seinem längeren Aufenthalte zu Prag (1838) im vaterländischen Kunstfache trefflich orientirt hatte. Auch in neuester Zeit hat Waagen anerkannt (Berliner Kunstblatt, 1850), „daß sich die eigenthümliche Kunstanlage der Böhmen schon sehr früh geäußert habe" und daß die meisten altböhmischen Gemälde einen hervorragenden, von selbständiger Entwickelung zeugenden Charakter an sich tragen. Diese Behauptung sucht Waagen besonders durch die altböhmischen Miniaturen zu rechtfertigen, indem diese nach seiner Ansicht ungleich mehr geeignet seien, die Geschichte und Eigenthümlichkeit der altböhmischen Malerei kennen zu lernen, als die noch vorhandenen Wand- und Tafelgemälde.

Denn theils umfassen die Miniaturen einen Zeitraum vom XI. bis zur zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, während die bisher bekannt gewordenen größeren Gemälde sämmtlich etwa von 1350–1500 fallen möchten; sodann ist die Zeit der Miniaturen fast durchgängig sicher beglaubigt; endlich sind sie meist weder verdorben, noch auch ist ihr ursprünglicher Charakter durch Restaurationen entstellt ꝛc.

Was in den sogenannten „Grundzügen der böhmischen Alterthumskunde" (1845) S. 124—136 über unsere Bilderhandschriften gesagt ist, entbehrt gar zu sehr der Tiefe und Vorurtheilsfreiheit, als daß man ein Behagen daran finden könnte. Hingegen hat ein halb anonymer Kunstforscher (Dr. Sv—a) in einer Reihe von „Kunstbriefen" ***) soviel Neues und Schönes über die vaterländischen Miniaturen niedergelegt, daß wir uns veranlaßt sehen, das Wesentliche daraus hier zu einem Ganzen zu verketten. Der Berichterstatter beginnt mit den Miniaturen des Zbinko (Sbisco) von Trotina, den wir schon aus dem ersten Bande unserer Chronik (S. 151) dem Namen nach kennen.

Zollt man — sagt er — jetztblühenden Künstlern eine ehrende Anerkennung, so ist es nichts mehr als billig, wenn man es unternimmt, die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf Virtuosen in der Malerei hinzulenken, die der Vergangenheit angehören, besonders wenn ihre Namen in der Kunstgeschichte so zu sagen ungenannt sind. Zu diesen gehört der böhmische Maler Zbinko (böhm. Zbyšek) von Trotina, der zu jener Zeit

*) O starobylé české malbě, v XX. ročníku Časop. č. Mus. 1846, 26. Oktavseiten.

**) Blätter für literar. Unterhaltung, Leipzig 1846. Nro 84. 86.

***) Prager Zeitung 1852, Nro. 61. 72. 153.

lebte, wo Melnik zu seinen Reben, Karlsbad zum Cultus seines Sprudels und Prag zu seiner berühmten steinernen Brücke gelangte. Im böhmischen Museum befinden sich drei Pergamentmanuscripte, welche die Hand dieses Malers mit Miniaturen geziert hat. Der erste Codex ist das Mariale des ersten Erzbischofes von Prag, Ernst von Malowetz. Es enthält zwei Bilder, die etwa 3/4' hoch und 1/2' breit sind; sie haben die Darstellung Christi im Tempel und des Engels Gabriel Marienbothschaft zum Gegenstande; das erste Bild zeichnet sich durch seine richtige Zeichnung, seinen Geschmack in der Anordnung und durch sein frisches, warmes Colorit aus, von dessen Tönen man behaupten kann, daß sie zu lieblichen Accorden zusammenschmelzen. Im Hintergrunde des Bildes befindet sich ein gothischer Altar, auf dem drei Männerbüsten — roth in Roth gemalt — zu sehen sind, die wirklich wegen ihrer vollendeten Technik und delicaten Behandlung überraschen. Ihre Nettigkeit erinnert an die Randvignette der berühmten Eyck'schen Madonna im Wiener Belvedere. Das zweite Bild enthusiasmirt besonders durch den Liebreiz der Physiognomien; das Antlitz Mariens drückt eine solche Milde, Zartheit und innige Gottergebenheit aus, daß man von ihm schier behaupten könnte, es wolle einen schönen geistigen Frühlingsmorgen versinnlichen. — Nun werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Figur des Engels: sein Gewand hat einen schönen, weichen Faltenwurf, in welchem das Hinüberspielen des Lichtes in den Schatten und des Schattens in's Licht mit großer Meisterschaft behandelt ist; sein Gesicht ist ausdrucksvoll und man könnte sagen eines Engels vollkommen würdig. Der himmlische Bote trägt in seiner Hand ein Band, auf welches die Selbstgefälligkeit des Malers die Worte setzte: „Hoc Zbisco de Trolina p." — Man ist gewohnt, die altböhmische Malerschule des 14. Jahrhunderts für eine Filiale der altdeutschen zu halten; doch es genügt ein Blick auf die Miniaturen Zbyšeks, um einzusehen, daß in Böhmen zu Carls IV. Zeiten nach totaler Ueberwindung byzantinischer Starrheit und Geschmacklosigkeit sich die Malerei selbständig entwickelt hat und sich auf einem Culturgrade befand, auf dem die altdeutschen Meister jener Zeit nur zum Theile standen, die zudem einen ganz verschiedenen, dem altböhmischen Gemäldetypus geradezu entgegengesetzten, Charakter in ihren Bildern bekunden.

Der zweite Codex, der Miniaturen von Trotina enthält, trägt den Namen: Liber Viaticus domini Joannis de Novo Foro, der bekanntlich im Jahre 1360 Bischof in Leitomischl und deutscher Reichskanzler war; er gehörte der adeligen Familie der Středas (Streda) an. Gleich das erste Miniaturbild, das die Glorie des Salvator mundi darstellt, ist von einer rührenden Schönheit; wenn man das in heiterer Ruhe strahlende Gesicht Christi ansieht, so glaubt man unwillkürlich darin den sinnigen Spruch: „Gott ist alles Denkens Frieden" illustrirt zu finden. Besonders ist der Bart und das Haar mit einer bewundernswerthen, an's Mikroskopische grenzenden Feinheit ausgeführt. Die in den Zügen des Initialbuchstaben B, in der die Miniatur angebracht ist, befindlichen Engel — blau in blau — sind ein wahres Muster von Zartheit, Grazie und Geschmack; besonders meisterhaft ist die Draperie; — in gleichzeitigen deutschen Gemälden würde man eine ähnliche Vollkommenheit in der Gewandung vergeblich suchen; selbst der zwei Jahrhunderte später lebende Dürer [illegible]inen Faltenwürfen nicht aller Härte baar. Die andern Bilder stel[illegible]enstheils biblische Scenen dar, und lassen insgesammt die Pinsel-

fertigkeit Trotina's bewundern. In allen äußert sich eine solche Wärme des Gefühls, der „Gottesminne", daß man sie innige, in Farben ausgedrückte Gebete nennen könnte. Der Geist des Abenteuerlichen, der im Mittelalter eine so dramatische Rolle spielte, bekundet sich auch in den Arabesken des Liber Viaticus, die bald ein fabelhaftes Monstrum, bald Kämpfe mit Löwen und Drachen u. dgl. zum Vorwurf haben. In den Randvignetten sieht man stellenweise Mignonportraits von Gelehrten aus der Karolinischen Zeit, z. B. des Abts Neplach, Peters Hradecky, Sulko's von Wyssehrad, des Erzbischofs Očzko von Wlassim und A., von denen einige bei dem Verfasser des über Anregung Carls IV. arrangirten Lexicons „Bohemarius" betheiligt waren. Trotina hat auch in diese Galerie seiner berühmten Zeitgenossen mit liebenswürdiger Collegialität das Portrait des gleichzeitig mit ihm in Flor stehenden Malers Ventrosus (Petr Břuchatý) versetzt, dessen Miniaturen ein in der Schatzkammer der Sct. Veitskirche verwahrtes (und gleich zu besprechendes) Missale schmücken. Diese Portraits sind voll Ausdruck und der Ausdruck voll Kraft und Naturwahrheit; durch besondere Vollendung in den Conturen zeichnen sich namentlich die Scurzirungen der Köpfe aus. In der Composition äußert sich durchgehends eine reizende Naivität, die eben so gefällig im Gebiete der Malerei auftritt, wie auf dem Gebiete der Poesie der einfache, ungekünstelte Ideen- und Gefühlstypus der Nationallieder. Das Colorit trägt durchgehends eine wohlthuende Frische und erinnert an die leuchtende Farbenpracht spanischer Miniaturen aus dem 16. Jahrhundert, die sich in der Bibliothek zu Klosterneuburg befinden und von erheblichem Kunstwerth sind.

Das dritte Manuscript, ein Orationale des obengenannten Erzbischofs Ernst, enthält auch einige Miniaturen von Trotina's Hand, welche die erste Phase seiner künstlerischen Entwickelung zu repräsentiren scheinen und nicht so vorzüglich wie die eben Geschilderten sind.

In der Schatzkammer der St. Veitskirche befindet sich ein Missale des Prager Erzbischofs und Cardinals Očko von Wlaschim, das mit sechzehn äußerst anmuthigen Miniaturgemälden von dem vorhin genannten Peter Ventrosus (Břuchatý) geziert ist. Sie stellen beinahe durchgehends biblische Scenen dar und zeichnen sich ebenso durch Frische und zarte Behandlung der Farbe, als durch Naivität der Darstellungsweise aus. In diesem Missale befindet sich unter andern auch das Portrait des Erzbischofs Očko von Wlaschim, welches viel Aehnlichkeit mit dem Bildniß desselben Očko hat, das in der sogenannten ständischen Galerie ausgestellt und von Theodorich von Prag, dem „pictor ingeniosus", wie ihn Carl IV. nannte, gemalt ist. Außerdem befindet sich in der Schatzkammer der Domkirche eine Apokalypse aus dem 14. Jahrhundert mit phantastischen, die Mystik des Mittelalters scharf charakterisirenden Federzeichnungen von Wenzeslaus Dartur. — Auf dem Chor derselben Kirche finden wir auch ein Gesangbuch in großem Folioformat, welches im Jahre 1550 Joh. Taborský de monte Klokolina geschrieben und der Prager Bürger Fabian mit mehreren Bildern versehen hat, die reich an Figuren und mit Phantasieschwung componirt sind.

In der k. k. Prager Universitätsbibliothek verwahrt man ein Evangelistarium, welches im 12. Jahrhundert der Wyssehrader Kirche gehörte; die Bilder dieses „Codex Vyssehradensis" bekunden eine glückliche

mit Geschrei und Thränen flehten sie um Gnade; und es war ein Anblick, der wohl — Erbarmen verdient hätte. Doch Lobkowitz entfernte sich vom Fenster, und die zur Fürbitte bestimmten Gastrichter kamen mit der Antwort zurück: der Erbherr überlasse alles der schiedsrichterlichen Entscheidung. Die Gefangenen wurden daher nothdürftig verhört. Die Richter traten dann zusammen, und besprachen sich leise. In sichtlicher Todesangst schwebten die Komothauer. Auch den großen, weiten Kreis der zuschauenden Menge ergriff ein banges Mitleid. Eine fallende Feder, einen tiefern Odemzug hätte man jetzt weit gehört. Endlich ward jene Berathschlagung geschlossen, und das Urtheil gesprochen.

Es lautete strenge genug! Von jenen zwei gefesselten Bürgern hatte der eine gestanden, den Glockenthurm ausgesprengt und geläutet — der Andere die Trommel gerührt, und seine Mitbürger dadurch zum Sturm gegen das Jesuiten-Kollegium eingeladen zu haben. Beiden ward Hinrichtung mit dem Schwerte zuerkannt, und an beiden ward sie wenige Minuten nachher — denn schon hatte man dafür gesorgt, daß der Nachrichter nicht fehle! — auf dem Platze vollzogen; die zwei Handwerksburschen wurden, bis zur ferneren Untersuchung, ins Gefängniß zurückgebracht, und bloß der Bauer als unschuldig entlassen. Dem Rath und der Gemeinde ward auferlegt, alle Waffen abzuliefern, alle ihre Privilegien der Willkühr des Erbherrn einzureichen; die vertriebenen Priester und Amtsleute wieder einzusetzen, dem Jesuiten-Kollegium allen Schaden zu vergüten, und alle Rädelsführer binnen vier Wochen der gebührenden Strafe einzuliefern. Dann — dann erst, sollte ihr Frevel für ausgesehnt gelten. Demüthig dankten Bürgerschaft und Rath für dieses gnädige Urtheil; und flehten blos die Gastrichter noch um ein Fürwort an: daß sie ihrer Priviligien nicht verlustig würden. Man versprach es ihnen, und schied dann aus einander. Schon des andern Tages wurden alle Waffen und Dokumente ausgeliefert; die Jesuiten mit großem Gepränge wieder eingeführt, und dreizehntausend Gulden als eine Schadsloshaltung ihnen bewilligt. Kommothau fühlte lange, sehr lange die Schmerzen der ihm geschlagenen Wunden.

Ob wol der Mann, der so fest entschlossen vom Fenster sich entfernte, als eine ganze zahlreiche Gemeinde vor ihm auf die Knie niedersank, — ob wol dieser Mann sich die Möglichkeit denken mochte, daß er bald eben so ängstlich um Gnade flehen, und vor ein noch — strengeres Gericht gefordert werden könne!? Und doch, doch geschah es nur allzubald. Georg Poppels von Lobkowitz Geschichte gehört in jeden Betracht zu den seltsamsten Begebenheiten unter König Rudolph's II. Regierung. Alle gute Geschichtsschreiber, wenn sie auf diesen Punkt kommen, sind darüber einig: daß ihm — zu viel geschehen sei; aber auch Alle berühren sein Schicksal nur im Vorübergehen, sprechen vom Glücks-Umsturz und von dem traurigen Ende eines der reichsten, angesehensten böhmischen Barone — der überdieß noch wahrscheinlich schuldlos litt — kaum so lange, als man von Alltäglichkeiten zu sprechen pflegt. Befremdlich, doch nicht unerklärbar ist diese Kälte. Die Protestanten wollten vielleicht ihren Todfeind nicht in seinem Mißgeschick bedauern; die Katholiken nicht dem Monarchen allzuentschieden Unrecht geben. Bald kamen auch Zeiten, wo man über dem Unglück ganzer Länder das Schicksal einzelner Menschen vergessen hat.

Der Bartausraufer.

(Mährische Uiberlieferung.)

In den Zeiten der höchsten Macht und Blüthe Großmährens saß auf seinem goldenen Stuhl König Ratislaw und sah finstern Antlitzes dem Kampfspiele zu, in welchem ein riesiger Fremdling, aus Bulgarien gekommen, die Recken des kriegerischen Hofes nach einander übermüthig spottend herausforderte und vor seinen Augen erschlug. Der König litt wie bei einer verlornen Schlacht, und litt noch mehr durch den frechen Jubel der Bulgaren. Siehe, da drängte sich aus der Reihe der Knappen hervor ein kecker Jüngling, Saul mit Namen, beginnt den Kampf mit dem wilden Spötter, vergilt ihm doppelt alle Streiche und haut mit einem Hiebe ihm Knebelbart und die halbe Lippe herab, daß er bewußtlos zusammenstürzt. Der Jüngling sticht die Lippen auf einen Pfeil und überreicht Pfeil und Lippe dem König, der freundlich lächelnd, ihm zum Andenken gebrochener feindlicher Kraft und verstummten feindlichen Spottes, Pfeil und Lippe in seinen rothen Schild setzt und ihn für immer „den Bartausraufer" (Odrzisaus) zu nennen befiehlt. Alle großen slawischen Geschlechter in Pohlen, Schlesien, Böhmen, Mähren, Meissen, die einen Pfeil mit der Lippe im Wappen führen, rühmen sich des kühnen Sauls als ihres Stammherrn; in Böhmen die erlauchten Schwabensky, Bawory, Bechinie, Mraczek und Benessowsky; mit dem meisten Rechte die mährischen Häuser der mächtigen Krawarcze von Blumenau, der Daubrawitze und der Sedlnitzky von Choltitz.

Unermeßliche Hoffnungen gründete seitdem der König auf den Bartausraufer und grollte, als dieser und andere Feldherren nicht allezeit Siegesbothen aus den Feldzügen gegen die an Zahl überlegenen Deutschen an der Donau nach Hause senden konnten. Er zog sich demnach vom Hofe ganz zurück, und hörte bald in der Einsamkeit seiner Burg, der immer kriegende König sei gefangen, in der Zelle eines Regensburger Klosters am gebrochenen Herzen gestorben. Während der ganzen, bewegten Regierung Swatopluks wird des Bartausraufers nicht mehr erwähnt. Die Sage nennt seinen Namen erst wieder, als nach dieses großen Königs Tod die Ungarn das großmährische Reich zusammenwarfen, die Städte verbrannten und des bereits hundertjährigen Bartausraufers Burg Prerau in Flammen stand. Des greisen Helden jüngste Tochter, ein Wunder von Schöhnheit, schnellte ein Ungar zu sich aufs Roß, und flog, als würde er verfolgt, seiner Heimath zu, damit kein Behenderer ihm die köstliche Beute abjagen könne. In dem Walde, durch welchen er eilte, streifte ein edler Pohle, Peter von Radkow. Er hatte auf Seiten der Mährer gefochten, verstand der Jungfrau wehmüthige Geberden, und mit einem Hiebe, der schwer war von dem Unmuthe der verlornen Schlachten, streckte er den Ungar nieder. Mit dem bezaubernden Danke der Jungfrau schmeichelte sich Liebe in sein Herz. Die süße Pflicht, sie zu ihrem Vater zu begleiten, brachte ihm trauliche Gelegenheit, seine Liebe zu gestehen und die erröthende Jungfrau, von Dankbarkeit und des Ritters

sittigem Betragen besiegt, brach einen goldenen Ring entzwei, und gab ihm die Hälfte als Wahrzeichen ewigen Dankes und ewiger Liebe. Die Holde bedurfte der Ruhe, und während sie auf einem heimlichen Plätzchen, auf schwellendem Moose, überschattet von dichtem Gebüsche einschlief, betrachtete der Glückliche den goldnen Halbring und plötzlich fiel ihm ihr Reichthum und seine drückende Armuth ein. Schnell entschlossen warf er sich aufs Pferd, zurückzureiten, dem erschlagenen Ungar den schweren Schatz abzunehmen, den er früher hatte unbeachtet liegen lassen, und wieder da zu sein, noch ehe die süße Braut erwacht wäre. Allein sie erwachte und sah sich jammernd auf dem Waldplatze allein. Eben trabte frischen Schrittes den Weg einher, Bozeta, der anmuthige, kampflustige Sohn Wissebors, ein reicher Mährer, wohlbekannt dem Hause des Bartausraufers. Sie erzählte ihm ihre wunderbare Rettung, verschwieg aber verschämt den schnellen Bund ihres Herzens mit Peter von Radkow und seine grausame Flucht, und Bozetta führte sie zum silberhaarigen Vater, der beide, lauten Jubels in seiner vom Grause der Verwüstung wieder erstehenden Burg empfing, und dankerfüllt dem jugendlichen Retter, wie er Bozeta nannte, die Hand seiner schweigenden Tochter gab. Das schöne Paar schritt zur Vermählungsfeier, und tiefes Schweigen heiligte die fromme Handlung des Priesters, als ein unbekannter Ritter durch die Haufen des Volkes, durch den Kreis der Edlen sich drängte, gerade zu der Braut, sie fragend: „Kennst du diesen blutigen Wappenrock? Kennst du diesen goldnen Halbring? Liebst du Bozeta, so nimm ihn und nimm zurück den halben Ring; mich wird der Tod finden, wo ich ihn suche, in der Schlacht.“ — Weinend vor Freude umschlang die Holde ihren Geliebten, erzählte und pries vor der horchenden Menge ihren treuen Retter. Bozetta, edel zurücktretend, nicht beschämt, bath selbst den Bartausraufer, seinen Segen dem geprüften Paare zu geben. Es geschah. Peter von Radkow zog in seine Heimath mit der süßen Braut, baute die Stadt Kosteletz in Cujavien, nahm in sein Wappen den Pfeil mit der halben Lippe und den halben Ring und zur Helmzierde zwei, diesen theuern Ring festhaltende Hände. Er ist Ahnherr geworden der pohlnischen Geschlechter Sierakowsky, Diälinsky, Kudzensky, Kosteletzky, Ogaunsky, Pomalinsky.

Ein Urenkel des Bartausraufers, auch mit Namen Saul, führte (966) die böhmische Prinzessin Dobrowka dem Pohlen-Herzoge Mieczislaw als Braut zu. Saul selbst blieb in Pohlen, seit das Christenthum durch Dobrowka einer allseitigen Ausbreitung sich erfreute. Auch er wird für den Stammvater großer Häuser gehalten; von ihm stammen auch die heiligen Brüder Hyacinth und Czeslaw, welche König Ottokar I. von Böhmen seinem neugestifteten Dominikaner-Kloster vorsetzte.

Den bei den Sorben seßhaften Enkel des Enkels des Bartausraufers hält man für den eigentlichen Ahnherrn der Sedlinitzky. Er soll sich in dem größtentheils von Sorben bewohnten Meißnergebiethe, zwischen Grimma und Rochlitz, an der Zwickauer Mulde die Burg Colditz erbaut haben. Der erste urkundliche Cholitz war Heinrich, der mit dem Markgrafen Dietrich dem verwiesenen (1195) im heiligen Lande kämpfte ihm treulich beistand, als gegen seine Willkühr der meißnische Adel die Waffen ergriff und sie erst durch Leipzigs grausame Bestrafung erstreckt, niederlegte. Heinrichs Name steht als Zeuge der Schenkungen, welche

dieser Fürst den Abteyen Altzelle, Dobriluk und St. Thomas in Leipzig machte. Ein Thymo von Cholitz starb (1239) als Abt des reichen Benedictinerkloster Pegau an der Elster. — Drei Jahre später, als ausgesendet von den wilden Völkerjägern der goldnen Horde, die Mongolen wie Lavaströme über Rußland und Pohlen sich ergossen und bis Schlesien kamen, focht in der mörderischen Schlacht von Liegnitz ein Lassata von Choltitz, der Herrführer zahlreicher Pohlen und der von den benachbarten Fürsten aufgebothenen Bergknappen. Die Heeresfürsten waren gefallen, fast alle deutsche Ritter, die Rothkirch alle und zwei Wrbnas deckten die Wahlstatt; das Christenheer sollte durch die Lavine der Heiden völlig begraben werden; da sammelte Lassata die wenigen noch lebenden, warf sich in die Burg Liegnitz und ließ sich nicht zu einer neuen Schlacht verlocken, obwohl die Mongolen das Haupt des gefallenen schlesischen Herzogs auf eine Lanze steckten und höhnend und herausfordernd es herumtrugen. Lassata schützte in der Burg des Herzogs trauernde Familie, bis die rohen Feinde ermüdet und geschwächt durch Verluste, die die Belagerten ihnen unablässig beibrachten, abzogen, und die Gräuel der Verwüstung in die segensreichen Fluren der Hanna, in Arpads weites herrliches Reich trugen. Die Schlacht am Sajo gab für Jahr und Tag das herrliche Ungarn in der Mongolen Hand. König Bela floh auf die Inseln Dalmatiens. — Kaum hielt Friedrichs des Streitbaren mächtige Rüstung die wilde Fluth zwischen Wien und Wienerisch-Neustadt auf, und Jaroslaw von Sternberg schlug den wilden Schwarm von Olmütz hinweg und errang gleich einem altrömischen Consularent die spolia opima von ihrem Heeresfürsten Petha, den er mit eigener Hand erschlug. — Der muthige Vertheidiger von Liegnitz blieb Castellan dieser Burg. Einer der sechs Söhne dieses Lassata soll, wie eine alte Familien-Uiberlieferung ergänzt, der Stammvater des in Pohlen und Schlesien heimischen Hauses Lassata oder Lessota sein.

Der Pilgrimsmord zu Glaz 1605.

Motto: Nolunt Glacenses dici, esseque gente Boëmi!
Numquid id e reliquis hæc quoque facta probant?

Es kamen zwei Pilgrime, der Nation Polen, des Standes vom Adel, mit Namen Adam Mankowski und Albertus Laski, die aus Andacht und gethanen Gelübden die heiligen Stellen der Apostel Petri und Pauli zu Rom besucht und geehrt haben, und nach Verrichtung ihrer Andacht sich wieder heimbegeben wollten, den 30. Oktober dieses laufenden Jahres gegen Glatz. Es war der Sonntag vor dem Feste Allerheiligen und in Erwägung des sonntäglichen Feiertags haben sie in Andacht, christlichem Gebote nach, Messe hören wollen, weil sie vernommen, daß zu Glatz auch katholische Kirchen sind. Demnach sie aber Niemand des Ortes berichtet, gingen sie aus Irrthum in die Pfarrkirche, dem Herrn Commendator Moschen zugehörig. Als sie aber gesehen, daß

der Prädikant, den sie für einen katholischen Priester angesehen, predige, wollten sie durch das Volk nicht bringen, sondern blieben nahe bei der Thür, doch in der Kirche drin, fielen auf ihre Knie, hoben ihre Hände auf, mit vorgehenden Kreuzeszeichen, und fingen an mit katholischer Andacht zu beten. Als nun hierauf nicht allein die Umstehenden sie angesehen, sondern auch die Weibspersonen aus Dürwitz ein Aufstehen gemacht, ist mit großem Gedränge das Volk zu allen drei Kirchenthüren aus der Kirche gelaufen. Weil aber ernannte Pilger diesen geschwinden, ungewöhnlichen Aufbruch gesehen, sind sie erschrocken aufgestanden und fortgegangen. Da hat sich alsbald der Stadtdiener und Scherge zu ihnen begeben und sie über den Kirchhof bis in die Kirchgasse begleitet. Als sie aber in die Kirchgasse gekommen, sind ihnen etliche Hundert von Manns- und Weibspersonen, Jung und Alt, haufenweise zugedrungen und haben sie erbärmlicher Weise mit Steinen geworfen, daneben ohne Unterlaß geschrieen und einander angehetzt, mit folgenden Worten: Schlagt sie todt, schlagt sie todt die Schelmen! In diesem Laufe begegneten ihnen auch zwei Weibspersonen, so ein Zuber voll Wasser getragen, welche beide den Zuber niedergesetzt und da hat die eine aus ihnen dem vornehmsten Pilger mit der Zuberstange einen so harten Schlag auf die Brust gegeben, daß der arme Pilger hat zur fallen müssen, wie dann der Schlag auch tödlich erkannt worden. So hat ihn auch die andere Weibsperson unbarmherziger Weise mit der Zuberstange geschlagen und geprügelt.

Als sie nun aus dem unnachläßlichen Steinwerfen und dem jämmerlichen Geschrei das feindliche Gemüth, sie zu ermorden, gemerkt, ist Adam Mankowski, dem man heftiger zugesetzt, weil er eines schwereren Leibes auch höheren Alters als der andere, und darum nicht also fliehen konnte, in eines Bürgers Haus gelaufen, allda er sich und sein Leben salviren wollen, aber keine Sicherheit finden können, sondern ist von den Inwohnern des Hauses wieder unmenschlicher Weise mit dem Geschrei: „Schlagt todt, schlagt todt!" ausgejagt und mehr als vormals mit Prügeln geschlagen, auch mit Steinen geworfen worden.

In dieser Gewalt ist aber sonderlich zu merken und zu erbarmen, daß, ungeachtet sie zu dreien unterschiedlichen Malen auf ihre Knie gefallen, und mit aufgehobenen Händen demüthiger Weise ganz erbärmlich um Barmherzigkeit auf Polnisch gebeten und gerufen, ja auch, weil sie der deutschen Sprache nicht kundig, einer von ihnen soviel ausgesprochen: „Bin ich doch auch ein Christ," sie dennoch bei den barbarischen Leuten nichts schaffen konnten, sondern die unmenschlichen, viehischen Herzen zu mehrer Grausamkeit bewegt, dermassen und also, daß ihnen auch hernach von dem Volke allerseits der Weg verendet worden. Auch als Mankowski auf einen empfangenen harten Steinwurf wieder zu Boden gefallen und wie ein frommer Christ dem allmächtigen Gott sich befohlen, mit diesen Worten: „Jesu, Fili David, miserere mei! (Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!)" ist einer aus dem Haufen gelaufen mit schwerem Prügel, hat denselben weiters hart und grausam geschlagen, mit den Schmachworten: „Du Schelm, rufest du jetzt und Jesum an; zuvor hast du nur Mariam angebetet," und dergleichen Blasphemien mehr. Hierauf als die frommen Leute bis an das Stadtthor gekommen, ward ihnen der Weg mehr als vormals abgerennt,

ihnen mit größerem Gedränge nachgeeilt, und auf Antrieb des rumorischen Volkes, so geschrien: „Macht zu, macht zu!" wird der Thorschlag fürgezogen. Sind also allda jämmerlich geschlagen, geworfen, von einem aber besonders, der mit beiden Füßen auf den Mankowski gesprungen, gräulich getretten worden.

Als sie aber vor die Stadt gekommen, ist ihnen das grimmige Volk bis zu der Ziegelscheuer, einen langen, fernen Weg mit Steinwerfen und großem Geschrei nachgeeilt, und allda bei der Ziegelscheuer ist dem Mankowski, welcher nachmals gestorben, sein Pilgersstab aus den Händen gerissen, und mit demselben das rechte Auge ausgeschlagen, auch sonst mit Schlägen erbärmlich zugesetzt worden.

Weil dann die guten, andächtigen Pilgrime gesehen, daß sie also dem Tod nicht entgehen könnten, haben sie in der größten Schwachheit noch einmal sich erhoben, und sind auf die Seite über das Feld gegangen, allwo sie ihre Gnaden des Herrn Kommandators Felizian von Mosch Grund und Boden ungefähr im Laufen erreicht, und aus Schwachheiten weiter nicht kommen konnten, indem der Adam Mankowski zu Boden gefallen, auch nicht mehr von derselben Stelle aufgestanden ist. Ist also allda geblieben, von Jedermann verlassen und verachtet, von 10 Uhr ungefähr bis auf zwei Uhr Abends, zu welcher Zeit etliche Katholische aus der Stadt, als sie den Fall gehört und erfahren, wo die frommen Leute anzutreffen, mit Vorwissen und Willen des Herrn Pater Rektors zu ihnen hinausgegangen sind, und den Mankowski in ein Gärtnerhäuslein zu Kalledorf unter der Jurisdiktion gemeldeten Herrn Commendators getragen haben, da er dann, obschon er etwas in der Wärme zu sich gekommen ist, doch kein Wort reden, auch kein anderes Glied hat rühren können, als allein den einen unbeschädigten Fuß. Hat also auch ein Märtyrer und Diener Christi, wegen des Exerzitiums der katholischen Religion in dem Gott wohlgefälligen Bußwerk der Peregrination, nach empfangenem heiligem Sakramente der letzten Oelung und angedeuteter Reue und Leid über seine begangenen Sünden, auch herzlicher Verzeihung aller ihm dießfalls zugefügten Injurien, nachdem er kürzlich vor diesem Unfall in Böhmen gebeichtet und das heilige Sakrament des Altars empfangen, seinen Geist und seine heilige Seele aufgegeben und Christo seinem Gott und Erlöser zugestellt. Der andere aber, Albertus Laski, ist noch zu Kalledorf, wartend, bis sein verstorbener Pilgergeselle zu Erde bestattet werde. Es ist aber das rasende Volk nicht zufrieden gewesen, die armen Leute zu steinigen und zu tödten, sondern haben auch ihre Pilgerstäbe, Agnus Dei und andere heilige Sachen, welche die Pilgrime mitzutragen pflegten, mit Gewalt genommen, zerbrochen, sie damit geschlagen, auch die Rosaria, daran sie gebetet, ihnen mit Macht aus den Händen gerissen, dieselben zerrissen, zerschnitten, und hernach unter sich getheilt.

Es ist auch während des Tumultes ein großes Geschrei und Ermahnen unter dem Volke gewesen, daß man in continenti mit den Jesuiten und allen Katholischen, weil sie eben bei dem Gottesdienste versammelt waren, auch also verfahren und dergleichen Friedbrüchige Gewaltthat üben sollte.

Der Rathspersonen, ungeachtet sie in der Kirche gewesen, den Auflauf und das Getümmel des Volkes gesehen und gehört, ist doch keiner weder Aeltester noch Jüngster, Größter noch Geringster aus der

Kirche gegangen, sich in diese Gewaltheit gelegt, oder aber das Volk abgemahnt, sondert sind in der Kirche verblieben, haben die Sache mit Stillschweigen übergangen, auch hernach den armen Beschädigten nicht nachgefragt, sondern dieselben elendiglich verlassen, wie sie dann auch in der Kälte verderben müssen, wenn nicht etliche katholische mit Vorwissen und Rathgebung des Herrn Peter Rektors der armen Leute sich angenommen hätten. Und ist diese unmenschliche Handlung geschehen gleich den dritten Tag hernach als auf allergnädigsten Befehl Ihrer Römisch-kaiserlichen Majestät in den Städten Habelschwerde, Winschelburg und Landeck katholische Priester haben sollen eingeführt werden. Es haben sich auch viele der Bürger mit besonderm Frohlocken dieser unmenschlichen That gerühmt wie denn auch dessen unverhindert von einem Rath der Ihrer Röm. kais. Maj. bannirten rebellischen „Trobauern" auf ihrem Jahrmarkt, in festo Simonis et Judae zu Glatz gewesen, freier Handel wäre vergönnt worden.

Die Beschädigung aber des ermordeten Mankowski ist gewesen nach Aussag katholischer Leute, die seine Person aus christlichem, brüderlichem Mitleiden besucht, wie folgt: Am rechten Schenkel drei Laschen, jede ein Glied lang, an der rechten Hand am Mittelfinger das vordere Glied entzwei und aufgeworfen, als wenn es mit Messern zerschnitten wäre, der rechte Arm, daran er den Stab getragen, ganz blau und braun mit Blut unterlaufen, den er auch nicht mehr bewegen konnte, welches ein Zeichen, daß er wird heftig darauf geprügelt und geschlagen worden sein. Auf der linken Hand eine aufgelaufene große Beule, welche aufgerissen wie ein Hühnerei, der Hals und das Genick gänzlich entzwei, das rechte Auge mit dem Pilgerstabe ausgeschlagen, eine Geschwulst mit Blut unterlaufen darüber ganz braun, so groß wie ein Ei, am Kopf eine Wunde ein Glied lang, dadurch die Hirnschale entzwei. Eine andere Wunde, auch ein Glied lang, bis auf die Hirnschale, die dritte Wunde auch bis auf die Hirnschale, die Haut über dem Kopfe also und dermassen zerbelt abgelöst, daß der Barbier mit einem Eisen, über einen guten Finger lang, hin und wieder zwischen Haut und Hirnschale hat fahren können.

Auf der Brust einen so großen Schlag braun und blau, wie ein Teller, der ganze Rücken über und über, von oben bis unten auf die Hüfte, und auf beiden Seiten, ganz geschwollen, aufgelaufen, braun und blau. Was aber inwendig des Leibes für Beschädigungen ist unbewußt; aber man hat glaubwürdigen Bericht, daß sie mit Füßen auf ihm gesprungen und zu unterschiedlichen Malen getreten haben.

Der noch lebende Albertus Laski hat ein Loch im Kopf ein halbes Glied lang, und klagt sehr über den Rücken, von wegen der erlittenen Steinwürfe.

Altböhmische Miniaturbilder.

Auf die Miniaturen unserer einheimischen Pergamenthandschriften kann die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde des Vaterlandes nicht angelegentlich genug hingelenkt werden. Einer der Ersten, der mit diesem Kunstzweige sich (auf Anregung Hanka's) befasste, war der russische Reisende Alexander Popow, dessen Feder wir auch schon seit sieben Jahren eine schätzbare Abhandlung hierüber verdanken. *) Fast gleichzeitig sprach hierüber der gefeierteste Kunstforscher Deutschlands, Dr. G. F. Waagen in Berlin, **) der sich bei seinem längeren Aufenthalte zu Prag (1838) im vaterländischen Kunstfache trefflich orientirt hatte. Auch in neuester Zeit hat Waagen anerkannt (Berliner Kunstblatt, 1850), „daß sich die eigenthümliche Kunstanlage der Böhmen schon sehr früh geäußert habe" und daß die meisten altböhmischen Gemälde einen hervorragenden, von selbständiger Entwickelung zeugenden Charakter an sich tragen. Diese Behauptung sucht Waagen besonders durch die altböhmischen Miniaturen zu rechtfertigen, indem diese nach seiner Ansicht ungleich mehr geeignet seien, die Geschichte und Eigenthümlichkeit der altböhmischen Malerei kennen zu lernen, als die noch vorhandenen Wand- und Tafelgemälde.

Denn theils umfassen die Miniaturen einen Zeitraum vom XI. bis zur zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, während die bisher bekannt gewordenen größeren Gemälde sämmtlich etwa von 1350–1500 fallen möchten; sodann ist die Zeit der Miniaturen fast durchgängig sicher beglaubigt; endlich sind sie meist weder verdorben, noch auch ist ihr ursprünglicher Charakter durch Restaurationen entstellt ꝛc.

Was in den sogenannten „Grundzügen der böhmischen Alterthumskunde" (1845) S. 124—136 über unsere Bilderhandschriften gesagt ist, entbehrt gar zu sehr der Tiefe und Vorurtheilsfreiheit, als daß man ein Behagen daran finden könnte. Hingegen hat ein halb anonymer Kunstforscher (Dr. Sv—a) in einer Reihe von „Kunstbriefen" ***) soviel Neues und Schönes über die vaterländischen Miniaturen niedergelegt, daß wir uns veranlaßt sehen, das Wesentliche daraus hier zu einem Ganzen zu verketten. Der Berichterstatter beginnt mit den Miniaturen des Zbinko (Sbisco) von Trotina, den wir schon aus dem ersten Bande unserer Chronik (S. 151) dem Namen nach kennen.

Zollt man — sagt er — jetztblühenden Künstlern eine ehrende Anerkennung, so ist es nichts mehr als billig, wenn man es unternimmt, die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf Virtuosen in der Malerei hinzulenken, die der Vergangenheit angehören, besonders wenn ihre Namen in der Kunstgeschichte so zu sagen ungenannt sind. Zu diesen gehört der böhmische Maler Zbinko (böhm. Zbyšek) von Trotina, der zu jener Zeit

*) O starobylé české malbě, v XX. ročníku Časop. č. Mus. 1846, 26. Oktavseiten.

**) Blätter für literar. Unterhaltung, Leipzig 1846. Nro 84. 86.

***) Prager Zeitung 1852, Nro. 61. 72. 153.

lebte, wo Melnik zu seinen Reben, Karlsbad zum Cultus seines Sprudels und Prag zu seiner berühmten steinernen Brücke gelangte. Im böhmischen Museum befinden sich drei Pergamentmanuscripte, welche die Hand dieses Malers mit Miniaturen geziert hat. Der erste Codex ist das Mariale des ersten Erzbischofes von Prag, Ernst von Malowetz. Es enthält zwei Bilder, die etwa $^3/_4$' hoch und $^1/_2$' breit sind; sie haben die Darstellung Christi im Tempel und des Engels Gabriel Marienbothschaft zum Gegenstande; das erste Bild zeichnet sich durch seine richtige Zeichnung, seinen Geschmack in der Anordnung und durch sein frisches, warmes Colorit aus, von dessen Tönen man behaupten kann, daß sie zu lieblichen Accorden zusammenschmelzen. Im Hintergrunde des Bildes befindet sich ein gothischer Altar, auf dem drei Männerbüsten — roth in Roth gemalt — zu sehen sind, die wirklich wegen ihrer vollendeten Technik und delicaten Behandlung überraschen. Ihre Nettigkeit erinnert an die Randvignette der berühmten Eyck'schen Madonna im Wiener Belvedere. Das zweite Bild enthusiasmirt besonders durch den Liebreiz der Physiognomien; das Antlitz Mariens drückt eine solche Milde, Zartheit und innige Gottergebenheit aus, daß man von ihm schier behaupten könnte, es wolle einen schönen geistigen Frühlingsmorgen versinnlichen. — Nun werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Figur des Engels: sein Gewand hat einen schönen, weichen Faltenwurf, in welchem das Hinüberspielen des Lichtes in den Schatten und des Schattens in's Licht mit großer Meisterschaft behandelt ist; sein Gesicht ist ausdrucksvoll und man könnte sagen eines Engels vollkommen würdig. Der himmlische Bote trägt in seiner Hand ein Band, auf welches die Selbstgefälligkeit des Malers die Worte setzte: „Hoc Zbisco de Trolina p." — Man ist gewohnt, die altböhmische Malerschule des 14. Jahrhunderts für eine Filiale der altdeutschen zu halten; doch es genügt ein Blick auf die Miniaturen Zbyšeks, um einzusehen, daß in Böhmen zu Carls IV. Zeiten nach totaler Ueberwindung byzantinischer Starrheit und Geschmacklosigkeit sich die Malerei selbständig entwickelt hat und sich auf einem Culturgrade befand, auf dem die altdeutschen Meister jener Zeit nur zum Theile standen, die zudem einen ganz verschiedenen, dem altböhmischen Gemäldetypus geradezu entgegengesetzten, Charakter in ihren Bildern bekunden.

Der zweite Codex, der Miniaturen von Trotina enthält, trägt den Namen: Liber Vialicus domini Joannis de Novo Foro, der bekanntlich im Jahre 1360 Bischof in Leitomischl und deutscher Reichskanzler war; er gehörte der adeligen Familie der Středas (Sroda) an. Gleich das erste Miniaturbild, das die Glorie des Salvator mundi darstellt, ist von einer rührenden Schönheit; wenn man das in heiterer Ruhe strahlende Gesicht Christi ansieht, so glaubt man unwillkürlich darin den sinnigen Spruch: „Gott ist alles Denkens Frieden" illustrirt zu finden. Besonders ist der Bart und das Haar mit einer bewundernswerthen, an's Mikroskopische grenzenden Feinheit ausgeführt. Die in den Zügen des Initialbuchstaben B, in der die Miniatur angebracht ist, befindlichen Engel — blau in blau — sind ein wahres Muster von Zartheit, Grazie und Geschmack; besonders meisterhaft ist die Draperie; — in gleichzeitigen deutschen Gemälden würde man eine ähnliche Vollkommenheit in der Gewandung vergeblich suchen; selbst der zwei Jahrhunderte später lebende Dürer ist in seinen Faltenwürfen nicht aller Härte baar. Die andern Bilder stellen größtentheils biblische Scenen dar, und lassen insgesammt die Pinsel-

fertigkeit Trotina's bewundern. In allen äußert sich eine solche Wärme des Gefühls, der „Gottesminne", daß man sie innige, in Farben ausgedrückte Gebete nennen könnte. Der Geist des Abenteuerlichen, der im Mittelalter eine so dramatische Rolle spielte, bekundet sich auch in den Arabesken des Liber Viaticus, die bald ein fabelhaftes Monstrum, bald Kämpfe mit Löwen und Drachen u. dgl. zum Vorwurf haben. In den Randvignetten sieht man stellenweise Mignonportraits von Gelehrten aus der Karolinischen Zeit, z. B. des Abts Neplach, Peters Hradecky, Sulko's von Wyssehrad, des Erzbischofs Očzko von Wlassim und A., von denen einige bei dem Verfasser des über Anregung Carls IV. arrangirten Lexicons „Bohemarius" betheiligt waren: Trotina hat auch in diese Galerie seiner berühmten Zeitgenossen mit liebenswürdiger Collegialität das Portrait des gleichzeitig mit ihm in Flor stehenden Malers Ventrosus (Petr Břuchatý) versetzt, dessen Miniaturen ein in der Schatzkammer der Sct. Veitskirche verwahrtes (und gleich zu besprechendes) Missale schmücken. Diese Portraits sind voll Ausdruck und der Ausdruck voll Kraft und Naturwahrheit; durch besondere Vollendung in den Conturen zeichnen sich namentlich die Scurzirungen der Köpfe aus. In der Composition äußert sich durchgehends eine reizende Naivität, die eben so gefällig im Gebiete der Malerei auftritt, wie auf dem Gebiete der Poesie der einfache, ungekünstelte Ideen- und Gefühlstypus der Nationallieder. Das Colorit trägt durchgehends eine wohlthuende Frische und erinnert an die leuchtende Farbenpracht spanischer Miniaturen aus dem 16. Jahrhundert, die sich in der Bibliothek zu Klosterneuburg befinden und von erheblichem Kunstwerth sind.

Das dritte Manuscript, ein Orationale des obengenannten Erzbischofs Ernst, enthält auch einige Miniaturen von Trotina's Hand, welche die erste Phase seiner künstlerischen Entwickelung zu repräsentiren scheinen und nicht so vorzüglich wie die eben Geschilderten sind.

In der Schatzkammer der St. Veitskirche befindet sich ein Missale des Prager Erzbischofs und Cardinals Očko von Wlaschim, das mit sechzehn äußerst anmuthigen Miniaturgemälden von dem vorhin genannten Peter Ventrosus (Břuchatý) geziert ist. Sie stellen beinahe durchgehends biblische Scenen dar und zeichnen sich ebenso durch Frische und zarte Behandlung der Farbe, als durch Naivität der Darstellungsweise aus. In diesem Missale befindet sich unter andern auch das Portrait des Erzbischofs Očzko von Wlaschim, welches viel Aehnlichkeit mit dem Bildniß desselben Očzko hat, das in der sogenannten ständischen Galerie ausgestellt und von Theodorich von Prag, dem „pictor ingeniosus", wie ihn Carl IV. nannte, gemalt ist. Außerdem befindet sich in der Schatzkammer der Domkirche eine Apokalypse aus dem 14. Jahrhundert mit phantastischen, die Mystik des Mittelalters scharf charakterisirenden Federzeichnungen von Wenzeslaus Dartur. — Auf dem Chor derselben Kirche finden wir auch ein Gesangbuch in großem Folioformat, welches im Jahre 1550 Joh. Taborsky de monte Klokolina geschrieben und der Prager Bürger Fabian mit mehreren Bildern versehen hat, die reich an Figuren und mit Phantasieschwung componirt sind.

In der k. k. Prager Universitätsbibliothek verwahrt man ein Evangelistarium, welches im 12. Jahrhundert der Wyssehrader Kirche gehörte; die Bilder dieses „Codex Vyssehradensis" bekunden eine glückliche

Naturbeobachtung und sind gänzlich frei von dem Einflusse der im 12. Jahrhundert beinahe ausschließlich tonangebenden byzantinischen Malerschule.

Hier müssen wir indeß den „Kunstbriefen" in's Wort fallen. Denn bei Gelegenheit des genannten Codex läßt sich Dr. Waagen folgendermaßen vernehmen: „Der Wyssehrader Codex, der wol sicher der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts angehört, beweis't, daß schon sehr zeitig ein Einfluß vom fränkischen Reiche nach Böhmen stattgefunden hat. Denn, mit Ausnahme der Art des Segnens nach dem Ritus der griechischen Kirche, zeigt der Codex keinen byzantinischen Einfluß, sondern gleicht in Auffassung und Technik den echt romanischen Miniaturen des X. Jahrhunderts so sehr, daß man versucht wäre, ihn für fränkischer Abkunft zu halten — wenn sich nicht schon hier das den slawischen Denkmälern eigenthümliche Poliment von schwarzer Farbe zum Auftragen des Goldes vorfände, während alle anderen Völker, welche den Goldgrund angewendet, zur Folie den Bolus (der bekanntlich rothbraun ist) gebraucht haben." Mit Bekanntmachung dieses letzteren Kriteriums glauben wir zugleich vielen Kunstliebhabern einen willkommenen Dienst zu erweisen. Und so kehren wir zu unseren „Kunstbriefen" zurück.

In der Prager Universitätsbibliothek befindet sich auch ein von dem Mönch Kolda illustrirtes Gebetbuch der Tochter Přemysl Otokar's II., Kunigunde, die im Jahre 1310 Aebtissin des St. Georgklosters in Prag war. Unter Kolda's Miniaturen fällt besonders ein Veronicatuch mit dem Kopf Christi auf, welches von hervorstechender Schönheit und voll geistigen Ausdruckes ist.

Ferner besitzt das böhmische Museum eine Bibel — die **Biblia Jaromiericensis** vom Jahre 1259 — deren Illustrator sich **Bohusse Lutomericensis** nennt und sich selbst (so wie den Schreiber der Bibel, **Sbignev de Ratibor**) in einer Initiale porträtirt hat. Bohusche ist in vieler Beziehung ein liebenswürdiger Künstler vom reichsten Humor, in dessen Miniaturen sich der Geist des Abenteuerlichen und Phantastischen recht deutlich ausdrückt.

Gleich auf dem ersten Blatte versinnlicht derselbe mit seinem Pinsel die Schöpfungsgeschichte. Die Creirung des Tages- und Nachtwechsels vermeinte er nicht sprechender schildern zu können, als wenn er dem Weltenschöpfer die in zwei Hälften getheilte Erdkugel, von denen die eine weiß, die andere braun ist, in seiner Rechten halten ließ; diese Hälften sind zur größeren Verdeutlichung unter einem beträchtlichen Winkel gespalten. Auf einem anderen Bildchen setzt Gott die Sterne mit der Hand auf die Himmelsdecke. Auch die Erschaffung der vierfüssigen Thiere ist mit kindlicher Naivetät dargestellt: die Neuerschaffenen umstehen im strengsten Parallelismus den Herrn der Welt, und schauen ihn, als ob sie ihm für die Gabe ihres Daseins danken wollten, gemüthlich an; sie tragen alle möglichen Farben, die Alles andere, nur nicht naturgemäß sind; sie sind z. B. ziegelroth, veilchen- und himmelblau, maigrün ꝛc., was wol darin Entschuldigung finden kann, daß sie in der vorsündfluthlichen Aera zu ihrer Existenz gelangten, aus der keine naturhistorischen Daten zur Darnachachtung für den Künstler übrig blieben. In ähnlicher Weise ist die Erschaffung des ersten Menschenpaares, ihre Sünde und die Folgen derselben von Bohusche geschildert; auf einem diesen letzteren Moment darstellenden Bildchen sieht man die Ahnfrau des Menschengeschlechts, Eva, mit dem Ordnen von Küchengeschirren

beschäftigt; sie trägt dabei eine blaue Robe und eine mit Spitzen garnirte Haube; auch Adam, der — nebenbei erwähnt — mit einer rothen Tunika bekleidet ist, erscheint an die Prosa der Oekonomie gefesselt und befaßt sich mit Holzspalten. Diese Kindlichkeit und Harmlosigkeit, die sich um einen oder mehrere Anachronismen nicht viel kümmert, verleiht den Schöpfungen der alten Meister einen eigenthümlichen Reiz; besonders bewundernswerth und das Gemüth anregend tritt sie in den Heiligenbildern der altdeutschen und niederländischen Schule auf, in denen sich so viel wohlthuende Wärme des Gefühls und rührende Frömmigkeit ausspricht.

Was die Technik anbelangt, die sich in den Miniaturen der Jaromierzer Bibel kundgibt, können wir dem Meister Bohusche nur Rühmliches nachsagen. Auf den ersten Blättern der Bibel sieht man zwar hie und da eine an's Byzantinische erinnernde, jedoch verzeihliche Starrheit der Zeichnung und Monotonie der Farbe; allein je weiter man kommt, desto entschiedener offenbart sich das Geschick des Malers in der Zeichnung und im Colorit; eine Miniatur, die Unterredung Moses mit Gott darstellend, ist sogar meisterhaft in Bezug auf das chiaroscuro, das in einer förmlich diatonischen Farbenscala die feinsten Schatten- und Lichtnuancen der Drapperie ausdrückt, so daß es lebhaft an die köstlichen Seidengewänder eines Mieris und Dov erinnert.

Die zahllosen Randarabesken, für welche Bohusche eine auffallende Vorliebe hatte, enthalten zumeist Carricaturen der barocksten Formen, die sich durch ihren Phantasieschwung und reichen Erfindungsgeist auszeichnen. Sie stellen bald einen Strauß mit Eselsohren und einer Narrenkappe vor, bald einen hornblasenden Hasen, oder einen Cyclus von Centauren, die übrigens ziemlich civilisirt aussehen; zwei von ihnen halten — anständig gekleidet und mit Schild und Spieß bewaffnet — ein Turnier ab; ein Dritter, der eine Krone trägt, hat die Laune, sich mit einer brennenden Fackel den Schweif anzuzünden, was ihm jedoch nicht sehr zu behagen scheint, da er sich bei dieser Selbstmarter scheu aufbäumt; bald sind sie eine komische Zusammensetzung aus einem menschlichen Kopf, einem Vogelleib, den Füßen eines Quadruped's und einem Drachenschweif u. dgl. Eine dieser Randgrotesken stellt einen Mann dar, dessen Bart sich einer wellenförmigen Verlängerung erfreut, die so beträchtlich ist, daß auf ihr eine ganze Jagd abgehalten wird; — eine andere einen Selbstmörder, der das schwierige Experiment unternimmt, sich ein Schwert durchs Ohr und durch den Mund zu treiben; anderwärts sieht man Musikbeflissene, die einen Dudelsack oder eine Violine behandeln und dabei graziöse Attitüden annehmen. Besonders häufig findet man in den geistreichen Carricaturen Bohusche's Affen mit dramatischen Rollen bedacht, die oft mit so kecker Laune ausgeführt sind, daß man sich eines „kleinen Lachens“ nicht erwehren kann; so erblickt man unter ihnen ein Aeffchen, welches Lyra spielt und dazu ein äußerst rührendes Gesicht macht; ein anderes singt aus einem Liederbuche. Solche gemalte Witze findet man in den mannigfaltigsten Formen beinahe auf einer jeden der 1000 Seiten der Bibel; sie beweisen die Unerschöpflichkeit der Phantasie und Schöpfungskraft des alten böhmischen Meisters, welches Prädicat Bohusche mit vollem Rechte verdient; denn seine Grotesken zeigen trotz ihres Verzerrungsesprit's so viel rühmenswerthen Geschmack und Grazie, daß man es kaum glauben kann, sie seien im Jahre 1259 componirt.

Die Bibliothek des Kreuzherrnklosters besitzt ein Breviarium von Großmeister Leo aus dem Jahre 1356; die Gemälde, die dieses Manuscript schmücken, sind für die Zeit, in der sie geschaffen wurden, von hoher Vollendung; sie erinnern wegen ihrer Anmuth und zarten Auffassungs- und Darstellungweise lebhaft an Giotto. Außerdem sind hier zwei Antiphonarien aus dem 16. Jahrhundert, welche mit vorzüglichen Gemälden verziert sind; in einem derselben überrascht namentlich das Bild der heil. Dreifaltigkeit, das in Bezug auf Feinheit und Delikatesse der Ausführung wirklich nichts zu wünschen übrig läßt; die hie und da in diesen Gesangbüchern angebrachten Porträts zeichnen sich durch Kraft und Adel des Ausdrucks aus, und sind mit bewunderswerthem, ins geringste Detail eingehenden Fleiße gemalt. In der Bibliothek des Franziskanerklosters zu Maria Schnee befinden sich drei Gesangbücher mit Miniaturen aus dem 15. Jahrhundert, von denen zwei von Mathias de Kecz recht nett illustrirt sind; namentlich fesseln die Arabesken wegen der Mannigfaltigkeit und Grazie der Motive die Aufmerksamkeit des Beschauers.

In der fürstlich Lobkowitz'schen Bibliothek wird die hochinteressante Biblia picturata von Welislaw verwahrt; sie rührt aus dem 13. Jahrhundert her und enthält gegen 800 Bilder, welche die Bibel von der Schöpfungs- bis zur Passionsgeschichte illustriren und eine freie, echt künstlerische Schöpfungskraft beurkunden. Die Gewänder in Welislaw's Bildern sind schön geworfen, die Köpfe haben größtentheils ovale, schöne Formen und drücken nicht selten individuelle Seelenzustände aus. Besonders anziehend sind die Personificationen, die Welislaw in seiner Biblia picturata darstellte. Die Nacht z. B. repräsentirt ein halbnacktes, mit einem Spieß bewaffnetes Mädchen, den Tag ein bauspäckiger Knabe mit Füllhorn, aus welchem Flammen hervorschießen; selbst das Versinnlichen abstracter Begriffe machte unserem Maler nicht viel Schwierigkeiten; den Weltabgrund („abyssus") stellte er z. B. einfach durch eine Reihe von Wellenlinien dar, die er mit grüner Farbe überzogen hat. — Außer dieser Bibel befindet sich in derselben Bibliothek ein Pontificale, dem Anscheine nach aus dem 14. Jahrhunderte, welches im Jahre 1578 dem Cardinal Carl III. von Lothringen gehörte, und dessen Miniaturen in frappanter Art an die Bilder von Bohusche in der Jaromierzer Bibel erinnern. Dieses Pontificale ist reich an komischen Randzeichnungen, in denen sich der keckste Humor offenbart; sie würden für eine Feder, die es liebt, über Kunstwerke Bambocciaden zu schreiben, einen sehr ausgiebigen Stoff zu einer humoristischen Monographie liefern.

Im Prager Stadtarchiv werden zwei Gesangbücher aus dem 16. Jahrhundert verwahrt, die deswegen interessant sind, weil die darin befindlichen Bilder von Handwerkern gemalt wurden; diese Canzionale wurden nämlich auf Unkosten der Prager Zünfte verfertigt und da haben es nun jene Zunftmitglieder nicht unterlassen, in diesen Gesangbüchern ihr Malertalent glänzen zu lassen. Besonders waren sie für die Illustrationen ihrer Namen eingenommen; so hat z. B. der Messerschmied Czáp einen Storch, der Schneider Krzepelka eine Wachtel, der Bäcker David den Hirtenknaben David im Kampfe mit dem Philister Golias und der Schuster Johann Lazar eine elegische Scene aus dem Leben des Lazarus aufgemalt. In einem der Gesangbücher befindet sich auch ein historisches Bild, welches die

Erstürmung Prags durch Metzger unter der Regierung Heinrichs von Kärnthen darstellt.

Zum Schluße sei noch erwähnt, daß die Extravaganzen der künstlerischen Phantasie, denen man im Mittelalter so häufig begegnet, auch in der Plastik gefunden werden, und zwar besonders in den architektonischen Arabesken gothischer Gebäude, die Anastasius Grün in einem seiner letzten größeren Gedichte treffend „Steinmetzerwitz" nennt. Auch der Prager Altstädter Brücken- und der Pulverthurm, so wie das nördliche Eingangsthor der Teinkirche, kann solche Steinmetzerwitze aufweisen, die mitunter nicht sehr ästhetisch sind.

So weit die „Kunstbriefe", welche zugleich versichern, daß auch in der Bibliothek des Strahöwerstiftes und des Minoritenklosters zu St. Jakob (?) in Prag mehr oder minder Beachtung verdienende Manuskripte mit Miniaturen vorräthig sind.

Die altböhmische Malerkunst schildert übrigens Dr. Waagen in folgender Weise: „Der Charakter der böhmischen Malerschule *) des XIV. Jahrhunderts ist eine Modifikation einer idealistischen und sehr stylgemäßen Richtung, welche, obwol zuerst in Köln beobachtet, von der Mitte des XIV. Jahrhunderts ab zu gleicher Zeit in ganz Deutschland, den Niederlanden und Frankreich herrschte. Für Theodorich von Prag (vgl. I. Bd. S. 364), dessen Karlsteiner Bilder sicher beglaubigt sind, besteht diese Modifikation vornehmlich bei den Männern in dem Streben nach Grandiosität und Würde, welches mit einer gewissen Schwerfälligkeit und zu großer Ausbildung der Formen, besonders der der Nasen mit breitem Rücken, verbunden ist, in weitgeöffneten Augen, in einem sehr feinen grauen Tone der Schatten und Halbtöne und einer höchst zarten Verschmelzung der flüssigen Farben. In den Werken anderer böhmischen Maler jener Zeit ist, zumal in den etwas geschlitzten Augen, bestimmt ein Einfluß des trefflichen italienischen Malers Thomaso da Modena (s. Bd. I. S. 363), den Karl IV. nach Böhmen berief, unverkennbar. In den Miniaturen gesellt sich noch ein Einfluß aus Frankreich und den Niederlanden hinzu, welcher wol am natürlichsten dadurch zu erklären ist, daß jener Kaiser, welcher seinen geliebten Böhmen in jeder Beziehung das Trefflichste zuwenden wollte, dergleichen Miniaturen aus Paris, dem damaligen Hauptort für diese Kunst, mit nach Prag gebracht hatte. An Schönheit der Farben, an Feinheit der Ausbildung sind die durch die Beischrift böhmischer Maler (z. B. eines Zbinko von Trotina) oder anderweitig sicherbeglaubigten böhmischen Miniaturen den gleichzeitigen deutschen allerdings überlegen. Zugleich ist darin ungleich mehr, als aus den Wand- und Staffeleigemälden dieses Landes ein lebhaftes Gefühl für eine schöne und gefällige Bildung der Köpfe, zumal der weiblichen, und für Anmuth der Bewegungen, als durchaus eigenthümliche und sehr ausgezeichnete Eigenschaften der böhmischen Malerschule des XIV. Jahrhunderts, zu erkennen. Hiezu kommt noch bei den Porträten ein sehr achtbarer Grad der Individualisirung. — Uebrigens scheint es ungleich weniger darauf anzukommen, ob in Böhmen fremde Einflüße auf die Kunst stattgehabt haben, welche in der Verkettung

---

*) Also eine Malerschule wird den Böhmen schon im Karolinischen Zeitalter von den Kunsthistorikern zugestanden?!

A. D. R.

der Kunstgeschichte sich bei allen Völkern des Mittelalters darthun lassen, als ob die Böhmen das Ueberkommene in ihr eigenes geistiges Lebensblut verwandelt und mit Geist und Geschick daraus etwas Eigenthümliches von Bedeutung herausgebildet haben — was allerdings durchaus der Fall ist."

Denkwürdigkeiten des Hauses Rosenberg.

Der Ursprung des Hauses Rosenberg.

Die in der böhmischen Geschichte vom XIII. bis XVII. Jahrh. oft genannten Herrengeschlechter von Rosenberg, von Neuhaus, von Landstein, von Austie, von Straz, und die früh erloschenen besondern Linien von Krummau, Wittingau, Gratzen, Komnitz u. a. m. stammen (nach Palacky) insgesammt von einem und demselben Ahnherrn ab, der in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts lebte und Witek (bisweilen auch Comes Wilko, auch Witego de Purschitz d. i. Prčitz) genannt wurde. Im J. 1169 war er oberster Truchseß am Hofe König Wladislaw's I. von Böhmen, im Jahre 1184 Castellan von Prachen. Seiner Sendung an den Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) im J. 1173 wird in der böhmischen Geschichte gedacht, so wie seiner Gefangennehmung in der blutigen Schlacht bei Lodenitz im J. 1179. Noch im J. 1192 unternahm er eine Wallfahrt zum Grabe Christi, starb aber bald nach der Heimkehr im J. 1194.

„Er hinterließ 4 oder 5 Söhne, welche sein Geschlecht fortpflanzten und, mit Ausnahme Heinrichs, insgesamt nur Witek hießen. Da auch sie ihre Nachkommen vorzugsweise Witek taufen ließen und erbliche Familiennamen zu dieser Zeit in Böhmen noch nicht üblich waren: so nannte man das ganze Geschlecht lange Zeit nur Witkowici, Witconides, Witegonides, d. h. Nachkommen des Witek."

„Von des ersten Witek ältestem Sohne Witek, der in Urkunden von 1197 bis 1236 genannt wird, stammt die Linie der Herren von Krummau ab, welche schon zu Anfange des XIV. Jahrhunderts erlosch. Dieses zweiten Witeks Sohn, des ersten Enkel, war Zawische (1216—1242), königlicher Unterkämmerer im J. 1236 und Vater von Budiwoj (1220-1265), auf Krumau und Witek (1220—1277) auf Naczeratz. Budiwoj's ältester Sohn war der berühmte Zawisch von Falkenstein (1272—1290), gemeinhin obgleich unrichtig, „von Rosenberg" genannt, der zweite Gemahl der Königin Kunigunde von Böhmen, von dessen Verhältnissen zu König Ottokar II. und Wenzel II., und tragischem Ende in der böhmischen Geschichte umständlich gehandelt wird. Seine jüngern Brüder waren Witek auf Frauenberg (Hluboka 1272—1290) und Wok (1272—1290). Witek's von Naczeratz (1220—1277) Söhne waren Heinrich von Krummau (1272—1291). Alle diese waren in Zawisch's Fall mehr oder weniger verflochten. Von ihren Nachkommen ist weiter keine Rede mehr, und Krummau kam in den Besitz der folgenden Linie."

„Des ersten Witek († 1194) zweiter gleichnamiger Sohn schrieb sich noch im J. 1220 Witek von Prčitz (Perchyitz), befand sich aber schon

vor dem J. 1231 im Besitze der südlichsten Gegenden Böhmen's; da, wo später die Burg Rosenberg und das Stift Hohenfurt erbaut wurden. Die fünfblättrige Rose, das gemeinschaftliche Wappen des ganzen Geschlechts der Witkowitze, erscheint zuerst in einer von diesem Witek ausgestellten Urkunde vom Jahre 1220, jetzt im Worliker Archive. Unter seinen Söhnen wurden nur drei in der Geschichte bekannt: Wok der älteste, dann ein Smil und der jüngste Witek, zugenannt von Przibenitz. Dieser starb schon vor 1262 und seine Nachkommenschaft erlosch vielleicht in seinen unmündigen Kindern. Von Smil geschieht nur im J. 1257 Erwähnung, wo er an der Seite seines Bruders Wok bei Mühdorf focht. Dieser Wok ist aber der berühmte Erbauer der Burg Rosenberg um das J. 1246, der Stifter von Hohenfurt im J. 1259, königl. Oberstlandmarschall in Böhmen (1254—1262) und General-Capitän von Steyermark unter König Ottokar II. (1260—1262). Er vermählte sich bei schon ziemlich vorgerücktem Alter mit der jungen Gräfin von Schauenburg in Oesterreich und starb zu Grätz in Steyermark am 3. Juni 1262, mit Hinterlassung zweier unmündigen Söhne, Heinrich und Witek. Letzterer blieb unvermählt; Heinrich von Rosenberg gelangte aber zu großer Macht und starb als königl. Oberstlandkämmerer in Böhmen. Wie er den römischen König Albrecht seinen geliebten Anverwandten nennen (consanguineo meo carissimo — quos sanguinis unit indentitas), daher mit dem hohen Hause Habsburg verwandt sein konnte, wissen wir nicht zu erklären. Heinrichs Sohn, der tapfere Peter von Rosenberg, vermählte sich im J. 1316 in erster Ehe mit der böhmischen Königin Witwe Viola von Tetschen, und starb 1347 mit Hinterlassung von fünf Söhnen aus der zweiten Ehe mit Katharina von Wartenberg, nämlich: Heinrich, der 1316 in der Schlacht bei Cressy fiel, Peter, Prager Domprobst † 1384, Jost, böhmischer Oberst-Landkämmerer † 1369, Ulrich, † 1390 (Vater des nachmaligen Oberstburggrafen Heinrich † 1412) und Johann † 1389. (Sommers Böhmen IX. 60).

Wilhelm von Rosenberg.

Unter den Rosenbergern ragt Wilhelm, Regierer des Rosenbergischen Hauses, Oberstburggraf des Königreichs Böhmen, Ritter des goldenen Vließes ɾc. in vielfacher Beziehung glänzend hervor.

Wilhelms Reichthum war beinahe unermeßlich und ein Gegenstand des Neides wie der Bewunderung seiner Zeitgenossen. Balbin schreibt darüber an zwei Stellen seiner „Miscellanea historica regni Bohemiae" einmal im 37. Hauptstück des ersten Buches, das er: „Wilhelm de Rosis divitiae ingentes et suppar magnificentia" überschrieb und im dritten Buche unter der Aufschrift: „De Thesauris Wilhelmi de Rosis, Crumloviae domini."

Die Feste Wilhelms hatten kaum ihres Gleichen an Pracht und Aufwand und wurden nicht selten durch die Gegenwart erlauchter Personen aus dem österreichischen Kaiser-Hause oder andern Regentenfamilien verherrlicht.

Am 16. April des Jahres 1561 erhielt er zu Wessely einen Besuch des Erzherzogs Ferdinand, der mit einem bedeutenden Gefolge von Herren und Rittern bei ihm einsprach. Wilhelm hatte alles

aufgeboten, solch einen Gast nach Stand und Würde zu bewirthen. Triumphbögen und köstliche Lusthäuser waren in der Stadt und draußen in Wäldern und Feldern erbaut worden. Am 17. April gab es eine große Jagd. Am 18. Morgens tummelte sich Wilhelm mit seinen Gästen wieder jagend in den Waldungen; der Nachmittag wurde beim Becher und Würfelspiel zugebracht und Abends zwei Bären gehetzt. Am 19. und 20. unterhielt man sich wieder mit Bärenhetzen und ritterlichen Kampfspielen, mit Armbrust- und Büchsenschießen. Den Beschluß des einen Abends machte ein Hahnenkampf, zu dem zwanzig verwendet wurden, den des andern fünfzehn Paar Doggen, die im blutigen Einzelnkampf vorgeführt wurden. Bei diesen Spielen erhielt der beste Armbrustschütze vom Herrn von Rosenberg 100 Thaler, der beste Büchsenschütze einen goldenen Becher, der Sieger im Wettrennen 100 Thlr., der Besitzer jeder siegenden Dogge 150 Thlr. und der Gewinner im Hahnenkampf 1000 Stück Karpfen. Auch kam bei diesem Anlasse das klassische Diskusspiel in Böhmen zuerst in Aufnahme; wer den ehernen Diskus am weitesten in die Rennbahn geworfen, gewann 200 Thaler. Mehrere junge Herren und Ritter nahm Wilhelm selbst durch eigenhändige Ertheilung eines Schlages mit der Fläche des Waidmessers in die Waidmannszunft auf.

Uebergroß war Herrn Wilhelms prunkender Aufwand, als die Stammverwandten der Rosenberge, die italienischen Fürsten Orsini, in den Jahren 1553, 1554 und 1566 nach Böhmen kamen.

Fürchtend, die Leser durch die trockene Aufzählung aller damals den Orsinis zu Ehren veranstalteten Feste zu ermüden, gebe ich lieber eine charakteristische historische Anekdote aus jenen Tagen: „Als nämlich einst die wälschen Gäste den Wunsch aussprachen, die Rosenbergischen Schatzkammern besichtigen zu dürfen, bat sie Wilhelm dieß 8 Tage zu verschieben. Während dieser Zeit ließ er seine Amtshauptleute vor sich fordern, und befahl ihnen, auf allen Rosenberg'schen Majoratsgütern bekannt zu machen: „Es seien die Fürsten Orsini, seine Stammverwandten, aus Wälschland gekommen, um ihr Recht auf das Rosenberg'sche Majorat vor dem Kaiser Maxmilian geltend zu machen, und er Wilhelm verurtheilt, entweder den Schätzungswerth seiner Güter den Orsini's baar auszuzahlen oder alle seine Besitzungen mit dem Rücken anzusehen. Nun läge es nur an seinen treuen Unterthanen, ob sie Wilhelm, ihren alten Herrn, oder die wälschen Fremdlinge als Obrigkeit vorziehen. Wäre ersteres der Fall, so sollten sie den erschöpften Kassen Wilhelm's binnen acht Tagen aushelfen. Jeder möge seinen Beitrag nach Möglichkeit auf das Krummauer Schloß bringen, seinem Schärflein aber seine Adresse beizufügen nicht unterlassen." — Die Unterthanen aber liebten Hrn. Wilhelm wie einen Vater; sie schwuren alle, ihn, ihren angestammten Herrn nimmer zu verlassen und gelobten zur gegebenen Frist Geld in Hülle herbeizuschaffen. Von jenem Tage an hatten die Beamten auf Krummau kaum Hände genug, das wie Wasser herbeiströmende Geld zu empfangen und dessen Empfang zu bestätigen. Bald waren vier weite Säle des Schlosses Krummau von dem durch die Unterthanen in Kästen und Säckeln in Gold und Silber herbeigeschafften Gelde ganz und gar angefüllt. Dieser Anblick machte die Fürsten Orsini stumm, doch wie wuchs ihre Verwunderung, als sie Wilhelm nun erst in seine eigentliche im großen Schloßthurme befindliche Schatzkammer führte! Hier waren die von seinen Ahnen aufge-

speicherten und durch ihn und seinen Vater (besonders aus den Reichensteiner Silbergruben) bedeutend vermehrten Schätze des Hauses Rosenberg aufgestellt. Darunter zogen namentlich sechs große, goldene, bis an den Rand mit gemünztem Golde angefüllte Gefäße in Gestalt von prächtigen Pfauen die Bewunderung der Gäste auf sich; ihre ausgebreiteten, massiv goldenen Radschwänze glänzten von Perlen und Edelsteinen, die herrlichen Federkronen waren von der künstlichsten Emaillirung (eine alte Sage meinte, es haben sich die alten Rosenberge dieser goldenen Pfauen bei köstlichen Gelagen als Trinkbecher bedient). Beim Hinausgehen begann Wilhelm zu seinen bewundernden Gästen: „Ihr saht, meine werthen Freunde und Vettern! meinen Schatz, doch ist davon nur, was ihr in jenem Thurm saht, mein eigen. Die Schätze in den übrigen Gemächern gehören mir nur gemeinschaftlich mit meinen Unterthanen. Hätte ich auch tausend Miriaden Goldes, so würde mich der Besitz dieses Goldes doch nicht in dem Grade beglücken, wie die Liebe meiner treuen Unterthanen. Seht, wie groß ihre Liebe gegen mich ist, wenn sie gern und willig ihr Alles mit mir theilen! Nicht rothes Gold bildet meinen größten Schatz, sondern die Treu, Liebe und aufopfernde Ergebenheit der Meinen." Herr Wilhelm ließ hierauf Alle, welche ihm jene Gelder vorgestreckt hatten, nach Krummau laden, überhäufte sie mit Gnadenbezeugungen, indem er dem ein Stück Wald, jenem eine Wiese, einem Dritten einen Acker schenkte, dem Vierten Giebigkeiten und obrigkeitliche Lasten erließ, noch andern Gnadenbriefe ausstellte, und gab ihnen und ihren Angehörigen ein glänzendes Gastmal, nach dessen Ende jeder seinen Vorschuß wieder erhielt. — Sein zweites Beilager (mit der Markgräfin Sophie) war, wie Balbin, dem die Rosenberg'schen Rechnungsbücher vorlagen, angibt, das kostbarste unter allen Festen, die Wilhelm je veranstaltete, weil dasselbe in Berlin gehalten ward. Die Hochzeit fand daselbst am 14. Dezember 1561 statt. Wilhelm war schon am 5. November von Prag über Pirna dahin abgegangen. Außer der Braut Eltern waren folgende hohe Gäste bei der Hochzeitsfeier anwesend, die alle auf Wilhelms Kosten unterhalten wurden. Der Kurfürst August von Sachsen und seine Gemalin, der jüngere Herzog Franz von Sachsen, gefolgt von 29 Edelleuten (darunter die Herren Christoph von Haugwitz, Thylo von Trotta, Bernard Ficzthum, zwei Herren von Schönberg, der Graf von Altenburg, Hans v. Karlowitz und Kurt v. Arnim) mit einem Trosse von 102 Wagen- und 161 Reitpferden — Markgraf Johann von Brandenburg mit seiner Gemalin, der Fürst Heinrich von Liegnitz, Fürst Ernst von Anhalt und Graf Martin von Hagenstein (mit 285 Pferden) — Fürst Johann von Mecklenburg (mit 85 Pferden — der Erzbischof von Halle, Hans Jörg Graf von Mannsfeld, der Obrist-Hofmeister von Almsleben (?), der Hofmarschal von Drarendorf und viele Reichsbarone (mit 244 Pferden) — der Markgraf Hans Georg, der Graf zu Stollberg, Graf Wilhelm von Hagenstein und der Graf von Barbe (mit 200 Pferden) — der Landvogt der Niederlausitz, der Burggraf von Dohna, Herr Eustach v. Schlieben, Kaspar v. Minkwitz und andere lausitz'sche Edle (mit 112 Pferden). Aus Böhmen Hr. Adam v. Schwarzenberg, Graf Sebastian v. Guttenstein, Hr. Jaroslaw

v. Kolowrat, und Hr. Heinrich v. Waldstein mit zahlreichem Gefolge. Das größte Gefolge hatte aber der Bräutigam, Hr. Wilhelm v. Rosenberg, unter dem sich folgende Hofbediente befanden: Sein Marschall Christoph Michel, sein Hofrichter Bukowitzky, Jan Gerzabek, Sigmund v. Malowetz, Christoph Buzicky, Ulrich Miczan v. Klinstein, Wilhelm Sadlo, Christoph Daubsky, Niclas v. Humpoletz u. A. — Vom Erzherzoge Ferdinand v. Oesterreich hatte Hr. Wilhelm bereits de dato 22. August 1561 ein höchst schmeichelhaftes Beglückwünschungsschreiben in böhmischer Sprache erhalten.

Wilhelms drittes Beilager mit Anna Maria von Baden genießt bis auf den heutigen Tag einer bedeutenden Berühmtheit und sein Andenken lebt noch traditionell im Munde der Krumauer Bürger. Unter den hohen Herrschaften, welche dies Fest mit ihrer Gegenwart verschönten, und sämmtlich im krummauer Schlosse wohnten, befanden sich: die alte Markgräfin von Baden, die Herzoge Albert und Wilhelm v. Baiern, der Pfalzgraf Albert und Markgraf Phillipp von Baden. Der Prager Erzbischof Anton Brus v. Müglitz vollzog den feierlichen Trauungsakt. Das Beilager währte vom 26. Jänner (1578) bis zum 1. Februar. Wir theilen hier die sehr interessante Liste der bei dieser Gelegenheit konsumirten Viktualien aus der Historia Boleslaviensis (Lib. V. Cap. 14.) mit: 40 Edelhirsche, 50 Damhirsche und Rehe, 50 Wildstücke, 20 Stück Schwarzwild, 2130 Hasen, 150 gemästete Ochsen, 15 gemästete Kühe, 20 jährige Kälber, 520 Saugkälber, 450 Schöpse, 395 Lämmer, 20 geräucherte Rinder, 40 geräucherte Schöpse, 150 fette Schweine, 504 Spanferkel, 2308 Würste (drei Gattungen: farcimina, tomaculae und botuli), 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 20.688 Krametsvögel, Drosseln, Wildtauben, Feigenschnepfen u. dgl., 350 Pfauen, 5135 Gänse, 459 Hühner, 2656 Kapaunen und Paularden, 18.120 Karpfen, 10.209 Hechte, 95 Barben, 6380 Goldfische, 500 Barsche, 200 Aschen, 350 Aale, 4200 Stück vermischter Fische, 350 Stockfische, 675 frische Muränen, 2309 geräucherte Muränen, 2309 geräucherte Goldfische, 1072 geräucherte Karpfen, 956 geräucherte Barsche, 450 geräucherte Hechte, 530 geräucherte Häringe, 250 getrocknete Häringe, 4 Tonnen gesalzener Häringe, 4 Hausen, 300 Schock Gründlinge, 5200 Schock Krebse, 30.947 Stück Eier, 7 Zentner frische Butter, 35 Zentner gesalzener Butter, 28 Zentner Schmalz, 15 Zentner Honig, 13 Zentner Wachs, 2 Zentner Käse, 50 Zentner Unschlitt, 547 Schock Kerzen, 110 Fässer österreichischen, ungarischen und rheinischen Weines, 40 Tonnen Kretenser, Cyprier und spanischen Weines, 903 Fässer Weizen- und Gerstenbieres. Bloß zu Brod verback man 490 Scheffel Mehl. Auch Kaiser Rudolph war zu diesem Beilager erwartet worden, besuchte aber erst den 19. Juli die Neuvermählten zu Krummau.

Bei seiner Aufnahme in den Orden des goldenen Vließes gab Wilhelm ein Fest prunkend und kostbar wie das einer Königskrönung.

Wie prächtig Wilhelms Häuser zu Prag, in denen er den Kaiser und die k. Prinzen, die Gesandten fremder Mächte, einheimische und auswärtige Große zu empfangen pflegte, eingerichtet waren, beweist unter andern der Umstand, daß er laut den Krummauer Wirthschaftsrechnungsbüchern auf einmal 150 Talente Silber zur Anschaffung eines neuen Tafelservices für eines seiner Prager Häuser verausgabte. Sein Garten un-

terhalb des Rosenberg'schen Stammhauses nächst dem Prager Schlosse war von einer so seltenen Schönheit, daß der in diesem Fache kompetente Kaiser Rudolph II. gestand, „es sei da nicht das mindeste zu wünschen übrig." Die großartigsten Bauten entstanden auf Wilhelm's Geheiß zu Krummau und Wittingau (Třeboň). Das Schloß Krummau erweiterte und verherrlichte er in der Art, daß Reisende, welche alle Schlösser Böhmens, Schlesiens, Oesterreichs, Ungarns und der Steiermark gesehen, bewundernd gestanden: die Krummauer Burg habe in diesen Landen nicht ihres Gleichen an Größe und innerer Pracht. Zwei fürstliche Hofhaltungen konnten in ihren weiten Räumen auf das bequemste nebeneinander bestehen, ohne daß eine mit der andern hätte collidiren müssen. Im Jahre 1556 ließ er da eine herrliche Sala Terrena von gefeierten wäl'schen Meistern erbauen und im Jahre 1565 einen zu jener Zeit viel angestaunten Fasangarten. Auch die Stadt Krummau vergrößerte er durch Verbindung mit der abseitigen, durch ihn beinahe neu wieder in's Leben gerufenen Vorstadt Latron. Zu Wittingau baute er das alte Schloß seiner Ahnen mit vielem Aufwande zum größten Theile neu auf, schuf daselbst zwei neue Vorstädte, baute zwei Kirchen von Grund auf und unternahm den kühnen Bau jener mächtigen Festungswerke, mittelst welcher Wittingau später unter allen festen Städten Böhmens am längsten dem gewaltigen Belagerungsheere Buquois trotzte.

Zu Hohenfurth legte Wilhelm eine bedeutende Pulvermühle an. Er gründete das Jesuitencollegium zu Wittingau, welches er später nach Krummau übertrug. Eine der großartigsten Neubauten unseres Helden war sein Lustschloß Kratochwil (Kurzweil) bei Netolitz. Die Anlegung des dabei befindlichen Parks und Thiergartens kostete 100.000 Gulden. Daß Schloß selbst mußte des Moorgrunds wegen auf Piloten gebaut werden; die hier von italienischen Mechanikern in's Werk gesetzen Springbrunnen und Wasserkünste sollen einzig in ihrer Art gewesen sein. Zuletzt legte er hier noch eine schöne Schloßkapelle zu Ehren der heil. Jungfrau an, deren Einweihung unter solennen Ceremonien und Zuströmung einer ungemessenen Volksmenge der päpstliche Legat Don Juan Mauriquez vollzog. Unter den auf Chratochwil gehaltenen Festen waren besonders die große Hirschjagd im Jahre 1586 und die glänzenden Festspiele im Jahre 1589 von Bedeutung. Wilhelms großartige Neuerungen zu Raudnitz unterbrach sein Tod. Die Teichanlagen Wilhelms von Rosenberg sind wirklich einzig in ihrer Art und erfreuen sich noch heute einer nicht geringen Berühmtheit. Ungeheuere Summen verschlangen die vielen Gesandschaftsreisen, auf denen der prachtliebende Kavalier einen wahrhaft fürstlichen Aufwand machte. Im Jahre 1556 reiste er zum Reichstage nach Augsburg, im Jahre 1563 zur Krönung nach Posen, auf welcher Fahrt ihm 200 ganz gleich gekleidete Ritter folgten, die er auf eigene Kosten unterhielt; im Jahre 1569 nach Breslau, 1572 nach Sachsen, in die Rheinpfalz, nach der Mark Brandenburg und in das Königreich Polen, im Jahre 1573 nach Innsbruck und durch ganz Deutschland, 1575 und 1576 wieder nach Polen zur Königswahl, bei welchen Gelegenheiten er durch seine Persönlichkeit wie durch seinen Aufwand soviel Aufsehen machte, daß mehrere Edelleute bei der Königswahl ihm ihre Stimme gaben, und mehrere Große des Landes ihm Vorwürfe machten, wie er die Krone für einen Andern zu gewinnen strebe, da er sie

doch selbst tragen könne. Wilhelm's Treue aber widerstand diesen verlockenden Anträgen. Im Jahre 1577 fuhr Wilhelm als Gesandter nach Schlesien, 1581 nach Sachsen; im Jahre 1587 erschien er als Bevollmächtiger des Kaisers auf dem Landtage zu Brünn, im Jahre 1588 reiste er nach Sachsen und letzlich im Jahre 1589 wieder nach Polen, wo er die Befreiung des gefangenen Erzherzogs Maximilian unter Beihilfe des päpstlichen Nuntius erwirkte. — Aus Wilhelms-Münzstätte gingen 8 Arten Gold, 4 Silber- und 5 Kupfermünzen hervor, die alle mit dem Rosenberg'schen Wappen, die meisten mit Wilhelms Brustbild und seiner Devise: „Fortitudo et salus mea dominus" geschmückt sind; die Mehrzahl hat lateinische, einige böhmische Legenden.

Wilhelm v. Rosenberg hatte vier Gemalinen. Zuerst war er (im J. 1557) mit Katharinen v. Braunschweig, der Tochter des Herzogs Erich, verheirathet. Seine zweite Gemalin war Sophie, die jüngste Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Nach deren am 26. Juni 1564 erfolgtem Tode ehelichte er Anna Marien von Baden, mit der er das berühmte Beilager auf dem Krumauer Schlosse hielt. Im J. 1587 nahm er Polixenen von Pernstein zur Frau, welche sich nach seinem Tode mit Adalbert Zdenko Popel v. Lobkowitz ehelich verband.

Wilhelm v. Rosenberg starb am 31. August 1592 in der 24. Stunde der ganzen Schlaguhr in seinem Hause zu Prag an der Wassersucht.

Die Theilnahme, welche das Hinscheiden dieses ausgezeichneten Mannes erregte, war eine allgemeine, ungeheuchelte und ungetheilte. Man erklärte öffentlich, Böhmen habe in Wilhelm von Rosenberg einen wahren Vater des Vaterlandes verloren. Eine beträchtliche Anzahl von Denkschriften und Leichengedichten erschien und fand bei der Popularität des Betrauerten, dem sie galten, einen reißenden Absatz. Sein Leichenbegräbniß war feierlich und prunkvoll, wie das eines Königs, und außer Wilhelm von Rosenberg wurde nur noch ein böhmischer Kavalier mit ähnlichem Pomp bestattet: der im Jahre 1614 verstorbene Freiherr Albert Wenzeslaw Smiřitzky von Smiřitz.

Wilhelms Leiche wurde zuerst in die dem Rosenberg'schen Palaste benachbarte Benediktiner-Nonnenstiftskirche St. Georg gebracht, und da bis zum 26. Oktober auf einem prachtvollen Trauergerüste öffentlich ausgestellt. Das innere der Georgskirche war ganz mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, Hunderte weißer Wachskerzen brannten rings um die Bahre und gewappnete Vasallen des Hauses Rosenberg hielten bei Tag und Nacht Ehrenwache.

Am 26. Oktober wurde die Leiche über die Schloßstiege durch verschiedene Gassen und Plätze der Kleinseite auf geflissentlich gewählten Umwegen, um die Pracht des Zuges günstiger entfalten zu können, in die Kirche der Augustiner St. Thomas gebracht.

Die Ordnung des feierlichen Zuges beschreibt ein Augenzeige, Wenzel Březan, Archivar zu Wittingau, in seinem bis jetzt leider noch unedirten Werke: „Padesalni letopis, to jest: Poznamenání některých pamětihodných věci Pana Wylema z Rožmberka, za padesáte a sedm let zběhlých, počítaje od času narození téhož Pana až do leta Krystowa MDXCII."

Den Condukt eröffnete die zahlreiche studirende Jugend aus den Lehranstalten der Jesuiten, die Choralisten der Metropolitankirche St. Veit, die Brüderschaft der heil. Jungfrau Maria mit grünen Wachskerzen und die Frohnleichnams-Brüderschaft von St. Thomas mit rothen Kerzen. Diesen folgten in langer Reihe die katholische Klerisei und die Mönche (die Augustiner v. St Thomas, die Minoriten v. St. Jakob, die Strahöwer Premonstratenser u. a.), diesen zu beiden Seiten schritten, in Trauergewändern gehüllt, die Armen der Stadt und Rosenberg'sche Unterthanen (2000 an der Zahl) mit Windlichtern und angehängten Rosenberg'schen Wappen. An die Geistlichkeit schlossen sich die Bedienten, Hofleute, Beamten und Vasallen des Hauses Rosenberg, hierauf ein Zug kaiserlicher Spielleute, dann sämmtliche Cannonici des allzeitgetreuen Domkapitels St. Veit und der Abt von Strahow mit Inful und Pedum, gefolgt von zahlreicher Assistenz. Hinter ihm trug man vier Todtenfahnen aus schwarzem Damast, mit dem großen Rosenberg'schen Wappen geschmückt; hinter jeder Fahne wurde ein kostbar geschirrtes, sammtbekeidetes mit goldgewirkten Wappenschildern behängtes Roß geführt. Auf einem dieser Rosse ritt ein Reiter in voller schwarzer Rüstung. Die Fahnenträger und Führer der Pferde waren sämmtlich angesehene Leute und von gutem Adel. Der Graf Schlick trug auf einem schwarzatlaßenen Polster Wilhelms Spornen, Herr Adam von Waldstein sein Schwert, Hr. Albert Wenzeslaw Smiřitzky den vergoldeten Helm mit rothen und weißen Schwungfedern, Hr. Adam Gallus Popel von Lobkowitz den Schild, Hr. Adam von Sternberg das goldene Vließ. Die Leiche selbst trugen dreißig Männer aus dem Ritterstande; auf dem schwarzsammtenen Bahrtuch war ein großes weißes Kreuz und sechs ungemein reichgestickte Wappen angebracht; beiderseits marschirten Züge kaiserlicher Hatschire und Trabanten. Unmittelbar hinter dem Sarge ging des Verstorbenen Universalerbe, Peter Wok von Rosenberg; von zwei Rittern geführt, dann Graf Joh. Zriny, des Helden von Szygeth Sohn, der k. Kammerpräsident Hoffmann, Hr. Joachim Ulrich von Neuhaus, der Landgraf von Fürstenberg, Hr. Ulrich Popel von Lobkowitz, der Obersthofmeister Hr. Georg von Lobkowitz, der Gesandte von Florenz, der Hofmarschall Hr. Paul Sixt von Trautson, der Oberstkämmerer Hr. Johann von Waldstein, der Oberstlandrichter Hr. Georg Bořita von Martinitz und eine beträchtliche Menge hoher Adelspersonen und Landesbeamten. Der oberste Kanzler, Herr Joachim von Neuhaus, ließ sich in einer Sänfte tragen. Nun begann erst der weibliche Zug unter dem Vorgange der Dienerschaft, die trauernde Wittwe Polixena aus der Herrenfamilie von Pernstein, unterstützt von zwei Edeldamen und mehr als sechshundert Edeldamen, je zu dreien.

Auch die Thomaskirche war in das Gewand tiefer Trauer gekleidet, Schiff und Chor mit schwarzen Tüchern, der Hochaltar sogar mit schwarzem Sammt behängt und mit kunstreich gewirkten Wappenschildern verziert. Hier wurde die Leiche auf ein eigens exstruirtes Castrum gesetzt, ein Jesuit hielt eine ergreifende Leichenrede und der Strahower Abt die Vigilien. Die Nacht über wachten wieder Rosenberg'sche Hofbediente am Castrum doloris. Am Morgen des folgenden Tages (27.) sprach ein zweiter Jesuit eine wohlgesetzte lateinische Predigt, ein Seelenamt wurde abgehalten und der Leichenzug setzte sich nach den Thoren in Bewegung.

Gegen Krummau ging der Zug in folgender Ordnung: Voran ein Trompeter, dann 56 Reiter in geschlossenen Reihen, dann die Trauerfahnen und Trauerpferde. Zu beiden Seiten des von sechs schwarzbehängten Rossen gezogenen Leichenwagens gingen hundert Rosenberg'sche Unterthanen in schwarzen Kleidern. Hinter dem Leichenwagen fuhr Hr. Peter Wok von Rosenberg mit dem Landgrafen von Fürstenberg und einem Hrn. von Neuhaus, dann noch zwei Wägen mit böhmischen Cavalieren, und neun Ritter zu Roß, endlich die Frau Witwe und 31 Wägen mit adeligen Frauen, und zuletzt eine große sechsspännige Carosse.

Erst am 3. November langten sie zu Krummau an. In der Klosterkirche daselbst blieb der Leichnam Wilhelms bis zum 10. Dezember, an welchem Tage erst die Uibertragung in die Stadtkirche geschah. Herren und Ritter trugen den Sarg und die Aebte von Hohenfurt und Goldenkron führten den Conduкt. Nach einer Leichenrede und Abhaltung eines feierlichen Opferganges, wurde endlich Wilhelm v. Rosenberg in die neue Gruft vor dem Hochaltare an der Seite seiner dritten Gemahlin beigesetzt. Sein Bruder und Erbe Peter Wok errichtete ihm ein prachtvolles Mausoläum aus Marmor, mit trefflichen in Kupfer getriebenen Reliefs, das über 3000 Schock Meißnisch kostete und folgende Inschrift trug: (Rechts.) „Guilielmus Ursinus, domus Rosenbergicae Gubernator; aurei velleris eques, DD. Imperatorum Ferdinandi I. et Maximiliani II. a consiliis, nostro Rudolpho etiam ab arcanis, supremus regni Burggravius. Pragae priedie Cal. Sept. MDXCII aetatis suae LVII. vita functus, Cujus anima Deo vivat!“ (Links.) „Anna Maria, marchionissa Badens. com. in Spanheim, Philiberti marchionis Badens. com. in Spanheim Alberti sororis filia, Guilielmi Rosensis conjux, obiit Trebonae (d. i. zu Wittingau) An. MDXXCIII. die XXV. Aprilis.“

Für Kunst und Wissenschaft, namentlich für böhmische Literatur, that Wilhelm unendlich viel. Seine Bibliothek war eine der bedeutendsten jener Zeit und hatte in Böhmen nur die berühmten Büchersammlungen der Lobkowitze und Hodiegowa zu Nebenbuhlern. Die ausgezeichnetsten Dichter des Landes besangen den hochherzigen Rosenberg und viele widmeten ihm ihre besten Werke, z. B. David Krinitus von Hlawaczowa, der lorbeergekrönte Kaspar Kropácž, Simon Proxenus a Sudetis, Jacobus Chimarhaeus, Thomas Mitis Simusaeus, Peter Kocidill v. Tulechowa, Ritter Rodowsky v. Hustirzan auf Rodaschtiow, Nathanael Balsmann, der altstädter Impressor Georg Melantrich v. Aventin, Gabriel Jodok Athesinus, Jakob Sofian v. Valkenberg, der bekannte utraquistische Parteigänger (seinen böhmischen Traktat von den heil. Engeln), die Jesuiten Sigmund und Heinrich v. Pilsnitz, Thomas Waworowsky (seine 1557 zu Ollmütz gedruckte Postille in böhmischer Sprache), Joh. Stramensky (zwei seiner böhmischen Erbauungsschriften), Mag. Johannes Episcopus, Thomas Reschel, Wenzel Sturm, der bekannte Historiker Prokop Lupacž (seine schätzbaren Ephemerides in lateinischer Sprache), der gefeierte Simon Lomnitzky von Budetz (drei Werke: Pisně nové na evangelia svatá. 1580 (neue Gesänge über die sonntäglichen Evangelien) — Kupidová střela. 1590 (Kupido's Pfeil) und knížka o sedm ďábelských

rzolézých 1606 — (das Büchlein von den 7 satanischen Ketten) und Prof. Zaluzansky v. Zaluzan (sein berühmtes Werk: „Methodus herbarii").

Peter Wok von Rosenberg und sein Hofstaat.

Peters Hofstaat war ungewöhnlich groß, und forderte einen ungeheueren Aufwand. Außer an seiner eigenen Tafel speiste man täglich noch an vierzehn Tafeln im Schlosse zu Wittingau. An der ersten davon saßen die Damen, deren sechszehn waren, worunter die wegen ihrer Schönheit besonders gerühmte Müllerstochter, Susana, den Vorsitz hatte. An der zweiten Tafel saßen sechs Edelknaben; an der dritten die Herrschafsleiter, Direktoren, Beamte und Hausoffiziere, neunzehn an der Zahl; an der vierten Schreiber und niedere Hausoffiziere, siebzehn an der Zahl; an der fünften Musikanten und Leibschneider, sechs an der Zahl; an der sechsten vier Küchenmeister; an der siebenten neun Leibdiener; an der achten eilf Küchenjungen und Hausdiener; an der neunten zehn verschiedene Handwerker; an der zehnten die Stallpartei, bestehend aus fünfzehn Individuen nebst diesen an der eilften zwölf Kutscher; an der zwölften achtzehn Jäger; an der dreizehnten die Jägerburschen und Waldheger; an der vierzehnten die Dienstmägde und niedern Diener, achtzehn an der Zahl; im ganzen 192.

Außerdem wurden aus den Vorrathskammern täglich an hundert Individuen, die theils durch Gebrechen zum Dienste untauglich waren, Viktualien und Speisen vertheilt, wodurch selbst ein großer Theil der Bürgerschaft, der die erwähnten Pensionisten beherbergte — unterhalten wurde. Wenn daher um die zehnte Morgenstunde auf dem Wittingauer Schlosse mit der Glocke das Zeichen zu dem Mittagsessen und Abends um 6 Uhr zum Nachtmahle gegeben wurde, strömte aus der Stadt und den nahen Dörfern das Volk herbei, und grüßte ehrfurchtsvoll den am Fenster stehenden Herrn, was er liebreich und gern aufnahm, und die Herangekommenen bewirthen ließ. Ein jeder von ihnen bekam ein Stück Fleisch oder ein Stück Fisch, Brod und Bier. Auf solche Art wurden täglich auf das arme Volk in der herrschaftlichen Küche 200 Pfund Rindfleisch, und an großen Fasttagen 30 große Karpfen vertheilt.

Peter war auch ein großer Pferdeliebhaber, so daß für seinen Marstall und für alle seine Pferde auf der Herrschaft Wittingau jährlich 8957 Strich Hafer verbraucht wurden.

Auf dem Sterbebette fühlte Peter Wok eine große Gewissensangst wegen seiner Häresie — indem alle seine Vorfahren dem römisch-katholischen Glauben mit Sinn und Herz zugethan waren. Er ließ sich deßhalb bei katholischen Ortsgeistlichen nach dem Titel Sr. Heiligkeit des Papstes erkundigen, um ihm in einem reumüthigen Schreiben seine Seelenangst vorzutragen. Als ihm hierauf der Priester begreiflich machte, er könne ihn, in der Todesgefahr von seinem Vergehen selbst absolviren — hinderte ihn daran die nächste Umgebung, die aus Hussiten und Hussitinnen bestand.

Der letzte Rosenberg.

Wilhelm von Rosenberg war viermal vermählt gewesen, hatte aber aus keiner dieser ehelichen Verbindungen einen Erben, der ihm in dem Ma-

jorate hatte nachfolgen können; daher übernahm dasselbe nach Wilhelm's Tode dessen Bruder Peter Wok, mit welchem, als dem letzten Sprossen der Rosenberge, dieser Herrenstamm im Jahre 1611 erlosch. (Bd. I. S. 77.)

Wie bei jedem Menschen wogte auch bei Wok das Gute mit dem Bösen auf und nieder, so daß bald das Eine bald das Andere die Oberhand erhielt. Peter war leutselig. Als eines Tages der Uhrmacher in das Schloß von Wittingau zum Aufziehen der Schloßuhr eilte, ersah ihn Wok von Rosenberg aus dem Fenster und rief ihm zu: „Wie kommt es, daß die Uhr heute etwas eilt."

„„Euer Gnaden"" versetzte der betroffene Uhrmacher, „„die Uhr geht gut, aber die Sonne hat sich etwas verspätet.""

„Du Thor," sprach darauf Peter Wok, „richtest du denn deine Uhr besser als Gott die Sonne?"

Wie sehr Peter Wok von Rosenberg auf Geselligkeit hielt, beweiset sein Leben im Karneval, und nach der Aussage der Chronisten, war um solche Zeit Wittingau ein Paradies, und darin das goldene Zeitalter des alten Trebon. Während der Faschingszeit lud sich Wok von Rosenberg öfters zu den einzelnen Bürgern Wittingau's zu einer häuslichen Lustbarkeit ein. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Nachbarn geladen. Peter ließ Speisen, Wein und Bier vom Schlosse holen, unterhielt sich bei Gesang und Musik bis in die tiefe Nacht mit seinen Bürgern. Wer bei solchen Gelegenheiten eine Bitte an ihn stellte, der wurde gewiß erhört.

Diese Heiterkeit Peter's verschwand jedoch mit dem Tode seiner Gemahlin Katharina von Budaniz (1601). Wok wurde über ihren Verlust sehr traurig und melancholisch. Später artete dieser Zustand in Zornsucht aus, so daß er oft in der ersten Aufwallung, selbst wegen eines kleinen Vergehens, seine treuesten Diener hinrichten ließ. Doch als bei ihm das edlere Ich erwachte, ließ er, um seinem Jähzorne und seiner Grausamkeit selbst Schranken zu setzen, den Scharfrichter von Wittingau nach Sobëslau entfernen. Wenn er dann in der Uebereilung über Jemanden das Todesurtheil aussprach, so wurde gewöhnlich sein Zorn besänftigt, ehe der Scharfrichter von Sobieslau ankam.

Der Becher der Mattenfelde.

Aus der Gegend von Bergreichenstein.

1611–1621.

In dem ersten Viertheil des siebzehnten Jahrhunderts lebte zu Kaltenbach, einem Dorfe bei Schüttenhofen in Böhmen, ein ehrlicher Schulmann, Liboslaw Rakusch geheißen. Er war dem utraquistischen Bekenntnisse zugethan, und wie manche seiner Vorfahren, ein Feind der Deutschen, ungeachtet er selbst meist und gerne deutsch sprach. Weit unbefangener dachte Rickchen, seine Gattin. Sie war ehedem Zofe bei einer böhmischen Gräfin gewesen, mit dieser in mehreren Ländern herumgekommen, und hatte über manche Gegenstände andere Ansichten als ihr Mann. Dieß gab ihr über ihren Gatten, der sein Vaterland nie

verlassen hatte, eine Art Uebergewicht; wenigstens entschied in den meisten Vorfällen ihr Wille und ihre Meinung.

Uebrigens konnte man die bereits mehrjährige Ehe immer eine glückliche nennen: denn der Unfriede hatte noch nie die Wohnung Liboslaws heimgesucht, außer wenn man einen kleinen Zank ausnehmen wollte, der etwa ein Jahr nach ihrer Verheirathung unter ihnen statt fand, aber bald gütlich beigelegt wurde. Als sie ihm dazumal ein Töchterlein geboren hatte — das erste und einzige Kind — und es getauft werden sollte, wollte Liboslaw, daß es „Libussa" genannt werden sollte. Dieser Name aber gefiel der Mutter keineswegs, und sie begehrte schlechterdings, daß sie nach ihrer Großmutter Anna heißen sollte. Liboslaw bestand nichts desto weniger auf Libussa, seine Gattin auf Anna. Er beharrte dießmal fest auf seinem Willen, selbst dazu verstand er sich nicht, daß sie — wie der Pfarrer von Walietitz vorschlug — Anna Libussa getauft werden sollte. Der böhmische Name solle auch der vordere sein, wollte der Schulmeister haben. Die Gattin sah sich zuletzt genöthigt in so weit nachzugeben, daß das Kind den Namen Libussa Anna erhalten könne; allein nichts desto weniger nannte die Mutter von dieser Zeit an ihr Töchterlein Anna, wo sie hingegen der Vater stets Libussa rief. Das Kind wuchs unter dieser Doppelbenennung zu einem lieblichen, schönen Mädchen heran, ohne sich um die Ursache zu kümmern, daß sie der Vaters anders als die Mutter rufe. Hatte sie dieß früher nicht gethan, so that sie es nun noch weniger, weil ein Gegenstand ganz anderer Art ihre Aufmerksamkeit beschäftigte.

Es war im J. 1611, als die ganze Gegend ihres Geburtsortes in große Bestürzung gerieth. Ludwig Graf von Sulz drang plötzlich aus dem Passauischen mit einer Anzahl Kriegsvolkes in Böhmen ein und bemächtigte sich theils durch Gewalt theils durch List, der Stadt Pisek und anderer Orte.

Vor Schüttenhofen fanden die passauischen Truppen einen ernstlichen Widerstand; eine beträchtliche Anzahl wurde getödtet, Mehrere aber wurden verwundet. Die Schwerverwundeten wurden nach den nächst gelegenen Orten geschafft, wo sie geheilt werden sollten.

So ward auch ein junger Cornet, der einen Säbelhieb über den Kopf erhalten hatte, bewußtlos nach Kaltenbach, und da bereits die meisten übrigen Häuser voll Verwundeten lagen, in die Wohnung des Schulmeisters gebracht. Der Schulmeister, so sehr er auch sonst für das Leiden seines Nebenmenschen empfänglich war, sah dießmal einen solchen Gast eben nicht gerne, zumal da dieser ein Feind Böhmens war. Er ließ daher geschehen, was er nicht ändern konnte. Der Verwundete, von dem man bloß erfuhr, daß er Ritz von Mattenfeld heiße, blieb in seinem Hause, ohne daß Liboslaw vielen Antheil an ihm genommen hätte. Desto mehr Güte und Theilnahme fand der Cornet bei der Schulmeisterin, und noch mehr bei der elfjährigen Libussa, die oft den ganzen langen Tag bei ihm blieb, und durch ihre naiven Erzählungen den Kriegsmann erheiterte, während die Nachrichten von den blutigen Auftritten zu Prag, welche die dort eingerückten Passauer herbeigeführt hatten, den Schulmeister mit Grimm erfüllten. Letzterer zählte die Stunden, die der Cornet im Hause zubrachte, und konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er wieder gesund sein würde; indeß ließ es sein übrigens gutes Herz gerne geschehen,

daß ihm die weiblichen Hausgenossen die sorgfäligste Pflege angedeihen ließen. Selbst die Nachricht von dem schimpflichen Abzuge der Passauer Völker aus Prag — so gerne er auch als Böhme gegen ihn damit geprahlt hätte — verschwieg er, um ihm nicht wehe zu thun.

Der Cornet, ein sanfter, biederer Jüngling, der (wie schon erwähnt) die Mutter und die Tochter ganz für sich eingenommen, erkannte dankbar die Pflege, und gewann das Haus so innig lieb, daß er, als er nach dem noch von Passauern besetzen Budweis abgehen sollte, nicht ohne schmerzlicher Rührung sich trennen konnte. Rickchen die Mutter, schied mit Thränen im Auge von ihm, Libussa war untröstlich, und selbst Liboslaw konnte etwas Wehmuth nicht unterdrücken. Mattenfeld schüttelte ihm die Hand, dankte der Mutter, schob Libussen, indem er sie küßte, seinen Ring an den Finger, und sprengte davon.

Fünf Jahre vergingen, Libussa war zu einem sechzehnjährigen Mädchen herangewachsen, ohne daß sie Mattenfeld ganz vergessen hätte: wenn sie den Ring erblickte, dachte sie seiner, und unwillkürlich hob sich ihre Brust. Fragten andere Mädchen, woher sie den Ring habe, so ward ihnen jedesmal nur eine ausweichende Antwort.

Einst als sie vom Schüttenhofner Jahrmarkte heimkehrte, ritt von den Anhöhen ein Reiter herab auf ihr Dörfchen zu. „Komm ich da recht nach Kaltenbach?“ fragte der Reiter das blühende Mädchen. Sie bejahte dieß, so wie auch seine zweite Frage, ob sie denn eben nach Kaltenbach ginge und dort bekannt sei? Sehr unruhig pochte Libussens Brust. Der Reiter, ein schmucker junger Mann, reich gekleidet, sprang vom Rosse und ging, das Pferd am Zügel führend, neben ihr einher. Die Schönheit dieses Landmächens fiel ihm auf, er konnte beinahe sein Auge nicht von ihm abwenden; selbst mit den Reden ging es ihm nicht so schnell, wie sonst. Auch sie betrachtete mit halb gesenkten Augenlidern den stattlichen Mann. Sie dachte an Mattenfeld — und war er's? Es schien ihr so. Und doch war sein Bild, wie es sich in ihrer Erinnerung erhalten hatte, diesem nicht so ganz gleich. Aber als er zufällig bei einer alten Denksäule vorüber ging, und nach der Katholiken frommer Weise den Hut abnahm, entdeckte Libussa eine Narbe an seiner Stirn, die ihr keinen Zweifel mehr übrig ließ, wer ihr Gefährte sei.

Immer höher klopfte ihr das Herz; kaum wagte sie es mehr aufzublicken. Mattenfeld fragte seinerseits nach allerlei, bald ernst, bald scherzend. Endlich fragte er auch nach dem Kaltenbacher Schulmeister und seiner Gattin. Libussa gab lispelnd Auskunft. „Und was macht denn sein Töchterlein, die holde Libussa, sie muß ja nun schon recht groß sein?“ — Hoch erglühte Libussens Gesicht; sie reichte ihm ihre Hand hin, und ihm den Ring zeigend, lispelte sie: „Sie geht ja mit Euch edler Herr.“

Mattenfeld blickte das schüchterne Mädchen, das in ihrer vollen Schönheitsblüthe neben ihm herging, mit pochendem Herzen an; so vertraut und kosend mit ihr zu reden, wie er es einst als Siecher gethan, verbot ihm ihr Anstand. Die Erinnerung an die ihm einst bewiesene Anhänglichkeit, ihre Schönheit, ihr Wesen, alles erfüllte sein Herz mit hoher reiner Liebe — wenigstens gestand er sich dieß selbst, nachdem er wieder von Kaltenbach, wo er den Schulmeister und dessen Gattin besucht, und ihnen für ihre Pflege ein nahmhaftes Geschenk aufgedrungen hatte, wieder heimkehrte.

Es hatte ihn nemlich irgend ein Geschäft aus Bayern wieder nach Böhmen gerufen, bei welcher Gelegenheit er seinen Wohlthätern dankbar zu sein vermeinte.

Auch in Libussens Herz hatte die Liebe Eingang gefunden; Sie dachte nur an Mattenfeld, und dieser an Sie. Beide dachten nicht an die Scheidewand, die sie trennte: Stand, Vorurtheil, Religion ꝛc. Vergebens warben mehrere, selbst ansehnliche Bewohner Kaltenbachs um Libussa's Hand; sie wies Alle unter mancherlei Vorwänden ab.

Der Vater ahnte die Ursache nicht, und ließ sie gewähren. Als aber dieß fortdauerte, Libussa jeden Umgang mit ihresgleichen floh, und selbst des jungen Erbvogten Sohn, einen schmuken jungen Mann, verschmähte, ward er unwillig. Die Mutter, die gleichfalls weit entfernt war, die eigentliche Ursache zu errathen, kränkte sich nicht minder über den Eigensinn ihrer Tochter, indem sie so gerne mit der Erbvogtin, der Vornehmsten des Ortes, in Verwandtschaft gestanden hätte. So sah sich nun Libussa von beiden Seiten beengt, und konnte ihr Geheimniß nicht in den Busen ihrer Mutter ausschütten.

Mehrere Wochen gingen wieder hin, als Mattenfeld abermals bei Liboslaw erschien. Dießmal brachte er mehrere Geschenke für den Schulmeister und seine Gattin mit, keines aber für Libussa. Diese bisher stets einsam, still und schwermüthig, war auf einmal wie umgewechselt, sie ergriff den alten Ton, scherzte vertraut wie vor Jahren mit Mattenfeld, und benahm sich so, als wenn er seit seinem Siechbette das Haus nie verlassen hätte. Dieß Alles fiel nun den Eltern zwar gerade nicht auf, desto mehr aber ihre schnelle Umwandlung, ihr schneller Uibergang aus Schwermuth in Frohsinn. Die Mutter errieth, der Vater ahnte die wahre Ursache. Als diesmal der Cornet wieder Abschied nahm, bat ihn der Vater, der ihn ohnehin sehr kalt aufgenommen hatte, seine Besuche einzustellen, da sie in mehr als einer Hinsicht nicht gleich und gleich wären.

Verdrießlich ging Mattenfeld weg, und suchte seine immer wachsende Leidenschaft zu bekämpfen. Umsonst; die Liebe siegte über den Verdruß. Es dauerte wieder einige Wochen, so fand er sich wieder in der Gegend von Kaltenbach ein, ohne jedoch sich zu zeigen. Es gelang ihm, Libussen wissen zu lassen, daß er ihrer hier harre, — und Libussa, die nun wieder allen Trost nothwendig hatte, folgte der Einladung nur zu gerne. Ein nahes Wäldchen war der Ort ihrer Zusammenkünfte.

So fanden sich die beiden Liebenden öfters im Jahre, ohne daß man in ihres Vaters Hause etwas geahnt hätte. Ihre Zärtlichkeit nahm immer zu, und bald konnte Libussa dem Lieblinge ihres Herzens keinen Wunsch mehr verweigern.

Einst saß an einem Sonntag Liboslaw in der Schenke, als des Erbvogtes Sohn hereintrat und erzählte: er habe eben einen Fund gemacht. Man befragte ihn von allen Seiten darum. Endlich zeigte er einen Ring. „Das ist ja der Ring meiner Tochter!“ sagte Liboslaw; „sie mag ihn heute bei dem Heurechen auf der Wiese verloren haben.“

Da warf ihm der junge Erbvogt lachend den Ring hin: „Gehört er der, so mag ich ihn nicht mehr haben, — obgleich ich gerne gewußt hätte, was wol das Lirum sagen will, das man innen im Ringe liest.“

Uiber dieses Wort lachten die Bauern; der Schulmeister sah hinein in das Innere des Reifen, und brachte ebenfalls das Wort Lirum

heraus. „Nun weiß ich doch" fuhr des Erbfogten Sohn fort: „wie Libussens Bräutigam heißt. Doch sagt mir, lieber Nachbar, was zuerst sein wird? Kindtaufe oder Hochzeit?"

Schwer beleidigt hob nun der Schulmeister an, diejenigen für niederträchtige Schelme zu erklären, die ohne Grund den guten Namen seiner Tochter angetastet hätten; denn was den Ring beträfe, so wäre es, wie ihm wohl bewußt, bloß ein Andenken, das Libussa in ihrem elften Jahre erhalten habe.

„Laßt den Ring gut sein, Nachbar!" sprach nun der eine Schöppe: „daß Jemand Eurer Tochter seit Kurzem ein curioses Lirum Larum vorgemacht haben müsse, das werdet Ihr doch unseren Augen nicht abstreiten wollen, wenn Ihr selbst durchaus blind sein wollt."

Liboslaw sprach kein Wort; aber man sah den Kampf des Zornes und der Scham auf seinem Gesichte. Vernichtet wankte er nach Hause.

Kaum angekommen, fragte er nach Libussen. Sie war nicht da. Nachdem man sie lange genug vergebens gesucht hatte, kam sie endlich. — „Wo warst du?" — Sie erzählte, daß sie im Heu ihren Ring verloren, und diesen gesucht hätte. Liboslaw reichte ihr ihn hin, und sah sie lange an. „Weißt Du, was man von Dir spricht?" Libussa erschrak, und warf sich schluchzend zu des Vaters Füßen nieder. „So ist es denn wahr," jammerte der Vater; „durch Dich ist meine Ehre, meine Ruhe vergiftet — wer ist der Elende?"

Laut jammerte die Tochter, laut jammerte die Mutter. Libussa gestand, daß sie Mutter sei; aber sie betheuerte auch, daß sie Niemand nennen dürfe. Wüthend stieß sie der Vater zur Thüre hinaus; die Mutter ergoß sich in einen Strom Verwünschungen, und diese brachten den Vater wieder zur Besonnenheit zurück.

Er rief die Tochter herein, sprach wehmüthig und gelassen mit ihr, und beschwor sie, ihm den Vater ihres Kindes zu nennen. Weinend versicherte Libussa, daß sie dieß nimmer thun werde. Da sprach der Vater: „Bei mir darfst Du nicht länger weilen; ich erkenne dich nimmer für meine Tochter; gehe und komme mir nicht mehr oder als ehrliche Frau wieder vor die Augen!"

Er drang ihr sein weniges Geld auf, und ohne der Mutter zu sagen, wohin, führte er seine Tochter nach Bergreichenstein; hier erklärte er ihr nochmals, daß sie nun gehen, und nimmer ohne Mann wieder zu ihm kommen sollte. Er ging heim, und ließ Libussen verzweifelnd zurück.

Nichts glich dem Unfrieden, der nun in Liboslaws Hause herrschte; kein Freudenblümchen keimte mehr daselbst auf; weinte seine Gattin nicht, so schalt sie. Vier lange Jahre vergingen, und nie hörten sie etwas von Libussen.

Inzwischen hatten sich die protestantischen Stände Böhmens wider ihren König und Herren Ferdinand II. empört; Friedrich von der Pfalz ward zum Könige gekrönt — um bald darauf als ein geächteter Flüchtling herumzuirren. Das Unglück des Vaterlandes beugte den alten Schulmeister ebenso tief, als der Verlust seiner Tochter. Er sollte Antheil an der Rebellion genommen haben, indem er (wie ihm dann zur Last gelegt wurde) der Jugend schädliche Begriffe beigebracht, und zugleich mit dem Pastor alles aufgeboten, um in der Umgegend Parthei für Friedrich „den Winterkönig" zu machen.

Nach der Schlacht am weißen Berge ward auch Er festgenommen, und nur aus Rücksicht seines Alters zur Landesverweisung verurtheilt. Liboslaw schnürte also im stillen Grame sein Bündel, und machte sich mit seiner trostlosen Gattin auf den Weg nach Pirna, wohin damals die unkatholischen Böhmen zahlreich auszuwandern pflegten.

Müde, ohne Geld und ohne Aussicht, ganz in Gram versunken, waren die beiden Auswandernden in Außig angekommen. Mühselig setzte sich Liboslaw auf die Schwelle eines Gasthofes, während von dem gegenüberstehenden schönen Hause eine frohe Musik herübertönte. Aus den Reden der Vorübergehenden entnahm er, daß dort ein Gastmahl gehalten werde. Da trat Liboslaw in das Haus, und bat einen der in geschäftiger Eile herumirrenden Diener um etwas Speise. Der Diener, den das elende Aussehen des Schulmeisters rühren mochte, brachte bald darauf Speise für die Beiden, und zugleich einen silbernen Becher Weines.

Der Bediente erzählte weiterhin: seine schöne und engelmilde Frau lasse nie einen Dürftigen unerquickt vorübergehen, zudem sei heute ein festlicher Tag, der Geburtstag ihres alten Vaters. „Der Vater" setzte der Bediente hinzu, „wohnt ziemlich weit von hier, wir sollten ihn schon früher zu dem Feste abholen; allein ein Unwohlsein des jungen Herrn verhinderte dieß. Nun befindet sich das junge Herrlein besser, und drum wird die gnädige Frau selbst Morgen ihre Reise dahin antreten. Sie entbietet also ihren Prunkbecher, auf daß auch Ihr auf das Wohl ihres Vaters trinken möchtet."

Liboslaw trank mit Thränen im Auge. Es war ja heute auch sein Geburtstag; und im Stillen segnete er die gute Tochter, die also ihres Vaters Andenken zu ehren weiß.

Wie er nun den Becher auch seiner Gattin reicht, bemerkt er eine Schrift auf demselben. Mit Staunen lies't er in einem Kranze von Myrthen:

L. I. R. V. M.
L. A. R. V. M.

„Um des Himmelswillen," rief er dem Diener zu: „woher kommt denn dieser Becher — und diese Buchstaben?"

„Ei, sie bedeuten die Namen des gestrengen Herrn und seiner Hausfrau; sie heißen Ludwig Johann Ritz von Mattenfeld und Libussa Anna Rakusch von Mattenfeld."

„Und ihr Vater?" fiel ihm Liboslaw dringend in's Wort.

„Soll ein armer Schulmeister sein," entgegnete Jener, und sah die beiden Alten halb ohnmächtig, betend und stammelnd niedersinken. Auf das Geschrei, das er erhob, kamen nun die Gäste, der Ritter und seine Hausfrau herbeigeeilt.

Kaum erblickte die Letztere — es war Libussa — ihre Eltern, als sie ihnen zu Füssen stürzte. Alle Anwesenden standen erstaunt, und wußten sich dieß Räthsel nicht zu erklären. Noch seltsamer war ihnen zu Muthe, als der Alte, nachdem er sich erholt, finster auf seine Tochter herabsah, und mit den Worten: „Wenn Du die Gattin eines meiner Feinde bist, so bist Du demnach auf immer für mich verloren!" — seinen Stab ergriff und die weigernde Mutter zum Fortgehen anhielt.

Im Augenblick aber brachte Ritz sein siebenjähriges Söhnlein herbei. Der Kleine faltete bittend die Hände. Diese Szene endlich

tilgte den Unwillen des Alten weg; er nahm den Kleinen auf seine Arme, und sprach zu ihm: „Sage Deinen Eltern, daß ich verzeihe, und nun gerne das Vaterland verlasse, da ich meine Tochter wieder habe!“

Libussa deckte des Vaters Hände mit Küssen, und führte ihn gleichsam im Triumphe in den Speisesaal. Hier erzählte er, wie er hergekommen, und warum er das Land seiner Väter verlassen müsse. ꝛc.

„Das soll nimmer geschehen,“ rief Ritz „und wenn ich den Statthalter *) kniend um Eure Begnadigung bitten sollte.“

Das waren Freudentöne in des Alten Ohr; — er blieb nun in Außig, während Ritz nach Prag eilte. Während der Abwesenheit seines Eidams erfuhr nun Liboslaw von seiner Tochter, wie sie vier Jahre in der größten Noth umhergeirrt, und nur durch Almosen ihr Leben gefristet habe — bis sie ihr treuer Ritz, dem Tode nahe, zu Passau gefunden, worauf er für ihre Herstellung und für ihren Knaben gesorgt, sie dann mit Widerspruch seiner Verwandten geheirathet, und sich in Außig das Freihaus angekauft habe.

Ritz kam, und brachte die Begnadigung, — und Liboslaw hatte das hohe Glück, sein Leben an der Seite seines Ricchens im Lande seiner Väter zu beschließen.

Blätter zur böhmischen Münzforschung.

(Aus der Feder des Grafen Franz Sternberg.)

Zweiter Artikel.

(Man vergleiche oben S. 57—61.)

Die nachstehenden historischen Ansichten über die Epochen und Charaktere des vaterländisch-böhmischen Münzwesens sind aus der Betrachtung und Würdigung der im Nationalmuseum aufbewahrten Sternbergischen Münzsammlung hervorgegangen.

Böhmens Münzen, als Denkmäler der Geschichte betrachtet, erlangten seit dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, noch mehr aber seit K. Ferdinands I. Regierung, eine wesentlich veränderte Gestalt, rechtfertigen daher die Eintheilung der böhmischen Münzen in die des Mittelalters und der neueren Zeit seit dem XVI. Jahrhundert. Aus dem Mittelalter sind uns nur landesherrliche Münzen bekannt, und die Münzberechtigten dieser Zeit prägten selbst keine anderen; in der neueren Zeit wird die Menge der Medaillen aller Art ansehnlich, so wie auch die Münzen einiger Münzberechtigten.

In dem Münzwesen des Mittelalters lassen sich fünf Hauptperioden bezeichnen, welche unterscheidende Charaktere an sich tragen. Die ältesten Münzen dieser Sammlung, welche mit den Boleslawen anfangen und bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts herabreichen, sind breite Blechmünzen,

*) Dies war damals Karl Fürst von Lichtenstein, gestorben 12. Februar 1627.

wie alle gleichzeitigen, noch sehr roh gearbeitet; die Stempelschneider begnügten sich damit, die Linien der gezeichneten Figuren, welche in Umrissen geliefert werden sollten, zu zählen; die Buchstaben der Aufschrift wurden oft durcheinander geworfen, verwechselt oder entstellt, daher es oft unmöglich wird, ihren Sinn zu enträthseln. Mit Herzog Spitignew, dem Sohne Břetislaws, fängt eine zweite Periode an, wo zwar im Ganzen derselbe Charakter in den Contourzeichnungen noch vorherrscht, die Münzen jedoch kleiner, dicker und gediegener erscheinen, und seit dem Anfange des XII. Jahrhunderts nach und nach in den Charakter der dritten Periode übergehen, welche mit dem Herzoge Wladislaw I. beginnt, und mit dem XII. Jahrhundert endet. Diese Periode zeichnet sich durch feine plastische Vorstellungen in Basreliefsform aus, deren Inhalt großentheils aus der Legende des heil. Wenzel entlehnt wurde — für uns eben darum besonders merkwürdig, da ihr Charakter unserem Vaterlande eigenthümlich angehört, und von keinem gleichzeitigen im Auslande erreicht oder übertroffen wird. Unsere Museums-Sammlung ist daran vorzüglich reich, indem sie unter Wladislaw allein nicht weniger als 7 Inedita zählt.

Aus der Periode der böhmischen Ottokare, ja aus dem ganzen XIII. Jahrhunderte sind uns, außer einer einzigen Münze, welche die Aufschrift **Přemisl Rex** führt, nur die Bracteaten bekannt, deren nähere Bestimmung, selbst nach den Bemühungen des verdienstvollen Mader, noch immer schwierig ist.

So auffallend es erscheinen muß, daß die von den Griechen auf den höchsten Glanzpunkt erhobene Prägekunst so ganz vertilgt werden konnte, daß sie im Mittelalter bis zur Linienzeichnung abenteuerlicher Menschen- und Thierformen herabsank, wie sie nur Kinder oder Stämme alle Civilisation entbehrender Nationen darzustellen pflegen; ebenso befremdend ist der rasche Uibergang in die vierte Periode im XIII. Jahrhundert, welche keinen geringen Kunstsinn in der Darstellung menschlicher Gestalten verräth.

Die hierauf folgende Epoche der sonderbarsten alten Münzen, der Bracteaten, die eine eigene Episode in dem Münzwesen bilden, und wenn gleich sehr verbreitet, doch einzig für sich dastehen, im Gehalte geringer als je zuvor und nachher, auf dem Gepräge die Arabesken in den Thiergestalten aufnehmend (aus welcher vielleicht nach mannigfaltigen Uibergängen endlich der doppelt geschwänzte böhmische Löwe hervorging) könnte auf die Vermuthung leiten, daß, so wie die Baukunst in ihren Formen und Verzierungen in der Zeit der Kreuzzüge in den sogenannten neugriechischen Styl überging, auch die Prägekunst im Orient neue Bilder und Formen entlehnt haben möge.

Unter König Wenzel dem II., und zwar nach dem Berichte des gleichzeitigen Chronisten Peter von Königsaal erst im Jahre 1300, wurde durch eine Reform des ganzen Münzwesens, die fünfte böhmische Münzperiode, die der Prager Groschen begründet, welche mit ihrem Stifter am glänzendsten begann, und erst im XVI. Jahrhundert, namentlich im Jahre 1547, gänzlich aufhörte, nachdem der Werth der Münze mit jeder nachfolgenden Regierung immer tiefer gesunken war. In dieser Periode, unter König Johann, beginnen unsere Goldmünzen, den florentiner Ducaten mit der Lilie und dem heil. Johann Baptist vollkommen ähnlich; doch sind uns zur Zeit noch keine in Böhmen geprägte Ducaten, von Kaiser Sigmund bis auf König Georg herab, bekannt geworden. Kaiser Karls des IV. Regie-

rung lieferte die ersten Dickgroschen, eine Luxusmünze, die bis auf König Ludwig üblich war. Es sind zwar ausgezeichnet schöne Exemplare dieser Gattung mit der Aufschrift **Wenzeslaus III.** vorhanden, aber es ist kaum zu zweifeln, daß die unzähligen Prager Groschen mit gleicher Aufschrift insgesammt unserem König Wenzel dem IV. zugeeignet werden müssen. Da der letzte Přemyslide noch vor seiner Krönung unter dem Dolche des Meuchelmörders gefallen war, so wurde er zwar geschichtlich, aber nicht verfassungsmäßig, mitgezählt; daher finden wir auch andere gleichzeitige Denkmäler, wo unser König Wenzel der IV. noch **Wenceslaus tertius** genannt wird. Sehr ansehnlich ist die Zahl der Uiberstemplung seiner Prager Groschen in den deutschen Reichsstädten, zumal des schwäbischen und fränkischen Kreises von Salzburg bis Schaffhausen, Elsaß-Zabern und Mainz. Der gänzliche Mangel von Prager Groschen aus der Regierung der Könige Sigmund, Albrecht und Ladislaw ist kaum zu erklären, da deren Prägung aus geschichtlichen Denkmälern gewiß ist, und ein schöner Dickgroschen des Königs Ladislaw sich in dem k. k. Münzcabinet in Wien befindet. Um so größer ist die Anzahl der unbestimmbaren Münzen dieses vielbewegten Zeitalters. Ob der Buchstabe G. auf einigen aufgefundenen Pfennigen K. Georgs nicht auf seine Glazer Münzstücke zu beziehen sei, muß unentschieden bleiben. Die Regierung des unglücklichen K. Ludwig liefert die ersten Jahrzahlen auf böhmischen Münzen, die von da fast ununterbrochen fortdauern. In dieser Zeit beginnt überhaupt eine neue Epoche des böhmischen Münzwesens.

Die herrlichen Schlikischen Münzen von Joachimsthal, welche den Namen der Thaler in die ganze Welt brachten, eröffnen die Reihe der böhmischen Privatmünzen und Medaillen; die älteste Jahrzahl auf diesen Thalern ist 1520, die jüngste 1528, welche noch auf den Namen des bei Mohačs gebliebenen Grafen Stephan geprägt wurde; später wurde Joachimsthal königliches Kammergut.

Seit 1529 beginnen daher unsere ersten königl. Thaler mit ihren Unterabtheilungen, wiewohl schon eine Münze K. Ludwigs von 1524 den Namen eines halben Thalers verdient.

Die Regierung K. Ferdinands lieferte die ersten königl. Medaillen, und die ersten kupfernen Raitpfennige der böhmischen königl. Kammer, welche im Jahre 1560 anfangen und 1661 aufhören. Die schönsten königl. Medaillen sind von K. Maximilian vorhanden, unter ihm und seinen zwei Söhnen, Rudolph und Mathias, lernen wir auch die bjlé ğrosse (weiße Groschen) kennen, seit 1578 auch den maley ğros (kleinen Groschen). Aus der Menge und Vorzüglichkeit der Luxusmünzen dieser Zeit läßt sich auf die reiche Ausbeute der böhmischen Bergwerke und die Blüthe des Münzwesens unter König Rudolph II. schließen; unter ihm wurden die doppelten und zehnfachen Dukaten, so wie die doppelten und dreifachen Thaler und Klippen, zuerst eingeführt, unter seinem Nachfolger, Mathias, die böhmischen Krönungsmedaillen und Krönungsauswurfsmünzen, obgleich es nicht zu läugnen ist, daß eine seltene Münze des XII. Jahrhunderts mit der Aufschrift **rex Wladislaw** und **Judita regina** schon auf einen ähnlichen Gebrauch hinzudeuten scheint.

Die traurige sogenannte Kipper- und Wippermünzperiode unter K. Ferdinand II. dauerte glücklicher Weise nur einige Jahre bis 1626; doch zeigt sich die Verarmung der Münze von Kuttenberg unverkennbar schon

unter Leopold dem I. Dafür wurde unter Karl dem VI. die Prager Münzstätte um so thätiger. Die Krönungsmedaillen dieses Kaisers sind besonders schön und häufig; unter ihm wurden von der Ausbeute in Eule wieder böhmische Goldstücke, unter seiner Nachfolgerin M. Theresia in den Jahren 1757 und 1758 auch Joachimsthaler wieder geprägt. Die erste currente Kupfermünze erscheint erst in den Jahren 1759 und 1760, doch hören die Dreipfennigmünzen (Gröschel) unter Kaiser Joseph II. 1782 wieder auf.

An Münzen und Medaillen von Städten und Ortschaften ist unser Vaterland nicht reich. Die ältesten von Prag mit der Jahrzahl 1585 und den Aufschriften: Znameni snėmovniho snešeni, Signum concessae libertatis, Signum indultae servitutis, sind um so auffallender, als es zur Zeit noch unmöglich ist, das Ereigniß, worauf sie sich beziehen, bestimmt nachzuweisen. Eger, dessen Wappenschild unter K. Ottokar auf einem Bracteaten erscheint, liefert uns zu Anfang des XVI. Jahrhunderts noch einen schönen Dickpfennig. Noch schöner ist der unter K. Rudolph geprägte, vielleicht einzige Dickpfennig von Budweis in der Museums-Sammlung. Außerdem haben wir noch Medaillen von Kuttenberg, Rudolphstadt, Pilsen, Přibram, Abertam, Niklasberg, Teplitz, Karlsbad, Reichstadt und Reichenberg aufzuweisen.

Die Reihe der geistlichen Münzen, insbesondere des Prager Erzbisthums, fängt seit dem dreißigjährigen Kriege mit dem Cardinal Harrach an, und dauert ununterbrochen fort bis zur Gegenwart. Auch sind Leitmeritzer bischöfliche Medaillen, und außer der Wyssehrader, noch von vielen andern Kirchen und Gnadenorten Böhmens vorhanden.

Die Münzberechtigten in alter Zeit prägten bei uns nur landesherrliche Münzen; so die Herren von Rosenberg und von Častolowic im XVI. Jahrhunderte. Die erste Ausnahme davon machen die Schlicke mit ihren schönen Joachimsthalern, woran unser Cabinet besonders reich ist. Ihnen zunächst folgten die Herren Wilhelm und Peter Wok von Rosenberg, insbesondere auf ihrer Herrschaft Reichstein in Schlesien. Vom Herzoge von Friedland besitzt unsere Sammlung, unter andern Münzen, auch fünf- bis zehnfache Dukaten, Thaler, Gulden, und einen seltenen kupfernen Raitpfennig der fürstlichen Kammer zu Friedland. Das Schlickische Münzprivilegium wurde im J. 1627 erneuert; unter ihren seitdem geprägten Münzen zählen wir auch einen 20fachen Dukaten vom Jahre 1649. Dann wurde noch von den Fürsten von Eggenberg, als Herzogen von Krummau, und im vorigen Jahrhunderte vom Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, namentlich aus dem bei Podmokl gefundenen Golde, geprägt.

Doch eine der interessantesten Parthieen unseres alten Münzwesens sind die in ansehnlicher Zahl vorhandenen Familienmedaillen und Gedächtnißmünzen. Man hat deren seit dem XVI. Jahrhundert fast von jedem böhmischen Herrengeschlechte, von vielen Ritterfamilien und Personen bürgerlichen Standes, mehrere darunter von vorzüglicher Schönheit, aufzuweisen. Wir wollen hier nur die Namen bekannter Familien und einiger Münzmeister angeben: Augezd, Berchtold, Berka, Crocin von Drahobeyl, Černin, Drachowsky, Gallas (als Besitzer von Friedland), Gelčan, Gendorf, Globen, Greiffenberg, Griespeck, Hasenburg, Huber von Riesenpach, Kapaun, Keck von Schwarzpach, Kynsky, Knobloch, Kolowrat, Kraigk, Löwenstein, Lobkowitz, Mazanec von Frimburg, Myslik von Hirssow, Neu-

haus, Nostitz, Pernstein, Rosenberg (Wilhelm und Peter Wok), Schmidtgräbmer, Schönfeld, Sstreta Ssotnowsky, Spork, Sternberg, Swihowsky, Trčka, Warnspach, Waldstein, Wartenberg, Windischgrätz, Woračicky, Wresowicz, Wunschwitz, Zdiar u. a. m., deren Namen geschichtlich weniger bekannt sind.

Als Anhang folgen die mährischen Münzen und Medaillen der Olmüzer Bischöfe von Stanislaus Pawlowsky an, und ununterbrochen seit Cardinal Dietrichstein bis auf die gegenwärtige Zeit, der Aebte von Hradisch und Welehrad rc.

Münzen von Glaz, welche eine Zeit lang einem Herrn von Pernstein gehörten, und von Reichstein unter dem Besitze der Prinzen aus dem Podiebradischen Stamm und der Rosenberge.

Wenzel I. (der Heilige) als Herzog von Prag.

Zugleich Beitrag zur böhmischen Münzkunde von Prof. Helbling Ritter von Hirzenfeld.

Seit Pubitschka, Dobner, Pelzel und Dobrowsky trat die böhmische Geschichtschreibung in ein Stadium der Zuverläßigkeit ein, welche der früheren mangelte, weil man nicht bis zu den historischen Quellen hinabstieg.

Nun sind aber einerseits als älteste Quellen für die böhmische Geschichte im Mittelalter die ausländischen, nemlich deutschen Quellenschriftsteller zu betrachten, welche unter der Redaktion des gelehrten Historikers Perz unter dem Titel: **Monumenta Germaniæ historica** seit 1826 erscheinen; andererseits kommen gegenwärtig böhmische Urkunden (welche jedoch hier, vergleichungsweise gegen Nachbarländer später beginnen) in der Regestenform vom Archivar Erben bald heraus. Bisher kommt als das älteste richtig gestellte Jahr in der Geschichte Böhmens die bekannte Schlacht vom Jahre 805 zur Zeit Kaisers Karl des Großen vor, in welcher ein Lech, in der bessern Lesung der Quellenschriftsteller Deutschlands Bech genannt wird, welchen jedoch Dienzenhofer in seinen genealogischen Tafeln der Monarchen Böhmens, Prag 1805, Seite 16, bezweifeln will, indem er fragt: „woher weiß es der gelehrte Dobrowsky so zuversichtlich, daß Lech schon damals Herzog in Böhmen war und gerade im J. 805 in einer Schlacht umkam, welches beides er (Dobrowsky) im Literar. Magaz. II. Stück Blatt 99 doch für gewiß annimmt? Es ließe sich dieß auch bezweifeln. Sollte wirklich Borziwoy sobald auf Lech'n gefolgt sein?" —

Allein der sonst so umsichtige Dinzerhofer war damals in großem Irrthume, diesen Lech (besser Bech) für einen Bruder des Czech zu halten, denn dieser Lech war im Jahre 805 (beiläufig in der Regierung Wogens?) ein Heerführer der Böhmen, nicht aber Herzog, für welchen ihn Dobrowsky damals fälschlich ausgab; später jedoch in der Zeitschrift des Museums unter dem Titel: „Was gewinnt die Geschichte Böhmens aus den deutschen Quellenschriftstellern" angeführt hat.

Ein anderes wichtiges Datum für Böhmen wäre die im J. 845 in Deutschland geschehene Taufe der 14 böhmischen Großen, oder vielleicht

auch Theilfürsten = duces genannt, welche jedoch später nach des ersten Boleslaws Regierung unter diesem Titel von deutschen Chronisten nicht mehr erwähnt worden sind. (S. Abhandlungen der k. böhm. Ges. der Wissenschaften v. J. 1790, Dobrowsky's Geschichte der böhm. Sprache S. 325.)

Die Einführung des Christenthumes war jedoch für die Böhmen und auch andere Völker Europas von der größten Wichtigkeit, weil seitdem auch zugleich im Gefolge des Christenthums mehrere Gattungen der Civilisation, wenn auch späterhin, sich ergaben, nemlich die Schreibekunst, die antiken Sprachen und das Münzwesen einheimisch wurden. Daher wäre die in Mähren am Hofe des Swatopluk vorgenommene Taufe des Herzogs Borziwoy I., gestorben etwa im J. 910, ein drittes eben so wichtiges als interessantes Ereigniß für Böhmen zu betrachten, wenn es sich nur chronologisch richtig angeben ließe, indem alte böhmische Historiker zwischen den Jahren 864 und 894 von einander abweichen. Vom ersten Sohne des Borziwoy I., nemlich: Spitignew I., weiß Palacky, außer seiner Frömmigkeit, wenig anzudeuten.

Der zweite Sohn Herzogs Borziwoy I., nemlich: Wratislaw I., der Mähren, welches im J. 906 aufhörte ein besonderes Reich zu sein, als böhmische Provinz (wie Manche glaubten) erhalten haben soll? Nach Palacky wurde jedoch Mähren im J. 955 den Magyaren abgenommen und kam unter bleibende böhmische Herrschaft.

Wratislaw war der erste Monarch, von welchem man jetzt (S. numismatische Zeitung Leizmann's Oktober 1847 Nr. 21, Seite 161.) Münzen mit dessen Namen aufweisen kann. Mithin können wir in Böhmen vom 10. christlichen Jahrhunderte an Münzen aufweisen, welche im 18. schließen, folglich durch 9 Jahrhunderte.

Von Wratislaws ältestem Sohne Wenzel, der den Namen eines Heiligen erhielt, waren schon im vorigen Jahrhunderte durch Joachim Münzen bekannt geworden, sogar im Werke Voigt's Band VII. Stück Nr. 10., ohne daß letzterer Münzschriftsteller es bemerkte, wurde ein Herzog Wenzel mitten unter den Münzen der Boleslawe vorgestellt; Wenzel erscheint als der zweite Münzfürst in Böhmen, und sein Bruder Boleslaw I. als der dritte Münzfürst, während der verewigte Franz Graf Sternberg seine böhmische Münzsammlung mit den drei Boleslawen begann. Dieser heilige Wenzel war seit seinem Leben im böhmischem Volke hochgeachtet und daher allgemein bekannt, und noch im weitern Kreise durch Legenden gefeiert; eben deßwegen erschien sein Bild auf Fahnen, Sigillen und Münzen, später auch in Gemälden und Kupferstichen, zahlreich.

Seine in der Prager Domkirche aufbewahrten Denkmäler gehören (was das Christenthum betrifft) unter die ältesten und zuverläßigsten böhmischen Alterthümer; wobei man sehr bedauern muß, daß vom Wischehrad gar keine Alterthümer mehr existiren. Herzog Wenzel (böhmisch Vaceslaw oder Wenceslaw) succedirte im Jahre 926, und wurde im Jahre 936 (nach Köpke und dem I. Bde. von Palacky's déjiny č. vielmehr 935) den 28. September im 28. Lebensjahre ermordet.

Allein unbekannt dürfte den meisten Lesern der illustrirten Chronik die Behauptung vorkommen, daß während sonst ein graphisches Originaldenkmal dieses heiligen Landesfürsten nirgends existirt, der Kreiskassier Killian in Prag eine Münze desselben heiligen Herzogs von Prag besitzt. Diese Münze ist zwar ohne Portrait, doch zweiseitig, enthält auf

der Vorderseite ein Kreuz, Kugeln in den Winkeln, mit den ausdrücklichen Buchstaben in der Legende: Vacel Dux Pr. (agensis), während bei den andern spätern böhmischen Herzogen blos dux erscheint; auf der Rückseite steht ein Kirchengiebel mit der Umschrift: Praga civita.

Dieser Umstand nun, nemlich diese 2 Buchstaben Pr., sind um so wichtiger für die zuverläßige Geschichte Böhmens, als dadurch die Theilherrschaft in Böhmen zureichend dargethan ist; in welchen Gränzen oder Umfange? kann Niemand mehr bestimmen, weil leider aus der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts keine Urkunde in Böhmen vorhanden ist, somit auch künftig dieses Jahrhundert schwerlich mehr, weder durch Innländer, noch durch Ausländer (Deutsche und Slawen) historisch aufgehellt werden dürfte; außer wenn man zu den längst verworfenen Hagek'schen Fabeln und den Nachfolgern derselben zurückgehen wollte. Von einer Jahreszahl kann um so weniger eine Erwähnung geschehen, weil diese erst im 15. und allgemeiner vom 16. Jahrhunderte an auf Münzen üblich wurden; daher man auf europ. M. blos Regenten ohne Zahlen findet, mithin dieselben bloß nach Regierungsfolgen ordnen kann. Haben die ältesten böhmischen Herzoge von Prag bis zu Boleslaw über die andern neben ihnen herrschenden eine Art von Oberherrschaft, Oberherrlichkeit oder Suzerenitat ausgeübt? — wie es scheint! —

In Europa gab es damals außer der römischen Welt- und der späteren Ost- und West-Herrschaft allenthalben nur kleinere Könige und Herzoge, eben so in Böhmen. Alle böhmischen Historiker kommen wenigstens über den Umstand überein, wie es auch Palacky im ersten Bande seiner Geschichte Böhmens annimmt, daß erst durch Herzog Boleslaw I. sich Böhmen zu einem Staate erhob, nachdem alle übrigen Herrscher unterjocht wurden.

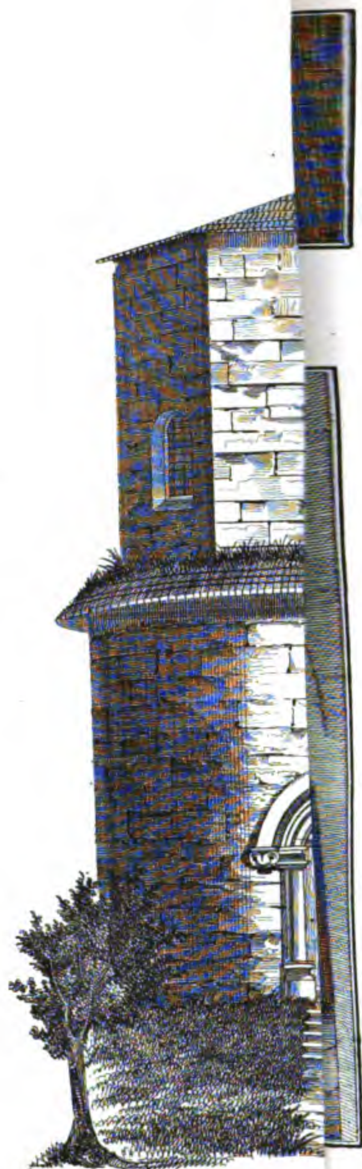
Der Tempelthurm

im

ehemaliger Theatiner-Garten (Kajetanka) vor dem Strahöfer Thore bei Prag.

Nur um dieses interessante Baudenkmal der gänzlichen Vergessenheit zu entreißen, will ich aus Pietät für dasselbe alles, was ich darüber zu erfahren im Stande war, in Kürze hier zusammenfassen.

Dieses Gebäude, wie es in seiner jetzigen Form die Abbildung Nr. 1. darstellt, liegt vor dem Strahöfer Thore rechts von der Chaussee abwärts in einem Garten; soll der Ueberlieferung nach von Karl IV. herrühren, vielmehr aber auf jenem Platze errichtet sein, an welchem zu Zeiten Karls IV. eine Moschee (Tempel) für die aus dem Morgenlande hereinberufenen persischen Teppichwirker erbaut worden war. Geschichtlich ist mir über dieses allerdings minaretartige Bauwerk und den Garten bloß folgendes bekannt: Im Jahre 1666 hatte der damalige Statthalter und Oberstburggraf in Böhmen, Bernard Ignaz Graf von Martinitz, in sei-



Aeuſs

Chronik v. Böhmen.

Druck v. Sandtner

nem vor dem Strahöwer Thore gelegenen Garten ein Kirchlein zu Ehren der heil. Maria von Alt-Oetting erbaut, und denselben sammt der Kirche dem Orden der Theatiner oder Kajetaner geschenkt. Seit dieser Zeit hieß dieser Garten „Kajetaner Garten" — „Kajetanka". —

In die Gruft dieser Kirche war auch des Stifters Tochter beigesetzt worden. — Bis zur Aufhebung jenes Klosters (1783) wurden häufige Wallfahrten von Prag aus und der Umgebung, besonders am Feste des hl. Kajetan, dahin unternommen und selbst Kaiser Leopold I. 1672, die K. Eleonore 1680 und Maximilian Churfürst von Bayern hatten diesen Wallfahrtsort besucht.

Nach geschehener Aufhebung kaufte im Jahre 1789 Johann Marcell (seit 1791 Freiherr) von Hennet, k. k. Gubernialrath und Landes-Unterkämmerer in Böhmen, von der böhmischen Staats-Güter-Administration diesen zum Religionsfond eingezogenen Garten, wie er liegt und steht, nebst dem Kirchlein (mit Ausschluß der darin befindlichen Altäre und sonstigen Apparate, die zum Gottesdienste gehören) für 6300 Gulden. Von der Verlassenschaft nach Baron Hennet erkaufte diesen Garten Frau Natali im Jahre 1814 um 13000 fl. w. w.; sie verkaufte aber denselben schon im Jahre 1815 an Pauline Gräfin von Kaunitz, geborene Buqoui um 28000 fl. w. w., welche im J. 1816 denselben um 8000 fl. CM. ihrem Gemahl, Vinzenz Grafen von Kaunitz, käuflich abtrat. Von dem Erben des letzteren ging der Garten im Jahre 1832 um den Kaufschilling von 6600 fl. C. M. an Heinrich Schmidl, fürstl. Lobkowitz'schen Sekretär und endlich im Jahre 1939 um 9000 fl. C. M. an Maria Mensi geborne Perwolf über, nach deren Tode im J. 1850 derselbe ihren vier Kindern zufiel.

Auf diesem Garten haftet auch laut einer Rudolphinischen landtäfl. Einlage vom J. 1578 die Servitut, das Wasser mittelst Röhren in das gewesene Ungnad'sche, dann gräfl. Schlick'sche, später gräfl. Trautmannsdorf'sche Haus am Hradschin (das jetzige Zwangsarbeitshaus) zu leiten.

In eben dieser landtäfl. Einlage im Jahre 1578, wo die erbeigenthümliche Uiberlassung des oberwähnten Hauses an Anna Maria Schlick Gräfin v. Passaun, gebornen Ungnad v. Sonnek, ausgesprochen ist, wird auch unter andern eines Thurmes in diesem Garten erwähnt, der vielleicht damals in irgend einer Beziehung zu jener sogenannten „Moschee" gestanden haben mochte, oder eigentlich mit derselben identisch ist. Wir haben uns daher erlaubt, das Baudenkmal selbst, von welchem ohnedies mehrere Stuffen verschüttet zu sein scheinen, als Tempelthurm zu bezeichnen.

Schon war vor einigen vierzig Jahren der Stab auch über dieß jetzt noch einsam stehende Alterthum gebrochen und Hand angelegt, dasselbe gänzlich abzubrechen — als dem damaligen Besitzer jede weitere Demolirung strengstens untersagt wurde.

Dadurch nun ist es gelungen, dieses gewiß interessante Denkmal zu retten und bis zur Gegenwart zu erhalten.

Möge auch der jetzige Besitzer dieses freundlichen Gartens, von dem Geiste der Pietät beseelt, ferner dasselbe vor jeder weitern Zerstörung und Entheiligung kräftig in Schutz nehmen!

Die Abbildung Nro. 2 stellt das Innere des Tempelthurmes, Nro. 3 die Gruft desselben vor.

Wilhelm De Lauwer.

Das älteste Grab-Kreuz
am Prager Kleinseitner Friedhofe.

Dieses Grabdenkmal rührt von jener Zeit her, wo in Prag die Pest auf schauderhafte Weise wüthete u. z. vom Jahre 1680.

Nachdem dazumal ein Theil des jetzigen Kleiseitner Friedhofs, vorher Eigenthum des Spitales zu Prag, angekauft, eine Kirche und ein Krankenhaus hier errichtet wurde, hat man auch die an der Pest verstorbenen daselbst begraben. Als Andenken an jene traurige Zeit hat sich eben dieses Kreuz noch erhalten, das mehreren Geistlichen aus dem Jesuitenorden gesetzt wurde. Dasselbe ist von Gußeisen, an der Spitze mit dem Erlöser geschmückt und mit einer Tafel versehen, deren Vorderseite ein Chronodistichon mit der Jahreszahl 1680 und die Namen von sechs Priestern, deren Rückseite aber eilf Namen enthält.

Das Chronodistichon und die Namen lauten:

Vorderseite der Tafel:

sISTE VIATOR
ethaC In tabella
CharItatIs VICtIMas
peste InfeCtos
IesV Veros
Lege soCIos

P. Adam Richter.
P. Anton Hoffmann.
P. Christian Otto.
P. Christoph Heißler.
P. Georg Weleba.
P. Johann Rungen.

Rückseite der Tafel.

P. Mathias Bohdalowsky.
P. Michael Pohl.
P. Peter Czliczky.
P. Rudolf Kosstial.
P. Simon Spinberger.
P. Tobias Kolczawa.
Adam Schultetus C.
Adam Winkler C.
Friedrich Beid C.
Johann Keßler C.
Michael Bitte C.

Dieses Kreuz steht von der Kirche aufwärts, rechts knapp am Hauptwege.

Wilhelm De Lauwer.

Das Kreuzkirchlein zu Prag;

ein Denkmal des romanischen Baustyles.

(Abbildung und Text nach Schmidt.)

Der fromme Eifer, mit welchem unter der den Böhmen unvergeßlichen Regierung Karl IV. an der Stelle der kleinen unansehnlichen Kirchen, großartige Gotteshäuser aufgeführt wurden, ließ uns wenige Denkmäler der alten Bauperiode unserer Hauptstadt Prag übrig. Sie verschwanden, größeren weichend, bis auf eine kleine Anzahl, die, wie durch ein Wunder erhalten, die manigfachen Stürme der Zeit überdauerte.

Das erhaltenste dieser Art ist die Kapelle des kleineren heil. Kreuzes in der Postgasse, die jetzt als Aufbewahrungsort verschiedener Geräthschaften dient.

Diese aus Kalksteinen aufgeführte Kapelle besteht aus einer Rotunde mit einem Presbyterium an der Ostseite. Der Mörtel, mit welchem sie vor nicht ganz zwei Jahrhunderten angeworfen wurde, ist theilweise abgefallen, und die Inschriften durch die Einwirkung der Elemente unkenntlich gemacht. Die Laterne der Rotunde, mit ihren vier, mit Säulchen versehenen Fenstern, entging am glücklichsten der Verbesserungssucht.

Die drei Fenster der Rotunde gehören mit Ausnahme des westlichen dem Spitzbogenstyle an.

An dem Presbyterium ist die Rundbogenzier, von welcher sich zwei Lissenen herabsenken, trefflich erhalten; die sich nach Innen verengenden Fenster endigen mit spitzigen Bögen.

Eine Thüre, deren Form zu den gewöhnlichsten gezählt werden kann, erschließt uns das Innere, das wenig Besichtigungswerthes darbietet.

Die Wände sind theils übertüncht, theils mit schlechten Ornamentmalereien bedeckt, und die Mitte der Kuppel, über welcher die Laterne steht, größtentheils zugemauert, um dem Eindringen des Regens und Schnees vorzubeugen.

Einige Beachtung verdient eine gothische Wandnische. Auf dem Boden des Weihkessels sind die Buchstaben B. M., dann die Jahreszahl 1684, mit einem Hufeisen in der Mitte, in Stein gehauen zu sehen.

Das Jahr der Erbauung dieser Kapelle fehlt ebenso, wie der Name des Gründers. Schottky hält dafür, daß sie wohl schwerlich um vieles später, als die von Bořiwoj erbaute Marienkapelle aufgeführt worden sei.

Die Volkssage läßt theils den Kreuzfahrern, theils einem Kaufmanne ihre Entstehung verdanken, der sie aus Dank für seine Erlösung aus der türkischen Gefangenschaft stiftete. Die heidnischen Aschenkrüge, die auf dem kleinen Friedhofe unter den christlichen Gräbern gefunden wurden, erhöhen den Werth einer Stelle, die ohne Zweifel schon im grauesten Alterthume von Bedeutung sein mochte.

In den Errichtungsbüchern wird diese Kapelle im Jahre 1384 als Pfarrkirche angeführt. Später wurde sie der Pfarrkirche zu St. Egid als Filiale zugetheit.

Ueber ihre weiteren Schicksale belehrt uns am sichersten eine Inschrift, die zwar jetzt nicht mehr lesbar, in Hammerschmieds Prodromus glor. Prag. jedoch genau aufgezeichnet zu finden ist. Die Uebersetzung lautet wörtlich: „Im Jahre 1673 wurde diese Kirche zur Ehre und zum Ruhme Gottes auf Kosten des Herrn Johann Sedlizka (gewöhnlich Morawec genannt) und seiner Frau wieder hergestellt. Er ließ die Mauer und die Kirche erneuern und eindecken, das Innere weißen, den Vorhof und das Beinhaus mit einem Dache versehen, im Jahre 1674 die Kirche von Außen anwerfen und anweißen, das Presbyterium eindachen, in den Friedhof ein neues Thor, inwendig Staffeln, ein Glockengerüst anfertigen, und einen neuen Fußboden legen. Den zwölften Mai wurde, in dieser Kapelle in der Erde ein großes Kreuz gefunden."

1784 theilte sie ein gleiches Loos mit andern, wurde geschlossen, und 1789 verkauft. Gegenwärtig ist sie das Eigenthum der Witwe Frau Budinsky.

Den Elementen zwar und den Stürmen der Zeit trotzten die festen Mauern dieses ehrwürdigen Denkmales, doch abhängig von dem Willen eines Einzigen kann es jeden Augenblick einem andern Gebäude weichen, das der verkehrte Begriff von Verschönerung auf eine Stelle setzen würde, welche durch Geschichte und Religion gleich denkwürdig ist.

Der jetzigen Besitzerin muß es jedoch zur Ehre gerechnet werden, daß durch ihre Fürsorge das Dach stets im besten Zustande erhalten wird. Und so können wir uns mit der Hoffnung trösten, daß es im gegenwärtigen Zustand so lang erhalten werde, bis ein günstiges Geschick sie ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zuwenden wird.

Des Schönburgers Verrath.

Burgensage von Graupen.

1366.

In den für die böhmischen Kronlande so segensreichen Regierungstagen Kaiser Karls des IV. lebte auf dem Schlosse Graupen in Böhmen der königliche Kammermeister Thymo von Kolditz, ein angesehener, gastfreier Herr, der die schönsten Güter in Böhmen und Meißen hatte, und dessen Geldlade nie leer ward; denn er verstand sich darauf Reichthümer zu erwerben und sie zu genießen.

Wenn er auf seiner Burg war, fehlte es daselbst nie an Gästen. Priester und Laien, Ritter und Herren wurden königlich bewirthet, ein Prachtgelage reihte sich an das andere, und manches Fuder Bacharacher wurde bei einem und demselben Mahle verbechert. Sänger und Harfner, Geiger und Pfeifer fanden sich zahlreich ein, und ihr Bestreben, die Freuden der Prunkgelage zu erhöhen, wurden mit fürstlicher Freigebigkeit belohnt. Kein Armer verließ unbeschenkt und unerquickt die Burg, wo Thymo hauste.

Es läßt sich nun leicht denken, daß so mancher alte Kämpe auf Graupen einsprach, um die Nagelprobe zu machen. Aber auch viel junge Ritter kamen dahin, nicht eigentlich um bei vollem Becher das Lippische Recht zu üben, als sich vielmehr an dem Anblick der holden Katharein von Dohna zu sonnen, die eine Nichte des Burgherren war, und auf Graupen wohnte. Katharein galt für das schönste und sittigste Fräulein in der Runde. Vergebens bewarb sich mancher stattliche Jüngling, manch' reicher Fant um sie: ihr Herz hatte längst gewählt. Gotsche Schaf, ein Sohn eben jenes Gotsche, der den Ritt auf der Mauer des Kynasts wagte, war der Glückliche, der Kathareins Liebe gewann. Niemand errieth ein zartes Verhältniß, das von dem Schleier des Geheimnisses umhüllt, desto mehr Reize für sie hatte.

Plötzlich wurde Gotsche aus seinem Wonnetaumel gerissen. Auf die Verwendnung seines Vaters hatte ihn der Kaiser zum Kämmerling und Begleiter des Königs Wenzel ernannt, und Gotsche mußte dem ehrenvollen Rufe wider seinen Willen folgen. — Schmerzlich war der Augenblick der Trennung; nur das Versprechen Kathareins, keines Andern als die Seine zu werden, versüßte den Wehrmuthbecher.

Unter dem Hofstaat des jungen Königs befand sich auch Friedrich von Schönburg, der Sohn eines meißnischen Ritters, dessen Gesinnungen, wie es schien, mit jenen Gotsches so übereinstimmten, daß dieser mit ihm ein enges Freundschaftsbündniß einging; doch nicht lange konnte sich Gotsche am Busen seines Freundes trösten. Auf Ansuchen seines auf dem Siechbette liegenden Vaters wurde Friedrich entlassen, worauf dieser nach seiner väterlichen Burg heimkehrte.

Oft und viel hatte Gotsche seinem Freunde von Katharein und seinem Verhältnisse zu ihr erzählt; als dieser nun abreiste, trug ihm Gotsche auf, Katharein von ihm zu grüßen, und sie seiner standhaften, treuen Liebe zu versichern; denn Gotsche war im Lesen und Schreiben eben so unerfahren, als Katharein und konnte daher seine Empfindungen keinem Briefe einschließen. — Friedrich versprach alles nach seinem Wunsche auszurichten. — Lange harrte nun Gotsche sehnlich einer Kunde von Katharein. Nach einer Ewigkeit von drei Monden, eben als er mit dem Kaiser und dem König zu Pirna war, erfuhr er durch einen meißnischen Ritter, Friedrich habe bereits vor zwei Wochen die schöne Katharein von Dohna als sein ehliches Gemahl heimgeführt.

Wer vermöchte die Gefühle darzustellen, die im Herzen des treu und innig liebenden und nun vom Freunde und von der Geliebten betrogenen Jünglings sich durchwirrten. Wohl war Rache an dem Verräther der erste und anhaltendste Gedanke; doch der Gram um Katharein warf ihn aufs Krankenlager. Zwar genas er wieder; doch nie schien sein Frohsinn wiederkehren zu wollen. Er selbst freute sich des Lebens nur in so fern, daß er früh oder spät, sobald seine Dienstgeschäfte es zuließen, Gelegenheit zur Rache zu finden hoffte. — Kaiser Karl, der den muntern Jüngling sehr lieb gewonnen hatte, wunderte sich über die plötzliche Veränderung, erfuhr nach und nach das Geheimniß des Jünglings, und schien es selbst billig zu finden, daß Gotsche sich dereinst an dem Verräther räche; nur war der Landfrieden dem Kaiser zu heilig, als daß er den racheglühenden Jüngling nicht von übereilten Thätlichkeiten abgehalten hätte.

Voll des besten Willens war Friedrich auf die Burg Thymo's ge-

kommen, der ein alter Waffenbruder seines Vaters war. Er fand herzliche Aufnahme auf Graupen; als nun Katharein hereintrat, um dem Ankömmling den Becher zu kredenzen, war Gotsche vergessen. Die glühendste Liebe bemeisterte sich plötzlich seines Herzens, und machte ihn zum Verräther seines Freundes. Arglistig kam er, gleichsam zufällig, im Gespräche mit Thymo, auf Gotsche, und erzählte, wenn Katharein anwesend war, solche Dinge von ihm, die die schämige Jungfrau empören mußten: besonders aber mißbrauchte er Gotsches Vertrauen auf eine solche Art, daß Katharein's Liebe sich in Haß und Verachtung verwandelte. — Der schmucke, am französirten Hofe des Kaisers geschmeidig gewordene Friedrich wußte sich bald in ihr Vertrauen einzuschleichen, und dies bahnte ihm den Weg zu ihrem Herzen. Der alte Schönberger war über die Bewerbungen seines Sohnes um Katharein eben so sehr erfreut, als Thymo; von allen Seiten verstand man sich, Friedrich hatte das Glück und führte die Braut heim.

In diesen Tagen stritten sich Adolph von Nassau und Ludwig, ein Sohn Friedrichs des Strengen, Landgrafens von Thüringen, um das Erzbisthum Mainz. Ersteren hatte das Domkapitel, Letzteren Pabst und Kaiser dazu ernannt. Es kam so weit, daß Ludwig mit Hilfe seines Vaters seinen Gegner in Erfurt belagerte. — Friedrich Schönburg, ein Vasall des Landgrafen, befand sich unter den Belagerern, die durch mehrere Ausfälle schon einen bedeutenden Verlust erlitten hatten.

Kaiser Karl wollte den Unfrieden schlichten, und zog mit dem König Wenzel zu diesem Ende selbst gegen Erfurt heran. In demselben Augenblicke, wo er sein Lager aufschlagen wollte, machten die Belagerten einen Ausfall auf die Sachsen. Der Kaiser geboth nun seinen Rittern, diesen Beistand zu leisten. Während des Kampfgewühles bemerkte der Kaiser einen sächsischen Ritter, der sich zu tief unter die Feinde gewagt, verwundet, nur noch schwach vertheidigte, wie aber auch urplötzlich wie ein Blitz Gotsche sich durch den Feind zu dem Halbohnmächtigen heranarbeitete, diesen von den tödtlichen Streichen rettete und den Erschöpften wieder zu sich selbst zu bringen suchte.

Die Nassauer waren gezwungen worden, sich in die Stadt zurückzuziehen. Der Kaiser eilte nun selbst auf die Wahlstatt, wo er den wackern Gotsche noch damit beschäftigt fand, die Wunden des Geretteten zu verbinden. „Wie nennst du dich, Rittersmann?" fragte der Kaiser den noch halb Bewußtlosen! „Ich bin Fritz der Schönburger!" entgegnete dieser. Der Kaiser blickte einen Augenblick staunend auf Gotsche, der sich durch den Namen in seinem Geschäfte nicht hatte stören lassen, und both ihm die Hand. Gotsche wischte seine blutige, verwundete Hand am silberhellen Harnisch ab, auf welchem vier blutige Streifen zurückblieben, und reichte sie dem Kaiser, der sie sanft schüttelte. „Laß diese vier Streifen einrosten," sagte der Kaiser nun zu Gotsche, „laß sie das Denkmal an eine ritterliche Rache bleiben." —

Während Gotsche des reuvollen Verwundeten pflegte, wurde durch des Kaisers Vermittlung zwischen beiden Bischöfen ein Waffenstillstand und gleich darauf eine Versöhnung gestiftet. Gelage und Feierlichkeiten krönten diese. Kaiser Karl, der Gotsche's Handlung vor Jedermann als die schönste Waffenthat pries, schlug ihn selbst zum Ritter, geboth ihm statt dem Schafe, das er bisher im Schilde führte, vier blutige Streifen im silbernen Felde zu führen und zeichnete ihn von dieser Zeit an nicht nur

überall aus, sondern ernannte ihn auch zum Burggrafen von Hirschberg und belohnte ihn mit den Burgen Friedeberg, Greifenstein und Greifenberg.

Auch die Liebe beglückte noch Gotsche. Anna Berka von der Lippe, die zarteste Schönheit der böhmischen Jungfrauen, schenkte ihm ihr Herz. Sie gebar ihm Söhne, edel und kühn, wie der Vater, Töchter, schön und sittig wie die Mutter. Von seinen Söhnen sind Gotsche III. und Johann I. die eigentlichen Stammväter der ältesten zwei Hauptlinien des Schafgotschen Grafenhauses.

Das Schicksal rächte sich sehr an Friedrich. Wenn er sein Wappenschild ansah, wo zwei rothe Schrägbalken im weißen Felde zu sehen waren, wurde er an die edle That des von ihm verrathenen Freundes erinnert. Seine Gemahlin Katharein, der das Gericht sowohl Friedrichs Verrath als Gotsche's edle Rache bekannt gemacht hatte, entzog ihm ihre Liebe. Kein Ritter ging gern mit Schönburg um, dem eben, als er das Leben recht genießen sollte, dasselbe zu einer dornigen Wüstenei ward. Innere Vorwürfe, die er vergebens im Weine zu ersticken suchte, und eine unzufriedene Ehe, verbitterten auf immer und verkürzten die Tage seines Lebens.

Der Ursprung von Teplitz.

Das Jahr der Entdeckung der Teplitzer Bäder ist der Geschichte unbekannt und bleibt selbst zweifelhaft nach der Sage.

Hasek gibt das Jahr 762, u. z. den 29. August, als das Fest der Enthauptung St. Johann des Täufers an — welche Sage so alt sein muß, als die Stadt Teplitz selbst, da das Wappen derselben in einer Schüssel mit dem Haupte Johannis besteht. Allein man scheint dieser Volkssage — da erst mit dem Herzoge Borziwoy die beglaubigte Geschichte Böhmens beginnt — einen größern Werth beigelegt zu haben, als sie verdient; man hielt selbst das an der Stadtkirche stehende Gebäude mit zwei spitzigen Thürmen, die dessen Dach ausmachen, für Kolostüys Schloß, unterhielt auch immer einige Fichten daselbst, als Denkmal der einstigen waldigen Gegend, die aber in dem Brande vom Jahre 1793 zu Grunde gingen. Uiber den ersten Bau des Bades läßt sich nach Dr. Reuß kaum eine Vermuthung angeben. Balbin erzählt, daß einstens die Quelle gleichsam unter den Augen verschwunden — weil man sich für die Bäder bezahlen ließ — und erst nach langem Suchen und mühsamen Graben wieder aufgefunden worden sei. Nur Schade, daß die Epoche dieser Begebenheit nicht angegeben worden; vermuthen läßt es sich nur, daß sie von sehr altem Datum sei. Sollte aber diese Begebenheit nicht den ersten Gedanken eingegeben haben, sich der wiedergefundenen Quelle besser zu versichern und eine Fassung derselben und so den ersten Badebau veranlaßt haben?

Die eigentliche Geschichte der Teplitzer Heilquellen beginnt erst mit dem Jahre 1589, wo der Grundherr Ladislaw der Aeltere Kinsky von Wchinitz und Tettau die ersten Bäder hier angelegt hat. — Hier die Hajekische Quellensage:

Kolostůy, ein böhmischer Dynast, hatte seinen Wohnsitz in dem jetzt sogenannten Dorfe Settenz. Seine Hirten hatten in der Gegend, wo jetzt Teplitz steht, ihr Vieh geweidet, und bei dessen Heimtreiben ein Mutterschwein mit seinen Jungen vermißt. Die Hirten durchsuchten die ganze Gegend und kamen endlich an den Ort, wo das Schwein eine dampfende Quelle aufgewühlt hatte, und es sich wohl darin sein ließ. Da die Hirten früher in der ganzen Umgebung keine solche Quelle wahrgenommen hatten, riefen sie einander voll Erstaunen zu: Teplá voda — warmes Wasser! — Nachdem sie ihrem Herrn davon die Anzeige gemacht, eilte er selbst, die Sache zu untersuchen, und eignete sich die Quelle als ein außerordentliches Geschenk des Himmels an, und da die Gegend — zwar eine Wildniß noch — anmuthig und einladend war, bewog ihn dieses, seinen Wohnsitz dahin zu verlegen. Er erbaute ein Schloß, umgab es mit einem Walle und einer doppelten Einfriedigung von Holz. Da dieses Bila, die Muhme des Herzogs Nezamysl und Frau von Bilin, erfuhr, berief sie ihren Gemahl, Kosstial, zu sich und bat ihn, Kolostůy und fünfzig seiner tapfersten Knechte aus Teplitz zu vertreiben und die Gegend für sich in Besitz zu nehmen. Kostolůy, dem die Anschläge seiner Nachbarin nicht verborgen blieben, erwartete den Angriff auf den Zinnen seines Schlosses mit einigen seiner Leute, welche mit Pfeilen und Wurfgeschoß nach damaliger Sitte hinlänglich versehen waren, während andere die Eingänge des hölzernen Bollwerks vertheidigten. Da Kosstial, um den zum Angriffe vortheilhaftesten Ort auszuspähen, sich hinter eine nicht weit vom Schlosse entfernte Fichte verborgen und den Helm abgenommen hatte, wurde er von Kolostůy, der ihn gewahr wurde, mit einem Pfeile durch den Kopf geschossen, und so des Lebens beraubt. Da dieses Kosstials Reisige sahen, flohen sie und gaben Bila Nachricht von dem Unfalle, welche aus Gram über den Tod ihres Gemahls und aus Verdruß über den gegen Kolostůy mißlungenen Streich bald darnach auch ihr Leben endete.

Der Herzog Nezamysl schien das unglückliche Schicksal seiner Verwandten keineswegs gleichgültig angesehen, sondern vielmehr gerächt zu haben, weil es heißt: Radobeil, ein Bruder Nezamysls, sei Fürst der Ländereien von Teplitz, Leipa und Saaz gewesen, und weil eine andere Ueberlieferung unter den böhmischen Herzogen auch Herzoge von Teplitz nennt.

Die Teufelsmauer von Hohenfurth.

(Von dem Verfasser der Budweiser Ortssage.)

Gleich einem Marksteine verrollter Jahrhunderte glänzt den Reisenden auf einem Felsen hoch über dem Ufer der vaterländischen Wltawa, da, wo sich der werdende Fluß noch schüchtern durch das mächtige Felsgestein und die böhmischen Urwälder ringt — eine berühmte Kirche mit ihren hohen Zinnen entgegen. Rings um dieselbe sind Gebäude des Cisterzienser-Klosters gereiht, welches Peter Wok von Rosenberg im Jahre 1259 gründete.

Etwa eine Stunde von dem Kloster entfernt schäumt die Moldau

über einen eingestürzten Felsen, dessen Trümmer die seltsamsten und abentheuerlichsten Gestalten bilden. Der Volksglaube nennt denselben — die Teufelsmauer und die Sage erzählt hievon Folgendes:

Noch hausten auf den Burgschlössern des südlichen Böhmens die mächtigen Grafen Ursini, deren italienischer Name später in den deutschen Rosenberg verwandelt wurde. Auf der Veste Rosenberg *) lebte Peter Wok von Rosenberg; da aber, wo jetzt das schöne Cisterzienser Kloster dem Wanderer freundlich entgegenblickt, starrte damals dichter Urwald empor, dessen ewiger Schatten dem Urochsen, Wehrwolfe und Wildbären zur Wohnung diente, während der gefleckte Auerhahn auf dem hohen Tannengipfel pflanzte und ein Schwarm lustiger Eichhörnchen die tausendjährigen Aeste der Steineiche belebte. Aber auf dem naturfrischen Rasengewölbe dieser Wälder prangten die üppigsten Schlinggewächse und wucherten die Arzeneikräuter, deren heilende Kräfte manche in jenen dunklen Zeiten des Faustrechtes klaffende Wunde zuschlossen und auch jetzt noch sind jene Berge und Wälder reich an geognostischen und naturhistorischen Seltenheiten.

Auf einer jener walddichten Felsenspitzen lugte von der Böhmer-Grenze ein alter Thurm nach Oesterreich herüber, die Ruine St. Thoma. Dort hauste im Mittelalter ein Raubritter, dessen blankes Schwert der vorüberziehende Wandersmann und Kaufherr zinsen mußte. Die Umgegend kannte den Ritter unter dem Namen des grünen Siegfried's, und er stand im Verdachte des Umgans mit den Kobolden, Wald- und Wassergeistern des Landes. Aus fernem Lande war er gekommen und hatte sich diese Burg erbaut, wo er mit seiner jungen Base Anna, welche er nach dem Tode einer weitläufigen Verwandten aus Laa zu sich genommen, oder vielmehr zu sich gelockt hatte, abgesondert von der übrigen Welt und nur im Verkehr mit seinem Jägertrosse und den Thieren des Waldes manches Jahr durchlebte. Tagelang durchirrte er den Forst mit seiner gewichtigen Armbrust und drang durch das Dickicht bis in die innersten Geklüffte der Felsen, wo er das Raubthier aus seinem Lager aufschäuchte und mit wilder Freude die verwegensten Jagdkämpfe bestand. Da geschah es auch nicht selten, daß der eherne Jagdritter in dem verschlungenen Gezweige übernachtete und mitten unter dem Geheule der Wölfe und dem widerlichen Geräusche der Nußhäcker und Birkhühner eines kurzen Schlummers genoß. So verlebte Siegfried in freier Jagd- und Waldlust, ein mächtiger Felsenritter, in der That aber ein Straßenräuber, Wegelagerer und blinder Anhänger des Heidenglaubens, seine Tage. Je eisiger aber die Brust des Ritters dem beseligenden Strahl des empordämmernden Christenthumes entgegenschlug, eine desto eifrigere Christin war seine Base, die liebliche Anna. Sie hatte bei ihrer Mutter, einer Grundbesitzerin zu Laa, die reinsten und erhabendsten Grundsätze der Tugend eingesogen und hielt sie fortan fest in ihrem Herzen, so daß sie ihrem Heiland auch dann treu blieb, als sie der Ritter unter der Maske eines Kaufherrn und nahen An-

*) Dies Felsenschloß liegt etwa 2 Stunden von der österreichischen Gränze und ist Eigenthum des Grafen Buquoy. Noch steht hier ein uralter Hungerthurm, auf dessen Steindache bereits junge Tannenbäume Wurzel faßten. Vor ungefähr 20 Jahren wurde er untersucht, man stieß jedoch in der Mitte des Thurmes auf ein großes Gitter, welches das weitere Vordringen unmöglich machte. Ein hinabgelassenes Licht erlosch sogleich.

verwandten nach dem Tode ihrer Mutter vorgeblich in seine Vaterstadt Nürnberg abholen, sodann aber auf sein Schloß bringen ließ, um sich mit ihr zu vermählen.

Anna zählte sechzehn Sommer und noch ein Jahr hatte ihr der Ritter, gleichsam durch eine höhere Macht getrieben, Zeit gelassen, dann sollte sie unwiderruflich sein Weib werden.

So sehr aber Ritter Siegfried sein Bräutchen vor den Augen der Welt verborgen zu haben glaubte, so wenig war ihm dieses gelungen.

Roger von Löwenfeld, ein junger Edler, dessen kleines Besitzthum unfern der böhmischen Grenze lag, hatte sich bereits in Laa mit Annen verlobt, und gleich einem Donnerschlag traf ihn die Nachricht, daß Anna nunmehr in Siegfrieds Händen war.

Der Lenz küßte bereits die Fluren und in des Urwaldes dunklen Gezweigen lagerten sich die befiederten Sänger der Lüfte, so wie die Schaar der Winterschläfer erwachte und dem Raube nachging.

Seine Armbrust in der Hand und den Falken am Arme trat Siegfried in das wohlbekannte Dickicht, durch welches er zum Fuße des gewaltigen Hirschbergs gelangte, wo er das Lager eines Wildbären aufzuspüren und mitunter seinen Falken aufsteigen zu lassen gedachte.

Etwa zehn Schritte von dem Berge hielt der Ritter an und blickte laurend auf eine Tanne hinüber, welche sich aus dem losen Gestein des Abhanges über eine hervorsprudelnde Quelle hinüberbog und unter welcher ein dichter Haufen von verdorrtem Laubwerk aufgeschichtet lag, welcher unter der entschwundenen Schneedecke allmählich in Verwesung übergangen war. „Der große Ast an der Tanne da drüben,“ murmelte der Ritter vor sich hin, „der große Ast ist von einem Bären abgebrochen, und das von keinem kleinen, denn der Riß beurkundet eine gewaltige Tatze.“ — Siegfried trat auf den Baum zu und wollte den Ast besehen. Er schwang sich mit einem Fuße auf den Laubhaufen hinüber, — da rasselte es unter seinem Fußtritte und eine graue Masse richtete sich empor. Es war eine gewaltige Bärin, welche ober dem feuersprühenden Auge einen Eisenbolzen stecken hatte, und um so fürchterlicher war, als der Ritter nur zu gut wußte, daß ein aus der Schmerzbetäubung erwachender Wildbär nicht leicht zu überwältigen sei.

Siegfried riß hastig seine Armbrust von der Schulter, aber ehe er den Federbolzen auf den Holzlauf heftete, hatte ihn die breite Tatze der Bärin zu Boden gestreckt und das Thier erhob sich nun zum gewaltigen Sprunge, welcher dem Ritter das Leben kosten sollte. Da zischte ein Pfeil durch das Gebüsch und die Bärin stürzte in das Laubwerk herab. —

Roger von Löwenfeld stand vor Siegfried, während dieser sich mühsam und blutend aus dem Reisig herausarbeitete. „Das war ein Meisterschuß!“ sagte der Jüngling, indem er Siegfried emporhalf; „und mir doppelt lieb,“ fuhr er fort, „weil ich Euch dadurch zu meinem Schuldner gemacht habe.“

Siegfried entgegnete keine Silbe. Finster vor sich blickend, riß er seine Binde entzwei und wehrte Roger ab, als dieser ihm zum Verbinden der Wunden behilflich sein wollte.

„Ihr dankt mir nicht einmal den Dienst, den ich Euch erwies?“ klagte der Jüngling „und doch galt es Euer Leben!“

Siegfried lächelte höhnisch vor sich hin.

„Wahrlich" fuhr Roger fort, „Ihr könntet mir die That doch anders lohnen, und die Hand Eurer Nichte hätte ich wol zehnfach verdient, denn ohne meine Dazwischenkunft lägt Ihr jetzt in Eurem Blute."

Da brach der Ritter das finstre Schweigen.

„Ich hätte mich schon selbst der Bestie da entledigt," sagte er, indem er auf die todte Bärin wies, „das Thier schnaubte ohnehin in den letzten Zügen, Euerer Armbrust that es ohne hin nicht Noth." „Undankbarer!" brauste Roger empor, aber kalt lächelnd sprach Siegfried weiter:

„Für eine halbtodte Bärin ist meine Nichte nicht feil — und schreibt Euch's auf Euer unbeflecktes Schild, Herr Ritter; im ganzen heiligen römischen Reiche läutet kein Kirchenglöcklein, das Euch jemals zur Vermählung mit Annen rufen könnte!"

Der Ritter hatte die letzten Worte noch nicht vollendet, da klang es in der Ferne wie leises Glockengetön und Roger blickte in frommer Ahnung zum weiten Firmamente empor, auf welchem das goldene Taggestirn in seinem vollen Glanz heraufgezogen war; — und wie unwillkührlich stimmte er den englischen Morgengruß an, welchen der warme Hauch seines gotterfüllten Busens zum Schöpfer des Weltalls emportrug.

Als er aber wieder zur Erde blickte, war Siegfried verschwunden, und vor ihm kniete unter einem Baume ein grauer Mönch mit blendend weißem Haare und strahlendem Auge. Sein unendlich milder Blick weilte auf dem Antlitz des Ritters, und seine erhobene Hand schien den heiligen Segen auszuspenden. Roger schien es, als stünde ein Bothe aus jenen heiligen Heimathsgefilden vor ihm, der ihn zu rufen käme in das Land des Friedens. —

Der Greis erhob sich langsam und trat Roger entgegen. Majestätisch war sein Bau, aber auf seiner linken Seite klaffte eine Wunde, und wo die Blutstropfen herabträufelten, keimten weiße Blümchen, wie die Blüthen im Maimonde.

Eine unnennbare Wehmuth und süße Freude zugleich bemächtigte sich des Jünglings. Weinend sank er vor dem Diener des Herrn zur Erde.

„Herr, was muß ich thun," rief er, „um selig zu werden?"

Sanft lächelte der Greis. „Selig sind die, die eines reinen Herzens sind," sagte er mit helltönender Stimme, „denn sie werden Gott anschauen!" —

Da schien es dem Jünglinge, als müßte sein gepreßter Busen sich aufthun, und sein Schicksal und die Härte Siegfried's und Annen's Kummer, — Alles und Alles wollte er dem Greise zu Füßen legen.

Aber ehe er redete, legte ihm der Mönch seine Hand wie segnend auf das Haupt. —

„Das Gebet des Gerechten dringt durch die Wolken, und der den Raben nährt," fuhr er fort, „hat den Menschen in seinen Leiden nicht vergessen. — Der Herr hat Dein Gebet erhört und Dir in seinen Glockentönen geantwortet, und ist im weiten heiligen römischen Reiche kein Kirchlein, dessen Glocke dich zum Altare führt, so ziehe hinab in das Thal und baue dem Herrn in dieser Einöde einen Altar, und bringe ihm, der erste an der Hand Deiner Verlobten, Dein Dankgebet dar." —

So sprach der Mönch und immer heller und lauter tönte ein Glöckchen vom Thale herauf, als Roger ohne zu wissen wie, im Thale angelangt war, und da stand er hoch über dem Ufer der silberblickenden Wltawa, den Worten des Greises nachdenkend, bis der Abendstern über dem nahen Waldgebirge heraufzog.

Drei Monden nach dieser Begebenheit trat der grüne Siegfried abermals in seinen Forst, das Lager eines Ebers aufzuspüren, um der zu seiner nach wenig Wochen mit Anna zu feiernden Vermählung eingeladenen Zechgesellschaft eine Festjagd zu bereiten. Zwei Monden hatte er die Burg der von der Bärin erhaltenen Wunden wegen nicht verlassen. Nun erglimmte er mit gewohnter wiederkehrender Kraft den bekannten Waldhügel.

Aber sein Blick starrte wie gefesselt auf einen Punkt hin. — Aus dem grünen Dickicht des Waldes ragte das rothe Dach eines Kirchleins empor, und fast zur Vollendung war das Thürmlein gediehen, um welche sich rüstige Arbeitsleute mit Meißel und Hammer herumtummelten.

Siegfried eilte rasch auf die Anhöhe zu, wo der Bau begonnen wurde.

„Wer legt den Grundstein zu diesen Mauern?" herrschte er einem Troßbuben zu, welcher Steine auf die Anhöhe wälzte.

„Der Ritter von Löwenfeld," entgegnete dieser erschrocken ob dem grimmigen Tone Siegfried's, — „Der Ritter von Löwenfeld gründet hier ein Kirchlein und —"

Aber Siegfried hörte ihn nicht mehr.

„Die Mauern sind noch zu weich um fest zu halten," murmelte er vor sich hin, und eilte, die grimmigste Wuth auf dem verzerrten Antlitze und dem schwärzesten Vorsatze im Herzen dem Dickicht zu, wo er bald hinter den tausendjährigen Eichen verschwand, während der Bube hinter ihm ein Kreuz schlug.

Immer tiefer drang Siegfried in den Wald einer Stelle zu, wo die schäumende Welle der Moldau hinabstürzte.

Dort, — umschlossen von dem finsteren Gewölbe der Tannenäste — warf er sein Wams und Koller von sich, sprang in die schäumende Fluth und rief mit gewaltiger Stimme den — Fürsten der Finsterniß. Und Welle kräuselte sich auf Welle und die Steine der schäumenden Wltawa begannen sich zu regen, und der Stein, worauf der Ritter stand, senkte sich in die Tiefe. Und urplötzlich sah sich Siegfried in einer kristallenen Halle, an deren spiegelnden Wänden seltsam geformte Wasserzwerge über und über mit Schuppen bedeckt herum schwammen.

Ferner und ferner schallte das Rauschen des über seinem Haupte fluthenden Gewässers und Muschel und Schalthiere klebten an dem sandigen Boden der Halle. Immer weiter wurde der Prachtbau dieser unterirdischen Grotte und Siegfried, der nun an seinem eigenen Leibe einen grünen schuppenartigen Ueberzug gewahrte, begann zu schwimmen, und trieb, umringt von Miriaden Wasser-Koboldeu, die Höhe entlang, während herabfallende Tropfen einen hellen Klang ertönen ließen.

So gelangte er an das Ende der Halle, und ein weiter Wassersaal, voll der frischen Fluth, geschmückt mit unzähligen Säulen aus kristallenen Wassersäulen nahm ihn auf. Auf einem Throne von Milliarden Wasserperlen saß ein grüner Zwerg mit einer Schilfkrone und hellblitzenden Äuglein, in der kristallenartigen Hand ein schwankes Rohr und über und über mit Schuppen bedeckt. Ueber seinem Kopfe drehte sich gleich einem Sterne das tausendgliedrige Medusenhaupt, zu seinen Füßen wandte sich ein ungeheueres Amonnshorn und ein Armbuschpolype, während unzählige Riesenpolypen aus allen Ecken hervorzüngelten, und der Hammer und Seestern heranklafften. Aber kein Laut ertönte. Erschöpft sank der Ritter

an der porphyrenen Stufe des Wasserthrones nieder, während ein mißgestalter Wasserzwerg auf ihn zu schwamm, und ihn mit schneidendem Schilfgrase in die Hand ritzte.

Augenblicklich färbte sich der Wassersaal mit seinem Blute und der grüne Zwerg deutete nach oben.

„Du hast mir von deiner Kindheit an gedient," wandte er sich zu Siegfried, „bleibe mir fortan treu, und ich will dir auch jetzt behülflich sein zum Verderben deines Feindes!"

Siegfried richtete noch sein Auge auf den Fürsten der Finsterniß, aber schon hoben sich die Gewässer in der Halle. Wirbel jagten die Wirbel, und ferne Donner verkündigten die heranrollenden Wellen. Bald konnte Siegfried keine Gestalten mehr wahrnehmen. Er befand sich jetzt mitten unter den Wasserbewohnern, welche tosend und mit Blitzesschnelle in tausend und tausend kräuselnden Wasserringen um ihn herumschwirrten. Und Felsstücke auf Felsstücke rollten, durch die Wasserbewohner aus ihren Grundvesten gerüttelt, in die schäumende Wltawa, und schwoll diese zum reißenden Seestrome empor und bespülte bereits das Portal des kleinen Kirchleins, das Löwenfeld's Glaube auf dem Felsen zu gründen begonnen hatte. Immer höher und höher schwoll die reißende Fluth, immer dichter wurde das Getümmel der fördernden Wassergeister, die Tannenwälder brausten und heulend durchzog die Windesbraut den Forst, Luft- und Wassergeister arbeiteten an des Kirchleins Untergang. Der grüne Zwerg und Siegfried standen im Forste mitten im Gewimmel und blickten mit strahlenden Augen in den Sturm der Elemente herab; — schon senkte sich die Fluth in das Schiff des Kirchleins hinab, da schwenkte sich wie durch Zauberkraft das Glöcklein in der neuerbauten Kapelle und ein Mönch ward sichtbar am Thürmchen, welcher seine Rechte über das tobende Element ausstreckte. — Es war die Morgenstunde, welche sein Glöcklein, — zum heiligen Engelsgruße rufend — verkündigt hatte. Die Fluth begann zu sinken und heulend flohen die Geister der Finsterniß in ihre feuchten Gräber zurück, während die von ihnen herangerollten Steinmassen mit furchtbarem Getöse in die Moldau zurück schmetterten. —

Prachtvoll stieg das Taggestirn vom fernen Horizont empor, da strömte ein Zug von Reitern und Troßknechten dem Kirchlein zu. Viele büßende waren unter ihnen in härenen Gewändern. Es waren Knappen und Reisige aus der Burg des jungen grünen Siegfried's, welche, Annen in der Mitte, durch das fürchterliche Schauspiel der Nacht erschüttert und gläubig dem Kirchlein zuwankten, an dessen Schwelle Roger von Löwenfeld Anna empfing, und in das Innere führte, um als ihr Gatte wieder daraus hervorzugehen. Die Knappen und Reisigen des grünen Siegfried's aber erzählten, daß in dieser Nacht das einzige Heiligenbild, welches in ihrer verwitterten Burgkapelle gestanden habe, und welches den heiligen Thomas mit seinen Wundmalen vorgestellt habe, von so hellem Glanze gestrahlt habe, daß sie hiedurch aufmerksam geworden und wie durch eine übernatürliche Macht zum Gebete und zur Erkenntniß ihrer Sünden geführt worden seien.

Und als nun das Bild dem Ritter von Löwenfeld vorgewiesen und in dem Kirchlein aufgestellt wurde, da erkannte er in jenen Zügen den wunderbaren Mönch im Forste, der ihn zur Erbauung des Kirchleins ermuntert hatte und er sank mit seiner jungen Gattin vor seinem Bilde in

den Staub und dankte dem Allmächtigen für seine Hilfe in der höchsten Noth. Und weil nun Löwenfeld's Gattin Anna genannt war, so wurde ihrer Namensheiligen zu Ehren das Kirchlein der heiligen Anna gewidmet, und heißt gegenwärtig das Anna-Kirchlein.

Umringt von den herrlichen Klostergebäuden, ragt noch jetzt das kleine Annen-Kirchlein, bereits oftmals erneuert, am kleinen Kirchhofe, wo die verblichenen Väter des Ordens neben einander den letzten Schlummer schlafen, zum Aether empor.

Der grüne Siegfried war aber von keinem Menschenauge mehr gesehen. — An dem Hügel dort, wo die Volkssage ihn in die unterirdische Werkstätte der Wassergeister versinken ließ, hoffte der Aberglaube Goldsand und andere Schätze zu finden, viele Fischer und Landleute suchten daselbst tagelang nach, und so wurden im Laufe der Zeit noch Fischerhütten angebaut, aus welchen endlich Häuser wurden und so entstand an dieser Stelle der kleine Flecken Siegfriedsberg, aus welchem in der Folge mit Abkürzung der ersten Sylbe Friedberg*) geworden ist.

Ein berühmter großer Teich führt von dem Wasserzwerge „Mini" noch jetzt den Namen des großen Miniteiches.

Die Burg Siegfried's wurde als Annen's Erbe von Roger in Besitz genommen und er nannte sie nach seinem heiligen Schützer, welcher ihm in Mönchsgestalt beigestanden hatte, St. Thoma**)

Die Burg des Ritters von Löwenfeld wurde jedoch bereits in den späteren Bauernkriegen Oberösterreich's zerstört, und der schöne Marktflecken Leonfelden hat den Namen des Ritters, welcher daselbst mit seiner Anna lange und in zufriedener Ehe lebte, der Nachwelt überliefert.

Um das schöne Annenkirchlein, zu welchem Peter Wock von Rosenberg häufig wallfahrtete, baute derselbe nach seiner wunderbaren Rettung aus Wassergefahr in der „Hohenfuhrt" im Jahre 1259 das herrliche Kloster Hohenfurth.

Jene ungeheueren Felsenmassen, welche der vorliegenden Sage zufolge die unterirdischen Wassergeister zur Ueberfluthung des Annenkirchleins aufthürmten, tragen noch jetzt den Namen Teufelsmauer, eine naturhistorische, wahrscheinlich aus der Urzeit herrührende Seltenheit, welche kein Reisender in dortiger Gegend unbesucht läßt und als deren Wahrzeichen im Stifte ein altes phantastisches Gemälde, welches die Belagerung des Klosters durch die unterirdischen Dämonen vorstellt — aufbewahrt wird.

Dr. Franz Isidor Proschko.

---

*) Dieser Ort stand bei dem an Dämonen aller Art glaubenden Volke im Rufe einer Unglücksgegend, und in der That schien sich dieser Glaube durch manches traurige Ereigniß daselbst rechtfertigen zu wollen.

**) Noch jetzt zeigt sich die Ruine St. Thoma dem Wanderer in jenem waldreichen Gebirg, das sich an der Gränze Oesterreichs gegen Bayern hinabzieht.

Erinnerungen

an die fünfhundertjährige Gründung der

Prager Universität

und

an ihre seit 1848 verloren gewesene goldene Stiftungsbulle (Bulla aurea).

(Als Beschreibung des zweiten Prämien-Tableau's.)

Das Schicksal der goldnen Bulle der Prager Universität hat neuerlich die Runde durch Europa gemacht. Wir glauben, da endlich die Zeitungen ausgeredet haben, nun das Wort ergreifen und eine unpartheiische Würdigung des ganzen Sachverhältnisses geben zu sollen; wobei wir uns eines Hinblickes auf die Geschichte der Prager Universität überhaupt nicht begeben dürfen.

Allbekannt ist es, wie sehr sich Kaiser Karl IV. (reg. 1346—1378) sowol um die politische und industrielle, als auch um die wissenschaftliche Entwickelung seiner Zeit und seines Reiches durch Schuleinrichtungen (studia particularia), besonders aber durch Gründung der Universität (studium generale) zu Prag, der ältesten Hochschule Deutschlands, verdient gemacht. Selbst Zögling der Pariser Hochschule, beschloß Karl diese zum Vorbilde der zu stiftenden Prager Universität, welche keine böhmische, sondern eine kaiserliche Reichs-Universität sein sollte, zu machen.

Nachdem er also gegen Ausgang des Jahres 1346 die Einwilligung des Papstes zur Errichtung dieses, auch die theologischen Studien umfassenden, Institutes angesucht, und sie von Clemens dem Sechsten um so leichter erhalten hatte *), als der Letztere vormals bei seinem Aufenthalte am französischen Hofe Karls Lehrer und Freund gewesen war, — fertigte Karl bereits am 7. April 1348 den förmlichen Stiftungsbrief aus, worin er den Doktoren, Professoren und Schülern der vier Fakultäten seine besondere königliche Huld und den Genuß ausgezeichneter Vortheile, Privilegien und Einkünfte zusicherte, und sie in diesem Anbetracht den Mitgliedern der Pariser und Bologner Universität ausdrücklich gleichstellte.

Der betreffende, unter Anhängung einer goldenen Bulle ausgefertigte, Stiftungsbrief ist in älterer und neuerer Zeit öfter, jedoch nirgends fehlerfrei, abgedruckt worden. **) Er folgt hier aus dem Original von Wort zu Wort:

Carolus Dei gratia Romanorum rex semper augustus et Boemiæ rex. Ad perpetuam rei memoriam.

Inter desiderabilia cordis nostri et quæ cogitationi regali jugiter occurrunt, animi præcipua reddimur anxietate solliciti, specialiter convertentes aciem mentis nostræ, qualiter regnum nostrum Boemiæ, quod præ ceteris hereditariis, aut ea fortunæ acquisitionis honoribus et possessionibus praerogativa mentis affectione complectimur, cujus exaltationem omni, qua possumus,

---

*) Urkunde dd. Avignon 26. Januar 1347; abgedr. in Monum. hist. univers. Prag. 1834, T. III. p. 219—222.

**) Unter andern in (Voigts u. Pelzels) Abbild. böhm. u. mähr. Gelehrten 1777, Bd. III. d. Vorr.; Monum. univ. Prag. III., 223—225. Bestät. d. Stiftungsbriefes dd. Ysenach. 19. Jan. 1349 a. a. O.

diligentia procurantes, ipsius honori intendimus totis conalibus et saluti; sicut rerum victualium, ad dispensationem divini nominis, natura profluente, tripudiat, sic ad nostræ provisionis edictum prudentum virorum copia nostris artificialiter temporibus decoretur, ut fideles nostri regnicolæ, qui scientiarum fructus indesinenter esuriunt, per aliena mendicare suffragia non coacti, paratam in regno sibi mensam propinationis inveniant, et quos ingeniorum nativa subtilitas ad consilia reddit conspicuos, literarum scientia faciat eruditos; nec solum compellantur, aut supervacuum reputent, ad investigandas gyrum terræ scientias circuire, nationes expetere peregrinas, aut, ut ipsorum aviditatibus satisfiat, in alienis regionibus mendicare; sed gloriosum æstiment, extraneos alios ad suavitatem odoris et gratitudinis hujusmodi participium evocare.

Sane ut tam salubris et laudabilis animi pariat conceptio fructus dignos, regni ipsius fastigia tripudialibus novitatis volentes primitiis augmentari, in nostra Pragensi metropolitica et amoenissima civitate, quam terrenæ fertilitatis fecunditas, et plenitudine rerum amoenitas localis reddunt utiliter tanto negotio congruentem, instituendum, ordinandum et de novo creandum, consulta utique deliberatione prævia, duximus studium generale; in quo siquidem studio doctores, magistri et scolares erunt in qualibet facultate, quibus bona magnifica promittimus, et eis, quos dignos viderimus, regalia donaria conferemus, omnes et singulos doctores, magistros et scolares in profectione, et qualibet facultate, ac undecunque venerint, veniendo, morando et redeundo sub nostra majestatis speciali protectione et salva gardia retinentes, firmam singulis fiduciam oblaturi, quod privilegia, immunitates et libertates omnes, quibus tam in Parisiensi, quam Bononiensi, studiis doctores et scolares auctoritate regia uti et gaudere sunt soliti, omnibus et singulus illuc accedere volentibus liberaliter impertimur, et faciemus ab omnibus et singulis inviolabiliter observari.

In quorum omnium testimonium et ad certitudinem pleniorem præsentes fieri jussimus, et bulla aurea typario nostræ majestatis impressa præcipimus communiri.

Datum Pragæ, anno Domini millesimo trecentesimo quadragesimo octavo, Indictione prima, VII. Idus Aprilis, regnorum nostrorum anno secundo.

Karl IV. besetzte die Lehrkanzeln der vier Fakultäten, so viel bekannt, mit acht Professoren, wovon die meisten zu Paris promovirt hatten, und wovon wenigstens seit 1366: Hermann Ghesing (Gezing) von Winterswig, ein Sachse, und Friedman von Zittau, ein Böhme theologische Vorlesungen, — der Westphäler Wigtold von Osnabrück und der Böhme Heinrich von Schüttenhofen (de Sicca) juristische — der Mährer Nikolaus de Gewyczka, welchem späterhin Balthasar von Taus (de Domuncz) beigegeben ward, medizinische — endlich Johannes (Jenko) von Prag, Ditherus de Widera und Heinrich Volery de Nova Ponte (ein Franzose?) philosophische und humanistische Vorträge hielten. Auch waren (laut der Statuta officii Rectoratus) die Fakultäten hier, wie

zu Paris, in vier Nationen abgetheilt, nämlich: in die böhmische, wozu auch Mährer, Ungarn und alle Slawen, in die bayerische, wozu nebstdem die Oesterreicher, Schwaben, Franken und Rheinländer, in die polnische, wozu auch die Schlesier, Litthauer und Russen, und in die sächsische, wozu die Thüringer, Meißner, Dänen, Schweden, Engländer etc. gehörten.*)

Karl nahm mit hoher Freude das Zuströmen von Dozenten und Studirenden aus allen Theilen Europas, und das Emporblühen der vaterländischen Hochschule wahr, welche er mit Collegien-Gebäuden **) und vielen zu ihrer Aufrechthaltung gehörigen erträgnißreichen Gütern ***) auf's Freigebigste ausstattete. Uiberdieß kaufte er im J. 1370 die Bibliothek des verstorbenen Wyssehrader Dechants, Wilhelm von Hasenburg, welche dieser bei seinem Aufenthalt in Frankreich und Italien gesammelt, und machte sie der Universität zum Geschenk. ****)

Die älteste bekannte Universitäts-Matrikel hebt mit dem Jahre 1358 an und wurde bis zur Auflösung des Carolinums (1622) fortgeführt. Die älteste Matrikel der Juristen-Universität (zugleich Fakultäts-Matrikel) seit der Trennung der Juristen von den übrigen drei Fakultäten im Jahre 1372 bis 1418 hat sich ebenfalls erhalten. Ebenso besitzen wir noch die älteste Matrikel der Artisten-Fakultät von 1367 bis 1390 abschriftlich und von da bis 1585 im Original.

Die Statuten der einzelnen Fakultäten sind nicht von gleichem Alter; jene der philosophischen oder Artisten-Fakultät, über welche allein genauere Nachrichten vorhanden sind, kamen wol noch vor 1366 zu Stande und wurden 1390 einer Revision unterworfen, deren Fassung uns nun unter dem Namen des ältesten Statutenbuches vorliegt. Die Juristen-Universität hat ihre Statuten im Jahre 1373 angenommen.

Karls Nachfolger, Wenzel IV., bestätigte nicht nur 1383 die der Hochschule von seinem Vater ertheilten Vorrechte und Besitzungen; sondern übertrug auch zu gleicher Zeit das Collegium Caroli in ein ansehnlicheres und wohlgelegenes Gebäude, d. i. in das noch bestehende (jedoch durch späteren Häuserzuwachs vergrößerte) Carolinum, ließ diese Uibertragung durch den Papst Urban VI. bekräftigen, und bezeugte sich auch in der Folge mit Immunitäten und Geschenken *****) gegen die Hochschule sehr freigebig.

Der ungeheuere Zudrang von Studierenden, deren Menge sich wol auf 20.000 belaufen und in der Mehrzahl aus Deutschen bestanden haben soll, hatte indeß — bezüglich der Collegien-Besetzungen, Benefizien, Professuren und Wahlen — auch die Uiberlegenheit der Auswärtigen an der Universität zum Abbruche der Landeskinder, und hiedurch öftere Reibungen der Letzteren mit den übrigen Nationen veranlaßt.

---

*) Voigt Versuch e. Gesch. d. Prager Universität, Abhandlungen e. Privatges. Prag 1778, Bd. II. S. 312. 314.

**) Urkunde über die Erwerbung des ersten Collegiengebäudes dd. Prag 30. Juli 1366; Mon. univ. Prag. III, 231—235; päpstliche Bestätigung hierüber ebend. 241—242.

***) Schenkungsbriefe dd. Prag 1. März 1358 und 23. Juli 1367 in Monum. III., 225—229. 248—250.

****) Vgl. Alter Catalog der Prager Universitäts-Bibliothek (von W. Hanka), in den Verhandlungen d. vaterländ. Museums 1840, S. 65—76.

*****) Urkunden vom 28. Aug. 1383 und 28. Sept. 1385 (Monum. III., 268—270. 282—286), dann 9. Dez. 1384 (ib. 278—282).

König Wenzel — mittlerweile des deutschen Kaiserthrones verlustigt und für die Beschlüße des Pisanischen Conziliums gewonnen — fand bei der Prager Universität an Seite der deutschen Nation, und zwar an dieser allein, statt des erwarteten Beitrittes zu den erwähnten Kirchenbeschlüßen, vielmehr lauten Widerspruch. Nicht unwillkommen war ihm daher die Gelegenheit, das Beispiel der Pariser Muster-Universität geltend machen zu können, als im Jahre 1408 Johannes Huß an der Spitze des Lehrkörpers der Böhmen (natio bohemica) um Zuerkenntniß der dreifachen Wahlstimmen zu Gunsten seiner Landsleute einschritt.

Die durch die königliche Entscheidung dd. Kuttenberg 18. Januar 1409 verursachte Erbitterung und massenhafte Auswanderung der Gegenparthei *) entzog der Stadt Prag zwar viele Tausende von wohlhabenden Einwohnern und mit ihnen dem inländischen Handel gewiß keine unbeträchtlichen Vortheile, breitete jedoch das wohlthätige Licht der Wissenschaften auch in der Ferne schneller aus, und rief, nachdem schon früherhin mehrere Professoren Prag's nach Heidelberg und Krakau abgegangen waren, die Universitäten zu Leipzig, Ingolstadt und Rostok in's Dasein.

Allmälich ist die Anzahl der Collegien an der leider! sehr verfallenen Prager Hochschule bedeutend vermehrt worden. Diese Collegien waren unseren späteren Seminarien und Convikten vergleichbare Anstalten, die in der Regel auch mit Bursen (**Bursæ**) verbunden und denen theils Pröpste, theils Rektoren vorgesetzt waren. Im Ganzen bestanden bis zum XV. Jahrhundert folgende Collegien in Prag:

1) **Collegium Caroli**, Karlskollegium, gegründet 30. Juli 1366 von Karl IV., im Judenhause des Lazarus — **domus cum curtili in majori civitate Pragensi, quae Lazari dicitur** — einst auf dem Altstädter Niklasplatze oder Hühnermarkte gelegen, dann 1386 in das Haus des kön. Münzmeisters Johann Rothlöw (nun Carolin) übersiedelt.

2) **Collegium omnium Sanctorum vel angelicum**, gleichzeitig entstanden und ebendort nächst Nr. Conscr. 16—I situirt.

3) **Collegium Nationis Bohemicæ**, genannt schon 1373 (?) und in Nr. 587—I befindlich.

4) **Collegium Regis Wenceslai alias cæsareum**, gegründet 1380 von Wenzel IV., auf dem Altstädter Obstmarkte neben Nr. 573.

5) **Collegium Hedvigis Reginæ**, Bursa für litthauische Theologen, gegründet 1397 und bis 1431 im Jerusalemsgebäude Nr. 307—I.

6) **Collegium Nazareth**, gestiftet um 1398 bei der Betlehemskapelle durch Kaufmann Krziz (**Crux**) für čzechische Bursalen, dann 1419 ansehnlich erweitert.

7) **Collegium Reczek seu Virginis Mariæ**, gestiftet 1438 als Bursa, in der Bartholomäusgasse Nr. 313 (nun ein Theil der k. k. Polizeidirektion.)

8) **Collegium Laudæ**, eine durch Mathias Lauda von Chlumczan 1439 gestiftete Bursa, die aber erst 1451 zu Stande kam und von K. Georg 1469 bestätigt wurde — hieß auch **Collegium apostolicum** und das hiezu bestimmte Haus befand sich in einem Theile des jetzigen technischen Instituts, Nr. 253—254—I.

Das Juristenkollegium, gestiftet 1373, befand sich in der Zeltner-

*) **Theod. Held Illustratio rerum 1409 in univers. Prag. gestarum (1827) p. 10, 21, 33.**

gasse unweit des Tempels (Nr. 591) und das Collegium Medicorum seit 1380 in der Valentins- (damals Karpfen-) Gasse Nr. 43—I.

Die ursprüngliche und ungetheilte Carolinische Universität hat also nur von 1348 bis 1372 gewährt. Im letzteren Jahre veruneinigten sich nämlich die Juristen-Fakultät mit dem Karls-Collegium und es gingen zwei akademische Anstalten aus dieser Spaltung hervor: die Drei-Fakultäten-Universität und die Juristen-Universität, welche bis 1418 ihre beiderseitigen Rektoren nebeneinander wählten. Im Jahre 1373 beschenkte Kaiser Karl die Juristen mit einem besonderen Collegiengebäude (nächst dem sog. Tempel), worin die ganze Juristen-Universität ihren Sitz aufschlug. Bei Ausbruch des Hussitenkrieges erreichte die Selbständigkeit der Juristenuniversität ihr gewaltsames Ende; es wurden wieder nur Rektoren für die Carolinische Gesammtuniversität eingesetzt, was von 1419 bis 1622 dauerte. Doch begann mittlerweile Kaiser Ferdinand I. schon im Jahre 1555, unter der Leitung des Jesuitenordens eine zweite, von der Carolinischen, welche zugleich utraquistisch war, unabhängige, streng katholische Universität vorzubereiten. Die in Prag anlangenden Jesuiten wurden vorläufig mit den Besitzungen des verlassenen Klosters Oybin bei Zittau dotirt. Ihr Collegium, und mit ihm die daraus erblühte Clementinische Akademie, erhielten im Jahre 1562 einen förmlichen Stiftungsbrief, welcher später der Landtafel einverleibt ward.

Vom Jahre 1556 bis zur Union der Universität (1654) waren und blieben die jeweiligen Rektoren des Jesuitencollegiums bei St. Clemens in der Regel zugleich Rektoren der Ferdinandeischen (Clementinischen) Akademie; ja von 1638 bis 1654 hatte die Carolinische Akademie gar keine eigenen Rektoren mehr, indem sie unter sog. kaiserlichen Protektoren stand.

Am 14. November 1622 erfolgte auch die Übergabe der alten Carolinischen Universität an die Väter der Gesellschaft Jesu. Die vereinigte Hochschule nannte sich nun: die Karl-Ferdinandeische Akademie (**Carolo-Ferdinandea**). Allmälich gedieb auch ein festerer Unionsplan zur Reife. Die vier Fakultäten, deren zwei die Carolinische, zwei die Clementinische Universität gebildet hatten, wurden zusammengesetzt; der feierliche Unionsakt fand 4. März 1654 statt, das Unionsdekret wurde unter'm 14. April desselben Jahres ausgefertigt. Am 3. Oktober 1659 geschah der Vergleich der Fakultäten hinsichtlich der alternirenden Rektorwahlen.

Wir müssen nun die Darstellung der reformativen Schicksale der Universität in ihrem Zusammenhange kürzlich nachtragen.

Durch die nationalen und kirchlichen Agitationen des M. Johannes Huß und seines abenteuerlichen Meinungs- und Schicksalsgenossen M. Hieronymus von Prag, hatte die Carolinische Universität eine durch und durch unkatholische Richtung angenommen. Die Einführung der Communion unter beiden Gestalten seit 1414 war vollends eine faktische Lossagung von dem heiligen Stuhle, der endlich mit weiser Duldung die sogenannten Compaktate bewilligte (1433—1437). Der unkatholische Theil ging immer weiter. Im Jahre 1437 entstand das aus Gliedern der Universität zusammengesetzte Consistorium **sub utraque**; 1446 suchte man um einen utraquistischen Erzbischof (Johannes Rokyczana) an; 1448 entfernen sich wegen der Einnahme Prags die fremden Magister und Studenten abermals und 1461 verlassen alle katholischen Magister die Universität, welche nun eine allgemeine Reformation (über welche von 1512 bis 1545 verhandelt worden ist) erleiden soll u. s. w.

So wie jedoch die Regenten Oesterreichs aus Habsburgs glorreichem Stamme jederzeit der katholischen Kirche eifrigste Verfechter waren: so war auch Kaiser Ferdinand I. nach glücklich überstandener Türkengefahr ernstlich bedacht, dem böhmischen Schisma und dem Protestantismus in seinen Staaten überhaupt, durch den Jesuitenorden einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Dies konnte er um so leichter bewerkstelligen, als das Prager Domkapitel eben im Jahre 1547 die Einführung eines neuen katholischen Studiums, oder wenigstens die Verbesserung des früheren, als höchst nöthig und rathsam erheischte, und zur Verwirklichung einer solchen Reform die Väter der erst kürzlich zu Rom entstandenen Gesellschaft Jesu ausdrücklich vorschlug. Im Jahre 1556 kamen (noch bei Lebzeiten ihres Stifters, Ignazius von Loyola) zehn Priester dieses Ordens unter ihrem Rektor Ursmarus nach Prag, mit ihnen der berühmte, schon im Jahre 1541 vom Stifter selbst zum Provinzial aller Jesuiten in Deutschland bestellte und durch seine vielen Bekehrungen ein zweiter Apostel für Deutschland gewordene, Petrus Canisius, dessen Religionshandbuch, wiewol mit späteren Modifikationen, (so lange der Orden in allen österreichischen Erbstaaten dauerte, und wol noch etwas darüber) in den Volksschulen vorgetragen ward. Kaiser Ferdinand ließ den Ankömmlingen das Kloster und die Kirche bei Sankt Clemens, die bisher der Dominikaner-Orden inne gehabt, einräumen. Vom Landesherrn thätig unterstützt, von Rom aus mit Mitgliedern vermehrt, hatten sie bald ein höheres lateinisches Studium gegründet und solches in ihre Altstädter Residenz, das sogenannte Clementinum, verlegt.

So hatte denn Prag von nun an zwei, unter eigenen Magistraturen getrennte, sich wechselseitig stets anfeindende Hochschulen, das Carolinum und Clementinum, oder die Carolinische und Ferdinandeische Akademie, mit deren immerwährenden Reibungen, gelehrten Klopffechtereien, Vorrangs- und Jurisdiktions-Streiten beinahe ein volles Jahrhundert hindurch die Annalen des Prager Studienwesens ausgefüllt sind, — bis endlich Kaiser Ferdinands III. Machtwort beide Hochschulen unter einem gemeinschaftlichen akademischen Senat und mit der Benennung: Universitas Carolo-Ferdinandea zu Einer Körperschaft vereinigend, im Jahre 1654 dem Unwesen ein Ende machte.

Die Feierlichkeit, welche bei dieser nothgedrungenen Vereinigung statt fand, bewahrt uns das „Theatrum Ceremoniale“, ein bereits selten gewordenes und noch seltener gelesenes Buch. Sie dürfte auch unsere Leser interessiren.

Das Theatrum Ceremoniale berichtet also:

„Anno 1654 den 4. Martii wurde zu Prag ein hochansehnlicher Actus verrichtet, und vermittelst desselben beide hochlöbliche Universitäten, als die Carolin- und Ferdinandische, in ein Corpus reducirt, auf folgende Weise:

„Vormittags um 8 Uhr sind Ihre Exzellenz und Gnaden die königl. Herrn Statthalter und Landesoffiziere in Begleitung und Aufwartung aller kais. Expeditions-Bedienten in die alte Stadt Prag gefahren, um daselbsten vor der am Platz liegenden Hauptkirche U. L. Frauen vom Thein genannt (woselbst auch aller dreier Prager-Städte Magistraten, wie auch eine Squadron zu Fuß von der Garnison zu Prag, und eine große Menge der Studenten und gemeinen Volks aufgewartet) abgestiegen, und denen Magistraten in die Kirchen (daselbsten beede, der Karolin- und Ferdinandi-

schen Universitäten Herrn Decani und Professores, sowohl vorderist Ihre Exzellenz Herr Obrister Land-Hofmeister, als Protector der Carolinischen Universität, wie auch geist- und weltliche Facultäten, Doctores, Magistri, Baccalaurei, in ihren gewöhnlichen Ornamenten, auch kais. hohe und niedere Ministri und andere sich befunden) gefolgt."

„Hochgedachter Ihr. Exzell. u. Gn. wie auch Ihr Hochfürstl. Eminenz Herrn Cardinal von Harrach, so balden hernach kommen, ist die Priesterschaft sammt denen Herrn Decanis und Professoribus, mit ihren Szeptern bis an die Kirchenthüre entgegen gegangen, und hat dieselben bis vor den hohen Altar begleitet. Darauf ist das hohe Amt vom heil. Geist, so durch den Herrn Dompropst und Offizialen des Erzbischöflichen Consistorii, mit Trompeten, Heerpauken und einer schönen Musik solenniter gehalten und nach beendigten Sacro, Ih. Kais. Majestät in deutsch- und böhmischer Sprache ergangene allergnädigste Schreiben abgelesen worden; innhalts:

„Demnach wegen der Karolin- und Ferdinandischen Universitäten, deren die Letztere die Hrn. Patres Societatis Jesu bishero gehabt, viele Jahre lang sich ein Streit erhalten: So haben Ihre Majestät mit Dero hochansehnlichen Geheimden Räthen die Sache reiflicher erwogen, und sich nun allergnädigst dahin resolvirt, beede Universitäten in eine zu reducieren; dergestalt, daß vörderist der Protector in Kais. Gnaden entlassen, beede Universitäten aber unter dem Namen Carolo-Ferdinandea conjungirt, derselben Ihre Hochfürstliche Eminenz für einen Kanzler und der P. Molitoris, Societatis Jesu, pro Rectore Magnifico vorgestellt werden; das Cancelleriat sollen successive die Prager Erz-Bischöfe tragen, der Rector Magnificus aber (welcher zugleich das Vice-Cancellariat tragen wird) alternatim aus einer oder andern Facultät (wozu auch der Rector des Collegii in der Neustadt oder der Propst des Profeßhauses Societatis Jesu in der kleinen Stadt Prag qualifiziret) alle Jahre gewählt; über der Universität Güter ein Hauptmann gesetzt; von denen Einkommen die Herrn Professores bezahlt, die Reittungen Ihrer Hochfürstlichen Eminenz zum Ersehen, und dann folgends zur löbl. Böhmischen Cammer übergeben werden".

„Nach Verlesung des kais. Befehls hat Herr Marcus Marci, Doctor und Professor Medicinæ, als selbiger Facultät Decanus eine Danksagung gegen Ihre Exzell. den Herrn Protektor gethan, und hierauf Ihre Exzell. von dem Sitz sogleich hinweg und in die Mitte des Chors gerückt (darauf nachmals der Herr Rector Magnificus gesetzt worden) aufgestanden, von der Universität Abschied genommen und sich zu Ihrer Exzell. und denen königl. Herrn-Statthaltern an dessen gewöhnlichen Ort verfüget. Nach solchem hat der Pater Carl Grobendonk, Societatis Jesu, Ihrer Hochfürstl. Eminenz und dem Rectori Magnifico gratulirt, worauf das Te Deum Laudamus gesungen, und damit also dieser Actus, welcher von 9 bis 12 Uhr gewährt, glücklich beschlossen worden: Welch allem noch mehr hochgedacht Ihre Hochfürstliche Eminenz, auch Exzellenz und Gnaden, königl. Herrn Decani und Professores insgesamt, bei denen Herrn P. P. Societatis Jesu in dem Altstädter Collegio das Mittagsmahl eingenommen.*)" —

*) Theatrum ceremoniale, Thl. II. p. 1346.

Bei diesem letzten historischen Wendepunkte unserer Universität erlauben wir uns einige Analekten hier einzuschieben, welche auf die Collaturen und Nebeninstitute der Universität Bezug haben — wobei wir einen schließlichen Blick auf die militärischen Verdienste der Prager Studierenden werfen.

Die Betlehemskirche — ein beinahe welthistorisch gewordenes, nun demolirtes Gotteshaus — gehörte einst der Prager Hochschule an. Dieselbe war von dem Ritter Johann von Mülheim 1391 als eine Privatstiftung für die Collegiaten der böhmischen Nation bestimmt und Capella Sanctorum Innocentium, auch „Haus des Brodes" genannt worden; der Bürger Crux (Kříž) bot zu der Stiftung die Hand, um dem Mangel an czechischen Predigern, die hier allein lehren sollten, abzuhelfen. Der Bauplatz zur Kirche bestand in einem unter dem Namen Skalsky bezeichneten Grunde, nahe an der einstigen Pfarrkirche zum heil. Philipp und Jacob gelegen, welche letztere bald darnach eingegangen oder mit Betlehem verschmolzen zu sein scheint. Der Standort beider Gotteshäuser war die südwestliche Seite des heutigen Betlehemsplatzes, und speziell das Haus Nr. 254—I., mit dem (noch vorhandenen) vormaligen Taufbrunnen der unschuldigen Kinder. Am 14. März 1402 wurde M. Johann Huß, damals Dekan der Artistenfakultät, hier als Prediger eingeführt; er trieb daselbst sein Unwesen bis 1412. Am 14. November 1622 ist die Betlehemskapelle (sammt der Fronleichnahmskirche), gleichzeitig mit der Carolinischen Akademie und deren Gütern, Rechten und Urkunden, durch landesfürstliche Zuweisung den Vätern der Gesellschaft Jesu bei St. Clemens eingeantwortet werden. Im Jahre 1661 erwarben die Jesuiten für ihre Betlehemskapelle käuflich die ehemaligen Collegiengebäude Nazareth und Laudä, — das Collegium Reczek aber zum Gebrauch des Bräuhauses ihres besagten Collegiums. Im Jahre 1786 wurde das denkwürdige Gotteshaus „Betlehem" infolge Hofdekret vom 22. Juni entweiht, anfangs zum ärarischen Bauhof bestimmt, später (unter Hinzuthun des Direktors der technischen Studien, Franz Herget) jedoch ganz niedergerissen.

Die Corporis-Christi-Kirche*) oder Fronleichnamskapelle, eine der Betlehemskirche ähnliche Stiftung, wurde im Jahre 1403 der Universität ebenfalls zu Gunsten der böhmischen Nation einverleibt. Sie war sternförmig von vierzig böhmischen Baubrüdern im Jahre 1382 erbaut worden, und stand einst in der Mitte des Neustädter Ringes (Viehmarktes, an der Stelle des jetzigen Röhrkastens zwischen der Hurtischen und Gersten-Gasse). Hier wurde das nationale Fest der Heiligthümer, das von Karl IV. herrührende Reliquienfest, gefeiert und der Abschluß der Baseler Compaktate 1437 durch zwei (nun im Museum befindliche) Inschrifttafeln verewigt. Im Jahre 1622 nahmen die Jesuiten Besitz von der Kirche und behielten sie bis zu ihrer Aufhebung. Zehn Jahre später (1784) wurde die Fronleichnamskirche säkularisirt, gesperrt, 1789 verkauft und 1791 der Erde gleich gemacht.

Das St. Wenzels-Seminar geht in seinen Anfängen, als Alumnat für arme, dem geistlichen Stande sich widmende Studenten, in das Jahr 1559 zurück. Es wurde anfangs domus pauperum genannt und befand sich mit dem Convikt in einem und demselben Hause. Johann der Aeltere von Lobkowitz erwirkte 1588 bei dem Papste Sixtus V. die Uibertragung der Dotation eines in Rom seit Karls IV. Zeiten (1368) bestehenden

*) Vgl. Karl Grünes „die Corporis Christi-Kirche in Prag," abgedr. in Klars Jahrbuch Libussa, 1843, S. 313—329; hiernach in der Illustr. Chronik 1853, 1. Bd. S. 410—418.

Hospitals für dahin pilgernde Böhmen*) auf dieses Institut (W. Tomek Gesch. der Prager Univers. 1849, S. 166). Im Jahre 1691 wurde das Seminar in das jetzige Polytechnikum (ehemals **dům Plaský**) übertragen und sofort (1702) von Grund aus neu aufgebaut. Statt seines alten Namens **domus pauperum** wurde ihm, da es nun hinreichend bemittelt war, 1630 auf ausdrücklichen Befehl Kaiser Ferdinands II. der Name St. Wenzels-Seminar beigelegt. Zuletzt befand sich in den Lokalitäten das akademische Gymnasium, nebst einigen philosophischen Hörsälen — die aber 1804 in das Clementinum verlegt wurden.

Das erzbischöfliche Seminar befand sich von 1631 bis 1777 in dem sogenannten Königshofe (nun Caserne;) Maria Theresia übersiedelte 1777 die Alumnen in das Clementinum. Die Anstalt musste im Jahre 1783 dem Generalseminarium Platz machen, welches Leopold II. aber 1791 wieder aufgehoben hat.

Das Jesuiten-Convikt zu St. Bartholomäus, schon vor dem Jahre 1558 als **Contubernium nobilium** begründet, befand sich ursprünglich sammt Hauskapelle in einem Flügel des Clementinums und war nach dem Vorbilde des **collegii germanici** in Rom organisirt, auch aus der päpstlichen Kammer mit Stiftungsgeldern versehen. Im Jahre 1576 zählte es 70 Convictoristen aus reichen Familien des in- und ausländischen Adels. Im Laufe der Zeit erhielt sowol das Convict, als auch das Seminar abgesonderte Gebäude in der Stadt — jenes (im Jahre 1660) das noch immer den Namen tragende Conviktgebäude in der altstädter Bartholomäusgasse. Im Jahre 1761 und 1763 bemächtigte sich die Universitätskommission des Aufnahmsrechtes in das Convikt der Gesellschaft Jesu. Nach der Aufhebung des Ordens 1773 wurden die Güter des Bartholomäus-Convikts theilweise zu Geldstiftungen verwendet, die Lokalitäten sammt Kirche 2c. kassirt. Im Jahre 1808 ward ein neues Conviktgebäude bei den Piaristen in der Neustadt gegründet, aber erst im Oktober 1830 bezogen. Auch dieses ist 1848 wieder eingegangen.

Akademische Frei-Compagnieen hat die Prager Hochschule in den drei letzten Jahrhunderten mehrmals gestellt.

1648, gerade im dritten Säcularjahre der Universität, vertheidigten die Studenten der Carolinischen und der Ferdinandeischen (Clementiner) Akademie die Stadt Prag gegen die belagernden Schweden unter Königsmark. Die Compagnie war 400 Mann stark, Anführer derselben war der tapfere P. Georg Plachy aus der Gesellschaft Jesu. Durch sie wurde den Schweden der Uibergang in die Altstadt unmöglich gemacht. Die Freiwilligen trugen für sich und für ihre Hochschule zahlreiche Gnadenbezeugungen davon; z. B. die Landtafelfähigkeit für alle Professoren (Dekr. v. 20. Aug. 1649) 2c.

1741 bildete sich bei der Annäherung der vereinigten französischen, bayerischen und sächsischen Truppen abermals ein Studentenbataillon von 530 Mann und deckte die Marienschanze.

1744 zeichneten sich während der Belagerung Prags durch die Preußen die Akademiker neuerdings aus und erfreuten sich hiefür des allerhöchsten Wohlgefallens.

1800, am 17. Oktober ließen sich 690 Studierende Prags im Palaste des Erzherzogs Carl in die böhmische Legion einreihen. Am 22. Dezember

*) Uiber dies böhmische Hospital in Rom s. Illustrirte Chronik 1854, Bd. II. S. 545.

marschirten die Freiwilligen durch das Wyssehrader Thor nach Budweis ab. Da es durch den Lüneviller Frieden zur Auflösung der Truppe kam, so kehrte die Legion am 8. April 1801 wieder nach Prag zurück. Ihr Commandant war Graf Joseph Wratislaw, Feldprediger war der Reichstädter Dechant, Franz v. Schönfeld, gewesen.

1808 am 27. Juni organisirte sich nochmals ein Studentencorps, welches den Namen eines kais. Leibbataillons erhielt. Am 22. März 1809 erfolgte der Ausmarsch der Landwehr, am 1. Mai jener des Studenten-Bataillons nach den Grenzen Böhmens. Noch prangen die Fahnen aus den Jahren 1800 und1809 in der Aula.

Wir schreiten nun zu der neuesten Epoche unserer Hochschule!

Es genoß die Prager, seit ihrer feierlichen Union nicht wieder, als nur in Bezug auf die in zwei Gebäuden (der ursprünglichen Carolinischen Aula und dem Clementinischen Jesuiten-Collegium) vertheilten Fakultäts-Hörsäle, getrennte Universität nahezu dreihundert Jahre, abermals eine Blüthenzeit, und sollte am 7. April 1848 ihr fünfhundertjähriges Stiftungsfest feiern.

Ein eigenes Universitäts-Festcomité leitete großartige Geldkollekten zu dem Jubiläum ein. Man brachte das Karls-Monument zu Stande, welches von dem Bildhauer J. E. Hähnel in Dresden modellirt und von Burgschmidt in Nürnberg gegossen ward) und stellte dasselbe nächst der alten Karlsbrücke — leider! still und glanzlos, am 31. Januar 1849 auf. Denn die damaligen politischen Stürme hatten das Prager Universitäts-Jubeljahr in ein universelles Schreckensjahr umgewandelt.

Der akademische Senat sah sich bewogen, am 22. Juli 1848 öffentlich zu erklären, daß „die Jubelfeier der Universität vermuthlich erst am 29. oder 30. September d. J. statthaben werde." Es hat aber bis jetzt gar keine derlei Jubelfeier stattgehabt und wir wecken mittelst dieser Zeilen wol die Erinnerung an die fünfhundertjährige Gründung, nicht aber an die fünfhundertjährige Stiftungsfeier der Prager Universität.

Statt der Abhaltung des fünfhundertjährigen Stiftungsfestes der Universität — wobei unbezweifelt auch viele Deputirte der Hochschulen Deutschlands sich eingefunden hätten — wurden nachstehende interessanten Druckschriften (wenn auch theilweise früher oder später erscheinend, so doch unmittelbar auf die Jubelfeier Bezug nehmend) veröffentlicht:

Als Vorläufer zur Prager Universitäts-Jubelfeier ward (durch die Munificenz des Fürsten Franz Lobkowitz) herausgegeben:

Statuta Universitatis Pragensis, nunc primum publici juris facta, conjuncta opera D. Antonii Dittrich & D. Antonii Spirk. Pragæ MDCCCXLIV. gr. 8° XVI und 238 Seiten (ohne allen Apparat; doch im Causal-Zusammenhange mit den bereits 1832—1834 herausgegebenen **Acta Decanorum facultatis artium** bis 1584, **Matricula Universitatis Juristarum** bis 1418 und **Codex diplomaticus** von 1347 bis 1410).

Bereits aus Anlaß der bevorstehenden Jubelfeier kam ein Jahr vorher (1847) heraus:

Die wichtigsten Begegnisse der Prager Universität mit der Reihenfolge aller ihrer Rektoren, bis zur Vereinigung der Karl-Ferdinand'schen Akademie im Jahre 1654, mit einem gedrängten geschichtlichen Uiberblicke bis auf unsere Tage. Von P. Adolph Fischer, Bibliothekar am k. Stifte

Strahof — abgedruckt in dem vaterländischen Jahrbuche „Libussa" von P. A. Klar, VI. Jahrg. auf 1847, S. 478—500.

Im Jubeljahre 1848 selbst kam ferner heraus:

Historie o cisaři Karlovi tohoto jména Čtvrtém. Sepsána a nově vůbec vydána od M. Prokopa Lupáče z Hlavačova. Též posloupný pořádek vůdcův, knížat a králův slavného království Českého. K pětistyleté slavnosti založení Karolinských vysokých škol pražských po druhé vydána od Václava Hanky. V Praze 1848, 12° XXIV Seiten, Dedikation des Verfs. an Ritter Burian Trczka; ferner S. 1—111. Text, S. 112—115 böhmische Fürstentafel, am Schluße eine gedrängte Biographie Karls IV. von Paul Lucin. (Nach dem Abdruck von 1584, bis jetzt für ein Unicum geltend. Nebst einem Facsimile der Handschrift Karls IV. und des Erzbischofs Arnestus, wie auch einem Stahlstiche des Prager neuen Karlsmonuments).

Ein Jahr später (1849) erschien im Druck: Geschichte der Prager Universität. Zur Feier der fünfhundertjährigen Gründung derselben verfasst von Wenzel Wladiwoj Tomek. Prag 1849, gr. 8° VI Seiten Vorrede, S. 1—346 Geschichte (ohne alle Urkunden und sonstige Citate), S. 346 ff. Chronologie der Daten, Rektorenreihe, alphab. Register. Vgl. desselben Verfassers: Déje university Pražské, Díl I. v Praze 1849, gr. 8° 290 SS. Text (die Gesch. d. Universität bis 1435 quellenmäßig abhandelnd), S. 291—320 Indices.

Zuletzt (1852) wurde noch gleichsam nachgeliefert:

Tomáše ze Štitného Knížky šestery o obecných věcech Křesťanských. Vydány od university Pražské na památku jejího založení před 500 lety. Kterěžto vydání dle nejstaršího rukopisu c. kr. veřejné knihovny Pražské způsobeno, životopisem i vysvětlením slov a věcí opatřeno jest od Karla Jaromíra Erbena etc. v Praze 1852, 8°; XXXVI Seiten Štjtny's Leben und Werke, Handschriften und Ausgaben der letzteren; 286 SS. Text, dann bis S. 312 Zugaben. Von S. 213—351 Wort- und Sacherklärender alphab. Blattweiser. (Diese Edition nach der ältesten Handschrift des XIV. Jahrhunderts war von dem akad. Senate ausdrücklich beschlossen worden; die Zeitereignisse zögerten das Unternehmen über das Jahr 1848 hinaus; der akad. Senat erneuerte unter'm 31. Dez. 1850 das Vorhaben; Archivar Erben führte dasselbe rühmlich durch. Ritter Thomas von Štjtny blühte von 1325—1399.)

Endlich verdient dieser neuesten Universitäts-Literatur noch angereiht zu werden: Chronologische Uibersicht der Schicksale der Prager Universität, nebst der Rektorenreihe von 1348 bis 1648 — Illustrirte Chronik von Böhmen (redigirt durch Dr. Legis Glückselig) 1853, Bd. I. S. 469—478.

Prag war in der berüchtigten Pfingstwoche 1848 bekanntlich ein Schauplatz der Verwirrungen, Scheuel und Gräuel, wo Eigenthum und Leben in Gefahr standen. Man vergriff sich namentlich bei den Straßenkämpfen des 12. Junius vielfach an Privat- und öffentlichem Eigenthum *) — unter andern auch an dem theuersten Kleinod des Prager Universitäts-Archivs, nämlich der, dem Carolinischen pergamentenen Stiftungsbriefe beigelegenen, goldenen Bulle!

---

*) Uiber die Vorgänge: F. J. Schopfs Volksbewegungen (bei C. W. Medau), 1848, VI. Heft, S. 11–24.

Erst nach Verlauf von sechs Wochen ertheilte der akademische Senat öffentliche Kunde von diesem Verluste durch die Amtsblätter der Prager Zeitung, wie folgt:

Beschreibung des verlorenen Universitätssiegels.

Während der Erstürmung des Karolinums am 12. Juni 1848 ist unter Anderen aus dem gesperrten Sitzungszimmer des akademischen Senates und dem darin befindlichen verschlossenen Archivkasten auch das Original-Sigill von der vom Kaiser Karl IV. errichteten Stiftungsurkunde der Prager Universität vom 7. April 1348 — **aurea Bulla** (die goldene Bulle) genannt — in Verlust gerathen.

Es ist in der Größe eines Doppelthalers, von dünnem Goldblech, hohl, gepresst und führt folgende Aufschrift:

(Avers) KAROLVS. DEI. GRACIA. ROMANOR. REX. SEMP. AVGVSTVS. + ET. REX. BOEMIE.

(Revers) ROMA. CAPVT. MVNDI. REGIT. ORBIS. FRENA. ROTVNDI. + AVREA ROMA.

Dem Uiberbringer dieser in Verlust gerathenen goldenen Bulle wird der innere Werth derselben als Belohnung zugesichert.

Vom k. k. akademischen Senate. Prag den 25. Juli 1848.

Zeidler, Abt., d. Z. Rektor.
Dr. Witak, Univ. Syndikus.

Schonend und beinahe ironisch sagt diese „Beschreibung": daß die goldene Bulle hinter Schloß und Riegel „in Verlust gerathen" sei! Das bleibt sich gleich. Aber wer die frevelhafte Hand darnach ausstreckte, der mußte von dem Werthe des Objektes wohlunterrichtet, mit der Oertlichkeit des Universitätsarchivs schon früher bekannt oder doch sonst von etwaigen Mitinteressenten gut instruirt gewesen sein. Ohne Beil oder Brecheisen ging es dabei nicht ab. Die Pergamenturkunde selbst hatte der Thäter an Ort und Stelle liegen lassen.

Die Entwendung der **Aurea Bulla***) wurde natürlich zu einer Zeit weniger gefühlt, wo nicht einmal das Universitäts-Jubiläum, bei welchem diese Reliquie eine besondere Wichtigkeit erlangt hätte, abgehalten werden konnte. Aber im Stillen ist viel um dieselbe getrauert worden, und sechsjährige Nachforschungen waren ihr auf die Spur zu kommen nicht fähig.

Mittlerweile geschah es, daß das böhmische Museum, — nachdem schon im Jahre 1842 ein Versuch dazu gemacht worden — im Jahre 1850 die vaterländische Alterthumssammlung des (damals von Prag nach Wien übersiedelnden) k. k. Oberingenieurs, Joseph Pachl, für 6000 fl. C. M. anzukaufen so glücklich (!) war. In dem, mit dem nun verstorbenen Verkäufer und dessen Ehegattin, Frau Babette Pachl, unter'm

*) Die Goldsiegel (Chrysobullen) haben ihren Ursprung im byzantischen Kaiserreiche; bei den römisch-deutschen Kaisern waren sie ebenfalls lange in Gebrauch. Das Prager Metropolitan-Archiv besitzt einige unter goldnen Bullen ausgefertigte Diplome, selbst auch ein Carolinisches. Im Prager Stadtarchiv wird unter andern eine goldne Bulle Kaiser Friedrichs IV. (von 1489) verwahrt. Das im ehemaligen deutschen Staatsrecht unter dem vorzugsweisen Namen der „Goldnen Bulle" bekannte Reichsgrundgesetz von 1356 (dessen Original nun verloren ist) hatte ein Goldsiegel von ganz gleicher Art mit jenem unserer Universität; nur erscheinen auf dem Versstempel noch der böhmische Löwe und deutsche Reichsadler angebracht.

18. April 1850 abgeschlossenen Kaufvertrage *) heißt es §. 5: „Endlich verbinden sich die Hrn. Verkäufer solidarisch, zum Behufe der seinerzeitigen Vervollständigung der Sammlung, von allen Alterthümern und Kunstgegenständen böhmischen Ursprunges oder Fundes, oder vom böhmischen geschichtlichen Interesse überhaupt, wenn solche ihnen käuflich oder tauschweise angeboten werden sollten, dem böhmischen Nationalmuseum die Anzeige zu erstatten; falls sie aber solche Gegenstände acquirirt hätten, dieselben dem böhm. N.-Museum preiswürdig zu verkaufen."

So standen diese Angelegenheiten (aus denen sich uns manche stille Folgerung aufdringt), als bei dem Tode des Verkäufers jener Sammlung noch ein beträchtlicher Vorrath von böhmischen Alterthumsgegenständen seiner Witwe in den Händen blieb. Diese Alterthümer — und darunter die 1848 verloren gegangene goldene Universitäts-Bulle — wurden im Herbste des Jahres 1853 von dem Königsaaler Zuckerfabriksbesitzer, Hrn. Anton Richter, einem hochgebildeten, von gleichem Patriotismus wie sein Vater **) erfüllten Industriellen, entdeckt und für eine hohe Summe lediglich in der Absicht erworben, um der vaterländischen Hochschule ihre theuerste Reliquie wiedergeben zu können.

Für dieses hochherzige Geschenk hat der Universitäts-Senat unter'm 14. Januar 1854 nachstehende Dank-Adresse an Herrn Anton Richter gelangen lassen, welche demselben durch den derzeitigen Rektor, Prälat Dr. Rotter, und Prorektor, Gubernialrath Dr. Schnabel, zu Königsaal überreicht worden ist.

Euer Wohlgeboren!

Der akademische Senat der Prager Universität hat von Euer Wohlgeboren das zur Universitätsbulle Kaiser Karls IV. dd. 7. April 1348 gehörige, am 12. Juni 1848 bei der Erstürmung des Carolins verloren gegangene goldene Sigill als ein werthvolles Geschenk zurückgestellt erhalten.

Musste die vaterländische Universität bisher den Verlust dieses theueren Andenkens an ihren erlauchten Gründer tief bedauern, so ist ihre Freude über die unerwartete und grossmüthige Zurückerstattung desselben um so grösser, und sie kann die Fügungen der Vorsehung nur preisen, welche dieses theuere Kleinod in die Hände Euerer Wohlgeboren gelangen liess.

Der akademische Senat fühlt sich demnach verpflichtet, Euer Wohlgeboren im Namen der Universität für jenes Geschenk, welches Dieselben gewiss nicht ohne kostbare Geldopfer erworben haben, seinen verbindlichsten Dank darzubringen, mit der Versicherung, dass der Name Euerer Wohlgeboren in den Annalen der vaterländischen Universität immerdar verzeichnet und an den wiedererlangten Besitz dieser theueren Reliquie geknüpft bleiben wird.

Empfangen Euer Wohlgeboren nebst diesem innigsten Danke auch den Ausdruck der grössten Hochachtung.

Vom k. k. akad. Senate der Prager Universität, 14. Januar 1854.

*) Abgedr. in den Verhandl. d. Mus. 1851, S. 95—97.

**) Die Biographie von Anton Richter — dem Vater — (geb. zu Böhmisch-Leipa 4. Nov. 1782, † zu Königsaal 13. Dez. 1846) findet sich in P. A. Klars „Libussa," Jahrg. X. auf 1851, S. 351—396, sammt Richters Porträt in Stahlstich.

Nicht ohne Gewicht ist in vorstehender Adresse die Hindeutung auf die Fügungen der Vorsehung, welche das besagte Sigill gerade in die Hände eines Mannes spielte, der, wie Hr. Anton Richter, selbst ein dankbarer Schüler der vaterländischen **Alma Mater** ist, und dem das bleibende Verdienst gebührt, dies Alterthum vor der ihm bereits entschieden zugedachten Zerstörung und beziehungsweise Einschmelzung gerettet zu haben.

Wie lange die goldene Bulle in Pachls Händen gewesen — wer hat wol jetzt darnach zu fragen? Pachl war nur ein industriöser, kein wissenschaftlicher Sammler, nicht einmal ein praktischer Kenner von Alterthümern, am wenigsten von nationalen! Seine „böhmische“ Alterthumssammlung zählte nur zu viele exotischen Artikel. Es ist daher zu bezweifeln, daß Pachl gewußt habe, das von ihm (wer weiß wann?, wo? und wie?) erworbene Goldsigill sei das Eigenthum der Prager Universität. Vielleicht scheute er sich auch, seit dem Proklam vom 25. Juli 1848 frei hervorzutreten ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Daß aber die, durch Hrn. Anton Richter dem böhmischen Vaterlande wieder zugewendete goldene Bulle wirklich auch die ursprüngliche Universitätsbulle, und kein etwaiges Exemplar einer andern Carolinischen Goldbulle sei: muß hier ein für allemal behauptet und bestätigt werden. Pelzel in seiner Lebensgeschichte Kaiser Karls IV. (1780) liefert **ad pag.** 176 eine Kupfertafel mit Carolinischen Sigillen, worauf auch unsere goldene Bulle ziemlich getreu abgebildet erscheint. Der in der vaterländischen Urkundenforschung sehr bewanderte Verfasser bezeichnet dieses Sigill als **aurea bulla Caroli IV. de a.** 1348 **et** 1354, und wir müssen ihm glauben, wenn er, außer dem zum Universitäts-Stiftungsdiplome gehörigen Exemplar, noch ein zweites mit völlig gleichem Stempel, an einer sechs Jahre jüngeren Urkunde angetroffen zu haben vorgibt. Die Universitäts-Bulle von 1348 war von jeher, wenigstens soweit die Tradition zurückreicht, von der Urkunde selbst losgetrennt und abgerissen; nicht einmal hat sich die alte Carolinische Durchzugs-Schnur an dem Sigille erhalten, wie man ein Fragment davon glücklicherweise noch an der Urkunde gewahrt. Wer da gleichwol die Identität der aus dem Prager Carolinum 1848 entführten und in Pachls Nachlasse zu Wien 1853 aufgefundenen, nun dem Universitäts-Archive wieder einverleibten, goldenen Bulle zu bezweifeln wagte, täuscht entweder Andere oder sich selbst. —

Das beiliegende Erinnerungs-Tableau erklärt sich größtentheils schon durch die Composition. Nebst dem, aus Anlaß der Universitäts-Jubelfeier aufgestellten, Karlsmonumente in Prag versinnlicht das Tableau alle wichtigen Bauwerke und gemeinnützigen Gründungen Kaiser Karls IV., den Karlsbader Heilquell, die Prager Hungermauer und die Melniker Weinpflanzungen mitbegriffen. Weiterhin sind die noch in Gebrauch stehenden vier Prager Fakultäts-Sigille abgebildet, zuunterst auch das älteste vorhandene Universitäts-Siegel selbst mit dem Bildnisse des heil. Wenzel, welchem Karl IV. den betreffenden Stiftungsbrief fürbittend darreicht. Die Umschrift lautet:

SIGILLVM. VNIVERSITATIS. SCOLARIVM. STVDII. PRAGENSIS.

Zu beiden Seiten dieses Sigills ist endlich die zweiseitige goldene Universitäts-Bulle oder Kapsel selbst in natürlicher Größe vorgestellt, welche die eigentliche Veranlaßung zu dem gegenwärtigen Aufsatze bildet.

Der vorstehende Aufsatz — aus der Feder eines wohlunterrichteten

vaterländischen Geschichtsforschers geflossen — kann natürlich nicht die Bestimmung haben, die Räthsel oder (wie man das in neuester Zeit zu nennen beliebt) die Mysterien der Entwendung, Verhehlung und Wiederentdeckung unserer Carolinischen Universitäts-Bulle zu lösen oder zu enthüllen. Dies Verdienst stellen wir billig der Zukunft anheim. Wir Zeitgenossen haben vorläufig ein herztröstendes Genügen daran, daß die Reliquie von 1348 an's Licht getreten und der **Alma mater** wieder zugemittelt worden ist. Wenn einst das sechshundertjährige Jubelfest der Prager Hochschule gefeiert wird: so mögen diese Zeilen ihre Vervollständigung finden. Herr Fabriksinhaber Anton Richter zu Königsaal aber — dieser „redliche Finder" **par excellence** (der den Fund gethan und ihn obendrein mit theuerem Gelde bezahlt hat) — möge, mit seiner akademischen Dankadresse in der Hand, ruhig über die Stimmen der Partheien triumphiren, welche den Kranz seines Finderruhmes (denn den Finderlohn hat Er selber noch aufgezahlt!) dadurch zu entblättern suchen, daß sie die zurückgestellte Bulle nicht für die vor dem Jahre 1848 im Universitätsarchiv vorhandene auszugeben sich die eitle Mühe geben. Allein so unfehlbar man z. B. von der Echtheit der 1853 wiedergefundenen ungarischen Reichskleinodien überzeugt war und noch ist: ebenso wird man es, seit der oben mitgetheilten offiziellen Dankadresse, welcher sicherlich keine Mystifikation zu Grunde liegt, hinsichtlich des Carolinischen Universitätskleinods sein und bleiben müssen — wenn auch immerhin Rücksichten der Discretion gegen Lebende und Todte dabei obwalten, welche füglich erst die nahe oder ferne Folgezeit ignoriren darf.

Im Interesse der Vaterlandsgeschichte und Diplomatik wäre es jedoch zu wünschen, daß Herr Anton Richter eine speziell aufklärende Denkschrift hierüber herausgeben möchte — wozu wir ihm die gegenwärtige kleine Vorarbeit mit dem Bemerken empfehlen und widmen, daß wir ja im Grunde nur eine Tableau-Erläuterung, und keineswegs eine gelehrte oder gar polemische Abhandlung geschrieben haben. In dem Jahrbuche „Libussa" von Paul Aloys Klar auf 1855 findet man übrigens einen gediegenen und prachtvoll illustrirten Artikel über den nämlichen Gegenstand, und im Verlage von C. W. Medau zu Prag und Leitmeritz soll (wie schon längst verlautet) Dr. Legis Glückselig sein historisch begründetes Votum über die gedachte Bulle mittelst einer besonderen Deduktionsschrift dem Publikum vorlegen wollen.

Die alten Chroniken Böhmens von Cosmas bis auf Hajek;

oder Quellenkunde der böhmischen Geschichte.

Unser Vaterland zählt vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert ungefähr ein viertel Hundert Chronikanten und Geschichtschreiber, in deren Werken der ganze Schatz der einheimischen Sage und Historie enthalten ist. Wir wollen dieselben der Reihe nach aufzählen, und eine kurze kritische Würdigung überall einschalten.

1. **Cosmas** (geb. 1045 vielleicht in Polen, † zu Prag, 21. Okt. 1125), schrieb in den letzten Jahren seines Lebens, als Dechant der Prager Hauptkirche, seine Chronica Boemorum in drei Büchern, welche von der Einwanderung der

böhmischen Slawen bis zu dem J. 1125 reicht. Seine Quellen, die er selbst richtig zu würdigen wußte, waren mündliche Sagen, Berichte und Volkslieder, geschriebene Legenden der beiden Landesheiligen Wenzel und Adalbert, die Todtenbücher (Nekrologien) mehrerer Kirchen, einige nun verlorene Urkunden, endlich die Chronik des Regino und seines Fortsetzers; auch beruft sich Cosmas auf einzelne böhmische Alterthümer seiner Zeit. Cosmas, der als Gelehrter wol auch an den Staatsgeschäften Theil nahm, schrieb mit einer für sein Zeitalter höchst rühmlichen Treue. Sein Beispiel weckte vorzüglich dadurch den Geist der Geschichtschreibung in Böhmen und Mähren, daß das Prager Domstift mit Cosmas Werke den Grund seines, durch drei Jahrhunderte fast ununterbrochen fortgeführten Zeitbuches, legte und Propsteien und Klöster mit ihm hierin wetteiferten. Lieder scheint des Cosmas Chronik, so wie sie gegenwärtig vorliegt, theilweise interpolirt; auch fehlt es nicht an Anachronismen, wiewohl Cosmas erst vom Jahre 894 seine Zeitangaben beginnt. Die letzte, beinahe fünfzigjährige Epoche, die Cosmas als Zeitgenosse beschreibt, ist auch in der Ausführung die vollendetste.

Ausgaben: a. Von Marq. Freher Rerum Boh. ant. SS. Hanov. 1602 Fol. pag. 1—14 bricht bei dem J. 1086 ab; vollständig erst ib. 1607 und 1620 fol. b. Von Menken SS. rer. German. Lign. 1728, T. I. n. XVIII pag. 1956 ff. (nach der zweiten Freherischen Ausg. mit Noten von Ch. G. Schwarz). c. Von Pelzel und Dobrowsky SS. rer. Boh. Pragae 1783, 8. T. I. pag. 1—282, bisher die beste Ausgabe in kritischer Hinsicht, nach 5 Handsch. und mit Vergleichung aller früheren Editionen. Neuerlichst jedoch ist in Pertz Monum. hist. Germ. T. IX. p. 31—132 eine von Dr. R. Köpke besorgte, trefflich commentirte Ausgabe des Cosmas und seiner Fortsetzer erschienen.

2. Der erste Fortsetzer des Cosmas (1126—1142), ein dem Namen nach unbekannter Wischehrader Domherr, welcher diese Geschichte vom J. 1126 wahrscheinlich als Augenzeuge bis zum J. 1142 fortsetzte. Er schreibt ausführlich, nur etwas partheiisch von der Regierung Sobieslaws I., und sehr gern von außerordentlichen Naturerscheinungen; ohne zugleich einzelne Seitenblicke auf Deutschland zu unterlassen.

Ausgaben: a. Die Wiener unter dem Titel: Continuatio Chronici boh. olim conscr. a Cosma Decano, nunc e Cod. M. S. Prag. producta etc. Viennae 1752, 175 S. 4°, gedruckt bei Trattner; (bei einer Inauguralschrift des Grafen Joachim Krakowsky von Kolowrat, praes J. Baptist Picker). Enthält zugleich den zweiten Fortsetzer des Cosmas, (siehe unten Nr. 7) — beide bis zur Unbrauchbarkeit fehlerhaft. b. Die Prager: SS. rer. Boh. T. I. pag. 285—338 besser, jedoch mit ausdrücklicher Verwahrung gegen die zahlreichen Entstellungen des Textes. c. Die Frankfurter 1851 durch Rud. Köpke, Pertz Monum. IX. pag. 132—148.

3. Der Mönch von Sazawa (1126—1162), eigentlich der Urheber des Zeitbuches der Benediktiner-Abtei Sazawa, der den Cosmas erweiterte und fortsetzte, indem er vieles, häufig seinen Orden Betreffendes, mitunter Irriges, vorzüglich in das erste Buch einschob, und ein viertes anfing, das vom Jahre 1126—1162 geht und nicht nothwendig von Einem Verfasser, wiewol immer von einem gleichzeitigen herrührt. Interessant sind des Chronisten Nachrichten über die in seinem Kloster seit 1032 eingeführte slawische Liturgie; außerdem fasst er sich meistens kurz, und scheint seinen Vorgänger, den ersten Fortsetzer des Cosmas, gar nicht zu kennen.

Ausg. a. In Menken's SS. rer. Germ. 1730, T. III. p. 1771—1808; wo das Ganze als eine Sammlung von Varianten und Zusätzen aus einer Dresdner Handschrift unter Cosmas Namen erscheint. b. In SS. rer. Boh. 1783 T. I., wo alles Eigenthümliche des Mönchs von Sazawa in den Text des Cosmas gehörigen Ortes eingeschaltet und durch Klammern und Anführungszeichen unterschieden ist. c. In Pertz Monum. T. IX. p. 148—163.

4. Der Mönch von Hradischt und Opatowitz (1126—1158) — zugleich

der Stator der mährischen Geschichte; reiht an die allgemeine Geschichte die böhmisch-mährische an, bis zum J. 1142 den Cosmas, dessen ersten Fortsetzer und den Mönch von Sazawa verarbeitend; von hier an selbständig. Das Ganze gerieth im J. 1161 mit den geflüchteten Hradischter Mönchen nach Opatowitz in Böhmen, wurde hier gleich einem bloßen Entwurfe überarbeitet, mit den Denkwürdigkeiten des Opatowitzer Klosters bereichert und bis 1158 fortgeführt.

Ausg. a. Blos zwei schlechte Auszüge: nämlich die Reihe der Hradischter(?) Benediktineräbte in B. Piter Thesaurus absconditus seu Vita S. Guntheri, Brunae 1762, 4° p. 180—190; dann das bereits in Hradischt angelegte Todtenbuch, nebst anderen Bruchstücken in Dobner Mon. hist. Boemiæ 1774, T. III. p. 9—16; 17—24. b. Von J. G. Meinert, eine kritische und ergänzende „Durchsicht" des Dobner'schen Auszuges; Wiener Jahrbücher der Lit. 1829. Bd. XLVIII. Anzeigeblatt S. 35—58.

5. **Vincenz** (1140—1167), der Prager Hauptkirche Domherr und Notar, früher Kapellan des Bischofs Daniel, den er auf Reisen durch Ungarn und Italien (zuletzt 1166) begleitete. Vinzenz beschreibt, mit Rücksicht auf den ersten Fortsetzer des Cosmas, die inhaltreiche und diesmal nicht blos die Alpen überschreitende, sondern nach Griechenland und Palästina fortziehende, Geschichte seines Landes und seiner Zeit, welche von K. Wladislaws I. Thronbesteigung (1140) bis auf das J. 1167 reicht, wo sie plötzlich abbricht. Vinzenz schildert hierin Begebenheiten, an denen er mitunter persönlich Theil genommen hatte; er schrieb das Werk „zu Ehren seines Königs" und ist insoweit weniger politisch befangen, als vielmehr an verschiedenen Stellen nachläßig in der Chronologie. Seine Chronik wurde alsbald vom Abte Gerlach fortgesetzt, und später von dem zweiten Fortsetzer des Cosmas und dem Pulkawa (Nr. 13) in Auszüge gebracht.

Ausg. Von Dobner in Mon. hist. Boem. 1764 4. T. I. p. 29—78— nach einer fehlerhaften Copie.

6. **Gerlach**, Abt von Mühlhausen (1167—1198), eine und dieselbe Person mit dem bisher sogenannten Seelauer Mönch (Chronographus Siloensis). Gerlach war 1165 geboren, erhielt bereits in seinem 22. Jahr die Würde eines Abtes in dem neugestifteten Mühlhausener Prämonstratenser-Kloster und ist, unbestimmt in welchem Jahre, aber gewiß nach 1221 verstorben. Sein Werk ist eine ausdrückliche und schätzbare Fortsetzung der Chronik des Domherrn Vinzenz. Sie beginnt mit dem Tode des Bischofs Daniel 1167, begreift unter andern die Chronik des Ansbertus über den Kreuzzug Friedrichs I. Barbarossa vom J. 1189 in sich, und bricht 1198 ebenfalls plötzlich ab, muß aber, wie aus gelegentlicher Bezugnahme auf spätere Ereignisse sich ergibt, wenigstens bis auf 1214 hinaus gereicht haben, mithin von Gerlach erst zu Anfang des XIII. Jahrhunderts geschrieben worden sein.

Ausg. a. Von Dobner, unter der Aufschrift Chronographus Siloensis, Mon. T. I. p. 79—122; und fortgesetzt als Chronicon Gerlaci ib. p. 122—129—nach derselben Copie und mit gleichen Fehlern, wie der Text des Vinzenz. b. Von Dobrowsky, jedoch nur die Jahre 1187—1198 neben dem Werke des Ansbertus, unter dem Titel: „Historia de expeditione Friderici imperatoris, edita a quodam Austriensi Clerico, qui eidem interfuit, nomine Ansbertus. Nunc primum e Gerlaci Chronico, cujus ea partem constituit, typis expressa, cum indice rerum etc. Pragæ 1827, XXII. und 138 S. in 8.

7. **Der zweite Fortsetzer des Cosmas** (1248—1283), ein ungenannter Prager Domherr, der vom J. 1142 bis ungefähr 1247 dürftige Compilationen aus Vinzenz, Gerlach und etwa dem St. Prokoper Zeitbuche liefert — denn seit des Cosmas erstem Fortsetzer war das Zeitbuch des Prager Domstiftes auf mehr als hundert Jahre verstummt. Das gegenwärtige Werk ist also bis hieher ein ziemlich werthloser Anzeiger; wird jedoch vom J. 1248 gleichzeitige und reichhaltige Quelle. Am Schlusse des J. 1283 ist „zur Beruhigung der Gemüther" ein chronologisches Verzeichniß der

böhmischen Herzoge angehängt. Das Ganze sieht übrigens so ungleichartig aus, als wenn es mehrere Verfasser hätte.

Ausg. a. Die Wiener 1752, bei dem ersten Fortsetzer des Cosmas (s. oben 2.) b. Die Prager, gleichfalls an den ersten Fortsetzer des Cosmas angereiht und (bis zum J. 1162) mit den Einschaltungen des Mönchs von Sazawa versehen, in Scriptt. rer. boh. 1783, I. p. 339—473.

Seitdem die Frankfurt. Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde sich der böhmischen Quellen angenommen, haben auch die Fortsetzungen des Cosmas eine bessere Klassifikation erhalten, u. z. wurde die Masse von Chroniken aus den Jahren 1140—1283 folgendermaßen zusammengereiht: a. Annalium Pragensium Pars I. 1196—1278. b. Wenceslai I. Regis historia 1228—1249. c. Annales Ottocariani. 1254—1278. d. Annalium Prag. Pars II. 1278—1281. e. Ann. Prag. Pars III. 1279—1283, insgesammt abgedruckt in Pertz Monum. T. IX. p. 163—209. Unbedeutende Annales Pragenses ad a. 1220 waren schon früher (Monum V. 119 seqq.) edirt worden.

8. **Der böhmische Reimchronist** (1290—1314), insgemein aus Anlaß einer Citation des Hajek, aber nur Kürze haber, „Dalimil" genannt. Es ist diese Reimchronik das Werk eines unbekannten fahrenden Sängers, der in böhmischer Sprache die Schicksale seines Volkes von dessen Einwanderung bis zum Jahre 1314 in 106 Kapiteln besingt. Durch den Deutschenhaß, den diese Reimchronik athmet, hat sie sich als Lieblingslektüre in Böhmen zwei Jahrhunderte behauptet und fand zahlreiche Abschreiber und Interpolatoren; so daß sich frühere und spätere Recensionen derselben unterscheiden lassen. Der Reimchronist hat offenbar den Cosmas benutzt, scheint, als ihn dieser verläßt, meist mündlicher Uiberlieferung zu folgen, und setzt weiterhin aus Wahrheit und Lüge, selbst wo er als Zeitgenosse redet, ein Gewebe zusammen, das heutzutage kaum mehr als einen sprachlichen Werth haben dürfte. Schon im XIV. Jahrhundert ward eine Verdeutschung davon veranstaltet, wie die Handschrift des Prager Domkapitels „di tullsch Kronik von behemlant" vom Jahre 1389 (jetzt von Hanka an die k. k. Akademie der Wiss. zur Herausgabe abgesendet) beweist.

Ausg. a. Von Paul Geschin unter dem Titel: Kronyka stará klášlera Boleslawského o poslaupnosti knížat a králů českých etc. Prag 1620 in 4°, gleich nach der Schlacht auf dem weißen Berge bis auf wenige Exemplare vertilgt. b. Von Faustin Prochazka: Kronyka Boleslawska etc. Prag 1786, 340 S. in 8. Den Namen „Bunzlauer Chronik" führt das Werk blos auf Hajek's Autorität. c. Eine deutsche prosaische Bearbeitung, welche Hr. Hoffmann (gest. 1534) aus einer dem XV. Jahrhundert angehörigen Handschrift des Klosters St. Emmeran zu Regensburg kopiirt und Pez in Scriptt. rer. Austriac. T. II. p. 1044—1111 aufgenommen hat. d. Die neue, mit kritischen Apparate versehene Ausgabe Hanka's Dalimilowa Chronika česká v Praze 1851, 24 u. 264 SS. in 12°.

9. **Peter von Zittau**, Abt zu Königsaal (1294—1338), geb. um das J. 1270 in der damals böhmischen Stadt Zittau, trat ungefähr 1295 in das Zisterzienserstift zu Königsaal (Aula Regia, böhm. Zbraslaw), wurde 1316 Abt daselbst und scheint 1338, dem Schlußjahr seiner Chronik, gestorben zu sein. Er bearbeitete das schon von seinem Vorgänger, Abt Otto, angefangene, aber nur die Jahre 1253—1294 umfassende Königsaaler Zeitbuch in drei Büchern bis zu dem J. 1338; welches Werk durch seine bunte, mit leoninischen Versen durchwebte Schreibart eben so ungenießbar ist, als es durch seinen historischen Gehalt, zumal als Zeitgemälde, ganz besonders schätzenswerth erscheint. Abt Peter's Unvollkommenheiten (sagt Meinert) werden sämtlich durch Vorzüge aufgehoben, die kein anderes böhmisches Zeitbuch in diesem Grade in sich vereint, und die das Königsaaler zu einer wahren Fundgrube des Mittelalters machen.

Ausg. a. Die Freherische vom J. 1602 in Scriptt. rer. Boh. unter dem Titel

Chronica Aulae regiæ p. 22—85, enthält blos das zweite Buch. b. In Dobner's Mon. hist. Boem. 1784, T. V. p. 19—501; vollständig und mit Noten.

10. Franz, Prager Domherr (1338—1353), hielt sich 1321 zu Rom auf, war dann Wischehrader Schulrektor und seit 1333 Sonntagsprediger an der Prager Hauptkirche zu St. Veit. Er starb nach dem Jahre 1353. Im Auftrage des Prager Bischofs Johann schrieb er in drei Büchern die Fortsetzung des nun abermals seit länger als einem halben Jahrhundert unterbrochenen Prager Zeitbuches; aber so, daß er fast blos die Chronik des Königsaaler Abtes in einen wörtlichen Auszug brachte, alles Mißfällige darin verbesserte, und vom J. 1300—1342 (die Geschichte der letzten vier Jahre ist nämlich Franzens Eigenthum) Nachrichten von seinem Gönner dem Bischofe, einwob. Dieser Letztere starb bereits 1343; Franz bearbeitete also sein Werk neuerdings für einen zweiten Mäcen, den geschichtsliebenden Kaiser Karl, für welchen er es auch mit richtigem Gefühl bis 1353 fortsetzte. Es liegen demnach zweierlei Rezensionen von Franzens Chronik vor, die sich nur durch einige abweichende Lesearten und die 24 letzten Kapitel des dritten Buches unterscheiden.

Ausg. a. Von J. A. Knepsl u. F. F. Schwarz de lauro bei einer Inaugural-Dissertation, unter dem Titel: Continuatio Chronici Boemici, conscr. per. Franciscum Can. etc. Prag 1754, Fol. — nach der ersten Rezension, aber mit Fehlern und willkürlichen Veränderungen. b. In Scriptt. rer. Boh. Pragæ 1784, T. II. pag. 3—196 — ebenfalls nach der ersten Rezension, mit kritischen Anmerkungen. c. Von Dobner in Mon. hist. Boem. 1785. T. VI. pag. 253—323; blos das dritte Buch, nach der zweiten Bearbeitung.

11. Neplach († 1370); war geboren 1312 zu Horzinowes, studierte als Benediktinermönch zu Bologna und erhielt um das J. 1350 die Würde eines Abtes von Opatowitz. Er ist zwischen 1366 und 1371 gestorben. Seine Chronik: Summula chronicæ tam romanæ quam Bohemicæ, ist eine trockene Chronologie der ältesten Heiligen, Klosterstifter, Kaiser und Päpste aus den Jahren 849—1360, worin es an Original nachrichten fast gänzlich gebricht.

Ausgaben a. In Pezii Scriptt. rer. Austr. 1725, T. II. pag. 1005—1042. b. In Dobner's Mon. hist. Boem. 1779 T. IV. p. 95—123. Es ist aber diese letztere Chronik von der bei Pez so verschieden, daß sie sich als eine weit jüngere Rezension Neplach's darstellt; deren Verhältniß aber erst nach Auffindung einer kompleten Hs. unseres Chronisten richtig bestimmt werden kann.

12. Johannes von Marignola, aus Florenz gebürtig (schrieb zwischen 1354—1362). Nachdem er als päpstlicher Legat vierzehn Jahre im Morgenlande zugebracht hatte, berief ihn Karl IV. im J. 1353 an seinen Hof, und entließ ihn bereits im folgenden Jahre, wo Marignola das Bisthum von Bissignano in Calabrien erhielt, mit dem Auftrage, eine Geschichte der Böhmen zu verfassen. Der Bischof schrieb diese wirklich außer Landes, mit den Anfängen des Volks- und Staatslebens beginnend, bis zu dem J. 1283. Die Geschichte Böhmens aber, bei welcher meist nur Cosmas und seine Fortsetzer benutzt sind, erscheint hierin als eine bloße Zugabe zu den asiatischen Memoiren des Verf.; kann daher auch auf gar kein Verdienst Anspruch machen.

Ausg. In Dobner's Mon. hist. Boem. 1768, T. II. pag. 68—282; nach einer Hft. (bisher der einzigen) aus dem XV. Jahrhundert, deren Text nicht rein von Verunstaltungen ist. Den Reisebericht hat Meinert ausgeschieden, und unter dem Titel „Joh. von Marignola's Reise in das Morgenland", in den Abhandlungen der k. böhm. Ges. der Wissenschaften B. VII. 1820, 107 S. in 8. bekannt gemacht.

13. Pulkawa (schrieb 1374), mit seinem ganzen — übrigens problematischen — Namen: Přibik Pulkawa von Radenin (irrig Tradenina); Verfasser eines auf Befehl Karls IV. geschriebenen Chronicons, das aus guten Quellen (leider bis zum

J. 1020 mehr aus Dalimil, denn aus Cosmas) geschöpft, und bis auf das J. 1330 ziemlich pragmatisch fortgeführt ist. Der Verf. erwarb sich das Verdienst, die unter weitläufigen Hausnachrichten seiner Quellen oft versteckte Geschichte der Landesfürsten vorzugsweise herauszuheben, gedrängt zusammenzustellen, und die Erwerbungen von Freiheiten und Ländern, die man ihnen verdankt, sorgfältig mit Urkunden zu belegen. Man kann sein Werk (mit Meinert) ein wahres böhmisches Fürstenbuch, und insofern den Kern der vorzüglichsten einheimischen Zeitbücher nennen. Interessant ist es auch, daß Kaiser Karl eine von ihm selbst verfaßte Lebensgeschichte des heil. Wenzel der Chronik Pulkawa's einschalten ließ. Es sind aber wieder zweierlei Rezensionen dieser Chronik vorhanden; sie rühren beide unbezweifelt von Pulkawa selbst her. Die zweite oder jüngere ist nicht nur berichtigt und vermehrt (z. B. mit den Brandenburger Nachrichten vom J. 1100—1317), sondern auch gleichzeitig in die böhmische Landessprache übersetzt.

Ausg. a. Nach der ersten Rezension: in Mencken Scripit. rer. Germ. 1730, T. III. p. 1618 ff. und Ludewig Reliquiae manuscriptorum 1737, T. XI. p. 128 ff. — mit geringen Abweichungen. b. Nach der zweiten Rezension in Dobners Mon. hist. Boem. 1774, T. III. pag. 63—290. Die Dobnerische Hs. ist aus dem XV. Jahrh. in Namen und Jahrzahlen oft unrichtig, im Text verworren, und mit allen diesen Fehlern abgedruckt. c. Die böhm. Uebersetzung, aus welcher sich zuweilen die Fehler des Originals verbessern lassen, gab heraus Faustin Prochazka: Kronyka česká od Přibíka Pulkavy z Tradenina (sic) na poručení Karla IV. sepsaná etc. Prag 1786, 479 S. in 8.

14. Benesch Krabicze von Waitmül († 27. Julius 1375), Prager Domherr, Archidiakonus des Saazer Kreises und zwanzigjähriger Bauvorsteher der heutigen Metropolitankirche zu St. Veit. Auch Waitmüls Chronik erschien unter dem Einfluße Karls IV. Sie beginnt unmittelbar bei dem Schlußjahre des zweiten Fortsetzers unseres Cosmas (oben Nr. 7), nämlich bei dem J. 1283, und schreitet, gleichsam als eine dritte Fortsetzung jenes Zeitbuches, bis zu dem J. 1374 fort — in Allem vier Bücher umfassend, von denen das letzte sich fast ganz mit dem Herrscherleben Karls IV. beschäftigt. Waitmül schöpfte reichlich aus dem Domherrn Franz, einigemal auch aus „glaubwürdigen Berichten älterer Männer," sowie bis 1321 aus dem nun verlorenen Prokoper Zeitbuch (Chronicon S. Procopii). In das vierte Buch nahm er Karls IV. Selbstbiographie (unter Nr. 15) größtentheils wörtlich auf, bis er endlich, vom J. 1346 an, die Geschichten ganzer 28 Jahre aus eigener Anschauung bündig und gewissenschaft erzählt.

Ausg. In Pelzel's und Dobrowsky's Scriplt. rer. Boh. 1784, T. II. p. 199—424. Nach einer ziemlich mittelmäßigen Handschrift.

15. Kaiser Karl IV. (geb. 14. Mai 1316, † 29. Nov. 1378), Verfasser einer Selbstbiographie: Commentarius de vita sua, gewidmet seinen Söhnen und Nachfolgern auf seinen beiden Thronen (Zeit der Niederschrift 1368? 1376?). Wir besitzen von dem Werke jetzt nur noch, was bis zu Karls röm. Königswahl geht; dies ist bis zum J. 1341 vollständiges Original, von da an aber nur ein Auszug des Originals, und gegen das Ende nicht einmal chronologisch geordnet (vergl. Böhmer Fontes hist. Germ. I. p. 264.). Der geschichtliche Rang des Werkes ist so hoch, wie der persönliche seines Verf. Er spricht immer nur von Dingen, die er genau kannte, von Vorgängen, bei denen er mithandelnd war; wahrheitsliebend verschweigt er seine eigenen Fehler nicht, gereiften Urtheils spricht er ohne Wichtigkeit mit ruhigem Ernst. Er wollte nur sein Leben, nicht Alles, was vorgegangen war, beschreiben. In letzterer Beziehung verweis't er gleich anfangs auf die Chron. Boemorum und die Chron. Romanorum. Verstand er unter jenen die Chronica Aulæ Regiæ, unter diesen irgend eine Fortsetzung des Martinus Polonus? In dem ersten Theile seiner Erzählung kann er für das Ganze der Zeitgeschichte aus Peter von Zittau's Chronik

vielfach vervollständigt werden; vom J. 1337 an, in welchem dieser endet, wird die Vita einzige Quelle für den böhmischen Standpunkt, muß aber, besonders von 1341 an, aus der Chronik des Benesch von Waitmül, welcher eine vollständigere Handschrift als die uns erhaltene, vor sich hatte und vielfach benützte, ergänzt werden. Ueber einige Hff. Böhmers Fontes II. XXV — XXVI. Schon zu des Kaisers Lebzeiten wurde diese Selbstbiographie in's Böhmische übertragen. — Handschriften angeblich schon sec. XIV. in Reiner Reineccii Chronicon Hierosolymitanum, Helmstaedii 1584—85. 4. Partis II. Fol. 14—30.

Ausg. a. In Freher's Rer. boh. ant. scriptt. Hanov. 1602, Fol. pag. 86—107. b. Die böhmische Uibersetzung: von Ambros von Ottersdorf, Život Karla IV. a řád Korunování krále českého, etc. Olmütz 1555, 8. und von Fr. Tomsa, Prag 1791, 8.

16. Mag. Laurentius, insgemein Březina genannt (1414—1422); wahrscheinlich einer und derselbe mit „Laurentius de Brzyezowa", welcher im J. 1393 zu Prag den Magistergrad empfing, und 1394 als Hörer des geistlichen Rechtes bei der dortigen jurid. kanon. Fakultät immatrikulirt wurde, wo er bereits plebanus in Luna genannt wird. Im J. 1437 erscheint hingegen M. Laurenz von Březowa als Publizist, der für K. Sigmund die Privilegien der Neustadt Prag in's Böhmische übersetzt. Wir haben es hier nur mit seinem wichtigen, umständlichen, leider blos den Zeitraum von acht Jahren (1414—1422) umfassenden Werke: „Diarium belli Hussitici" zu thun; das von Hajek und Theobald oft citirt, und von Dobrowský (Abhandl. d. k. böhm. Ges. der Wiss. 4. 1788, S. 303 ff.) als geschichtliche Hauptquelle gewürdigt wird. Dieses Werk, das handschriftlich auch in böhmischer Uibersetzung existirt, ist in seiner Gesammtheit noch unedirt. Auszugsweise bearbeitet hat dasselbe Beausobre in seinem Supplément à l'histoire de la guerre des Hussites de Mr. Lenfanut, à Lausanne et Genève 1746, 4.

Ausg. Blos Ludewig machte ein Bruchstück (J. 1414—1420) bekannt unter dem Titel: „Laurentii Byzynii (sic) origo et diarium belli Huss.," in seinen Reliq. manuscr. 1724, T. VI. p. 124—216. Ein vollständiger Codex des M. Laurentius (in Auszügen bekannt aus dem Časopis česk. Mus.) befindet sich in der Prager Universitäts-Bibliothek, Vgl. hiermit das interessante Chronicon Taboritarum Joannis de Lukawetz et Nicolai de Pelhrzimow. M. S. Rayhrad., abschriftlich unter den Hff. d. böhm. Mus. Nr. 301.

17. Bartoschek von Drahonicz (1419—1443), ein Geschichtschreiber, dem man nur nach Balbins Vorgange den obigen Namen beiläßt; von dessen Lebensumständen aber nichts bekannt, sondern nur so viel wahrscheinlich ist, daß er Kriegsmann und nicht auch, wie M. Laurentius, Utraquist gewesen. Dieses sogenannten Bartoschek „Historia" ist eine eben so getreue als schlecht stylisirte Darstellung der Händel und Ereignisse, die zwischen den Jahren 1419 bis 1443 in Böhmen wechselten. Die Mäßigung des Verf. ist fast ohne Beispiel, sein historisches Talent aber nicht groß.

Ausg. In Dobner's Mon. hist. Boem. 1764; unter dem Titel: Chronicon Bartossii de Drahonicz, T. I. p. 143—207. Nebst einem Anhange p. 210—218, welcher abgerissene chronologische Notizen von 1310—1464 in böhm. und latein. Sprache enthält, aber kaum von demselben Verf. herrührt.

18. Aeneas Sylvius aus dem Sienesischen Geschlechte der Piccolomini (geb. 18. Okt. 1405 zu Corsignano, wurde Papst unter dem Namen Pius II. 19. Aug. 1458, † zu Ancona 16. August 1464). Durch die unüberwindliche Tapferkeit der Böhmen wurde er, nach seiner eigenen Aussage veranlaßt, die Geschichte dieses Volkes zu schreiben, die, in 72 Kapiteln eingetheilt, von der Lage Böhmens und dem Ursprunge der Bevölkerung anhebt und bis auf K. Georg von Podiebrad, oder das J. 1458 reicht. Sylvius kam im J. 1451 als Gesandter Kaiser Friedrichs III. selbst nach Böhmen, und bezog auch später einige historische Hilfsmittel (z. B. den Pulkawa) von dort. Er begann seine Arbeit kurz vor seiner Erwählung zum Papste.

Bis auf seine Zeit ist seine Historia bohemica fast ganz ohne Werth; aber schon vom 35. Kap. an spricht er als erfahrener Zeitgenoß; der aber indeß wieder von einer gewissen Staatsklugheit so wenig frei ist, daß er sich zu den ungerechtesten Urtheilen über das Volksthum der Böhmen hinreißen läßt. Uibrigens ist des Sylvius Werk im Grunde nur eine Regentenchronik, die weit weniger glaubwürdig als vielmehr interessant ist und leider einer ganzen Generation späterer Geschichtschreiber zur alleinigen Quelle diente.

Ausgaben und Uibersetzungen. a. Erste, u. z. elf Jahre nach des Verf. Tode erschienene Inkunabel-Ausg. Romae, A. MCCCCLXXV die 10 Jan. 73 Blätter Fol. und eingetheilt in fünf Bücher. b. Enee Silvij Senen. etc. Historia bohemica, s. l. et a. 4. Von der ersten Ausg. unabhängig. c. Coloniae 1524, 8. d. Bei M. Frechts Wilichind. cum aliis hist. Basil. ap. Herwag. 1532 Fol. pag. 126—219. e. Salngiaci 1538, 165 S. in 8. f. Basileae 1575, 83. S. Fol. it. g. 1589 In Freher's Scriptt. rer. Boh. Hanov. 1602, Fol. pag. 118—206. h. Quelpherb. 1620, 8. i. Francof. et Spirae 1687, 156 S. in 4. Ebendas. mit dem Dubravius in 8. k. Helmst. 1699; Fol. l. Pragae 1766, 4. ex typogr. Collegii Acad. mit Noten. Ferner in Aen. Sylvii Operibus Basil. 1551 et 1571 Fol. und in seinen Opp. geogr. et hist. Helmst. 1699, 4. Italienisch: Le historie della nob. prov. delli Boemi etc. in Vinegia 1545, 8. Böhmisch: Uibersetzt und herausg. von Nik. Konacz. Czeská Kronyka Enea Sylwia w Praze 1510, 4. mit Holzschnitten. Hierauf verbessert durch A. v. Weleslawin (zugleich mit der Chronik des Kuthen) Prag 1565, 4. Dasselbe im Verlag der Krameriuss. Erben ebend. 1817, 597 S. in 8. Deutsch: (frei und blos auszugsweise) durch M. Georg Beatus, Leipz. 1616, 82 S. Fol.

19. Paul von Prag, genannt Židek, Domherr der Prager Hauptkirche, schrieb im J. 1471 auf K. Georgs von Podiebrad Verlangen drei Bücher Giří Zprávowna (Anweisung für Könige sammt Chronik), wovon die beste Hs. in der Bibliothek des Prager Domkapitels, eine andere in der Universitätsbibliothek daselbst. Das letzte Buch enthält auch eine kurze böhm. Regentengeschichte, die zwar wenig Eigenthümliches hat, aber doch von Dobrowsky auszugsweise in Časopis česk. Mus. 1827, II. 44—47; III. 113—115; IV. 90—94; 1828, I. 101—103 mitgetheilt wurde. Außerdem schrieb Paul eine allg. Encyklopädie in lat. Sprache (Manuskr. zu Krakau), worin jedoch nichts Dahergehöriges vorkommt.

20. Die Hauschronisten des XV. und theilweise XVI. Jahrhunderts. Es sind dies die unbekannten Urheber verschiedener, blos für Gedächtniß und Haus in böhmischer Landessprache, verfaßter chronologischer Datensammlungen, welche, schlecht und recht, wie sie vorliegen, den Zeitraum vom J. 1378 bis 1527 beleuchten; allenthalben mehr das Einzelne verfolgend, meist wortreich und mit Einfalt, Sitten und Begebenheiten jener Zeit schildernd, über welche, wie wir gesehen haben, nur wenige, unverdächtige Zeugen Bericht geben.

Ausg. a. Von Dobner unter der Aufschrift: Anonymi Continuatores Pulkavae. dreierlei Monographien von 1310—1470, in Mon. hist. Boem. 1779, T. IV; pag. 129—190. Dies sind nämlich von Dobner selbst veranstaltete lateinische Uebersetzungen böhmischer Originale, welche letzteren einem Codex von Pulkawa beigeschrieben waren, daher sie Dobner für Fortsetzungen desselben hielt. b. Von Pelzel und Dobrowsky eine dergleichen Hauschronik aus den J. 1338—1432, böhmisch mit gegenüberstehender lat. Uebers. in Scriptt. rer. Boh. II. 448—487. c. Von J. N. Zimmermann, eine aparte und jetzt entbehrliche Ausgabe unter dem Titel: Pokračování Kronyky Benesse z Hořovic (1393—1470), Prag 1819, 160 S. in 8. Der Herausgeber blieb bei der Benennung, welche Balbin dieser Hauschronik deßhalb gab, weil er sie bei einer (nach Königshoven bearbeiteten) Chronik des Ritters Benesch von Horžowiz fand. d. Im dritten Bande der Prager Scriptt. rer. boh. 1829, 8. pag. 1—466. Eine chronologische Zusammenstellung des gesammten Vorrathes böhmischer Hauschroniken in der Ursprache (durch F. Palacky.)

21. Der Schreiber Bartosch von Prag (um 1531,) bürgerlichen Standes; beschrieb in vier Büchern als Anhänger der lutherischen Parthei die Un-

ruhen der Pikarditen zu Prag, von der Thronbesteigung K. Ludwigs (1516) bis zum J. 1531. Das kleine, aber werthvolle Ganze ist in böhmischer Sprache abgefaßt.

Ausg. Eine schlechte lateinische Bearbeitung vom J. 1606, unter dem Namen eines incerti Authoris lieferte Pontanus im VII. Buche seiner Bohemia pia, Francof. 1608, Fol. pag. 94—127. Vollständig und mit nöthigem kritischen Apparate hat dies Geschichtswerk herausgegeben K. J. Erben, Prag 1851. 8.

22. Georg von Pisek, gewöhnlich Mag. Georgius Pijseensis (wol auch Pisnensis) genannt, war in den Jahren 1525—1526 Dekan der Prager philosophischen Fakultät, († als Vorsteher (præpositus) des akademischen Collegiums zu Allen Heiligen 17. April 1544. Er hinterließ unbedeutende Nolata historica ab anno 1518 usque ad obilum R. Ludovici, 1526.

Abgedr. in L. Ch. Pfrogner's Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte besonders Böhmens, N. A. Prag 1805, 8. S. 164—180. Aus dem Autograph der Strahöfer Stiftsbibliothek.

23. Bohuslaw Bilejowský, † als hussitischer Prediger bei St. Galli zu Prag 1555, gegen neunzig Jahre alt. Er schrieb für seine Glaubensgenossen eine böhmische Kirchenchronik, die bis zu dem J. 1542 reicht. Es ist eine Partheischrift, die selbst als solche tief unter der Mittelmäßigkeit steht.

Kronyka česká zpuosob vijry křestianske pod oboji etc. Am Schlusse: Excudebat Norinbergae Venc. Austinus. a. 1537, 10 Bogen in 8. Neu herausgegeben von J. Skalický (Dietrich): Kronyka církevní etc. v Praze 1816 mit Noten, 150 S. 8. Beigefügt ist eine alte Mappe Klaudian's v. J. 1518, (verkleinert), mit Bezeichnung der kalixtinischen Ortschaften Böhmens.

24. Martin Kuthen von Springsfeld, geb. zu Kuttenberg, woher vielleicht sein Name; † als Syndikus der Altstadt Prag im Rufe des Pasquillanten 29. März 1564. Er schrieb a, eine kurze Chronik von Böhmen bis auf Ferdinand I. in böhmischer Sprache; wozu er fast blos den Dalimil und Pulkawa, weiterhin etwa einige böhmische Hauschroniken benützte. Dieses Werk erschien bereits 1539, also noch vor dem Hajek im Druck, dürfte aber eben so wenig Lob verdienen, als die übrigen (unten sub b, c, d angeführten) geschichtlichen Werke des Verfassers.

a. Kronyka o založení země české etc. w Praze 1539, 4. mit mehreren Porträts und einer Zueignung an den Magistrat der Altstadt Prag. Neu abgedruckt von Adam von Weleslawin mit dem böhm. Aeneas Sylvius: Kronyky dwě o položení země etc. ebendaselbst 1585, 4; und von Kramerius d. J. 1817, 8. Da die Weleslaw. Ausg. die Kapitel des Kuthen in den Text des Aen. Sylvius mit kleinerer Schrift chronologisch einschaltet, so entstand der Irrthum, Kuthen habe des Sylvius Werk mit Noten versehen b. Catalogus ducum regumque Bohemorum etc. in kurzen Distichen; Prag, 1540, 4. 1582, 8., mit Abbildungen; auch in Menken Scripit. R. Germ. I. p. 1967. c. Brevis et succincta descriptio Pompæ in honorem sacr. et inv. Imp. Ferdinandi I. in Metropolim Boj. Pragam adventantis 8. Nov. 1558 etc. (mit Math. Collinus) Pragae. 1558, 4. Deutsch: Kurzer Bericht ꝛc. Ausgb. 1558, 4. Beschreibung d. feierl. Einzuges K. Ferd. I. von Cornova, Prag 1802, 119 S. 8. d. Kronyka welmi pěkná o Urozeném a statečném Rytíři Janowi Žižkowi, w Praze, 1564, 8. (Žižka's Leben — wohl apokryphisch.)

25. Wenzel Hajek von Libočan. Leben und Werke dieses Chronikanten sind bereits oben (S. 380—393) geschildert worden.

Chronologisch-systematisches

Haupt-Register

zur

Illustrirten Chronik von Böhmen.

(Zweiter Band.)

Seite

Fünfter Zeitraum 1379—1437.

Sechster Zeitraum 1437—1526.

Neuere Geschichte 1526—1648.

III. Auszüge aus Lokal-Chroniken.

IV. Genealogische, heraldische und sphragistische Skizzen.

Seite

V. Numismatik.

VI. Vaterländisches Ritterthum.

VII. Cultur-, Rechts- und Kirchengeschichte.

VIII. Orts- und Wappensagen, Legenden rc.

Seite

IX. Burgen, Kirchenmonumente, Alterthümer und Curiositäten.

Seite
